Schweizersagen

aus dem Aargau.

Gesammelt und erläutert

von

Ernst Ludwig Rochholz.

Erster Band.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1856.

Universitäts-
München
Bibliothek

D

Sr. Majestät

dem

König von Bayern

Maximilian II.

dem großmüthigen Freunde deutscher Vaterlandskunde

ehrfurchtsvoll und dankbar zugeeignet.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

		pag.
Vorrede		11

I. Geheiligte Gewässer.

Nr.		pag.
1.	Die Quellen der Schafmatt	1
2.	Der leuchtende Pfad im Rinke	1
3.	Bertha von Badegg	2
4.	Die drei Schwestern im Gilthale	3
5.	Ring am Eglisweiler Berge, oder Hemisen	4
6.	Ring am Kardurgerschlosse	6
7.	Wendelsee im Kulmerthal	6
8.	Egelsee am Heitersberg	7
9.	Heilige Verena in Zurzach	11
10.	Verenabad in Baden	14
11.	Entdeckung der Heilquellen in Baden	17
12.	Genesene Helvetierin	18
13.	Aarauer Stadtbach	19
14.	Schenkenerbad am Lindenberge	22
15.	Das Guggibaderlied	24
16.	Brunnen in Dieberg	29
17.	Burkhardsbrunnen in Beinwil	29
18.	Der gefierte Ritt	30
19.	Heitersehlee bei Muri	31
20.	Schwimmer Wilki zu Meisterschwanden	32
21.	Beilelied vom Runeli	33
22.	Die beiden Lebenslichter	37
23.	Brautfahrt am Hallwilersee	37
24.	Wassergeist bei Seckingen	38
25.	Rothhaus für Ertrunkene	39
26.	Hungerbrunnen in Degermoos	39
27.	Hornußer Hungerbrunnen und Sälibrunnen	40
28.	Brunnen zu Waldhäusern	43
29.	Wässerrecht zu Ursprung	43
30.	Verschütteter Brunnen	44
31.	Wässermann zu Staffelbach	44
32.	Fewermann an der Eggerfähre	45
33.	Brennender Nänder in der Reuß	46
34.	Fewermann in der Machnau	46

No.		pag.
35.	Ueberfahrende Geister	47
36.	Der Brunnlig durch Gebet verscheucht	48
37.	Lauenburger Feuermann	49
38.	Räuberschiff am Rhein im Tüfthal	49
39.	Schwarzer in der Au, Klingnau	53
40.	Der Mörder am Sandbrunnen	54
41.	Neußbrücke zu Sins	55
42.	Wässermann in Seengen	55
43.	Wassergeist im Trettenbach	55
44.	Der Krauenstieg	56
45.	Silberbrünnlein bei Seengen	56
46.	Tribächli am Lindenberg	56
47.	Steg für die Pferdebene	56
48.	Neufähre bei Mühlau	57

II. Geheiligte Bäume.

49.	Steinmutter zu Schneisingen	59
50.	Barakentau bei Zeiningen	59
51.	Dornstrauch am Birrfelde	60
52.	Dornstrauch zu Oberkulm	61
53.	Linde von Linn	62
54.	Strebelstaude zu Königsfelden	66
55.	Die Ringlisanmatte	68
56.	Holzbirnbaum bei Lunzg und Jäger Hoverli	69
57.	Bildbaum am Aestenberg bei Birr	73
58.	St. Burkhard im Balken	73
59.	Hansgeist im Brandhalden	75
60.	Opferstock in Staufingen	75
61.	Die Ramsteiner Verwünschten	76
62.	Der Schwarze im Pfahl	77
63.	Unverletzliches Reinacherhaus	77
64.	Der Bann und seine Lösung	78
65.	Der Heine am Steinebühl bei Baden	79
66.	Langstielerbaum in Hausen	80
67.	Schwarzer Eichmann in Wehlen	80
68.	Der Suchelis am Kirschbaum	80
69.	Apfelbaum der Sarmenstorfer Einsiedelei	81
70.	Acthe Augenlieder	82
71.	Die Zehrenlinde bei Aarau	83
72.	Der Kirschbaum in Schildwald	83
73.	Entstehung des Brugger Jugendfestes	84
74.	Die Heiligsiehre bei Wegenstetten	85
75.	Das Kind und die Blutstropfen	86
76.	Kleinkinderbaum	87
77.	Kleinkindersteine, a — e	87
78.	Geburtstanne	88
79.	Schloßtanne in Wittingen	90

III. Wildes Heer.

Nr.		Seite
80.	Wuetigsheer am Aarauer Homberg	91
81.	Das Wundisheer um Muri	92
82.	Streggelenjagen in Merenschwanden	94
83.	Wuetisee in Muri	95
84.	Wuenis Heerwagen bei Mellingen	95
85.	Meer Meriz bei Tegerfelden	97
86.	Dorfthier von Lütwil	99
87.	Die Merenschwander Dertlees	99
88.	Ueberfahrende Jau bei Koblenz	100
89.	Rindelenmeer bei Schupfart	100
90.	Der Schweinreiter auf Thierstein	100
91.	Silberne Jau im Gisliholz	101
92.	Obermann in Mellikon	101
93.	Pfaffenhohle in Suhr	102
94.	Der Lochmeggenjäger	103
95.	Erlisbacher Dertthier	105
96.	Die Fischbank bei Othmarsingen	107
97.	Peilstutsche zu Gudingen	109
98.	Der Jäger auf der Freudburg	109
99.	Seldbrunnen der Remerstadt Lenzburg	110
100.	Nächtlicher Leichenzug bei Seon	113
101.	Der Quächi zu Aty	115
102.	Der Gigelitanner auf der Alp	116
103.	Der Viehtreiber bei Meriken	117
104.	Der nächtliche Ruf in der Mühlimatte	118
105.	Das alte Schloß bei Gontenschwil	118
106.	Burggeist der Ruine Betenstein	119
107.	Dornjungfrau und Kutsche zu Kasteln	119
108.	Das Hexenschüerli bei Leerau	120
109.	Wetterhut am Aarauer-Hungerberg	122
110.	Der Gut-Wetter in Arlenwil	122
111.	Stierengarten zu Meisterau	124
112.	Wilder Jäger Mutti am Ghnubel	128
113.	Kegelspiel im Walde bei Uezwil	129
114.	Die Schloßmuhl der Hemburger	130
115.	Schloßmuhl und Geisterwäsche	135
116.	Güggermül-Anneli und Mauserwibli	135
117.	Die Laufpathin auf der Wartburg	136
118.	Jungfernacker bei Olten	138
119.	Das Hügelmaidli zu Holziken	139
120.	Ruine Königstein bei Aarau	141
121.	Rothes Tüchlein bei Kastelen	146
122.	Das Bachmaidli zu Seon	147
123.	Die Rosenkranztochter am Löhli	147
124.	Die Kränzleinjungfer bei Oberhof	148
125.	Bodelmergeist in Wohlleswil	149
126.	Goldenes Bodenmaitschi in Oberlengnau	149

Nr.		Pag.
127.	Das Breitiermattli bei Meblin	149
128.	Weidende Geißen, 1 — 10	150
129.	Mattbiethier in Reinach	154
130.	Mattlise und das Schwedenbaus bei Hettenschwil	160
131.	Metteli	163
132.	Die sieben Herren im Kelleramt	165
133.	Die Geisterfuche	166
134.	Wandelnde Rathsherren von Muri	168
135.	Unverschließbare Thüre in Beltheim	168
136.	Schwärmende Geisterschaaren, a — e	170
137.	Geistermauer auf der Ost	173
138.	Geistermauer in Endingen	173
139.	Wilde Jagd um Jestingen und Brittnau	174
140.	Der Teufel am Ghildberg bei Brittnau	175
141.	Der Jägerknecht von Freiburg	178
142.	Der Aeuliger im Auererthal	178
143.	Der Ziegler im Winkel	178
144.	Geisterbahnen der W. Jagd um Aarau	179
145.	Der Wildjäger Graf Aeßenäler	180
146.	Wilde Heer bei Ogliswil	181
147.	Jagd am Pfirihanß bei Birmenstorf	182
148.	Mantlenejäger um Villnachern	182
149.	Der Härtlinbrmann	183
150.	Ringhaltenjaggeli als Jäger und Aeß	183
151.	Der Burgvogt von Brunnegg	187
152.	Der Urlacher auf den Bilgerheim	189
153.	Das Reiterspiel auf dem Geiserspeg	191
154.	Meerpferd am Erlenmoos	192
155.	Das Aeß bei Wallbach	193
156.	Aeß als Mönchen	195
157.	Der Reiter zu Lenggern	195
158.	Gaßlerreiter am Hasliacher	196
159.	Burgfuh im Aricktbal	197
160.	Herrethier bei Ober-Endingen	197
161.	Der Schimmelreiter am Salzbrunnen	197
162.	Der Amazyper bei Mettau	201
163.	Geistmüller auf der Wittnauermühle	202
164.	Der Fälle von Rheinfelden	204
165.	Jäger am Bruchmattbrunnen, Aricktbal	210
166.	Der Dreihundertjährige am Etzichen	210
166a.	Farbe und Tracht der Geister	212
166b.	Wagen des W. Heeres	215
166c.	Matronen auf den Hochgebirgen	217
166d.	Der W. Jäger im Wiggernthale	219

IV. Schatzhöhlen.

167.	Die Schlüsseljungfrau von Tegerfelden	221
168.	Die Spinne auf der Heidenburg	243

No.		pag.
169.	Schatzhöhle bei Bellikon	249
170.	Die Römerjungfrau zu Augst, a—d	250
171.	Der Mauerhubel bei Jetzwil	253
172.	Die Schatzthüren in Bern	254
173.	Die Schatzgrube bei Reinach	255
174.	Das Loch in die Unterwelt	256
175.	Das Schloß Urgiß	256
176.	Heidenweib auf dem Lägernberge	257
177.	Drei Jungfrauen auf dem Hertenstein	258
178.	Mörderthier im Auederthal	259
179.	Erlösung durch einen Liedvers	259
180.	Die Schatzgräber am Burghaldenberg	260
181.	Verwunschte Jungfrauen und Herle, a—i	261

V. Zwergensagen.

A. Aargauer Zwergensagen.

182.	1) Das Bettelweib in Wil	264
183.	2) Vo de Härdmändlene üf der Ramsflue	267
184.	3 a) Die Erdleute bei Oberhof	268
184.	3 b) d'Härdwibli am Striha	270
184.	3 c) Das Innere des Strichenberges	271
185.	4) Die Erdweibchen in Gisingen	272
186 a.	5 a) Das schwere Kind am Sekenberge	273
186 b.	5 b) Die Erdbidderli zu Zrick	274
187.	6) Das Erdweibchen in der Hufenfluh	275
188.	7) Wilde Frauen um Kienberg	275
189.	8) Frauenhügel bei Brugg	275
190.	9) Erdmännchen in der Stiftshalde	276
191.	10) Bergmännchen auf der Hagleflä	277
192.	11) Der Giozarien zu Bötiken	278
193.	12) Die Erdmännlein zu Lenggern	279
194.	13) Erdmännchen bei Gippingen	280
195.	14) Die Herrmännlein an der Aulthalde	282
196.	15) Die Wachletä Jumpfere bei Magden	283
197.	16) Bergmännlein auf Schloß Froßburg	284
198.	17) Betendes Erdmännchen bei Klingnau	285
199.	18) Der Stalliegeli in Wettingen	285
200.	19) Kobold Beckli in Kirchleerau	285
201.	20) Der Sennenzwerg in Muri	286
202.	21) Die Erdmännlein auf der Steiten bei Leerau	287
203.	22) Irettengeiß zu Gebisdorf	287
204.	23) Das Ghudermandli in Veltheim	288
205.	24) Der Heerdmännlistein bei Wohlen I. — II.	288
206.	25) Die Tanzplätze	291
207.	26) Kinzhaldenjeggeli bei Risen	291
208.	27) Kainhaldenjeggeli am goldnen Geisweg	292
209.	28) Das Herdmännli von Mellikon	293

No.		Seite
210.	29) Ruetter Schloß Riggi	294
211.	30) Hanskobelt im Neuhimmel	295
212 I.	31) Mummelimann bei Fahrwangen	296
212 II.	31) Schellenreter am Hallwilersee	297
213.	32) Schwarzwälder-Bläsch	298
214.	33) Stiefelreiter im Maiengrün	301
215.	34) Kirchmaier zu Reitnau	302
216.	35) Der Verwalter im Schlattholze	303
217.	36) Marienmilch in der Weintrette zu Dettingen	303
218.	37) Guggelkerl im Ringgraben	303
219.	38) Männlein in der Hülle zu Legerfelden	304
220.	39) Lindegiger am Ruckfelde	306
221.	40) Geiger Lux von Buttwil	311
222.	41) Zed der sieben Zwerge	312
223.	42) Heidenzwerge zu Klein-Dettingen	313
224.	43) Die Heidenmännchen in Roken	315
225.	44) Das Lämmlisloch bei Wegenstetten	317

B. Zwergensagen aus andern Schweizerkantonen.

226.	45) Der Sattlerfranz auf der Grimsel	317
227.	46) Die Tiäten im Bündner-Münsterthal	318
228.	47) Der Geißler von Klefiers	319
229.	48) Die hinkende Kuhkuh	321
230.	49) Das Rucken der Kühe	323
231 I.	50) Die Herdmannli am Pilatusberge	325
231 II.	50) Der Zwerg auf Kastelenalp	327
232.	51) Wildenmannlisloch im Toggenburg	328
233.	52) Das Erdmännlein auf Seeburg	329
	Anmerkungen zu den Zwergensagen	330
	Sachregister	390

Abkürzungen.

Abgl. Aberglaube. — agf. angelsächsisch. — ahd. altdochdeutsch. — altn. altnordisch. — Anz. Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit v. Mone und Ruſieb. — Aarg. Beitr. Aargau. Beiträge von Kurz und Weißenbach. 1846. — Beov. Beovulf, ed. Leo, Ermaker. — chron. Tigur. Heinrich Bullingers Züricher-Chronik, handschrift. 4 Bände. — Dist. Distiches von Graf. — DS. Deutsche Sagen von Grimm. — DSagb. Deutsches Sagenbuch von Bechstein. — DS. Geschichte der deutschen Sprache, von Grimm. — Heidenth. Geschichte des Heidenthums von Mone. — Journ. v. u. f. Deutschl. Bibrae Journal von u. für Deutschland. — Jr. ChM. Irische Elfenmärchen v. Grimm. — isl. isländisch. — gothd. gothisch. — KM. Kindermärchen Grimms, Weiß u. B. — Lat. Ges. Latein-Gedichte des 10. u. 11. Jahrh. von Grimm und Schmeller. — Leib. altr. Liedbuch von W. Wackernagel, altnord. von Dietrich. — L. Sal. Lex salica, ed. Merkel. 1850. — Magiol. Polonis Magiologia 1675. — mhd. mittelhochdeutsch. — MS. Minnesinger, ed. vdHagen. — Myth. Grimms Mythologie, 2. Ausgabe. — nrd. niederdeutsch. — ndl. niederländisch. — nds. niedersächsisch. — nhd. neuhochdeutsch. — Nib. Nibelungen, ed. Lachmann. — RA. Grimms deutsche Rechtsalterthümer. — Reind. u. Reinhart Fuchs, von Grimm. — skr. sanskrit. — vdHag. von der Hagens Sammelwerke. — Wb. Wörterbuch. — Zeitschr. germanistische Zeitschriften von Haupt, Pfeiffer und Weis. — Zürch. Neuj.-Bl. Züricher Neujahrs-Blätter v. J. 1645 an.

Vorrede.

Vorliegende Sagensammlung gehört ausschließlich dem Aargau an und hat mithin kein größeres Gebiet, als die nicht ganz sechs und zwanzig geographischen Geviertmeilen, die dieser Schweizerkanton hält. Dazu beschränkt sie sich als eine Originalsammlung blos auf das aus der mündlichen Volksüberlieferung Selbstgewonnene und Eigne, sie bleibt also auch nach dieser Hinsicht in ihrem ohnedies schon schmalen Spielraum allein auf sich angewiesen. Es sollte nun scheinen, als ob die Enge eines so geringen Schauplatzes einem Sammelwerke nur ungünstig werden müßte. Jedoch auch hier wieder einmal ist es der Schein, welcher trügt; denn das halbe Tausend von Sagen, zu welchem diese Sammlung in zwei Bänden angewachsen ist, zeigt das gerade Gegentheil. Der Grund, wie dieses so kommen muß, ist zwar den Sammlern begreiflich, nicht aber so leicht den noch unbetheiligten Lesern. Unsere kleine Hauswiese, nahgelegen und sonnig, wirft uns mehr Nutzung ab, als die Allen gehörende und von Keinem gepflegte Gemeindehutung. Hier findet unser Kind die ersten und die letzten Blumen, während gleichzeitig draußen auf der Almende alles noch unwegsam daliegt, oder schon wieder kahl und ausgestorben ist. Die Aecker, die der Landwirth nicht mit eignen Arbeitskräften bebauen kann, sucht er zu verkaufen, denn sie werden ihm keine zinstragende; aber das Grundstück, das den Hahn krähen hört, hat doppelten Werth und giebt doppelten Ertrag. Der Oekonom veranschlagt so den Werth eines Grundstückes, je nachdem es in größerer oder geringerer Entfernung von den Wohnungen liegt; der Sagensammler und seine Leser sollen gleichfalls nicht unrationeller verfahren. Unser Altvater auf dem Aehrenfelde der deutschen Mythe, Jakob Grimm, spricht diese Wirthschaftsregel als eine seiner Erfahrungen aus. Ergiebigste Ausbeute, sagt er, scheinen die Sammlungen zu gewähren, die mitten in einer sagenreichen Landschaft sich erhebend aus ihr nach allen Seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die Grenze zu überschreiten. Myth. XIII. Wer die Sage anders gewinnt, sie gleichsam wie eine Waare bezieht aus großen Reichen her, die er nicht einmal alle durchwandern, geschweige selber bewohnen kann, der wird uns einen sogenannten „Sagenschatz" anzubieten haben, aber er wird ihn nicht

heben können, und wir werden nicht wissen, wo der Schatz liegen soll. Der Nutzen, den ein solcher Sammler etwa stiftet, ist jener indirekte, den ein Kornhändler in Jahren der Mißärnte bringt. Ist einmal die Zeit der Theuerung vorbei, so wird sich Niemand um das amerikanische Kunstmehl reißen, das mit Bohnen gemischt ist und sich schimmlig backt. Während alles wieder nach gutem einheimischem Weizen verlangt, weiß man nicht mehr, für wen jenes bestimmt sein soll, da es dem Reichen zu schlecht und dem Armen zu theuer ist. Ist es denn nun jemals anders gewesen mit jenen aus weitestem Umkreise zusammengerafften Sagensammlungen? Es schob das Volk, welches alles was seinem Verständnisse trotzt, gelehrt zu nennen pflegt, das Buch dem Gelehrten zu; dieser, dem sich dasselbe für die Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung unbrauchbar, d. h. unzuverlässig erwies, verweigerte ihm hartnäckig die Aufnahme in seinen Bibliotheken. Der mythologische Forscher ärgerte sich, daß ihm die etlichen wichtigen Punkte eines solchen Werkes in der tauben Masse des übrigen Materials gerade zur Quelle der störendsten Zweifel werden sollten; der Bürger fand nichts von dem speziellen Nutzen daran, dessentwegen er etwa Bücher kauft, noch viel weniger wurde ihm und Anderen darin der besondere Nachweis fühlbar, daß hier die Nation die Vorgeschichte ihres Denkens und Glaubens zu lesen bekommen konnte. So blieb die Sage nichts als eine Curiosität, ein Buch, das man Kindern und Ammen zum Blättern überließ, nachdem man über dessen Einfalt vornehm gelächelt hatte. Dies brachte den ganzen Gegenstand einige Zeit in Verruf. Daher kam es denn, daß sogar unsere einheimische ächte Tradition noch am hell lichten Tage der Neuzeit Gefahr lief, das von Allen verstoßene Aschenbrödel Deutschlands werden zu sollen, das höchstens in der Dienstrolle der Almanachsromanze und des Opernsujets sich vors Publikum herauswagen durfte. Wir haben diese üblen Erfahrungen nun hinter uns, weil wir den Irrthum erkennen und ihm die Quellen verstopfen.

Die Selbstbeschränkung ist der wesentliche Charakter einer Sagensammlung, aus dem örtlichen Heimatsboden saugt sie ihre Körperkraft, ihre Gedächtnißschärfe, Anschaulichkeit und Geistreswahrheit. Die Naturtreue, auf die sie sich stützt, ist ihrem eignen Begriffe nach ohnedies niemals etwas blos locales und beschränktes. Die Sage hat dies mit dem Volksliede gemein, dessen Aechtheit auch nur in der örtlichen Abkunft liegt, und dessen Verständniß doch der ganzen Nation angehört. Damit allein dokumentiert sie sich, wenn sie den Ursprungsschein aller ihrer Güter bei den Grenzwächtern vorweisen soll, welche die Marken unseres wissenschaftlichen Zollvereins hüten. Die ganz

unberechenbare Ausgemachtheit der Sage des alten Volksglaubens und das ans Wunderbare reichende Erinnerungsvermögen, mit welchem derselbe an Ort und Stelle ausgedauert hat, diese unveränderliche Ueberlieferung und tausendfache Uebereinstimmung giebt der Sage eine Würde, mit der sie nicht nur jeden Versuch, sie poetisch auszuschmücken, weit übergipfelt, sondern mit der sie zugleich auch jeder rationalistischen und historisierenden Verwendung siegreich Trotz bietet.

Wenn wir nun den Schauplatz beschreiben, welchen die nachfolgenden Volksüberlieferungen einnehmen, so dienen wir damit dem fremden und dem einheimischen Leser. Beide erfahren dabei, wie ein solches Ländchen nach seiner Bodenbeschaffenheit, nach seiner Bevölkerung, nach seinen geschichtlichen und bürgerlichen Verhältnissen aussehen muß, wenn in ihm die Sage sich nach jenen Richtungen entwickeln und fort erhalten soll, welche in unserm Buche zu ebensoviel besondern Sagenabschnitten geworden sind. Damit bezwecken wir weder statistische Angaben, noch landschaftliche Beschreibungen zu machen, obschon beides, das Land und sein Schicksal, die Eigenthümlichkeit und Reichhaltigkeit der daraus entspringenden Sage allein bestimmt. Dies läßt sich in Kürze veranschaulichen.

Das Aargau ist zum größeren Theil Flußgebiet. Drei große Ströme der inneren Schweiz durchziehen es und münden in ihm. Aus dem Thuner See kommt die Aare, giebt dem Gau ihren Namen und durchläuft ihn seiner Breite nach; seiner Länge nach durchläuft ihn ferner die Reuß aus dem Vierwaldstätterse. Aus dem Zürchersee kommt die Limmat, und nachdem sie sich müde gedreht hat an allen ihr hingestellten Maschinenrädern der gewerbsthätigen Bevölkerung und an einer ganzen Million von Fabrikspindeln, ergießt sie sich vereinigt mit Aare und Reuß in den brüderlichen Rhein. Dieser bildet die breite Nordgrenze des Landes, und dadurch ist dasselbe also auch dem Einflusse der deutschen Nachbarschaft ausgesetzt. Gleich dem Lachse dieser Ströme ist hier deutsche Einwanderung stromauf ins Land hineingezogen und wechselweise die Frische der Alpennatur stromab ins Land geronnen. Auch eigne Seen fehlen dem Gau nicht. Auf den Höhen des Heitersberges liegt der einsame Egelsee; in wein- und kornreicher Ebene dagegen breitet sich zwei Stunden lang der Hallwilersee aus, zubenannt nach der Stammburg jenes Rittergeschlechtes, von dem einst die burgundische Kriegsmacht bei Murten aufs Haupt geschlagen worden ist. Dieser See überfriert im Winter leicht, dann wirft er haushohe Eisschrunden und stoßt die eingeschlossne Luft mit solchem erschreckenden Getöse hervor, daß man es meilenweit im Umkreise vernimmt. Das Volk nennt es das Brüllen des Sees. Groß

ist die Zahl der Gewässer, welche den Hauptströmen zufließen; in die Aare allein gehen rechter Seits eilf Flüßchen, linker Seits achte. Eigentlich zahllos aber sind die Bergquellen, welche immerdar das Gelände befruchten, und jene Wildwasser, welche bei Gewittern in den Bergen plötzlich losbrechen, mit der Macht eines Stromes zu Thal fahren und ebenso schnell spurlos wieder verschwunden sind. Neben den berühmten Thermen zu Schinznach und Baden laufen längs der ganzen Südwand des Jura schwefel- und eisenhaltige Quellen, die das Landvolk seit alter Zeit als Heilbäder besucht. Goldwäschen gab es noch vor etlichen Jahren an Reuß, Aare und Rhein. Welch ein Reichthum belebender Wasser! Daraus erklärt sich, warum unser Buch seinen Beginn mit den Geheiligten Gewässern macht, warum es im zweiten Bande eine Heerschaar von „Bachthieren" und Wassergeistern herzunennen weiß, und in den Geschichten vom Rheinfall zu Laufenburg eine ganze Schnur voll von Schiffer-Abenteuern auf einmal hat.

In gleicher Ergiebigkeit für unsern Sammelzweck erscheint hier auch Wald und Gebirg. Der Jura bedeckt der Breite nach den ganzen nördlichen Theil des Kantons, ist aber überall so offen, daß er auch in seinen steilen Höhen noch beweidet werden kann. Auf dem Scheitel trägt er würzige Alpenkräuter, an seinem Fuß die Fülle von Korn, Obst und Wein. Seine Aecker wimmeln von den versteinerten Leichen einer untergegangenen Thierwelt. Abertausend Weinstöcke wurzeln auf dem Kalke verwitternder Terebratulen und Belemniten. Aus Ammoniten thürmt der Winzer die Weinbergmauern zusammen, Gryphiten finden sich in der Größe runder Tischplatten. Seltsame Knochenreste gigantischer Wiederkauer liegen in den Mergelgruben, Bruchstücke von Schildkröten in den Steinbrüchen. Auch Hochwälder hat der Kanton voll Tannen-Nacht und Buchengrün mit klopfenden Baumspechten, vielstimmigen Amseln und mannshohen Schuttkegeln der bauenden Waldameise. Da schauen trotzige Raubschlösser von den Flühen und Kalkwänden herab in den zahmen Frieden immergrüner Matten.

Die Waldungen des Landes zusammen nehmen mehr als sechszehn schweizerische Quadratstunden ein. Aus ihnen erbauten sich die Venetianer nach dem Brande von 1534 ihr neues Arsenal, aus den Tannen des Zofinger Bowaldes, jede zu 120 Fuß Länge, ihre Schiffsmasten. Dieser Holzreichthum hatte bereits die Römer veranlaßt gehabt, hier ihre Flottenpräfekturen zu gründen. Sie verehrten eine eigne Deu Nario als Schutzgottheit der regio Arurensis (aufgefunden im Bernerdorfe Muri an der Aare, i. J. 1832); sie hatten bereits eine eigne

Schifferzunft der Aarflößer, die nautæ Aruranci (laut einer in Aventicum gefundenen Inschrift. Jahn, Kant. Bern 392). Heute wie damals führt der Aarflößer die Schiffstannen hinab bis in die Seehäfen Hollands und Frankreichs; noch immer bildet er die geschlossene Gesellschaft der Stüdlerzunft, und der hilfreiche Genius, den er in Gefahren anfleht, ist nun der Zunftpatron St. Nikolaus.

Daß in solchen Landschaften die Bäume ihren mehrhundertjährigen Geburtstag erleben, daß solcherlei Waldstrecken ihren W. Jäger, solcherlei zerklüftete Gebirge ihre Schatzhöhlen, Drachen und goldschmiedende Zwerge reichlich haben, dies lehren sämmtliche Abschnitte unseres ersten Bandes miteinander.

Nicht minder augenfällig wird aus der Beschaffenheit des Landes der Grund, warum die Aargauer Sage im Munde des Volkes selbst, ohne Zuthun der Gelehrten und der Zeitungen, so häufig in die historische Sage umgeschlagen hat. Das Land ist von der Zeit der Römerkriege her bis auf die der Napoleonischen ein Kampf- und Tummelplatz gewesen. Der Zug seiner Gebirge und Ströme macht es zum militärischen Schachbrett. Könnte man diesem Boden seine Rasendecke abziehen, er würde von Städteschutt und zerbrochenen Waffen der Hunnen, Burgunden und Alemannen starren. Drei große Römerstädte liegen hier zerstört. Aus den Ruinen Vindonissas ist das Städtchen Brugg sammt den vier Dörfern Windisch, Oberburg, Altenburg und Hausen geworden. Noch fließt dem dortigen Stifte Königsfelden sein Trinkwasser unterirdisch in jenen massiven Steinrinnen zu, in denen es die Legion XXI. hier einst in ihr Standquartier geleitet hatte. Hier ragten die Trümmer ihres Amphitheaters noch in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kenntlich hervor aus den Brugger Kornfeldern. Maurer brannten damals ihren Kalk aus den Säulen und Bildwerken des einen östlichen Thores. Ein paar Stunden von Windisch entfernt liegt eine zweite Römerstadt im Boden versunken wie ein vorzeitlicher Baumstrunk. Das ganze Städtchen Baden von heute ist nur ein Stockausschlag jener lustigen Municipialstadt Aquä, von welcher Tacitus handelt; ihre Mauerwurzeln streifen dörferweit von Birmenstorf bis Wettingen im Felde fort. Die dritte Römerstadt Augusta Rauracorum ist nur noch vorhanden als Baselaugst und Kaiseraugst, Namen zweier geringer Dörfer, aber die Ruinen nehmen den Umkreis einer Stunde ein. Der Kanton weiß neunerlei Sommerlager und Stationen zu zeigen, welche hier die Cohorten zu beziehen pflegten, und mehr als ein Duzend Militär- und Vicinalstraßen, die sie über Gebirg und Thal hinbauten. Zum Schutze dieser Straßen standen auf der Spitze der Berge ringsum

um gemauerte Castelle und Hochwachten. Aus ihnen sind die zahlreichen Ritterschlösser im Lande geworden, und deren eines ist die vielbesungene Habsburg, die Wiege deutscher Kaiser. Nunmehr sind diese Burgen abermals Trümmer und die Römerstraße zu ihrem Fuße ist verwilderter Waldweg. Reste von römischen Wohnhäusern, Badern und Postremisen werden noch immer frisch aufgefunden, an römischen Münzen scheint der Boden ganz unerschöpflich. Selbst auf dem schneidend schmalen Gebirgsgrat des Lägerenberges finden sich Vespasiane und Victorine, so daß gewöhnliche Landleute schon seit langer Zeit hier den Münzenhandel begonnen und ihn bis nach Straßburg ausgedehnt haben. An der innern Seite der Stadtmauer, welche beim Dorfe Kaiseraugst noch steht, sind i. J. 1837 bei viertausend kupferne Constanse und Constantiuse zusammen gefunden worden. Zurch. Antiquar. Mittheil. 1854, 12.

Noch tiefer unter der römischen Bodenschichte findet aber der nachgrabende Bauer in Ellentiefe erstaunt die Wohnungen und Kochstätten eines noch älteren unbekannten Volkes. Er ist überrascht wie wir; er sieht, daß schon der Römer hier seine Grundsteine auf Schäfte antiker Säulen gebaut hat, und daß unter deren Grundlage abermals ein Gemisch von früherem Bautenschutt liegt (pag. 253). Er weiß nicht was schwerer zu fassen ist: der Glaube an die „Unterirdischen und Zwerge", oder die Vorstellung von der undenklichen Länge der Zeit, seit welcher die ganze Bodenoberfläche langsam in solcher Erhöhung zugenommen hat, daß sie diese altkeltischen Wohnungen wirklich zuzudecken vermochte. Wir selbst haben darüber erst ein Wort aus Tacitus (Germ. c. 43. bedenken lernen: illuc usque, et fama vera, tantum natura. Denn an solchen wundersamen Fundstücken lernt sich's einsehen, so weit reichte der Sage nach die Natur, und die Sage hat recht! Aber nicht blos der Römer hat in diesen Boden seine Geschichte gemünzt ausgesäet und der Kelte sie unterirdisch tief hineingebaut; das ritterliche Mittelalter that hier ebenfalls das Seinige und ließ schier keinen Hügel ohne Wall, keine Felsenspitze ungekrönt und zinnenlos. Volle vier und achtzig Burgen und Burgställe kennt heute noch das Land, ja der Dekan Stamm zu Birmenstorf wußte in seiner handschriftl. Chronik, die er im vorigen Jahrhundert verfaßte, in der kleinen Landschaft Baden allein über einhundert Herrenschlösser herzuzählen. So wird es erst bedeutsam, die eignen Abschnitte zu betrachten, welche unsere Sagensammlung den Heiden- und Römerbauten, den Kaiser-, Ritter- und Schwedensagen eingeräumt hat.

Wir mustern nun die Bevölkerung, welche diese Landstriche bewohnt. Nach der i. J. 1850 veranstalteten eidgenössischen Volkszählung

lebten auf den 25,^{39} geographischen □Meilen des Aargaus 199,852 Einwohner; folglich leben hier auf einer □Meile 7,809 Menschen. Dieser dichten Bevölkerung entspricht die große Zahl der Gemeinden; Städte hat das Ländchen zwölf, Flecken drei, Pfarreien 120. Diese Städtchen hatten ehedem ihre Schultheißen und Räthe, mit Zünften, Gilden und Patriciern; die Ortschaften hatten ihre eignen Verwaltungsformen und Sonderrechte; die einen besaßen eignes Recht und Gericht mit Einschluß des Blutbanns, die andern standen unter ihren Landvögten, Untervögten und Klostervögten. Eine wahre Musterkarte von kirchlichen, weltlichen, aristokratischen und monarchischen Regierungsformen boten sonst die viererlei Provinzen dar, aus denen der jetzige Kanton componiert worden ist. Sie waren niemals unter einerlei Herrschaft vereinigt gewesen, und so sind sie bis heute verschieden an Confession, Landrecht, Sprache, Tracht und Körperbau.

Die erste Provinz, heute das Altaargau genannt, gehörte bis zum Jahre 1415 zu den österreichischen Vorlanden, und seine Städte hatten im Aufgebote des Herzogs Leopold gegen die Schweizer bei Morgarten und Sempach gefochten. Auf Antrieb des Kaisers Sigmund und des Conciliums von Konstanz eroberten es die Berner zu des Reiches Handen, verleibten es aber ihrer Herrschaft ein; seitdem theilte es alle Schicksale Berns, schloß sich mit ihm der Reformation an und bestand aus sechserlei Landvogteien mit einer Schaar von Untervögten und Schaffnern. Durch die Emissäre des republikanischen Frankreichs verlockt fiel das Land 1798 von Bern ab. Die hugenottischen Flüchtlinge aus Südfrankreich, denen Berns confessioneller Eifer Aufnahme ins Landrecht gewährt hatte, verbreiteten mittlerweile die Seiden- und Wollenmanufaktur im Lande. Die zweite Provinz des Aargaus, die Freienämter, hatte aus zweierlei Landvogteien bestanden. Die oberen Freienämter gehorchten der Oberherrschaft der VIII alten Kantone; die unteren Freienämter wurden von Zürich, Bern und Glarus wechselweise beherrscht. Hier galt der vorwiegende Einfluß der mächtigen und gefürsteten Abtei Muri, also blieb das Land trotz einer Reihe reformistischer Anwandlungen katholisch und hat in drei Jahrhunderten dreimal das Schlachtfeld zu den schweizerischen Religionskriegen geliefert. Die dritte Provinz ist die Grafschaft Baden. Auch sie ist als eine Landvogtei von Zürich, Bern und Glarus verwaltet worden, und obschon diese Stände eifrig protestantisch verfuhren, dennoch katholisch geblieben; der Einfluß des Fürstbischofs von Konstanz, welchem drei Aemter dieser Provinz zugehörten, sodann die theilweise Abhängigkeit einzelner Bezirke von den

gefürsteten Schwarzwälder Abteien Seckingen und St. Blasien erhielten das Land beim alten Glauben. Die vierte Provinz ist das Frickthal. Dies war seit dem 11. Jahrhundert eine eigne Landgrafschaft gewesen. Als Eigenthum Oesterreichs stand es unter Pflegern, deren Oberbehörde zu Freiburg im Breisgau war. Seine beiden Städte Laufenburg und Rheinfelden waren Festungen und gehörten als sogenannte Waldstätte mit in die Vereinigung des Niederen Bundes, ähnlich dem Oberen Bunde mit seinen Vierwaldstätten am Luzernersee. Diese Provinz wurde erst 1801 durch den Lüneviller Frieden zur Schweiz geschlagen. Auch seine Confession ist die katholische. Das Frickthal hat Viehzucht, Wein und Kornbau, aber keine Fabrikation und Gewerbsthätigkeit. Die Grafschaft Baden hat dies alles mit einander. Das Altaargau ist die Kornkammer, das Freienamt das Obstland; hier ist Most, dorten Wein das allgemeine Getränke. Der Altaargauer hat einen Zug philologischer Prädicanten-Gelahrtheit an sich, in diesem Sinne nennt der Volkswitz das Städtchen Brugg Prophetenstädtchen. Wie alle Reformirten ist er arm an Musik und Lied; bei der katholischen Bevölkerung herrscht dagegen Gesang, bei ihr finden sich noch die letzten Reste guter alter Volkslieder. Der Freienämter ist geistig begabt, erregbar, hat nicht selten einen künstlerischen Anflug, kennt aber keine andere als die Kloster-Erudition. Der Bewohner der Grafschaft Baden ist munter, launig, neuerungssüchtig, in seinem Ausdrucke bombastisch, in seiner Tracht bunt. Der Frickthaler ist wortkarg, langsam, beharrlich und autoritätstreu. Der Altaargauer geht in weißen Zwilch gekleidet und wohnt in holzernem Hause; des Frickthalers Tracht ist grün, sein Haus steinern; der Freienämter ist von Haar und Auge wie von Tracht schwarz. Das Suhren- und Winenthal geht in selbstgewobener Halbleinwand, in elber Farbe. Nach ihren Hauptnahrungsmitteln und nach ihrer verschiedenen Tracht unterscheiden sich die Bezirke gegenseitig selbst durch allerlei Spitznamen. Krautstirzel, Kabiskopfe, Mehlsuppe, Schnitze, nennt man den Freienämterbauern nach seinen aus Kraut und Obst u. s. w. bestehenden Mahlzeiten; er selbst bleibt den Gegenwitz nicht schuldig und unterscheidet das Stadt- und Dorfmagnatenthum als den Halbseiden-, den Halbleinen-, und Baumwollenadel. Er urtheilt damit wie der patriarchalisch erzogene Sohn in Göthe's Hermann und Dorothea, der gleichfalls nicht gut zu sprechen ist auf jene „Handelsbübchen, um die halbseiden das Läppchen herumhängt." Er denkt wie Pestalozzi, (Ueber Aufwandgesetze, Basel 1781), der im engen unanmaßlichen Berufskreise häusliches Glück und in diesem beruhigten

Hausglück den Vaterlandsgeist keimen sah. Zu dieser schon genugsam gemischten Bevölkerung des Kantons nun kommen bereits seit älterer Zeit noch andere fremdartige Bestandtheile: eintausend Landsassen, die erst jetzt zu vollgiltigen Bürgern gemacht worden sind; an drei Tausend im Kanton niedergelassener Ausländer; zwei Judengemeinden mit 222 Haushaltungen; endlich noch ein seit Jahrhunderten nicht ganz verwischter Ueberrest von Zigeunern (pag. 227). Ein Land, das unter so verschiedenen Herren weltlicher und kirchlicher Seits gestanden hat, so lange von patricischen Landvögten, Kastenvögten, Untervögten und klösterlichen Herrenschaffnern verwaltet worden ist, muß jetzt noch eine Fundgrube von Rechtsalterthümern, verschiedenartigen Satzungen und Bräuchen sein. Die Rechtssage quillt daher in unserer Sammlung mit einer, wie es scheint, bisher noch unbekannt gewesenen reichhaltigsten Ader. Ebenso hat der Hader der Confessionen auf demselben kleinen Schauplatze nicht blos eine Reihe Sobriquets, Ortsanekdoten, Kallenburgerstreiche und Witzgeschichten hervorgerufen, sondern auch die ehrwürdige Legende zugleich mit erhalten und ins Licht gestellt. Die weiteren Abtheilungen unseres zweiten Bandes geben hievon Zeugniß.

Dieser Betrachtung des landschaftlichen Aargaus fügt sich nun diejenige des altgeschichtlichen Gaues an, der unter dem gleichen Namen einst bestanden hat. Da betreffen wir größere Verhältnisse, belangreich für die Nationalität des Volksschlages, dessen Sitte, Sprache und Ueberlieferung uns beschäftiget. Die Burgunden, die im Süden der Schweiz auf eine überlegene Cultur stießen, romanisierten sich dort allmählich; die Alamannen trafen in der nordöstlichen Schweiz wenig mehr von dem römischen Einfluß, seitdem hier die römischen Cantonnements und die große Militärstraße von da wegverlegt worden waren. Die Alamannen behielten hier deutsche Sprache und Weise bei, denn ihnen begegnete nur eine schon im Verkümmern begriffene keltische Nationalität und eine Sprache, die nicht höher entwickelt war, als ihre eigne heimische Mundart. (Th. Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit, 17). Der alamannische Aargau (pagus Aragaugensis, urk. 833. in Zurlaubens Stemmatograph. Helvet. 1, 550 Hdsch.) umfaßte alles Land zwischen Aare und Reuß, begann an den Urner- und Thuner-Alpen und reichte auf der rechten Seite der Aare niederwärts bis zum heutigen Schwarzwälder-Städtchen Hauenstein am rechten badischen Rheinufer. Im Gau richtete der Gaugraf. Die ältesten mir bisher urkundlich vorgekommenen Aargauer Gaugrafen sind Chadaloh, und Perchtoldus filius Chadaloh. Beide erscheinen verzeichnet in den Zurlaubenschen Sammlungen (handschriftlich auf der Bibliothek zu

Aarau) und in den St. Galler Handschriften des IX. Jahrh. (Hattemer, Denkm. 3, 601 a.) Der Gau enthielt mehrere Landgrafschaften, in denen der Cent- oder Landgraf richtete; die eine und bekannteste ist die Grafschaft Rore, deren Sitz man in der Stadt Aarau sucht, die andere ist die Grafschaft Willisau gewesen. Als das Haus Habsburg ältere Linie 1239 in den Besitz der Landgrafschaft kommt, heißt es (Herrgott No. 311): grave Albrecht het mit den vrien liuten ze Ergowe nit ze tuone, noch niene, da sie in der grafschefte sint ze Ergowe, wan daz si sine lantlage leisten sun. Unsicher bis jetzt noch ist die alte Gaugrenze an der Reuß, sicher dagegen die an der Aare. Ueber diese letztere folgen hier ein paar Nachweise. Sie geht am rechten Stromufer aufwärts über Bern, schließt das Emmengelände bei Burgdorf ein und reicht genau bis Unterseen zwischen dem Thuner- und Brienzersee. Aargauisch waren die Stadt Burgdorf im Emmenthale, und Thun auf der rechten Aarseite gelegen, die Stadt Bern dagegen auf der linken Seite liegend, ist burgundisch; „in Burgunden ein Haupt" nennt Bern sich selbst im Siegesliede gegen die Gugler 1376, in Justingers Chronik. Als daher diese Stadt eine Brücke schlagen will an ihr rechtes alemannisches Aarufer, bestreitet es ihr Rudolf von Habsburg, und es kommt zwischen ihm und Albrecht deshalb eine Belagerung zu bestehen. In der Vergabungsurkunde des Straßburger-Bischofs Hetto, 13. März 763, giebt Hetto alle seine Zehnten und Kirchen im Aargau dem Kloster Ettenheim im Schwarzwald; unter den vergabten Orten sind genannt Spiez und Scherzlingen am Thunersee, und Biberist (an der rechten Seite der Solothurner-Aare). Grandidier, hist. de l'église de Strasbourg 2, XCIV. Im Jahre 891 vergabt König Arnolf der Straßburger Kirche eine Hube im Orte Bach, bei Thun „im oberen Aargau gelegen." Im Jahre 995 ist das Dorf Kirchberg an der Emme bei Burgdorf im Argawe belegen. (Jahn, Kant. Bern). Wir sehen also das Aargau bestimmt über Thun hinauf reichen, und in Verwunderung setzt es, daß noch in spätester Zeit trotz allen inzwischen eingetretenen Herrschaftsänderungen diese Grenzbestimmung wenigstens bürgerliche Geltung behielt. Der Thuner Pfarrer Rebmann reimt darüber in seinem Lustig Gespräch von Bergen, Nießen und Stockhorn (Bern, 1620, 469), daß die Stadt Thun auf dem linken Aarufer ins Uechtland gehöre, mit ihrem größeren Theile aber auf dem rechten Ufer liegend, ins Aergöw. Absichtslos schreibt der Zürcher Naturforscher Scheuchzer i. J. 1705 noch eben dasselbe in seiner vierten Bergreise, pag. 195: Thun, die Stadt, theilt sich in zwei, der einter jenseits der Brücke dem Aergäu zugehöret, der andere

diesseits in dem Uechtland lieget." Aber der Endpunkt der Aargauer Südgrenze reichte in jener Gegend noch höher aufwärts, bestimmt bis zum heutigen Unterseen. Ein urkundlicher Beweis hiefür steht zwar nicht zu Gebote, statt dessen aber diesmal ein ebenso giltiger und alterthümlicher: das Staudlein von Oesterreich. Der eben erwähnte Pfarrer Rebmann bringt dasselbe in seinem Gedichte, pag. 473 als die alte Landesmarche vor:

Im Birg hinauff sieht man noch sein
Von Oesterreich das Wydlein klein.

Wyß, Bern. Oberl. 1, 321 erzählt uns darüber: „das Stäudelein von Oesterreich zeigen einem die Schiffer fleißig, wenn man am Thunersee die sogenannte Nase umfährt. Es wächst nicht und welkt nicht, und man lächelt über ein Weidenschoß, das Jahrhunderte lang, seit die Herrschaft Unterseen österreichisch war, vom Jahre 1298 bis 1393 unablaßig gegrünt hat und wieder grünt." Aus dieser unsichern Aeußerung ergiebt sich, daß eine in den Urkunden oft genannte „wagende stud" hier am rechten Seeufer die Marke bezeichnete, bis zu der das Aargau reichte in derselben Zeit, in welcher die Habsburger Linie in den Besitz der Aargauer Landgrafschaft gekommen war. Die Sprache der Schweizer-Chroniken pflegt alles Habsburgische kurzweg österreichisch zu nennen, und daher nannte sich auch Unterseen österreichisch, das mit in der Habsburger Landgrafschaft gelegen war. Durch eine ähnliche Verwechslung zweier anderer Begriffe hat sich die Grenzbestimmung des alten Aargaus noch weiter erschwert, durch die Verwechslung der Namen Alemannien und Burgund, welche gleichfalls wechselweise auf das Aargau angewendet worden sind, zu der Zeit, da das Land alemannisch gewesen und geblieben ist. Diese vielbesprochene Frage ist neuerlich erschöpfend durchgeführt worden von den Aargau. Beiträgen pag. 156, und den Zürich. Antiquar. Mittheilungen 1852, 17—20; und hier ist nicht der Ort, dieselbe wieder aufzunehmen. Geschichtlich erwiesen bleibt, daß in den drei das Aargau betreffenden Urkunden aus des Königs Arnolf Zeit der Burgundische König Rudolf II. mit keiner Silbe erwähnt und der Aargau nirgend als zu Burgund gehörend bezeichnet wird; wohl aber beweist das Diplom von König Heinrich v. J. 920, daß bis dahin der Aargau zum Reiche gehört und daß sein damaliger Graf Eberhard unter dem deutschen König gestanden hat. Getheilt in ein burgundisches und in ein alamannisches Besitzthum erscheint später der Gau, in so ferne auch seine alamannische Bevölkerung unter Rudolf von Rheinfelden, als dem zeitweiligen Herzog von Burgund, gestanden hat und dann unter seinen Nachfolgern und Erben, den Zähringern. Wie der Volksmund

heute noch einen nur idealen Oberaargau und einen gleichfalls nur vorgestellten Unteraargau unterscheidet, so unterschied man auch seit jener Zeit schon zwei landschaftliche Hälften des Gaues und nannte eine die Landgrafschaft in Burgundien, die andere die in Alemannien. Aber gerade um nachdrücklich zu verdeutlichen, daß hier die Bevölkerung nirgend burgundischen Stammes gewesen, und um die deutsche Sprach- und Volksgrenze wohl zu unterscheiden, wurde diese ganze Gegend zwischen Aare und Reuß öfters Alamannisch Burgund, auch Kleinburgund genannt, und so hieß noch bis ins 15. Jahrh. der Landestheil des Oberaargaus die Landgrafschaft in Burgundien. Kopp, Eidgenöss. Bünde 4, 51. Die Grenze beider Theile ist in der Gegend zu suchen zwischen Hutwil und Aarwangen, wo der Kanton Aargau an die Kantone Bern und Luzern grenzt. Nach Stammes- und Gaugrenzen bildeten sich bekanntlich auch die Diöcesansprengel. Das Aargau machte ursprünglich einen eigenen Sprengel aus, dessen Bischof seinen Sitz zu Windisch hatte. Der erste darunter, den man namentlich kennt, ist Bubulcus, in Christi nomine episcopus Vindonissæ. So findet er sich mit unterschrieben auf der burgundischen Synode zu Epaon (Yenne) unweit St. Maurice an der Rhone, 16. Septbr. 517, wo er erschienen war zur Einweihung der vom Burgunder-König Sigismund errichteten Kapelle zu Ehren der Thebaischen Legion (vgl. Bd. 2, No. 474 unserer Samml.) Als die Stadt Vindonissa in den Stürmen der Völkerwanderung mehrfach zerstört worden war und zum Dorfe herabsank, wurde der Aargauer Bischofssitz, einer zwar nicht bewiesenen, aber allgemein geltenden Annahme gemäß, nach Konstanz verlegt. Die Konstanzer Bisthumsgrenzen aber waren wirklich die des Aargaus und giengen wie dieses östlich an die Reuß, westlich ans Uechtland und reichten im Süden bis gegen Wallis. So bestimmt dieselben noch der bischöfliche Amtmann Landsee im Enchirid. helvet. 1778. Erst i. J. 1815 gelang es der römischen Nuntiatur das Aargau vom Konstanzer Bisthum loszureißen.

Dies also sind die Grenzen, die der alte Aargau hatte nach Volksstamm, Sprache, Rechtssatzung und Glauben. Es liegen hierin noch die sichtbaren Spuren, an welchen Punkten einst das Alamannenvolk über den Rhein her ins Land eingebrochen war; und so weit es an Aare und Reuß vorrückte, so weit wanderte mit ihm deutsche Sprache und Sage. Als es anfangs vor der Alpenmauer sich besinnend stehen blieb, stieg mittlerweile die Sage voraus ins Gebirg hinein. Sie hat auf diesem Wege die Alpen erklettert, sie ist nicht von den rhätischen und keltischen Gebirgshöhen erst in die Ebene zu uns herab-

gequollen. Die Sage des Landes ist keine fremde. Dies ist entscheidend für den ganzen Inhalt unseres Buches. Dasselbe hat nämlich hierin sein wohlbegründetes Recht, seinen Gesichtskreis gerade so weit auszudehnen, als hier die politische und die kirchliche Wirkung der Alamannenherrschaft einst gereicht hat; und aus diesem Rechte erwächst dem Werke weiter die wissenschaftliche Verpflichtung, das in diesem Lande mit gutem Auge Erblickte auch nach deutschem Maße zu messen. Hierin liegen nun die Gründe, warum das Buch etliche solcher Sagen, welche außerhalb der Grenzen des heutigen Kantons spielen, mit plangemäßer Wahl an sich gezogen und zu den übrigen gleichnamigen Nummern gestellt hat; und warum es ferner bei der Erklärung seines Materials sich aller Hypothesen aus keltischen und gallischen Suppositionen enthält, warum es mit Gläubigkeit und Ehrlichkeit allein bei deutscher Mythen- und Sprachforschung sich Rathes erholt.

Und hiemit ist der Punkt erreicht, wo Land und Leute des Aargaues geschildert sind und die andere Frage des Lesers zu beantworten bleibt, wer der Verfasser selbst ist, der sich mit ihrer Schilderung beschäftigt.

Er ist weder Aargauer, noch Schweizer. Seine Mitbürger waren Platen, Schmeller und Panzer, Namen, die seinem Freundesherzen vollauf genügen. Aber er bewohnt schon seit zwanzig Jahren das Aargau und hat diese lange Zeit ausschließlich darauf verwendet, die Sitte, Sage und Sprache der alemannischen Schweiz kennen und wissenschaftlich fassen zu lernen. Es ist leicht einzusehen, was ihn dazu veranlaßte. Der patriotische Eifer wächst in der Fremde. Nie erscheint die Heimat begehrter, als wenn man sie entbehrt. Wen da innerer Sinn und Eifer treibt, der wird unter dem benachbarten, blutsverwandten Volke sich immer wieder auf ein Gebiet geführt sehen, auf dem es kein Ausland, keine provinzielle Scheidewand giebt, wo alle Arbeiter gleichberechtigt und nach ihren Kräften auch gleich belohnt sind. Dieses neutrale Gebiet ist eben das der Sprache und Mythe. Am fremden Sprachgebrauch entdeckt sich schärfer der Grund unserer eignen Denk- und Ausdrucksweise, und begründeter läßt anderer Glaube und Brauch den unsrer eignen Landschaft vors Auge treten. Aus gleichen Gewohnheiten zweier sich sonst entfremdeten Länder schließen wir mit Recht auf ursprünglich gleiche Natur- und Lebensverhältnisse beider, also werden beide Länder sich auch einen übereinstimmenden Märchen- und Sagenkreis beiderseits erzeugt haben. Durch die lange Reihe der Aberglaubenssätze hindurch, bis in den unscheinbaren Kinderreim hinab, bis auf die ähnliche Form hinunter, die man dem Festbrode an altüblichen Feiertagen giebt, läßt sich dieses

Gleichniß weiter verfolgen. Und so finden wir mit freudiger Ueberraschung in der elternlosen Fremde oft die süßesten Bilder unserer Jugendzeit unvermuthet alle am Leben. So viel übereinstimmende Sinnesart, so viele uns selbst miteinschließende Traulichkeit in Ländern zu betreffen, wo wir sie nicht suchten, macht uns die geplagten Menschen im Ganzen liebewerther und die beschränkte Welt reicher und größer. Wir gehorchen einem gemüthlichen und einem wissenschaftlichen Drange zugleich, wenn wir solchen Erfahrungen ein Andenken stiften. Aus Betrachtern und Zuhörern werden wir unabsichtliche Nacherzähler, und in der Freude über die Gewinnste, die uns auf fremdem Boden geglückt sind, halten wir sie für wichtig genug, sie mit unserer Nation theilen zu dürfen. Es fühlt sich wie ein besonderes Glück, so mit dem Volke von Angesicht zu Angesicht über seine altreligiesen Symbole verkehren zu können; so vielerlei gehört und erfahren zu haben aus dem aufrichtigsten Vertrauen guter Menschen, so oftmals ihnen ins junge oder alte Herz geblickt und eine große Welt darinnen gesehen zu haben, die um so viel Glauben, Trost und Demuth reicher ist, je weniger dessen ihr von außen her zu Theil wird. So wird aus dem durchs Land ziehenden Forscher oft ein reicher, gemüthserquickter Sammler. Er übermeistert seinen Stoff nicht, sondern dient ihm, seine Feder notiert nicht mehr, als seinem Ohre wirklich zugekommen ist, es ist ihm ein Stolz, nicht der Herr seines Werkes, sondern dessen Werkzeug zu sein; wo er sich dessen berühmt, da thut er es als ein getreuer und umsichtiger Verwalter, der von der Grösse des in seine Hand gelegten Vermögens gerne spricht, weil er es auch während der Ungunst der Zeiten zinstragend gemacht hat. So hat sein Werk, sogar sein Glaube zugenommen, weil er mehr fassen gelernt hat, weil ihm mehr begegnet ist. Und selber der Glaube an Gott wird erzeugt durch eine Begegnung, Gott findet sich am Ende von Allem wieder. Und so hat den Sammler auf seinen Gängen gar oft das Wohlgefühl begleitet, das aus dem Göthe'schen Spruche redet:

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Dies ist die ursprüngliche Entstehungsgeschichte dieses Buches.

Als im Jahre 1818 die Brüder Grimm die Deutschen Sagen erscheinen hatten lassen, war darin das Aargau mit zwei Nummern vertreten: Radbot auf Habsburg, und Kreuzliberg bei Baden. Hier bietet dasselbe Ländchen einige Hundert dagegen, den zwei edeln Brüdern zum Danke, denen es die Lust zur ganzen Sache und den Glau-

ben an deren Dauer und Wahrheit zugleich zu danken hat. Noch ist nichts verloren! schrieb einst J. Grimm beim ersten Erscheinen seiner Grammatik. Hier ist abermals eine Erfüllung dieses wahren Wortes. Wir gehen nicht mehr achtungslos an den Dingen vorüber, die uns sonst nur als die gleichgiltigste Alltags-Existenz erschienen und so verfügen wir bereits über einen Schatz einheimischen Wissens, wie er an zuverlässigem Besitz, an sicherer Gewißheit, unerborgt und tagtäglich sich mehrend keinem einzigen Volke der Welt bisher zu Gebote steht; die Wissenschaft vom Volke nennt es Riehl mit Recht. Alle Theile unseres Vaterlandes umspannt es, alle Klassen und Stände, sogar alle Alter zehren bereits davon. Bedarf es eines einzigen Beweises hiefür, so liegt er in dem Kindermärchen, dessen Sammlung die Grimme angeregt haben, und das jetzt die Traulichkeit der Familienunterhaltung, den Lehr- und Lesestoff der Kinderschulen und zugleich den Ernst der untersuchenden Wissenschaft ausmacht. So ist unserer Litteratur das bleibend Populäre entdeckt, das Menschliche wieder erweckt worden, recht zur Beschämung jener Ungläubigen und Zunftgelehrten, die uns in die heimatlose Weltlitteratur vorwärts, oder in die heidnische Klassik rückwärts, oder mitten hinein unter den Götzenwagen der jetzigen Spinnräder- und Locomotivenwelt stürzen wollten.

Wer das Buch um seine Gewährsmänner befragt, dem antwortet es, vor Allen diejenigen sind's, denen es nicht verborgen, sondern denen es gegeben ist: die Armen, die Alten und die Kinder. Wie weit deren Beistand gereicht hat und von welchem Erfolge er gewesen ist, dies werden namentlich die beiden Bändchen beweisen, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, welche der Verfasser um Jacobi dieses Jahres bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen läßt. Eine zweite besondere Quelle war dem Buche die Schuljugend; und hier freut es den Verfasser innig, auf einem Boden gestanden zu haben, so gesund und ursprünglich, wie ihn die älteste Vorzeit für den gleichen Zweck jemals abgegeben hat. Als in den ersten christlichen Schulen Islands das Schreiben eingeführt worden war, giengen Schüler und Lehrer alsbald an die Aufzeichnung der Landessage. So schrieb damals der berühmte Saemund, nachdem er von seinen Studien in Paris und Köln heimgekehrt war, die Eddalieder auf; er starb 1133 und hinterließ uns die unschätzbaren heiligen Schriften unseres nordischen Götterglaubens. Auf seinem Landgute Oddi zu Island hatte er eine Schule errichtet, und da wurde auch Snorri Sturluson, der Verfasser der Jüngeren Edda und des norwegischen Königsbuches erzogen und für das Vaterländische begeistert. Dietrich,

Altnord. Lesebuch XXXV. In einer nicht unähnlichen Lage befand sich der Verfasser als Lehrer einer obersten Landesschule. Rechnet man, daß nun zwanzig Jahre hindurch je ein halbes Hundert sechszehn bis zwanzigjähriger Jünglinge seine Schüler gewesen sind, vorzugsweise Aargauer, sonst aber, mit Ausnahme der Kantone Wallis, Genf und Tessin, auch Leute aus allen übrigen Schweizerkantonen, und daß diese Jünglinge in den für die Redeübungen bestimmten Lehrstunden dasjenige am liebsten vortrugen, was ihnen zugleich das verwandteste war, ihre heimatlichen Jugend-Erinnerungen und Localsagen, so hat man einen weitern Schlüssel über das Zustandekommen dieses Buches. An Verläßigkeit aber gebrach es solcherlei Erzählungen aus dem Munde von Knaben und Jünglingen deswegen nicht, weil sich dieselbe Geschichte nothwendiger Weise eben so oft wieder erzählen lassen mußte, als aus denselben Landesbezirken alljährlich die Schuljugend sich frisch nachschob. So hatte der Verfasser einen Vortheil vor vielen andern Sammlern voraus, denn er vernahm die meisten der von ihm hier vorgelegten Sagen wohl zehn bis zwölfmal in allen möglichen Spielarten und von Leuten verschiedener Bildungs- und Altersstufen. Nicht blos Sagensammler, wie Müllenhoff in den Schlesw. Holst. Sagen pag. XLI., erkennen bereits das Förderliche eines solchen Verfahrens an und verdanken demselben ein besonderes Gedeihen ihrer Zwecke; auch Schulmänner und Pädagogen wie Schleiermacher (System der Sittenlehre 391) und Vorstände von Landesministerien, wie Vilmar (Schulreden No. 8: Von der geschichtlichen Erziehung) empfehlen es unserer Erziehung an, weil es die Fähigkeit zu erleben, zu erfahren, aufzunehmen und zu lernen ausbildet und sie bis ins Mannesalter erweitert und erhält. Ich darf mich hier der Betrachtung dieses Umstandes nicht weiter überlassen, will aber jeden Sagenfreund und Lehrgenossen auf diejenigen Grundsätze verwiesen haben, welche hierüber in meinen Deutschen Arbeitsentwürfen, Bd. 2, 1 ff. zu Gunsten des öffentlichen Unterrichtes bereits entwickelt sind.

Eine dritte Quelle, welche meinen Sammlungen Zufluß bot, waren einige treue Freunde und Rathgeber. Mit fortdauerndem Danke nenne ich hier zuerst einen geistigen Schultermann unseres Aargaus, den Seminardirektor Augustin Keller in Wettingen. Die hochachtungsvolle Freundschaft, die mich diesem Gelehrten verpflichtet, erlaubt mir nur zu sagen, daß er, Vielen ohnedies ein Trost und eine Stütze, mir seit Jahrzehnten mit ausdauerndem Rathe beigestanden und auch manche seiner reichen Sammlungen uneigennützig mir anvertraut hat. Um der mißdeutbaren Sache willen muß es aber hier zugleich gesagt

sein, daß keine seiner Aufzeichnungen in mein Buch übergegangen ist, während darinn alles andere, was auf der gütigen Mittheilung von Bekannten beruht, jedesmal mit gewissenhafter Beifügung des Namens des Zusenders verzeichnet steht. Ein nicht minder aufrichtiger Dank gebührt dem energischen Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart; aufmunternd, rathend, durch eigenes Beispiel fördernd und durch treue Sorgfalt helfend hat er nicht selten den Ermüdenden wieder gehoben, den Vereinsamten zu den rechten Leuten gewiesen. Ihm besonders bin ich den schönen Vorzug schuldig, dem unvergeßlichen J. W. Wolf befreundet gewesen zu sein, dem wir nun alle nachtrauern. Herzlichen Dank diesen braven Männern! Sie sind die wenigen Gelehrten, deren Hilfe und Mittheilungslust niemals gegen mich ins Stocken gerieth, die meine Anfrage nicht unbeantwortet ließen, trotz ihres eignen Geschäftsdranges. So üben sie selber musterhaft die gute Sitte unseres Volkes, das gleichfalls den emsigen Karst sinken läßt und freundlich Bescheid giebt, wo wir draußen auf den verirrlichen Feldwegen allein stehen. Wie grobleppig erschiene der Bauer, der da Auskunft verweigert. Allein wie oft muß unsre Wißbegier an eine Thüre aus polirtem Holze klopfen, die sich vornehm und vorsichtig verschließt; denn erst beim „Gebildeten" beginnt der fable verstummende Neid.

Noch haben wir dem einheimischen Leser und dem fremden, jedem eine besondere Eröffnung zu machen.

Der eingeborene Leser kann in etlichen Fällen seine einzelne Ortssage in dieser Sammlung noch vermissen; er wird aber das hier Vermißte vielleicht einmal dorten betreffen, wo es die richtigere Stelle einzunehmen hat, in den weiteren Bänden nämlich unseres Sammelwerkes. Sie sind betitelt: Kinderspruch und Kinderspiel, Gemeindefest und Gebildbrod, Aberglauben und Brauch, Schweizerischer Sagenkreis. Dem vorliegenden Buche dienen diese Schriften bereits als Ergänzungsmittel und stehen deshalb öfters nach Abschnitt und Nummer darinnen in voraus angeführt. Allein mancherlei Stoffe und Erzählungen, die in unserer Bevölkerung noch fortdauern, hat der Sammler überhaupt nicht mehr zum Abdruck bringen mögen aus mehrfachen Gründen. Er übergieng alle die Kindermärchen, die sich ihm noch nicht in wünschbarer Abrundung dargeboten haben; darunter sind zu nennen: der bue mit dem isige spazierstecke. die schwarze cherza. der kaiser Joseph. Oder er übergieng solche Thiermärchen, die allbekannt sind und von denen er nur eine Spielart besitzt; so z. B. Wettlauf des Fuchses und der Schnecke (Vgl. Weber, Ind. Stud. III. 2, 3). vom musle und gluetli (Wanderer in der Schweiz 1835, 132. Daraus dann in Haupts Zeitschrift f. D. Alterthum).

die brosmene üf'm tisch (Grimms KindM. Stobers Elsaß. Volksbüchlein). Er übergieng ferner solcherlei Schwänke, welche zu nahe Aehnlichkeit mit Hebels Geschichten im Rhein. Hausfreund und Schatzkästlein haben; z. B. en histori vom-ene wi-mischer. Ebenso ließ er alle Haus- und Stadtgeschichten unveröffentlicht, die der ordinären Gespenster- und Herenfurcht angehören, ohne daß sie sonst einen bedeutsameren Sagenzug an sich haben. Deren Zahl ist Legion. Aber auch das schon von Andern Mitgetheilte ließ er weg, wenn er nichts Neues, mythologisch Wichtiges den Alten beizufügen hatte. So hat er zwar aus Grimms Mythologie die Zwergensage No. 183 in sein Werk versetzt, und durch die Umgebung, in der sich hier nun diese Erzählung befindet, findet sie erst ihren Charakter wieder. So hat er aber die Sage vom Kreuzlisberg bei Baden in Grimms deutschen Sagen 1, 439 unbenutzt stehen gelassen, weil er nicht mehr als das dorten Stehende darüber wußte. Ausgelassen sind ferner solche Legenden, welche das bloße Mirakel erzählen (der bischof ohne namen in Chur). Die Sage vom Spielmann Steuchsler, der auf einem Teufelsrosse von St. Gallen nach Baden auf die Tagsatzung durch die Luft geritten, steht bereits in Wolfs deutsch. Märch. und Sagen No. 135, und zum Ueberflusse neuerlich wieder im Schweiz. Sagenbuch von Kohlrusch. Deswegen steht sie nicht in dem unsrigen. Das gleiche gilt von folgenden, überall wiederkehrenden Anekdoten: der balkentragende Hausbahn des Zauberers auf der Zurzacher-Messe wird von einem Weibe als ein blos Strohhalme tragender erkannt, weil in ihrem Grasskorbe eben vierblätteriger Klee liegt. Das Toggeli reitet als Strohhalm oder Aehre allnächtlich den Schmiedgesellen, wird von ihm Nachts in den Schraubstock gespannt oder auf dem Ambos zerhämmert, und am Morgen ergiebt es sich, daß es die Schmiedfrau selber ist. U. s. w.

Dem fremden Leser kann sodann einigemale der ungleiche Ton der Erzählung auffallen, der in den Abtheilungen des Buches eingehalten ist. Und dies veranlaßt mich noch zu einer Bemerkung über die Art, wie ich die Sage vorzutragen suche.

Jene gemüthliche, oder jene ganz realistische Wahrheit, die in jeder selbstgewachsenen Volksrede liegt, bedarf von Seite des Wiedererzählers, um auch Andern zur richtigen Empfindung werden zu können, nichts als des befreundet gewählten, einfach meldenden Wortes. Statt in strotzendem feierlichem Schmucke erscheint daher die Erzählung in keuscher Nacktheit; auch die Sage pflegt plötzlich zu schweigen, weil sie nicht mehr sagen will, als sie weiß. Redlich bricht sie ab, trotzdem daß eben das Pikante zu erwarten steht und nun der Effekt los-

brechen könnte. Sie hat so allerdings ihre Schranken und ihre Mängel und gesteht es ja selber ein. Sie ist in nichts anders als ihre Götter, bei aller Macht und Schönheit doch körperlich verletzbar und schadhaft. Sie geht einher wie die Königin Bertha, überall um vieles schöner anzuschauen denn ein anderes Menschenkind und doch mit einem verkümmerten Fuße wandelnd, pag. 240. Es ist dies ihr noch irdischer, noch nicht vergötterter Theil, der gerade am meisten ihre Leiblichkeit und Wahrheit zu kosten giebt. So stockt sie auch plötzlich im Erzählen über sich selbst, neben dem genauesten Einzelwissen bleibt sie selber unbeendigt: ein Zeichen ihres grauen Alterthums, ihres absichtslosen Kindersammelns, ihrer noch von Cultur unbeleckten, ächten Herzenseinfalt. Und eine wahre Herzensangelegenheit ist es dem Sammler gewesen, die Sage auch immer so selbst sprechen zu lassen. Sogar diejenigen größeren Erzählungen dieses Buches, welche ursprünglich für eine Zeitschrift aufgezeigt worden waren, in der sie sich dem unvorbereiteten Publikum erst des Breiteren auseinandersetzen mußten, (No. 167, Schlüsselungfrau von Tegerfelden. No. 496, Geschichten vom Rheinfall in Laufenburg) werden dem nach Schönmalerei begierigen Modeleser lange nicht genugsam gefallen, weil auch sie unsere ländlichen Zustände realistisch und nicht idealistisch, rauh und herbe, aber nicht abgeglättet und vornehm verflacht darstellen. Auch das kann dem Leser anstößig erscheinen, wenn mitten im laufenden Vortrage der Begebenheiten, eine mundartliche Liedstrophe hemmend dazwischen rinnt und ihm den unerwünschten Eindruck des Bauernhaften macht. Was ihn stört, gerade das erfreut den Kenner; solcherlei kleine Reimsprüche und Liedstrophen sind die letzten Töne der einst singend durch die Welt gegangenen Sage. Echte Sage muß ursprünglich immer ein Volkslied gewesen sein. Der schweizerischen Tellensage steht daher immer noch ein Tellenlied zur Seite; dieses ist freilich längst nicht mehr das ursprüngliche, aber eben deshalb erzählt sich auch die Tellensage selber schon lange zweifach, anders im Munde der Hirten und anders aus der Feder der Chronisten. Solche belehrende Vorgänge giebt unser Buch mehrfach zu erkennen. Wie die Sage ein Liebeslied gewesen ist, zeigt No. 21; wie sie eine Ballade gewesen, die sich erst neuerlich in eine poetische und in eine prosaische Erzählungshälfte getheilt hat, zeigt No. 14. 15. Wie umfangsreich solche Lieder gewesen seien, läßt der kleine Strophenrest in No. 167 erkennen; wie weit verbreitet sie waren, erhellt aus der pag. 140 gegebenen Formel einer echtepischen Zeitrechnung, die sich in der ganzen deutschen Sage wiederholt; da bemißt der nach Erlösung strebende Geist die Länge der Zeit, die er schon zugewartet

hat und noch zuwarten wird, in folgendem Schmerzensruf: Wenn meine Krabe keine Nuß fallen läßt, so wächst mein Baum nicht, wenn mein Baum nicht umgehauen wird, so hat mein Kind keine Wiege, und wenn mein Kind nicht schlafen kann, so wächst mein Erleier nicht! Wer sieht hier nicht den Parallelismus des Gedankens und der Versteile aus dem alten Volksliede. Wer bedauert nicht die Masse von Liedern, die uns zu Grunde gegangen sind und nun in der Prosasage begraben liegen; und wer muß nicht bitter lächeln über unsern Salon-Geschmack, welcher zuletzt noch sein poetisches Waschwasser so reichlich auf diese Sagenreste goß, daß sie damit beinahe aus der Erinnerung des Volkes weggeschwemmt worden wären.

Fehler und Versteße sind mir während des Druckes keine aufgefallen. Beim Umschreiben des Manuscriptes durch fremde Hände ist Kunigunde Agnes, des ermordeten Albrechts Tochter und Leopolds Schwester, zu Albrechts Schwester gemacht worden, und dieser Schreibfehler ist pag. 67 beim Abdruck ungetilgt geblieben. — Auf Seite 182 muß statt des irrthumlichen Mandlebenjägers ein Mandlene-Jäger verstanden werden; dieser ist Gen Odinn, der als Wilder und Böser Dietrich Jagd macht auf die Moosmännlein, welche mundartlich die Mandlene heißen.

Schließlich komme ich auf die das Buch begleitenden Anmerkungen zu sprechen. Die meisten Leser werden sie wegwünschen, ich will sie ihnen jedoch rechtfertigen. Sagenanmerkungen sind da, um den Stammbaum des Mythus zu zeigen, um die Ahnenreihe einer einzelnen Sage bis ins entfernteste Glied nachzuweisen; sie verrichten die Dienste des Wappenherolds. Natürlich kommen sie, wie er, mit einer gewissen Schwerfälligkeit stolzirend einher und brauchen Zeit, bis sie ihre Belege und Urkunden alle abgelesen haben. So vielerlei Buchstäblichkeiten auf einmal fallen dem unvorbereiteten Leser unbequem, er will nicht die Zahlen, sondern die runde Summe, nicht die Anmerkungen, sondern die Erklärung des Ganzen auf einmal. Er möge sich einen Augenblick gedulden, um sich sagen zu lassen, wie die Anmerkungen dieses Buches verfahren. Sie sollen nicht Erklärungen, sie sollen vielmehr die Weisthümer und Beurkundungen des Erzählten sein. Sie müssen also nothwendig aus der speciellen Geschichte desjenigen Landstriches geschöpft sein, dessen Sage sie behandeln. Sie halten sich zuvörderst an solcherlei ältere Geschichtsquellen, Chroniken und Drucke der Schweiz, welche selbst noch unter dem Einflusse der lebendig gewesenen Sage niedergeschrieben worden sind. Ebenso wird ferner das Zustimmende aus Brauch, Glauben und mundartlicher Formel des Volkes mit zu den Quellenstellen ausgehoben, und erst wie zum Abschlusse dann tritt eine Vergleichung mit der allgemeinen deutschen Sage ein. Hiebei mögen die reichlichen Citate manchem so vorkommen, als ob sie ohne Noth gehäuft ständen; allein bei besserem Nachdenken erscheint diese ihre Häufung aus allen deutschen Landstrichen her als ein sehr praktischer Fingerzeig, wie groß und weitreichend der geographische Schauplatz eines einzelnen Sagenzuges vormals gewesen sei, wie anerkannt, wie allgemein geglaubt also auch dasjenige vormals gewesen sei, das der unvorbereiteten Jetzt-

weit oft unglaublich und blos phantaſtiſch, oefter ſogar zwecklos und albern heißen könnte. Dieſes weiſen dem Leſer die Anmerkungen durch ſich ſelbſt, ohne daß ſie erſt erklären und beweiſen müßten, und zu dieſem Zwecke eben häufen ſie das Citat. Außerdem aber ſoll ein ſolches jeden Leſer in die Lage ſetzen, des Autors Behauptungen Wort für Wort zu beaufſichtigen, es iſt eine Quittung über Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Buchhaltung, ein kaufmänniſcher Gutſchein, der die Waare nach Abkunft, Güte und Werth in den Vertrieb bringt. Der gelehrten Prunkſucht we[illegible] ſind alſo derlei Anführungen aus ſo vielerlei Büchern und Schriften nicht gegeben worden; welcher Spediteur würde nicht über die gelehrte Oſtentation eines Frachtbriefes lächeln. Das Buch hält ſich hierin an Leſſings Wort 8, 10: „Ich verlange nicht für einen reichen Mann gehalten zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für richtig und ſicher halte.“ So habe ich mir den Zweck dieſer Anmerkungen gedacht. Wenn nun ſie ſchon nicht erklären wollen, ſo wird auch dieſes Vorwort keine ſogenannte Schlußerklärung über die Geſammtbedeutung der hier dargebotenen Sagen abzugeben haben, obſchon dies gewöhnlich ein Wunſch der Leſer zu ſein pflegt. Endreſultate können wir nicht geben, ſo lange wir alle noch im Lernen begriffen ſind, die Sage iſt zudem, wie alles Religioſe, in ihrer Wurzel Geheimniß. Nur kindiſche Neugier und lernſcheue Trägheit will das Unerforſchliche an den Fingern hergezählt ſehen. Das Erforſchliche wird ſich finden, wenn wir erſt des ganzen noch erreichbaren Sagenſtoffes einmal Herr geworden ſind, erſt alsdann kann die Mythdeutung ihr Geſchäft beginnen. Ueber jene naturſymboliſchen Erklärungsverſuche aber, in denen man neuerlich die modernſten Schulabſtractionen zu antiken Göttern potenzirt hat, bin ich ganz der Meinung, die Menzel in ſeinem Odin 215 äußert: Organiſch kalendariſche Erklärungen eines gewöhnlichen Naturcultus (in welchem die Götter ſymboliſirte Jahreszeiten, Sonnenwenden und Elemente ſind, deren Gegenſatz ſich bekämpft und verfolgt) reichen für die ſittliche und poetiſche Tiefe der deutſchen Sage nicht aus; das darf man ein für allemal als Geſetz annehmen.

Dennoch wird der bunte, zufällig gefundene Stoff des Buches dem Leſer den Eindruck eines inneren Sachzuſammenhanges machen. Wer dies beſtreiten wollte, wäre einfach aus dem Sachregiſter zu widerlegen, das den Band abſchließt. Die dort ſtehenden Artikel Roth, Schwarz, Stein, Waſſer u. ſ. w. zeigen in der reichen Ausſtattung, welche ſie im Texte beſitzen, eine ſo ungeſuchte und zugleich ſo deutliche Syſtematik, daß dies wahrhaft unbegreiflich bliebe, wenn die Sage nicht Religion geweſen wäre, nicht ein feſtſtehendes Dogma beſeſſen hätte. Und das Sachregiſter alſo iſt der Index eines Theiles dieſer Dogmatik. Es hat aber zugleich noch einen Nebenzweck. Es muß die Befähigung und zugleich die Gewiſſenhaftigkeit des Verfaſſers documentieren und ihn außer Gefahr ſetzen vor übler Nachrede. Er las die Früchte eines Bodens auf, der nicht zugleich auch ſeine Wiege getragen hat. Er wußte, wie oft ſchon ein ſolches Verhältniß für die litterariſche Bosheit den Anlaß gab, Beſchuldigungen zu erheben, die grundlos waren und doch eine Weile Glauben fanden. Schon

auf der andern Seite seines Sagenbuches hat uns Müllenhoff zu klagen über die feindseligen Stimmen, die seinem Werke vorwarfen, es enthalte Gotteslästerung, es mache vor den Augen der gebildeten Welt dem Lande und seiner Geistlichkeit nur Schande. Wenn dorten die Kibitze mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Nest laufen, warum denn nicht auch anderwärts? Was dorten dem Landeskinde galt, kann hier noch leichter dem Landesfremden begegnen. Hier besitzt die Eifersucht des Einzelnen gegen das Fremde nicht blos ein wohl erworbenes Recht, sondern sie geräth zuweilen auch in Versuchung, es zu mißbrauchen, in der freien Presse des Landes Politik und Wissenschaft miteinander in eine öffentliche Verwechslung zu bringen und so einem neuen Buche den ersten und unbefangenen Eindruck theilweise zu rauben. Dieser Gefahr kann freilich kein Thätiger ganz ausweichen; wer an die Straße baut, muß sich tadeln lassen; doch wer die Vögel fürchtet, wird nicht lang Hirse säen. Aber kritisch ist etwaigen Angriffen solcher Art einstweilen ein Damm gesetzt, der sich nicht durchbrechen läßt. Wer nämlich dem Verfasser die scharfe und getreue Beobachtungsgabe bestreitet, der muß sie zuerst aus dem Sachregister wegläugnen können, in welchem sie wie mit unterirdischer Stimme aus hunderterlei Begriffen und Seitenzahlen den Verstand anredet. In dieser und jeder ähnlichen Hinsicht bleib ich guten Muthes und schicke nun mein Buch mit wahrer Liebe, ohne Ueberwürdigung, mit dem ruhigen Blicke eines über der langen Anschauung schon gealterten Freundes den Freunden der vaterländischen Sage zu. Da helfe es, das Ueberlieferte vor dem fühlbar nahen Untergang noch rechtzeitig retten, da stelle es das noch lebenskräftige Material gereinigt dem Volksgedenken zurück, oder reihe es mit ein in unsere einheimische wissenschaftliche Erfahrung. Es erfrische und bestärke dem Volke selbst die Empfindung von dem Werthe seines alten Sparguts, seines National-Erbtheiles. Allen andern aber, die entweder uns abhold oder der Sache unfreundlich sind, sei gesagt, was Cyriacus Spangenberg i. J. 1578 im Ehespiegel pag. 259 sagte, als man ihn wegen der in seinen Brautpredigten behandelten Sittenzüge tadelte: Wiewol ich auch vorhin das weiß, das mir vil dinges von vilen wirt verargket werden, die mirs auch zum allerärgsten deuten vnd außlegen werden, was ich trewer meynunge jetzt will handlen vnd mit großem fleiß vnd arbeit zusammen gelesen habe, so frage ich doch nichts nach denselbigen, sondern befehle es dem lieben Gott!

Aarau, Ostertag 1856.

E. L. Rochholz.

I. Geheiligte Gewässer.

1. Die Quellen der Schafmatt.

Auf der nördlichen Seite der Schafmatt, jenes abgelegenen Jurapasses, der das Aargau vom Baslergebiete trennt, liegt die Winterhalde des Dorfes Oltingen. Dort sowohl am Fuße des Berges, wie weiter gegen das Dorf Zeglingen hin entspringen zwei Quellen, deren Wasser zu allen Jahreszeiten an Kälte und Fülle sich gleich bleibt. Es behaupten daher die Leute, daß unter jenen Halden ein großes Gewässer von drohender Gewalt sich bewege; und so oft die zahlreichen Wallfahrer aus dem Elsaß ihren Weg zum wunderthätigen Marienbilde von Einsiedeln über diese Höhen nehmen, fallen sie hier auf die Kniee und beten zu Gott, er möge die in dieses Gebirg versenkte Fluth nicht abermals hervorbrechen und die Welt verwüsten lassen.

2. Der leuchtende Pfad im Flusse.

Ein altes Schloß, bis auf seine vier Grundmauern zusammengebrochen, liegt im Aargauer Dorfe Bauenstein am Rand der vorbeiströmenden Aare. Hier wohnte in ältester Zeit die freie Königin des Landes. Der Bruder und sein hochmüthiges Gesinde haßten sie; sie merkte einen Anschlag gegen ihr Leben und flüchtete sich noch Nachts aus dem Schlosse an den Strom herab. Allein der Ferge und sein Schiff war nirgend zu finden. Verfolgt und gedrängt wollte sie lieber freiwillig den Tod nehmen, als dem bösen Bruder in die Hände fallen; sie lief stromauf den gefährlichen Bergpfad zum Nachbarschlosse Biberstein und stürzte, noch ehe sie es erreicht., von den steilen Klippen in den reißenden Strom. Doch dieser verschlang die Königin nicht, sondern gewährte ihr einen sichern Weg, und so gieng sie jene Nacht mitten in der Aare fort bis in die Pfalz von Basel. Noch sieht der Fromme in stillen Nächten die Fußstapfen der Königin auf den Wellen der Aare in mildem Glanze strahlen.

Gertrudis, Kaiser Karls und seiner ersten (namenlosen) Gemahlin Tochter, gieng über den brückenlosen Main, und bis heute sieht dorten der Schiffer in den gekräuselten Wellen der Fürstin Fußstapfen. Herrlein, Spessharts Sagen pag. 131.

3. Bertha von Baldegg.

Im Hitzkircherthale, zwischen dem Aargauischen Hallwiler-See und dem Luzernischen Baldegger-See gelegen, erblickte man früher eine ganze Reihe von Burgen, die Schlösser Ober-Rheinach, Baldegg, Reichensee, Lieli und Heidegg. Aber diese hübschen Rittersitze wurden zusammen in den Kriegsunruhen verwüstet und gebrochen, welche zwischen den Luzernern und dem Hemmann von Grünenberg im J. 1386 über verschiedene Zoll- und Grenzstreitigkeiten ausgebrochen waren. Als Reichensee und Baldegg von den Flammen schon verzehrt waren, wollte der Feind der noch übrigen letzten Burg, der Heidegg, das gleiche Loos bereiten. Auf ihr wohnte damals eine besonders fromme und mildthätige Edelfrau, Namens Bertha. Sie war schon Wittwe und hatte nur ein einziges Kind. Zitternd für dessen Leben, gelobte sie beim Herannahen des Feindes, der Mutter Gottes eine Kapelle zu stiften. Als nun die Krieger die Burg Lieli zerstört hatten, kamen sie durch den dichten Wald unter dem Klotisberg herangezogen und stürmten gegen den Hügel, auf welchem Heidegg steht. Alsobald aber verhüllte sich die ganze Gegend in einen so undurchdringlichen Nebel, und der Dünkelbach, welcher am Schlosse herabfließt, begann dergestalt anzuschwellen und zu rauschen, daß der Feind in Finsterniß und Wasserlärm vom Pfade abkam, in den reißenden Bach stürzte und in dessen Fluthen dem Baldegger-See zugeschwemmt wurde. Diejenigen, welche entrannen, haben erst auf dem Rücken des Lindenberges, auf der obern Illnau, sich wieder zurecht finden können. So ist das Schloß verschont geblieben; aus schuldiger Dankbarkeit wurde alsdann von der Burgfrau die Kapelle erbaut, welche jetzt noch neben dem Schlosse steht und die Aufschrift trägt:

Procul estote profani!

(In Versen erzählt davon: Reithard, Sagen der Schweiz, S. 205.)

---

4. Die drei Schwestern im Eithale.

Von Tecknau aus, einem Weiler im obern Baselland, bis Aarau führt ein doppelter Fußweg über den Aargauer-Jura. Der kürzere geht eine enge und tiefe Schlucht bergauf, voll sonderbarer Felsenformen zu beiden Seiten. Sacht steigt aber der andere Weg zwischen großen Buchenwäldern durch zusammenhängende Wiesengründe empor; dies ist das Eithal. Die Luft ist thaufrisch und der Rasen bleibt grün das ganze Jahr hindurch; ein Bach mit kieselloser Welle kommt herabgeflossen, und hundertfacher Amselschlag schallt aus dem Laubdickicht. Hie und da liegen im Verstecke des Waldsaumes winzige Heuhäuschen,

die einzige Spur, daß man den Menschen nicht allzuferne ist. Doch so lange das Gras nicht ausreift, tönt hier keine Sense, keine Heerdengloche. Der Weih im Blauen, die Forelle im Bach, oder ein wackelnder Erdsalamander im Dampfe einer feuchten Lehmlage sind die einzigen Zeugen dieser reizenden Abgeschiedenheit. Die Wände des Gebirges rücken nun enger zusammen, der Wald wird steiler, einzelne Felsenzacken zielen aus ihm hervor frischgeschnitten, sonniggelb, da weht ein plötzliches Brausen um die Bergecke herum. Die Ergolz geht hier von einer querüber liegenden Felswand der obern Hochebene in unser ruhiges Thal nieder. In einem zierlichen Bogenstrahl springt der Bach mit einem Satze aus seiner Baumgruppe auf die Wiese heraus und hat sich unten ein Becken so zirkelrund ausgewaschen, als ob es vom Steinmetzen zurecht gehauen wäre. Man nennt diesen Platz den Gießen. Was man in das Becken wirft, wird augenblicklich wieder ausgestoßen.

Eine arme Frau suchte hier umsonst das Ende ihres Kummers. Kaum hatte sie sich mit dem Wasserstrahle hinabgestürzt, so fand sie sich drunten unverletzt ins weiche Gras hinausgehoben. Solche Wunder schreibt man der Milde dreier Schwestern zu, die hier gewohnt haben. Auf beiden Thalseiten erheben sich nackte Wände, der alte Sturz und Schutt ihrer eingesunkenen Felsenhäupter gleicht den Trümmern vielfacher Burgen. Eine Gruppe nennt man die Oedenburg, die andere heißt beim Volke Scheideck. Der Schloßherr dieser letztern soll noch jetzt mit seinem Rappen heulend durch die Nacht reiten. Auch der Scheidecker Schloßhund hat noch vor kurzen Jahren regelmäßig den Witterungswechsel durch sein Bellen angezeigt. Auf die gegenüber liegende Oedenburg versetzt der Glaube drei schöne Schwestern, und man weiß noch, daß die Jüngste Gräfin Bertha geheißen habe, Andere sagen Helena. Diese entführte der Scheidecker. Da man hierauf sein Schloß stürmte, rissen sich alle Felsen der Gegend los und begruben den Raubritter und die Stürmenden zugleich. Hierauf ließ der Kaiser beide Burgen schleifen. Noch immer baden jene drei Schwestern hier im Gießen; und die Mähder sind froh, davon zu hören, weil dann ihr Heu bis auf den letzten Wagen jedesmal sicher und ungenäßt unter Schirm und Dach kommen wird. Kinder, die hier Schafe hüteten, sahen zwei glänzend gerüstete Reiter auf Schimmeln aus dem Walde herunter kommen, ihnen voraus ritt der Jägerknecht mit der Koppel Hunde. Unbefangen sprangen ihnen die Kinder entgegen und verlangten ein Almosen. Die Männer warfen eine Hand voll silberner Rappen (Heller) unter sie aus. Lange staunten die Kinder den schimmernden Reitern nach, dann suchten sie ihre Geldstücke im Grase; aber nicht eines war mehr aufzufinden.

5. Der Ring auf dem Egliswiler Berge, oder Hom-Isen.

Auf dem Berge hinter der Heidenburg (vgl. No. 168) liegt um die Wurzeln einer Eiche unterirdisch gespannt ein Ring aus purem Golde. Er wiegt mehr als das größte Haus in Egliswil, liegt aber unerreichbar tief; zum Glücke der Gegend. Denn wird ihn je eine menschliche Hand berühren, so verschwindet er sammt der Eiche in den Boden hinein und aus dieser Höhlung hervor drängt sich ein ungeheurer Strom, der das ganze Thal unter Wasser setzen und so den alten See wieder herstellen würde, der früher den Aargau bedeckt gehalten hat. Er hat Hom-Isen geheißen, und von ihm stammen die vielen Homberge unsers Kantons her; so wenigstens leitete der Bannwart den Namen ab, als er Verstehendes berichtete. Eine Stelle dieses Berges heißt man das Rothe Hüsli, eine andere im Walde die Metzg'. Hier geschah ein dunkler Gräuel, in Folge dessen es heute noch spukt.

Lobisei, eine Jura-Thalschlucht, war der Sage nach ein großer Gebirgs-See, und der Druck seiner Wasser soll unterhalb der Felsen, auf denen die Ruine Neu-Falkenstein steht, durchgebrochen und die Balsthalergegend begraben haben. Seitdem erst ist das Mümliswiler-, Ramiswiler- und Guldenthal entstanden. Strohmeyer, Kant. Solothurn, pag. 35. Ueber den auffallenden Namen Lob-isei und Hom-Isen vergl. Abthl. XI, No. 484, „Tempel auf dem Isenberge". Der Name Hom-Isen, der sich hier nach den vielerlei Hombergen des Aargau ableitet, steht zum Namen der No. 99 vermutheten Stadt Hulm. Beides erklärt sich aus hohen-bere, contrahirt in Homberg, wie Hannover (alta ripa). Extolletur super Lybanum, übersetzt Notker, Psalm 71: wirt irhurit uber hömbere.

Der Glaube an Ringe, die unterirdisch magisch gespannt lägen, hängt zusammen mit dem alten Gerichtsbrauche, Ringe als Grenzzeichen dienen zu lassen. Solcherlei folgen hier aufgezählt. Der Paß beim Dorfe St. Sulpice im Neuenburger Jura heißt la chaine. Die ungeheuer starkgliedrige Eisenkette, die ihm diesen Namen gab, hängt an der linken Bergwand in den Fels eingelassen. Meyer-Knonau, Ortkunde 2, 363. Beim Teisiner-Dörfchen Campora (Distrikt Mendrisio) liegt die Höhle Togna; „es ist daselbst noch ein großer Ring eingesteckt und man sagt, es sei ein Zeichen günstiger Witterung, wenn nach langem Regen hier Wasser herausfließt. Franscini, Kant. Teisin, pag. 365. Von jenem Bundesschwur her, den die Bündner i. J. 1421 an dem Aborn zu Truns gegen die Uebergewalt der Mächtigen sich leisteten, zeigte man lange noch an einem Felsen beim benachbarten Dörflein Tavanasa die Nägel eingeschlagen, an welchen die Gemeindrammänner ihre Brodsäcke aufhiengen, als sie um die Quelle auf der Wiese sich niederließen, um den mitgebrachten Mundvorrath zu verzehren. Neujahrs-Bl. der Zürch. Stadtbiblioth. 1823, 3. Die Marken der Freiburger-Landschaft von Corvers und Saanen treffen an einer unerreichbaren Felsspitze des Gros-Mont zusammen, in deren Wand ein eiserner Ring eingelassen ist. Schweiz. Merkur 1835, 116. Die Gemarkungsscheide zwischen den Städtchen Olten und Wangen war ein Eisenwecken, zu Rupoldingen in einen Fels geschlagen. Ild. v. Arx, Gesch.

der Stadt Olten, S. 12, nach einer Urkunde vom J. 1442. — Aehnliches zeigt man beim Simmenthaler Dorfe Gſteig gegen die Grenze von Jaun (Jahn, Kant. Bern, und Alpenroſen Jahrg. 13, 191), und beim Guguksbad im Breisgau. Schnezler, Bad. Sagenb. 1, 342 und 11. In einer Flub von Berner Walperswil wurden beim Steinſprengen zwei Erzringe gefunden, jeder 3—4" im Durchmeſſer. Aus dem Grunde des Bieler Sees zog man bei Möringen 1834 vier wohlerhaltene voluminoſe maſſive Ringe von gebrannter Erde. Jahn, Kant. Bern, S. 33. Renward Cyſat der Aeltere, Stadtſchreiber von Luzern, ſieht 1586, da man im Kloſter Rheinau ein Fundament grub, eine ganz ſteinerne Schlange als einen Zirkelring im Grunde liegen. Joh. Leop. Cyſat, Beſchreib. des Vierwaldſtätter Sees, 1661, S. 250. Den ganzen Urſchelberg bei Pfullingen ſoll eine goldene Kette umſchließen und die unterirdiſchen Schätze zuſammenhalten. Meier, Schwäb. Sag. 1, pag. 5. Auf dem Oelberge bei Schrießheim iſt noch der Eiſenring, an den Noah ſeine Arche band. B. Baader, Bad. Sag. No. 348. Die Quelle zu Weidenlinden wird gefunden, nachdem man den Silberring aus der Tiefe gegraben. Schöppner, Bayr. Sagen 1, 69. Dagegen ſchleudert, ibid. 1, 286, die Gräfin von Wettenburg ihren Ring in den Main, und das Schloß verſinkt im Strome. Noch iſt ein Eiſenring eben in den Felſen. — Die an der Wand des Mänelſteins hängenden Schifferinge kann man mit einem Stabe erreichen und zum Klingen bringen. Stöber, Elſäß. Sag. No. 145. An ſolche die alten Landesmarken beſtimmenden Ringe reiht die Sage den Glauben an, daß ſie ein altes Gewäſſer, oder die Peſt, oder eine drachenhafte Schlange in der Tiefe magiſch verſchloſſen halten. Der Teufel beredet einen Hirtenknaben, den eiſernen Ring aus dem Felſen des Kandelberges im Breisgauer Glzthale herauszureißen, und der Hirte ſpannte ſeine vier Kühe daran. Hätte er ſie nicht in „Gottes Namen" angetrieben, es wäre ein See herabgebrochen; ſo entſprang nur der wohlthätige Sinbach. Schnezler, Bad. Sagenb. 1, 342. Wie Venedigs Doge alljährlich einen Ring ins adriatiſche Meer, ſo warf man auch einen goldenen in den bayriſchen Wallenſee. Panzer, Beiträge 1, No. 28. Damit zuſammen treffen die vielen Eiſenringe an Bergen und Felſen, welche der alten Bevölkerung zum Anbinden ihrer Nachen gedient haben ſollen. Vgl. unſere No. 6. 7. Solche Kahnringe will man an der Seeflub im Lenkthale des Berner Simmenthales ſogar gefunden haben. Alpenroſ. Jahrg. 13, S. 191. Sie ſind alle verkörpert in jenem Weltwurm oder Midgardswurm der Edda, der die ganze Erde umſpannt und zuſammenhält, einſt aber emporſteigen und Alles in Waſſer verſenken wird; und in jenem Schwane, der, auf dem See des Hochgebirges einſam ſchwimmend, das Ende der Dinge bringt, wenn er den Ring aus ſeinem Schnabel fallen läßt. Gottſchalk, Sagen, Halle 1814, S. 227. Gregorius von Tours, Fränkiſche Geſchichte lib. 8 cap. 33 erzählt, wie Paris von Alters her geweiht geweſen und dorten keine Schlange und Ratte ſich zeigen durfte. Als man aber beim Reinigen einer Kloake eine eherne Schlange und Ratte im Schmutze fand und daraus hervorzog, ſeien ſolcher Thiere unzählige erſchienen und die Stadt fieng an, durch gefährliche Feuersbrünſte zu leiden. Die eddaiſche Schlange Nidhöggr liegt unter den Wurzeln der Eſche Yggdraſill, drunter entſpringt der Brunnen Hvergelmir und am Stamme iſt der Götter Gerichtsſtätte. Eine geflügelte Schlange, ein Drache mit einem Auge von Karfunkel liegt im Sundgauer Jura. Stöber, Elſäß. Sag. No. 1. —

Dagegen wird in No. 1 unserer Abtheil. „Heilige Gewässer", für die verborgenen Wasser der Schafmatt gebetet, wie in Bechsteins D. Sagenb. No. 514 für den Singerberg und die Schneekoppe, in No. 732 für den Frickenhauser See; in Bechsteins Thür. Sag. 2, 76 für den Sperbügel. Gleiches in Panzers Beiträgen 1, No. 10, 21, 28, 208. Auch jener Ring, welcher am Ufer des Vierwaldstätter-Sees am Seelisberge in der Kapelle „Maria im Walde" an einer Kette aufgehängt ist (Henne, Schweiz. Bl., Jahrg. 32), mag Aehnliches bedeuten. Gegen den Ausbruch des Titi-Sees wird täglich im Freiburger Münster eine Messe gelesen. B. Baader, Bad. Sag. No. 48. Im Bergheimer Dorfe, Reg.-Bezirk Köln, wird alljährlich zum Marcusbrünnchen gezogen und gebetet, damit es nicht austrete. Dabei ist der Brunnen mit Laub und Blumen geschmückt. Hocker, Deutsch. Volksglaube, S. 226. Als ein Brauch der Art in bayrisch Ursprungen, da hier die Reformation Platz griff, unterblieb, erbrauste das unterirdische Gewässer des schwarzen Meers, und so lassen die Reformirten bis heute noch ein Amt dagegen lesen. Panzer, bayr. Sagen 1, 206. — So weisen die von der Sage vermutheten unterirrischen Gewässer im Straßburger und Freiburger Münster auf die Heiligkeit der Quellen und Ströme, denen die ursprüngliche Ehrfurcht ihren alten Tempel ließ und sie in christliche Taufbrunnen umänderte. Deshalb hängen die Kirchenbau-Legenden vielfach mit einer Brückenbau-Sage zusammen; so in Köln (Grimm, Deutsch. Sag. 1, 280), in Regensburg (Schöppner, Bayr. Sagenb. No. 114). Ueber diesen in den Mysterien schon berufen gewesenen Ring bemüht sich Lucretius 6, 1007, eine rationelle Erklärung zu geben; er schwankt aber fühlbar zwischen der Symbolik desselben (parte quod ex una spatium vacat, et caput in se), und zwischen der physikalischen Wirkung seines Metalls: Nec res ulla magis primoribus ex elementis indupedita suis arcte connexa cohaeret, quam validi Ferri naturae frigidus horror.

6. Ring am Aarburger-Schlosse.

An einer Felswand der Festung hängt ein großer Eisenring; er soll in der Zeit, da das ganze Wiggerthal noch ein See gewesen, dazu gedient haben, hier die Schiffe anzubinden. Auch eine Lokalität der Nachbarstadt Zofingen, die jetzt ohne alle Stromschiffahrt ist, heißt noch Schiffländ; es soll daselbst einst ein großer Fluß, Namens Hägler, gewesen sein, dessen unterirdisches Brausen man dorten noch zu hören meint und den der Glaube bei Aarburg in die Aare münden läßt.

7. Gondelisee im Aulmerthal.

Das große Gewässer, welches ehemals von Gontenschwil weit herab durchs Aulmerthal zur Aargegend gereicht haben soll, wird Gondelisee geheißen. Ein Burgvogt soll Queckſilber hineingegossen und es so trocken gelegt haben. Nach andern Berichten führte ein Graf dieses

Landstriches mit der angeblichen Stadt Hegnau (vergl. No. 52) Krieg, die man ebenfalls in das Thal versetzt. Da er sie nicht erobern konnte, so mußten seine sieben starken Söhne dem See einen Durchbruch graben und dadurch die Stadt ersäufen. Von ihr blieb nichts übrig, als das hier noch zahlreiche Geschlecht der Hegnauer, mit denen jedoch die gleichfalls vorkommenden Hagnauer nicht zu verwechseln sind, die von einem elsäßischen Schlosse ihren Namen ableiten. An dem hier gelegenen Seeberge fand man vor Jahren einen eisernen Ring in die Felsen eingetrieben; an ihm sollen die Sennen ihr Vieh, wenn sie es im See tränkten, und die Schiffer ihre Kähne angebunden haben. Die Berghöhe heißt Seblibügel; von da habe der Leuchtthurm über den See hingeschaut.

Gleichen Ursprung giebt sich der Weiler Seeberg, der gegen Wyl hin liegt und zum Dorfe Leimbach gehört. Letzteres nennt auch eine seiner Hauserreihen die Seegasse, wie das noch höher gelegene Dorf Menzikon eine Wassergasse hat und einen Dorftheil, der die Arche heißt.

Vergleiche die Arch, Uferbefestigung gegen reißende Bäche. Schmeller, Wörterb. 1, 103. — und Flußstellen, zur Fischerei dienlich, „loeis piscationum quæ dicuntur Arichstetti vocantur." Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 481.

---

8. Der Egelsee auf dem Heitersberg.

Auf der Höhe des Heitersberges, wo sich jetzt alter Wald in dem gemiedenen Gewässer des kleinen Egelsees abschattet, stand früher einmal ein Schloß, oder wie Andere meinen, ein Herrenkloster; man hieß es die Veste Bauernweh und sein letzter Besitzer war Niko. Er soll die Bewohner des benachbarten Limmat- und Reußthales unbarmherzig gedrückt und ausgesogen haben. Er schickte einen grausamen Vogt mit einer Schaar von Knechten durchs Land, und wer ihm Zins und Zehnten versaß, den ließ er in die Gewölbe seiner Burg werfen. Als diese Gewaltthätigen einst aus dem Reußthale heimkehrten und am Dorfe Remetschwil vorbeikamen, begegnete ihnen oben am Sennhof die dortige Wittwe mit ihren sieben Kindern. Auch sie war nicht im Stande gewesen, dem Vogt rechtzeitig die Pacht zu bezahlen; sogleich packte man Hab und Gut zusammen und trieb das Weib sammt den übrigen aus. Nur eine Hand voll Mehl wollte sie noch mitnehmen zum Brei für ihr Jüngstes; man riß es ihr vom Arme und warf es in das angezündete Haus. Nun braucht es keinen Brei mehr, höhnte der Vogt und ritt hinweg. Die verlassene Mutter schrie den Himmel um Rache an; stammelnd vor Schmerz rief sie: „Wenn nur de donner di und din burg i bodde le verschlueg!" Der Himmel hatte ihren

Fluch gehört. Noch in derselben Nacht erhob sich ein furchtbares Ungewitter; es regnete Blitzschläge auf das Schloß herab, und unter langem Krachen versank es mit Mann und Maus hundert Klafter tief in den Abgrund hinein. Ein See trat an die Stelle, vom Volke der Egelsee geheißen, weil die vielen Blutegel in ihm zum Beweise dienen sollen, wie viel unschuldiges Blut hier einst vergossen worden; oder auch wegen der zahlreichen Egelfische (perca fluviatilis) dieses Gewässers, welche die benachbarten Mönche von Wettingen nachher für ihren Fastentisch besonders schmackhaft gefunden haben. Auch vom Nägelisee hört man noch reden, weil er die Stadt Nägeli verschlungen, die hier gestanden haben soll. Der See ist heute noch gemieden und gefürchtet. Zwar ist droben auf der Höhe ein ärmliches Bauernhaus, und tiefer unten am Waldabhange, wo ehedem ein Fischerhäuschen auf der abschüssigen Matte stand, liegt noch ein Kahn am Ufer. Allein man wagt sich in ihm nicht aufs Wasser hinaus, weil man zu versinken fürchtet, sobald man in die Mitte fährt oder dorten stille hält. Nie bewegt sich die Welle, nie überfriert sie, kein Bach ergießt sich darein. Der See ist schon auf neunzig Fuß Tiefe gemessen, aber man hält seine Mitte für unergründlich. Zwei Männer am Sennhof, die sich hierüber Gewißheit verschaffen wollten, knüpften zehn Schnurknäuel, jedes zu hundert Ellen Länge, aneinander, hiengen einen Senkstein daran und fuhren damit gegen die Mitte hinaus. Doch die Schnur reichte nicht aus und der Kahn fieng bereits an zu sinken. Da mahnte sie eine Stimme von drüben her aus den senkrechten Felswänden des westlichen Ufers, augenblicklich dem Lande zuzurudern, sonst sei es um sie geschehen. Auch keinen natürlichen Ausfluß hat das Gewässer, mit Ausnahme des kleinen Durchganges, den man ihm schrittbreit durch den Waldgraben machte. Ueber dieses Rinnsal ist heute noch der Müller im Dorfe Spreitenbach gesetzt und hat dafür einen Theil des Fischrechtes am See. Einst war ihm ein Hecht von ganz außergewöhnlicher Größe ins Netz gegangen. Da der Mann auf dem alten Glauben war, das Gewässer hänge unterirdisch mit dem Reußstrom zusammen, so band er dem Fisch einen rothen Faden um den Hals und ließ ihn wieder schwimmen. Nicht lange nachher ward derselbe in der Reuß bei der Stadt Bremgarten gefangen.

Nebenan am versumpften Ufer, wo im Sommer bei trockener Witterung jeder Schritt hohl nachdröhnt, finden sich noch etliche Mauerspuren; bröckelt man davon Gestein ab und wirft es in den See, so soll er aufsteigen und das ganze Land überschwemmen. Unter seinem Spiegel will man bei klarem Himmel die Thurmspitze des Schlosses gesehen haben. In der Nachbarschaft oberhalb der sogenannten See-

matten ist eine wilde Rise, wo die Bergwand ihren Schutt abstürzen läßt. Der Fußweg dahin heißt der Reitweg. Da zeigt man das sog. Teufelsloch, die Stelle des alten Schatzhauses, das die Schloßherren mit eisernem Fallgitter verwahrt hielten. Hieher begab sich ein Färber aus dem Städtchen Mellingen zu wiederholten Malen, um den versenkten Reichthümern nachzuspüren. Er traf in der Höhle eine Jungfrau, die auf einer Eisenkuh stand und hütete. Der vorsichtige Mann machte sie mit den geweihten Wachskerzen unschädlich, die er mitgenommen und vorher angezündet hatte, und konnte nun eine nicht geringe Geldsumme mit fortnehmen. Da er aber beim Weggehen noch unter dem Eisengitter sich umwendete, fuhr dieses im gleichen Augenblicke herab und schlug ihm die Nase weg. Der Mann ist noch nicht lange todt, und der Vorfall ist in Mellingen eine wohlbekannte Sache.

Ueber diesen See schreibt Bertrand, Mémoires histor. et phys. sur tremblements de terre. Haye 1757: es sei hier schon 1728 ein beträchtliches Stück Land unweit Kindhausen in den Abgrund versunken, dessen Tiefe man damals nicht zu ergründen gewußt habe. Auch der Hinkende Bote, ein Bernerkalender vom J. 1756, berichtet, das Lissaboner Erdbeben habe sich im Banne von Kindhausen besonders stark verspüren lassen. Wirklich gehört das den Egelsee umgebende Land jetzt noch zum Bann von Kindhausen; jedoch niemand erinnert sich dorten eines solchen Vorfalls, und der See hatte schon in den ältesten Zeiten bis auf die neuesten den Mönchen im benachbarten Stifte Wettingen ihre Fastenfische zu liefern. Bertrand erzählt also eine Sage an der Stelle eines naturhistorischen Ereignisses, und schon der Zug beweist es, daß der See Jeden verschlinge, der einen Stein in ihn werfe. Dasselbe sagt bekanntlich Plinius, Hist. nat. 2, 45 über jene Dalmatinerhöhle, die er mit dem unserer Sennensprache angehörenden Namen Senta benennt. — Hier folgen die Spielarten, welche diese Sage in nächster Nachbarschaft hat. Der Ritter am Thurgauer Schloß Bichelsee trotzt einer Wittwe ihren schönen Eichwald ab und wird darüber sammt Allem von dem plötzlich dort entstehenden See verschlungen. An den im Wasser heraufstarrenden Eichenästen zerreißen da heute noch die ausgeworfenen Fischernetze, aber des Wassers Tiefe ist gleichwohl unergründlich. Steinau, Sagenschatz, pag. 72. Neben dem Türlersee auf dem Albis bei Zürich liegen die Schloßruinen der Schnabelburg. Als dorten ein gewissenloser Vater sein eigenes Kind den Lüsten des Burgherrn zuführte, versank das Gut in den See, das Mädchen aber gieng ins Kloster Frauenthal. Den noch vorhandenen Burggraben, der Gbriembildengraben genannt, läßt der Teufel nicht ausbauen. Reithard, Sagen der Schweiz, 140. Unermeßbar bleibt des Sees Tiefe, gleich dem Schwarzwälder Mummelsee, den ein Würtemberger Herzog durch neunerlei Zwirnnetz vergeblich ergründet; dort wie hier beginnt der Floß zu versinken, auf dem man ihn befahren will. Simplicissimus, ed. Keller 1, 732. Wie das Volk über den Namen Egelsee Deutungen macht, so die Gelehrten. Mone, Gall. Sprache 186 denkt unnützer Weise an wälsh egel, Tiefe, gälisch aige al, Pfuhl. Der Name dieses und manches ähnlichen Gewässers rührt von dem Egelfisch her, der hier sehr

häufig ist. Ein Egalseo urk. 779 in der Würzburger Grenzbeschreibung. Naumann, Serapeum 1852, pag. 98. Egilsee. urk. 1284. Egelsee. urk. 1280. Mon. Boic. 28, 418. 456. Letzteres ist ein jetzt verschwindender See im bayr. Gebirge. Eben dasselbe gilt von dem gleichnamigen im Thurgau bei Littenhaid, jetzt nur ein Sumpf. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 202. Der Katzensee im Kant. Zürich hieß ehemals gleichfalls Egelsee. Zürch. Neujahrsblatt der Feuerwerker 1811, 2. „Der Egglin oder Versch, ein fressender oder verzehrender Fisch, schonet keiner Fischen, sondern frisset alles auf, sein Stich von dem Borst ist unheilsam", schreibt Joh. Leop. Cysat, Beschreib. des Waldstätter Sees, Luzern 1661, pag. 22. Dies entspricht der Grausamkeit der hier in „Blutegel" verwünschten Ritter, die einst eben so viel unschuldig Blut hier vergossen haben; und drückt sich aus im Namen des hier spukenden Wassergeistes Nikr. Dies ist der Nir, welcher seine Opfer in die Tiefe reißt und dann einen Blutstrahl im Wasser aufquellen läßt, agl. *nicor, necorhûs: daemon, mare*. Er erscheint als großer Fisch mit rothem Halsbande, so wie die hl. Verena zu Zurzach ihn als Salm im Rheine fängt (vergl. No. 9 in gegenwärtiger Abtheilung). In Salmesgestalt verbirgt sich Loki im Wasserfalle Franangurosers, als er die Unthat an Balder begangen hat und flüchtig ist. Die Asen ziehen ihn mit Noth am Schwanze heraus. So fängt auch in der ndd. Sage der hl. Petrus den Schelfisch, zeichnet ihn mit einem Male am Rücken und nennt ihn nach diesem den Schelmfisch. Wolf, Beitr. 1, 139. Im Frickenhauser See, gegen dessen Ausbruch im Würzburger Dom die Leute beten, erblickt man einen Fisch in Schweinsgröße und mit Schuppen wie Zinnteller. Bechstein, D. Sagb. No. 732. Dieser Nikr gab dem würtembergischen Nekar seinen Namen, ebenso dem Neker, der im Toggenburgischen Nekerthale entspringt und in die Thur bei Lüttisberg mündet. Othin selbst als Beherrscher der Winde und Wogen führt den Beinamen Hnikar. In unserer Sage vom Egelsee ist der Gott auch im Namen des Verschlingsfisches mit erkennbar, den man hier zu Lande Hag oder Hägling nennt. Es ist am Namen Heggema und Häggele (Abth. IX. No. 419) nachgewiesen, daß man unter diesem Namen des Teufels zugleich auch den männlichen Lachs bei uns versteht, dessen gekrümmte Unterschnauze durch die Benennung Hakenlachs, sagt man, bezeichnet werden soll, während sein Weibchen Luder heißt. Der Hackelmerz ist ein kinderraubender Wassergeist, der Hackelbernd ein Wilder Jäger, der den rothen Wunschmantel hakol trägt. In diesem Zusammenhang scheint auch die Rothforelle des Genfer Sees ihren bedeutsamen Namen Ritter zu führen: „l'ombre chevalier". Ist der Hagenfisch hier der Gott und Burgherr, so fehlen auch die ihm eigenen Schatzgewölbe nicht. Sein Weib hütet sie hinter sich öffnenden und schließenden Thüren, die dem Färber von Mellingen die Nase abschlagen. Damit ist das Thor der Glücksgöttin gemeint, von welcher Walther v. d. Vglw. singt: Mir ist verspart der Saelden tor. Das Gegentheil verlautet als Verwünschungsformel in der Raben-Schlacht 57 a: Unsælde si mir ûfgetân! Da die Götter ihre Tempelgebäude hatten, so blieben mindestens noch die Thore davon in der Sage von der Glücksgöttin über. Sie sind zugleich die Himmelsthore zur Unsterblichkeit, „diese goldhellen Thüren Walhalls", von denen Brynhild (Sigurdarquidha 3, 60) fürchtet, sie möchten ihrem ins Grab gesunkenen Gemahl „zu hart an den Fersen zufallen." Vergl. Abtheil. IV, No. 172.

Schatzthüren im Bornberge. — In Beziehung auf den Nix unserer Sage scheint es mir bedeutsam, daß man das Getränk des heißen Rothweines, gewöhnlich Klaret geheißen, auch Nicus nennt, wie das Kochbuch, „das Hausweſen, von Kübler, Stuttgart 1850, pag. 238“ ausweiſt, und auch der in der Schweiz noch vorkommende Brauch mag mit dem Waſſergott in Verbindung ſtehen, große Hechtköpfe mit aufgeſpreiztem Zahnrachen an die Wohnhäuſer anzunageln. Man trifft ſolches nicht bloß am Gelände des Brienzer- und Thuneriees noch häufig, ſondern auch in Waldthälern. So ſind an den „Heidenhäuſern“ im Berner Lindenthale bei Thorberg, Felswohnungen, welche jetzt noch bewohnt werden, Hechtköpfe unter den Giebel genagelt, in deren Rachen man eine Fauſt ſtecken kann. Wyß, Reiſe ins Bern. Oberl. 1, 254.

9. Die heilige Verena in Zurzach.

So lange die heil. Verena noch zu Solothurn wohnte, konnte ſie dorten beim heidniſchen Stadtvolke wenig Gutes ausrichten; man ließ ſie in ihrer Einſiedelei draußen im Jura hinter Fels und Wald an ihrer kalten Quelle ſitzen, und hörte nicht auf ſie. Als ſie aber einmal bei einer Hungersnoth vierzig Säcke Mehl um ihre Klauſe ſtellen ließ und Krapfen buck, war den Stadtkindern der Weg bald nicht mehr zu weit, ſie kamen zahlreich gelaufen und wollten Wecken eſſen. Jedem ſchenkte ſie einen und ſagte ihm dabei den Glauben vor; das Mehl gieng ihr nicht aus, und das Brod wuchs den Kindern unter den Zähnen, bald war die erſte Kleinkinderſchule fertig. Aber der neidiſche Teufel will überall ſeinen Stein darin haben. Ihm war's nicht recht, daß die Jungen anders werden ſollten als ihre Alten; er riß alſo an der Jurawand ein Felſenſtück los und ſchleuderte es gegen die Zelle hinunter. Es blieb jedoch noch gerade oberhalb dem Dache liegen; da iſt der ſchwarze Steinblock heute noch zu ſehen mit eben ſo viel Löchern als der eiferſüchtige Teufel damals Krallen hineindrückte. Nun hatte die Heilige hier ihres Bleibens nicht mehr. Sie nahm ſich einen Mühlſtein, der an der Solothurner Aare zum Verladen lag, und ſchwamm auf dieſem den Fluß ins Aargau hinunter. Als ſie am Städtchen Klingnau vorüber kam, fiengen drinnen alle Glocken an von ſelber zu läuten. Die Klingnauer aber hatten dazumal noch ihre Häuſer ſo gebaut, daß deren Fenſter alle ins Städtchen hinein, keine aber auf den Fluß herausſchauten; man konnte alſo die Heilige nicht vorbei fahren ſehen und noch weniger ſich das Geläute erklären, zu dem nicht die beſondere Erlaubniß eingeholt worden war. Sie ſprangen zum Stadt-Siegriſt und laſen ihm ſogleich tüchtig den Kavelantes *),

*) Meſſen und latein. cavillari. Kavelantes, ein derber Perweis.

ſie brachen die Thurmthüren auf, um die böſen Buben abzuſtrafen, die hier muthmaßlich eingeſtiegen waren; aber ſie erſtaunten nicht wenig, als ſie die Glockenſtränge von unſichtbarer Hand gezogen hinauf und herab ſchwingen ſahen. Jetzt merkte man ein Wunder, bald entdeckte man auch oben vom Thurme aus die Heilige, die draußen im Strome eben an der weiten Landzunge der Inſel Au herunter fuhr. Während man nun eine breite rathsherrliche Berathung eröffnete und eine Reihe von Vorſchlägen brachte, unter welcherlei ausgeſuchten Ehrenbezeugungen die Verena durch Deputationen begrüßt und ins Städtchen herein geleitet werden ſollte, war ſie bereits weit entfernt in dem öden Birig ausgeſtiegen, einer Aarniederung, die damals nur von giftigen Sumpfthieren eingenommen war. Hier hob Verena drei Finger zum Himmel empor und ſteckte ſie in den Sand des Uferlandes. Sogleich entſprang hier das Verenabrünnlein, deſſen ſtets klares Waſſer auch jetzt noch für heilkräftig gilt. Nachdem ſie ſelber davon getrunken, ließ ſie den Kleinſtädtern Klingnau's das Nachſehen, und fuhr hinab bis zur Mündung der Aare in den Rhein. Hier liegt am linken Flußufer das arme Schifferdorf Koblenz. Die Bevölkerung, die ihre Blicke ſtets auf dem Strome hat, aus welchem ſie ihre Nahrung zieht, war der Heiligen ſogleich anſichtig geworden, fuhr ihr auf allen Weidlingen entgegen und bemühte ſich, ſie ſammt ihrem Mühlſteine ans Land zu rudern. Dann geſtanden ſie ihr die üble Lage, in der man ſich hier gerade befand. Hier hatten nämlich die Juden von ganz Deutſchland auf der letzten Grenzſcheide des Reiches ihren Begräbnißplatz angewieſen erhalten. Er lag auf einer Stromëdung, welche die Judeninſel heißt und die heute noch immer alljährlich von der Judenſchaft zu Lengnau und Endingen feierlich beſucht werden muß. Allein die Leichen waren ſo übel beſtattet und nur ſo leicht im Flußſande verſcharrt, daß die Luft davon verpeſtet worden war und eine Seuche ringsum in der Gegend wüthete. Dieſe Krankheit wich alsbald beim Erſcheinen Verena's. Nun beeiferte ſich auch das benachbarte Oberherrenmünſter im Markte Zurzach, hier zu erſcheinen, und führte die fromme Frau mit Kreuz und Fahnen in allen Ehren heim in eine ihr mehr gebürende Wohnung. Auch den Mühlſtein, auf welchem ſie hergeſchwommen, wollte man nicht zurücklaſſen. Man lud ihn auf einen Wagen und hatte ihn bis zum ſogenannten Koblenzer-Kreuz gebracht. Hier aber blieben alle Roſſe, ſo viel man deren vorſpannen mochte, unbeweglich ſtehen, und man war nicht im Stande, Wagen oder Stein vorwärts zu ſchaffen. Aber zurück nach Koblenz ließ er ſich mühelos bringen, und hier iſt er noch. Neben der Kirchthüre ſieht man da in der Mauer eine Einſenkung, hinter deren Vergitterung der Stein nebſt

der Heiligen Bildniß verwahrt iſt. Man traut ihm übernatürliche Kraft zu. Auch iſt das Gewölbe, das ihn verwahrt, ganz allein unverſehrt geblieben, als eine Feuersbrunſt Dorf und Kirche einäſcherte; es hängt voll wächſerner Füßchen und Aermchen, welche die Leute opfern, wenn einem ihrer Kinder ein Schaden heilen ſoll. Ueber dem Stein ſind die Worte zu leſen:

Auf dieſem Stein hier auf der Aaren
Die heilig Verena iſt gefahren,
Ohne Ruder, Schiff und Schalten,
Wie ſolches geglaubt die frommen Alten.

In der Krypta des Zurzacher Kirchenchors liegt die Heilige beſtattet. Auf ihrem ſteinernen Grabmal iſt ſie abgebildet mit fliegenden Haaren; mit der Rechten hält ſie einen Waſſerkeſſel am eiſernen Tragringe, mit der Linken einen zweireihigen Kamm: Kaynten und Strähl, wie man beides nennt. Ihre heilkräftige rechte Hand, in einer Silberkapſel verwahrt, wird jährlich am Oſterdienſtag in Prozeſſion nach der Kapelle auf der ſogenannten Burg getragen; denn hier, wo die Ueberreſte und Mauern eines römiſchen Vorwerkes lagen, das einſt den Rheinübergang zu decken hatte, und wo zugleich die älteſte Jochbrücke dieſer Gegend durch den Strom gieng, ſoll die Jungfrau ihre Wohnung gehabt haben; hier iſt auch dem hl. Mauritius, dem Oberſten der Thebaiſchen Legion, ein Kirchlein errichtet. Ein Stück vom Verenenkrüglein hat der Fürſtabt von St. Blaſien im Schwarzwalde angekauft und den Zehnten im ganzen Amte Waldshut dafür an das Zurzacher-Stift abgetreten. Darum erhebt daſſelbe jetzt noch in den acht badiſchen Nachbargemeinden den Zehnten: in Kadelburg, Aettwil, Gortwil, Thiengen, Rheinheim, Küſſenacht, Dangſtetten und Bechtisbohl. Der Gürtel der Heiligen wird im ſchwäbiſchen Kloſter Roth verwahrt; er bringt Gebärenden Hilfe; er ſoll den Burgunderkönig Konrad und den Schwabenherzog Burkhard mit Nachkommen geſegnet haben, die ſich beide vorher über ihre kinderloſe Ehe betrübten. Das ſteinerne Verenenkrüglein war lange verloren geweſen, bis es Hirten am Rheinufer wieder auffanden; ſeitdem iſt es heilkräftig und ſegensreich geweſen. Für den Frommen iſt es voll ſüßen Heiltrankes, für den Böſen ſchwimmen nur Kohlen darin. Als eine Wittwe in Kummerthränen erblindet war, die ſie ihrem verſtorbenen Gatten nachweinte, gaben ihr die Waſchungen aus dieſem Gefäße das verlorne Augenlicht wieder. Als ein Roßhirt von ſeinem unbarmherzigen Dienſtherrn geblendet worden war, gewährte es ihm die gleiche Hilfe. Alljährlich am Tage der Heiligen verſammelt jede Hausmutter im Badener-Gebiete (Grafſchaft) ihre Kinder, und wäſcht ihnen der Reihe nach

die Köpfe. Dies schützt sie gegen alle spätern Krankheiten des Hauptes. Warzen vertreibt man, indem man darüber haucht und dazu spricht: Freue, Freue, dorra weg! An der linken Mauer der Zurzacher Kirche ist ebenfalls ein eigener Verenenbrunnen, und sein Wasser ist beim Volke so geschätzt wie Weihwasser. Eine Bergquelle gleichen Namens sprudelt auf dem benachbarten Achenberge; hierher gieng der Lieblingsweg der Heiligen. Sie ist eine Patronin aller Fischer, Schiffer und Müller. Als in dem Hause, wo sie als Magd diente, ein edler Ring verloren gieng, ließ sie bei Zurzach einen großen Rheinsalmen fangen und zur Küche bringen, der jenen Goldring im Leibe hatte. Noch tragen die alten Mühlen und Banngemarkungen im Surbenthale die Wahrzeichen der Heiligen, Krüglein und Kamm. Wenn daher habsüchtige Müller das Wasser, das Andern dienen soll, ihren eigenen Rädern zuleiten, so zerreißt es ihnen mit großem Schaden die Wuhren und geht dann seinem vorigen Laufe nach. Und wenn eine Schnittermagd vom Garbenbinden her über den Rhein heimkehrt und einmal bei der Ueberfahrt mit dem Weidling umschlägt, so hält ihr die Jungfrau mit der einen Hand den Mund zu, daß sie nicht ertrinke, und führt sie mit der andern ans Gestade. Auch als Wetterheilige gilt sie: daher heißt die Kalenderregel für den ersten des Herbstmonats: Wenns Vreneli brunnlet, gits en schlächte Herbst. Regnet's an Verena, so gibt's trockne Saatzeit. Wäscht Verena am Vormittag ihren Rock und trocknet ihn Nachmittags wieder, so gibt's guten Herbst. St. Verena sott z'Morndes 's Ghrüegli lösen, z'Mittag 's Ghitteli tröchne. Wenn's den ganzen Verenatag regnet, darf der Ackerer zum z'Obig (Abendbrod) nicht mehr absitzen (sitzend verzehren).

---

10. Das Verenabad in der Stadt Baden.

Das Verenenbad, welches man das heilige heißt, ist ein so geräumiges Bassin mit Umwandung und Eindachung, daß gegen hundert geduldige Menschen mit einander darin Platz finden; es ist für die Armen bestimmt, die hier unentgeltlich die Wohlthat des Heilbades benutzen können und desshalb aus allen Kantonen der Schweiz regelmäßig hergeschickt werden. In langen Reihen sitzen sie dann in ihren Badhemden zusammen, die einen bis an den Hals, die andern bis zur Herzgrube ins Wasser getaucht. Steinbänke gehen ins Gevierte an den Wänden hin, außen an den Gängen spazieren die Fremden und die Besucher, ein Badmeister hält Aufsicht über seine Patienten von so verschiedenartigen Sitten; ehemals war er sogar mit einer Ruthe

verſehen, die er an langer Stange gegen die Ungebürlichen im Waſſer ſchwang. Im Mittelpunkt des Beckens ſteigt eine Säule empor, auf welcher das holzgeſchnitzte Bild der heil. Verena in einer Niſche ſteht und auf die Hilfsbedürftigen niederblickt. Das heiße Waſſer tritt unmittelbar aus dem Boden des Beckens ſelbſt in das Baſſin ein, und dieſe Oeffnung, aus welcher die Quelle hier hervorwallt, heißt Verenaloch. Aber nicht bloß die Armen nehmen ihre Zuflucht zu dieſem einzelnen Sprudel unter den vielen gleichen in der Stadt zu Baden; auch junge Ehefrauen, die ſich nach einem Erben ſehnen, ſuchen heimlich ſich hier Zutritt zu verſchaffen. Wenn in nächtlichen Stunden die Badwäſcher das verbrauchte Waſſer abfließen laſſen, den Boden und die Steinſitze reingeſpült haben, da, wenn alle Neugierigen ſchlafen, kommt die junge Frau mit ihrem Dienſtmädchen gegangen und drückt dem Badwäſcher ein Geldſtück in die Hand. Der verſteht den Wink, und nachdem ſie in ihre Badehre gekleidet iſt, einem langen Hemde von feiner Wolle, ſo führt er ſie hin zum Verenaloch, wo der heiße Sprudel aus dem Boden tritt. Sie ſenkt ein Bein in die Röhre hinab und läßt es recht durchwärmen; alsdann hofft ſie ſicher, dieſe Verrichtung helfe zur baldigen Erfüllung ihrer mütterlichen Wünſche. Die Gläubige läßt dann brennende Wachskerzen in dem ſteinernen Gehäuſe vors Verenenbild aufſtecken; und das Bild mit ſeinem ſtets friſchen Blumenkranz im Haar, über das eine hohe Flitterkrone von Golddraht geſtellt iſt, ſieht gar ſchimmernd und Gutes verheißend in das einſame Waſſerbecken herunter.

Brenner, Kant. Aargau, 2, 280. — T. Heß, Badenfahrt, S. 36 ff.

Aelteſte Legendenquelle iſt: **Ex miraculis St. Verenae**, geſchrieben in den Jahren 1005—1023, Pertz Monum. 6, 457. Dieſem Manuſcripte folgen **Murer**, **Helvetia Sacra**, **Richter**, Siegprangender Triumphwagen der glorreichen Thebäiſchen Amazonin Verena. Augsburg 1736. **Landiſer**, **Enchiridion helvet.** Conſtanz 1778. — Urſprünglich trägt Verena die Züge des Rieſenhaften an ſich. Sie bohrt an dreierlei Orten Heilquellen aus dem Boden, wohnt in den Jurawäldern (ad solitos veniunt silvestria numina fontes Ovid. Fast. 3, 303); durchſchwimmt mehrmals den Rhein; rettet das Land vom Untergang aus Waſſerfluthen; leitet Waldwaſſer ab; entreißt den diebiſchen Müllern die ihr geweihten Bäche wieder; läßt im Rheinbette einen Steinkrug „vas lapideum“ zur Heilung Kranker auffinden, und ſchwimmt, wie der Wüſtenheilige Antonius auf der Wolga mit einem Mühlſteine nach Newgorod, gleichfalls auf einem ſolchen von der Aare in den Rhein, nachdem der Teufel ſie mit ſolcherlei geſchleuderten Felsſtücken verjagt hat, ſo daß in ihnen ſeine Klauengriffe ſichtbar ſtecken. Wie man, wenn ſie als Beförderin ehelicher Fruchtbarkeit angerufen werden ſoll, dabei den badenden Fuß in das „Verenaloch“ ſtellen muß, eben ſo iſt bei der Quelle Groesbeck zu Spaa ein Fußtritt ausgehauen, in den ſich unfruchtbare Frauen ſtellen und den heil. Remaclus

anrufen. Wolf, ndl. Sag. S. 227. Nicht zufällig, vielmehr höchst wichtig ist es, daß in dem Liede vom Tannhäuser, das Mone, Anz. 1, 240 giebt, statt der Frau Venus die Frau Frene auftritt, die dem Ritter ihre jüngste Tochter zur Ehe verspricht. Im hessischen Venusberge regiert Frau Holt. Wolf, Ztschr. 1, 273. Eine der Verena ähnliche, jedoch schon verschollene Heilige von nur landschaftlicher Geltung, war die heil. Wiborade gewesen, eine Aargauerin aus Klingnau. Dieselbe hat ebenfalls einen Kamm hinterlassen, welcher silbergefaßt in der St. Galler Stiftskirche verwahrt wird und gegen Kopfweh gebraucht worden ist; auch eine „Badstande Wiborade's" gab es, worin die Kranken genasen, und welche niemals frisch gebunden zu werden brauchte. Murer, Helvet. Sacra. Diese Heilige ist bei der Bevölkerung längst vergessen, Verena aber hat sich dadurch behauptet, daß man sie künstlich in die Reihen der Thebaischen Legion hinüberstellte und sie durch den größern Glanz fristete, der dieser Ritterlegende später in der Schweiz zu Theil geworden ist; dafür hatte schon Notker mit seinem Martyrologium gewirkt (bei Ganisius lect. antiq. II, 3, 170. Verena war nur eine Gauheilige im Aargau gewesen, wie Regula eine solche war im Glarner- und Zurichgau. Beide heilige Frauen besitzen daher gleiche Symbole, den Heiligenbrunnen und den Mühlstein. Der Brunnen Regula's ist der sog. Heilige, über welchem die neue Wasserkirche der Stadt Zürich gebaut worden ist. Der Mühlstein Regula's liegt im Zürchersee versenkt, am Herrliberger Rain, wo es „Im Steinin Rad" heißt. Auf dem Kirchenhügel in Glarus zeigt man den Fels, in welchen Regula, als sie daselbst wohnte, gegriffen hat; in der Solothurner Verenen-Einsiedelei liegt der vorerwähnte Felsstein mit des Teufels Krallenspuren daran. Vreneli's Gärtli soll ein glänzendes Gipfele beißen auf dem Rücken des Glärnisch, das sich wegen der Unthat des Sennen aus blühenden Matten in ewige Gletscher verwandelte. Helvet. Calend. 1783, 138. Also hat die heil. Verena ihre Besitzthümer, ebenso wie die heil. Regula, in den Glarner Gebirgen. Von diesen beiden Frauen ist das Geben durch Seen und Flüsse wohl erst auf die Thebäer Legionäre übertragen worden, die ihre abgeschlagenen Häupter durch Rhone, Aare und Rhein getragen haben. „Man kann in diesen Frauen nur Lokalheilige erblicken, die erst später mit dem Ruhme der Thebäer in Verbindung gebracht wurden." Rettberg, Kirchengeschichte 1, 111. — Wo ein absichtlich ins Wasser geworfener Ring wieder gefunden wird im Bauche des gefangenen Fisches, da erinnert dies freilich zunächst an die Polykratessage, aber es stammt nicht aus dieser, sondern aus der deutschen. Der Zwerg Andvari hält sich in Fisch- und Fischottergestalt an Wasserfällen auf, um da jenen Hortring zu hüten, dessen Besitz nachher zum Untergange der Nibelungen ausschlägt. Dieser ächtdeutsche Sagenzug verbreitet sich daher frühzeitig in der deutschen Legende. Arnulf, im 7. Jahrh. Bischof zu Metz, wirft, wie Paul Diaconus erzählt, seinen Fingerring in die Mosel, um das Wiederfinden desselben als Zeichen erlangter Sündenvergebung zu betrachten; aus dem Bauche eines Fisches wird ihm derselbe wieder gebracht und seitdem in seiner Familie verwahrt. Rettberg, Kirchengesch. 1, 490. Sagen von dem ins Wasser geschleuderten und im Bauche eines Fisches wieder aufgefundenen Ringes verzeichnet Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 596, Anmerk. No. 178. Verena's Standbild im Bassin zu Baden ist nach der ehemals verbreitet gewesenen Meinung Stellvertreter eines frü-

bern heidnischen. „Das St. Verenabad zu Baden im Ergäu ist von den Heiden erfunden worden, die da bei der Hauptquelle Heidnische Wassergetzli dahingesetzet, welche im Christenthum hinweggethan worden." So schreibt der Berner H. R. Grimm von Burgdorf, Schweizer Chronica, Neue Ausgabe 1786, pag. 249.

Der Aarauer Stadtbach, der Brunnen in Olsberg, Tribächli am Lindenberg, sind Erzählungen dieser Abthl. I, in denen von Kinderbrunnen und Göttinnen die Rede ist, welche die Kinder aus dem Brunnen geboren werden lassen, gleichwie das sog. Verenaloch die Fruchtbarkeit der Frauen bedingt. Dies sind alte Sagen von unserer Frau Holle und Berchta. Von ihr ist Abthl. IV, No. 167, Schlüsseljungfrau von Tegerfelden, besonders gehandelt; doch mögen hier etliche verwandte Brunnen aus Norddeutschland aufgezählt werden. In Köln werden die Kinder aus dem Brunnen der St. Kunibertkirche geholt und sitzen da bei der Jungfrau Maria, die ihnen Brei giebt. Die in Halle Gebornen stammen vom Gütchenteich und von der Gütchengrube, in Braunschweig aus den zwei Gödebrunnen, im Hannoverschen aus dem Paulssumpf und der Kuhle, in Oldenburg und Friesland aus dem Moor und Meer, in Flensburg aus dem steinernen Brunnen, gleichwie in Nürnberg und Zürich. Colshorn, Myth. fürs Volk, 282.

II. Entdeckung der Heilquellen von Baden.

Freilich, wenn man euch Kalendermachern und Zeitungsschreibern glauben müßte — so ließ sich ein gesprächiger Mann an der Limmat eine Wegstrecke weit vernehmen — da wäre mein Land hier freilich alles römisch. Brugg, Windisch und Königsfelden wären mit allen Besetzsteinen über die Alpen herüber transportirt und das Städtchen Baden ohnedies bis zum letzten Dachziegel. Aber wer hat denn unsere Badquellen entdeckt und ihre Heilkraft zuerst gewußt? Die Römer einmal gewiß nicht, sondern unser Schweinhirte.

Da wo jetzt in Baden Gasthöfe, Wirthshäuser und Kaufbuden der Reihe nach die Limmat hinunter stehen, daß sie nächstens eine Neustadt für sich ausmachen, da war ehemals zur Römerzeit nichts als alter Tannenwald. Stille grasige Weideplätze begannen gleich vor dem Stadtthore, die noch kein einzelner Besitzer für sich genommen hatte. Hieher hatte ein Bube des Ortes seine Schweine getrieben. In der Müssigkeit eines langen Sommertages schälte er sich Ruthen und flocht Körbchen daraus; darüber bemerkte er zu spät, daß sich sein Eber von der Heerde weggeschlichen hatte. Er machte sich gleich auf, ihn im Walde zu suchen. Schon überlegte er alles Kreuz und Elend, das daheim über seine Achtlosigkeit herein brechen werde, da war sein Thier schon wieder aus dem Dickicht, sprang mit ganz vergnüglichen Sätzen unter die Heerde hinein und ließ sich mit ihr heimtreiben. Aber des

andern Tages gab unser Bube besser acht und that daher gar nicht dergleichen, als ob er merke, wie der Eber auch jetzt sich wegstahl, dem Waldsaume zu weidete und dann rasch darin wie verschwunden war. Augenblicklich war der Hirte hinter ihm her. Er hatte keine hundert Schritte gebraucht, da sieht er, wie sich sein Thier in eine Vertiefung des Waldbodens hinablaßt, drunten sich wälzt und sühlet und dann wunderbarlicher Weise zu rauchen und zu dampfen anfangt, daß man den Dunst bis in die heiße Mittagssonne herein aufzittern sah. Der Hirte tritt hinzu und der Eber macht sich nun heraus. Ungeduldig schleudert ihm der Junge den Stachelstock entgegen; statt das Thier zu treffen, fahrt die Spitze tief in den zähen Waldboden, und es kostet einige Mühe, den Stock herauszuziehen. Aber alsobald springt eine Quelle drunter auf und des Hirten Hand ist wie mit kochendem Wasser übergossen. Auch ein so herbe brandstender Schwefelgeruch verbreitet sich, daß unser Bube gewiß bald an den Teufel gedacht hatte. So erzählte er seinen Zunftgenossen daheim, die Nachbarn erkannten bald des Wassers Heilkraft und richteten sich da ein Bad ein. Und so bleibt es allen wegen unsers Schweinhirten ausgemacht, daß die Badener kalt und warm auch ohne die Römer von einander unterschieden haben können.

Wollt Ihr aber noch wissen, woher ich meinen Glauben habe, ei, so lasset Euch nur einmal die Handschriften und Chroniken aufschlagen, die der alte Stamm, ein Zürcher Dekan zu Birmenstorf hinterlassen hat; da drinnen steht's. Und somit Gott befohlen!

Valerius Probus erzählt vom Aetolischen Hirten Staphylus und des König Oeneus Ziegen eben dasselbe, allein um die Namen Wein und Weintraube griechisch anzudeuten.

Ueber die Heiligkeit der Gewässer und über ihr Auffinden durch Thiere: Stöber, Elsäß. Sag. No. 72. Quellenentdeckende Eber kennt die Sage oft. Sommer, Thüring. Sagen No. 61: die Auffindung der Salzquellen von Halle. Meier, Schwäb. Sag. No. 386: das Wildbad im Schwarzwalde. Des Thieres mythologische Wichtigkeit erhellt in Anmerk. No. 81. Abthl. III: Ferkel der W. Jagd.

12. Die genesene Helvetierin.

Während Cäcina römischer Oberbefehlshaber in der Schweiz war, empörten sich die helvetischen Soldaten der Stadt Baden gegen ihn. Als er zu ihrer Züchtigung gegen den Ort anrückte, entfloben sie auf den Bözberg des Jura. Viele Einwohner, denen das römische Joch verhaßt war, schlossen sich ihnen an; darunter war ein Jüngling, der seine Braut krank und bettlägerig hier zurücklassen mußte. Zum Ab-

schiede wollte er ihr die ersten Blumen des vaterländischen Frühlings pflücken. Doch weil die Primeln rasch welkten, schöpfte er Wasser an einem unbeachteten Sprudel und stellte sie darein; zu seiner Verwunderung wurden sie plötzlich wieder frisch und duftig. In dankbarer Ehrfurcht warf er sie nun zum Opfer in die Quelle voll Lebenskräftigung und gab seiner Braut den Rath, sich in demselben Sprudel zu baden. Sie that's und war bald genesen. Man sagt, daß seitdem die Heilquellen des Ortes berühmt worden seien.

Noch heute wiederholen sich die Gäste zu Baden die Wahrheit vorstehender Tradition. Ein halb verwelkter Blumenstrauß, den man dort in das warme Mineralwasser stellt, erholt sich in kurzer Zeit; die geschlossenen Blüthenkelche entfalten sich allmählich und ihre Farbe wird, wie durch Zauber, in ursprünglicher Frische wieder hergestellt. (Heß, Badenfahrt, Zürich 1818, S. 88.) Dies ist eine Eigenschaft aller heißen Sprudel. In den Bädern zu Leuk im Wallis, wo alle Gäste in einem gemeinsamen Badraum zusammen sitzen müssen, ist es eine eigene Spekulation des Badewärters, den Patienten auf die schwimmenden Tischchen, die er vermiethet, Alpenrosen hinzulegen; sie bekommen, wenn auch schon halb verwelkt, im Badewasser wieder neues Leben. (Zürch. Neujahrbl. Zum schwarzen Garten, 1816, 8.

13. Der Aarauer Stadtbach.

Die Stadt Aarau liegt hart am Ufer der Aare, von welcher es seinen Namen führt, und hat also so oft dieser Gebirgsstrom höher steigt, mehr Wasser in Gärten und Wiesen, als den Besitzern lieb ist; zum Ueberflusse aber wird es der Länge nach auch noch von einem eigenen Stadtbach durchzogen und gerade dessen Unentbehrlichkeit wird sich trotz des vorhandenen Uebermaßes an Wasserkraft ein guter Ortsburger niemals bestreiten lassen. Nachdrucksam hat sich früherhin die Stadt nach diesem geringen Bache zubenannt als „Aarau am Susbache gelegen". Ob man ihn Susbach hieß nach dem städtischen Kaufhaus, an welchem er vorbeigeht, und das schon eine Freiheitsurkunde Herzog Leopolds III. von Oesterreich i. J. 1381 Sustenhaus (Lagerhaus) benennt; oder ob die freigebige Susanna Schännis ihren Taufnamen dazu geliehen hat, als sie diesen Stadtbach dem Orte zum Geschenke machte, dies kommt hier nicht in Frage. Die besondere Werthhaltung des Bächleins ist eine ausgemachte Sache und dauert jetzt noch fort. Man hat darüber folgende Tradition.

Im Jahre 1270 nahm Schultheiß und Rath von Aarau die Versammlung der geweihten und gottverlobten Schwestern Christi, genannt von Schännis, in Bürgerrecht zu Schutz und Schirm auf und schenkte ihnen eine zwischen den Mauern und dem Aarflusse gelegene Hofstatt

(Aargau. Beiträge v. Kurz u. Weißenbach, 1847, S. 547). Sie waren durch eine Feuersbrunst um ihr Frauenstift Schänwis im Gasterlande gekommen (heute ein St. Galler-Pfarrdorf) und obdachlos geworden. Da man sie zugleich auch aller städtischen Umlagen und Tellen enthob, so war ihr Dank ein doppelter. Ein Stiftsfräulein von Schännis erbot sich daher der Stadt zum Gegendienste; sie ließ den Bürgern die Wahl frei, ihnen entweder eine goldene Kette machen lassen zu wollen, die rings um ihre Mauern gienge, oder ihnen eine Quelle von der Mächtigkeit eines Baches auffinden und durch den ganzen Ort leiten zu lassen. Der Bürger Sorgfalt für den allgemeinen Nutzen und das Wohl der Nachkommen entschied sich zum Letztern und schlug den gleißenden Goldreichthum dagegen aus.

So müssen sich denn jetzt in einer viertelstündigen Entfernung von der Stadt reichliche Bergquellen beim Dorfe Sur sammeln und nach wenigen Minuten schon als ein ruhiger und bis zum Rande gefüllter Bach der Stadt zugehen. Zwar bezweifelt man die geschichtliche Giltigkeit jener Erzählung und behauptet, derselbe Bach, dessen eine Urkunde vom J. 1292 gedenkt (Aargau. Beiträge, 553) müsse schon in den frühesten Zeiten durch den Ort geflossen sein, da er die Burggräben des uralten Thurmes Rohre mit Wasser versah, der nachweislich lange vor dem Schännisskloster als Freiung hier gestanden hatte. Gleichwohl hat dieses Bächlein nach und nach neue Nahrungsquellen für die Bürger eröffnet, die zahlreichen Fabriken der Stadt hervorgerufen und sich dadurch in jene Goldkette verwandelt, welche von der Klosterfrau anerboten war und von der Genügsamkeit früherer Zeiten noch ausgeschlagen werden durfte. Auch eine eigene Verehrung widmet man ihm noch, und dieselbe ist schon alt. In der handschriftlichen Stadtchronik von U. Fisch heißt es unter dem Jahre 1688: den 4. Herbstmonat sind die Burger von Aarau nach altem Brauch und Freiheit mit Trommen und Pfeiffen ausgezogen, den Bach zu fischen. — Diese Verehrung mag auf eine altreligiöse Beziehung der Einwohner zu einem Gewässer hindeuten, das zahm und wohlthätig ist und nicht, wie der wilde Aarfluß ein Menschenleben zum Opfer nimmt. Wenn alljährlich im Hochsommer der Bach zur Reinigung abgestellt worden und dann wieder losgelassen ist, so beginnt ein allgemeiner Feiertag. Die Schulen sind geschlossen, Fabriken und Werkstätten ruhen. Jung und Alt zieht sonntäglich geputzt, mit Maien und Ruthen geschmückt, unter Trommelschlag dem Bach bis zu seinem Ursprunge entgegen und marschiert Abends dann mit den wiederkehrenden Wellen in militärischer Ordnung zum Thore herein. Nach dem Trommeltakte rufen sich dann die Abtheilungen des Zuges folgenden Reim wechselweise zu:

Der Bach chunnt, der Bach chunnt!
Sin mine Buebe-n-alli g'sund?
Jo — jo — jo!
Der Bach isch cho, der Bach isch cho,
Sin mine Buebe-n-alli do?
Jo — jo — jo!

Die Knaben, vor denen ein halbes Dutzend ihrer eigenen Schultamboure hertrommelt, tragen lange grüne Zweige, auf welche ausgehöhlte beleuchtete Kürbisse gesteckt sind, auch brennende Wergbüschel ließ man mit dem Wasser herabschwimmen; und eine Anspielung auf diese außergewöhnliche Beleuchtung sowie zugleich ein Spott auf die zwei nächstgelegenen Dörfer soll es sein, wenn man dazu singt:

Fürjo, der Bach brennt,
D'Suter hand-e-n ăzundt,
D'Asauer hand-ne g'loschet,
D'Chüttiger rite-n-ăf de Frosche.

Eggen, in seiner hds. Sammlung zu Ulr. Fisch, hds. Stadtchronik von Aarau, meldet, daß im J. 1831 dieser Ruf auf polizeilichen Befehl untersagt worden ist. Ohne Folge.

Die gefürstete Frauenabtei Schännis im Gasterlande, heute ein ansehnlicher St. Gallischer Flecken, giebt Graf Ulrich v. Lenzburg 1045 an König Heinrich III. in Schirm. Eichhorn, 1, 17. Gallia comata, 307. Das gleichnamige Filialkloster an der Aare erscheint urk. 1270: Schultheiß und Rath von Aarau schenkt „den Schwestern" eine Hofstatt zwischen den Mauern und dem Aarflusse. Aargau. Beitr. 547. Die Sage von dem durch diese Schwestern in die Stadt geleiteten und dieser zum Geschenke gegebenen Susbache ist geschichtlich unstichhaltig. Der Bach ist im J. 1398 noch kein Stadteigenthum, sondern Mannslehen (Eggen, histor. Sammlung zu Fisch's Stadtchronik, pag. 34) der Edeln von Hertenstein, und noch 1401 schreibt die Stadt eine Steuer aus, durch welche der Ankauf desselben bestritten werden soll. Der Bürger Trüllerei weigert sich dieser Umlage und appelliert darüber an Herzog Leopold von Oesterreich; ein Schiedsgericht entscheidet dann für die Stadt. Somit liegt der Inhalt dieser Erzählung nicht in der Geschichte, sondern in einem mythischen Verhältniß; der Bach muß ein ursprünglich religiös verehrter gewesen sein, und wie er sonst gegen keine Goldkette ausgetauscht worden ist, so hat er jetzt noch seinen alljährlichen Festtag. Sagengleichnisse dafür sind bei Bechstein, D. Sagb. No. 445 aufgezählt: Brunnen, durch Klösterlinge um oder durch Städte hindurch geleitet; das jährliche Fest zu Gotha zu Ehren des Gewässers der Leine. Die mit dem Susbache zugleich anerboten gewesene Goldkette erklärt sich aus dem Rechtsbrauche, Laiengüter mittelst des Locostrickes (funiculus hereditatis), Kirchengüter mit dem Glockenseil zu übergeben. Beweisstellen finden sich Diut. 2, 279. Haupt, Ztschr. 2, 545. Dasjenige Grüne Seil, mit welchem Hildegarde, Ludwig des Deutschen Tochter, Grund und Boden zum Bau des Frauenmünsters in Zürich übergab, ward daselbst während der Reformation als Glockenzug an des Bürgermeisters Dietbelm Rouff Haus

gethan. Bullinger, Ehren. lib. 4, c. 13: „welches feil ich, der das schreib, in Händen gehept."

11. Entstehung des Schongauerbades am Lindenberge.

Das Bad, welches auf der Höhe des Lindenberges im Schlattholze liegt, führt eine ganze Reihe von Namen auf einmal. Bettwiler- und Schongauerbad nennt man es von der nahen Ortschaft und weil seine Stifter von Schongau gewesen sein sollen; Weißenbacherbad, nach dem Wohnort des Bösewichts, von dem hier erzählt wird; Guggibad, entweder wegen der Weite der Aussicht, die man hier auf einer Seite durch die Lücken des Tannenwaldes hat, oder nach dem Gugger, dem Satan, oder weil der Blaubart hier hauste, der ein von Zorn und Aussatz brandrothes Gesicht hatte, und welcher deshalb auch Riesengugges genannt wird. Heidenbad und der Elftausend-Mägdebrunnen war sein Name vor Alters, so nennen es auch die ersten gedruckten Berichte, die seine Heilkraft anempfehlen.

Hier zu Weißenbach wohnte, in geringer Entfernung vom jetzigen Bade Schongau, ein reicher Mann, der in Folge seiner Ausschweifungen aussätzig geworden war. Er hatte alle Aerzte und ihre Mittel vergeblich versucht. Nun schlich er menschenfeindlich und selber gemieden hier in dem großen Walde umher, der einst diese ganze Umgegend bedeckt hielt, während jetzt nur noch wenige gewaltige Eichen davon übrig sind. Da gab ihm der böse Geist ein, er könne sich reinigen und von dem Uebel befreien, wenn er sich im Blute von sieben oder zwölf tugendhaften Jungfrauen bade, und all sein Trachten gieng jetzt nach solchem Blute. Am obersten Bergrücken, wo ein hoher Eichbaum weit über den Wald emporragte, gelang es ihm, eine Schaar von elf Mädchen zu überfallen, die auf ihrem Kirchgange von Boswil nach Hitzkirch hier den Schattenweg eingeschlagen hatten. Er fieng sie und hieng sie allzusammen an die tief herabgehenden Zweige der Eiche auf. Was half es ihm; noch fehlte die Zwölfte und er war noch immer nicht rein. Da ritt er gleich am Montag hinunter nach der Mühle und sang so süße und schmeichelnde Lieder zum Fenster der Müllerstochter hinauf, daß sich das unerfahrne Kind verlocken ließ, sich zu ihm aufs Roß zu setzen. Augenblicklich sprengte er mit seinem Raube der fürchterlichen Stelle im Walde zu. Als das Mädchen ihr Loos erkannte, flehte sie: nur noch drei Rufe laß mich thun, eh' ich sterben muß. Er gewährte es ihr und sagte:

Wir sind hier zwischen Wald und Feld,
Es g'hört dich weder Gott noch Welt,
Schrei, was du schreien kannst.

Nun rief sie des Vaters, der Mutter und ihres Bruders Namen. Der Mörder lachte schadenfroh, denn er wußte wohl, daß der Vater im Wirthshaus zum Sternen bei einem Hochzeitschmauß saß und daß der Bruder weit entfernt auf der Jagd war; die alte Mutter aber hatte er nicht zu fürchten. Jedoch als diese der Tochter Ruf vernahm und sich zu schwach fühlte, ließ sie die Stimme in die Boswiler-Wälder hinüber weben, und da sprach der dorten jagende Bruder und horchte auf:

Stil! Ghore-n-ich mini Jagdhündeli,
Oder d'Stimm' vo-n-euserem Chindeli?

Sogleich ritt er der Stimme nach, brach auf dem Platze hervor, wo der Böse eben im Begriffe war, die Schwester mit einem Weidenband an die Eiche zu hängen, befreite das Mädchen, band den Mörder mit derselben Fessel seinem Rappen an den Schwanz und schleifte ihn durch den Tannenwald zu todt. So war der Blutmensch hingerichtet. An dem Mordbaume entsprang damals die Heilquelle; auch sagt man, die beiden Geretteten hätten hier ein Bad zu errichten gelobt, das Wasser dazu aber erst graben und dann wärmen lassen. Der Schatten des hingerichteten Blaubart wandelt noch auf der Höhe, so oft die Witterung wechseln will; hätte er auch noch sein zwölftes Opfer geschlachtet, so hätte er „dur alle Wänd und Müslochere dure schlüte chomme."

Da dem Alterthum Krankheiten für eine Strafe Gottes gelten, so ist Blut ein Entsühnungs- und zugleich ein Heilmittel. Am meisten wird es gegen den Aussatz angewendet. Das Wergenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen aus ihrem Volke zur Fristung ihres Lebens brauchen. Grimm, Arm. Heinrich, S. 219. Conrad v. Würzburg im hl. Sylvester, Dint. 2, 12, läßt den miselsüchtigen Kaiser Constantin 3000 Kinder zusammen bringen, um in ihrem Blute zu baden. „Küng Ludwig von Frankrych XI. als er nun fast krank war, ersucht und versucht er alles, insunders von wegen der Malacy vil Kinderblut." Val. Anshelm, Bern. Chron. 1, 320. Die mittelalterlichen Judenverfolgungen entstanden zum Theil, wie die vor wenigen Jahren zu Damascus, aus dem Glauben, daß die Juden zur Reinigung (vom Aussatze) Christenblut brauchten, oder solches in die Osterkuchen zu backen hätten, die beim Reinigungsfeste verzehrt werden. In der Schweiz hat der Aussatz weit über die Reformation hinaus geherrscht. Unter den fünf Ehescheidungsgründen nennt die Rechtssatzung des Graubündner-Münsterthales noch heute den Aussatz. Leonhardi, Rhätische Sitten (1844) S. 48. Noch jeden Sonntag lassen die Almosensammler in Schaffhausen ihre Siechenklappern auf den Gassen ertönen; ihre Mäntel sind falb und braun gestreift, ihr Jahrhunderte alter Dankspruch heißt: Gott geb üch Gsundheit trülich! Das sind der Tracht und dem Thun nach die letzten Aussätzigen. Aus ihren Klefflen (Handklappern), mit denen sie jeden Begegnenden vor Ansteckung zu warnen hatten (Kas. Pfyffer, Gesch. Luzerns, S. 237) ist die Kinderklapper geworden, welche die Schweiz noch Kläfflen nennt. So heißen auch in Basel die Almosensammler noch Kleffler, und die Gasse für die an der Malacie Leidenden war die dortige Malzengasse.

Noch der Zürcher Professor und Stadtarzt Joh. v. Muralt verordnet in Hippocrates helvet., Basel 1692, S. 645, gegen Erbgrind Menschenblut. Ein Epileptischer hat bei einer in den dreißiger Jahren zu Baden im Aargau vollzogenen Exekution des Enthaupteten Blut auf dem Schaffote aufgefangen und zur Heilung warm hinabgetrunken. Der Räuber Danneil und Lippold, vgl. Kuhn, nordd. Sag. No. 186, 279, und Harry, nordsächs. Sag. 1, No. 53 — hat ebenfalls den Erbgrind; beide lassen sich von dem gefangenen Mädchen laufen (wie in unserm Guggibaderliede), um dann sie oder ihre Kinder an die Bluttanne zu hängen; beide bezwingt man durch heißes Wasser, das man in ihre Höhle hinabgießt. Also liegt auch da eine Beziehung vor auf ein Abbaden des Aussatzes. Ein Jungfernbrunnen im Langenholz bei Langreuti, Kant. Zug, soll entsprungen sein, nachdem an dieser Stelle Zuger Jungfrauen einen Zwingherrn erwürgt hatten. Meyer-Knonau, Urkunde 1, 411. Vgl. dazu Müllenhoff, Schlesw. Holstein. Sag. No. 35. Kuhn, Märkisch. Sag. No. 211, und Grimm, K. M. 3, 76 und 77. Sämmtliches geht auf den mit dem Aussatz geschlagenen Blaubart zurück, der seine Weiber ebenfalls der Neide nach des Blutes wegen tödtet. Darum heißt der Nüesengügges unserer Sage im Volksausdrucke auch Nüesenbart. Die Quelle, welche an der Stelle eines solchen Mordes entspringt, berührt auch Hermann von Fritzlar, Leben der Heiligen, geschrieben 1349: Do yme (St. Paulus) daz houbit wart abe geslagen vnd do iz rurete die erden, do vluzzen drie schone burnen (Borne) hervz, die noch stên vnd ir wazzer tribit ein mulerat wol. W. Wackernagel, Lesеb. (1835) S. 857. So fließt auch (Abtbl. XI. No. 474) die Quelle bei den drei enthaupteten Angelsachsen roth. In solchen Zeiten des herrschenden Aussatzes entstand das Seelbad, das Jemand zum Heil seiner eigenen Seele für Arme stiftet, und das dann am Jahrestag seines Todes bestritten wird. Es ist noch in Bayern üblich; und Münchner-Zünfte pflegen für die Seelen ihrer Abgeschiedenen solche Bäder zum Besten zu geben, die dann von der Kanzel herab ausgebeten werden. Schmeller, Wb. 3, 226.

15. Das Guggibader-Lied.

(Altes Volkslied aus dem Aargau.)

Es ritet e Rüter dur es Ried,
Er sung mit Freud si's Vägelied,
Er sung's dur dreierlei Stimme,
Dass es zwüsche zwei Berglene chlinget;
Schon Anneli g'hörts im Mullerhüs
Und lueget ihm nach zum Pfeister üs.

Das Anneli sprung dur d'Stegen ab
Und lost und rüelt dem junge Chnab,
O chönt i au ne so singe,
Wott mit ehm vo heimen entspringe;
Mine Chleideli sind au nit z'schlecht,
Sie sind au iedem Fräueli recht.

Ach Anneli, wottst cho mit mir,
Das Baderliedli, das singen ich dir,
E Liedli ûf dreierlei Stimme
Wott i dich lehre go singe,
So leg dine schone Chleidleni an,
So wei me riten zu Berg und Tann.

Das Anneli springt dur d'Stegen ûf,
Es leit si Siden und Sammet ûf,
In Sammet und sidige Schnüre
De Rüter wott 's Anni verführe.
Er nahm das Anni bim Gurtelschloss
Und schwung's wohl hinter ûf's hochi Ross.

Es goht e chli halde, chli halde,
Er ritet zum finstere Walde,
Sie chomet zur grueniche Haselstûd,
Dort rugget e wissiche Durteltûb,
Das Dübeli thät sich ruggiere:
O du Maidli, er will di verführe!

Ach Ruter, lieber Ruter mi,
Was rugget echt das Dubeli?
Es rugget wege sim rothe Fuess,
Wo's im Winter dra frure muess,
Um sine blutrothe Chralle,
Wo-n-im Winter der Schnee isch g'falle.

Er ritet mit em i de finstere Wald,
Das Anneli schreit, o weh, was G'walt!
Er ritet mit em i d'Stûde und Stock,
Es schreit, o heie, mine sidige Rock!
Er ritet mit em über Stûden und Stei,
Es schreit, o weh, mine schneewisse Bei!

Wo sie im grüene Wald si dûss,
Spreitet der Ruter der Mantel ûs,
Er spreitet der Mantel is grüene Gras,
Schone Jungfrau zu n'em nieder sass:
Ach Anneli, chum mir cho lûse,
Mis chrûselgels Horli verzûslä.

So mängi Locke das Anni verthat,
So mängi Thräne as ihm empfalt;
Er hegt ihr unter die Auge:
Jungfrau, was muess i g'schauge,
Jungfrau, so loht uer Trüre,
Oder was isch üch z'düre?

Weinest du din junge stolze Mueth,
Weinest du um dis väterlich Guet,
Weinest du um dini Ehre,
Ass du meinst, du heigist sie nimmermehre,
Oder weinst du um eine Tanne,
Ass du meinst, du chonnist numme manne?

Ich weine nit um mis jung stolz Bluet,
Weine nit um mis väterlich Guet
Und wein nit um mini Ehre,
Ass ich mein, ich heig sie nit mehre,
Weder ich wein ob diesere Tanne,
G'seh eindlef Jumpfere dra hange.

Wein nit zu sehr, mis Anneli,
'Sisch wohr, du muesst die Zwolfli sl,
Muesch oben an a d'höchsti Spitz,
Ass me g'seht, dass de Marggrafene bist,
Muesst Chaiseri sl ob alle,
Muesst aller-z'oberist hange.

Schrei du nur zu viel hundertstund,
Ich weiss ja gar wohl, ass Niemer chunt;
Du chaust jo schreien, so viel as d'witt,
Die junge Waldvogelt lose der nit,
Und die umme-u-im Obwald flüge,
Die Dubli sind gar verschwiege.

Der erste Schrei, den 's Anneli g'than,
Es rueft den liebere Vatter an;
Der zweite Schrei, den 's Anneli thuet,
Es rueft dem Muetterli lieb und guet;
Und wo's zum dritten und letzten schreit,
So ruefts dem Brueder, der isch nit dehei.

Der Brueder, der isch bi's Sternewirths gsesse,
Hätt Hochsig-Bratis und Fischli ggesse,
Der Brueder sitzt bim kuele Wi,
Die Stimm gohd ihm zum Pfeister ie;
„I bitt ech um Gottes Wille,
Händ ech chlei weneli stille!"

„Es lit mir oppis in minem Sinn,
I mein, i g'hore mis Schwosterlis Stimm;
Hor, Regewind, hor sturme, Wind,
I g'horen es Stimmli, wie eusis Chind,
Es lit mir gäng im Sinne,
I g'horen mis Schwosterlis Stimme."

„Sattelt mis best Ross im Stal,
So chan i riten über Berg und Thal,
Zäumet's mit ere isige Chett,
Ass i mim Schwosterli 's Leben rett,
Ass i chumme-n-e chli hass ûse
Zur ruggede wissliche Tûre."

„I han es Ross, s'isch huggeile,
Verzêret all Strick und Seile,
I cha mis Rosseli wise,
Ass es Bluet schwitzt unter den Ise,
Ass es chocht i Läber und Lunge,
Bis ich mis Schwosterli ha g'funge."

I chomme hass ûse g'sprunge,
Do chumm i zu einerem Brunne,
Er hanget voll Lockli und Maitschihoor,
Der Brueder denkt, der Traum isch wohr;
Er ist berumme mit Mägdlibluet,
Der Brueder denkt, der Traum isch guet.

I chomme hass ûse, hass ûse,
Do chumm i zu einer Stûde.
„Ach Rudeli, wehr, ach Rudeli, speer!
Worum denn draijest selb Widel so sehr?"
Schwig, Schwösterli, schwig, dieselbige Wid,
Ihm draijen ich se, mim Anneli nit!

Draih sie du nummen und draih se bald,
Du draijest sie selber an dinen Hals;
Du Ruter, du Scholm, du Rauber, du Dieb,
Lueg, wie me dir 's Lüsen und 's Chrüslen vertribt,
Du muesch ietz hange mim Ross a Schwanz,
Du muesch ietz lehre den Hoppelidanz!

Ein betagter Mann aus dem Freienamte und seine Dienstmagd, die einst als Schnittermädchen aus dem Zugerlande zu ihm gekommen war, sind die ersten Quellen zur Aufzeichnung des Liedes gewesen, welches nunmehr bei der Bevölkerung schon verschollen ist. Später hat ein Wirth auf dem Pfeffikerberge noch aus dem Gedächtnisse den mehrfachen Lücken abgeholfen, die sich in der ersten Aufzeichnung vorfanden; er behauptete, dieses Lied in seiner Jugend als fliegendes Blatt besessen zu haben. Dies diene dem fremden wie dem einheimischen Leser als Beispiel, mit wie viel Mühe und Geduld der Sammler bestissen gewesen ist, jeden im Volksmunde sich vorfindenden Gegenstand erst gänzlich abzuhören, ehe man daran gieng, nachzusehen, wie derselbe anderwärts sich behandelt zeige oder sich auffinden lassen werde. Beim Nachschlagen verwandter Sammlungen und Quellen hat sich nun über obiges Lied Folgendes herausgestellt. „Alte Ballade aus dem Gutlebuch" nennt Pfarrer Stalder, der Verfasser des Schweiz. Idiotikon, eine Aufzeichnung unsers Liedertextes, der nun bei Henne, Schweizer Bl. Jahrg. 1833 gedruckt steht. Unsere Fassung wird dagegen gehalten manchen Vorzug aufweisen. Viererlei Gestaltungen finden sich ferner bei Uhland, Volksl. 1, 74, a—d. Das zweite daselbst, nach einem Drucke von Matth. Francke, Augsb. 1566, steht unserm Text am nächsten. Aus dem Volksmunde selber sind dann darüber in der Neuzeit noch folgende Aufzeichnungen gemacht worden: Simrock, Volksl. No. 7, 8: Schondilie, Siburg. — Hoffmann, Schles. Volksl. No. 12, 13 (dabei ein Auszug aus dem in Wackernagels Leseb. 2, 224, zweit. Ausgabe, siebenten Volksl., das nach einem fliegenden Blatte von Schreiter, Basel 1605 gegeben ist). G. Meier, Schwäb. Kinderreime, S. 145 giebt eine einzelne Strophe; hierauf derselbe in seinen Schwäb. Volksl. 1855, No. 167, 168. In einer großen Masse von Spielarten hat es gesammelt Mittler, Deutsche Volksl. von No. 76 bis No. 90. Aehnlich und verwandt in Handlung und Behandlung ist noch folgendes holländ. Lied: **van een Ruyter met een Meysje**; dabei ist nicht der Reiter, sondern das Mädchen selber mischtig und wird deshalb an der verhängnißvollen Waldquelle gewaschen. Grimm, Arm. Heinr. (1815) 167. Le Jeune, **Nederlandsche Volkszangen**, Gravenhage 1828 bringt eine Version „**met een blauw boekje**"; da schlägt der Landsknecht dem Mädchen das Haupt ab und wirft's in die Quelle, weil es nicht seine Kaiserin werden will.

Sehr altertümliche Erinnerungen drückt der Text mehrfach aus, dies beweisen folgende Belegstellen: „**hie hört uns anders nieman dan got unde die waltvogelin**". Eike, 96. Die Waldtauben im Hochwalde, Vögel, Boten Gottes, belauschen die Heimlichkeit der Menschen. Myth. 15. Der Reiter wird als Straßenräuber mit der Weide hingerichtet; statt der hänfenen Seile galten Zweige von frischem Eichen- oder Weidenholz, daher die altnord. Formel **ekvidhin**. Grimm, RA. 683. nach dem seach-

roube retaile man di wide, nach dem morte daz rat. Kaiserchron. ed. Diemer pag. 464, 4.

16. Der Brunnen in Olsberg.

Als vor vielen Jahren in Olsberg groſser Waſſermangel herrſchte und Menſch und Thier an Krankheiten zu Grunde gieng, gaben die Geiſtlichen dem Unglauben des Volkes die Schuld und ließen täglich Bußpredigten und öffentliche Gebete abhalten. Während ſo einmal der Kaplan am Kloſteraltar die Meſſe las, meinte er plötzlich ein lautes Rauſchen und Sprudeln um ſich zu vernehmen; die Miniſtranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm drang, und ſahen mit allgemeiner Freude, wie ein vorher hier nie geweſenes Loch im Kirchenboden voll tiefen Waſſers anquoll. Man traf ſogleich Anſtalten, die Quelle zu ſammeln und leitete ſie ſo gut, daß ſeither die Olsberger gegen ähnliche Noth geſchützt blieben. Jenes Loch iſt noch immer zu ſehen unter dem Altar der Kirche; nicht weit davon, ſo erzählt Sebaſt. Münſter in ſeiner Cosmographey (Baſel 1567, pag. 588), iſt des frommen Mannes Grab. „Es wirt noch für heilig gehalten bei den Umbgeſeſſnen.“ Er hieſs Gottfried und lebte 1339 zur Zeit, da Elsbet von Eptingen Abtiſſin dieſes Kloſters war.

In der Laibacher Dreifaltigkeitskirche ſieht J. G. Kohl (Allg. Augsb. Ztg. 1851, No. 254) neben dem Altar ein Waſſerloch mit einer Eiſenplatte bedeckt, durch die man das Waſſer heraufrauſchen und, wenn es ruhig iſt, die Fiſche plätſchern hört. Dieſer Quelle zu Ehren, „wo der e kloaner Bua troomt hat“, wurde die groſse Kirche erbaut. Der Münſterbrunnen in Straßburg heißt Kindelsbrunnen und lag offen; er wurde 1766 mit Platten überdeckt, als ein Soldat in ihm ertrunken war. Die Quelle, die in der Kirche zu Buchsweiler entſpringt, heißt der Lure Jerri. Als ſie bei anhaltendem Waſſermangel einſt wieder floß, hatte derjenige, der zuerſt darüber Meldung machte, eine rothe Mütze oder einen neuen Hut zu wählen. Stöber, Alſatia 1852, 201. Elſäſs. Sag. No. 212. Es ſind damit ſolcherlei Quellen bezeichnet, die ſchon den Heiden als geheiligt und verehrt galten und die das Chriſtenthum dann in Taufbrunnen umwandelte. In unſern Gegenden tragen ſie den Namen Heidenbrunnen, Maibrunnen, Hembrunn, Lugibach (Wyß, Reiſe ins Bern. Oberl. 2, 637), Schönbrünnlein bei Wollishofen, von ſchonen benannt, das ein Aufhören des Sturmes und der Theuerung bedeutet. (Wagner, hist. nat. helvet. 1680, pag. 135.) Hungerbach bei Wangen, Zeitbrunnen.

17. Burkhardsbrunnen in Beinwil, Freienamt.

Die Pfarre Beinwil mit einem gleichnamigen gebrochenen Burgſtall, ehemals Eigenthum des Kloſterſtiftes Muri, liegt bei Meienberg

in den freien Aemtern des Aargaus. Da wohnte der Priester Burkhard. Während er seinem geistlichen Berufe nachgieng, achteten seine Hausmägde wenig auf des Herrn Nutzen, sondern zogen ihre Gespielen und Publichaften zu sich herein und hielten zusammen mit Essen und Trinken ein gutes Mühlein. Da zog er sich eine Fable auf, die ihm alles wieder sagte, was die ungetreuen Dienstmägde in seiner Abwesenheit zu thun pflegten. Deshalb pflegt man ihn mit diesem Vogel abzumalen. Die Mägde warfen das geschwätzige Thier in die Abgrube, aber auch dorten noch verrieth es sie.

Hinter dem Chore der Beinwiler Kirche geht ein Loch durch den Boden hinab in die Gruft, in der St. Burkhard begraben liegt. Durch diese Oeffnung hängen die Presthaften ihre kranken Gliedmaße, um Linderung oder Heilung des Uebels zu erlangen. Unter dem Sarge in der Gruft entspringt der St. Burkhardsbrunnen und geht bei der Pfarrkirche zu Tage. Er wird gegen das Fieber getrunken. Zahlreiche Wallfahrer besuchen ihn, waschen sich damit und tragen das Wasser in Flaschen weit durchs Land, um auch dem kranken Vieh davon zu reichen. Zum Unterschiede von einem gleichnamigen Beinwil, welches am Hallwiler See liegt, nennt man dieses Freienämterdorf, dessen Wallfahrtskirche vollhängt von geopferten wächsernen Gliedern, Stelzen und Krucken, „Whanget-Beinel."

Murer, Helvetia Sancta." 1751. pag. 138. — Jac. Wagner, hist. natur. helvet. Tiguri 1680, 122. Vgl. No. 10, das Verenaloch. No. 58, St. Burkhard im Balken.

18. Der gestörte Ritt.

Vom Weiler Leidiken im aargauischen Sulzthale geht der Fußweg über den Berg in das Thal von Gansingen. In der Höhe der Halden oberhalb dem Dörfchen Bütz liegt unfern einem vereinzelten Bauernhofe ein wildes Brünnlein. Hier haben die Leute, die in Sommerabenden vorübergehen, ein junges Weib sitzen gesehen, die mit trauriger Miene das Haar flicht, welches ihr über Nacken und Schulter herab wallt. In den zwanziger Jahren ritt der Pfarrer von Gansingen hier herüber. Als er in die Nähe des Brünnleins kam, bat der mitgehende Sakristan, behutsam abzusteigen, weil hier das Pferd vor der Erscheinung des Weibes leicht scheuen könnte. Allein der Pfarrer meinte, er habe im Dienste der Kirche mit Geistern nichts zu schaffen und blieb im Sattel. Gleichwohl bäumte sich an der Quelle das Roß und warf den Reiter ab, ohne daß er jedoch wirklichen Schaden nahm. Von der Zeit an stieg der Pfarrer jedesmal, so oft er über den Berg

mußte, vorsichtig in der Nähe des Brunnens vom Rosse und führte es am Zaume vorbei. Der Mann jenes einzelnstehenden Hauses oberhalb Büz erklärt, daß man seit jenem Ritte des Pfarrers die Erscheinung nicht mehr wahrnehme und daß also gerade dadurch der Geist erlöst sein werde.

19. Der Heiterech-See bei Muri.

So nennt man eine durchaus trockene Thalmulde, eine Viertelstunde von Muri an der Landstraße nach Luzern; sie liegt im Maibolze und ist theilweise selbst überwaldet. Oft füllt sie sich bei ganz heiterer Witterung plötzlich mit Wasser an, und dies soll von jeher immer zu den Zeiten geschehen sein, in denen außerordentliche Dinge zu erwarten standen; so namentlich vor der französischen Revolution, und wieder vor dem Hungerjahre 1817. Als im J. 1712 die Kriegsmacht der Berner nach Sins gegen die katholischen Kantone der Schweiz zu Felde zog, hörte einer der stolzen Berner Dragoner von des Gewässers Gefährlichkeit reden, an dessen feuchtem Saum er eben vorbei ritt. Er sprengte sein Roß mit den Worten an: „da will ich hindurch, sei's Gott lieb oder leid!" und war sogleich im Bodenlosen verschwunden.

Was aber die Umwohner noch aufmerksamer auf diese Erscheinung gemacht hat, das geht im Dorfe Muri selbst vor. Dort ist die Pfarrkirche auf einen ziemlich hohen Hügel, Kirchbühl, gebaut; und außerhalb der Kirchenmauer stehen einige andere Wohnhäuser in beinahe gleicher Höhe. In einem dieser Häuser nun soll sich der Keller gleichzeitig mit dem mehrere hundert Fuß tiefer liegenden und weit entfernten Heiterechsee mit Wasser anfüllen, und dieses verschwinde an beiden Orten zur selben Frist wieder, sobald das damit angedeutete Ereigniß seinen Anfang genommen habe. Sogar der im J. 1847 entstandene schweizerische Sonderbundskrieg soll auf solche Weise hier vorgemeldet worden sein, und durch die Wallfahrer, die aus Frankreich früherhin ziemlich häufig nach Muri kamen, ist auch die Kunde von diesem Wundersee bis ins Elsaß verbreitet worden.

Hierher versetzt der allgemeine Volksglaube ein Schloß, das wegen der Unthaten seiner Bewohner in die Erde hinabgeschlungen worden ist. Wer Nachts dort vorbeigeht, sieht des Schloßherrn schwarze Gestalt aus dem Sumpfe emporsteigen, sein Schloß suchen und wieder versinken. Dann wandelt er in der Gestalt des allbekannten Dorfhundes durch die Gassen des Dorfes Muri. Noch kennt man eine nicht geringe Zahl unterirdischer Gräben und Kanäle, die aus dem Innern der Erde die gefährlichen Wasser des Sees abführen. Das

Volk hält sie für Gänge des alten Schlosses, ein Mann soll aufrecht darin laufen können.

Die gleiche Schwurformel legt die Glarner Sage einem Geisbirten in den Mund, der den Oberblegi-See überschwimmen will; in der Mitte ergreift ihn der verrufene Wasserwirbel. Als zur selben Stunde seine Mutter am Fuße des Berges Wasser schöpft, da wo der See als Leugelbach unterirdisch ausmündet, rollt ihr das abgebissene Haupt des Sohnes ins Wassergefäß. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 315. Zwei österreichische Reiter des Heeres von Herzog Leopold retten sich aus der Niederlage bei Morgarten in den Aegerisee und erreichen mit ihren Rossen schwimmend die Landspitze bei Nas'. Als das Pferd des einen schon Grund gefaßt hatte, rief der Reiter übermüthig: Nun bin ich entronnen, sei's Gott lieb oder leid! Augenblicklich versank er. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1818, 6. Am Appenzeller Altmann liegt der Wilde See; ein Hirtenknabe, der dessen Tiefe erforschen wollte, wurde durch eine grauenerregende Stimme zurückgeschreckt, die herauf rief: Laß mich, oder ich friß dich! Rüsch, Kant. Appenzell, 25. Wissest du mich, so fresse ich dich! ruft's aus dem Schwarzwälder Titisee. Myth. 564. Vergl. in dieser Abtheil. Egelsee, No. 8, und Hoggema No. 419. Wie hier von unterirdischen Gängen von gewaltiger Höhe und Länge die Rede ist, so kennt man solche auch in der Nachbarschaft. Am Lindenberge hat man das Innere des Heidenhügels bei Sarmenstorf (Abth. X, No. 460) beschritten und Erzschüsseln gefunden; von siebensäuligen Marmoraltären und metallenen Opferleuchtern in diesem Heidenhügel spricht man noch; ein halbträumerisches Wissen verlegt in diese Tiefe eine von jenen Städten der Helvetier, welche beim Auszuge unter Orgetorix niedergebrannt wurden. Aehnliche Sagen aus Thüringen, Mone, Heidenth. 2, 212; aus Bayern, Panzer, Sag. 1, 277. — Schon die Kaiserchronik trägt sich mit solchen geheimen Gängen zu Trier, an deren Ausschmückung auch eine Liedstelle bei Spervogel (W. Wackernagel, Leseb. 1, 216) erinnert: in himelrich ein hûs stât; ein guldîn wec darin gât, die sûle die sint mermelîn mit edelen gesteine. Solche Traditionen können sich auf zweierlei histor. Angaben stützen. Cäsar, Bell. Gall. 6, 17, erzählt, daß die Gallier ihren Staats- und Tempelschatz in aufgethürmten Hügeln hinterlegten; und Strabo 4, 287 macht die Bemerkung, auch in Sümpfe habe man solche Staatsgüter versenkt, weshalb die erobernden Römer derlei geheimnißvolle Plätze an die Meistbietenden zu versteigern pflegten. — Ueber den „Dorfbund" von Muri vgl. 265, e.

20. Schwimmer Willi zu Meisterschwanden.

Am Hallwiler-See im Dorfe Meisterschwanden lebte ein reiches Bauernmädchen Lisa. Sie hatte bis jetzt alle die Bewerber, die aus ihrer Gemeinde um sie freien wollten, hartnäckig abgewiesen, und wenn nun ein Jüngling aus der Nachbarschaft als Bewerber erschien, so wußten die aufgebrachten Bursche zu Meisterschwanden genug Mittel, ihm diese Besuche zu vereiteln, ja sogar lebensgefährlich zu machen. Da kam nun aber einer aus dem jenseits des Sees gelegenen Dorfe

Beinwil, der fand sich einen neuen Weg in das bewachte Nachbardorf und kein Neider vermochte diesen zu entdecken oder ihn abzuschneiden. Willi (Wilhelm) war ringsum der geübteste Schwimmer, und wenn er Nachts über die halbstündige Breite des Sees zu Lisa hinüber schwamm, so hatte das Mädchen in ihr Fenster, welches gerade dem Ufer zuzieng, das Licht gestellt, und unverwandt blickte dann Wilhelm nach jenem freundlichen lieben Zeichen. So konnte er lange und unbemerkt „zu Licht gehen" und die Eifersüchtigen verlachen. Allein es waren einst noch in später Stunde Verwandte zu Lisa gekommen, die über Vermuthen lange ihren Besuch ausdehnten und von ihr, dem einzigen Kinde des Hauses, nicht verabsäumt werden durften. Zu der Zeit hatte Willi jenseits schon die Kleider auf den Rücken gebunden und sich den wohlbekannten ruhigen Wogen wieder anvertraut. Schon war er seinem Ziele nicht mehr ferne, er hörte es am Anschlagen der Hunde, da war plötzlich das Licht erloschen, dessen Schein er über sich in der Höhe des Gestades suchte. Die Dunkelheit des Gewässers, die peinigende Ungewißheit über die Geliebte, über das Ausbleiben ihres Freundschaftszeichens führten ihn irre, er ermüdete mit einemmale und versank. Inzwischen war Lisa aus dem Gespräche ihrer Verwandten einmal losgekommen und in ihre Kammer hinaufgeeilt. Da entdeckt sie mit wahrem Schrecken, daß ein Windzug die Kammerthüre schon vor ihr geöffnet und das Licht in der Laterne gelöscht hat, das vors Fenster gesetzt war. Als es immer später wurde und der Erwartete noch nicht dem Hause sich näherte, stiegen die bangsten Ahndungen in ihr auf. Sie konnte es nicht länger ertragen; in der Finsterniß der Nacht und allein lief sie über die steilen Ufer hinab und rief so lange übers Wasser, bis ihr die Stimme versagte. Sobald man daheim die Tochter vermißte, liefen Knechte und Mägde nach allen Seiten aus, sie zu suchen. Aber es war schon hoch am Tage, da man das sterbende Kind drunten am See bei der Leiche Wilhelms fand.

Noch jetzt wird diese Begebenheit an den Ufern des Hallwiler-Sees als ein wirkliches Erlebniß erzählt.

---

21. Volkslied vom Anneli.

(Mundart vom obern Hallwiler-See.)

Es wend zwöi Liebi z'sämme,
Wenn's vor em Wasser g'si möcht;
Er schrau im Lieben ännet,
Ob es nit zündä wett?

Wol frili will i dir zünda,
Wenn du dä übere schwimmst;
Wo muess i das Liechtli stella,
Dass mir's nit abe wutscht?

Stell ich's i die Höchi,
So löscht mir's ab der Wind,
Und stell ich's i die Mitti,
So loschet mir's ab die Chind.*)

Und stell ich's i die Teufi,
Dört lit das alti Wib,
Die Hex dört nebe dem Seeli
Verlöscht's mit ihrem Chib.

Denn chaust du nit übere finda,
Und blibst verloren im See;
Ach Gott, wie will ich der zünda?
Ha scho kei's Liechtli meh!

Das Anneli sprung zue der Muetter:
Erlaubet mir's an den See,
I möcht' mini Händeli chuela,
Sie thüent mer im Herza weh.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Du best ein chlines Schwösterli,
Dasselbig muesst mit der loh.

Ach Muetter, lieberi Muetter,
Mis Schwösterli ist e Chind,
Es günnt die chline Blüemli ab,
Die no-nig zitig sind.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Du best ein chlines Brüederli,
Dasselbig muesst mit der loh.

*) Setzet's Liecht zu hoch, so löschet's der Wind,
Setzet's zu nieder, so löschen's die Kind.
Fischart, Aller Praktik Grossmutter.

Ach Muetter, lieberi Muetter,
Mi's Brüederli ist es Chind,
Es springt de chline Waldvöglene noh,
Die no-nig g'federet sind.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Nimm du der alti Schiffmann,
Derselbig chaust de mit loh.

Ach Schiffmann, liebe Schiffmann,
Steck du der Angel ab,
Fahr du dem blaue Striemeli noh,
Du findst ein ertrunkne Chnab.

Er zog der Jungchnab ussä
Im Anni ûf sini Schoos:
B'hüet ihn Gott im Himmel,
Dass er ihn fahra loht!

Es g'schaut e wol ummen und umme,
Es g'schaut em wol sini Händ:
Verleih ihm Gott im Himmel
Es guet's glückseliges End!

Es g'schaut e wol ummen und umme,
Es g'schaut em wol sin Mund:
Verleih ihm Gott im Himmel
Ei gueti glückselige Stund!

Was zog's ihm ab sim Finger?
Vo Gold es Ringeli:
Ach seh, du liebe Schiffmann,
Das soll dî Finderlohn si.

Und nahm der Jungchnab in Arfel,
Sprung mit em i Boddesee:
Es soll wege minetwille
Kei Jungling sterbe d'ass de!

Das hier mitgetheilte Lied ist im Dorfe Aesch am Hallwiler-See aufgezeichnet. Dort setzt, der Sage nach, der Schwimmer vom Dorfe Beinwil nach Fahrwangen über. Vgl. der verlorne Schwimmer No. 2, Simrock

Volkslieder. Von einem Kloster Lindau am „Bodensee" giebt eine Handschrift des Klosters Einsiedeln eine ähnliche Hero- und Leander-Sage. Pertz, Archiv 8, 749. Das Hallwiler Seevolk denkt bei unserer Ballade weder an den Bodensee, noch an Schillers bekannte Ballade, geschweige daß es gar vom Lord wüßte, der durch Ueberschwimmung der Dardanellen die Wahrheit der Hero-Sage bewahrheiten zu sollen glaubte. Noch seit Menschengedenken erneuerte sich im Dorfe Immensee am Zugersee die Geschichte von Hero und Leander. Während eines ganzen Sommers besuchte ein junger Immenseer als Schwimmer seine Geliebte, welche am jenseitigen Gestade des an dieser Stelle mehr als eine halbe Stunde breiten Wassers in Walchwil wohnhaft war. So ersparte er den sehr weiten Weg über das Dorf Arth und St. Adrian, und wich zugleich den Auflaurern aus, die jeden nächtlichen Besuch aus einer andern Gemeinde nach allgemeiner Landessitte mit Gewaltthätigkeit ahnden. Freilich mußte er jedesmal erwarten, ob Wind und Woge seine Rückkehr nicht gefährden würden. Meyer v. Knonau, Kant. Schwyz, pag. 282. Diese Art der Liebessage geht durch alle Welt, sogar im indischen Pendschab zeigt man das Grab beider Ertrunkenen. Hagen, Gesammt-Abenteuer 1, CXXIX Dante, Calderon, Shakespeare und Hans Sachs haben dieselbe gleichfalls je nach ihren verschiedenartigen Vorstellungen verherrlicht (Fr. W. Valent. Schmidt, Taschenb. der Romanzen, Berlin 27, S. 274). Panzer, Bayr. Sag. 1, pag. 364, zieht bei Betrachtung dieses Sagenstoffes das Volkslied heran aus **Hoffmann, Hor. Belg. 2, 114**; dessen ndd. Grundtext ist jedoch um Vieles berichtigt und neu gegeben in der Allg. Augsb. Ztg. Beilage, 4. Nov. 1850: **Et wassen twe kuniges-kinner.** — Diese ganze Schwimmersage scheint sich nunmehr in eine Sage vom Lebenslichte umzustellen, über welches sich außer dem hier Nachfolgenden unsere No. 194 erklärt.

Atropos bestimmt dem Meleager so lange zu leben, als das auf dem Herde glimmende Scheit nicht verbrannt sei; in der thracischen Hero- und Leandersage ist dies Schicksalsscheit schon eine Fackel, und wenn diese der Genius senkt, vergeht der von Sestos nach Abydus Schwimmende. Brauch, Lied und Sage Deutschlands kennt dafür nur Licht, Kerze und Lampe. Das ndd. Volkslied von den zwei Königskindern läßt die drei von der Geliebten angezündeten Rettungskerzen von der Base ausblasen. In Simrocks Volksl. No. 3 bläst's eine Nonne aus, in Panzers bayr. Sag. 1, No. 31 ist die Nonne selber die Geliebte.

Einem das Licht ausblasen ist unsere Redensart für tödten; deshalb läßt die treue Schwester jahrelang ihr Licht am Fenster brennen, damit der über See gegangene Bruder, wenn er heimkehrt, wisse, daß Schwester Elke noch lebe und warte. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 163. Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eigenes Lebenslicht ist, in der Kirchenmauer auf Gramm einmauern, doch diese Kirche brennt ab und die Gräfin stirbt. Ibid. pag. 180. Wer ein eben erloschenes Licht wieder anblasen kann, gilt für [illegible]jungfräulich. Um der Geliebten das Leben zu verlängern, schleudern d. Bursche die Fasnachts-, Neujahrs- oder Pfingstscheiben, angeglühte Holzscheiben an Schwingstäben, ins Thal. Der Appenzeller nennt es „de Tüfel hale", d. h. ihn entmannen und der Kraft berauben, dem geliebten Mädchen am Leben zu schaden. Zellweger, Appenz. Gesch. 1, 63. Aehnlich thun die Römer am Carneval, wenn sie sich ihre

Moccoli auszublasen suchen und dabei rufen: Sia ammazzato! Vergl. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, 280. — Die fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen kaufen Oel, um den Bräutigam zu empfangen. Die wendisch-preuß. Hochzeitsjungfern müssen brennende Lichter tragen, Kuhn, Märk. Sag. S. 357, und der Hochzeitsreiter auf dem Schimmel mit dem Breitbute heißt Pont de Lamp ût. Lichtausblaser (ibid. 362); richtig sieht Müllenhoff den Gott Odhinn in ihm. Bei elsäßischen Hochzeiten dauert der Tanz so lange, als eine eigens aufgestellte Festkerze brennt. Sobald dies Licht erlischt, ruft der Ceremonienmeister „Todt!" Damit hat das Ehepaar nun zum letztenmal mit Andern getanzt. A. Weill, Sittengemälde aus dem Elsäß. Volksleben. Ueber das erscheinende Licht berichtet Panzer, bayr. Sag. 2, pag. 554: in den bayr. Dorfkirchen gilt während des Charfreitag-Gottesdienstes noch der Brauch, vierzehn Kerzen auf einem dreieckigen Eisengestelle aufzustecken und nach jedem abgesungenen Bußpsalm eine von ihnen durch den Ministranten ablöschen zu lassen. Damit stellt man Christum und seine Apostel dar. Bei einem französ. Kinderspiel wird ein brennender Wachsstock von Hand zu Hand herumgereicht: „Petit bon homme vit encore!" Das Männlein lebt noch! sagt man dazu, und der, bei dem es erlischt, muß ein Pfand geben. Ueber unser „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" vgl. Göthe an Zelter, Briefwechsel 1, 258. Im Kant. Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft fort, in welcher man die Leiche zur Beerdigung tragen wird. Weitere Erklärungen über die Symbolik des Lichtes: Abthl. V, Zwergensag. Anmerk. No. 13.

22. Die beiden Lebenslichter.

In der Stadt Laufenburg lag eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein leuchten, von denen das eine etwas früher erlosch als das andere, und in demselben Momente that dann auch die Frau ihre Augen auf immer zu. Als man nun ihre im Schwabenlande wohnende Schwester zur Seelenmesse abholen wollte, kam man eben zu ihrem eigenen Leichenbegängniß, und die beiderseitigen Trauerboten hatten sich unterwegs getroffen. (A. Birrcher in Laufenburg.)

23. Brautfahrt auf dem Hallwiler-See.

Wenn an schönen Sommertagen die Leute zwischen Beinwil und Wilhof ihre Weinreben bearbeiten oder sonst dort herum auf dem Felde sind, so vernehmen sie öfters vom rechten Ufer des Hallwiler-Sees her, da wo Meisterschwanden liegt, ein Rufen und erinnern sich dabei aus alter Zeit einer Brautfahrt, von der heute noch gesprochen wird. Vor vielen Jahren wollte ein Brautpaar von Fahrwangen über

den See nach Reinach, um in dortiger Kirche sich trauen zu lassen. Es war an einem Freitag im Herbst, als Braut und Bräutigam mit andern Hochzeitsleuten am Seeufer nach dem Fährmann fragten, um übergeschifft zu werden. Der Alte nahm die Leute ein und war bald mit ihnen mitten auf dem Wasser. Da aber zogen unter starkem Winde schwarze Wolken über den Himmel her; der Regen schlug von oben, die bewegte Welle von unten in den Kahn und die Leute gaben sich bald verloren. Lange sah man vom Ufer her den mit dem Sturme Ringenden zu, ohne daß man es wagen konnte, ihnen zu Hilfe zu eilen. Als die Finsterniß des Gewitters sich verzogen hatte, war das Schiffchen nirgends mehr auf den Wellen zu erblicken, und erst gegen Abend erzählte der triefende Schiffsmann, wie der Kahn umgeschlagen worden und er allein durch Schwimmen sich gerettet habe. Während dem hatten die Glocken in Reinach fortwährend zur Trauung geläutet, bis endlich ein Bote von Bennwil das Jammergeschick dorten meldete. Aber seit dieser Zeit und besonders wenn andere Witterung eintreten will, hört man dort das wehmüthige Rufen des untergegangenen Brautpaars, oder es durchklingeln kleine Glöckchen wie am Halse flüchtiger Hunde die Gegend. Dies Geräusch nennt man Schellenpeter. Auch ist ein alter Glaube, so oft im Hallwiler-See Jemand ertrinke, sehe man ein Haupt im Schaume der Wellen auftauchen, die der Sturm ans Ufer schlägt.

---

24. Wassergeist bei Seckingen.

Im Fricktalerdorf Hornussen lebte ein Bauer, der täglich in die Messe gieng, fleißig seinen Rosenkranz betete, dem Pfarrer und Kaplan in Allem folgte, der Obrigkeit aber um so weniger nachfragte. Wegen wiederholten Ungehorsams ließ ihn zuletzt das Amt auf vier Tage ins Bürgerstübchen sperren. Da man ihn wieder aus der Haft entließ, wandelte ihn eine solche Scham vor den Leuten an, daß er sogleich dem Rhein zulief und sich hinein stürzte. Ein Bekannter, der ihm auf dem Wege begegnet war, hatte aus seinem trüben Aussehen nichts Gutes geschlossen und war ihm nachgegangen; als er den Fluß erreichte, sah er eben noch, wie der Unglückliche im Wasser mit dem Tode rang; er hatte ein am Ufer stehendes Tannenbäumchen zu fassen gesucht, dieses riß aus und blieb ihm in der Hand, damit versank er.

Einige Zeit darnach fuhr ein Schiffer den Rhein herab und fühlte oberhalb Seckingen, eben an dieser Unglücksstelle, wie sein Weidling plötzlich emporgehoben werde. Zugleich sah er vorne an der Schnauze des Schiffes ein Tannenbüschlein aus dem Wasser auftauchen, ver-

sinken und dann wieder hervor kommen, von einer Menschenhand krampfhaft festgehalten. Sogleich erinnerte er sich des Unfalls, der hier seinem Bekannten das Leben gekostet hatte, und im herzlichsten Mitleiden rief er: ach Gott, was muß man denn thun? Da war's ihm, als ob Jemand entgegen gerufen hätte:

Sechs Johr am Läbe verlore,
Und sechs Johr im Wasser verfrore.

Der Schiffer rechnete nach, daß heute gerade sechs Jahre um seien, seit der Hornusser hier ertrunken war.

Vom Schwarzsee im St. Gallischen erzählt man, es sei ein Mann aus Weißtannen in ihn gestürzt und strecke nun bisweilen seinen Arm heraus, in der Hand einen mit bunten Bändern behangenen Stock haltend. Meyer Knonau, Schweiz. Grdk. 2, 8. Tannenwipfel nennt man Grotzen, daher das Weihnachtsbäumchem am St. Nikolaustage den Klausgrotzen; vgl. den Gespenster- und Scheltnamen Grotzenwatter, Abtheil. IX, No. 409.

25. Rothhaus für Ertrunkene.

Nach einem im Freienamte geltenden Glauben muß ein durch eigene Schuld ums Leben Gekommener so lange rubelos wandeln, bis die Zahl der ihm bestimmt gewesenen Lebensjahre voll ist, und man hat dafür folgende Geschichte aus dem hintern Entlebuch. Ein unbesonnener Bursche badete sich häufig in einem Gumpen (Bachloch), dessen Wasserstand durch plötzliche Gebirgszuflüsse oft sehr gefährlich wurde. Dorten fand man ihn einmal ertrunken. Da man durch geheiligte Loosbücher heraus brachte, daß er wohl siebenzig Jahre alt geworden sein würde, so erbarmte man sich seiner und ließ ihm ein Häuschen mit Tagelöchern ans Gestade hinbauen, damit er doch gegen Wind und Wetter geschützt sei. Einer aus dem Dorfe Marbach hat ihn dorten aus dem Tageloch schauen sehen und ist darüber in ein anhaltendes Weh verfallen. Der Volksglaube faßt dies in dem Satze zusammen: Ein Gespenst muß ein Dach haben, hat es keins, so sucht es eins.

26. Hungerbrunnen in Degermoos.

Unterhalb Degermoos, nahe beim Dörflein, liegt eine Quelle unsichtbar mitten im Ackerfelde, nur einige Leute wissen ihre Sprungstelle; gleichwohl hat sie noch immer reichliches Wasser ausgequollen, so oft Theuerungsjahre eingetreten sind, wie namentlich wieder i. J. 1847. Hier hatte ein wucherischer Bauer gewohnt; sein Hof, der zum Dörflein gehört hat, ist längst eingegangen. Es trat einst eine solche

Lanzburre ein, daß dorten das Flußchen der Surbe versiechte und endlich auch noch der Thalebach austrocknete, ein Gewässer, das in jedem Sommer mit gleicher Stärke läuft und auch in den kältesten Wintern nicht zufriert. Damals grub dieser Bauer in seinem Hause einen Brunnen, den er auf seine Saaten leitete; das Wasser davon verkaufte er noch dazu den benothigten Nachbarn bei der Maß. So gerieth ihm sein Getreide vortrefflich, und da es bald im Preise stieg, so wucherte er nun damit ebenso wie vorher mit dem Trinkwasser. Nun hat er zur Strafe hiefür es jedesmal anzuzeigen, wenn wieder eine Theuerung droht; dann erscheint er des Nachts im Felde und zapft das Hungerbrünnlein an. Man erinnert sich noch, wie reichlich es i. J. 1817 geflossen ist.

Die Legende von der hl. Amalberge läßt den Wucherer damit prellen, daß ihm die Heilige sein theueres Wasser im Eimer davon trägt; wo sie dieses ausstürzte, entsprang ein heilkräftiger Born, der des Geizigen versiechte. Wolf, Beitr. 1, 184. Der Wendische Wassermann kauft Getreide auf; zahlt er über den Marktpreis, so folgt Theuerung, kauft er aber wohlfeiler als andere, so fallen die Preise. Myth. 480.

27. Hornußer-Hungerbrunnen und Sälibrunnen.

Auf dem Hornußerfelde (im Fricktal), genannt Hinter der Mühle, steht ein Wildbrunnen in großer Achtung. Seit Menschengedenken ist er nie gelaufen als nur in den Kriegs- und Theuerungsjahren 1787, 1815, 1830, 1845. Auch im Frühjahr 1848 wollte er wieder anfangen zu sprudeln.

Anders verhält es sich mit dem Brunnen, der auf dem Sälischlosse ist, der Nachbarruine der Wartburg bei Olten. Das zerstörte Sälischloß wurde schon zur Reformationszeit wieder hergestellt und mit einem Schloßwächter besetzt. Dieser, Felix Säli genannt, hat einen ganz übernatürlichen Hang gehabt, Wasser in ungewöhnlichem Maße zu trinken, und so hat er seinen Wasserdurst vom J. 1547, da man ihn zum Schloßwächter machte, bis zum J. 1635 fortgesetzt, wo er noch lebte und trank. So war er also 88 Jahre lang ein wassertrinkender Schloßwächter. Auch seine Nachkommen hatten sein Amt und seinen Durst, und von diesem Geschlechte hat die Ruine den Namen Sälischlößli bis heute. (Zofingerchronik 2, 18.)

Hungerbrunnen, auch Heidenbrunnen, Zeit- und Hemmbrunnen, Schonbrunnen genannt, sind Quellen, die meistens erst im Monat Mai, oft gar nicht, überhaupt nicht alljährlich zu fließen beginnen und nur bis Juni oder Juli in Fluß bleiben. Aus der Reichhaltigkeit und längern Dauer

ihrer Strömung pflegen die Landleute auf Mißwachs, Theuerung und Hungersnoth zu schließen, daher der Name. Dieser landwirthschaftliche Schluß ist nicht unberechtigt. Solcherlei Quellen sind zumeist häufig in wasserreichem Hügellande und entstehen vorzüglich dann, wenn nach einem nassen Spätsommer der Boden so sehr mit Wasser übersättigt wird, daß er das Schneewasser des Winters nicht mehr aufnehmen kann; demnach erscheint dieses beim ohnedies verspäteten Aufthauen des Bodens an der Oberfläche, und durch eine so lang aufgehaltene Verdunstung ist der erkältete Boden für das Gedeihen der Gewächse unbrauchbar. Je weiter dieselbe Bodenbeschaffenheit landschaftlich reicht, um so fühlbarer muß der Mißwachs alsdann werden und es entsteht wenigstens locale Hungersnoth. Solcher Hungerbrunnen hat die Schweiz sehr viele; im Kant. Zürich bei Wangen, Seglingen, Aepi, der Haarsee bei Hausen, der Schönbrunnen bei Wollishofen. Im Kant. Schaffhausen bei der Ruine Neuenburg am Rhein. Im Kant. Freiburg die Quelle Bramaſan im Jauntthal. Im Kant. Waat der Mocausa-See. Nicht damit zu verwechseln sind die sogenannten Maibrunnen, Quellen, die ihren Ursprung dem Schmelzwasser der Gletscher verdanken, im Frühlinge also zu fließen beginnen und bei eintretendem Herbstfroste stocken. Aus diesem Grunde gilt das Wiedererscheinen des Räzlibaches bei Leuk im Berner Simmenthal, der aus dem Räzligletscher kommt, im Thal als der sicherste Bote des nahenden Frühlings. Ein solcher ist auch der Aengstlenbrunnen auf den Melchthalgebirgen, der drei Monate lang fließt, so lang das Vieh auf den Alpweiden ist, aber oft etliche Tage ganz ausbleibt, wenn man ihn (jetzt J. L. Gysi hinzu, Vierwaldstätter See 1861, 247) muthwillig verunsäuberet. Vom Urner Brunnen im Kaltle, zwischen Wolfenschieß und Engelberg, der des Tages dreimal ausbleiben und wiederkehren soll, erzählt Murer, Helvet. sacra, pag 261. Zur Zeit Barbarossa's lebte Bruder Berthold im Kloster Engelberg und da er sterbend lag, begehrte er noch einen Trunk aus dem Bergquell, der des Abtes Brunn hieß. Dreimal brachten ihm die Klosterbruder einen Becher voll Wasser herbei und dreimal fand sich's in Wein verwandelt. Ein Lied der Landsknechte (Uhland, Volksl. Nr. 195) verehrt die hl. Maria in solchen Quellen:

Unser liebe Frawe vom kalten Brunnen
Bescheer uns Armen eine warme Sunnen.

Solchen weinströmenden Brunnen reihen sich die kornströmenden an. Die Engelberger Mönche wollten sich einst von der Genauigkeit der Zeitfristen überzeugen, welche das Volk im Lauf und Stillstand des Kaltlebrunnens anzugeben pflegt. Zu diesem Zwecke erstieg ein Theil von ihnen die Schneewand des Gebirges, von dem die Quelle ihren verborgenen Lauf nimmt, und streuten dorten Haufen von Kornhülsen in die Eis- und Schneerunsen, während ein anderer Theil unten im Thale beobachtete, wann diese Hülsen vom Wassersprung im Thale ausgeworfen würden. Es geschah, wie das Landvolk voraus bestimmt hatte, begann am 3. Mai und hörte auf am 14. Septbr. Cappeller Hist. mont. Pilati 1767, pag. 67. Hieran hat man die naturgeschichtliche Erzählung zur Legende von der Quelle zu Lommatsch bei Meißen, die je Blut oder Weizen ausströmte, je nachdem Krieg oder Frieden bevorstand; und ebenso zur Sage von der Wunderquelle Olomuzi bei Alt-Lomnitz, nahe bei Glatz, welche voll Gicheln, Haber und Weizen schwamm, wenn ein fruchtbares Jahr eintreten sollte. „Diesen

Quell verehrt und achtet jeder Eingeborene mehr als die Kirchen." Thietmar v. Merieb. l. 1 cap. 3. Solcherlei Gewäſſern pflegt mit Namen gelockt und gerufen zu werden, damit ſie zur Zeit wieder erſcheinen. Jaik, laß den Schuß los! ruft das Volk der Berchtesgadner Quelle in die Felswand hinein, wo nebenan das Frauenloch liegt. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 10. Der Name Jaik gleicht dem Schrei des W. Jägers in Welſs ntl. Sag. No. 260 „Jakko!" Ein gleiches wird aus den Waldſtätten gemeldet. In Mitte des Luzernerſees am Bürgenſtad, wo ſich beide Ufer am nächſten begegnen und den See in zwei Hälften zu theilen ſcheinen, iſt der Kreuztrichter. Dorten am linken Ufer bei der Bruderhalm ſoll in der Tiefe des Sees ein Brunnen quellen. Ruft man ihm mit lauter Stimme dreimal, ſo wallt das Gewäſſer von Grund auf ſichtbarlich und dringt mit ſolcher Gewalt heran, daß man eilends zu Lande fliehen muß. Die Perſon aber, ſo gerufen, wird daſſelbige Jahr nicht überleben. Joh. Leop. Cyſat, Beſchreib. des Waldſtätt. Sees, pag. 244. Lurrejerri heißt die Quelle, die in der Kirche zu Buchsweiler entſpringt; wer ihr Wiedererſcheinen zuerſt anzeigte, hatte die Wahl frei zwiſchen einem neuen Hut oder einer rothen Mütze. Stöber, Elſaß. Sag. No. 212. Cyſats Sage vom tödtlichen Brunnen am Grunde des Waldſtätter-Sees lebt heute noch in der Urnerſage vom Gibfert. Tiefer iſt gleichfalls ein Seeungeheuer, das bei Seelisberg in Mondnächten auftaucht und als Schlange das ganze Seebecken umſpannt. Dann aber erſteigt er die Alpen und ſchlägt dem Weidevieh ſeine Krallen ins Fleiſch. Reithard, Sag. der Schweiz, 233. Vgl. Uriſtier an der Reuß, Abthl. VI, No. 246.

28. Brunnen zu Waldhäuſern.

Mitten im Dorfe Waldhäuſern, eine halbe Stunde vom Städtchen Bremgarten entfernt, liegt am Kreuzwege ein ziemlich regelmäßig gethürmter Steinhaufen, von Brombeerſtauden überwachſen und von Raſen eingefaßt. Schon ſeine reinliche Art fällt gleich auf, wenn auch nicht das große ſteinerne Kreuz bedeutſam daneben ſtände. Bald ſieht man aber unter der größten Platte, auf welcher ein Theil des Gewölbes liegt, ein Loch in die Tiefe gehen, und fühlt ſich daraus heftig und kalt regelmäßig angeblaſen, ſo oft eben die Witterung umſchlagen will. So kommen denn alle Leute des Dorfes hieher zum ausgemachten Wetterpropheten, halten die Hand vor die Oeffnung und haben ſich für Korn- und Heuernte beſte Witterung ſtets richtig vorausgeſagt, wenn es hier nicht bläst. Sie ſagen, hier ſei urſprünglich der Sodbrunnen des Dorfes geweſen, bis einſt eine Bettelfrau zur heißen Erntezeit ins Dorf kam und die reichen Leute um ein Almoſen gebeten habe. Nicht einmal einen Trunk Milch oder Moſt gab man ihr. Da warf ſie aus Rache Queckſilber in den Brunnen, das auch jetzt noch immer tiefer und weiter hinabdringe, das Waſſer wegzehre und die innere Höhle vergrößere.

Die vielerlei Windhöhlen in den Schweizergebirgen ſind naturgeſchichtlich bekannt; in ihnen herrſcht bei ſtärkſter Sommerhitze bis gegen 5 Grad Kälte, ſo daß der Aelpler ſie als Milchgadem gebrauchen kann. Im Mai fangen ſie beſonders ſtark zu wehen an, und ihr ſchwächerer oder ſtärkerer Luftzug dient alsdann als ſicherer Verbote des ſchlechten oder guten Wetters. Phyſikaliſch beſchreibt ſie Blumer-Heer, Kant. Glarus. Die Windhöhle la Tanna a l'aura auf dem Gipfel der Raie im Waatländer-Jura bläst immerwährend wie der Zug eines großen Schmiedblaſebalges; und am Mont-Aubert am Neuenburger Jura ſchleudert der Luftſtrom ziemlich ſchwere Gegenſtände wieder heraus, die man in die Höhle fallen läßt. Vulliemin, Kant. Waat 120. 127. — Die Angabe, daß Quellen durch hinein geſchüttetes Queckſilber verſiechen (vgl. Römerſtadt bei Reinach, Gondelfee im Kulmerthal) ſcheint aus einem Wortmißverſtändniße entſprungen. Der Queck- und Keckbrunnen (lacus vivus, abd. quek), den unſere No. 45, Abthl. I, auch das Silberbrünnlein nennt, hat ſich ins Queckſilber argentum vivum verdreht, und zwar ſeitdem die Markſcheidekunſt ihre alchymiſtiſchen Vorſtellungen unter das Volk miſchte. Letzteres geſchah beſonders durch die ſogenannten Venediger, Aegypter, Heiden und Zigeuner, die das Land mit dem Vergeben durchſtrichen, aller Orten Goldadern finden zu kennen und in überirdiſchen Verbindungen zu ſtehen.

29. Wäſſerrecht zu Urſprung.

Folgende Geſchichte gehört den letzten Jahren an. In einem Hauſe in Urſprung, eine ſtarke Viertelſtunde von Bözberg, fällt plötzlich reichliches Waſſer von der Stubendecke, ohne daß die Hausbewohner die Urſache davon finden können.

Dieſes wiederholt ſich mehrere Wochen, ſo daß die Stube faſt unbewohnbar wird. Die Betten werden durchnäßt, die Hausfrau ſchläft mehrere Tage gar nicht mehr darin. Man muß zuletzt die Stubendecke neu machen laſſen und nun ſcheint geholfen.

Da wird ein kleines Kind in Haus und Koſt genommen, das einmal den Drang in ſich fühlt („es heig nit anders chönnä"), ein Becken voll Waſſer gegen die neue Decke zu ſpritzen, und ſeither tropft das Waſſer wieder herunter, wie zuvor. Selbſt das Mittageſſen iſt nicht ſicher davor; man iſt einmal auf der Oekonomie zur größern Sicherheit unter einem Regenſchirm; nichts deſto weniger fällt auch da ein Platſch (Guß) Waſſer in den Härdöpfelbräuſi (geröſtete Kartoffeln). Die Kohlenpfanne, die man in die Stube geſetzt hat, um die Betten zu trocknen, findet ſich nach einer Weile ebenfalls voll Waſſer. Während der Spuk im beſten Gange war, brach Feuer im Hauſe aus, ebenfalls auf unerklärte Weiſe. Es fieng unter dem Dache an und zog ſich allmählich tiefer. Das Haus verbrannte von Grund aus. Verdacht von Brandſtiftung liegt nicht vor. Man ſagt: „wie

das Wasser von oben herunter kommen konnte, so konnte es auch das Feuer." Man muthmaßt, der Mann der letzten Hausbesitzerin, der seit vielen Jahren todt ist, hatte einmal einen allgemein für falsch gehaltenen Eid wegen eines Wässerungsrechtes gethan, und das sei nun die Strafe.

Ziemlich Aehnliches erzählt man in Hanien, bei Bruga, von einem Bauern, der dem dortigen Wirthe gewässerten Wein i. J. 1846 verkauft haben soll. Während des darüber erhobenen Prozesses starb der Bauer, und seitdem triefte die Hausdecke so von Wasser, daß man im Freien essen mußte.

Das hier aus der Zimmerdecke losbrechende Wasser erinnert an die Melusinensage. Melusine leert bei Grenoble im Gebirge von Sassenage ihre Wasserkufen im Berge aus oder füllt sie an, je nachdem Mißwachs oder Fruchtbarkeit kommen soll, eine Kufe dem Korn, die andere dem Weine geweiht. Im baierischen Stellenwalde wohnt sie als Fräulein von Staufenberg (das ältere Gedicht dieses Namens ist von Engelhardt herausgegeben) und steht bald ihren Fuß, bald ihren Drachenschwanz durch die Zimmerdecke; jeder Wassertropfen, der dabei in den Gästeller herunter trieft, tödtet die zu Tische Sitzenden. Mone, Anzeig. 1834, 88. Die Angabe, dieses wassertriefende Haus sei zugleich von Grund aus niedergebrannt, findet ihre Erläuterung Abthl. VI, No. 303, das Ungeheuer in Uecken.

30. Der verschüttete Brunnen.

In einem Frickthaler Dorfe hatte ein Bauer einen Brunnen boshaft verschuttet. Gleich nach seinem Tode ließ sich hinter dem Stubenofen in seinem Hause ein widerliches Aechzen vernehmen, und jedes Becken Wasser, das man auf den Tisch setzte, drehte sich im Kreise herum, schwankte eigenwillig über, und von Zeit zu Zeit fiel etwas von oben her aufziehend in dasselbe hinein. Die Erben vermochten dies und anderes nicht länger mehr zu ertragen, sie meldeten es bei Gericht und im Beisein der hiezu erschienenen Beamteten brannten sie das zuvor geleerte Gebäude nieder.

31. Der Wässermann zu Staffelbach.

Jemand war an einem Sonntagsmorgen auf dem Wege von Staffelbach her, um diesmal den Gottesdienst im Dorfe Schöftland zu besuchen. Er schlug dabei den Fußsteig an der Suhre hinab ein und erstaunte, als er hier einen ihm wohlbekannten Mann in den Matten fand, der in seinem Futterhemde dastand und gegen allen Brauch eben die Wiesgraben auszubessern beschäftigt war. Er grüßte

den Mann im Vorbeigehen, erhielt aber weder Dank noch Antwort. Sein Erstaunen wuchs aber noch mehr, sobald er gegen die Kirche von Schöftland kam und nun eben denselben Mann hier unter den Kirchgängern und im Sonntagsrocke erblickte. Wie war es möglich, daß der Arbeiter heimgehen, den Weg noch einmal zurücklegen und frischgekleidet noch vor ihm die Kirche erreichen konnte? Dem Ding war nicht zu trauen; gleich nach beendigter Predigt mußte es den Bekannten unter den Kirchgängern mitgetheilt werden. Aber auch sie versicherten einstimmig, es selbst gesehen zu haben, wie der angebliche Wassermann diesen ganzen Morgen in der Predigt geschlafen hatte. Der beargwöhnte Doppelgänger war ein reicher Staffelbacher-Bauer, der sich vor einigen Jahren noch recht wohl befunden hat.

32. Der Feuermann an der Ezger-Fähre.

Zwischen Rheinfulz und Ezgen rief dem Fährmann, der Abends sich eben heimmachen wollte, vom jenseitigen Rheinufer her noch eine Stimme, und sogleich stieß er ab, um den Fremden herüber zu holen. Drüben stand in der Dämmerung eine große, hagere Gestalt, die ohne ein Wort zu sagen, ins Schiffchen trat. Schon war man mitten auf dem Rheine, da fieng die Gestalt an plötzlich eine so große Hitze auszusprühen, daß es der Schiffer kaum zu ertragen vermochte. Eilig stieß er zu Lande; der Andere sprang mit aus dem Nahne und streckte nun im Weggehen ihm die Hand wie zum Danke dar. Mißtrauisch that der Fährmann, als wäre er, noch mit dem Schiffchen beschäftigt, nicht im Stande, ihm die Hand zu bieten, und hielt nur die Schalte hin. Sogleich drückte jener seine brennende Hand tief hinein und verschwand. Lange bewahrte der Fährmann die Schalte mit den fünf schwarzen Fingergriffen daheim auf, bis sein Sohn, der solche Märchen nicht glauben mochte, dieselbe nahm und in den Ofen warf.

Nach einer andern Erzählung wurde demselbigen Fährmann dreimal nach einander vom jenseitigen Ufer her „Fritz, Fritz!“ gerufen, und dreimal war er darauf umsonst hinüber gefahren. Als er das letzte Mal wieder Niemanden traf, nahm er einen am Flußbord liegenden Baumstamm ins Schiff, um doch wenigstens einen Nutzen für seine vergebliche Bemühung zu haben. Mit einem Male gieng der Weidling so tief, daß der Schiffer schon zu versinken meinte; ebenso schnell aber stieg dann eine Feuersäule vor seinen Augen auf und eine Stimme rief: „Du hast mich erlöst, Fritz!“ Der geladene Baumstamm war darauf im Schiffe nicht mehr zu finden. (A. Bürcher in

Laufenburg.) Gleiches erzählt man von der Fähre, welche zwischen dem badischen Grenzorte Kaiserstein und dem schweizerischen Rheinufer geht.

33. Der brennende Mäuber in der Reuß.

Am hohen Reußufer Mühlerain steht nahe bei der Linnmühle an einem verfallenen Hag eine alte Buche. Wer dort in der Nacht vorüber wandelt, wird von einem feurigen Manne verfolgt und läuft Gefahr, in die Reuß hinab gestürzt zu werden. Gleichwohl hat noch jeder, anstatt im raschen Strome zu ertrinken, immer glücklich das Gestade wieder erreicht. Hier wollte einst ein Mann ein wenig ausruhen, der von Birmensdorf nach Muntwil ein Fäßchen Branntwein auf seiner Hutte zu tragen hatte. Plötzlich lief vom Muntwiler-Felde ein Anderer gegen ihn her, reiß wie eine Fluth, nahm ihm die Hutte sammt Fäßchen von der Buche weg und schleuderte zugleich den Mann weithin ins Gesträuch. Dieser verlor, sowie er sich wieder aufgerafft hatte, den Muth nicht, sondern lauschte sogleich, nach welcher Richtung der Dieb entweichen werde. Im Augenblick hörte er unter sich mitten in der Reuß einen Strudel entstehen, und sah, wie der Brennende durch den Fluß ans jenseitige Ufer watete, ohne im Wasser zu erlöschen und ohne daß zugleich das Fäßchen Schnaps auf seinem feurigen Rucken sich entzündete. Aehnliches hat sich auch schon auf dem Ackerlande begeben, das des Müllers Reben heißt und oberhalb jener Linnmühle an der Straße liegt.

34. Der Feuermann in der Machnau bei Klingnau.

Unterhalb Klingnau muß man gleich am Bildstöckli den Fußweg einschlagen, wenn man in die Machnau und dort über die Aare will. Jetzt freilich ist die Fähre weiter unten, in der Au. Vor hundert Jahren aber war die große Kiesbank noch nicht aufgeworfen, die den Strom nun in zwei Arme theilt, und man fuhr damals gleich von der Machnau aus über ins Kirchspieler-Feld. Deswegen hatten sich hier die zwei Fähren von Klingnau ein Häuschen hergebaut, um gegen Wetter und Nachtfrost geschützt zu sein. Und so saßen und plauderten sie einmal am Weihnachtsabend, als es zwischen sieben und acht Uhr dringlich ans Haus klopfte. Da sie öffneten, erschraken sie nicht wenig über einen ganz feurigen Mann, der augenblicklich über die Aare gesetzt zu werden verlangte. Doch sie wußten, daß man auch den bösen Geistern nichts abschlagen dürfe, weil es gerade Weihnachten sei, wo

jene dem Orte ihrer frühern Verbrechen wieder zulaufen müssen; beide traten also in den Weidling und ruderten hinüber. Es gieng auch so schnell, daß sie kaum nachdenken konnten, ob der Gast ihnen nicht Löcher ins Schiff brenne, und schon stand er jenseits draußen. Alle drei sind wir verloren, sagte er ihnen vom Ufer aus, wenn ihr nicht Schlag acht Uhr hier seid, um mich wieder hinüber zu nehmen. Dann verschwand er im Leuggener Hardwalde. Den Zehren war's schlimm zu Muthe; doch was wollten sie machen? Punkt acht Uhr hielten sie also am jenseitigen Bord, und sogleich war er wieder in den Weidling hinein gekommen, sie wußten nicht wie. Auf der Nachnauer Seite dankte er und bot ihnen die Hand zum Abschied. Der nächststehende Zehre durfte sie ihm vor Angst nicht geben, sein Kamerad aber war gefaßter und reichte ihm statt der Hand die Schwibele (zwei gritzigen Stiel) seiner Schalte hin. Der Fremde berührte sie und im Augenblicke war sie bis zuunterst glühend. Schnell steckte man sie ins Wasser und löschte; indessen war der brennende Mann ausgestiegen und flackerte schon dem öden Girix zu.

Die beiden Zehren von Klingnau haben zum Andenken an jene Weihnachten die Schalte aufbewahrt und ihren Kindern vererbt; und die ältesten Bürger des Städtchens behaupten heute noch, daß sie dieselbe gesehen und genau die Finger des Brennlig in der Schwibele gezählt haben.

35. Die überfahrenden Gerippe.

Der Schiffer von Klein-Dettingen mußte einst in später Mitternacht drei Personen über die Aare fahren, welche sich in seinem Kahne zu drei Todtengerippen umgestalteten, aus deren Augenhöhlen Feuer loderte. Da sie nun ausstiegen und ihm den Fährlohn geben wollten, streckte er ihnen nur die Schalte hin. Sie schienen ihm ein schimmerndes Goldstück darauf zu legen. Als er es wegzunehmen meinte, war ein glühendes Loch durch das Ruder gebrannt. Das heute bewahrt es die Familie auf.

Vielleicht gehört Folgendes dazu:

Die untern Kirchspiele des Murgacher Bezirks waren mit Kreuz und Fahne zu einer Prozession nach Murgach gezogen und wollten, ein ganzes Schiff voll, bei Klein-Dettingen sich über die Aare stoßen lassen. Hier schlug das Fahrzeug um und Alles ertrank. Seitdem kommen die „Chilspeler" zwar noch immer prozessionsweise zur Festzeit nach Murgach, doch ohne Fahne, und alle Jahre am selben Tage hört man in der Aare aus dem stärkern Gange des Wassers ein Wehklagen und Jammern.

Die Ueberfahrt der Seelen über unterweltliche Ströme in das Todtenreich: Mythol. 790. 791. Ueber das den Todten mitgegebene Fährgeld: Kuhn, Mark. Sag. No. 19. 30. In St. Matthias bei Trier hat man in christlichen Gräbern aus dem 3. Jahrh. Skelette mit dem silbernen Fährgroschen gefunden, und beim Fortbau der Basilika in Trier fanden sich Steinsärge aus dem 15. Jahrh., in denen Schädel lagen, die kleine Silbermünzen in der Mundhöhle enthielten. So weit reichte also dieser heidnisch-römische Gebrauch noch in das Christenthum herein. Hecker, deutsch. Volksglaube, S. 233. Die Ebermünzer Reckenphilosophie schreibt vor (Mythol. Abergl. No. 207): Todten lege man Geld in den Mund, so kommen sie, wenn sie einen Schatz verborgen haben, nicht wieder. In neuentdeckten Gräbern zwischen Vivis und La Tour fand man ein Geldstück in einem der Schädel stecken, das gewohnte Fährgeld für den Charon; dieses aber trug die Inschrift Tributum Petri. Also eine Verschmelzung der heidnischen mit der christlichen Religion. Vulliemin, Kant. Waat 1, 53.

36. Der Brünnlig durch Gebet verscheucht.

Der alte Fischer, der jetzt noch am Rheinau lebt, hat erzählt, wie es ihm selber einmal mit einem Brünnlig ergangen ist. Er und sein Gefährte waren um Weihnachten draußen auf der Aare und setzten Angeln. Es war das Wetter schön und wie gemacht dazu. Während sie so am Ufer hin beschäftigt sind, kommt ein feuriger Mann auf sie zugewankt. Der Kamerad sieht's und ruft im ersten Schrecken: Jesus, Maria! Laß den Weidling oben hinaus! Der Andere wendet nun rasch die Kahnspitze, und der Strom reißt das Schiffchen zugleich weit hinunter. Aber auch der Brennende war durch jene Namen wie weggeperlt vom Ufer, und als sie ihm nachsahen, strich er schon dem wilden Girizmeese zu und reichliche Funken sprudten aus ihm.

Das Gegentheil hievon trug sich ein andermal zu, da das Fluchen es war, welches den Brünnlig vertrieb. Ein Bauer im Ober-Aargau steht an einem trüben Tage mit der Strohschaufel auf dem Felde, um seine Wassergraben zu öffnen. Da erscheint zehn Schritte von ihm entfernt ein schwebendes Licht. Er weiß schon, was er davon zu denken hat, nimmt seine Schaufel wieder auf die Schulter und macht sich für heute heim. Allein das Licht wird ein Brünnligs Mannli, das ihm bald einholt und sich ihm sogleich hinten auf die Schaufel hinaufsetzt. Unter fortwährendem Beten kommt der Mann seiner Hausthüre zugelaufen. Da steht sein Weib eben in der Küche an der offenen Thüre, blickt ihm auf die Schaufel und ruft: wan Tufels hesch du dò? Kaum ist das Wort Teufel über ihre Lippen, so ist auch der Brennende verschwunden.

37. Laufenburger Feuermann.

Noch jetzt erzählen sich zu Laufenburg die Rheinschiffer, was ihnen schon ihre Väter und Großväter vom dortigen Feuermann erzählt haben. Er winkte eines Abends vom Anlandungsplatze, dem sogenannten Schessigen, am steilen Ufer herab und bedeutete, herübergeholt zu werden. Gerade kam auch der Schiffer Joseph Zimmermann von Seckingen her in seinem Weidling heimgefahren. Er sah ihn stehen und ohne lange wählen zu wollen, schickte er sich ins Unvermeidliche, fuhr hin, nahm den unwillkommenen Gast ein und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Da er die Art schon kannte, mit der solcherlei Gesellen sich zu empfehlen pflegen, bot er ihm beim Abschiede statt der Hand nur das Ruder entgegen, und augenblicklich waren alle fünf Finger dankbarlich hineingesengt. Aber in der Schnauze des Schiffes, wo er gesessen, hatte er zugleich den heißen Abdruck seines Sitzleders ebenfalls brandschwarz zurückgelassen. (Schweizerbl. 1833, 227.)

---

38. Das Räuberschiff am Rhein bei Rietheim im Tüfthal.

Am Rheinufer unterhalb Rietheim stehen Ruinen eines gewaltigen Rundthurmes aus der Heidenzeit. Von ihm aus gefährdete eine Räuberbande vor langen Jahren die Kaufleute, welche auf ihrem Waarenschiffe hier vorbei nach Basel fuhren. Als sie auf einem solchen einst auch einen Geistlichen fanden, der allein unter allen Reisenden ihnen kein Geld zu bieten hatte, warfen sie ihn ins Wasser. Noch im Versinken verwünschte er die Unmenschen.

Bald darnach wurde es auf dieser Rheinstrecke sicher und friedlich, und man hörte nicht mehr, daß irgend ein Reisender weiter angefallen worden sei. Aber die Stüdler von Zurzach, jene alte Schifferzunft, welche allein das Recht haben, alle Güter und Waaren durch die Rheinstrudel der Wildi und des Höllhakens zwischen Zurzach und Rheinfelden hindurch zu führen, bekamen bei ihrem nächtlichen Flößerdienste jene Bande wieder zu Gesicht. Namentlich ein Koblenzer Lachsfänger, der an jenem zerfallenen Thurme seine Geräthschaften zurecht legte, sah ihrer mehr als ein Duzend auf einmal, alle mit Schwert und Spieß bewaffnet. Ihr Hauptmann trug die gleiche Ausrüstung, körperlich aber war er ein bloßes Knochengerüste. Als sie dem Fischer aus dem Auge kamen, hörte er noch lange drüben her vom badischen Gehöft Aettikon die Ruderschläge ihres Raubschiffes.

Zwei muthwillige junge Leute aus Rietheim, denen man davon erzählte, wollten es nicht glauben und machten sich darauf eines Abends

zu jenem alten Thurme. Die haben ihren Vorwitz hart gebüßt, denn nie hat man seitdem je wieder von ihnen gesehen oder gehört.

Später meinte ein Schiffer, der Nachts rheinab fuhr, an dieser Stelle einen Ruf gehört zu haben und landete in der Voraussetzung, es werde Jemand in sein Schiff einsteigen wollen. Als er ans Ufer kommt, treten wirklich sogleich zwei sonderbar gekleidete Mannsbilder in seinen Weidling und fahren bis zum Dorfe Koblenz mit ihm hinunter. Dorten drückt ihm der Eine ein Stück Geld beim Weggehen in die Hand; während der Fehr das gewichtige Stück in der Hand wägt und betrachtet, sind die beiden Gesellen schon davon und aus seinem Gesichte. Er erzählt darauf im Wirthshause sein Abenteuer und als man ihn da auffordert, das schwere Geldstück herzuzeigen, zieht er statt dessen ein Stück von einer gelben Rübe heraus, das einen solchen Gestank verbreitete, daß Alle zugleich aus der Stube hinaus laufen mußten. Diesen Auftritt überlebte der Schiffer nicht lange; er ist binnen Jahresfrist wahnsinnig geworden und ward todt im Walde gefunden.

Eine alte Frau von Degerfelden, die an der Ruine herum Kräuter für den Apotheker sammelte, hat bei dem Gemäuer ein Aechzen und Stöhnen vernommen; auch weiß man, daß hier des Nachts Stimmen laut werden, als ob man einem vorbeikommenden Fahrzeuge Halt gebete.

„Wir müssen nicht ins Zurzacher Schiff", dies Sprichwort führt Kirchhofer als eine die Eile bezeichnende Redensart an, No. 136 und 164, ohne es indessen seinem Leser genügend einleuchtend machen zu können. Es hängt aber in der Zurzacher Stiftskirche das Modell eines alten, mit aller Schmiedekunst verfertigten Schiffes; man sagt, es sei der heil. Verena von einem deutschen Kaiser geweiht und trägt es an ihrem Festtag in Procession durch die Gassen. Dieses Eilschiff wollen wir nun in der einheimischen Sage weiter betrachten. Das Schiff ist unser erstes und letztes Geschirr, wie die anlautende Formel Schiff und Geschirr es selbst schon besagt. Unser Milchgeschirr, aus dem man unmündige Kinder stillt, führt Form und Namen des Schiffleins. Unserer Frau Holle, welche die Wickelkinder stillt (Abthl. IV, No. 167) und ihnen auf Neujahr sechs neue weiße Hemden bringt (Schambach-Müller, ndsächs. Sag. pag. 76) muß dieses Schifflein sonst auch eigen gewesen sein, gerade wie das Glas, woraus man St Gertrudenminne trank, die Form eines Schiffchens hatte, oder wie das Bildniß der deutschen Göttin Nehalennia (das Wolf, Beitr. 1, 149 beschreibt) ein Schiff zum Symbol hat. In Gertryck kommen die neugebornen Kinder, anstatt mit dem Storche oder aus dem Kinderbrunnen, zu Schiffe herbei. Das Kind fragt, Mutter, wann kaufen wir ein Kindlein? und die Antwort heißt: het schip zal weldra komen, das Schiff wird schon kommen. Wolf, Beitr. 1, 164. In Simrocks Kindb. No. 24. 92. verrathen sich noch entsprechende Reime:

Minge Mann es kumme,
de bür von Quecke
wat hät hä brunge?
en schepp voll wecke,
en schepp voll junge. —

Herrgott hilf, es kummt e schiff
mit win und brod, dass wol geroth'
mamme, backe kiechli,
ganzi ganzi pfanne voll,
gänn im kindel au dervon.

Stöber, elsäß. Volksd. No. 13. Dies gleicht jenem Schiffe in den Wolken, von welchem Bischof Agobard, † 840, schrieb, es trage Getreide und Frucht ins Land der Glückseligkeit (Myth. 604), jenem Glücksschiffe des Frankenkönigs, das alle Tage die Welt umfährt (Bechstein, DSagb. No. 273) und dem Friesischen Riesenschiffe Mannigfual, in dessen Tauwerk Wirthshäuser angelegt sind (Müllenhoff, Schleew. Holst. Sag. pag. 235). Die davon handelnden Kinderreime erinnern zugleich lebhaft an jenes Weihnachtslied aus dem 14. Jahrh., das man gewöhnlich Taulern zuschreibt:

Uns kommt ein schif gevaren,
darûf vil engelscharen,
es bringt ein schönen last,
hat ein grôzen mast.

Weinhold, Weihnachts Sp. pag. 381 zeigt, daß auch dieses nur eine Umdichtung älterer weltlicher Volkslieder ist und zählt die vielerlei Bearbeitungen auf, die dasselbe erfahren hat.

In diesem Geburtsschiffe nun läßt sich dasjenige Schiff erblicken, „das auf dem trockenen Lande geht", von welchem in Prebles Kinder- u. Volksmärchen (No. 76) und in Meiers schwäb. Märchen (No. 31) die Rede ist. Auch das Kinderlied weiß davon, nur mißversteht man bisher den Text und stellt ihn mit in eine Reihe unter die sogen. Lügenmärchen. In Simrocks Kindb. No. 511 heißt es davon:

Es segelten etliche über Land,
Die Segel hatten sie in den Wind gespannt
Und segelten auf den Feldern,
Sie segelten auf einen hohen Berg,
Da ertranken sie all in den Wäldern.

Was ist hiemit anderes ausgedrückt als die Fülle und Unzahl der Fröhlichen, von welchen auch Seb. Brants Narrenschiff in ganz ähnlicher Weise behauptet:

die mag das schiff nit dann getragen,
die muessen an den narrenwagen.

Es ist das zu. Göttin Freyja fahrende Schiff, deren großes Reich Seelengefilde, Volkvangr heißt, worin alle Engelscharen Raum haben. Und damit erklärt sich der Zweck jenes Schiffes, das i. J. 1133 von Aachen an bis an die Meeresküste unter allgemeinem Jubel und Zulauf der Bevölkerung zu Lande fortgeschafft und deshalb von den Gelehrten jener Zeit terrea navis benannt worden ist. Man wisse nicht, fügt die gleichzeitige Meldung bei, ob dasselbe eine Behausung des Bacchus oder der Venus sein solle; sogar im Mondschein kamen die Frauen schaarenweise heran, wo das Schiff vorübergezogen wurde; unter Liedern und Musik umtanzten es Tausende von Menschen und noch um Mitternacht strömten sie dabei zusammen,

wenn es während seiner zwölf Fahrtage an den einzelnen Orten still zu halten pflegte. Myth. 237.

Diese Zeitfrist entspricht derjenigen unserer Zwölften, unserer Rauch- und Losnächte u. dgl., die zwischen altes und neues Jahr fallen. Deshalb fährt der Ober des Gottes Fro zu bestimmter Zeit noch immer vom Rhein aus über die Aare und zwar in dem obrigkeitlichen Fährschiffe: No. 88. Wir haben aber auch das Schiff selbst unter unsern übrigen Volksbräuchen von heute mit zu erwähnen. Es wird in der Ulmer Fasnacht auf einen Schlitten gestellt und mit Musik durch die Stadt gefahren. Meier, schwäb. Sag. 2, pag. 374. Deshalb mag es sein, daß Sebast. Brant für den Namen seines poetischen Gegenstandes im Narrenschiffe abwechselnd auch den Namen Narrenschlitten gebraucht. Im Nürnberger Fasnachtszuge hatte dasselbe bis zum Jahre 1539 nie gefehlt und wurde erst damals obrigkeitlich verboten, als man unter den übrigen Vermummten dieses Schiffes auch eine dem reformationseifrigen Prediger Osiander allzuähnliche Pfaffenmaske mit umführte. Panzer, bayr. Sag. 2, 250. An der bayr. Donau hat indeß Schreiber dieses dasselbe Maskenschiff selbst noch in Städten und Dörfern zur Faschingszeit durch die Gassen fahren sehen; es lief auf mehrern im Schiffsboden angebrachten Rollen. Die Martinsschifflein zu machen, ein Festbrauch am 11. Wintermonat, da man die Martinsgans verzehrte und den Pelzmertel in den Kinderstuben umgehen ließ, geberte sonst eben so gewiß dazu, wie heute die noch im Glarnerlande geltende Ueblichkeit, das Fridelinsfest mit einer Unzahl getheerter Schiffchen und bewimpelter Treglein zu begehen, welche die Kinder Nachts angezündet oder mit Lichtchen besteckt mit dem Gewässer dahin schwimmen lassen. Das heißt dann vorzugsweise die gebeiligte Nacht.

Von diesem Freudenschiff, das alle Neugebornen in sich trägt, diesem navigium Isidis der Römer, dieser Liburna der Sueven, unter der sie die Isis verehrten (Germ. c. 9) ist ein naturgemäßer Schritt zu dem Leichen- und Geisterschiffe, auf dem man über die unterweltlichen Todtenströme und durch der Hölle Bad zu fahren hatte. Auch im deutschen Süden hatte der Sarg die Form des Schiffes, nämlich des sogen. Einbaums. Menzel fand die Heidensärge, die er am Lupfener Todtenfelde ausgrub, trogförmig und Kähnen nicht unähnlich. Odin, pag. 176. In dem Grabhügel Ringboog auf Silt liegt ein Seeheld, Namens Ring, sammt seinem Schiffe. Mullenhoff, Schlesw. Holst. Sagen No. 501, im Klönenhügel ein anderer mit einem goldenen Schiffe begraben. An das mythische Todtenschiff Naglfar, an das gleiche im friesischen Volksglauben, Mannigfual genannt, sei hier nur erinnert; beider Namen deutet an, daß sie alle Welt an Bord zu nehmen vermögen. Eben so bleibt die Sage von dem Geisterschiffe unter dem Namen des fliegenden Holländers als bekannt vorausgesetzt. Die noch lebende Sage läßt dieses Todtenschiff ganz in derselben Weise über Land fahren, wie vorhin von der terrea navis zu Aachen gemeldet worden ist. Seidl (Steiermärk. Sag. in Wolfs Zeitschr. 2, pag. 32) schildert das Wilde Gjaid am Thorstein in Steiermark; es besteht dasselbe aus einer Art Schlitten, der wie ein Schiff gestaltet ist und von vorgespannten Dienstmägden, sagt man, gürtelhoch durch die Luft gezogen wird. Dieses geschieht wiederum in der Christnacht, in welcher das Geburtsschiff mit den Kindern anzulangen pflegt. Im Bieler See bei Möringen soll im Grunde

unter altrömischem Pfahlwerk ein vom Volke sog. Heidenschiff liegen. Antiquarisch muthmaßt man darunter einen aus einem Eichenstamm ausgehöhlten Kahn oder Einbaum (Jahn, Kant. Bern, 33); das Volk aber sieht ein auf dem See umziehendes Leichenschiff, und darein als wie in einen Sarg habe der Graf von Nidau sein Weib, weil es Drillinge gebar, vernageln und versenken lassen. Reitbard, Sag. der Schweiz, 189. Pfyffer v. Neueck berichtet von einem ähnlichen Todtenschiffe auf dem Vierwaldstätter-See; viele Seeleute hätten es schon gesehen, wie es ein Mädchen steuere, das Gesicht nach dem Gestade von Kerssten gerichtet. Wanderer i. d. Schweiz 1840, 341. Von versteinerten Schiffen berichtet aus dem Bernerlande Wagner, Mercur helvet. Tiguri 1680, 356. Statt diese schlechtberichteten Angaben dorten auszuschreiben, folge lieber, was sich Jos. Leop. Cysat von einem Geistlichen aus Uri hat gleicher Weise erzählen lassen und in seiner Beschreibung des Waldstätter-Sees (Luzern 1661, pag. 241) mittheilt: Jener Geistliche habe auf einem hohen Urnerberge die Ueberreste eines großen Eichenschiffes gesehen und untersucht und man meine, es sei aus der Zeit der Sündfluth dem Menschengeschlechte zur Erinnerung da droben verblieben; und ebenso habe man nach Beschreibung von Augenzeugen auch im Bernerlande hundert Ellen tief in der Erde ein Schiff mit Anker und Ankertauen und den Gerippen von 40 Mann gefunden. Man urtheilte, es müsse dasselbe durch einen Meerwirbel verschlungen und durch die verborgenen Wassergänge der Erde bis in die Klüfte dieses Bergwerkes versenkt worden sein. Weitere Angaben über das germanische Todtenschiff sind zu finden: Grimm, Myth. 790. 793. Menzel, Odin 175—183.

---

39. Der Schwarze in der Au, Klingnau.

Die Jüppe heißt ein Weiler, eine Stunde von Leuggern, von wo aus der Knecht noch in später Mitternacht über die Aare nach Klingnau hinüber geschickt wurde. Es regnete, stürmte und schneite, da er auf dem Rückwege in die Hohle Gasse kam. Der Wind ließ ihn kaum den Regenschirm aufmachen, den er in Klingnau mitgenommen hatte. Während er sich damit plagte und über die Aecker an der Aare zu seinem Kahne hinunter lief, begegnete ihm in gleicher Richtung ein Mann von übermäßig hoher Gestalt. Er fragte diesen, ob er ebenfalls mit an die Fähre käme, erhielt aber gar keine Antwort. Kaum getraute sich nun der Knecht den Regenschirm zuweilen so hoch zu halten, daß er zu dem Unbekannten hinüber blicken konnte. Derselbe trug einen breiten Hut und schleppte einen gewaltigen Sack nach; in gleichmäßig großen Schritten gieng er so mit fort, man hörte seine Füße deutlicher, als daß man sie sah. So kam man zum Fluße; es war stockfinster, nirgends konnte der Knecht an der ihm wohlbekannten Stelle seinen Kahn wieder finden, in dem er erst vor kurzer Zeit übergesetzt hatte. Stunden lang lief er in Schilf und Gebüsch umher und

eben so lange stolperte sein stummer Begleiter neben ihm und über ihn einher. Dies erzürnte endlich den Knecht, er vergaß sich und brach in laute Flüche und Schwüre aus; jetzt half's. Augenblicklich war der Schwarze verschwunden und statt seiner sah der Knecht den Kahn. Er war schon über die Mitte der Aare hinaus, als schwere Lasten von Steinen aus der Höhe her ihm nach gestürzt kamen. Er im Kahn wurde mit Erde und Sand überdeckt. So schmiß der Große nach und pfiff dabei zweischneidig durch die Finger. Erst daheim unter der Dachtraufe horte der Knecht ihn nicht mehr.

Das ist der Schwarze in der Au, der von der Tracht den Namen hat, in welcher er herumwandelt. Das zerfallene Häuschen in der Au war seine Wohnung gewesen, da hütet er noch immer schlimmerworbene, verborgene Schätze.

Steinschleudernde Riesen und Satane sind ein häufiger Gegenstand der Sage. Myth. 974. Ein daraus sich entwickelndes Sprichwort heißt, der Teufel hat seinen Stein darin. Vgl. Abtdl. X, No. 435, der Wirtel in der Aare. No. 433, die Teufelsburdi.

---

40. Der Mörder am Sandbrunnen.

In Stalden auf dem Bözberge diente im Wirthshause eine Magd, welche die Liebesbesuche eines Burschen von Linn so lange angenommen hatte, bis sie ihn endlich dringend bitten mußte, sie ehestens zu heirathen. Dies kam dem Liebhaber so unerwartet und verstieß so sehr gegen seinen Torfstolz, daß er bei sich beschloß, das Mädchen gewaltsam auf die Seite zu schaffen. Schon in den nächsten Nächten verlangte er wieder bei ihr Einlaß. Arglos wird ihm wie sonst das Gadenfenster aufgethan. Sogleich versetzt er der Armen drei Messerstiche und entflieht. Nebenan und nur durch eine Holzwand getrennt, schlief diese Nacht eine der vielen Wallfahrerinnen, die aus dem Elsaß und Schwarzwald dieses Weges über den Bözberg alljährlich nach Einsiedeln zur Schwarzen Mutter Gottes pilgern. Diese erwachte über dem Stöhnen der Verwundeten und machte im Hause Lärm. Als man Licht gebracht, konnte die Sterbende nur eben noch den Namen ihres Mörders aussprechen, dann verschied sie. Indessen war jener bis zum Sandbrunnen gekommen, der nicht weit vom Wirthshause entfernt ist, hatte da schnell sein blutiges Messer abzuwaschen gesucht und weil's nicht gieng, es von sich geworfen; dann lief er heim. Schon am andern Morgen ward er verhaftet. Er läugnete, bis man ihm sein Messer vorhielt; da bekannte er, wie er die paar Blutstropfen daran durchaus nicht habe wegreiben können, sie seien wie eingefressen

auf der Klinge geblieben. Das habe ihn so erschüttert, daß er sein Leben gestern schon verschätzt habe.

Im Dörfchen Hafen am Bözberge wurde seine Leiche aufs Rad geflochten. Nun sieht man am Sandbrunnen zuweilen seine Gestalt stehen, bald auf einen Pfahl regungslos gestützt, bald aus allen Kräften etwas fegend, das er dann aufnimmt und im Schimmer des Mondscheins prüfend betrachtet.

41. Die Reußbrücke zu Sins.

Die Reußbrücke zu Sins wird zusammenstürzen, wenn der Sinser-Jahrmarkt, der auf ihr abgehalten wird, wieder auf einen ersten Maisonntag trifft, bei dem so viele Leute zusammenströmen würden, wie es vorher noch nie der Fall gewesen wäre.

42. Der Wässermann in Seengen

übervortheilte seiner Zeit die Nachbarn im Wässerrecht und geht seitdem um. Schwarz am ganzen Leibe, den Spaten auf der Schulter, kommt er vom Ö'bei her, läuft dem Graben nach bis zur Kirche, trinkt dort am Brunnen und verschwindet. Ein Weib, das spät Nachts von der Wäsche heimzieng, sah ihn so kommen und blieb stehen. Während er am Brunnenstock gelehnt sie maß, meinte sie einen Nachbar in ihm zu erkennen und rief ihn an. Da tritt er vor sie hin, sie gewahrt nun ihren Irrthum, entrinnt, kommt leichenblaß heim und hat am andern Tage einen geschwollenen Kopf.

43. Wassergeist im Trottenbach.

Auf dem Wege von Lenzgern nach Reuenthal kommt man beim Trottenbach zum alten Steg, der über den Graben führt. Drunter haust ein Gespenst. Es trägt das Haupt im Arme, die Augen auf einem Teller und brüllt dabei wie zu einem hohlen Hafen heraus.

Wie oder welcher gestalt die geist erschynen? Etwan hat es sich säben lassen wie ein brünnender strauwüsch. Etwan hat man allein ein timmere stimm ghört, als wenn einer vß einem hafen herfür redte. Lavater, von Gespänst. Zürich 1578. Bl. 61. Ueber den Sinn, welchen die Hauptlosigkeit der Geister hat, erklärt sich Anmerk. No. 474. Dazu No. 157.

44. Der Frauensteg.

Zwischen Endingen und Degerfelden ist eine Brücke, über die des Nachts übel zu gehen ist; ein Gespenst soll einem den Weg versperren. Als gleichwohl Einer hinüber gieng, pfuchzte es drunten im Wasser, wie wenn einem beim Schwimmen Wasser in die Nase dringt. Kaum hatte der Wanderer „Helf dir Gott!“ gesagt, so folgte ein zweites Ernießen und wiederum gesegnete er es. Beim drittenmal aber schrie er hinunter: „Hol dich der Teufel!“ Da fieng es an zu jammern und sprach: „Ach hättest du auch noch das drittemal recht gesprochen, ich wäre erlöst!“

---

45. Silberbrünnlein bei Seengen.

Beim Dorfe Seengen am Hallwiler-See kennt man ein sogen. Silberbrünnlein, aus dem in Hungersjahren die Menschen sich genährt haben sollen. Daß Segensgeister hier gewohnt haben, deutet auch noch der Name der benachbarten Wiesen an, die nördlich vom Hallwiler-Schlosse am Aabache liegen; sie heißen Alrmatt und Elsli.

---

46. Tribächli am Lindenberg.

Tribachli heißt heute ein Wald auf der Höhe des Lindenberges, wo sonst weiße Jungfrauen aus dem Wasser kamen und den Kindern beim Erdbeersammeln erschienen. Wer sie aber jetzt gewahrt, ist des andern Tages mit Aussatz geschlagen.

Bergfräulein und Wasserfräulein kommen im Glarnerlande noch mehrere vor. Zwischen Schwanden und Nidfuhren ist das **Widewibli**, das die Leute irre führt; in der Pulfiere bei Engi ist das **Pulsterewibli** (es trägt den Namen des Luzerner-Landgespenstes **Posterli** oder **Polsterli**); das rothstrumpfige **Wibli** mit großem Schattenhut schwebt über der Speichenrune in Engi herab. **Blumer-Heer, Kant. Glarus, 317.**

---

47. Der Steg für die Verstorbene.

In Erlisbach war eine Wöchnerin gestorben und begraben worden. Der Kirchhof aber liegt nicht auf der gleichen Seite wie jenes verwaiste Haus, sondern jenseits des Baches, welcher das Dorf in zwei Theile scheidet. Da man nun seit jenem Begräbniß jede Nacht ums Haus weinen hörte, so erinnerte man sich, daß dieses von der verstorbenen Mutter herrühren möchte; denn sechs Wochen lang muß jede verstorbene Wöchnerin noch ihr Kind heimsuchen, hier aber hielt das

am Hause vorbeifließende Wasser den Geist ab, zu ihrem Säugling kommen zu können. Sobald ein Steg über den Bach gelegt war, hörte auch das Gestöhne auf. (A. Birrcher in Laufenburg.)

Brücken und Stege waren geheiligt. So lange der alamannische Thurgau noch ins heutige Aargau hereinreichte, wurde das Landgericht zuweilen auf der Rheinbrücke in Schaffhausen abgehalten (Zellweger, Appenz. Gesch. 1, 220), zuweilen auf den Aarbrücken von Brugg, von Klingnau sogar, als dorten die Brücke noch bestand. Bis in Mitte der Brücken trug man fremde Leichen, führte und geleitete man fremd herkommende Bräute. Grimm, Grenz. Alterth. (Abhandl. der Berl. Akad. 1845). Feierliche Zusammenkünfte begieng man auf Brücken. Das älteste Zeugniß hiefür bietet Tacitus hist. 5, 26; das jüngste liegt in der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders auf dem Niemen. Weitere Zeugnisse giebt Grimm, Latein. Ged. pag. XV. Allein nicht die Brücke, sondern das geheiligte Element des Wassers ist bei solchen Bräuchen das Bestimmende gewesen für Lebende und Todte. Um den Seelen die Ueberfahrt ins Schattenreich zu ermöglichen, begrub man sie im Schiff (Anmerk. No. 38), und von dem schmalen Steg, den sie überschreiten müssen, ist im Nierensteiner Todtensegen noch die Rede (vgl. Aargau. Kinderspiel., Abtbl. 2 „Geldene und saule Brücke").

Mehrfach kommt daher auf Runensteinen die Meldung vor, der Verstorbene habe für seine Seelenruhe eine Brücke bauen lassen, um jene Höllenbrücke über die Flüße Nifldels ungehindert betreten zu können. Solcherlei Nachweise giebt Mone, Gesch. des Heidenth. 1, 429. Auch die hl. Schriften der Parsen nennen die Todtenbrücke Chinvat und zwei Geisterhunde befragen an ihr die Seele um ihren Wandel. Spiegel, Aresta 1, 249. Daher rührt die häufige Angabe unserer Sagen, als ob Geister unter einer Brücke so tief im Wasser steckten, daß sie fortwährend oder dreimal hinter einander sich ernießen müßen. Ruft man ihnen dann eben so oft ein Gotthelf zu, so sind sie erlöst, allein man muß dann selber sterben. Mone, Anz. 1838, 370. 1839, 62. Sommer, Thür. Sag. No. 18. Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 177. Firmenich 1, 206. Stöber, elsäß. Sag. No. 252.

48. Die Reußfähre bei Mühlau.

Vom Aargauer Dorfe Mühlau geht eine Fähre über die Reuß ins Zugergebiet. Hier schiffte sich einst auch ein armes Mädchen mit ein, das von ihrem Geliebten treulos verlassen war; als man die Mitte des Stromes erreichte, sprang sie lebensüberdrüßig ins Wasser und konnte nicht mehr gerettet werden. Von dieser Zeit an wurde die Fähre beständig durch einen Wassergeist gestört; so oft man in die Mitte des Stromes kam, wurde das Wasser wild und tobend, und sobald man dann nicht schleunig den Rückweg nahm, lief man Gefahr umgeworfen zu werden. Also mied man nun diese Ueberfahrt gänzlich, dafür aber gieng weit und breit das Gerede, wie viele und große Verbrechen jenes arme Mädchen einst begangen haben müße,

daß man nicht einmal des Stromes mehr Meister sei, seitdem sie in ihm ihren Tod gefunden hatte. Inzwischen erschienen einmal zwei Kapuziner, die in der Gegend von Sins terminiert hatten und nun auf das Zugergebiet übergesetzt sein wollten. Der Fährmann aber verweigerte es ihnen und gab alle Umstände gründlich an. Es lag den Mönchen sehr daran, heute auf dem Heimwege nicht aufgehalten zu sein, sondern in der ihnen vorgeschriebenen Frist in ihrem Kloster richtig einzutreffen, daher sagten sie dem Fährmann bei der Allmacht Gottes völlige Sicherung seines Lebens zu und drangen in ihn, das Ruder zur Hand zu nehmen. Dieser folgte und brachte sie bis in die Mitte des Stromes an jene gefährliche Stelle, wo das Wasser zu sieden und zu toben begann. Allein anstatt ihn nun umkehren zu lassen, befahlen sie ihm still zu halten und beschwuren den Geist, in ihrem Schiffe zu erscheinen. In Gestalt eines langhaarigen schwarzen Hündchens kam dieser sofort aus der Reuß zu ihnen hereingesprungen, und erklärte auf die Frage, wer er sei und kraft welchen Rechtes er hier die Schiffahrt störe, er sei nicht etwa der Geist jener verunglückten Jungfrau, sondern der Teufel selbst. Ihm liege aber daran, die Leute glauben zu lassen, jenes Mädchen verursache den gefährlichen Wasseraufruhr; denn je länger ein solcher Glaube andauere, um so größere Unthaten würden schlechtdenkende Menschen dem Mädchen aufbürden, um so mitleidloser ihr an die Ehre greifen und ihr Andenken schänden. Also bekäme er die schadenfrohen Lügner und Verleumder ganz sicher in seine Gewalt und mehre auf erlaubtem Wege damit sein Reich. Allein die Patres wollten von diesem Rechte des Teufels nichts wissen, sie geboten ihm vielmehr, ins künftige das Schiff ungekränkt passieren zu lassen. Er mußte ihnen wohl folgen, denn die Fahre besteht noch; so urtheilt ein Theil der Gläubigen. Ein anderer Theil aber sagt, der Teufel habe sich mit dieser Erklärung nur über diejenigen Prediger lustig machen wollen, die alle Aeußerungen der Menschen für nichts als Eingebungen des schlauen Teufels ausgeben.

XII. Geheiligte Bäume.

49. Die Etelmutter zu Schneisingen.

Im Oberholze von Schneisingen findet sich ein rund ausgemauertes Loch im Boden, das der Rest eines alten Thurmes zu sein scheint. Es ist so tief, daß man hinein geworfene Steine drunten nicht wieder auffallen hört. Die Heiden haben es vormals bewohnt; es war ihr Schatzhaus. Sie sind fortgewandert oder ausgestorben, und nur die Etelmutter allein ist übrig geblieben. Diese geht eigenthümlich gekleidet in einem rothen Rocke einher und verfährt mit den Holzdieben, die sie betrifft, so barsch, als ob der ganze Gemeindewald ihr gehöre. Zum Schutze gegen dieses gefürchtete Weib hatte ein Schneisinger-Holzfrevler ein Muttergottesli in den Sack gesteckt, eines jener gebrannten kleinen Thonbildchen, wie die Wallfahrer duzendweise um einen Kreuzer in Einsiedeln kaufen, und gieng damit im Walde seinem Diebstahl nach. Die Etelmutter konnte ihm diesmal zwar nichts anhaben, aber doch trat sie ihm drohend entgegen und sagte höhnisch: Wenn der Mann das Herz verliert, nimmt er sich eine irdene Frau! Diesmal fand der Angeredete auch den Wohnplatz der Alten und hat ihn später einmal seinen Buben gezeigt; es ist ein Fleck unter einer breiten Fohre, der so besonders sauber gekehrt ist, daß nicht eine Waldnadel oder ein Steinchen drauf liegt.

Etelmutter heißt Großmutter, dasselbe was hier in No. 436 und in Grimms MM. 1, 152. 2, 188 des Teufels Ellermutter ist. Etter, ableitend von Atte, Großatt, bedeutet auch Vatersbruder und Vetter. Stalder 1, 115. Der Etelmutter Wohnplatz vergleicht sich der Reinlichkeit der Geisterwohnung, von der in Abthl. IV, No. 169, Schatzhöhle bei Bellikon, die Rede ist.

50. Die Barakenfrau bei Frick.

Im Säckenberg, einem Walde nordwestlich von Frick, von dem in No. 186a des weitern erzählt ist, sieht man am hellen Tage eine Frau, die Barakenfrau, die, wenn man ihr nahe kommt, plötzlich verschwindet, die Leute aber oft so weit in der Irre umherführt, daß sie sich über Berg und Thal nicht mehr zurecht finden können. Sie trägt, wie ehemals die Weiber auf dem Lande, einen rothen Tschopen (jupon, Jacke) über einen rothen Rock und hat einen Schinnhut auf

aus gespaltenen Weidenruthen geflochten. Sie erscheint bald mit einem Armkorb, bald mit einem Stab in der Hand und bisweilen mit einer Bürde ganz kleiner Reiser auf dem Kopfe, die nicht größer sind als Rebreiser. Ihre Wanderung geht vom Ettenberg-Egg bis zum Kellengraben. Gewöhnlich hält sie sich unter einer Eiche auf, wo sie die gesammelten Beeren dörrt und dann ißt.

---

51. Der Dornstrauch auf dem Birrfelde.

Stirbt der Dorn, der mitten auf dem Birrfelde steht, so geschieht dorten eine Schlacht, deren Blutbach die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fessel gehen wird. Alsdann wird ein sechzehnjähriger Jüngling der siegreiche Held sein. So lautet eine zwischen Reuß und Aare lang verbreitete Prophezeiung. Als nun vor etlichen Jahren jener alte Dorn sichtbar abdorrte, so daß er jetzt nur noch von dem daranstoßenden Hagenbuttenstrauch umgrünt ist, wurde die umwohnende Bevölkerung fühlbar nachdenklich und sah gespannt den Nachrichten über einen ausbrechenden Krieg entgegen.

Nach einer von Tschudi, Gallia comata 141 geäußerten Vermuthung ist bis auf die Neuzeit das Birrfeld für die Gegend angesehen worden, wo Constantius Chlorus 303 die Alemannen schlug, und die Brugger-Neujahrsbl. v. J. 1821 fügen im Tone des Augenzeugen die Behauptung hinzu, noch lange nachher sei dieses Birrfeld von den Gebeinen der Erschlagenen bedeckt gewesen. Unsere Sage kümmert sich im vorliegenden Falle gar nicht um die Ergrübelung einer geschichtlichen Schlacht, von welcher ohnedies nichts anderes als eine Jahrzahl übrig ist, sondern faßt die Weltschlacht der Zukunft ins Auge, mit ihrem nach der endlichen Vertilgung des Bösen folgenden Weltfrieden. Den Glauben an diese Erfolge knüpft sie an einen Schicksalsbaum. Dies ist die Sage vom Dürren Baum, welcher mit dem nahenden Sieg und Frieden wieder zu grünen beginnt. Von ihm singt schon die Kaiserchronik (Diemer, pag. 218, Vers 25), da der siegreiche Herzog zum Haselbrunnen seinen Speer steckt und ausruft: das Land ist den Bayern zu Ehren gewonnen! Dieselbe hat bis auf die jüngste Zeit 1847 ihr Leben im Volke forterhalten, da der prophetische Birnbaum am bayrischen Untersberge zum Erstaunen des Landvolkes plötzlich wieder auszuschlagen anfieng, nachdem er seit Napoleons Untergang 1814 gestockt hatte. Steub, Aus dem bayrischen Hochlande. 1850, 160. Der Trunser-Ahorn in Bünden, der jetzt seinem Tode entgegen geht, und die längst nicht mehr stehende Tellenlinde in Altorf mögen früherhin als solche Schicksalsbäume gegolten haben; dazu kommt noch das sogenannte Stäudlein von Oesterreich, das einem die Schiffer fleißig zeigen, wenn man am Thunersee die Landspitze Nase umfährt: „es wächst nicht und welkt nicht, ein Weidenschoß, das vom J. 1298 an, seit die Herrschaft Unterseen österreichisch war, unabläßig gegrünt hat und wieder grünt". Wyß, Bern. Oberl. 1, 321. Die neueste landauf-

regende Prophezeiung solcher Art war 1843 im Luzernerlande und gab zu einem langen, mehrere Kantonsregierungen stark beängstigenden Hochverrathsprozeß Anlaß. Sie stimmt ziemlich genau zu unserer vorliegenden Sage und lautet so: Auf dem Emmenfelde wird eine so blutige Schlacht geschehen, daß die Pferde bis ans Gesieser im Blut stehen. Die alten Männer und eilfjährige Knaben, lauter Bauern aus den Schneebergen, werden den Feind gänzlich außer Land jagen bis auf das Ochsenfeld. Hier wird die letzte Schlacht geliefert; die Schweizer werden siegen. Ein Sechzehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde geboren worden, wird als Sieger die Fahne der Freiheit der ganzen Welt in Mitte des Schlachtfeldes aufstecken. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren wollen; da werden sie aber in einem einzigen Platz genug haben. Dies soll der Bauer Thomas Wandeler in der Fuhtannen, den man den Rigelitommen nennt, vor etwa 100 Jahren prophezeit haben; nunmehr legt man es dem Bruder Klaus von der Flüh in den Mund. Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 2, 213. Diese Prophezie über die Schlacht am Ochsenfelde stimmt mehrfach überein mit Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag., No. 509 (auch Panzer, bayr. Sag. 1., No. 120), wo eine rothe Kuh über eine Brücke schreitend schicksalsentscheidend wird.

Außer den in Grimms Myth. hiezu enthaltenen Sagenparallelen verweise ich auf folgende neuere Schriften, in denen dieser Gegenstand umfassend und quellengemäß behandelt ist: Wackernagel, Beschrift. der Basler-Biblioth. 55: Sibyllen-Weissagung aus dem 14. Jahrh. Damit unmittelbar zusammen gehört „Sibillabuch": Aarg. Beitr. 1846, 275. Das Volksbuch von Kaiser Friedrich, Haupt, Ztschr. 5, 267. Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, von Maßmann, 1850. Friesische und Paderbornische Weissagungen, gesammelt v. Leverkus, Haupt, Ztschr. 3, 457. Die Sagen vom Dürren Baum: Menzel, Odin 344. Eine mir bisher geborene und, wie mir scheint, noch nicht beachtete Sage vom Dornstrauch findet sich bei Wier, de praestig. daemon. 1586, pag. 531: „Bald nach dem grawsamen Vnfall vnd Blutbad, so sich auff der Hochzeit zu Pariß 1572, 24. Augst begeben, hat auff dem Kirchhoff der Vnschuldigen Kinder zu Pariß ein dornechtiger Staud oder Strauch, welcher etliche jar gantz dürr vnd ohne krafft gewesen, von neuwem zu grünen, Blätter vnd Blumen zu bringen angefangen; gleichwie der dürre vnd außgetrecknete Baum, daran sich Christophorus gehalten, als er Christum durch das Meer getragen, wiederumb solle grün worden vnd seine Frucht bracht haben.

---

52. Der Dornstrauch zu Oberkulm.

Auf dem Oberfelde zwischen Kulm und Zetzwil war einst die Stadt Hegenau gelegen, die durch Erdbeben unterging. Wo heute der Mauerhübel liegt, umgeben vom Märthale, da versank zuletzt das Schloß. Es ist dasjenige, welches noch nachher den Namen Hegnau getragen und dem im Kulmerthale zahlreichen Geschlechte der Hegnauer den Namen gegeben haben soll. Vgl. No. 7. 52. Alljährlich pflügt man

noch Ziegelstücke und Mauerreste auf, die den Glauben der Leute an die ehemalige Stadt neu verbürgen. Dort aber, wo die Landstraße von Aarau nach Luzern vorbeiführt, war seit undenklicher Zeit ein Dornstrauch aufgewachsen, dessen Stamm allein drei Fuß dick gewesen sein soll. Jeder, der des Weges kam, sah ihn als ein Wunder an, legte einen Stein dazu, und so thürmte sich nach und nach ein kleiner Wall rings um den Dorn; er gedieh in diesem Schutze, gewann sein eigenes Plätzchen Land, und somit blieb dieses unbepflanzt. Die Leute, die in der Nähe ihre Aecker hatten, erzählten sich wohl, welche Schätze unter dem Busche verborgen lägen, und daß sich eine Frauengestalt im heißen Mittage dorten sehen lasse, unter deren Tritten es wie Gold glänze; aber jeder nach diesen Schätzen Lüsterne fürchtete zugleich, dem bösen Geiste zu verfallen, und eben deswegen, sagten sie, dürfe man auch den Dornbusch nicht umhauen. An einem Samstage Nachts waren die jungen Bursche des Ortes ins Wirthshaus zum Rößli gekommen, wo bereits einige ältere Männer beim Weine saßen. Als die Rede zwischen beiden Parteien auch auf den Dorn kam, waren es natürlich die Alten, die für seine Unvertilgbarkeit fest einstanden. Gegen diesen Aberglauben ereiferten sich die Burschе, sie ließen es eine Wette gelten und giengen mit Säge und Beil davon. Nicht lange, so brachten sie den alten Dornstrauch zerhauen zur Thüre herein geschleppt. Da erschraken die Leute sehr. Der Baum reuete sie, der doch beinah in allen Chroniken eingeschrieben stand, der so lange eine wichtige Sache im Thale gewesen war, nach dessen Ausschlagen und Blühen man Jahrgänge und Begebenheiten gerechnet hatte. Und jene würden vor Gericht gewiß hart gestraft worden sein, wenn man alles recht an den Tag hätte ziehen wollen. Aber nun war's geschehen. Trotzdem will man auch nachher noch die Erscheinung einer weißen Jungfrau an jenem Mauerhübel gesehen haben.

---

53. Die Linde von Linn.

Einer der größten und ältesten Bäume des Aargaues ist die Linde am Bötzberge, welche dem Dörfchen Linn daselbst den Namen gegeben hat. Jeder ihrer Aeste ist ein eigener mächtiger Baum voll zahllosen Gezweiges. Ehe der Sturm ihre höchste Krone gebrochen hatte, war, wie ein dortiger Mann darüber sich ausdrückte, ihr Wald noch viel größer. Sie steht etwas weiter drinnen in der Bergebene; dennoch überragt sie die vor ihr aufgewachsene Tannen- und Laubwaldung, daß man den einzelnen Baum meilenweit im Umkreise

darüber hervor schauen sieht. Auf einer Seite ist der Stamm klüftig und morsch; gleichwohl schießt er aus der geborstenen Rinde neue frische Aeste von Eichendicke hervor. Ein paar Ellen hoch kann man in die Höhlung hinein steigen. Wie erstaunt man, in solcher Höhe neue Wurzeln aus dem Innern von oben her kommen zu sehen, Luftwurzeln, die selbst wieder in Stammesgröße keck in die leere Höhlung hinunter nach Boden suchen. Ein leiser Luftzug durch die Wipfel erinnert den darunter Liegenden an ein brandendes Gewässer. Man meint, ihr Schatten könne bis auf das entlegene Birrfeld hinüber reichen, wo jener Schicksalsdorn steht, dessen Absterben den Untergang des Landes zur Folge haben soll. (Vgl. Dornstrauch am Birrfelde, No. 51.) Andere sagen, die Welt gehe unter, sobald ihr Schatten auf die näher gelegene Ruine von Habsburg am Wülpelsberge falle, und man bewahrt dies mit dem Spruche, der sich auf den einstigen Bewohner dieser Burg, auf Rudolf von Habsburg bezieht:

Leit d'linde-n-ihr's chöpfli äf 's Ruedelis hüs,
Se n-isch mit alli wälten üs.

Als der irische Apostel Gallus das Land betrat, soll er unter dieser Linde sein Predigtamt begonnen haben. Das bekehrte Volk baute ihm zu Ehren ein Kirchlein, und daher rührt der Name des benachbarten Dorfes Gallenkirch. Die Reformation, der dann diese Ortschaften beigetreten sind, hat solche Erinnerungen nicht völlig getilgt. Die Gallenkircher sollen noch das Recht haben, nach dem ganz katholischen Dorfe Hornußen zur Kirche zu gehen. Es ist ihnen diese letztgenannte Gemeinde nicht bloß konfessionell, sondern auch politisch fremd und gehört zu der in sich abgeschlossenen Landschaft des Frickthales. Aber dorten in jener Kirche sehen sie den alten Glauben ihres Bekehrers fortdauern, und hier unter der Linde schlafen ihre Ahnen; noch versammeln sich bei ihr auf dem Kreuzwege um Weihnachten alle — Zauberer.

Ein ähnliches Verhältniß ist im Orte Linn selbst, der heute pfarrgenößisch im Dorfe Unter-Bötzberg ist und seine Leichen auf dortigem Kirchhofe bestattet. Dies war früher nicht so; die Gemeinde Bötzen ist selber eine so zerrissene, daß von ihr bis zum J. 1824 die thatsächlich wahre Redensart galt, ihre Kirche liege zu Bötzen, ihr Pfarrhaus liege im Dorfe Elfingen, und ihre Glocke hänge am Wirthshausschilde zu Effingen im Frickthale. (Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 193.) Der alte Begräbnißplatz der Linner war also nicht in Bötzen, sondern bei der großen Linde. Dies hat sich auf folgende Art geändert. Einst zur Zeit der Pest starben im kleinen Dörflein Linn der Leute so viele, daß ein eigener Fuhrmann die Leichen täglich nach Unter-Bötzberg

zum Begräbniß führen mußte. Er fühlte sich zuletzt selber von der Pest ergriffen, und in dem Wahne, ihr entfliehen zu können, entläuft er bis Rheinfelden. Dort aber herrscht gerade der schwarze Tod gleichfalls und der Knecht geht daran zu Grunde. Während dem hat zu Linn das Sterben ungehemmt fortgedauert. Der einzige Mann, der zuletzt übrig ist, macht in der Nähe des Dorfes eine große Grube, wirft die Leichen zusammen hinein und pflanzt zum Andenken die Linde darauf. Die Linde steht wirklich auf einem ausgedehnten Grabfelde. Seit Jahrhunderten pflügt man aus den vielen Morgen des umliegenden Getreidelandes alles Gestein sorgfältig aus und thürmt es an die eine Seite des Baumes. Diese Denk- und Grabsteine eines ganzen Leichenfeldes, das in der Heidenzeit hier gewesen sein soll, waren lange als Mauer um den Baum gelehnt; kaum aber vermochte sie das Auge nur zu bemerken gegenüber der Mächtigkeit des borkenverwachsenen Lindenstammes. Der Verfasser dieses Buches läßt sich hier ein einziges Mal selber vernehmen; die Mittagsrast, die er einmal unter jenem Baume hielt, hat ihm folgenden Spruch gebracht:

Sobald des Hügels Sagen von ihrem Traum erstehn,
Hat jedes Blatt Behagen, am Lindenbaum zu wehn;
Noch nicht der Frühlingssiege und Heldensprossen satt
Wird eine Liederwiege sein allerjüngstes Blatt.

Die Linde von Linn scheint vorhanden gewesen zu sein, um die Pest in sie zu verkeilen. Eine Sage aus Westfalen von der Pest, die man in sieben Linden verkeilt hat, meldet Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 83. Wenn endlich auch die siebente Linde fällt, bricht die Pest wieder heraus. Aehnliches ist von der Linner Linde prophezeiet. Baum und Pflock solcher Art ist auf dem evangelischen Kirchhofe der westpreuß. Stadt Conitz noch zu sehen. Tettau-Temme, Preuß. Sag., No. 234. Auch der Teufel und die Hexe wird so gebannt. Von letzterer erzählt Abthl. IX, No. 392, Milchstellerin zu Tegerfelden. Der Meiter von Uerkheim, No. 376, tödtet seinen Gegner dadurch, daß er ihm den dritten Nagel in den Thürpfosten schlägt. Hessische Hexenprozeße v. J. 1597 erzählen eine ähnliche Thatsache: Wolf, Ztschr. 2, 72. Eine Appenzeller-Sage in Philo's Magiologia, Basel-Augst 1675, erzählt, wie Paracelsus im Walde an eine Tanne kommt, in die der Teufel durch ein Zäpfelein verkeilt ist. Paracelsus läßt ihn heraus, bekommt dafür die Goldtinktur und beschwatzt darauf den Hochmuthsteufel, das Kunststück, wie man in einem so kleinen Löchlein doch Platz finden könne, noch einmal zu machen. Kaum ist der Teufel in Gestalt einer Spinne in das Loch zurück gekrochen, so verzapft es Paracelsus, und der Teufel steckt nun noch drinnen, denn wegen der Schneelawinen darf seitdem daselbst kein Baum mehr gefällt werden. Die Römer, die ihre Jahreszählung mit dem Einschlagen von Nägeln im Capitolinischen Jupitertempel begonnen hatten (Liv. 7, 3), erinnerten sich dessen dunkel beim Ausbruche einer Pest 365 und 331 v. Chr. Beide Male mußte der Dictator einen Nagel zur

Beänftigung der zürnenden Gottheit einschlagen, und so ist der Nagel ein dichterisches Sinnbild unwandelbaren Schicksals geworden. Horat. Od. 1, 35. 3, 24. Die Fortuna zu Antium führte den Nagel, Atropos richtet einen Nagel gegen die Wand und hält in der Rechten den Hammer. Schwenk, Sinnbilder 398. Die Soldaten, die einen Tempel plündern, brechen dabei unwissend eine solche Pestklammer auf, und die aus Antonins Zeiten eingeschlossene Pest bricht damit los. Ammian. Marcellin 23, 6. Hinter ein Stadtthor verschließt der hl. Remigius zu Rheims die Pest und vermauert's; sie bricht wiederum los, als Fereinctus dieses durchbricht. Grimm, DS., No. 423.

An die Linde knüpfen sich die allermeisten Bräuche in einer Reihe von der Wiege bis zum Grabe. Das Singen an der Kinderwiege beginnt mit ihr. Aarg. Kinder-Spr., Abthl. 4. Wiegenlieder: es fahret e wind durh d'linde, und d'muetter singt de chinde. etc. Die Besegnungsformel (ebenda C.), wenn dem Kinde etwas ins Auge gefallen ist, lautet gleichfalls an die hinter diesem Baume stehende Gottheit: wisse frau, hinterm baum, mach mer 's dingli üssem aug! Das Kindlein bekommt kein Zahnweh, dessen erster Brei mit Lindensprossen umgerührt wird. Die Volksgerichte werden unter ihr abgehalten: sub tilia in Altorf. Urk. 1258. „Unter der Linde zu Stans bei der Spielmatten." Blumer, Rechts-Gesch. der Schweiz. Demokratien 1, 267. „Zu Altorf bei der Linden — steckt auf der Vogt den Hut — und sprach, den will ich finden, — der dem nicht Ehr anthut!" so beginnt das ältere Tellenlied. Die Linde zu Münchwiler (Villar), eine halbe Stunde ob Murten, ist älter als die daselbst gegen Karl den Kühnen gelieferte Murtnerschlacht 1476. Unter ihr wurde der Angriff berathen. Der Bote, der dann mit der Siegesnachricht nach der Stadt Freiburg abgeschickt wurde, hatte sich von diesem Baume ein Reis gebrochen und auf den Hut gesteckt. Man pflanzte es zum Angedenken auf dem Marktplatze Freiburgs. Einst beim Dreikönigsfeste fiel eine brennende Granate in den Stadtbaum und setzte ihn in Brand, doch rettete man ihn wieder mit Aufbietung aller Feuerspritzen. Unter ihr wurde das Lindengericht abgehalten und Missethätern der Stab gebrochen. Nun hat sie selber der Sturm gebrochen. Im Hinblicke auf den Pappelbaum, mit dem die Neuzeit die Linden zu ersetzen pflegt, sagt R. Tanner v. Aarau, Heimatliche Bilder, Zürich 1846, 113:

Als noch des Königs Bauue trafen
Im Lindenschatten, kühl und dicht:
Den Finkenschlag beim Spruch des Grafen,
Den, Pappel, den vernahmst du nicht.

Die Linde weist uns die Grabstätte der Heiden nach, sie beschattet den ersten Prediger der christlichen Lehre; sie tönt und leuchtet in der Sage fort (Lindegiger. Abthl. V, No. 220), wie sonst als das nächtedurchschmausende Volk unter ihr und in ihrem festlich erleuchteten Dache saß; und zuletzt verkündet sie das Weltende, das eintritt, sobald nämlich ihr Abendschatten einmal von ihrem Standberge hinüber reichen wird auf das Habsburger Stammschloß, welches über dem Aarthale auf der jenseitigen Berghöhe gelegen ist. Weitere Sagen und Bräuche an diesen Baum sich knüpfend, erwähnt Wolf, Beitr. 1, 168.

---

54. Die Strebelſtaude zu Königsfelden.

Auf den großen Kornfeldern bei Windiſch wurde Kaiſer Albrecht durch ſeinen Neffen Johann und deſſen Mitverſchworene ermordet; ſie ließen den vom Pferde Gehauenen liegen und entflohen. Im Schooſe eines armen Weibes, einer Landſtürzerin, die aus dem Städtchen Brugg gegangen kam, gab er hier den Geiſt auf. Seine Wittwe Eliſabeth und ſeine Schweſter Agnes, die Wittwe des Ungarnkönigs Andreas, errichteten an dieſer Unheilsſtelle vorerſt eine Kapelle mit einem Häuschen und übergaben Beides zweien Waldbrüdern zur Aufſicht. Der eine war Bruder Klaus von Biſchofszell; der andere Berchtold Strebel von Oſtringen. Dieſer war ein waghalſiger Ritter und König Rudolfs Freund geweſen, nach deſſen Tode aber Franziskaner geworden. Während die beiden Klausner hier für des Kaiſers Seele beteten, vollzogen deſſen Frau und Schweſter jene fürchterliche Blutrache, in der ſo viele Schuldige und Unſchuldige hingeſchlachtet wurden, daß der Aargau und Zürichgau lange darnach voll menſchenleerer Burgen ſtand. Zwei Jahre darauf erſchienen die zwei Frauen wieder, und legten den erſten Stein zum großen Gotteshauſe und den zwei dazu gehörenden Klöſtern von Königsfelden, deren Trümmer heute noch ſtehen. Dieſem ſtolzen Bau mußte die kleine Zelle der Waldbrüder weichen. Gerade als Agnes den Grund ausebnen ließ, um den neuen Fronaltar darauf zu ſetzen, trat Strebel zur Königin und prophezeite ihr, daß dieſer Neubau nur ſo lange dauern würde, als die große Haſelſtaude leben werde, die hier an ſeiner eingeriſſenen Zelle ſtand. Man ſchonte ſie. Die Staude dauerte bis ins Jahr 1520 und hieß die Berchtoldenſtaude. Mit ehrfurchtiger Scheu war ſie von allem Landvolke betrachtet. Man hatte ſie dem Reformator H. Bullinger noch in ſeiner Kindheit gezeigt. (Tſchudi I, 252.) Da verdorrte ſie ſichtlich. Schon vier Jahre ſpäter entſprangen die Ordensleute aus dem Kloſter; noch vier Jahre, und die reformierenden Berner hatten aus allen Gebäuden der aufgehobenen Abtei eine Hofmeierei gemacht. „Wie der Bruder geweiſſaget, alſo iſt vielvermeldete Stiftung im Jahre Chriſti 1528 zu nütti worden.“ H. Bullinger, Chron. Tigur. I. lib. 7. cap. 9. Endlich fielen die Franzoſen ins Land und brauchten die Räume als Lazareth; das Uebrige verfiel und verbrannte, der letzte noch erhaltene Flügel iſt nun in Irrenhaus. Vgl. Abth. XII, No. 500. 501: Bruderhöhle bei Brugg an der Aare.

Dieſe Sage iſt längſt in die hiſtoriſchen Schriften der Schweiz übergegangen, ſie ſtützt ſich jedoch allein auf das übelbeſchaffene Jahrzeitenbuch von Königsfelden, das Abt Gerbert in ſeiner Topographia 2, 171 abdrucken

hat lassen. Unsere beiden Klausner werden darinnen also erwähnt: Der ein hiess bruoder Claus von Bischofszell, Custer in vnserem (Franciscaner) orden, ein selig man. der ander hiess bruoder (Berchtolt) Strobel vnd was geboren von Oftringen (burg in Kleinlaufenburg), ein leybruoder, ein fromer gotzdiener. Dirre was edel, kuen vnd manhaft vnd was küng Ruodolfes diener. do er (König Rudolf) lang was bi Losen (Lausanne, ao. 1275) vnd ietzent solt von baebst Gregorio X. gekroent werden: do tet dirre Strobel inritten mit spis vnd (— turnierte —) mit dem aller aller vernantisten (waghalsigsten — an —) manlibsstcrke vnd gemütes, der do was vnder allen herren, vnd gewan den sig erlich. vnd als er in (seinen Turniergegner) überwand, also gedaht er darnah, wie er die welt vnd den tiufel überwunde. das er darnah tet, do er zoch in Franciscenorden. Darnah kament vier bruoder zuo den zwein, daz ir sechs wurden, Jacob Erber, Fridrich von Messingen, Burchhart von Messkilch (Möskirch), Marti von Schafhusen. die sturbent alle. So weit spricht das Jahrzeitenbuch von den beiden Klausnern unserer Sage; sein übriger Inhalt ist zur Rechtfertigung der Königin Agnes, der Stifterin von Königsfelden, geschrieben und bezweckt das Andenken ihrer in der Blutrache gezeigten Grausamkeit zu verwischen. Agnes, des ermordeten Albrechts Schwester, soll durch eine Reihe verrichteter Liebeswerke des Himmels würdig sein, und auf die mit Stillschweigen übergangene Elisabeth, Albrechts Wittwe, würde alsdann die ganze Schuld jener bluträcherischen Unthaten zurückfallen. Dies ist der leise Zweck der Königsfeldner Chronik. Die neuere Geschichtsschreibung hat die gleiche Rechtfertigung dieser Agnes versucht; man vgl. Aebi, Blicke in das Leben der Königin Agnes: Sinner, Schweizer-Bibliothek 1851. Kopp, Urkunden, pag. 80. Es lohnt sich der Mühe, zu zeigen, daß diese Königsfeld. Chronik, auf welche man sich dabei stützt, nichts als die schwache Prosacopie eines altdeutschen Gedichtes ist. Das Leben der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wird nach einer lateinisch abgefaßten Quelle zu Ende des 13. Jahrh. gedichtet (abgedruckt in Graffs Diut. 1) und nach 1315 durch Fr. Ködiz in Geschichtsprosa umgesetzt. Ausgabe von Rückert, 1851. Alle dorten enthaltenen Thatsachen und Legendenzuge sind, soweit sie dienlich waren, von dem Königsfeld. Jahrzeitenbuch entlehnt und der Königin Agnes beigelegt. Hier soll nur Einiges in Kürze ausgehoben werden aus der Elisabethenlegende; den Schluß daraus auf die Agnessage kann man selbst ziehen.

Die hl. Elisabeth ist die Tochter des Ungarnkönigs Andreas; Agnes ist die Schwester des ermordeten Kaisers Albrecht und die Gemahlin des Ungarnkönigs Andreas. Elisabeths Gemahl ist der Thüringer Landgraf Ludwig, der gleichfalls eine Schwester hat, Namens Agnes. Der Landgraf verunglückt auf dem Kreuzzuge, seine Leiche wird 1228 heimgeführt und unter großem Gepränge im Kloster Reichartsbrunn bestattet. Ebenso verunglückt Kaiser Albrecht auf der Badereise und seine Beisetzung im Stifte Königsfelden geschieht so prunkend, daß der Einsiedler Strobel darüber Vorwürfe gegen Agnes erhebt. Elisabeth stiftet darauf zwei Spitäler, unsere Agnes darauf zweierlei Klöster in einem Hofraume, ein Clarissinen- und ein Minoritenkloster. Elisabeth thut alsdann selber den Klostereneseß, aber für

ihre Klosterzelle wählt sie sich ein eigenes kleines Häuschen, nährt sich darin von ihrer Hände Arbeit und verschenkt den Armen, trotz des Hohnes von Seiten der Höflinge, ihre Reichthümer. Eben dasselbe thut alles Agnes zu Königsfelden, und die von ihr bewohnte Zelle, worin sie angeblich ihre Tage beschloß, zeigt man heute noch, obschon jenes Häuschen laut testamentarischer Verfügung der Fürstin nach ihrem Tode 1361 nieder gerissen worden ist. Die Urkunde darüber: Schweiz. Gesch.-Forscher 1817, 388—92. Elisabeth pflegt den Aussätzigen Eli, der nachmals in einer Felskluft der Wartburg, welche man daselbst noch immer kennt, als Einsiedler seine Tage beschließt (Bechstein, DSagb., No. 465); eben so beschließt Strebel, Agnesens einsiedlerischer Bekannter, sein Leben unfern vom Stifte in einer noch bekannten Felskluft an der Aare bei Brugg. Der andere gleichzeitige Einsiedler bei Königsfelden ist der Bruder Berchtold, der gewesene Ritter und Turniersieger von Ostringen. Dieser zieht sich gleichfalls von Agnes zurück und weissagt ihr aus der Haselstaude vor seiner Klausnerhütte die Zukunft ihres allzu prächtig aufgebauten Stiftes. Vgl. Abtbl. XII: die Bruderhöhle bei Brugg, No. 501. Ein derartiger Berchtold besucht auch die Thüringer Elisabeth; er ist früher ihres verstorbenen Mannes Reisekaplan und ein weltleider Mensch gewesen; nun aber betet er mit ihr, besucht mit ihr ihre neue Kirche und tritt endlich (gleich dem Strebel der Königsfeld. Chronik) als Mönch ins Minoritenkloster ein. Elisabeth spinnt mit ihren Mägden und Nonnen Röcke für Wöchnerinnen, Hemden für Neugeborne, theilt zur Erntezeit Hemden und Sicheln aus. Ihr eigenes Hemde wird zu Köln im Dominicanerkloster aufbewahrt (Carpzow u. Menken, Monatl. Unterredung. 1698, pag. 400). Agnes hinterläßt zwar kein Hemde, sondern nur eine massive Kleidertruhe; aber sie macht Ernte- und Erntetanz-Stiftungen „und verfertigt eigenhändig viele Hemden für kleine und arme Kinder auf das Weihnachtsfest, um den armgebornen König Christus alljährlich also zu kleiden.“ Königsfeld. Zeitbuch, pag. 108. Da Elisabeth stirbt, erscheinen ihr viele Vögel. Als Agnesens Gemahl Andreas stirbt, vergißt unsere Chronik nicht den Beisatz: do erschinen im vil böser geisten in gstalt vreiner vogel: dabi versturnd der küng, daz die zit hie was, daz er mit den bösen geisten stritten solt. (ibid. 2, 174.) Endlich ist der Name des Ritters von Ostringen nicht zu übersehen in der Agnesensage; er führt auf den Heinrich von Ofterdingen, der im Sängerkriege auf der Thüringer-Wartburg bereits seine sagenhafte Ritterrolle spielt.

---

55. Die Ringlisaumatte.

Im Walde zwischen Gansingen und Büß hauset ein Ungeheuer. Gehe nur einer oberhalb der Ringlisaumatte durch das Dickicht, welches das Märsche heißt, und er wird es selbst erfahren, wie unrathsam es ist, sich zur Nachtzeit hieher zu begeben. So geschah es dreien Burschen, die hier einen Maibaum hieben, um ihn dem Nachbar, der seinen neuen Wein auswirthen wollte, vor das Haus zu stellen. Beim Heimschaffen war ihnen der Baum zu schwer geworden und sie sägten

deswegen ein Stück davon ab. Da es ihnen im Weitertragen noch nicht besser gehen wollte, machte sich der eine mit dem Fluche Luft: „Ich wollte, der Teufel nähme sich auch noch sein Stück davon.“ Hierauf stand eine schwarze Gestalt mit schimmernder Axt vor ihnen und ließ diese klingend in den Baum fahren. Die Drei sprangen sich fast zu Tode, bis sie wieder zu Hause waren. Noch jetzt soll an jener Stelle der Boden krachen und stürzen, und schon am hellen Mittage schien der ganze Wald in Feuer zu stehen.

Der erscheinende Waldgeist, der seine Axt in die von den Holzfrevlern weggeschleppte Tanne schleudert, ist Gott Donar, er kündet sich damit als Herrn des Waldes an. Des Waldes Herrn Recht ist, ein Beil in den Block zu hauen: Ehstnisch. Sprichw. in Grimms Reinh. Fuchs, cap. 14. Diesen Hammer trägt der W. Jäger sogar am Riemen mit sich: Meier, schwäb. Sag., No. 126—131. Kirchenbauende Riesen und Heilige verschleudern Hammer und Beil: Panzer, bayr. Sag. 1, No. 171. 172. 2, 570. Die Erbärte auf westfälischen Bauerngütern, die Bolärte auf schwedischen, der Hubhammer auf unsern den Hübnerbauern überlassenen Herrengütern haben das Recht auf Grund und Boden zu bestimmen. So weit hat nach Lichtensteiner-Weisthum der Verfolgte freies Geleite, als man über die Stadtmauer einen Beschlagbammer links werfen kann. Tschudi 1, 607a. Die Berner-Patriciersöhne bildeten bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Gesellschaft des Aeußern Standes, bei ihrem öffentlichen Umritt trug derjenige, der dabei zum Landvogt über die schon zerstörten Burgen ernannt war, den Faustbammer. Delicise urb. Bernae. 1732. 477—79. Das weiter hierauf Bezügliche erklärt sich „Meister Hämmerli“, No. 418.

---

56. Der Holzbirnbaum bei Lupfig und der krumme Jäger Hoperli.

Will man von Lupfig nach Wildegg hinüber, so kommt man auf dem kürzern Wege in der Mitte des dazwischen liegenden Waldes zu einem Steinbruch, bei dem in frühern Zeiten ein Holzbirnbaum stand, von welchem man jetzt noch mancherlei zu erzählen weiß. Wer da mit diesen Geschichten vertraut ist, oder alter Dinge noch mit einer natürlichen Ehrfurcht gedenkt, der wird heute noch einen Umweg einschlagen, wenn er in dieser Richtung nach Wildegg soll, während die Aufgeklärten freilich die kürzere Strecke nehmen, dafür aber auch manchmal tüchtig erschreckt ihr Haus erreichen. Ein Holzbirnbaum macht gewöhnlich die Hauptsache in den Erzählungen aus, die man hievon jetzt noch in den Spinnstuben hören kann. Unter ihm verzehrte ein krummer Jäger gewöhnlich sein Mittag- oder Abendbrod. Fraßen ihm seine hungrigen Hunde irgend ein geschossenes Häslein an, so hieng er sie an diesen Baum, bis man ihr Heulen in unser Dorf hinunter hörte. Und an dem nämlichen Baume fand man ihn

auch zuletzt todt; er hatte sich hier mit einem Stricke selbst aufgeknüpft, und weil man solche Leute nicht in geweihter Erde begraben darf, so wurde die Leiche gerade an der Stelle verscharrt. Kein Vorübergehender aber vergaß, einen Stein an den Platz zu werfen, damit der Unhold nicht gleich hervorkommen könne, wenn ihn etwa der Teufel wecken wollte. Lange war der böse Mann vergessen, bis sich einmal ein Lustiger auf dem Wege von Wildegg bey dem Orte näherte und dort einen Hasen auf drei Beinen sah. Er betrachtete ihn als einen Angeschossenen und gedachte schon ihn mit sich heim zu nehmen. Da bemerkte er mit Grauen, wie derselbe immer mehr anschwoll, bis seine Augen zuletzt so groß wurden, wie Räder eines Pflugs. Je schneller der Mann entsprang, deste polternder folgte der gedunsene Hase ihm nach bis zum Hause. Noch athemlos erzählte er in der Stube, was ihm geschehen sei; nur das Bäschen wollte nichts glauben, und schob die so große Angst des Erzählers auf den starken Wildegger Wein. „Da ist ja überall nichts von einem Hasen zu sehen," schrie sie zum Fenster hinaus; als sie aber den Kopf zurückziehen wollte, war ihr derselbe augenblicklich so angeschwollen, daß man ihr das Fenster am Leibe zerschlagen mußte. Diese Begebenheit erweckte ein allgemeines Gemunkel unter den Leuten und obschon einige die Sache bezweifelten, so wurde doch dem krummen Jäger der Name dreibeiniger Hase von nun an allgemein beigelegt.

Nicht viel anders gieng es einem ältern Manne in seiner Neugier, ob es sich denn wirklich so verhalte. Guten Muthes hatte er sich jenem Baume genähert und traf einen langen Mann, der unbeweglich auf die Erde sah, als ob er hier etwas Verlornes suche. Mach weiter, wir wollen zusammen gehen, sprach der Unerschrockene. Aber vor seinen Augen war der Schwarze verschwunden und jetzt verirrte er selber sich auf dem ihm wohl bekannten Wege so ganz, daß er ganz gewiß nicht mehr heim gefunden hätte, wenn die über sein Ausbleiben beängstigten Söhne nicht noch in später Nacht aufgebrochen wären, ihn zu suchen. Drei Tage lang lag er mit gedunsenem Mund und geschwollenen Augen zu Bette, und konnte vor Heiserkeit keine Frage der Seinigen beantworten. Durch dieses ward die Sorge des Dorfes von Neuem geweckt und man beschloß, damit es doch endlich Ruhe gebe, den Baum umzuhauen. Aber wie übel bekam es den Leuten, die von der Gemeinde dazu gedungen wurden. Während ringsum das Gebüsche unbewegt in der ruhigen Luft stand, schüttelte ein Brausen die Aeste dieses Baumes. Den Arbeitern sprang die große Waldsäge ab und wo man mit der Art hintraf, war das Beil stumpf und ein blutrother Saft quoll nach.

Nur mit Hilfe der dazu berufenen Kapuziner von Baden gelang es, den Baum weg zu schaffen. Aber mit allem diesem war der Krumme noch nicht vertrieben und es gieng zum Theil noch ärger als vorher; denn nun wurden die Leute nicht nur bei Holderbank und im Lupfiger-Walde von ihm beunruhigt, er verließ jetzt öfter seine Steinhaufen beim Baumstrunk und kam vom Felsli und vom Steinbruch mit solchem Lärmen herab ins Dorf, daß man des Nachts nicht mehr schlafen konnte.

Im Spätherbste ist es gerade ein Jahr, da kam ein fremdes Weibsbild aus dem Lenzburger-Amt von Holderbank her über die Berge zu uns ins Dorf und setzte sich zitternd und athemlos auf die Fensterbank des ersten Hauses. Die Leute fragten sie, ob sie etwa gar der Heperli habe nehmen wollen? Da erzählte sie von Haus zu Haus, was ihr oben begegnet sei. Als Spinnerin habe sie Arbeit gesucht droben auf dem Kernenberger-Hof, und kaum habe sie die Höhe erreicht gehabt, als ihr von der Lupfiger-Seite über den Berg her ein Mann entgegen stieg. Er habe weite Fluderhosen, ein langes rothes Wamms, einen grünen langschwänzigen Rock und auf dem Kopf einen Nebelspalter getragen. Eine Flinte habe sie nicht an ihm bemerkt, aber aus dem abscheulichen Gesichte seien die großen Schaufelzähne so gelb hervorgestanden, daß sie vor Schreck starr, kaum von der Stelle zu kommen vermochte.

„Ich will weiter, es muß sein", schrie sie, und mit einem Anlauf sprang sie über Stock und Stein, so schnell sie nur immer konnte, gegen Lupfig hin, während der krummbeinige Mann mittagwärts über den Berg wankte und höhnisch und fürchterlich hinter ihr her schrie: „Ho, hop! Hu, hu!"

Obschon jetzt die Rede geht, er sei neuerdings von den Kapuzinern in eine Flasche gebannt und unter einen Felsen geschoben worden, und wenn auch die jüngern Leute vom krummen Jäger überhaupt nichts mehr wissen wollen, so hört man ihn doch allemal hopen, das Jagdhorn blasen und hinter dem Dorfe hinab ziehen, so oft sich der Mond erneut, dann schlagen auch die Hunde in der ganzen Nachbarschaft an, als ob sie mit zur Jagd müßten.

Aus den Bäumen geschaffenen ersten zwei Menschen Askr und Embla verleiht Gott Lodhr Blut und Farbe. Entsprechend dieser Lehre von der Schöpfungsgeschichte des Menschen ist es, daß man den Baum als Stammbaum verehre und seiner Säfte schone, wie man des eigenen Lebens und Blutes schont. Es gab daher und giebt noch immer solcherlei geheiligte Bäume, welche vorzugsweise als Blutbäume gelten. Die Biographie des hl. Barbatus von Benevent (Geschichtschreib. d. deutsch. Vorzeit, 249) kennt den Blutbaum (Sanguineum), den die Langobarden vor den Thoren von

Benevent in die Wette umritten, bis ihre Roſſe bluteten, und der Ort, wo er geſtanden, trug noch lange nachher davon den Namen Wodam (ſtatt des falſch geſchriebenen Votum der Handſchrift). Odhinn aber war ſelbſt an der Eiche geſtorben, wie auch der indiſche Kriſchna, der menſchgewordene Gott, am Baume ſtirbt. Dadurch wird Tacitus Wort, Germ. 39, über jenen heiligen Hain ſo werthvoll, in welchem die Semnonen den Urſprung ihres ganzen Stammes ſahen: initia gentis: eoque omnis superstitio respicit. Dieſer blutſchwitzende Baum dauert in Brauch und Glauben fort. Unſere Sammlung enthält dafür vielfache Angaben in Abthl. II, beſonders No. 75, das Kind und die Blutstropfen. Ehemals ſoll auf dem Umhauen beſtimmter Schutzbäume in manchem Gebirgsthale der Schweiz Kapitalſtrafe geſtanden haben; ſo z. B. waren die Arven und Tannen im Urſerenthale „gebannt", d. h. gefreiet vor dem Axthieb, weil ſie, wie noch Schillers Tell angiebt (Act 2, Scene 3), unter dem Beile geblutet haben würden. In der Gemeinde Celerina im Ober-Engadin wird alljährlich aus jeder Familie eine Perſon vor die Waldgäumer geſtellt und eidlich befragt über ihre und anderer ihr bekannt gewordene Vergehen und Frevel am Bannwald. Sammler für Bünden 1806, Heft 4, 308. Lieber, hau mich nicht um! ſagt ein Waldbaum zum norwegiſchen Bauern, und Blut quillt aus der Wurzel, da es doch geſchieht. Püttmann, nord. Elſmär., pag. 68. Ein Baum blutet beim Dolchſtoße: Schöppner, bayr. Sag., No. 283. Die Blutlinde zu Burg Freienſtein, bei Wiesbaden, hat eben ſo ihren Namen erhalten, Bechſtein, DSagb., No. 72. Als die preuß. Ordensritter die hl. Eiche zu Romove fällten, wich lange das Blut von jenem Platze nicht. Temme-Tettau, preuß. Sag., No. 15. Ein Baum ſchwitzt blutige Thränen: Kuhn, nordd. Sag., No. 122. Wie ihn die Gallier ſchon mit Blut düngten (Lucan. Pharsal. 3, 409), ſo geſchieht es jetzt noch bei uns, und J. v. Muralt (Hippocrates helvet., Baſel 1692, 130) räth Rinderblut dazu zu nehmen. Die auf dem Irchel bei Stammberg (Kant. Zürich) ſo berühmt gewordene Blutbuche hatte um Pfingſten ihr eigenes, von Tauſenden beſuchtes Feſt. Scheuchzer, Natur-Geſch. 1746. 1, 2. Ihretwegen war die uralte Kirche zu Embrach gebaut worden. Hottinger, Antiquit. Turic. 1737, 363. Helvet. Almanach 1814, 117. Der Baum, als das Schickſal und das Ende der Welt beſtimmend, verräth ſich noch in einer gangbaren Frickthaler-Redensart; mißräth da die Obſternte mehrere Jahre nach einander, ſo heißt es: „die Axt iſt ſchon am Baume", der jüngſte Tag wird anrücken.

Steine an den Ort niederzulegen und anzubäufen, den man für geweiht oder für gefährlich hält, den man damit gemieden oder beſucht machen will, das iſt ein in unſerer Sammlung öfters wiederkehrender Brauch. Abthl. II, No. 52, Dornſtrauch zu Oberkulm. No. 53, Linde von Linn. Abthl. VIII, No. 386. Ein ganzer Haufen ſolcher „Schleifſteine" wird erſt neuerlich entdeckt: Abthl. III, No. 114, Schleßmuſik der Homburger. — Bräuche ſolcher Art ſind mehrdeutig, dies verräth ſich aus nachfolgenden Angaben. Tiroler-Kinder im Burgeis pflegen, wenn ſie im Frühjahr die Alpe ihres Dorfes wieder beſteigen, einen Stein von einem beſtimmten Steinhaufen aufzunehmen, anzuſpucken und ihn mit den Worten wieder hinzulegen: ich opfere, opfere den Wilden-Fräulein. Wolf, Ztſchr. 2, 61. In Weſtfalen legt man Baumzweige an derlei Stellen nieder. Woeſte, Volksüberlief. 46, No. 19. Damit der im Heidenglauben verſtorbene Obriſt

recht tief in die Erde zu liegen komme, mußte jeder zu Abolfing Neuverheirathete eine Fuhre Schutt auf deſſen Grabhügel fahren. Panzer, bayr. Sag. 1, 190a. Im welſchen Alpengebirge nennt man ſolcherlei von den Wanderern einzeln zuſammen gelegte Steinhaufen Marrennes, im Deutſchen heißen ſie Mannje, Steinmandli; ſie dienen in den Schneefeldern der Alpenpäſſe als Wegweiſer. Die zum Aufſuchen Verirrter beſtimmten Diener des Hoſpitiums am Bernhardin heißen nach dieſen im „Todtenthale und am Todtenberg" errichteten Steinhaufen Marreniers. Pott, Etym. Forſch. 2, 589 hält letztern Namen für keltiſch, denn Maro (Virgils oberitalieniſcher Name) hätten keltiſch diejenigen Führer geheißen, welche Reiſenden durch den Schnee halfen. Strabo 3, 1. pag. 138 redet von ſolchen Steinen, die am Herkulestempel des Vorgebirges Cuneus zu gottesdienſtlichen Zwecken aufgehäuft lagen und dortiger Sage nach von Jeglichem, der das Land als Fremder betrat, umgewendet werden mußten. An der baskiſchen Grenze Galiciens trifft man ebenfalls noch ſolche große Steinhaufen an, und jeder nach Arbeit ins übrige Spanien auswandernde oder heimkehrende Galicier muß einen weitern Stein dazu legen. Hierin mag ein Ueberreſt einer jetzt nur anders gedeuteten oder angewendeten Sitte verborgen ſein. W. v. Humboldt, Geſam. Werke 2, 176. Eben ſolche Steinhügel, die jeder Vorübergehende mit vergrößert, in Schlesw.-Holſtein und in Schottland: Müllenhoff, pag. 125. Ueber diejenigen Felſen, unter denen die landſchaftlichen Zwerge wohnen, iſt die Rede in Abtbl. V, No. 205.

57. Wildhaus am Keſtenberg bei Birr.

Der lange, mit ſchönem Buchenwalde bedeckte Keſtenberg trägt auf ſeinem weſtlichen und öſtlichen Ende die zwei Schlöſſer Wildegg und Brunnegg. Zwiſchen inne hat ein geſpenſtiger Jäger ſeine Weidbahn, den man den Wildhans von Wildegg nennt. Er hängt ſeine Hunde an die Bäume, um ſie mit Riemen zu hauen oder Hungers ſterben zu laſſen, ſo oft ſie die Fährte verloren haben. Dann hört man ihr Gewinſel bis ins Dorf Birr hinab. Aus Wuth erhieng er ſich ſelbſt an einer Eiche. Erſt nach langem Suchen fand ihn der Schloßherr, vom Winde in den Zweigen hin und her geſchaukelt; ſogleich befahl er den Baum zu fällen. Aber Blut quoll unter dem Axthiebe heraus und rothe Adern durchzogen den ganzen Stamm. Da verbrannten die Leute den Stamm ſammt dem Leichnam.

58. St. Burkhard im Balken.

Der heilige Burkhard, deſſen Grab noch im Freienämter-Dorfe Beinwil verehrt wird, ſoll ſonſt in einem Jägerhauſe bei Muri gewohnt haben. Dies beweiſt man jetzt noch in dem Weiler Längenmatt, einen Büchſenſchuß von Muri entfernt. Da ſieht man eine alte

Scheuer, welche schon vor langen Zeiten renoviert und außen mit dem Bilde des Heiligen bemalt worden ist; innen aber zeigt man einen alten Balken her, einen Schuh lang, welcher der Ueberrest von des Heiligen Wohnhaus sein soll. Wollte man ihn von da entfernen, so würde der Gegend Gefahr drohen.

Einhard in seinen Annalen erzählt und ihm nach Adam von Bremen l. 1. c. 8, „die Sachsen hätten einen hölzernen Pfahl verehrt von ungemeiner Höhe, der unter freiem Himmel aufgerichtet war und den sie in ihrer Landessprache Irminsul nannten, das aber heiße Allsäule, weil sie gleichsam das Weltall trage". Die zwölf Hauptbalken im Upsalatempel deutete man gleichfalls auf die Zwölfzahl der Asen, und in den altnordischen Wohnhäusern waren die Balkenköpfe am Hochsitze in Götterbilder ausgeschnitzt. Dies ist ein noch geltender Volksglaube. Es ist daraus unsere Hochstud geworden, welche weissagt, Glück und Unglück bringt, Wohnung der Geister ist und Schätze birgt. Entsprechend unserm hl. Burkhard, dessen Balken noch in Ehren steht, wird ein ähnlicher Eichenbalken in der Kapelle bei Rollbach vorgewiesen. Herrlein, Speßharts Sag. S. 259. Und wieder ein solcher wird in der Münchner-Frauenkirche (Schöppner, bayr. Sag. 1, No. 453) unter dem aus 1400 Flößen bestehenden Dachstuhl der Kirche hergezeigt und man soll rathen, wo dieser Balken hier noch hin gehöre. Solche Balken darf man ohne Gefahr für Haus und Umgegend nicht entfernen. Trüge man das unverletzliche Reinacherhaus ab, so bräche daraus ein Unheil übers ganze Thal hervor (Abtbl. II, No. 63); hiebe man den Klingnauer-Pfahl um (Abtbl. II, No. 62), so käme der Schwarze los. Da man des Geiserfriedels Hausträmmer an ein neues Gebäude verwendet, entsteht gespenstische Brunst (Abtbl. IX, No. 380). General Werdmüller von Zürich starb 1677 als kaiserl. Feldmarschall in Villingen. Auf seinem Landgute Au am Zürich-See hatte er sich eine Schmiede zu seiner Unterhaltung eingerichtet. Noch lange nach seinem Tode behauptete das Volk, man dürfe darin einen bestimmten Holzblock nicht von der Stelle rücken, ohne nicht großes Unheil für die Umgegend mit anzurichten. Helvet. Kalender 1796, 62. Dieser Glaube stützt sich auf mehrfache Gründe. In Balken und Bäume ist die Pest gezaubert, in Balken und Bäume sind also auch Geister und Dämonen verwünscht. Die Paulwirthin in Durlach ist zwischen drei in den Boden geschlagene Pfähle gebannt. Schnezler, bad. Sagb. 2, 360. Die Einwohner des Berner-Dorfes Jolimont behaupten, in den Eichen des nahen Foerrenwaldes lebten Heren. Jahn, Kant. Bern, 398. Bei der Breitenberger Kirche findet sich ein alter Hausbalken, aus dem zu gewissen Zeiten Blutetropfen hervor quellen und nieder fallen. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 143. Man zeigt in der Gegend bei Tondern viele Pfähle, worunter Wiedergänger gebannt sind, und hütet sich sie anzurühren. ibid. pag. 196. — Am Waldbeche unter der Dachfirst wohnt der Geist in Hornußen, vgl. No. 369. Der Wilde Jäger (No. 340) verschwindet regelmäßig hinter der Scheiterbeuge. In dem morschen Balken der Sennhütte auf der Ruine Ramstein (Baselland) wohnt das Burgfräulein und ihr Jäger, und da man den Balken verbrennt, so wiederholt sich dorten alle zehn Jahre der Rinderfall (Abtbl. II, No. 61). Zugleich sind solche Balken auch die Glückssymbole des Hauses und Landes, mit ihrem

Verbrennen iſt der Wohlſtand dahin. Deshalb wird der Dachſtuhl von Koſchewitzens Haus (Abthl. IX. No. 371) vom Gebirge ins Dorf herunter getragen und neu verbaut. Durch einen bloßen Bettpfoſten (Abthl. V, No. 223) iſt ein Holzhaus bombenfeſt. Ein ſolcher Glückspfahl wird dann zum gerichtlichen Symbol; er wird auf dem Amte Neuenhagen aufbewahrt, zum Zeichen, wie weit derſelbe einſt die Landesgrenze abgeſteckt habe. Kuhn, Märk. Sag. No. 771. Weil die Götter als Balken gedacht werden, ſo läßt der Aberglaube die Hexen ſich in Reiswellen wandeln und die Hexenmeiſter ſich in Baumſtämme: No. 160. 371. Die Meleagerſage gründet ſich hierauf: „die Seele nimmt — Abſchied vom Leben — die Funken beben — das Scheit verglimmt.“ Platens Gedichte in Einem Bande. 1839, pag. 68.

59. Der Hausgeiſt im Brandbalken.

In Tägerig, unweit Mellingen, brannte ein Strohhaus ab. Das Brennholz des nieder geriſſenen Gebäudes kaufte ein Mann aus der Umgegend an, um es nach ſeiner Wohnung heimzufahren. Nun gilt der Glaube, daß man niemals alles Holz zuſammen von einer Brandſtätte wegnehmen dürfe, weil man ſonſt leicht auch den Hausgeiſt mit ſich brächte, welcher ſtets in dem Reſte zurückbleibt, den man ihm auf der Bauſtelle liegen läßt. Dieſes wußte zwar der Käufer, aber von Geiz getrieben ließ er's diesmal außer acht. Beim Wegfahren von der Brandſtätte maß er noch einmal ſeine volle Ladung und fragte befriedigt den Knecht: Jetzt haben wir wohl Alles? Eine Stimme von der Landwied her erwiederte ſchnell darauf: **Jo, fahret nummo zue, i ſitze scho ûf der Landwidd hinde.**

Der Nißpuk wohnt im Dachbalken. Müllenhoff, Schlesw. Holſt. Sag. No. 451. Als man zur Vermeidung ſeiner Bosheiten ein anderes Wohnhaus bezieht, ſetzt er ſich der Magd in den Beſen und zieht ſo mit um. ibid. No. 449.

60. Der Opferſtock in Stüßlingen.

Ein kleines Solothurner-Dorf zunächſt an der Aargauer Juragrenze erzählt von einem ſeiner Ortspfarrer, er habe aus der Sakriſtei einen goldenen Kelche geraubt und ſei dafür von einem Otterer Mönche in den Opferſtock der Stüßlinger-Kirche bis heute gebannt. Des Nachts nun bricht er winſelnd aus dieſem Holzkaſten durchs Blechloch hervor, miſcht am Altare die conſecrierten Dinge durch einander, zerreißt die Evangelienbücher und die aufgepflanzten Kirchenfahnen. Die dortigen Pfarrherren kennen den Grund dieſes Unfuges wohl, weder wiſſen ſie aber ihm zu ſteuern, noch getrauen ſie ſich aus Schamgefühl den eigentlichen Thäter zu nennen.

Der Opferſtock iſt hier Stellvertreter geworden eines geheiligten Baumes, der einſt auf der alten Opferſtätte ſtand und ſeinen Tempelſchatz beſaß. Die hohle Eiche zu Kleten, deren Stamm im Umkreis 33½ Werkſchuh maß und in deren Höhlung vier Weiderosſe Schatten vor der Mittagshitze fanden (Bluntſchli, Memorab. Tigur. 1742, 69) galt noch im vorigen Jahrh. als Opferbaum der Heidenprieſter, wie Diakon Ott von Zürich in ſeiner 1742 darüber veröffentlichten Schrift zeigte. Ihre Standſtelle heißt jetzt die Schatzhalde. Wenn der Cultus ſich vom Baum abwendet und dieſer gefällt iſt, ſo bleibt der Baumſtamm noch Symbol des Cultus, endlich der daraus gezimmerte Opfer- und Bildſtock, zuletzt ein heilkräftiger Span, den man davon abſchneidet, ein Splitter, mit dem man Zahn- und Kopfweh ſtillt.

---

61. Die Ramſteiner Verwünſchten.

Die Ruine der Burg Ramſtein iſt zwiſchen den Jurapäſſen Ober-Hauenſtein und Paſswang beim Dorfe Bretzwil in Baſelland gelegen. Ihre Trümmer haben zur Errichtung von ein paar Sennhütten gedient, von denen jedoch ebenfalls nur noch eine übrig iſt. Die ältere mußte wegen dauernder Viehſeuchen verlaſſen und endlich ganz niedergeriſſen werden. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Da man einſt eine Wand dieſer Hütte veränderte, kam bei Ausbrechung eines Balkens plötzlich eine Jungfrau nebſt einem Hündchen mit aus der Wand hervor und bat die Arbeitsleute dringend, man möchte dieſen Balken zu einem Altar verwenden und ſie auf dieſe Weiſe von ihrer Verwünſchtheit erlöſen. Ich bin, ſagte ſie, die Tochter des Schloßherrn da droben geweſen, und dieſes Hündchen hier war unſer Jäger, der mich entführte. Auf meiner Flucht entſchlief ich vor Müdigkeit unter einem Baum, ſo betraf uns der nacheilende Vater und bannte uns mit ſeinen Verwunſchungen in denſelben; der Balken da iſt es, den ihr eben aus der Wand gebrochen habt.

Die Zimmerleute wußten in ihrem erſten Schrecken nichts anderes zu thun, als ein Vaterunſer zu beten und ſchnell ſetzten ſie dann den Balken wieder an ſeinen alten Platz zurück. Mit fürchterlichem Gekrache ſtürzten auch die beiden Geſtalten in ihren Winkel nach. Andere Erzähler behaupten hier, man habe den Balken nicht wieder in die Wand zurückgethan, ſondern ihn gleich in das Feuer geworfen, welches zum Kalkbrennen eben angemacht war. Aber ſchon am Morgen darauf lagen die ſchönſten Kühe des Sennen todt im Stalle, jede hatte, als man ſie abzog, einen großen ſchwarzen Flecken unter der Bruſthaut, ſonſt war ihnen nichts anzumerken. Von nun an wiederholte ſich dieſer Rinderfall, den man den Angriff nannte, alle zehn Jahre und oft ſah man auch eine weiße Geſtalt, der ein Hündchen nachlief,

durch die Scheune ziehen. So brach man zuletzt das gefährliche Sennhaus ganz ab.

(Ausführlicher und mit andern Verumständungen erzählt's: Schweiz. Merkur 1835, 311.)

Die Familiengeschichte der Ramsteiner iſt ein Verbrecherroman. Der letzte Freiherr von Ramſtein, Rudolf († 1459), hielt Haus mit einer Dirne, die Freifrau ward eines Grafen Bublerin. Rudolfs natürlicher Sohn war der berüchtigte Strauchritter Pfefferhans. Bei Hapfen fiengen ihn die Basler Stadtknechte, der Magiſtrat ließ ihn 1445 ertränken. Von Rudolfs drei Töchtern war die eine verheirathet an den grauſamen Thomas von Falkenſtein, der die Mordnacht zu Brugg veranſtaltete; ſie mußte fliehen und ſah ihr Schloß zu Gösgen in Feuer aufgehen (Abthl. XII. Thomas v. Falkenſt. verbrennt Brugg). Die beiden andern Töchter ſtahlen dem Vater das Silbergeſchirr, entflohen als die Entführten ihrer eignen Leibeigenen nach Breiſach, ihre beiden Bublen ſtarben am Galgen, ſie im Kloſter. Joh. v. Müller 4, 123. Lenggenhager, Schlöſſer v. Baſelland 1848, 100. Und gleichwohl waren die Ramſteiner einſt ſo berühmt geweſen, daß ſelbſt Cervantes im Don Quixote 1, Kap. 49 eines zu Basel turnierenden Ritters aus dieſem Geſchlechte gedenkt, den er nur etwas hiſpaniſch Moſes Heinrich von Remestan nennt.

62. Der Schwarze im Pfahl

wohnt zu Klingnau an jener verödeten Stelle, wo das alte Stammſchloß der Herren von Klingen gebaut geweſen iſt. Da ſteht nämlich zwiſchen dem Kalkgerölle unterhalb der Felswand der Rebberge ein morſcher Pfahl, der längſt keinen Zweck mehr hat. Dennoch hütet man ſich, ihn umzubrechen; ſonſt käme der Schwarze, der in ihn gebannt iſt, wieder los und ins Städtchen herab.

63. Das unverletzliche Reinacher Haus.

Als den Rittern von Reinach ihr Thurm abgeſchoſſen wurde, zogen ſie vom Berge ins Dorf herunter und bauten ſich ein Haus, das ſich von den übrigen Bauernhäuſern durch nichts als durch einen ſtumpfen Schneckenthurm unterſchied. Dieſer wurde nach ihrem völligen Erlöſchen abgetragen und ihr Wohnhaus verkauft. Nun ſind nur noch Trümmer davon übrig, dieſe aber bleiben unvertilglich. Vor einigen Jahren erſchien dorten am frühen Morgen ein fremdartiger Mann; der Bauer, der ihn zuerſt erblickte, ſtarb raſch. Die Leute deuteten es ſogleich auf ein bevorſtehendes großes Sterben. Drum ſchont man die Ueberreſte jenes Hauſes und meint, beim gänzlichen Abbruche desſelben würde daraus ein Unheil über das Thal hervorbrechen.

Die sogen. Peststeine an der Mauer der Stendaler Domkirche, die aus dem J. 1682 stammen, darf man ohne Gefahr für die Stadt nicht entfernen. Volksag. der Altmark. Tangermünde 1844, Heft 1, 62. Schiller, Briefw. mit Göthe, 9. Dez. 1794 schreibt: Meiner Frau ist es noch erinnerlich, davon gehört zu haben, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen sich hätten sehen lassen und geweissagt hätten.

64. Der Bann und seine Lösung.

Gesellen sitzen im Wirthshause. Einer von ihnen versichert, jeden Kameraden auf die Schenkbank festbannen zu können. In der That, ein dazu Bezeichneter vermag alsbald nicht mehr aufzustehen. Dieser zieht aber nun seine Schlarpen (Halbschuhe) ab, die an den Absätzen in Hufeisenform tüchtig genagelt sind, und schlägt die Stöcklein gegen einander. Dadurch hat er den Bann gelöst und kann wieder aufstehen; er hat aber damit auch dem Banner das Handwerk gelegt, „er het em derfür tho", denn diesem spritzt im selben Augenblicke das Blut aus den Ohren.

Andere können sich so fest machen, daß ihnen auch ein Stich nichts thut. Mein Vater hat es aber einem solchen auch gelöst; er hat nichts besonderes zu machen gebraucht und ihm nur mit der Faust einmal unter das Kinn geschlagen.

Auch die Bäume werden in Bann gethan. Wer dann einen solchen besteigt, kann nicht mehr herunter, bis ihn der Meister selbst herunter kommen heißt. Geschieht das nicht vor Sonnenauf- oder Untergang, und gelingt es dem droben nicht, Erde aufzunehmen oder die Schuhe zu wechseln, so wird er brandschwarz. Davor warnt ein Kinderreim:

Gang nid a's Lunzi's Oepfelbaum,
Gang nid a's Lunzi's Tanne,
Er hetz en Hexespruch im Sack,
Und chonnt di anebanne.

Krankheiten werden in Bäume verwünscht (transplantiert). Zur Zeit, als die Cholera gegen den Oberrhein anrückte, sah ein Luzerner Knabe ein blaues Räuchlein in das Astloch eines Waldbaumes ziehen; er schneidet sich schnell einen Zapfen und vernagelt damit das Loch. Der Knabe kommt später in die Hände der Werber, wird in den Italienerkrieg geschickt und bleibt mitten in der dorten ausbrechenden Seuche gesund. Als er später wieder heimkehrt und sein elterliches Gut übernimmt, haut er beim Holzfällen im Walde auch jenen Baum selbstvergessen mit um. Sein ganzes Geschlecht ist alsbald sammt ihm ausgestorben. Dies erzählt man zu Buttwil im Freienamte. (Aehnlich aus dem Voigtlande: Bechstein, DSagb. No. 573.) Vgl. S. 64.

Gebannt und in der Irre bleibt man, wenn einem beim Gehen durchs Waldgras Farnſamen, Wegetritt, Irrkräutlein hängen bleibt und ſo mit abgerauft in den Schuh hinein fällt. Man muß deshalb den Schuh wechſeln, ausklopfen, über die Achſel werfen, mit dem Abſatz zuſammen ſchlagen; nach des Zauberſamens Entfernung ſchwindet die Verblendung. Verreist eines deiner Angehörigen, ſo vergiß nicht, ihm einen Pantoffel oder den Schuh am rechten Fuße nachzuwerfen. Grin, 6. Abthl. II. 445. Das Bannen der Bäume und den Tod des Feindes, wenn man ein von ihm beſchädigtes oder ein mit ihm aufgewachſenes Bäumchen in den Rauch hängt und verdorren läßt, kennt die Edda; Odinn berühmt ſich deſſen im Havamal, Str. 152 (Simrock, Ueberſ. S. 93):

Ein ſechſtes kann ich:
Se wer mich verſehret
Mit harter Wurzel des Holzes
Den Andern allein,
Der es mir anthut,
Verzehrt der Zauber
Ich bleibe frei.

---

65. Der Heine auf dem Steinbühl bei Baden.

Man glaubt unter Heine's Bekannten allgemein, daß er ſich trefflich aufs Bannen verſtehe. In ſeiner Nähe gab's einen jungen Burſchen, der gar arm war; er hatte beide Eltern verloren und ſchaffte jetzt Jedem um Lohn. Der Heine nahm ihn und gab ihm viel Arbeit. Das war zur Zeit der Kirſchenreife, da wäſſerte dem armen Schelmen das Maul und er erſtieg einen Kirſchbaum. Droben lehnte er ſich mit dem Rücken an den Stamm und leerte ſeinen Aſt. Als die Luft geſtillt war, wollte er freilich gleich wieder zur Hacke hinunter; aber es gieng nicht; der Rücken ſaß ihm wie angewachſen am Stamme feſt. Er hatte ſich ſchon eine gute Weile abgezappelt, da ſah er zum größten Schrecken den Heine ſelbſt heran kommen. Sind die Kirſchen gut? fragte dieſer etwas höhniſch in das Laub hinauf; fuhr aber gleich mit geänderter Stimme lächelnd fort: Ei du biſt's ja, Lorenz? Nein, nein, da ſteig nur herab. Aber wahrhaftig, wär's ein Anderer geweſen, ich hätte ihn droben, bei Gott! — hier unterbrach er ſein allzuhitziges Selbſtgeſtändniß und ſetzte dann ſich ſelber corrigierend hinzu: vor den Gemeinderath geführt.

Der Spielhansl (Grimm, K. M. No. 82) bekommt nebſt andern Wunſchdingen von dem bei ihm einkehrenden Gott einen Baum geſchenkt, der allerlei Obſt trägt und jeden Fremden, der ihn beſteigt, ſo lange feſthält, bis Spielhansl ihn wieder erlöst. Laugbein hat es als eine öſterreich. Volkserzählung berichtet „Philemon.“ Ein Fiſcher iſt's in J. W. Wolfs Nebenſtein und Schnellert, No. 16, der den abholenden Todesgott auf den Birnbaum hinaufzaubert. In die Holzbirnen geben, bedeutet als aargau. Volksrede ſter-

den, Laubrise und Birnenfall als zeitlicher Termin: was über die neunte laubrüsi ohne rechtliche ansprach sich ergreckhen thuet, sol niemandt kein recht mehr gehalten werden. Klingnauer-Gerichts-Ord. Hds. aus dortigem Stiftsarchiv. In ähnlicher sinnlich poetischer Weise wird die Lebensfrist berechnet: Eh der Nussbaum Birli treit, trag ich um mi Schwiegeri leid. Aargau. Kinder-Spr. No. 245. Eben so im Renner, 24344: Seht als muezzen wir von hinnen alle scheiden nach der birn valle. Deshalb steht auf dem Walier Felde jener verhängnißvolle Birnbaum, nach dessen Dürren und Grünen sich des Vaterlandes Zukunft bestimmt, und einen gleichen kannte man einst auf dem Kissbäuserberge. Ueber ihn heißt es in Gregorii Topographia, Frankf. 1715, 537: „Unten am Berge ist ein Birnbaum zu sehen, dessen Wurtzel gleichsam petrificiert ist. Insgemein sagt der Gemeine Mann, der Kayser Fridericus habe in dem Dorf Tille sein Hofflager, auff Kissbausen seine Kantzley, auf der Rothenburg seine Hoffräthe, zu Kälbra das Vorwerck und zu Roßel die Studterey gehabt." — Fizzbirrlibaum hieß der auf der Waldhöhe ob Bremgarten an der Reuß stehende, wo man es zum Landgericht heißt. Bis hieher wurden die zum Tode Verurtheilten vom Henker mit Ruthen gehauen (gestzt), dann bis zum Galgenbau geführt und aufgeknüpft.

66. Der Langstieler-Baum in Husen.

In Husen gieng vor wenig Jahren ein junger Mann am Vorabend vor Allerheiligen im Mondschein auf den Acker, um noch vor eintretendem Froste seine weißen Rüben heim zu holen. Als er im Rückweg über die sogen. Plätze unter dem großen jetzt noch stehenden Langstielerbaume (Namen einer rauhen Birnenart) vorbeigieng, hörte er ein furchtbares Tosen und Krachen über sich auf dem Baume. Von Schrecken und Angst ergriffen, vermochte er kaum die unbedeutende Last bis nach Hause zu tragen. Böses war ihm sonst nichts widerfahren, als daß er am Morgen einen nicht wenig geschwollenen Kopf hatte.

67. Der schwarze Eichmann in Wohlen

wohnt auf einer alten Eiche, die an der Wohlener-Straße beim Oberdorfe steht; er steigt manchmal vom Baum herunter, um einen Wanderer zu verjagen oder weit umzuführen.

68. Der Suchelis am Kirschbaum.

Auf der Pfaffenhalde bei Boniswil am Hallwiler-See stand bis in die letzte Zeit ein Kirschbaum von hohem Alter. So oft man bei ihm Nachts vorübergieng, sah man einen Mann dahinter, der gegen

Jeden die Hand verrichte. Achtete man sein nicht, so sprang er rasch hervor, lief der nächsten Hexe nach und verschwand. Sah man sich aber nach ihm um, so blieb einem der Hals verdreht. Auch als Dorn hieng er sich einem Weibe in die Juppe und als sie ihn aus dem Kleide riß, mußte sie's mit einem geschwollenen Kopfe büßen. Seit man den Baum umgehauen, ist auch jene Stelle frei; allein eben so lange schon sitzt im Keller des nächstgelegenen Hauses nun ein schwarzer Hund auf einer Kiste und beißt wie der längstverstorbene Ahnherr eines Hauses, Suchelis.

69. Der Apfelbaum an der Sarmenstorfer Einsiedelei.

Die kirchliche Verehrung, welche die drei Angelsachsen seit alten Zeiten in den Freienämtern genießen (No. 474), wollte sich im vorigen Jahrhundert ein listiger Waldbruder zu nutz machen; er hieß Haigeli und war aus Schwaben gekommen. Bei der St. Wendelinskapelle ob Sarmenstorf baute er sich am Saume des Buchenwaldes ein mit dieser Kapelle verbundenes Haus, verschaffte sich Reliquien, die er für den Leib des heil. Firmanus ausgab und eröffnete damit eine neue Wallfahrt, die ihm viele Gaben und Geschenke eintrug. Mit der zunehmenden Andacht der Leute wurde sein Lebenswandel immer schlechter. Seine Klause barg allerlei Waffen; nicht bloß das Wild, auch allerlei Dirnen jagte er im benachbarten Walde. Die Tagsatzung zu Baden hatte darüber bereits eine Untersuchung anstellen und ihn verwarnen lassen; er fuhr jedoch in seinem freien Leben fort, vergrößerte seine Zelle und berief sich bei allem auf ein ihm vom Fürstabt zu Einsiedeln hiefür ausgestelltes Patent. Auch als das Konstanzer-Bisthum ihn hierauf aus dem Lande wies, wendete er sich noch an Landvogt und Geistlichkeit und versicherte, wie man nur mit höchstem Frevel die Aechtheit des von ihm ins Land gebrachten Leibes des heil. Firmanus bezweifle, daß aber Gott nun durch ein Wunder dieses zu bekräftigen die Gnade haben wolle. Trete der Himmel selber ins Mittel, so werde man ihn gewiß sein Leben ferner in dieser Einsamkeit verbringen lassen. Zum Zeichen dessen werde in dieser laufenden Winterszeit und zwar schon am nächsten Sonntagsmorgen der alte Apfelbaum vor der Wendelinskapelle voll Blätter stehen. Man that, als ob man noch auf diese Probe eingehen wolle. Am Sonntag vor Tagesanbruch schickte der Sarmenstorfer Pfarrer seinen Sigrist Stutz hinauf, um nachzusehen, wie es mit dem versprochenen Wunder stehe, und wirklich fand der Sigrist den Baum ganz belaubt. Mit dieser Nachricht war dem Pfarrer und den Gemeindevorstehern wenig gedient; schleunig

gieng man daher noch im Zwielicht hin, hieb den Baum um und schaffte ihn so auf die Seite, daß man nirgend eine Spur mehr davon anzugeben wußte. Nun wurde der Eremit aus dem Lande getrieben. Pfarrer aber und Sigriß nebst den Uebrigen, welche den Baum mit umgehauen hatten, bekamen dafür von Stunde an entzündete Augenlieder, die beständig sich stülpten.

Was hier vom Einsiedler und seinem Wunder berichtet wird, erzählt die Kaiserchronik ed. Diemer 1849 pag. 65. Vers 12 von dem heidnischen Zauberer: in hulzinen sulen machet er di sel, daz di lute wenent, daz si leben. alte ronen hiez er beren Von einem Apfelbaum in der Grafschaft Katzenelenbogen, unweit dem Flecken Tribur, wird erzählt, daß er in jeder Christnacht Aepfel trage. M. Zeiler im Itinerario Germaniae, und Einhundert Gespräch (7. Th.) 18. Dialog. Ulm 1653. Er trägt zugleich Blätter, Blüthen und Früchte: Wolf, hess. Sag. No. 214. — Solche Früchte heißen Träutleinsäpfel, und der Baum Träutsapfelbaum. Wolf, Ztschr. 1, 106. Der Name deutet entweder auf die hl. Gertrudennacht oder auf unsers Herrn (trohtin) Geburtsnacht, wie denn auch Odhinns Beiname Ihruder ist. In dieser Nacht schüttelt man die Kinder von den Bäumen, vom Baume das Brod, von den Reisern die Bretzen, und Aschenputtel schüttelt sich zugleich die prächtigen Kleider mit herunter. Es ist die Wunschnacht, in welcher der Wunschbaum blüht, an den auch die Inder glauben (Myth. 1228). Obige Sage erinnert sich dieses Glaubens nicht mehr und schiebt deshalb alles auf einen Betrüger, wie Saxo auch den wunderthätigen Odhinn für einen Betrüger ausgiebt. Es geht uns oft nicht anders. Die Sache sehen wir noch, aber nicht mehr die Ursache.

70. Rothe Augenlieder.

Alle Hexen sind tricsanzig und haben rothe entzündete Augenlieder; sie haben dies schon von ihren Müttern ererbt, die gleichfalls Zauberei getrieben haben, und pflanzen es eben so wieder auf ihre Kinder fort. Im J. 1798 plünderten die Franzosen im Freienamte. Dies machten sich einzelne Gemeinden aus der angrenzenden Landschaft zu Nutz und stahlen nebenher unbestraft mit. So kam in das bereits ausgeraubte katholische Dorf Hägglingen ein Mann aus dem reformierten Dorfe Othmarsingen in gleicher Absicht und drang in die dortige Kirche ein. Als er hier alles schon fortgeschleppt und geleert fand, stach er aus Wuth einem Muttergottesbilde auf einem Altar die Augen aus. Es sind ihm darauf bei Lebzeiten noch die Augen aus dem Kopfe gefault, und seine Nachkommen haben bis auf diesen Tag rothe Augenlieder.

Diejenigen, welche den Apfelbaum an der Sarmenstorfer Einsiedelei umhauen, werden mit einer Augenkrankheit heimgesucht; der Frevler am Muttergottesbilde hat Nachkommen, deren Augenlieder entzündet sind. Von

dem feurigen Blick der Weißen Weiber, der sich dann zur Erschlaffung und zum Schielen erniedrigt, ist Abthl. IX die Rede.

71. Die Fehrenlinde bei Aarau.

Halbwegs zwischen Aarau und der Brücke des Dorfes Rohr findet sich auf derjenigen Straßenseite, welche jäh in die Sümpfe des Rohrer-Schachen absinkt, ein mit Moos überwachsener Baumstrunk, den mehrere behauene Steine einfrieden, die selbst umgestürzt daliegen. Es ist der Ueberrest einer stolzen Linde, welche weithin in der Gegend sichtbar gewesen und vor einigen Jahrzehnten umgehauen worden ist; sie heißt Fehrenlinde. Denn wie nun die Aare an der jenseitigen Jurawand nach Biberstein hinab fließt, so hatte sie ehemals ihren Lauf auf der entgegen gesetzten Seite hier unten in den Wiesen, und dieser hohe Straßenrand war sonst des Stromes altes Ufer. Hier beim Lindenbaum stieg man in die Fähre; und wo nun Fabriken spinnen und das Weberschiffchen schießt, da haben vormals Schiffe gerudert.

Nach der Fehrenlinde bestimmte sich ehemals die Bezirksgrenze. Mit der Herrlichkeit von der Linden ze Aarow unp in den Klosbrunnen zwischen Aarburg und Olten. Urk. 1458. Rd. v. Arx, Oltner Geich. 26 a. Dieser Baum wird als Mal- und Gerichtsstätte erwähnt: Abthl. VIII, No. 341, Ring von Hallwil. Eine andere Linde hatte die Stadt mitten auf dem Platze vor der Leutkirche an der Stelle stehen, wo nun zwei verkrüppelte Platanen kein weiteres Wachsthum finden können. Sie war einst unter großer Festlichkeit im Beisein des Schultheißen und der Pfarrer gepflanzt worden (1599) und wurde 1719 umgehauen, als die Nachbarn und die Geistlichkeit sich beklagten, daß ihnen der mächtige Baum zu viel Licht entziehe. Eggen, Nachträge zu Ulr. Fisch, handschriftl. Stadtchronik, pag. 156.

72. Der Kirschbaum in Schildwald.

Wo das Ruedertbal an den Kanton Luzern stoßt, liegt die äußerste Gemeinde des Thales, Schildwald. Das weiter unten noch rauhe Bergland wird hier offener und sonniger, und statt der Buchen und Tannen zeigen sich wieder Fruchtbäume; um so befremdlicher fällt einem hier ein Kirschbaum ins Auge, der vor dem Dorfe mit wunderlich in einander verschränktem Astwerke am Wege steht. Es hat mit ihm folgende Bewandtniß. Drei geizige Brüder aus dem Schildwalde hatten ihr väterliches Erbe zu theilen und waren mit Allem fertig geworden bis auf diesen Baum, der auf keines Gute stand und nun dem Aeltesten in ganz unbillig hohem Ansatz zugeschlagen werden

sollte. Er stritt sich lange mit ihnen, da sie ihm aber den Baum nicht um ein Maßiges grünen, der bei seiner entfernten Lage von den Gutsäckern doch keinen gedenkbaren Nutzen abwarf, so blieb ihre gegenseitige Bosheit zuletzt dabei, den unheilbaren Baum für Jeden unbrauchbar zu machen. Sie gruben ihn nun aus und setzten ihn verkehrt in den Boden. Nun steckte der unschuldige Baum mit der Krone im Boden und starrte mit der Wurzel in die Luft. Aber auch in dieser unnatürlichen Lage blieb er ein besseres Geschöpf als diese drei Gesellen; er fieng dennoch an wieder zu grünen und trägt einige Kirschen, die man jedoch nicht pflückt.

Kuhns märk. Sag. Nr. 116 erzählen von den drei Linden am heil. Geistkirchhof zu Berlin, sie seien von drei Brüdern verkehrt eingegraben und hätten geblüht zum Zeichen, daß keiner von ihnen den Mord begangen, dessen man sie geziehen hatte. Unserer Sage liegt die jetzige Güterzertrümmerung zu Grunde. Ueber diese erzählt der belehr. Almanach v. J. 1821, S. 91: Vier Geschwister theilten ein aus vier Stücken Land, vierzig Kirschbäumen und einem Hause bestehendes Erbe also unter sich, daß sechzehn Landtheilchen, hundert und sechzig Kirschrechte und vier Hausantheile heraus kamen. Ein guter Heuwagen, unter vier Erben theilbar, ward in vier Stücke zersägt und jeder trollte sich mit dem seinigen heim. Nicht ganz selten begegnet es, daß zu den Früchten eines einzigen Baumes sich alljährlich funfzig bis sechzig Antheilhaber einfinden, die manchmal nicht ohne Unkosten an Ort und Stelle gelangen können. An einem Nußbaum zu Zielwald am Brienzersee hatten 60 Haushaltungen Antheil, als Kasthofer die Bemerkungen über die Wälder des Berner-Gebirges (Aarau 1818 S. 143) schrieb.

73. Entstehung des Brugger-Jugendfestes.

Auf eine Zeit beschlossen die Burger der Stadt Brugg, im Gemeindsbann einen Eichwald zu pflanzen. Also zogen sie einst an einem Regentage aus, machten mit Stecken Löcher in den Waldboden, ließen in jedes Loch eine Eichel hinunter und traten das Loch mit dem Fuße zu. So setzten sie an einem Tage bei zwölf Mütt Eicheln; und am Abend bekam jede Person ein Weißbrod zum Andenken an die Pflanzung des Waldes. Allein die Eicheln waren zu tief und zu fest im Boden und wuchsen nicht.

Darnach pflanzte man dasselbe Landstück mit Roggen und Hafer an, pflügte es nach der Aernte wieder um und legte nun zum zweiten Male Eicheln. Allein auch so kamen nur wenige aus den Furchen, und statt der Eicheln wuchs Gras. Nun heute man das Gras und ließ beim Mähen die jungen Eichlein vorsichtig stehen. Aber sie wollten doch nicht wachsen und verderbten in dem Rasen.

Daher stellte man die Sache noch einmal anders an. Am 20. Weinmonat des Jahres 1532 zog die ganze Gemeinde mit Weib und Kind hinaus in den Wald. Alles mußte daselbst junge Eichlein ausgraben. Darnach zogen sie mit ihren Setzlingen hin, wo sie den Eichenwald pflanzen wollten und setzten sie. Und als man von der Arbeit heimkam, wurde jedem Kind ein Brödlein gegeben, damit sie sich an die Pflanzung des Waldes erinnerten. Männer und Frauen aber hielten auf der Stadtstube ein fröhliches Nachtessen. Und die Eichen, sagt die Chronik, wuchsen nun. Dessen freute sich die Bürgerschaft sehr, und zum Andenken zog man alle Jahre aus und machte mit der Jugend einen Umgang im Walde. Zum Zeichen aber, daß die Eichen wüchsen, mußte dann jedes Kind einen Zweig mit sich in die Stadt heimbringen, und darnach bekam es zum Abend ein Brödlein.

Von daher ist das jährliche Jugendfest in der Stadt Brugg entstanden und wird darum dort Ruthenzug genannt.

(A. Keller, Aargauer Erstes Lese- und Lesebuch 1853, 119.)

Im J. 1684, 28. Nov. ist der vordere Landstrich des Bohl (Bühel) gegen Entfelden zu, vorher Ackerland des Lätbauer, von der Stadt eingetauscht worden; alsdann zogen Rath und Burgerschaft aus, stachen kleine Gruben aus und in jegliche derselben steckten dann die mitziehenden Schulknaben Eicheln. (Hdschriftl. Sammlung v. Eggen zu Ulr. Fisch, Aarauer-Stadtchronik, pag. 113. Ueber den zu Grunde liegenden Brauch, den Mai unter Trommel- und Pfeifenklang aus dem Walde her einzuholen, wird der Band berichten: Aargau. Kinder-Spiel, Abthl. Ruthenzug und Reckholderzug.

71. Die Heiligföhre bei Wegenstetten.

Auf dem Fußwege von Wegenstetten nach Wittnau, zweien Frickthalerdörfern, stand oben am Berge sonst eine vereinzelte alte Föhre, an deren Stamm ein kleines Muttergottesbild unter einem Dächlein hieng. Ein Kind, das öfters dieses Weges geschickt wurde, gieng nie an dem Baume vorüber ohne nieder zu knieen und sein Gebet herzusagen, wie man es ihm daheim eingeprägt hatte, und immer fand es alsdann einige kleine Silbermünzen am Stamme liegen. Je mit den Altersjahren des Kindes stieg auch der Werth der Münzen, die es da im Grase fand, nach und nach wurden es statt Kreuzer Groschen und Sechskreuzerstücke. Einmal, da es sich dem Baume wieder näherte, traf es eine fremdartige alte Frau dorten. Sie trug eine weiße Haube übers Haar, einen rothen Heidenschopen, der weit über die Hüfte herabreicht, wie ihn ehemals ältere Frauen im Schwarzwalde noch trugen, auch ihr Rock und ihre Strümpfe waren gleichmäßig roth. In der

Hand hielt sie ein Reise- oder Marktsäckchen an den Schnüren, viereckig geschnitten und an den untern Zipfeln mit wollenen kleinen Troddeln besetzt. Auch dieses Säckchen war roth. Sie bot es dem Kinde schweigend hin. Das Kleine merkte am Gewichte, daß es mit Geld gefüllt sein muße, nahm's also und machte sich damit schnell davon. Als es schon eine Strecke weit entfernt war, hielt es wieder an und blickte nach dem Baum zurück. Dort stand noch immer jene Frau. Nun kam sie ihm aber gar seltsam und so ausgealtert vor, daß es plötzlich erschrak, das Säckchen von sich warf und entlief. Von da an hat man die Frau nicht wieder gesehen, das Kind hat aber auch keine Münzen mehr gefunden, und die Föhre ward endlich umgehauen.

75. Das Kind und die Blutstropfen.

Im Herrenholze, einem Waldbaum oberhalb Erlisbach bei Aarau, hört man bisweilen bei einer verlassenen Bohnerzgrube das Schreien eines Kindes. Oben im Walde stehen drei Bäume in solcher Richtung wie drei vorgespannte Gäule; zwischen ihnen liegt der vergrabene Schatz, den jenes Kind beschreien soll. Aarauer-Buben, die nichts von Allem wußten, vernahmen hier sein Weinen, zugleich that's auch drei Pfiffe vom Baum herab. Als der eine zur Tanne hinauf schaute, erblickte er ein Kind und drei Blutstropfen fielen ihm ins Gesicht.

Dieses Sagenfragment dient dazu, die Sätze zu bewahrheiten, welche Abthl. V, No. 186 (und Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV „Geburtsbaum") über die germanische Tradition vorgetragen sind, der zufolge das Menschengeschlecht seinen Ursprung in den Bäumen des Waldes hat. Ich bin so alt wie der Westerwald, ruft der Kobold im K. M. Mir si au net ûs de Stûde! wir sind so vornehm wie Andere, sagt man aargau. zum Prahler. Im Dolder (Baumwipfel) eines Baumes auf dem Schwarzwalde blieb bei einer allgemeinen Ueberschwemmung die Wiege desjenigen Kindleins hangen, das der Ahnherr des Geschlechtes der Dolder geworden ist. Dem classischen Alterthum ist dieselbe Vorstellung nicht fremd: **Cruda puerperia, ac populos umbrosa creavit fraxinus et foeta viridis puer excidit orno.** Statius, Thebais 4, 276. Der Gott Buddha selber schläft in Seligkeit versunken unter dem Urstamme, aus dessen Zweigen der colossale Feigenbaum von Anurabdepura auf Ceylon erwachsen ist, welchen die Buddhisten göttlich verehren. Humboldt, Kosmos 2, 99. Tiroler Volksglaube um Meran ist, die Kinder wachsen auf dem Mutberge an den Bäumen und werden von der Hebamme herunter geholt. Wolf, Ztschr. 2, 345. Die drei Blutstropfen, die jenen nach dem Kinde auf dem Baume Emporblickenden ins Gesicht fallen, sind bereits in Wolframs Dichtungen ein altepisches Motiv. Sie kehren wieder in jenen Sagen vom Freischützen, der nach Sonne oder Mond schießt (vgl. Abthl. VI, No. 280 „Hirschbock im Rambölzli") und sind Anlaß geworden zum Mirakel vom Heiligenblut zu Willisau, Kant. Luzern.

Philo Magiologia, pag. 351. 566. Auch die Kapelle von Zitail in Bünden verdankt ihre Entſtehung jenen drei Blutstropfen, welche dorten Maria mit der Hand übers Bündnerland ausſprengt. Flugi, bünd. Sag. Chur 1843, 98. Das Vögelein von Kyburg hat drei Blutstropfen auf der Bruſt. Alpenroſ. 1812.

76. Kleinkinderbaum.

Unter den Zinsgütern des Dorfes Koblenz verzeichnet der Zinsrodel der Klingnauer Probſtei v. J. 1664, pag. 192 b. die Söthenzelge, deren Grenze auf dem Ried der Kindlibirnbaum ausmacht. Zu der Tegerfelder Zelge Zur Linden am Ruckfelde macht der Kindlibirnbaum im Bilbalchen die Ackergrenze aus (ibid. pag. 48 b.). Gleichfalls heißt eine Zelge am Schnaißinger Brühl aus Acker- und Staudenland beſtehend, die Kindzetzi (ibid. pag. 136 b.). Eine eigene Gattung runder kleiner Moſtbirnen heißt auch heute noch Kindlibirnen.

Kinder- und Geburtsräume verzeichnet Wolf, Ztſchr. 2, 92. Lieber den Aſt als den Stamm! ruft der Vater, der wählen muß, ob er das Kind oder das Weib verlieren ſoll. ibid. 2, 377.

77. Kleinkinderſteine.

a. An der Burgflub bei Wölfliswil (Frickthal) wird ein iſoliert ſtehender thurmförmiger Fels der Aukenkübel genannt. Zu ihm ſteht der Kleinkindertrog. Donnert es, ſo ſagt man ſolchen Leuten zum Troſte, die eben ein Kind durch den Tod verloren haben, es iſt wieder ein Stein von der großen Flub herunter gepoltert, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes heraus holen. Beklagen ſich die Geſchwiſter, daß ihnen ſtatt des verhofften Brüderleins ſchon wieder ein Schweſterchen gebracht worden ſei, ſo entgegnet man, die Hebamme muß diejenigen zuerſt dorten herausnehmen, die am meiſten ſchreien. Eine Felsvertiefung dabei heißt die Waldbruderhütte; ein Eremit ſoll hier gewohnt haben und von den Kaiſerlichen oder Franzoſen erſchlagen worden ſein.

b. Beim Fluchbrunnen im Walde Honderen zu Neſſelnbach im Freienamte, liegt der Fluchſtein (Flühe), ein Fels, aus dem man bereits zwei Wohnhäuſer gebaut hat. Er iſt für die dortige Gegend des Reußthales der allgemeine Kleinkinderſtein.

c. Bei Wegenſtetten im Frickthale liegt in den Feldern der Mariaſtein, auf dem die Arbeiter zu ruhen pflegen. Vor Mannsgedenken noch hat man in ihm die Maria zu regelmäßigen Zeiten gar ſchön ſingen hören.

d. Der sogen. Kindlistein, den man für das Ueberbleibsel einer römischen Hermessäule hielt, stand im Jahre 1836 unweit römischem Gemäuer am Karstenbübel, einer kleinen Anhöhe, die nun von dem Straßenzuge zwischen Zürich und Baden durchschnitten wird. (H. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 1, 64.

e. Alter Weiber Morgengabe heißt ein eiförmiger Fels, der frei aus dem Vierwaldstättersee beim Dorfe Treib hervorragt. Aus diesem Felsen sollen die kleinen Kinder geholt werden. Lusser, Kut. Uri, pg. 124.

Der Zwerg von Ralligen am Thunersee kommt bei einem alles überschwemmenden Wolkenbruche zur Rettung barmherzig handelnder Menschen auf seinem Felsenstein herangerudert. In der Thalschaft des benachbarten Grindelwald gilt eben dieselbe Sage. A. Wyß, Schweiz. Jenll. 1, 315. Das übrige Sagenmaterial über die Steine und Brunnen, aus denen man die kleinen Kinder bringen läßt, findet sich besprochen in den Anmerk. zu den Zwergensagen (Nr. 205, 24.)

78. Die Geburtstanne.

In dem Dorfe Aucnstein an der Aare ward einem Landmann ein Kindlein geboren und zu derselben Frist begehrte eine fremde Frau Einlaß und Nachtquartier. Man hatte sie anfangs abgewiesen, dann aber gab man ihren dringenden Bitten nach und nahm sie auf. Als sie Tags darauf sich wieder auf den Weg machte, dankte sie ihrem Gastfreunde gar sehr, wünschte dem Neugebornen Glück und Wohlergehen und mahnte die Hausbewohner alle, doch ja zu diesem Kindlein recht Sorge zu tragen. Denn ein Traum von einer hohen Waldtanne, den sie in dieser Nacht hier gehabt, deute leider darauf hin, wie es diesem armen Kinde bestimmt sei, wenn es einmal zwanzig Jahre alt geworden, sich erhangen zu müssen. Doch laß sich, schloß das Weib, auch dieses Unheil abwenden, sobald Ihr das Kind von seinem ersten Sprechen und Spielen an nur recht sorgfältig gewöhnet, Alles im Namen Gottes zu beginnen. Die Hausleute saumten nicht, den Rath der Alten treulich zu befolgen; so wurde das Kind in Gottesfurcht auferzogen und wuchs zu einer schönen Jungfrau heran. Niemals hatte man es allein, nie ohne Aufsicht über Feld, nie ohne Begleitung zur Kirche gehen lassen, und ohne Unglück waren seine neunzehn Lebensjahre vorbeigegangen. Am frühen Morgen nun, da sein zwanzigster Geburtstag kam, weckte der Vater sein Kind, hieß es aufstehen und sich ankleiden, damit es mit ihm vom Hause fortgehe, ehe noch Jemand erwacht wäre. Diesen Tag sollte die Tochter mit ihm droben auf dem menschenleeren Berge zubringen, wo keine Gesellschaft und kein Bekanntenbesuch Anlaß zu einer unvorhergesehenen Gefahr geben konnte.

Der Vater nahm Wein und Brod in das Tuchsäckchen, die Tochter trug das Körbchen, so giengen sie zusammen im Morgen durch die Bergmatten in den Wald hinauf. Das Mädchen war voll Lebenslust über den unerwarteten Spaziergang. Beim ersten besten Waldbaum blieb sie stehen und maß ihn in ihrem jugendlichen Uebermuth. Ei, welch eine schöne Tanne, rief sie dann frohlockend in einen mächtigen Baum hinauf; ach Vater, auf diese laß mich doch steigen! In Gottes Namen, so geh und steig denn hinauf, sagte der Vater. Aber mitten im Sprunge wendete das Mädchen sich um; ach Vater, sagte sie mit verwundertem Ton, nun kann ich's nicht mehr! Der Mann verstand dieses Wort und dankte Gott still im Herzen. Der ganze Tag vergieng ohne Unfall, nun war die Tochter erst gerettet. (Durch A. Birrcher in Laufenburg.)

Ueberraschend stimmt diese Erzählung mit jener brahmanischen über die indische Fürstentochter Sawitri, übersetzt von Fr. Rückert. An dem Todestage, der dem jugendlichen Gatten Satiawan von dem Geschicke vorausbestimmt ist, nimmt er früh morgens abndungslos Korb und Beil, um in den Wald hinaus zu gehen und wie sonst Frucht und Holz zum Opfer heim zu holen. Die Gemahlin Sawitri kennt diesen Schicksalstag, sie läßt sich's nicht nehmen, auch diesmal wie vorher jeden Augenblick um den Gatten zu sein und geht mit. Nachdem er draußen Holz gespalten hat, naht der gefürchtete Augenblick, Satiawan kann der Erschöpfung nicht widerstehen und entschläft auf Sawitri's Schoos. Da tritt der Todesgott Yama herbei, bindet des Schlafenden Seele an einen Strick und führt sie mit sich fort. Aber die gattentreue Sawitri folgt Beiden so lange durch die Wälder nach, bis sie das Opfer wieder losgebeten hat. So ist dann Satiawans Todestag zu seinem neuen Geburtstag gemacht. Weitere Erklärungen über verwandte Mythen und daher stammende Bräuche finden sich im Aargau. Kinder-Spr., vierte Abthl. 1, d. Geburtsbaum. Tannligrotze ist femininer, Tannliwater masculiner Scheltname im Aargau, Abthl. IX, No. 469. Beide deuten auf die in dem Baume (Grotz ist Wipfel) waltende Gottheit. Daß der Baum nicht bloß Grabstätte, sondern Sarg gewesen ist, wie man Schiff und Sarg noch Einbaum nennt, oder wie man Geister noch in das Astloch einer Linde bannt und verkeilt (No. 220 Lindegiger am Ruchfeld), dies geht aus der Sage vom hohlen Baum in Menzingen, Kant. Zug, hervor. Derselbe stand seit ältesten Zeiten mitten im Dorfe. So oft der Wind in ihn blies, erbebten alle umstehenden Häuser in ihrem Grunde, denn so weit spannten seine Wurzeln. Es wollte sich niemand mehr finden, der ihn nur in Ast und Zweig stutzte, denn der Baum war unersteiglich hoch und zugleich hohl. Wäre er einmal im Sturme gebrochen, so mußte er die Wohnungen zerschlagen, und wenn man ihn hätte fällen wollen, so begrub er sie im Sturze. Endlich gewann man um Lohn ein Bergmännchen. Es kuppte den Baum und verschwand dann in dem hohlen Stamm auf immer. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 186.

79. Die Schloßtanne in Wirlingen.

Schloß Wirlingen am badiſchen Oberrhein iſt längſt zerfallen und Waldbäume wachſen auf ſeinen Trümmern. Sonſt erſchien den Kindern dorten eine weißgekleidete Jungfrau in wallenden Haaren, nun läßt ſie ſich niemals mehr ſehen. Die Leute ſagen, ſie ſei erlöst, und da dies erſt ſeit neuerer Zeit ſein ſoll, ſo ſuchen ſie den Grund ihres gänzlichen Verſchwindens in folgender Begebenheit. Vor einigen Jahren vermißten Eltern des Abends beim Heimkehren vom Felde eines ihrer Kinder; beim Nachforſchen fand man es im nahen Bache ertrunken. Dieſes Kind iſt der Erlöſer der Jungfrau geweſen und ſo ſollte es ſelbſt gleichfalls nicht lange ohne den Lohn der Seligkeit bleiben. Das Schickſal der Jungfrau war nämlich an eine der Tannen auf der Ruine geknüpft; dieſer Baum aber war gefällt und zur Wiege eben jenes Kindes verſchreinert worden, das ſeinen Eltern ſo früh verloren gieng. Da nun der Schloßbaum fiel und zur Wiege gemacht wurde, in welchem ein Kindlein bis zum Laufenlernen geſchlafen hatte, ſo war das Schickſal erfüllt. So lautet die wiederholte Verſicherung des Dorfſchreiners, der ſich noch wohl erinnert, jene Wiege gemacht zu haben. (A. Birrcher in Laufenburg.)

III. Wildes Heer.

80. Das Guetigsg'heer am Aarauer-Homberg.

Der Weidgang im Aarauer-Jura hat sich schon im vorigen Jahrhundert verloren, nur im benachbarten Solothurner-Jura ist er nach alter Weise zum Theil noch üblich. Früherhin aber trieb man des Abends das Vieh, nachdem es gemolken war, wieder auf die Bergwiesen zurück und ließ es unter der Hut von Knaben die Nacht über draußen. Es kauerte da in jedem Gebüsche, wo es vor den Fliegen Ruhe fand, und die Hüter schliefen in den zahlreichen Heuhäuschen. Ein solcher Hirtenbube hütete einst um die Zeit der Aernte auf dem Aarauer-Homberge und wurde nach Mitternacht durch ein schönes Singen und Spielen aus seinem Schlafe geweckt. Er meinte, die Schnitter im Thale zögen so spät unter fröhlichen Liedern noch durch die Gegend. Bald aber kam es immer näher herauf, gieng aus Westen nach Norden hin, eine Musik, an der kein einziges Instrument fehlte. Sogar aus den Lüften brach ein leiser Gesang darein, der ihn durchschauerte. Es schien ihm, als ob das Gras der Matten und das Laub der Buchenwälder im Mondlichte woge und sich neige, so oft die Töne neu ansetzten. Der Thurmwächter drüben in der Stadt blies schon zwei Uhr an, als die Musik sich wieder verlor. Diese Musik wird im Aarauer- und im nächsten Theile des Frickthaler-Jura 's guetigs G'heer genannt und Gueniskirt derjenige, der sie anführt. Die Voreltern haben sie oft gehört und wußten viel darüber zu sagen. Es gieng auf dem linken Aarufer stets in der Richtung von West nach Ost und verkündete ein gesegnetes Jahr. Wenn es von der Schafmatt durch das hintere Thal von Küttigen gegen Lenzburg hinüber zog, hörte man ein Klingen und Tönen in der Luft wie von tausend Instrumenten. Im Dorfe Küttigen nennt man es noch das Glücksheer; auch von schlechter und unharmonischer Musik jedoch pflegt man gleichnißweise zu sagen, sie gehe wie das Guetisheer. Das ist Guetigsg'heer (das ist ein schlechter Gesang), ist eine gewöhnliche Phrase in Küttigen. Nicht bloß in den Hundstagen, auch in der Fasnacht zog es einher, und die Bauernregel besagt in Anwendung darauf: So viel Sterne als in der Alten Fasnacht am Himmel stehen, so viel Schnitter giebt's in der Aernte. Das Volk um Kütwil sagt, man höre das Guetis- und Gueniskheer außerordentlich schön singen,

ſo oft es ein fruchtbares Jahr geben ſoll. Gunisbeer nennt man dasſelbe um Birmensdorf an der Reuß; Gueris-Ee aber nennt man zugleich im Freienamte das Wilde Heer, deſſen Rauſchen durch die Lüfte man dorten dem Flügelſchlage mächtiger Raubvögel und Wildgänſe zuſchreibt.

81. Das Gundisheer um Muri.

Außerhalb Muri hebt der Umzug des Gundisheeres an. Wie eine laut nuidelnde (wühlende) Schweineheerde zieht es über das Kloſterfeld durch das äußere Dorf nach Buttwil den Berg hinan. Hinter Geltwil geht es einer Hecke nach bis ins Schlattholz und fährt über den hohen Lindenberg weiter. So ſahen es einmal junge Burſchen vom Dorfe Geltwil den Berg herauf kommen, und einer von ihnen ließ ſich bewegen, ein hinter drein laufendes Ferkelchen aufzufangen. Die Kameraden brachten ihm einen Sack, er band es hinein, lud es auf und wollte es heimtragen. Da rief eine Stimme mit Macht aus der Höhe herab, wo eben die Heerde dahin brauste, Hagolärli (Oberohrlein), wo bisch au? und zum Schrecken der Burſche antwortete ſogleich das Ferkel im Sacke: I's Heinigguggeli's Sack inne! Der Träger fuhr zuſammen und ließ den Sack fallen, dann eilte er mit den Andern davon. Nachher fanden Vorübergehende wohl den Sack, aber leer. Seitdem ſoll das Gundisheer dorten nicht mehr erſchienen ſein.

Ueber die Entſtehungsart des Namens, den das Luzerner-Städtchen Willisau trägt, giebt es dreierlei Anekdoten. Wie du das Städtchen benennen willſt, ſagte der eine Bruder zum andern, als ſie den Ort gründeten, ſo will ich's auch = Will is au! Als drei Spieler an jener Stelle zuſammen ſaßen und der eine von ihnen im Zorn über ſeinen Spielverluſt ſein Schwert gen Himmel warf, um den Herrn zu durchbohren, fielen drei Blutstropfen vom Himmel, welche man dorten in der Kirche noch verwahrt. Als aber darüber der Frevler plötzlich vom Teufel in die Luft entführt wurde, entſprangen ſeine Kameraden unter dem Angſtgeſchrei: Er will us au! Eine dritte Deutung dieſes Ortsnamens paßt zu der eben erzählten Sage vom Ferkel zu Geltwil. Zwei Burſche hatten in jener Gegend ein Faſelſchweinchen bemerkt und der eine von ihnen fieng es und ſchob's ſogleich unter ſeinen Mantel, um es als ſein Eigenthum heimzutragen. Damit aber war ſein Geſelle keineswegs zufrieden, ſondern forderte auch ſeinen Theil auf der Stelle daran. Beſtändig ſchrie er, ich will es auch, ich will die Sau! Darüber ereilte Beide der Eigenthümer und nannte nachher nach der wieder gewonnenen Sau ſeinen Hof Willisau.

Ueber die Bedeutung des Schweines in Sage und Brauch muß auf den ausführlichen Artikel No. 30, das Leßbrod, verwiesen werden, in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod. Hier handelt es sich von Fro's heiligem Eber Gullinbursti, der mit Rossesschnelligkeit über Land und Wasser geht und die Nacht erhellt mit dem Glanz seiner goldenen Borsten. Statt des einen Schweins, das den Götterwagen zieht, werden es in der Sage ihrer viele, weil dem Gott Fro die Zahl neun geheiligt ist. Die Meer Meritz (Abthl. III, No. 85) auf der Schleppbreite zuhet ihrer zehn Ferkel mit sich. Vierundzwanzig Hündinnen umklaffen den Wagen der W. Jägerin Gaue, es sind ihre vierundzwanzig verzauberten Töchter. Kuhn, märk. Sag., pag. 217. ebenda No. 58 ist die Burgfrau von Milow sammt ihren Töchtern eine Sau mit elf Ferkeln. Als rächelndes Mutterschwein, aber ihre Jungen sind nicht mitgezählt, zieht die Rechelmoore über die Alpen des Berner-Oberlandes. Jahn, Kant. Bern. 328. Dies wiederholt sich in unserer Nummer: Rindelen- und Rechelmoore bei Ober-Schupfart. Mit sieben scheckigen Jungen läuft das Derstbier von Lütwil. No. 89. 265, o. 86. Der neuntausend Fuß hohe Watzmann bei Reichenhall ist der W. Jäger Watzmann (d. h. Ober, vgl. No. 92, Obermann in Kölikon) gewesen, nun umstarren ihn seine Kinder als sieben Felszacken. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 276. Dieses besondere Thier der W. Jagd hat Menschensprache und besitzt daher vielfache neue Eigennamen. Hier heißt es Hagebrli. Hag ist englisch Schwein und Lamm; schweizerisch Hag bedeutet sonst Stier, wie Bär und Baier zugleich Name des Schweins ist. Hakelbärend und Bärens ist Name des W. Jägers (Kuhn, märk. Sag. pag. 205). Hakelbärend, der auf der Oberjagd umkommt, heißt zugleich Hakelblock. Block und Bolk ist wiederum Schweinname im Südharz. Journal v. u. f. Deutschl. 1790. 38. Demnach ist Bär und Hag gleichbedeutend und setzt sich zum Namen des Hakelberg zusammen, welcher wiederkehrt in unsern Gespensternamen Hoggema und Häggele (Abthl. IX, No. 419). Daher wird das aufgefangene Wildschwein von den Stimmen der W. Jagd gefragt, Hagebrli, wo bist? Eine Sarganser-Sage in Henne's Schweiz. Bl. 1832 läßt einen Fuchs im Zwilchsack auffangen, worauf dann ein ähnliches Fragen und Antworten entsteht. Im Havellande fängt der Bauer einen Dachs und birgt ihn im Zwerchsacke; da ruft das W. Heer, man habe eine einäugige Sau eingesteckt, und daheim angekommen, findet sich wirklich eine solche im Sacke. Kuhn, märk. Sag., No. 136. Wo ist denn die einäugete Häsin? ruft's bei Bamberg aus der Luft. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 97. Wickmick! rufen die Ferkel beim Guetisee-Zuge im Rüti, No. 83, während das Murren der alten Sau voraus geht; in Kuhns nordd. Sag., pag. 113 ruft die Frau Harke der Heerde zu: „pieke!!", dem Dachs aber, der davon abgewichen ist: „quèms!" Die Schweizersage bezeichnet noch mehrere dieser landschaftlichgiltigen Gespensterthiere. Auf der Sanct Galler Wildenburg wandelt eine Matrone, die, wenn man ihrem Winseln folgt, ihre Nase plötzlich in einen Schweinerüssel verlängert. Felsthal, Sagenschatz, pag. 74. Hinter dem Rathhaus der Stadt Sitten (Sion, in Wallis) spukt die große Geistersau mit grünen Augen. Reithard, Sag. d. Schweiz, 492. Auf die vielen in gegenwärtiger Abthl. III enthaltenen Beispunkte gleicher Art soll nur hingewiesen werden, wie z. B. daß der Lochluegenjäger, No. 94, als Wildschwein durchs Waldlaub raschelt, oder daß der

Fälle von Rheinfelden, No. 164, erst in eine Burgunderflasche hinein verwünscht wird, dann aber aus derselben wieder in Gestalt einer ganzen Schweineheerde hervor bricht. Dazu, sowie zu den vorausgehenden Fällen gehört sodann das landesübliche Sprichwort (Kirchhofer, Sprichw. 274), wer das Fehrlein haben will, muß den Sack aufheben: das Glück verlangt Muth. Ich erinnere daran, daß der größte Theil der sogenannten Teufelsmauer beim Volke der Schweinegraben genannt wird; daß wir in Deutschland und in der Schweiz (z. B. in Bünden und in Uri: Meyer-Knonau, Urkunde 2, 114. 1, 311) den Adel deren von Schweiningen und Schweinsberg haben oder hatten; daß die Merowinger die Borstigen, cristati, hießen, da ihnen gemäß ihrer Abstammung von einem meerentstiegenen Ungeheuer Schweinsborsten am Rücken wuchsen. Und wenn schon die Aestier vorzugsweise unter den Germanen die Göttermutter durch Helmzeichen in Eberform verehrt hatten (Tacitus, Germ. 45), so läßt sich begreifen, warum das Steinbild des Teufels am Münsterportale von üchtländisch Freiburg, sowie an dem der Stadt Bern mit einem Schweinskopfe erscheint. Der Teufel ist selbst ein Saubirte, wie die Anmerkung Stifeli und Bläseli (Abthl. V. No. 214, 32) nachweist.

82. Das Streggelenjagen in Meerenschwanden.

Mehrere Nachtbuben wollten sich zusammen den landesüblichen Spaß machen, jenes Nachtgelarme zu veranstalten, das man mit Peitschen, Ketten und Schellen um die Häuser bekannter Familien erhebt und wobei namentlich die erwachsenen Mädchen unsanft aus ihrem Schlafe durch maskierte Liebhaber aufgeweckt werden. Man nennt dies im Freienamte und dem benachbarten Luzernerlande das Streggelenjagen. Die Meerenschwander-Bursche sammelten sich in der Nacht des Fraufastenmittwochs vor Ostern, wohlversehen mit lärmenden Instrumenten an einem Lebhag, der zum Baumgarten eines ihnen bekannten Hauses gehörte und fiengen an, dieser Hecke entlang gegen das Wohnhaus hin ihren tollen Lauf zu machen. Diesmal aber war es auch auf einen ihrer eigenen Gesellschaft mitabgesehen; der Jörri (Georg), dessen schwacher Verstand sonst schon zu lachen gegeben hatte, sollte bei dieser Gelegenheit in Schrecken gesetzt und nachher zur Dorf-Anekdote gemacht werden. Sie stellten ihn deshalb allein an eine offene Lücke jenes Lebhages, an dem sie herunter jagten, und gaben ihm einen offenen Sack in die Hand, in welchem sich die gejagte Streggelen fangen sollte. Alsbald sprang eine gehetzte Katze gegen ihn aus der Hecke und fieng sich im offenen Sacke. Dieser wurde zugebunden, mit Hülfe der Uebrigen dem Jörri aufgeachselt, in sein Haus getragen und dorten in der Wohnstube abgestellt. Hier schwoll nun der Sack höher und höher auf; endlich platzte und sprang er in jeder Nath,

und ein Ungethüm, welches daraus hervor kam, füllte immer breiter anwachsend alle Räume der Stube aus. Nun mußte man die Kapuziner von Bremgarten zu Hilfe holen, die das Thier beschwören und das Haus von ihm befreien sollten. Sie brachten es mit geweihtem Oel, Salz, Wasser und Wachs unter vielen Gebeten dahin, daß das Thier wieder zu einer gewöhnlichen schwarzen Katze zusammenschrumpfte und zum Hause hinaus sprang. Die Burschen, die sich diesen Unfug erlaubt hatten, erkrankten zusammen, einige so schwer, daß sie starben; der Jörri aber, der von ihrem Anschlage nichts gewußt und nichts verstanden, kam mit heiler Haut davon.

83. Gueticee in Rüti.

In Rüti, einem Weiler der Gemeinde Meerenschwanden im Freienamte, ist ein altes Strohhaus dafür wohl bekannt, daß durch dasselbe das Gueticee jede Fronfastennacht seinen Weg hindurch nimmt. Man mag wann immer daran vorbei kommen, so wird man durch seine stets offen stehende Vorderthüre zur hintern hinaus sehen, denn beide müßen die Bewohner offen halten, wenn man gesund und unbeschädigt hier wohnen will. Das Heer zieht dann Nachts als lärmende Schweineheerde hindurch, man hört dabei das Murren einer alten Sau, welche an der Spitze läuft, und die ihr nachkommende Schaar Ferkel schreit hinterdrein: Mick mick!

Im benachbarten Walde von Muri ist ein bekannter Eichbaum, unter welchem sich das Gutisee aufhält, und eine dorten um Mittag rastende Frau hat dessen Murren gehört, ohne jedoch ein Stück der Heerde sehen zu können.

84. Der Guenis-Heerwagen bei Mellingen.

Zwischen den Städten Baden und Mellingen zieht Nachts das Guenisheer. Es kommt über den Oedlisberg nach Neunbrunnen im Schönhardswalde, da setzt es über die Reuß und zieht über Mellingen gegen Schloß Brunneck und Lenzburg zu. Mein Vater hat es vor vierzig Jahren gehört, als er zu Mellingen in einem Hause diente, welches außerhalb des Städtchens am rechten Reußufer gelegen war, wo oberhalb der Trostburg die alte Kapelle steht. Man hörte einen schweren Eisenwagen über das Haus hinrasseln, als ob lauter Käsekessel drauf geladen wären, und hinter der Fuhre kam eine Mannsstimme drein, die mit großer Dringlichkeit wiederholt schrie: Verbind mer's, verbind mer's!

Als dies mein Vater mit einem Appenzeller-Krämer beſprach, der öfters durch Meltingen reiste, erinnerte dieſer ſich aus ſeiner Heimat einer ähnlichen Begebenheit und erzählte dieſelbe alſo: Auch wir hörten in unſerer Jugend gar oft Nachts über unſern Häuſern dieſes Geſſel (Lärmen), hüteten uns aber wohl, dabei zum Fenſter hinaus nachſchauen zu wollen. Als uns nun ein Nachbar berichtete, wie neulich einer dieſer Luftreiter ganz die gleichen Worte herab gerufen habe, machte ihm ein Mädchen, das eben bei uns zu Beſuch war, Vorwürfe, warum er denn jenem Reiter keine Antwort gegeben und dem Hilferuf gemäß ihn nicht verbunden habe. Der Nachbar erklärte, daß er den Sinn jener Worte nicht verſtanden, wohl aber ſich ſehr gefürchtet habe, und nahm das ſchnippiſche Mädchen beim Worte, nächſten Fraufaſtenabend den Reiter ſelber darüber zu befragen. Das alberne Geſchöpf vermaß ſich nun in falſcher Scham wirklich, nächſte Nacht, ſobald der Zug kame, vor die Thüre treten und ihn anreden zu wollen. Jenen Abend gab man ihr Wein und Branntewein zu trinken, ſo viel ſie mochte; das Getöſe ließ ſich wiederum hören, und endlich raſſelte es gegen die Häuſer her, als ob man einen Karren ſchlechtgebundenes Eiſengeſtänge raſch über eine friſchbeſchoſſene Straße führe. Da trat denn das Mädchen vors Haus unter die Dachtraufe hinaus, und als jene Stimme rief: „Verbind mer's!“ antwortete ſie: so halt an, du Donners-Chetzer, wenn i der's verbinde ſoll! Auf dieſes freche Wort hörte plötzlich der ſchmetternde Lärmen ganz auf, der Wagen ſtand ſtill und ein Mann ſprang herunter. Das Mädchen aber verlor das Herz und kam ſchneeweiß zur Stube herein geſtürzt. Ein Groſier ſei vor ihr geſtanden, nichts anderes wußte ſie zu ſagen. Draußen rollte indeſſen der Wagen weiter. In kurzen Tagen aber war ſie todt.

Ich will ihm eins ſchenken, ſagt der Barnimer-Bauer beim Gewitter, und tritt mit dem Glas vor die Thür; ein anderer zu Päſewin will ebenſo dem lieben Gott Proſit zutrinken. Beide werden vom Blitz erſchlagen. Kuhn, nordd. Sag., pag. 123, No. 1. 2. Der Gott, der hier mit ſeinem richtigen Namen Donar angeredet wird, findet ſich zuſammenhängend beſprochen in No. 415, Abthl. IX.

Der dem wagbalſigen Mädchen unbegreiflich lautende Ruf des W. Jägers heißt Verbind mir's! Auf einem an der Weſer ausgepflügten bronzenen Henkelgefäße (Archiv des hiſtor. ndſächſ. Vereines 1840, I) zeigen ſich dreibeinige Jagdthiere, welche alle gegürtet ſind. Wär ich gegürtet und geſchürzt, ſo könnt' ich auch mit! rief ein Geiſt aus dem W. Heer heraus, das der Schiffer über den Main ſetzen mußte; der Gerſtenhüter band ihm darauf ein Strohſeil um den Leib und ſprach, nun kannſt du nach! Panzer, bayr. Sag. 1, 176. No. 189. 198. Auf, ſchürze dich! ruft ebenſo der todte Reiter Leneren zu in Bürgers bekannter Ballade. Geiler v. Keiſersb.,

Ameiſe, Bl. 37, weiß gleichfalls, daß die im Wüthenden Heere zuſammen „an einem Seil“ laufen müßen. Dies iſt gewöhnlich ein Strohſeil. Die ungewöhnliche Stärke deſſelben gleicht der Kette des Homeriſchen Zeus, an die ſich alle Götter miteinander hängen können, und dem Stricke, an welchen der indiſche Todesgott Yama die abgeſchiedenen Seelen bindet; vgl. Fr. Rückerts Gedicht Sawitri. Ein einzelner Halm aus jenem Seile reicht hin, ſich daran zu erhängen: vgl. Abthl. VI, No. 271, das Erhängenſpielen. In unſerer Sage ſcheint eine der Seelen von dieſem Stricke abgekommen zu ſein, gleichwie in Kuhns nordd. Sag., No. 151, auch ein Weib vom Zuge der W. Jagd abkommt, worauf der Helljäger dem unten im Zauberkreiſe ſtehenden Menſchen zuruft: Stoß das Weib hinaus! An einem ſolchen Seil von Erbſenſtroh führt man bei den Frühlingsſpielen den Wilden Mann, den Erbsbär, und bei Erntefeſten den Schimmelreiter umher: Sommer, Thüring. Sag. 156, 160. Schmalfuß, die Deutſchen in Böhmen, Prag 1851. In ſolchem Sinne iſt's gemeint, daß auch der Mann im Monde in eine Bohnenſtrohgarbe eingewickelt iſt. Strohwiſch dient als Pfandzeichen und Verkaufszeichen; man bindet es feilen Roſſen in Mähne und Schweif, man iſt, wenn die Ehefrau auf Reiſen geht, ein Strohwittwer. Das Toggeli erſcheint als Strohhalm und Kornähre. Auf der Zurzacher-Meſſe ſcheint es den Zuſchauern, als ob des Zauberers Hahn, der nur einen Strohhalm im Schnabel hält, einen Wiesbaum trage. Die Bieleſelder-Sage nennt letzteres Augenverkaikeligge. Firmenich 1, 277. Neben dem Strohſeil der W. Jagd, womit man ſich gürtet und zugleich ſich beſchützt, kommt auch das Gegentheil vor, die Zerreißung und Zerfleiſchung der Todesopfer. Gegen ſolcherlei giebt wiederum eine Stimme Rath; wenn nämlich das W. Heer über Wolfartsweiler hinzog, ſo rief's dem Zuge voraus: Wenn du beſchädigt wirſt, ſo verbinde dich mit rohem Garne. Mone, Anz. 1839, 307.

---

85. Die Moor Moritz auf der Schloßbreite bei Tägerfelden.

In Tägerfelden ſteht ein verfallenes Schlöſilein mit einem dazu gehörenden Wieſengrunde, der die Schloßbreite heißt. Hier läuft jeden Samſtag mit dem Klang der Betzeitglocke ein Mutterſchwein, die Moor Moritz, und führt ihre zehn Ferkel mit ſich. Es kommt aus jenem Theile des Schlöſichens hervor, der ehemals die Stallungen ausgemacht hat, jetzt aber nur aus ein paar überdachten Mauern beſteht und der Gemeinde zum Holzſchuppen dienen muß. Es nimmt ſeinen Weg bis zum Ehile-Rainli, einem Abhange, welcher zur Schloßkapelle gehört, und geht von da wieder heim. Es hat die Farbe der ſogenannten Zweibrücker-Zucht, nämlich vorne ſchwarz und hinten weiß; ebenſo ſind auch ſeine Ferkel gezeichnet. Hat nun ein Vorübergehender den Muth, bis auf einige Schritte heranzutreten, ſo ſchwillt das Schwein zur Größe einer ſolchen Waſchwanne an, wie die ſind, in welchen man geſchlachtete Schweine brühet, und beginnt entſetzlich zu grunzen. Dies bedeutet, daß man zurückweichen ſoll. Folgt man

dieſer Warnung nicht, ſo iſt man bis zum nächſten Morgen gewiß eine Leiche.

Die frühere Herrin dieſes Schlöſleins ſoll eine alte Wittwe aus dem Luzerner-Adelsgeſchlechte deren von Sonnenberg geweſen ſein. Sie hatte Niemand als ihren Sohn Moritz. Sie machte für die Kapelle ihres Schloſſes mancherlei Vergabungen an Feldfrüchten und Eiern, ließ das Kirchendach ſtatt der Schindeln mit Ziegeln eindecken und ſetzte bei ihrem Tode den Grundzins von ein paar Juchart Land nebſt zehn Stück Hafer (ein Mannwerk) aus, um daraus die Löhnung des Sigriſt beſtreiten zu laſſen. Einige Jahre lang nach der Mutter Tod gab der Sohn Moritz den geſtifteten Hafer gebürend ab und verſpürte ebenſo lange in ſeiner Güterwirthſchaft niemals Mangel. Nach und nach jedoch reute ihn dieſe unnütze Abgabe, er ließ ſie eingehen und hielt ſich aus dem Ertrag des Kirchenhafers ein Schwein mehr. Aber die Strafe blieb nicht aus. Das Schwein war eines Morgens ſammt ſeinen Ferkeln verſchwunden, bald fiel im Stalle auch das übrige Vieh. Das Vermögen des Junkers ſchwand ſo ſehr, daß er nach und nach bis zum armen Tauner herabſank, der ſein einziges Tagwerk Ackerland mit fremden Ochſen pflügen muß. Als ſein Hausdach anfieng baufällig zu werden, nahm er bei Nachtzeit die Ziegel vom Kapellendache herab und deckte dies dafür mit Stroh. Zuletzt fand man ihn in ſeinem Stalle an einem Stricke erhenkt. Nun ſagt man, der Junker ſei in jenes Schwein verwünſcht, das alle Samſtagsabende auf der Schloßbreite mit den Ferkeln weidet, aus Barmherzigkeit aber werde ihm vergönnt, hin und wieder in einer menſchlichen Geſtalt erſcheinen zu dürfen. Man meint, er ſei zugleich ein Dachdecker, weil man öfters um Mitternacht einen Mann auf dem Ziegeldache der Kapelle klappern hört. Auch auf jenem Holzlande, welches die Wanne heißt, ein hübſcher Föhrenbeſtand, der jetzt der Gemeinde Baldingen angehört, erſcheint er häufig als Jäger mit ſeinen Hunden; denn ſtatt dieſen Forſt, nach der Mutter letztem Willen, zur Unterhaltung des Kirchengebälkes zu verwenden, hatte er ihn dem Junker von Baldingen um einen Antheil an der Hochjagd auf dem Baldinger Berge vertauſcht. Am öfteſten kommt er aber noch als die Moor. Da läuft das Schwein, ohne ſich ſtören zu laſſen, um Betzeitläuten ſeinen Weg hin und her. Seit etwa fünfzig Jahren ſchon iſt ein Haus in dieſen ſeinen gewohnten Pfad gebaut worden, nun läuft es durch daſſelbe mitten hindurch.

24 Hunde folgen dem Wode nach. Müllenhoff, Schlesw. Sag. Nr. 500. Frau Gauden hatte 24 Töchter; zuſammen waren ſie ſo leidenſchaftliche Jägerinnen, daß ſie riefen, die Jagd iſt beſſer als der Himmel! Nun

sind's 24 Hündinnen, die den Jagdwagen der Mutter umklaffen müßen. Kuhn, märk. Sag., S. 217. Nordd. Sag., S. 2. Die Moor Moritz hat ihren Namen in gleicher Wortverdrehung, wie Moritzmachen gilt, statt Moretlehren. Seifert, Hildesh. Sag., pag. 178.

86. Das Dorfthier von Lützwil.

Es macht seine Runde bloß im Dorfe. Dabei erscheint es anfangs wie ein winzig kleines Thierchen, fast wie ein Igel gestaltet. Begegnet man ihm und es schlägt gerade Zwölf im Thurme, so schwillt es zur Größe eines Heuwagens auf. Soll der Jahrgang recht fruchtbar werden, so läuft es mit sieben Jungen, das sind weiße und schwarze Katzen. Sie legen sich den Leuten gerne in den Weg, tritt man aber auf eine, so bekommt man das Weh, das fallende Uebel, das im Dorfe wirklich häufiger vorkommen soll.

87. Die Meerenschwander-Dorfloos.

Das Nachtgespenst des Freienämter-Dorfes Meerenschwanden ist ein Schwein, das zwar die Dorfloos heißt, im Allgemeinen aber eben so häufig Dorfhund genannt wird, weil dieser letztere Name der landesübliche für jedes allbekannte Gespenst ist. Ein Reisender, der auf dem Wege nach Zug begriffen, Abends durch Meerenschwanden kam, stolperte über dieses in der Gasse umlaufende Schwein und meldete den Leuten im nächsten Hause, sie möchten das losgekommene Thier wieder in den Stall thun. Man erwiederte aber kurz, er und jeder andere solle jene Loos nur sein lassen.

Der Scherz der Nachbargemeinden giebt den Meerenschwandern den Spitznamen Speck, und behauptet: sie hätten sich bei einer Kirchweih besonders an Speck gütlich thun wollen, und um ihn beim Sieden vor dem Zerfließen zu bewahren, hätten sie ihn in eine Windel gewickelt in den Kochhafen gesteckt. Auch hiemit weist der alte Spitzname auf das Ortsgespenst der Loos zurück. Die Buttwiler führen den gleichen Schmutznamen. Sie nahmen zum Speckstehlen zwei Säcke auf einmal mit, füllten den einen und ließen heißhungrig den andern am Platze liegen. Da er ihr Dorfzeichen trug, waren sie bald daran erkannt. Ebenso heißen die Bewohner von Gebistorf Speck, die von Birmenstorf Wildsäue, und denen im benachbarten Mühlingen singt man nach:

Hülliger, Hülliger-Moore,
Hanked d'Speck a d'Ohre!

88. Die überfahrende Sau bei Koblenz.

An der Mündung der Aare in den Rhein liegt das Fischerdorf Koblenz. Zu regelmäßigen Zeiten erscheint am jenseitigen Ufer des Nachts ein Schwein, um sich vom Fährmann ins Dörflein übersetzen zu lassen. Auch jetzt, da die Kantonsregierung das Fahr gänzlich erneut und für den Transit im Großen hergestellt hat, findet sich das Schwein noch immer ein und geht mit der Nacht herüber. Die Leute sagen, es sei ein betrügerischer Grenzzollner dieser Gegend.

Gott Frô, dem der Eber geheiligt und in den Wagen vorgespannt ist, besitzt ein Schiff, in welchem alle Götter mit Waffen und Heergeräth Raum fanden, das sich seinen Fahrwind selber machte und das die Zwerge mit solcher Kunst gefertigt hatten, daß es sich wie ein Tuch zusammenfalten und einstecken ließ. Von diesem ist die Rede in Abthl. I, No. 38: Räuberschiff bei Rietheim.

---

89. Rindelenmoor bei Schupfart.

Herwärts vom Dorfe Ober-Schupfart im Frickthale treibt in der Rindelen die Rindelenmoor ihr Unwesen, ein gespenstisches Schwein, das man sonst auch Rochelenmoor wegen ihres heißhungrigen (rüechenden) Grunzens und Wühlens nennen hört. Vor noch nicht langer Zeit machte hier Nachts ein heimkehrender Schupfarter-Bauer seinen Begleiter aufmerksam, ob er denn jenen Hund nicht bemerke, der beharrlich hinter ihm drein fauche und lappe. Der Befragte konnte durchaus nichts wahrnehmen. Nun fieng der Andere gewaltig an zu fluchen und meinte damit das Unthier zu verscheuchen; als das Thier wegprallte, ward er aber am Fuße gestreift. Der Mann schwoll heftig an und hatte lange darnach noch das Bett zu hüten.

---

90. Der Schweinreiter auf Thierstein.

Auf der Schloßruine Thierstein im Frickthal begegnete einst mehreren Hirten ein Mann und ersuchte sie, ihm hier eine große Eisenkiste aus einem finstern Orte heraustragen zu helfen; nur möchten sie dabei nicht lachen, sonst könnten sie leicht Schaden nehmen. Die Hirten halfen unverzüglich, hatten aber kaum die Kiste gefaßt, als ein gar närrisch gekleideter Mann auf einem Schwein daher geritten kam. Da war das Lachen nicht mehr zu verhalten. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Reiter unter entsetzlichem Geschrei rings herum, während die Hirten wie todt zur Erde fielen. Als sie wieder erwachten, lagen sie bei ihrem Vieh, das ruhig weidete. (A. Bircher in Laufenburg.)

Grebelbon heißt ein Alpengeist im Waatlande, der auf Schweinen geritten kommt. Zürcherisch gilt grebeln, Grauen erregen, Grebel, ein häßlicher und schlechter Mensch. Grebelistrugge und Wundertrugge ist der Zauberkasten. Vulliemin, Kant. Waat 2, 31. Stalder 2, 520. Vergl. No. 92, Ebermann in Köllikon.

91. Die silberne Sau im Chillholz.

Im Freienämter-Dorfe Buttwil und den benachbarten Gemeinden des Lindenbergs geht noch die Rede, es hätten die Klosterherren von Muri, als die Neufranken am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Schweiz anrückten, eine silberne Sau auf dem Hofe Chillholz vergraben lassen, der damals noch zum Stifte Muri gehörte und auf der Höhe des großen Lindenberges gelegen ist. Es ist dies derselbe Berg, an dessen östlicher Seite das Gausermatten-Wibli schreit, No. 116, so oft dem Lande Kriegsgefahr droht, und auf dessen Höhe nach Norden das Bad der Elftausend Jungfrauen liegt, auch Heidenbad genannt, No. 14. 15. Nun soll es noch nicht lange her sein, daß einer der beiden Bauern gestorben ist, die beim Vergraben jenes silbernen Thieres hatten behülflich sein müßen. Er habe es öfter geschildert, wie man das Thier in ein Salzfaß geschlagen, bergauf geschafft und im Walde versenkt habe, und sein Zusatz hieß dann gewöhnlich: wenn er damals schon so klug gewesen wäre wie sein Kamerad, der Odli (kleine Adam) von Buttwil, so hätte er sich sein Stück Speck von jener Sau auch auf Lebenszeit abschneiden können.

Gerade so vergraben die bayrischen Mönche, als die Schweden kommen, drei Schatzkisten, in deren einer digenes Fleisch (geräuchertes Schweinefleisch) ist. Schöppner, bayr. Sag. 1, No. 37. und ebenda No. 147 wird ein goldener Fuchs ausgegraben. Dies zusammen erinnert an den Bauern in Wolfs ndl. Sagen, der, nachdem er dem W. Jäger behülflich gewesen ist, vierzehn Tage lang nachher noch Eberfleisch einzusalzen hat; und an das Goldferch der Lauterbacher-Satzung in Grimms Weisthümern, das noch i. J. 1589 an die Gerichtsmänner gezinset worden ist. Es ist dies der Majalis sacrivus der Lex Salica, der beim christlich gewordenen Frankenvolke alljährlich zum großen Frühlingsopfer dargebracht wurde. Eine goldene Sau liegt im Schloßbergbrunnen beim Sieflingerhof. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 22.

92. Ebermann in Köllikon.

In der Gegend von Köllikon, einem Dorfe bei Aarau, liegt ein Waldplatz, genannt Im Eber. Drinnen haust ein Schimmelreiter, welcher der Ebermann heißt und von Köllikon aus über die Wal-

rungen das Ester und die Egeren reitet bis hinauf gegen das Dorf Safenwil.

So läßt sich der Schimmelreiter zu Bielstein immer zwischen den Schweinen sehen des alten Klosters Ifield, wenn diese sich im Klosterſumpfe wälzen. Pröhle, Harzsagen, pag. 226.

---

93. Die Pfaffenhöhle in Suhr.

Zwischen den Jahren 1740 und 1750 entstand zu Suhr im Dorfe ein allgemeiner Lärm, es führe aus dem dortigen Pfarrhause ein alter Gang unter der Kirche hinweg in ein Schatzgewölbe des Kirchberges, worin die Heidenpfaffen neben andern Kostbarkeiten und Kleinodien jenes goldene Kalb verborgen hätten, das sie aus dem wüsten Arabien mit sich nach Deutschland gebracht haben sollen. Die damaligen Tonangeber im Orte, die vielleicht ihrem Pfarrer nicht gewogen waren, aber das öde Gerücht so weit benützten, als es ihrem Streben nach Einfluß dienlich schien, rückten alsbald mit dem Antrage heraus, von Gemeinde wegen nach diesen unerschöpflichen Reichthümern im Berge graben zu lassen. Als ihnen die Mehrheit der Ortsbürger beistimmte, fieng man die Arbeit wirklich an. Man begann auf jener Seite des Chores den Boden aufzubrechen, auf welcher die Gerichtsmänner und Gemeindeältesten ihre Kirchenstühle hatten. Nach einigem Schaufeln traf man auf eine ungewöhnlich große rohe Steinplatte; für einen bloßen Grabstein war sie viel zu groß, hinter ihr fand sich ein weiter leerer Raum, der von Schutt und Erde auffallend rein gehalten schien, also grub man um so frischer drauf los. Endlich gerieth man an die Quadern einer abwärts führenden Treppe. Der Jubel war groß, aber kurz, denn trotz alles Widerspruches der Steifgläubigen mußte man zuletzt diese Treppe doch nur für ein Stück derjenigen erkennen, von der ein Jeder schon gewußt und um die sich Keiner mehr gekümmert hatte. Sie hatte nämlich zu den alten Gefängnissen geführt, welche die Berner-Herrschaft während des schweizerischen Bauernkrieges in den Sandsteinklüften dieses Kirchberges für die Aufrührer des Ober-Aargaus angelegt hatte. Diese schlechten Kerker verfielen nachher wieder und wurden zugeschüttet, einige davon benutzte der zunächst Wohnende auch als Rothkeller, und so stieß die übriggebliebene Treppe hier noch an die Kellerwand des Pfarrhofes an. Nun mußte man das goldene Kalb sammt allen übrigen Schätzen freilich im Stiche lassen. Der Schluß des lächerlichen Unternehmens blieb jedoch gleich sonderbar. Denn wer sollte nun die Kosten tragen, wer den durchwühlten Boden wieder ausfüllen und das Kirchenchor frisch belegen

lassen? Jene ursprünglichen Rathgeber waren schlau genug, allerlei Gerede zu verbreiten, durch welches sie kostenfrei ausziengen. Denn die einen erinnerten sich plötzlich wieder, wie hier im Dorfe die Berner Reiter einst gehaust, gesengt und geplündert hatten; wie viele arme Bauern zu Suhr und zu Entfelden an die Dorflinde gehenkt oder in diese Berglöcher geschmissen worden waren; die andern aber behaupteten, diese unterirdischen Gänge stammten doch von den Heidenpriestern her, die hier gewohnt hätten, und die Ortspfarrer von Suhr seien mit diesen und andern heimlichen Dingen des Kirchberges schon von jeher nothwendig vertraut gewesen. Kurz der damalige Pfarrer Rufli wurde durch einen zweiten Gemeindebeschluß angehalten, diesen Gang vom Pfarrhause bis unter die Kirche auf seine Kosten vermauern zu lassen. Um des Friedens willen fügte sich zuletzt der gute Mann.

Ueber die in unsern Sagen häufiger vorausgesetzten unterirdischen Gänge hat Panzer, bayr. Sag. 1, S. 298 unwiderleglich nachgewiesen, daß es Grabkammern altheidnischer Tempel sind und einer Vorzeit angehören, welcher die architektonische Deckenwölbung noch unbekannt ist. Von dem auf dem Berggipfel stehenden Holzthurme solcher Tempel stieg man durch senkrechte Schachte in diese oft weitlaufenden Gänge hinab. Daß man in ihnen zu Kriegszeiten Tempelschätze verbarg, erzählt Caesar, Bell. Gall. 6, 17. Daher die Sage, daß hier goldene und silberne Thiere vergraben liegen. Unter dem Hügel Pona zu Salvan, Kant. Wallis, ist Marimians goldenes Kalb vergraben und ein schwarzer Bock hütet's. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 308. Vor Zeiten hat man in das Heidenloch, eine Glarner Berghöhle, ein weißes Lamm hineingebracht, und dasselbe kam dann dreiviertel Stunden tiefer, im Thale bei Schwendi, roth gefärbt wieder zum Vorschein. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 315. Die Mönche Grünenbergs in Hessen vergruben, als sie ihr Kloster verlassen mußten, ein goldenes Lämmchen, und man kann es sehen, wenn man unter dem Arm durchschaut. Wolf, Zschr. 1, 35. Schatzgräber geben vor, das goldene Kalb ergraben zu wollen. Myth. 691 u. 1223. Das Kolmarer Stadtgespenst heißt Nachtkalb, das von Wangen der Dorfhammel. Stöber, elsäß. Sag. No. 67. 173. Ein goldenes Kalb liegt in der Burg Alt-Oberstein. Mone, Anz. 1836, 414. Ein anderes liegt in der untergegangenen Stadt Benau, ibid. 1837, 174. 1838, 52. Die Hunnen begraben ihren Fürsten mit einem goldenen Kalb im Heidenbuck. Baader, bad. Sag. No. 41. Die zwölf silbernen Apostelbilder liegen im Berge vergraben. Wolf, hess. Sag. No. 189. Meier, schwäb. Sag. 1, pag. 305. Im Steinbrunnen des Schloßbergs wird einer goldenen Sau nachgegraben. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 22.

94. Der Lochluegenjäger.

Am Wege vom Dorfe Leerau nach Staffelbach liegt westlich der Großstein, östlich eine muldenförmige Thalsenkung, die Lochluege.

Dorten auf einem Hügel, welcher Schloßhubel heißt, soll einſt eine Ritterburg geſtanden haben und ihr letzter Beſitzer, der dieſen Platz in ſchlimmen Ruf gebracht hat, iſt der Lochluegenjäger. Bald ſieht man um den Kopf des Hügels ein blaues Räuchlein ſich dehnen, und dies deutet auf ſchlechtes Wetter; bald begegnet denen, die hier durch müßen, der Burggeiſt ſelber. Er iſt in Frickthaler-Tracht gekleidet, die hier auf viele Stunden weit nicht üblich iſt, nämlich in einen langflügeligen grünen Tuchrock mit großknöpfiger rother Weſte. Ein Mädchen, das vor etlichen Jahren hier allein auf dem Wege war, meinte in der Gegend des Eſterli, wo der Leerauer- und der Staffelbacher-Gemeindebann ſich ſcheiden, mit jedem Schritte in tiefem Laub und Heidekraut einzuſinken, ſo ſehr raſchelte und rauſchte es um ſie, und doch ſtand ſie allenthalben auf nacktem, kahlem Boden. Angſtvoll hebt ſie die Füße höher und beginnt zu ſpringen, aber auch das Rauſchen wird um ſo ärger und nur mit Noth kommt ſie von der Stelle. Aehnlich erzieng's hier auch einem Burſchen, welcher Mehl aus der Mühle geholt hatte und auf einem zweiräderigen Karren vorbeiführte. Hier deuchte es ihm, ſein Karren ziehe ſich plötzlich ſo leicht. Er blickt um, da hilft ein Mann, von dem er vorher nichts bemerkt hat, ihm hinten den Mehlkarren ſtoßen; er iſt ganz in Rübeli gekleidet, nämlich in grünen Baumwollenſammet, den man häufig zu Hoſe, Spenzer und Weſte zuſammen wählt, und auf dem Kopfe hat er einen hohen ſchwarzen Strohhut. Der Burſche wagt nicht, etwas zu ſagen, auch der Grüne ſpricht nichts. Nach einer Weile wird die Laſt wieder ſchwerer, der Ziehende ſchaut wieder um, da iſt der Rübelimann verſchwunden. Jetzt erſt ſtanden ihm die Haare zu Berge. Aber gethan hat es ihm nichts.

Schlechter bekam's einem Andern. An derſelben Stelle ſperrte ihm ein mächtiges Schwein mit raſſelnden Borſten den Weg. Er wollte ſchon umwenden, denn zum Ausweichen iſt das Gelände zu enge und das Thier mit ſeiner blutunterlaufenen Haut ſah ihm zu wildfremd aus. Da ſchnurrte das Ungethüm grunzend an ihm vorbei und hinterließ ihm nichts als einen tüchtig geſchwollenen Kopf.

Wegwart, Wegweis, Wegluege und Lochluege ſind Namen für cichorium intybus. Lochluege leitet ab von loh, silva. Da man der Pflanze die Wirkung des Irrkräutleins beilegt, ſo erhält zugleich der W. Jäger ſeinen Namen von ihr, da er in dem Walde, in welchem er hier haust, die Leute irreführt, denen der Samen der Lochluege unverſehens in die Schuhe hinein gefallen iſt. Wer auf die Blüthe der weißen Wegluegenwurzel trifft, muß die ganze Pflanze, wenn er gar nichts Anderes bei ſich hat, mit einem Stück Silbergeld ausgraben, dann kann er Kunſtſtücke damit machen. Karg. Abgl. Am Tage St. Johannis des Täufers, erzählt Philo

von den Schweizern (Magiologia 1675, pag. 786) berühren ſie knieend die Wurzel mit Gold, des Morgens vor Sonnenaufgang und graben ſie herfür in der Kraft des Schwertes des Judas Maccabäus, ſolche wider allerlei Unglück bei ſich zu tragen.

Wie der Geiſt hier des Bauern Mehlkarren nachſchieben hilft, eben ſo legt ein ſchwäb. Bauer ſeinen eigenen Mehlſack dem W. Jäger aufs Roß. Meier, ſchwäb. Sag. No. 116. Der Lochlurgenjäger trägt einen ſchwarzen Strohhut nach Frickthaler Bauernart; der Ranzenpuffer läßt einen breitrandigen Bauernhut auf der Erde liegen. Meier, ibid. 124, 6. Erſterer kommt ferner als Wildſchwein vorbeigeſchnurrt; der Ranzenpuffer verwandelt ſich gleichfalls in ein ſolches und wandert dann in die Schweiz aus. Meier, ibid. No. 124, 2. Es hat eine blutunterlaufene Haut, theils um dadurch der rothen Farbe zu entſprechen, welche der Tracht göttlicher Weſen zukommt; theils auch, weil es das Metzelſchwein iſt, der Eber Sährimnir, der zu den Tafelfreuden Walhalls täglich geſotten und allabends wieder heil iſt. Daher die mancherlei Thiere der Sage, die mit Vorlegmeſſer und Gabel in der Schwarte umherlaufen, oder plötzlich zur Größe einer Waſchwanne anſchwellen, in der man das Metzelſchwein brüht (No. 85).

---

95. Das Erlisbacher Dorfthier.

Es ſchiebt ſich in Geſtalt eines geladenen Heuwagens ſelber in den Wieſenbach Wütherich, welcher vom Dorfe aus in die Aare geht; bei jeglicher Begegnung ſchrumpft es aber ſogleich in einen Hund zuſammen und heißt alsdann der Dorfpudel. Dieſer, ſchwarzzottig, von der Größe eines Maſtkalbes, den Schweif am Boden nachſchleppend, hat feurige Augen gleich den runden Scheiben eines Bauernfenſters. Wenn an jener Ackerſtelle, wo das Thier in den Wütherichbach geht, das Getreide beſonders ſchön golden reift, oder auch wenn es in den Aehren auswächst und ſchwarz wird, ſo hält man dies für die Wirkung der Feueraugen, mit denen der Geiſt die Fruchtfelder miſt. Zwei Dorfbuben hatten hier einſt Korn vom Feld geſtohlen und meinten es hinter den Knochen des Beinhauſes auf dem Erlisbacher Kirchhofe zu verſtecken. Als ſie aber von dem mannshohen Knochenhaufen wieder herunter ſteigen wollten, waren Beiden die Füße plötzlich dermaßen mit Schwären überdeckt, daß ſie nicht mehr weiter kamen und gefangen wurden. In dieſem Beinhauſe hat es beſonders ſeinen Sitz, es geht von da mitten durch die Kirchhofsmauer hindurch und halbwegs bis zum nahe gelegenen katholiſchen Pfarrhaus; da aber kehrt es gleich wieder um, denn ein Wohnhaus betritt es niemals, und wendet ſich zu dem alten Gebäude neben der Kirche, das ehedem eine Schaffnerei geweſen iſt. Die Herren von Bern hielten hier, ſo lange ſie das Land noch regierten, ein Faſelſchwein und einen Wucherſtier

für Jedermann aus der Gemeinde, außerdem ſtand noch eine Kuh im Stalle, von der eine jede Wöchnerin täglich ihre Maß Milch bekam. Oben war eine Getreideſchütte, von der die Armen ihr Saatkorn unentgeltlich nehmen konnten. Von alle dem iſt nichts mehr übrig als dieſer Dorfpudel. Alljährlich läuft er zweimal langſam ins obere Dorf. Er thut es nur zur heiligen Zeit und hält dabei ſeinen Weg ſo gewiſſenhaft ein, daß Niemand zu Schaden kommt, der um dieſelbe Zeit nur eben dieſe Richtung meidet. Geſellſchaft und Geſpräch verſcheucht ihn nicht, auch kein Geiſtlicher kann ihn bannen. Geräth ihm aber Jemand in ſeine Bahn, ſo erheben ſich augenblicklich ringsum hohe Mauern, vor denen man bis zum Frühläuten rathlos liegen muß, um endlich mit einem geſchwollenen Kopf wieder heimgeſchickt zu werden. Er kam einſt zwiſchen zwei Männer hinein gelaufen, die zuſammen von Stößlingen her ins Dorf giengen. Schauerlich murmelnd, als ob er reden wollte, wanderte er bei zweihundert Schritt weit mit ihnen fort. Als ihn einer der Beiden ſchärfer betrachtete, konnte er nichts anderes an ihm gewahren, als eine ſonderbare zackige Kopfbedeckung, dem Meßkäppchen der Kaplane ähnlich. Man ſagt dann auch, das Thier ſei ein ehemaliger Dorfpfarrer, der ein kirchenräuberiſches und wüſtes Leben geführt habe. Drunten in den Aarmatten beim letzten Dorfbach kommt das Thier am öfteſten hervor, wenn die Witterung ändert. Da ſchwimmt es rauſchend eine Strecke weit in der Aare herab und ſteigt dann herauf in den Dorfbach, um da zu „woddeln". Dieſem Geräuſche aber muß man entweichen, es erſchüttert einem das Blut, daß es dick wird.

Einem Schatzgräber erſcheint ein großer taumelnder Heuwagen, von zwei Ochſen gezogen und mit zwerghaften Reitern. Schambach-Müller, ndſächſ. Sag. pag. 113. Schatzgräbern begegnet ein großer Heuwagen, von einem Hahn gezogen, ein anderer von Mäuſen gezogen: Kuhn, märk. Sag. No. 32. 111. Auf Einem Rade kommt ein hochbeladener Heuwagen zu den Schatzgräbern in die Mühle herein: Wolf, heſſ. Sag. No. 183. Ein Fuder Heu, von ſechs weißen Mäuſen gezogen, fährt beim Goldbrunnen, im Süddeitmarſchen. Bechſtein, DSagb. No. 171. Des Geiſterhundes von Elmshorn Haare ſind länger als längſtes Gras. Müllenhoff, Holſt. Sag., pag. 191. Die Erklärung zu dieſen ungewöhnlich lautenden Anſchauungen in einem ſo beharrlich ſich wiederholenden Sagenzuge ſehe ich darin, daß Hesperus in ahd. Gloſſen stelhôm genannt wird, wie triones (Siebengeſtirn) mit wagana überſetzt iſt. Schlettſtädt. Gloſſ. Haupt, Ztſchr. 5, 326 u. Stellbaum iſt aber unſer Wiesbaum, Windbaum, Raitelbaum. Dem entſprechend iſt es alſo auch, daß der Liedvers „currus jam ponit phosphorus" (Grimm, Hymnor. interpretatio theot. 2, 3) in ahd. Ueberſetzung lautet: reita giu fergôt ingostern. Darum erſcheint das Erlisbacher- und das Lützwiler-Dorfthier (No. 86) in Geſtalt eines Heuwagens, und der Drache iſt ſtets ſo dick wie ein Wiesbaum, die zu erlöſende Schlange

so lang wie ein Heuseil (vgl. zum Beweise für letzteres Abthl. VI, No. 234 Drache. — Abthl. IV, No. 167 Schlüsseljungfrau von Tegerfelden).

96. Die Fischbank bei Othmarsingen.

Wenn man auf der Straße zwischen den Städten Lenzburg und Baden gegen das kleine Dorf Mägenweil kommt, so sieht man zu beiden Seiten des Weges große Granitblöcke in Menge weit in die Felder hinein liegen. Eine viel größere Zahl ist seit einem Menschenalter aus dem fruchtbaren Kornlande herausgeschafft, zerschlagen oder gesprengt worden. Manch freundliches Wohnhaus in der Nachbarschaft ist daraus gebaut. Das Volk sagt von diesen Felsenmassen, es sei hier einst ein Steinregen nieder gegangen. Die Dorfchroniken hingegen erzählen, daß schon die Römer mit diesen Blöcken die Militärstraßen und Wasserleitungen aufgeführt haben, die hier herum nach Windisch und nach Baden hin gehen. Noch ist ein besonders großer Granitkegel links im Felde drinnen, der über seine nächsten Kirschenbäume hinaussieht; derselbe soll einst noch viel gewaltiger gewesen sein, so daß man ihn nicht aus dem Wege zu schaffen wußte. Die Römer, die ihre Straßen schnurgerade zu machen pflegten, mußten ihn deshalb zerklüften, um an ihm vorbei zu kommen, und was heute noch von ihm übrig ist, war ihnen dann nur der Weisstein.

Ein solcher Block liegt auch im Walde Lintb, zwischen dem Dorfe Othmarsingen und Lenzburg. Der spitz zulaufende Fels ist gegen 30 bis 40 Ellen lang und bei 15 Ellen hoch und breit; seine noch beträchtlichere Masse scheint er in den Boden zu versenken. Die mächtigen Stämme der Eichen und Buchen, die ihn umstehen, auf Tagereisen weit die edelstgewachsenen Bäume, geben ihm ein gar stattliches Aussehen. Man nennt ihn die Fischbank; er soll zur Heidenzeit den Mittelpunkt des Marktplatzes von Lenzburg ausgemacht und auf ihm sollen die Fischweiber ihre lebendige Waare feilgeboten haben. Aehnliche Felsenlasten, wie dieser, krönen den Scheitel des Berges, auf welchem das ausgedehnte Schloß von Lenzburg liegt; auch sie sollen von den Heiden dort hinauf getragen worden sein. Am Othmarsinger Wegrain stößt man des Nachts öfters auf einen unbekannten Mann, der neben der dortigen Ruhebank im Grase liegt, oder den Leuten aus dem Walde heraus entgegen tritt. Er trägt seinen Kopf unterm Arm. Um Fraufasten und wenn der Mond neu wird, geht er gegen das Dorf hin bis zum sogen. Galgenrain. Dann ist es Zeit ihm auszuweichen, sonst schwillt man an, als ob man in einen bösen Wind gekommen wäre. Der Mann, sagt man, umgeht die Römerstadt

Namens Lenz, die einstens hier gewesen, und zwar von diesem Platze aus, wo der Heidengalgen war. Hier fährt auch eine Geisterkutsche. Vor einigen Jahren aber ist sie von ihrem gewöhnlichen Wege abgewichen und im Lenzhard gesehen worden, einer näher bei Lenzburg gelegenen Waldung, in welcher das Volk eine Schatzgrube vermuthet. Die Kutsche ist im Rococogeschmack gebaut und wird von vier Rappen gezogen. Drinnen sitzt ein Herr mit zwei schwarz gekleideten Damen in Reifröcken und hoher Frisur. Vorn und hinten auf stehen Bediente. Sie fährt durch die dichtesten Gebüsche und ohne Hinderniß die steilen Abhänge auf und ab. Geleise läßt sie nicht zurück. „Zwei Männer, die des Geldes sehr benöthigt waren, hatten sich hieher begeben, um den berufenen Schatz zu heben. Sie waren entschlossen, kein Wort zu reden und keinen Mucks zu machen, wenn nun auch die seltsamsten Erscheinungen kommen sollten. Alsbald zogen elf Männer der Reihe nach bei ihnen vorbei; jeder trieb sein eigenes Handwerk und führte es in Kürze auf; sie zimmerten, schmiedeten, pflasterten, metzten. Unbeirrt sahen die beiden Schatzgräber allem zu und warteten nur, ob der Schatz bald empor steigen werde. Nun trat der Zwölfte auf, einer vom Handwerke der Schleifer. Dieser hob ein steinaltes Weib aus seinem Tragkorbe heraus und setzte es mit dem Rücken an sein Drehrad, um ihr nun aufs Umständlichste den Allerwerthesten zu schleifen. „Wär' doch ämel au das Donners-Fudli-Schlifs verbi!" rief in seiner Ungeduld endlich der eine Kamerad, und augenblicklich war Alles ringsum zerstoben. Die Beiden sollen räudig heimgekommen sein.

Das Schleifen mittelst des Schleifrades ist hier eine grobsinnige Folgerung aus dem Treben des Glücksrades; dieses selber, die rota fatalis, die Glücksscheibe, Frauen Sälden Scheibe, mit welchem sich das Steigen und wieder Absinken des Glückes darstellt, ist in Felix Hämmerlins Werk de nobilitate et rusticitate abgebildet, ebenso bei Schmeller, Carmina Burana. Bei Grimm, D. S. 1, 286. 437 lockt der Teufel zwölf Landsknechte mit der Vorspiegelung, daß sie weissagen und Schätze heben lernen würden, auf ein Glücksrad hinauf und dreht sie zwölf Stunden lang zwischen Wasser und Feuer um. Somit führt er mit ihnen das Löffelschleifen oder Hobeln des Glückspilzes und Dummkopfes auf. In diesem Sinne denkt sich dann Luther die Teufelsversuchung und die Art, ihr auszuweichen. Polterhans, sagt er zum Satan, du treibst viel Gaukelei und Kunst, komm her und unterstehe dich dies: ich will, mit Reverenz, dir hie einen starken Hinder lassen, bist du so keck, so mach einen starken Knopf daran. Hagen, Germania 6, 293. Von wunderbaren Schleifsteinen, welche zu ganzen Hügeln an alten Burgställen auf der Gebirgshöhe sich vorgefunden haben sollen, ist die Rede No. 114. Daß sie dem Donar-Wuotan zugehören, ist dorten gezeigt und hier in der Fluchformel Donnerschleifen mit ausgedrückt.

97. Postkutsche zu Endingen.

Alljährlich gegen die heiligen Tage kommt durch das Dorf Endingen Nachts eine prächtig aufgerüstete Kutsche gefahren. Sie kommt durch die Weidgasse, geht durch den Bach und in jenen Dorftheil, welchen man die Rueße nennt. Vier Schimmel sind vorgespannt, sie fährt gänzlich geräuschlos und heißt gemeinhin die Postkutsche.

---

98. Der Jäger auf der Trostburg.

Die Zwingherren, welche sonst die Trostburg im Kulmerthale bewohnten, hatten sich im Burggraben ein eigenes Jägerhaus gebaut, das jetzt noch steht. Von da aus zog man auf die Jagd; alsdann tönten die Glöcklein am Halsband der Jagdhunde durch die ganze Gegend; alle Wege der Weidbahn aber, die man damals einschlug, muß heute noch ein verdammter Jägersknecht pünktlich ablaufen. Da geht's erst nach dem Fornach und Brandholze, wendet sich nach dem Unterkulmer Einschlag über die Brönne nach dem Weiherrain und gegen die Heurüte; dann ersteigt's die Felsen an den Wampfeln (Wannenflühen) und kehrt über die Ortschaften Dürrenäsch und Teufenthal wieder in den alten Theil des Schlosses zurück. Oft erhebt da schon um Mitternacht der Jäger sein Schreien und Pfeifen, um seine Hunde zu koppeln; und hat er sie endlich beisammen, so schlägt er sie so grausam, daß man ihr Geheul an des Heurüter-Samuels Haus vorbei gegen den Sod (vgl. No. 99) und bis in die Felsen hinauf hört. Darein mischt sich dann ein Wehklagen von vielen Stimmen; es geschieht um die Schloßfrau, welche aus Verzweiflung über die falsche Botschaft vom Tode ihres Gemahls sich sammt ihrem Kinde in den Burgbrunnen gestürzt hat. Alsdann hat man, noch ehe der Morgen anbricht, einen solchen Platzregen zu erwarten, daß das strömende Wasser den Waldboden aufreißt. Dies dauert oft bei zwei Wochen. Für diesen Witterungswechsel hat man jedoch noch andere Vorzeichen. Man hört nämlich vom Schlosse hinweg über den Berg hinaus eine Kutsche fahren, die auf die Höhe der Wampf hinüber geht und von dorten nach Retterswil und Seon in das Hallwiler-Seethal hinab. Sobald sie abfahren will, kommt eine vornehme Frau am Arme eines ergrauten Mannes unter dem alten Thor durch über den Schloßhof, dann wenden sich Beide gegen das sogen. Hundsloch und verschwinden da in einer Felsenspalte. Dies ist der Platz, um zur Spazierfahrt einzusteigen. In der Zeit hütet dorten stets ein schwarzer Pudel eine Eisenkiste. Bei Tage aber sonnt sich am Berge unten ein altes Weib

und hat eine Wanne neben sich stehen, in welcher bloß weiße und rothe Bohnlein liegen. Fürchtet man dabei die Katze der Alten nicht und kann eine solche Bohne erhaschen, so verwandelt sich diese je nach ihrer Farbe in ein Gold- oder Silberstück.

---

99. Der Sodbrunnen der Römerstadt Lorenz.

Vom Dorfe Türrenäsch führt der Weg über den Bergsattel hinüber nach dem Dorfe Kütwil zum Ufer des Hallwiler-Sees. Droben auf der Bergshöhe findet sich seitwärts im Walde eine hübsche Waldwiese mit einem alten halbverfallenen Ziehbrunnen, welcher dem Platze den Namen Sod gegeben hat. Land und Brunnen gehört den Einwohnern von Kütwil und sie haben letztern jährlich zu reinigen. Allein sie betrachten ihn mit großem Mißtrauen, trinken niemals daraus und steigen, wenn sie ihn alljährlich von dem hinein gewehten Sand und Waldlaub wieder frisch reinigen müssen, niemals weiter als bis auf eine geringe Tiefe in ihn hinab. Der Brunnen würde ihnen und ihren umliegenden Gütern in jeder Weise nützlich werden können, man hat ihnen auch schon mehrfach Geld angeboten, um ihn wieder in Stand zu setzen, sie lassen sich jedoch nicht dazu bewegen. Sie sagen nämlich, dieser Quell sei sonst reichlich geflossen und habe Hunger und Durst zugleich gestillt; allein der Teufel habe Quecksilber drein gegossen und so sei das Wasser versiecht. Zum Lohne habe er dann seinen Roßstall an jenes besonders anmuthige Plätzchen auf dem Wege zwischen Kulm und Türrenäsch hingebaut, wo er seine Rosse an den Schwänzen herauszieht und alle Vorübergehenden plagt. Auch steckt er in Gestalt einer großen Kröte im Brunnen. Der Barthli-Sepp ist seit fünfzig Jahren den Leuten noch im Gedächtnisse, wie er als ein ruchloser Nachtbube hier einst in die Tiefe des Brunnens hinunter gegraben und jene entsetzliche Kröte erblickt hat; auch an ein Büblein erinnert man sich noch, das beim jährlichen Räumen der Cisterne einmal zu nahe an den Rand getreten und hinunter gefallen war. Mittelst vieler Seile konnte man es wieder herauf ziehen; als man es abwusch und ihm die Steinchen aus den Schuhen klopfen wollte, waren alle Buchenblätter, die drinnen steckten, zu eben so vielen Goldstücken geworden.

An diesen Sodbrunnen knüpft sich nun eine Reihe von Erzählungen, die einen eigenen kleinen Sagenkreis bilden, welcher von dem Kulmerthale aus in das Hallwiler-Seethal, von diesem bis über den Staufberg und zur Stadt Lenzburg hin reicht. Sie knüpfen sich in

diesen verschiedenen Thalschaften an einzelne Waldungen, Moose und Wassertobel überall frisch an, oder auch an die Ueberreste eingegangener Wohnungen, an Ruinen angeblicher Heidenbauten oder Raubschlösser, und so sind daraus fast eben so vielerlei neue Geschichten an jeder einzelnen Oertlichkeit besonders entstanden.

Der Sodbrunnen war der Mittelpunkt einer gewaltig großen Römerstadt, welcher man mehrere Namen giebt. Die Lützwiler nennen sie das Gusenstädtli und sagen, sie habe vom Kulmerthal an und den Dörfern Kulm, Zetzwil und Dürrenäsch über den Berg hinüber bis zum Hallwiler-See gereicht und sei da über die Dörfer und Waldungen von Birrwil, Nieder-Hallwil und Seon bis zur Stadt Lenzburg gegangen, wo die gleichnamige Schloßhöhe Gessisberg noch jetzt auf diesen altrömischen Stadtnamen Gusenstädtli hindeute. In der Nähe jenes Brunnens aber stand das oberherrliche Schloß. Dieses war von einem abscheulichen Tyrannen, die Stadt von einem nicht minder entarteten Volke bewohnt, und so vertilgte endlich Gott dieses Sodom und ließ es von der Erde verschlingen.

Die Leute vom Dorfe Dürrenäsch geben der versunkenen Stadt den Namen Lorenz und weisen den Lauf der alten Stadtmauern an mancherlei Baureſten nach, die an der Straße gegen Hallwil hin hie und da aus dem Boden schauen. Südöstlich vom Dorfe liegen ein paar Bauerngüter, welche man noch Sodhöfe nennt, sie gelten als die Ueberbleibsel des Stadtschlosses.

Im obern Kulmerthale zwischen Reinach und Beinwil, nennt man dieselbe Römerstadt Hulm und erklärt sich mit ihrem Namen den des dortigen Hombergs, auf dem sie lag. Von dieser großen Bergstadt zeigt man daselbst oben im Hochwalde an einer Stelle, da mehrere Feldwege sich kreuzen, noch den Grundstein, in welchem sich die Angeln des Stadtthores gedreht haben. Sie hat zugleich dem Kulmerthale den Namen gegeben. Als sie durch Feuer zerstört worden, blieb noch ihr Brunnen übrig, aber auch der wurde durch hinein gegossenes Quecksilber versenkt. Die Stelle, wo er sprang, füllt sich bei unfruchtbaren Jahrgängen noch jetzt mit Grundwasser an.

Anderwärts nennt man das Schloß wieder Isliſten und sagt, es sei westlich vom Dorfe auf dem Hügel gelegen und von Rittern bewohnt gewesen. Hier reitet zu Zeiten ein Weib auf einem weißen Rosse den Hügel hinan.

In alle diese Erzählungen mischt sich sodann die andere von der Wilden Jagd, und da jenes Schloß des Oberherrn beim großen Brunnen stand, so geht auch diese W. Jagd herkömmlich vom Sodbrunnen aus. Sobald die Witterung ändert, vernehmen die Einwohner von

Lütwil aus dieſer Waldgegend her ein mächtiges Toſen und Brauſen und ſagen dann: „der junker Oberherr rot't se, d'meuti wird los glo, d'Wildjagd fohd a.“ Kommt dies bei Tage, ſo vernimmt man bloß den Ton eines Jagdhornes, kommt's bei Nacht, ſo hört man auch Hundegebell dazu. Iſt dieſe Jagd einmal aufgeſtanden, ſo hält ſie getreu folgende Richtung ein. Sie zieht vom Sod nach der Egg, von da in das Wuſt an der Wannenfluh, und von da durch die einzelnen Striche des Lütwiler-Waldlandes, welche Föhren, Kabishaupt, Guggerai und Hinterm Ofen heißen. Von hier aus aber ſtehen ihr zweierlei Wege offen; entweder zieht ſie nun querfeldein über weites Ackerland und durch das Dürrenäſcher-Moos, und ſo kommt ſie gerade auf die Bampfhöhen in den Liebegger- und Retterswiler-Wald. Oder ſie nimmt den Lauf in einem Halbkreiſe durch lauter Waldungen des Kulmerthales, ſetzt in das Kulmer-Holz, kommt zu des Teufels Roßſtall, ſetzt auf den Reinetberg über, von da über Dürrenäſch und Teufenthal nach dem Schloſſe Troſtburg und endigt dann auch hier auf der Bampf und im Retterswiler-Wald. Während dieſes Zuges iſt es für niemand rathſam, vor dem Hauſe zu ſtehen, wenn man nicht einen entſetzlich geſchwollenen Kopf, Triefaugen und andere Uebel bekommen will. Nur der Scharfrichter könnte dann ein Heilmittel angeben. Den Wilden Jäger, der dieſe großen Waldſtrecken durchfährt, nennt man Sodbaſchi. Es haben nämlich einſt zwei Jäger die Bampf bewohnt, die in ihrem Haſſe gegenſeitig ſich trieben und bannten und endlich mit geweihten Kugeln auf einander ſchoſſen. Als der eine gefeuert hatte, fieng der andere die tödtliche Kugel mit dem Hut auf und ſchleuderte ſie ſeinem Gegner an den Kopf. Dieſen hört man nun, wenn der Mond neu wird oder die Witterung anders, auch um Fraſaſtenzeit, ſeinen Hunden droben rufen und mit ihnen beim Stieget, dem äußerſten Theile von Teufenthal gegen Dürrenäſch hinziehen. Er heißt Sodbaſchi, weil er der Sebaſtian vom Sodhofe geweſen iſt. Nur der alte Liebegger-Köhler brauchte ſich nicht vor ihm zu fürchten; ſo oft er ſeinen Meiler anzündete, kam der Sodbaſchi herzu, wärmte ſich dran und ſeine Hunde fraßen dem Köhler das Brod aus der Taſche.

Allein die Wilde Jagd nimmt ihren Zug auch hinüber in das jenſeits gelegene Seethal von Hallwil, und bleibt auch auf dieſer Fahrt ebenfalls ihren ſchon einmal berührten Gegenden ſtets getreu. Die Waldtheile, die ſie hier beſucht, heißen Salvis, Tufels Tanzplatz, ein runder unfruchtbarer Waldplatz voll Fils und Sauergras, Galgenhölzli. Hier erreicht ſie die ſteilen Birrwiler-Waldungen und ſtürzt aus ihnen mit lautem Hundegebell herab ins Hafniloch, einem Bachtobel, in dem ſie verſchwindet. Die Leute, die dorten an der obern

Bergſtraße einige vereinzelt liegende Häuſer bewohnen, Häfni genannt, wiſſen die Ankunft der W. Jagd immer voraus; denn es läßt ſich dann Tags zuvor unten am Seeufer bei Altiswil eine große Schlange blicken, die ein Goldkrönchen auf dem Kopfe hat. Alsdann braucht man nur die Heuſchober oder Korngarben rechtzeitig noch unter Dach zu bringen. Jene Höfe leiten ihren Namen zwar nicht von der erwähnten Römerſtadt, aber von einem Schloſſe ab, das hier ſtand und vom Berge verſchlungen worden iſt. Es ſchaut noch Geſtein davon aus dem Boden hervor und an jener Stelle fechten nun Nachts oft Ritter unter großem Lärmen. An einer beſonders tiefen Erdgrube ſonnt ſich da auch ein Schatz, den ein ſchwarzer Mann Mittags hütet und ein Frohnfaſtenkind heben konnte.

Von hier weg ſchlägt die Wilde Jagd ihren Zug durch das Thal hinab nach Seon und Egliswil ein. Dorten kommt dann ein großer Leichenzug zu Roß (No. 100) mit auf den Staufberg gegangen, während zugleich die Geiſterkutſche am Heidengraben und der Heidenkirche vorbei (No. 168. 469) gegen die Stadt Lenzburg fährt (No. 96).

Der Name Lorenz, welcher hier einer bis auf den Brunnen untergegangenen Römerſtadt gegeben wird, ſcheint ſich zunächſt auf den Namen des Flüßchens Lorez zu beziehen, das aus dem Zugerſee kommend unterhalb Maſchwanden in die Reuß, den aargau. Grenzfluß im Freienamte, mündet. In Kuhns märk. Sag. 7 iſt das Bild der Jungfer Lorenz das Wahrzeichen und Schutzmittel der Stadt Tangermünde, das man weder berühren, noch von der Stelle nehmen darf. Sie ſchenkte jener Stadt ſo viel Land, als ſie ſelbſt auf einem Hirſchen umreiten konnte. Unſer Stadtnamen ſcheint ſich nicht auf den größern Landbeſitz, ſondern auf ein unter beſonderm Verhältniß erworbenes Brunnen- und Waſſerrecht beziehen zu ſollen, und mag urſprünglich Aehnlichkeit mit folgender Legende gehabt haben. Die Kapelle zu Temſche iſt der hl. Amalaberga erbaut worden, weil ſie bei einer großen Landdürre die Wohlthäterin dieſes Ortes war. Der einzige Brunnen jener Gegend ſprang ſonſt auf dem Acker eines Geizigen und dieſer gab das Waſſer nur kaufsweiſe ab. Da bat ihn Amalaberga um ein Sieb voll, dies ſchöpfte ſie voll und leerte es auf ihrem Acker aus; hier entſprang ein heilkräftiger Born, der des Geizigen aber verſiechte. Weiſ, Beitr. 1, 184. Der Brunnen, der unſerer Erzählung nach, des Teufels Roßſtall heißt und bei obigem Stadtbrunnen gelegen ſein ſoll, verräth verwandte Züge.

100. Nächtlicher Leichenzug bei Seon.

Vor alter Zeit war im ganzen Hallwiler-Seethale keine Kirche und kein Kirchhof als auf dem ein paar Stunden entfernten Staufberge. Dorthin giengen die Leut' von beiden Seeufern zur Predigt, dorthin brachten ſie auch ihre Leichen. So geſchah es auch, als der

reiche Herr im Schlosse zu Lütwil starb und auf dem Staufberge beerdigt werden sollte. Bevor die Lütwiler Leute aber sich auf den Weg machten, tranken sie im Schlosse, von dem heute gar nichts mehr zu sehen ist, noch so viel, daß sie hernach im Zuge hin und her wankten und endlich den Sarg gar fallen ließen. Bis sie diese Ungebür ganz abgebüßt haben werden, müßen sie seither nächtlicher Weile von Zeit zu Zeit wiederholt mit der aufgebahrten Leiche zum Staufberg hinunter ziehen. Dabei halten sie folgende Ordnung. Am dritten Tage Neumonds gewöhnlich brechen sie von Lütwil gegen das Dorf Dürrenäsch auf; dorten stellen sie das erste Mal ab und ruhen. Dann gehen sie quer über das Aescher Feld gegen das Retterswiler Dörfli, wo sie wieder ruhen und umwechseln. Auch weiter unten im Galgli, einem Dickicht an der Lenzburger Landstraße, halten sie abermals still und füttern die Pferde mit ein wenig Hafer. Dann gehts gegen Seon, durch das obere Dorf hindurch und in das Chilchthal hinein. Von dieser Bergenge ziehen sie zum Heiliggraben hinüber und warten, weil sich ihnen hier eine zweite Schaar anschließt. Nun gehts ohne weitern Halt hinauf zum Staufberg. Droben auf dem Kirchhofe nehmen alle die Hüte ab, bedecken das Gesicht mit einem schwarzen Tuche, und die Pfarrer knieen am Grabe und beten eine halbe Stunde. Dann verschwindet alles.

Unseres Vogts Große hat sie kürzlich einmal gesehen, da sie Nachts von Retterswil heimgieng nach Seon und im Galgli bei der Kiesgrube noch zurückschaute. Der Sarg war mit einem rothen Tuch bedeckt; vier große Männer, in rothen Strümpfen, schneeweißen Ueberröcken und Spitzhüten trugen ihn. Voran giengen zwei Pfarrer in rothen und weißen Hüten, jeder trug ein offenes Buch, in dem er beständig betete. Zu beiden Seiten der Bahre und hinterher folgte eine große Schaar zu Pferde. Die Gewänder der Herren schimmerten von Gold und Gestein, die Pferde trugen Kränze um den Hals. — Jedesmal wenn der Leichenzug dieses Weges kommt, stürmt und tost es bei uns aus dem Reffenthal und über den Schürberg-Paß her, und man kann sicher sein, daß es schlechtes Wetter geben wird. Wer nicht einen geschwollenen Kopf oder sonst ein Uebel bekommen will, geht dann gewiß nicht aus dem Hause. Wer aber den Zug anredet, wird todtkrank.

Ein alterthümlicher und schätzbarer Zug liegt hier in der Angabe, daß das Leichengefolge Halt mache, um den Leichenrossen Hafer zu füttern. Wenn die Schleswiger Bauern bei Hesterberg, erzählt Müllenhoff, einen Acker mit Hafer besäen wollen, so nehmen sie einen gefüllten überzähligen Saatsack mit und lassen ihn über Nacht auf dem Felde stehen. Der ist

dann für den „König Adel", wie man dorten den localen Wuotan nennt. Auf der Insel Möen läßt ihm der Bauer zur Aerntezeit ein Gebund Haber für sein Roß liegen. Myth. 896. Vielerlei Aerntebräuche aus Nord- und Süddeutschland in den neuern Sagensammlungen, die ich hier nicht weiter auszuziehen brauche, bestimmen nebst den in Grimms Myth. hierüber schon enthaltenen Ueblichkeiten, wie man den Aerntegott mit Trank- und Speiseopfern auf dem neugeschnittenen Felde ehrte und noch ehrt. Das ihm geheiligte Roß hat bei diesen Anläßen zuweilen noch eine besondere Rolle zu spielen. Das dafür zu unserm Zwecke Dienende ist bereits zusammen gefaßt in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod, No. 20 „Roßlibrod". Der reichliche Schmuck und Zierat, den unsere Ahnen den Tempelrossen in Mähne und Schweif flocht, wird von vorliegender Sage damit betont, daß die Rosse des Leichenconducts Kränze um den Hals und die Reiter Geschmeide in den Mänteln tragen. In Baaders bad. Sag. No. 227 tragen die Rosse der feurigen Kutsche Federbüsche „gleich Leichenrossen"; und jene bei Heissich Haal haben das Haupt mit goldnen Federbüscheln verziert, gleich dem Gespann einer hohen Herrschaft. Wolf, hess. Sag. No. 28.

---

101. Der Quäcki zu Asp.

Ein Weib von Asp, einem Bergdorfe im Aargauer Jura, hatte Händel mit dem Manne bekommen ihres Kindes wegen; um es los zu werden und sich zu rächen, warf sie's in den Backofen. Zuletzt war noch etwas Gebein übrig geblieben. Sie nahm's sammt der Asche und streute es in den Asper-Bach. So weit das Wasser die Gebeine trug, wandelt dorten jetzt eine Gestalt, und wo der ehemals sog. Steig, jetzt aber eine Brücke vom Dörflein her über den Waldbach geht, da muß sie des Nachts stehen und sich die Zöpfe flechten. Stöhnt sie dabei schmerzlich, so wird sich bald das Wetter ändern. Von ihrer Klagestimme her heißt sie der Quäcki. Vor noch nicht einem Vierteljahre hat sie sich wieder sehen lassen, und ein Knabe wäre dabei bald übel weggekommen.

Der Zufall hatte diesen eines Abends in schlechte Gesellschaft gebracht und da spielte er, so blutjung er noch war, Karten und verlor. Er sollte nun am Ende als Kleinster beim nächstgelegenen Wirthshause Wein und Zubehör in seinen Kosten herbei holen. Es war schon sehr spät, als er ans Wirthshaus klopfte, und man öffnete nicht sogleich. Mittlerweile aber umgab ihn ein Stöhnen und Aechzen, das immer heftiger wurde, und eine Gestalt gieng dabei so hart und dicht an ihn heran, daß sie ihm zwischen die Beine zu kommen schien. Zum Glücke that eben der Wirth auf; auch dieser hatte es noch gesehen und fragte erschrocken, ob denn dort nicht eben der Quäcki wegginge, der werde wohl so furchtbar gethan haben. Aber der Junge

mochte weder antworten, noch konnte er jetzt den Wein verlangen, denn im Augenblick entlud sich ein entsetzliches Donnerwetter über dem Dorfe, daß er das Heimgehen bleiben ließ. Länger als eine Woche hielt der stärkste Regen an. Mit dem Namen dieses Dorfthieres hängt ein bei uns allgemein üblicher Reim zusammen, mit dem man quäcrisch sich geberdende Kinder beschämt:

de Quiggeli chunt, de Quuggli chunt,
er quugglet äf de Steine,
i kenne ne, i weiss ne wol,
es quuggelet sust keine.

102. Der Gigelispanner auf der Risi.

Am Ende des Dorfes Oetingen kommt man zur Risi. Im steilsten Abhang geht's tief zur Aare hinab, die unten vorbeifließt; auf der andern Seite beginnt hinter einem schmalen Stücke Bauland dichte Waldung. Einige Minuten weiter macht die Straße eine große Krümmung, hüben von einem Abgrunde voll Wildniß und Steintrümmer, drüben von Waldung und neuen Schluchten begrenzt. Hier hat der berüchtigte Gigelispanner gehaust. Von seinem Hause auf der Risi droben ist er jeden Abend hieher gegangen, wenn er Kaufleute auf der Reise zur Zurzacher-Messe vermuthete. Hier saß er beharrlich an der Stelle, wo kein Fuhrwerk rasch ausweichen kann, ohne daß es Gefahr läuft, in die Tiefe zu stürzen, und wo kein Fußgänger so flink entsprang, daß ihm nicht der Lauerer da gleich wieder den Weg abgeschnitten hatte. Wie ein Bettelmann fieng er dann ein Schlemperlied an zu geigen und wartete die Mildthätigkeit des Reisenden tückisch ab; kaum aber machte der die erste Bewegung, ihm ein Almosen darzureichen, so war er auch schon mit einem Messer durchstochen. Der Böswicht raubte ihn aus und stürzte ihn dann entweder in den Abgrund, wo ihn die wilden Thiere fraßen, oder schleifte ihn hinter in die Tiefe des Waldes, wo für manchen schon lange eine Grube vorgearbeitet war. Heute noch stehen dort aus jener Zeit solcherlei Unheilskreuze. Als er eines Abends hier wieder mit der Geige saß, hörte er den unerwarteten Zuruf: Komm! — Ja! antwortete er sogleich. Zuruf und Antwort folgte noch zweimal auf gleiche Weise hinter einander, dann blieb's stille.

Etwas nachdenklich suchte jetzt der Räuber sein Haus. Doch am andern Abend schon hatte ihn Neugier oder der Reiz der Gefahr wieder an die Stelle geführt und noch dringlicher rief es ihm heute: So komm doch! Jetzt galt's; denn er wußte, daß es des Teufels

Stimme war. Entſchloſſen rief er dagegen: Wohl, heute! nahm ſeine Geige vom Boden auf, gieng fidelnd auf die Riſi und ſprang von ihr hinab in die Aare.

Die Döttinger erzählen ſeither viel Neues von ihm. Noch ſitze er am alten Mordplatze. Zu beſtimmten Zeiten vernehme man da wehmüthige langgezogene Geigentöne oder einen tieftrauernden Geſang; dann aber ſchlieſse es mit einem frechen Abſtrich und gleich drauf ziehe ein Sauſen wild über Weg und Wald. Man geht und fährt da noch nicht ohne Behutſamkeit vorbei. Namentlich die Roſſe ſcheuen, und es hat auf dieſer Strecke noch jüngſt von Amtswegen eine beſſere Verſorge getroffen werden müſſen.

Ein anderer Gigeliſpanner haust um Klingnau auf den Kiesbänken der Aare und in der umliegenden Waldung. Er ſoll ein ſehr rechtſchaffener Mann geweſen ſein. Weil er ſich aber in der Aare beim Grien ertränkte, ſo ließ man ihn dem Geſetze gemäß auf dieſen Aar-Inſeln verſcharren. Nun neckt er die Leute auf den Feldern. Wenn jetzt der Gigeliſpanner käme! ſagten einſt drei Holzfrevler zu einander, während ſie Nachts Eichen ſtöckten und ſich den Schrecken vor dem Bannwart auszureden ſuchten. Kaum war das Wort heraus, ſo folgte die Strafe. Sie wurden von der Räude befallen und mußten die juckende Haut ſo lange reiben und kratzen, daß ihnen das Blut den Leib herunter rann.

103. Der Viehtreiber bei Möriken.

Sind rechte Leute einmal todt, ſo ſind ſie aller Müh' und Arbeit los. Jener Hirte aber, der auf dem Felde zwiſchen Möriken und Niederlenz das Vieh getrieben hat, kann nicht ruhen; er muß auf jener gleichen Weide wandeln und wie ſonſt Hobo! Hüo! ſchreien. Denn nicht bloß das Futter hat er verkauft, das er von den Leuten in Niederlenz und Möriken bekam, damit ihre Heerden auf dem magern Flurtrieb genug hätten, ſondern er ſchlug die armen Thiere auch noch mit ſcharfen Geißelhieben, wenn ſie vor Mattigkeit kaum recht ſtehen konnten und ſchrie fein Hobo und Hüo! bis ſie über Willen und Vermögen zum Stall ſprangen. Da glaubten dann die Leute, das ſei der ſatten Thiere Wolluſt; aber nun wiſſen ſie Alles, ſeit die Zeit gekommen iſt, wo der Unbarmherzige Nachts über das leere Feld brüllt.

(Aehnliches von dem Nebelmännchen auf der Stupalp: Flugi, Volks-Sag. aus Bünden (Chur 1843) 86.

104. Der nächtliche Ruf in der Mühlimatte zu Aarau.

Vor einigen zwanzig Jahren hörte man allemal, wenn ein Landregen kommen wollte, in der Mühlimatte ein nächtliches Rufen, wie wenn man die Kühe anzulocken pflegt, und ganz genau unterschied man dabei die regelmäßig wiederholten Worte: se se se! Chom, se se se! — Man meint, das sei immer der Hilferuf eines armen Knaben gewesen, der hier vor langer Zeit zu Grunde gieng. Er hatte das Vieh des reichen Bauern zu treiben, bei dem er wenig Essen und viel Schläge bekam. Die ganze Weide lag hart an der Aare und doch sollte er verhüten, daß keine Kuh zu nah an das reißende Wasser gehe. Einst sprangen ihre zwei zusammen davon und dem Flusse zu; der Knabe eilte ihnen mit seinem Lockrufe nach. Als er aber sah, wie beide von den Wellen gefaßt versanken und der fürchterlichen Strafe daheim gedachte, stürzte er sich nach und ertrank mit ihnen.

In jenen Jahren führte noch eine bedeckte hölzerne Stadt-Brücke über die Aare. Mehrere Wäscherinnen mit einander hatten sie um Mitternacht zu passieren, um die Wäsche für ein vornehmes Haus einzuweichen. Mitten auf der dunkeln Brücke begegneten sie zwei Priestern, die beide zwei Schritte weit aus einander zusammen gleichmäßig einher gegangen kamen und fortwährend mit Haselruthen um sich hieben. Zwischen sich transportierten sie so jenen Geist der Mühlimatt, der hier den Weg unsicher gemacht hatte. Die Wäscherinnen mußten, um vorbei zu kommen, den zwei Männern unter ihren Stöcken durchschlupfen. Der Geist wurde auf den Galgenbubel am Aembach geführt, wo man jetzt noch die Fasnachtfeuer anzündet, und dorten in einer Flasche vergraben.

---

105. Das alte Schloß bei Gontenschwil.

Auf dem nächsten Berge des Dorfes Gontenschwil zeigt man jetzt noch im Gestrüppe einen Sodbrunnen als letzten Rest des hier gewesenen alten Schlosses. Da sieht man bei hellem Tage Ritter und Frauen umherwandeln, und will das Wetter sich ändern, so hört man im sausenden Windstoß Jägerruf und Hundegebell wohl eine Stunde lang. Als ein Mann dieses Weges nach Birrwil gieng, sah er schon von Weitem hier etliche Personen so lustig den Berg herab kommen, daß er glaubte, eine Reisegesellschaft zu treffen, die er schnell einholen solle, um den hübschen Hochzeitsmarsch besser hören zu können, den sie bliesen. Als er aber den Berg erstiegen hatte, stand die ganze Schaar unbeweglich dort, und während er deutlich drei Herren und drei Frauen unterschied, glaubte er mit Entsetzen wahrzunehmen, daß

einer davon keinen Kopf habe. Er lief bis er das Holz erreichte, und dort wagte er es zu ſeiner eigenen Beruhigung umzuſehen. Kaum ſechs Schritte hinter ihm fing es an zu praſſeln, als ob der Hagel ſchlage, und dann durch das Oberholz zu rauſchen und zu dröhnen, wie wenn die dickſten Stämme auf einmal umgebrochen würden.

106. Burggeiſt der Ruine Botenſtein.

Oberhalb Botenwil, einem Dorfe im Uerkheimer Thale, Bezirks Zofingen, liegen auf einem Hügel mit Geſträuch überwucherte Mauerreſte, einſt der Herrenſitz eines gewaltthätigen Vogtes. Als dieſer dem Bauern von Krähenbühl ein ſchönes Rind frech vom Pfluge ſpannen wollte, erſchlug ihn dieſer mit der Pflugſchar und ackerte ihn unter die friſche Furche. Seitdem lärmt der Vogt droben auf den Trümmern. Bald fährt er in einer feurigen Kutſche den Berg hinauf, bald als eine ſchwefelgelb brennende Strohwelle zu Thal. Dann ändert ſich jedesmal das Wetter.

(Vgl. die Anmerk. „Stierengarten zu Moosleerau" Abthl. III, No. 111.

107. Die Bornjungfrau und die Kutſche zu Aarburg.

Ein alter Fährmann im Städtchen zu Aarburg hängt feſt an folgenden Begebenheiten, die ſein Vater und er erlebt haben wollen.

Mitten in einer finſtern Nacht wurde dem Vater vom gegenüber liegenden Bornberg her Hop-hop! gerufen, das Zeichen, daß jenſeits der Aare Jemand herüber gefahren zu werden verlange. Der Strom, der hier die Grenze zwiſchen den Kantonen Solothurn und Aargau ausmacht, war damals noch ohne Brücke. Der Alte ruderte alſo pflichtgemäß hinüber, traf aber Niemanden, und da er auf ſeine Mahnung, daß man ſich beeilen ſolle, gar keine Antwort bekam, kehrte er endlich um. Mitten im Fluße meinte er jedoch, es laſſe ſich von der Höhe des Bornberges her derſelbe Ruf und von einer Weiberſtimme vernehmen; einen Augenblick ſpäter ruft es wirklich unten am Ufer, und der Schiffsmann glaubt, er ſehe dorten etwas Weißes ſich bewegen. Er fährt daher wieder hinüber. Da er aber zum zweitenmale Niemand am Ufer finden kann, wird es ihm doch etwas wunderlich und er wendet ſeinen Weidling eilig heimwärts. Auch dieſeits hört er zum drittenmale noch dieſelbe Stimme, zugleich aber bricht ein ſo gewaltiger Sturm in der Luft los, daß der Fehr unfehlbar verloren ge-

weſen wäre, wenn er noch einmal dem Rufe gefolgt wäre. Bei dieſer Erzählung wollte er nun nicht geradezu behaupten, daß dies die Bernjungfrau ſelbſt geweſen ſei; dies aber glaubte er zuverſichtlich, daß ſie alle hundert Jahre einmal die großen Gewölbe im Innern des Bernberges verlaſſe, um in der Aare zu baden, und wer ihr alsdann folge, der habe die Wahl, ob er diejenigen Schlüſſel, welche die Schatzkiſte im Bernberge aufſperren, oder jene andern ſich einhändigen laſſen wolle, welche zu den vergrabenen Reichthümern auf der gegenüber gelegenen Wartburg verhelfen. Damit wäre dann zugleich auch die Jungfrau erlöst.

Der Sohn dieſes Schiffers berichtet von ſich. Im Jahre 1801 hatte ich einſt noch um Mitternacht mit dem Aufjangen des Treibholzes auf der Aare zu thun, welches der ſtark angeſchwollene Strom maſſenhaft mit ſich herab führte. Die Nacht war aber ganz hell, ich hätte die Thurmfähnchen droben auf der Feſtung zählen können, und mein eigenes Häuschen ſammt dem Zickzack der hohen Kirchentreppe lag mir deutlich vor Augen. Plötzlich vernahm droben auf dem Schloßfelſen das Gebell eines kleinen Hündchens, und als ich aufblickte, ſah ich, wie dorten eine große gewaltige Kutſche das Hundert von Stufen über die Felſentreppen des Berges herab von der Kirche ans Ufer her gefahren kam. Die Furcht trieb mich augenblicklich heim. Nachher ſchämte ich mich meiner Angſt und die Neugier brachte mich bald wieder aus der Stube. Da war aber von Allem rein nichts mehr zu ſehen. Ein Unwetter jedoch war nun losgebrochen, daß man für ſein Leben zu zittern hatte. Denn nun goß es mehrere Wochen nach einander unaufhörlich vom Himmel, und zugleich fieng der Bernberg an ſich zu rühren, als wollte er in die Aare herunterſtürzen und ſie über das ganze Städtchen wegtreiben. Als dies vorbei war, gieng erſt die Noth überall im Lande los und das ganze Volk kam in Aufſtand. So war noch kein Jahr herum, da ſaßen bereits die armen Leute, die ſich gegen Napoleon hatten wehren wollen, gefangen droben auf unſerer Feſtung.

---

108. Das Heiden-Schüerli auf dem Nack bei Leeran.

Auf dem Nack, einer Hügelſpitze beim Dorfe Kirchleeran, ſind noch Spuren eines ehemaligen Schloſſes zu ſehen; geht man öſtlich über den Kamm dieſes Hügels fort, ſo kommt man zum Heiden-Schüerli. Es iſt dies die höchſte, aber wohlbebaute Stelle dieſer bergigen Waldgegend, und hier führt der Pfad aus dem Leeraner-Seitenthälchen hinüber in dasjenige der Aeder-Ache zum Schloß Aued. Vor dreißig

Jahren, so erzählt ein Leerauer, giengen ich und meine Schwester als Aehrenleser den Weg über dieses Hoden-Schüerli. Wie wir den buschigen Hügel aufwärts zur freien Höhe kamen, sahen wir mitten auf ihr und hart am Wege eine schneeweiße Gestalt. Sie lehnte regungslos an einer Föhre, ein weiter faltiger Mantel hüllte sie fast ganz ein. Sie schien westwärts gegen den Nackberg gewendet. Eine Zeit lang schauten wir Zwei nach dieser Gestalt, wir sahen genau, daß ihr der Kopf fehle. Da fuhr der Schreck in uns, und in weitem Umweg eilten wir über die Höhe die andere Seite hinunter in den nächsten Bauernhof. Hier langten wir athemlos an, und zuerst erblickte uns die alte, uns wohlbekannte Großmutter. Sie fragt um unsere Angst, und wir berichten schnell und unzusammenhängend, was wir so eben gesehen. Jetzt sie schnell hinein in die Stube; es war gerade Mittags und der ganze Haufen ihrer Schnitter rings um den Eßtisch. Den Löffel aus dem Maul, rief sie, nur gleich hinaus zum Binden! Die Schnitter lachten und hielten's für Spaß; denn das Wetter war herrlich, darum schien ihnen eine solche Eile ganz überflüssig. Aber der Großvater, dem die Frau indessen etwas ins Ohr geflüstert hat, steht nun auch von der Ofenbank auf und sagt zu den Arbeitern: Nun, habt ihr gehört, was die Mutter will? ihr könnt ein andermal um so länger sitzen! — Wenn der redete, so galt's. Und noch war es nicht vier Uhr geworden, als die Schnitter merkten, daß er recht gehabt; denn ein furchtbarer Sturm entwurzelte bald darnach die dicksten Bäume und hätte sicherlich alle Garben entführt, wenn man sie nicht schon rechtzeitig unter Dach gehabt hätte.

Vom Nack her hört man auch eine Kutsche über den Bergrücken hinfahren gegen das Hode-Schüerli und von da in gleicher Richtung weiter auf den entgegengesetzten Hügelkopf, welcher Burg heißt. Hier liegt ebenfalls altes Gemäuer und man deutet es auf eine zweite Burg, welche durch eine eigne Straße einst mit jener auf dem Nack verbunden gewesen sein soll. Jetzt geht nur noch ein Fußweg durch das Gestrüppe, aber ein Windstoß wirft es zu beiden Seiten aus einander, wenn die Kutsche durchfährt. So geht sie über zwei Hochwälder hin, der eine ist der Rötler mit dem Enzegraben, der andere Bodematt geheißen. Hier auf der Burg gruben zwei Männer aus Mooslecrau nach Gold. Sie meinten schon, auf den Schatz zu stoßen, als sie durch eine Erscheinung verscheucht wurden, von der sie niemals weiter erzählen wollten. Der eine erkrankte darnach und starb bald, auch der andere verfiel in Siechthum.

Ueber die hauptlosen, oder ihr Haupt unter dem Arm tragenden Männer vgl. Anmerkung No. 474.

109. Der Wetterhut am Aarauer-Hungerberg.

Das Buchgatter am Aarauer-Hungerberg ist die Grenze, bis zu welcher das benachbarte Dorf Erlinsbach ehemals das Weidevieh austreiben durfte. Im dortigen Hörenwalde kennt der Bauer zweierlei Wetterzeichen. Er hört die Stimme eines kleinen Kindes (vgl. No. 75), und weiß, daß alsdann bald Regen folgen wird; und er behauptet, daß sich am Buchgatter ein Mann im Wetterhute zeige, der, sobald man sich ihm nähere, sogleich verschwinde. Mancher, wenn er von diesem letzteren hört, greift alsbald je nach Sense oder Sichel, denn dann kommt anhaltend gute Witterung. Auch im Dorfe Küttigen erscheint auf den Aeckern, des Statthalters geheißen, bei Regenwetter ein Mann mit großem „Schinnhut", d. i. mit einem aus gespaltenen Weidenruthen geflochtenen Deckelhute.

Von diesem Manne mit dem großen Hute weiß noch ein Volksräthsel aus dem Freienamte (aarg. Kinder-Spruch, Abthlg. III, No. 423, der Sternenhimmel); es nennt ihn den Muet, welcher als Herr des Muetisheeres mehr Krieger befehliget als der Tannenwald Aeste hat:

De Muet
mit de breit huet
het meh gä'st,
wedder der wald tannäst.

Der sehr großen Aehnlichkeit wegen sei ein bremischer Reim hieher gesetzt, den die Kinder um Martini singen und Gaben dabei einsammeln. (Bremer-Ammenreime 1836, pag. 60.)

Jann mit dem filzhoot,
dan (thun) up dem dorpe,
Frö mit 'n witten laken:
himmelriek is upgedaan;
wo schalt wi alle ken mit usen gösten gan?

(Ueber den Namen Muet erklärt sich Anmerk. No. 129.)

---

110. Der Gut-Wetter in Freienwil.

In dem kleinen Dörfchen Freienwil, drei viertel Stunden von der Stadt Baden, lebte ein schlichter frommer Bauer. Er hatte die Gewohnheit auf jegliche Frage, wie es daheim gehe, was er vom Wetter und vom Jahrgang halte, mit der Redensart zu antworten: „Guet Wetter, gar guet Wetter." Deswegen nannte man ihn überall im Dorfe schlechtweg den Gutwetter. Als nun der Alte starb und man Nachts, wie es jetzt noch üblich ist, im Hause bei seiner Leiche die Todtenwacht hielt und betete, kam auch einer seiner vielen Freunde

Univ. Bibl. München

in die Kammer herein und äußerte seine herzliche Theilnahme mit der gut gemeinten Frage: Was wird jetzt wohl unser Gutwetter machen? Da soll sogleich eine Stimme in der Kammer gesprochen haben: Es ist gut Wetter und bleibt gut Wetter in Ewigkeit!

Fast nie vergißt die Sage beizufügen, daß nach dem Erscheinen eines großbedeuteten Geistes das Wetter umgeschlagen habe. Stirbt in unsern Volkserzählungen ein Böser („Alrune zu Bukten" No. 268), so hat er herkömmlich schlechtes Wetter zur Reise in die andere Welt; der Fromme dagegen heißt selber „Gutwetter" und prophezeit dieses auch noch nach seinem Tode. Moralisch gut und böse verkehrt sich sogar endlich in einen landwirthschaftlichen Witterungsbegriff. So sagen die Meininger vom Tode eines Herenmeisters: „Sullmohl, wie der ohlt Huxenstoffl sai drackata Himmelfohrt gehalten holt." Firmenich 2, 114. Unsere Abstractionen von Raum und Zeit übersetzt sich der Bauer häufig in eine Vorstellung von Jahrgang und Witterung; das Wetter ist ihm eins mit der Zeit: Der Nachtwächter in Biel am Bielersee mußte ehedem nicht nur die Stunde, sondern auch zugleich das Wetter ausrufen. Meyer Knonau, schweiz. Erdkunde 1, 176. Oder die Witterung dient ihm auch dazu, einen Gradmesser von Seligkeit und Verdammniß abzugeben. Wenn's einem von Todten träumt, so giebt's bald Regen, sagt die Wetterauer Bauernregel (Wolf, Beitr. 1, No. 16!) und wem's ins Grab regnet, der wird selig. Regen als Beweis der Unschuld eines Hingerichteten: Wolf, hess. Sag. No. 205. Die Entstehung des Thaues wird den Seligen und Erwählten Gottes zugeschrieben. Griesbaber, altd. Predigt. 1, 36 b. Also müssen die Unsterblichen um so nothwendiger beim Witterungsverhältnisse betheiliget sein. Tirol verehrt eine Reihe Landesheiliger unter der ausschließlichen Benennung Wetterherren. Wolf, Ztschr. 1, 282. Thalherren nennt man im luzernischen Entlibuch die Verwünschten, welche im Enziloch das Wetter machen müssen, Funken schwitzen und Donner husten müssen. Reithard, Sag. der Schweiz, 218, 537.

Die Götter machen das Wetter, und die Weiber, welche ihnen in dieses Recht einzugreifen versuchen, verbrennt das Mittelalter als wettersiedende Heren; dämonische Thiere sind noch diejenigen, von denen man sagt, sie brauen oder kochen das Wetter, wie der Fuchs und die Katze. Gleich unbefangen äußert sich das heidnische Alterthum und die christliche Neuzeit über dieses den Göttern zukommende Geschäft. Als die hl. Columban und Gallus zu Tuggen am Zürchersee das heidnische Götteropfer, das man eben abhielt, ins Wasser warfen, drohte ihnen das Volk mit Schlägen und sprach: Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter bisher gut genug mit Sonnenschein und Regen versehen; sie regieren wohl und wir brauchen nicht von ihnen zu lassen. Hanhart, Schweiz. Gesch. 1, 31. Aehnlich drohte, als 1850 der Große Rath des Kant. Freiburg sechs Feiertage abschaffte, der Rath Roggo dem Lande mit der Rache der Heiligen, die weder mehr regnen, noch die Sonne scheinen lassen würden. Eidgen. Volkskalend. 1851. Als die Bauern des hl. Emmeran Leiche nicht am rechten Orte bestatten, regnet's vierzehn Tage lang ununterbrochen. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 250. Daß in Wind und Regen der Alte Gott stecke, besagt Legende, Kalenderregel, Volksspruch und Kinderreim. Ich lasse einige Beweissätze folgen: Thor serena et fruges gubernat. Adam von Bremen.

Odhinn heißt Vidhvir und Oski, Wetterherr und Wünschelwind, wenn er Schiffenden günstigen Fahrwind verleiht. Bei Donnerwetter und Dunstig schwört am öftesten unsere Volksrede (vgl. Teufelsnamen: Donner, No. 415). Vom fernen dumpfen Donner gilt: der Himmelsalti mudret; von milder Frühlingswitterung: s'isch alles so prachtig und schön: der heb gott isch gwüsslich nid hohn. Je nach des Gottes Laune, nach seiner Heiterkeit oder Finsterniß trägt er oder schwenkt er den Wetterhut, sein Zeichen der Herrschaft, und ebenso erscheinen auch die ihm dienenden, oder verwandten göttlichen Geister. Er heißt in Säm. Edda 46 b. Sidhhöttr Breithut, und in der lex Langobard. (Diut 2, 358 b.) heißt es deswegen von dieser Huttracht Odhinns: ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur.

Der Gott des griech. Schattenreiches trägt einen tiefen Helm, von dem der er Aides heißt, Ungesehen; und die Götterbotin Iris wird bei Aristophanes (Vögel) wegen dieses ihres ähnlichen Hutes gefragt: wie nennst du dich? etwa Schlapphut? Darum heißen auch unsere wettermachenden Zwerge so oft Hütchen, nordd. Hödeken (vgl. Abtbl. V, Zwergensagen, No. 211, 30). Hubert Hochhut ist ein Hauskobold (Weiden, Kölns Vorzeit, pag. 203.) Kobold Heinzelmann hinterläßt einen Strohhut, der nachmals an Kaiser Ferdinand II. kam (Grimm, TS. 1, pag. 127). Der Geist im Schlapphut heißt der Gute Mann: Herrlein, Spessbart. Sag. No. 17. Der englische Kobold trägt einen Hut von solcher Größe, daß er sich ganz in denselben einhüllen kann. Ausland 1846, No. 333. Auf dem Klostersee von Lehnin schwimmt ein Hut an einer Grundkette, und will ihn der Fischer wegnehmen, so folgt Gewitter. Kuhn, märk. Sag. No. 79. Der geisterstriche Amtmann im Münsterlande trägt den Timphut (Dämmerungshut), so oft er in die eingestürzte Rothenburg fährt. Firmenich 1, 290. Der Wassermann ruft: Ein Eisenhut hält lang und gut! Wolf, Ztschr. 2, 27. Der Breithut fährt über die Mauern von Wiesensteig, und wenn man ihn in der Maskerade darstellt, macht man dabei den Rand seines Hutes größer, als ein Regenschirm ist. Meier, schwäb. Sag. No. 103. Wie es im Schwäbischen noch Huttänze giebt (Meier, loc. cit.), ebenso erscheinen Wilde Jäger (Abtbl. VIII, No. 345: Müllergeist von Gäbisdorf) mit einem geöffneten Regenschirm. Beim Dorfe Wildhaus im Toggenburg wohnt im Gebirge am Käserück das Hinterriß-Mandli; er erscheint schreiend in Scharlachkittel und großem Lamphut (mit hangender Krempe), so oft das Wetter abfallen will. Illustr. Schweiz. Kalend. 1851, 153. Kann man sich eines solchen Hutes bemächtigen, so hat man einen Schatz mit erworben; verlieren die Zwerge auf der Insel Rügen ihre Mütze vom Kopfe, so werden sie sichtbar. Steinau, Volks-Sag. Zeitz 38, pag. 291. Vgl. Grimm, Jr. Eisenmärch. LXXV. In Schwaben sagt man, wenn etwas verloren oder verlegt ist, Teufel, thu' dein Käpple runter, oder ich verbrenn dir's! Meier, schwäb. Sag., pag. 504. Der Schwedenkönig Eirikr führte den Beinamen Vedrhattr, Herr des Windhutes; wohin er seinen Hut kehrte, daher wehte erwünschter Fahrwind. Grimm, KM. No. 71, weiß von einem, der durch Schief- oder Geradsetzen seines Hutes das Wetter lenken kann. Dasselbe geschieht in unserer Zwergen-Sage No. 211. Weitere Wirkungen dieses Wunschhutes giebt an: Wolf, Beitr. 1, 11. Aus dieser Göttertracht entlehnt ganzen Geschlechtern Zierde und Namen. Das gelb. Herrengeschlecht

nennt Jornandes, cap. 5, die pileati: Regenhut heißt der Berner Venner, der auf dem Kriegszuge gegen das Städtchen Landeron am Bielersee umkommt 1325. Justinger. Aeltere und neue Geschlechtsnamen, welche die personificierte Witterung ausdrücken, verzeichnet Pott, Familiennamen, pag. 93. Grimm, Myth. 1068. Ich mache hier noch zugleich auf diejenigen Berge aufmerksam, welche für ganze Landschaften witterungsbestimmend sind und als Hutberge gelten. Vom Riesen am Thunersee gilt der Bernerspruch: Hat der Riesen einen Hut, wird das Wetter gut; hat er einen Kragen, darfst du's auch noch wagen; hat er Mantel und Degen, giebt's Wind und Regen. R. Wyß, Idyll. 2, 411. Hier hat also der Berg als ein Götterſitz alle drei dem Gotte selbst zukommende Symbole: Hut, Mantel und Schwert. Vom Luzerner Pilatusberge heißt es: Si Pilatus pileatus: Aer erit deforcatus. Wann Pilatus hat ein Hut, ist das Wetter fein und gut. Cappeller, hist. mont. Pilati. 1767. 41. Hat der Pilatus eine Kappen, so wird das Wetter gnappen: Businger, Kant. Unterwalden, pag. 30. Den Uetlisberg erklärt sich die Zürcher Mundart als einen Hutliberg. Vom Aeper Strichen im Aarauer Jura: der Aeper Striche hät e Chappe, wenn cha me der ganze Tag lappe (nämlich im Kothe). Das Freiburger Gebirge Moléſon trägt eine Nachtmütze: Moléson l'a son caperon. Küenlin, Alpenblum. 1834, 107. Im Aargau gilt außerdem als Witterungsbestimmung: Dort dur-ab wie ne Wullhut, und dort ab wie ne Schimmhut: denn isch 's Watter guet. In Simrocks Kinderb. No. 288: Sonnenregen, Hutabnehmen: morgen wird's schön Wetter werden! Wenn der Kiffhäuserberg in Thüringen mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk, der Kaiſer Friedrich hat einen Hut auf. Menzel, Odin 336, mit Berufung auf Kohrs Unterharz, pag. 254. Entsprechend dem dunkeln Wollhut, welchen unsere Bevölkerung in der Wetterwolke erblickt, war Hilzhut i. J. 1575 der Name einer Zürcher Kanone. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1850, 15. Und wiederum in diesem Zusammenhange muß es stehen, daß Pumphut ein Mühlenkobold ist, der nach seinem ungewöhnlich großen Hut zubenannt wurde, dabei aber Klöße von der Wirkung einer Kanonenkugel schleuderte. Bechstein, DSagb. No. 566. Da die Götter nach ihrem Hut verehrt sind, so verehrt die Pfarrkirche zu Lauben, im Allgäu bei Kempten, ein letztes Stück desjenigen Hutes, den der hl. Ulrich, Bischof zu Augsburg 962, Mitbesieger der Ungarn in der Lechfeldschlacht, getragen hat. Haggenmüller, Kemptner Gesch. 1, 58. Auffallend ist es, daß Bernergebirge nicht bloß den Hut tragen, sondern wie aus folgender Erzählung hervorgeht, Hüte korbweise selber hervorbringen. Altmann, Beschreib. der helvet. Gisberge, Zürich 1751, 83 berichtet vom Lauterbrunnengletscher im Berner Oberlande. „Ein Hutmacher von Thun, welcher mit einer Burde von Hüten nach dem Wallisland, selbige dorten zu verkaufen, verreiſet, nahm seinen Weg über den Lauterbrunnen; er mußte aber zu seinem Unglück ein Stück Wegs über den Gletscher machen, stürzet sammt seiner Burde in einen Schrund. Man wußte nicht, ob der Mann unter die Mörder gefallen, niemand wollte nichts von ihm gesehen haben, er war auch in der That verloren. Nach dem Verlauf etwelcher Jahre erscheint er bei dem abgeschmolzenen Gletscher(rand) in Lauterbrunnen, aus welchem er nach etwelchen Jahren hervor getrucket worden. Seit seinem Tode ware er in dem Eis begraben gewesen, deßwegen sein Leib der Verweſung auch nicht unterworffen ware. Seine Burde Hüte,

die er mit sich getragen, hatte ihn auch nicht verlassen, man habe alles beisammen." In unserer Sammlung fängt der Sodbaschi die tödtliche Kugel mit seinem Hut auf (No. 99. 373), es trägt der W. Jäger Kinzhalden-Joggeli (No. 150) einen Dreirehrenhut, der Hoppeli einen Nebelspalter (No. 56), der Jäger Burkhard einen Lampihut, des W. Heeres Vorreiter und der Zauberer haben eine weiße Zipfelkappe auf (No. 120. 376); das alte Weib bei den Schatzgräbern hat eine Nußpfanne übers Haar gestülpt (No. 1841), der Stiefelreiter trägt einen dreikrempigen Schwarzwälderhut, einen Dreischnäri, und brennt solchen eigennützigen Leuten, die ihm ums Trinkgeld ihre zwei in einander gestülpten Hüte entgegen halten, mit dem hinein geworfenen glühenden Geldstücke ein Loch durch die beiden (No. 213). Endlich das Grisbacher-Dorfthier erscheint zwar auch in Hundegestalt, trägt dabei aber doch ein Kapelansbaret, ist also ein bis zum Hunde herabgesetzter Pileatus, gleich dem Gotte Wod, der gleichfalls zum Hundenamen Woid und Wud geworden ist, wie König Waldemar, der W. Jäger in Schleswig (Müllenhoff, pag. 361) mit seinem Namen auch den Lockruf des W. Jägers im Aargau bezeichnen muß, wenn dieser seinen Hunden lockt: Walti, da!

III. Der Stierengarten zu Moosleerau.

Die Höhe, an welcher Moosleerau liegt, wird der Stierengarten genannt. In einer kleinen Schlucht auf der Ostseite dieser Anhöhe, gegenüber dem Rosrückenberge, hatten sich die Burgherren dieser Gegend einen Thierzwinger angelegt und belustigten sich damit, die armen Leute drunten mit den wilden Bestien kämpfen zu lassen. Von einem Weibe erzählt man, die einst weit hergelaufen kam und den Ritter fußfällig um das Leben ihres gefangenen Mannes anflehen wollte, die aber in dem gleichen Augenblicke sehen mußte, wie der Unglückliche im Burggraben von einem Bären zerrissen wurde. Weiter hinauf am Bergrücken liegt ein kleines Stück fruchtbares Land, d'Hell geheißen; und da haben sie ihre Sklaven und Schlachtopfer verscharren lassen. Hier haust nun der Hellrüter, der letzte dieser Zwingherren. Derselbe betraf einst auf dem Felde, das man den Außerain nennt (vgl. die Rueße, No. 97), einen reichen Bauern beim Pflügen, und befahl ihm augenblicklich, den Zugstier vom Pfluge zu spannen. Der Bauer kannte wohl das Ende einer solchen Forderung und verlegte sich aufs Bitten und Flehen. Als aber alle guten Worte nichts halfen, riß der Verzweifelte das Sech vom Pfluge und erschlug damit den Tyrannen, dann pflügte er ihn auf der Stelle unter die frische Ackerfurche.

Von der Zeit an sehen die dortigen Leute oft eine Kutsche mit weißen Pferden vom Berge herab bis zum Außerain fahren, und wer ihr je näher gekommen ist, will einen leichenweißen Zwingherrn mit langem Barte darin bemerkt haben.

Aber diesen traurigen Erinnerungen gegenüber bleibt es unbegreiflich, daß man auch auf dem gleichen Berge gar häufig sanfte Musik vernimmt; und daß es Saiten- und Pfeifenspiel sei, lassen sich die zunächst Wohnenden nicht ausreden. Ferner erzählen sie, wie hier ein Mann aus Aegypten gewohnt habe, welcher das erste Saatkorn in diese Weidgegenden gebracht haben soll. Der Hügel, auf dem er sich anbaute und die erste Frucht ärntete, hieß deswegen sonst das Kornhübeli, ein zierliches Berglein rings von Ackerland eingefaßt, und wird nun in mundartlicher Verkürzung das Chnübeli genannt.

Die Meldung, ein Aegyptier habe das erste Getreide in diese Gegenden gebracht, bezieht sich auf die Zigeuner, welche bei ihrem ersten Erscheinen vorgaben, aus Aegypten herzukommen. „in dem jar 1419 kament gen Basel, Zürich, Bern und Solotern mit denn 200 grienster Heiden, warent von Egyptenland.“ Justinger, Bern. Chronik 381. Sie thaten den Schweizern in ihren Bürgerkriegen noch 1531 gegenseitig Spionendienste: Bullinger, Chron. Tigur. Fol. 4, Bl. 290. In Schwaben nennt man sie jetzt noch Aegyptier. Meier, Sag. pag. 197. Ganz besonders gedenkt man ihrer Heidenkunst, das Feuer zu bannen und mit demselben übermüthig spielen zu können. Sie brennen daher durch jede Strohgarbe runde Löcher, ohne daß dieselbe sonst sich entzünden darf. Nr. 223. 426. Auch gilt von ihnen, was man jetzt bei uns den Landstreichern und Heimatlosen noch nachsagt, sie hätten im Walde auf dem Flügelberge Kuchlein gebacken, dann aus Uebersättigung die Zweige der Haselstauden in den Teig herab gebogen, und sie so überbacken wieder in die Luft hinauf schnellen lassen. Die Bauern, die dann an solchen verlassenen Lagerplätzen vorbeikamen, hätten an Zauber geglaubt. Vgl. Brenner, Kant. Aargau 1, 426. In Meiers schwäb. Volksl., Nr. 71, heißt es gleichfalls:

Zigeuner sind auch keine Narren,
Wenn sie schon in der Welt rum fahren,
Kochen's Wiltpret in dem Hut,
Und der Hut nicht brennen thut.

Auch Christus in der westfäl. Legende (vgl. Abthl. Legende: Nr. 490, Petrus mit der Geige) macht dasselbe Kunststück beim dreschenden Bauern, und anstatt daß die Garben anbrennen, entleeren sie noch ungedroschen sogleich ihren Weizen, als der Herr durch sie mit dem Lichte hindurch zündet. Alsdann wird derselbe Zug auf den „gottlosen“ Schweden, später noch auf die Neufranken übertragen, welche den Herrgott „abgesetzt“ hatten, Nr. 223.

Der Name der Gegend Stierengarten und die Bemerkung, hier sei ein von den Rittern gehaltener Thiergarten gewesen, stimmt zu W. Grimms Angaben (Athis C. 17), wornach unser auf Feste erpichtes Mittelalter Fiedler und Sänger in Baumgärten, Thiergärten und Anlagen von bedeutender Größe versammelte, wo Wurmlager und Wurmgatren nichts seltenes waren. „Das Andenken mancher Burg, die unter der Pflugschar bis auf den letzten Mauerrest verschwunden ist, hat sich nur noch in der Benennung Thiergarten erhalten und diese kommt fast ausschließlich Oertlichkeiten in der Nähe alter Burgstallen zu.“ Zürch. Antiquar. Mittheil. 1849. 29. Im Thiergarten zu Krauchenwies folgt dem Schimmelreiter

ein mit Menschen überfüllter feuriger Wagen und diesem ein Koch nach, der ein ganzes Gebund Kochlöffel am Rücken trägt; es ist das Jagdgefolge eines Sigmaringer Fürsten. Meier, schwäb. Sag. No. 163.

Diese Rechtssage wiederholt sich No. 106 „Burggeist der Ruine Botenstein", und kommt auch sonst in schweiz. Sage und Geschichte noch vielfach vor. Auf dem Berge Napf beim Luzerner Dorfe Lutbern wohnte der Burgherr von Waldburg; er wurde von einem pflügenden Bauern mit dem Sech erschlagen und in die frische Furche eingeackert. Reithard, Sag. d. Schweiz, 201. Grimm, R. A. 546. 682 zeigt, wie Grenzsteine, denen ein Rad oder ein Pflugsech eingebauen ist, für Hinrichtungssteine der Felddiebe gehalten worden sind, die man hier bis an den Hals in den Acker eingegraben und denen man so den Kopf abgepflügt haben soll. Hier zu Lande mengte sich noch außerdem die Melchthalsgeschichte ein und des Vogtes Gewaltthat, der dem Bauern die Ochsen vom Pfluge spannen ließ. Die beiden Eigennamen der Ritter obiger Sagen weisen indeß tiefer zurück auf Hel und Wodan. Hel in der Edda wörtlich die Kälte, dann die Todesgöttin (Kuhn, nordd. Sag. Anmerk. 310) reitet bei den Wenden auf dreibeinigem Rosse und bringt die Pest. Von Seuchen sagt man in Schleswig, Hel ist da. Myth. 804. Am Hälfiertag begeht man im Spessart den Jahrestag einer vormaligen Pestzeit. Herrlein, Spessbart. Sag. 264. Sonach wird hier der Hellreiter zum Höllengotte und verwandelt sich in einen Wütherich, in einen tyrannischen Zwingherrn. In gleicher Weise übersetzen abd. Glossen den Namen des obersten Gottes, tyrannus uuotan. Diut. 1, 276b. Eben dahin wird auch derselbe Name die Sage von vom Burggeist zu Botenstein geführt haben. Daß Wuotan und Bot sprachlich sich häufig vertauscht haben, soll No. 489 nachgewiesen werden. Daß ein Geroldus de Botistein urk. 1087 erscheint (Mone, Anzeig. 1837, 6), beeinträchtigt einen solchen Nachweis nicht. Vgl. den Aufsatz Helle, v. Krause in Wolfs Ztschr. 2, 288.

---

112. Der Wilde Jäger Mutti am Chnubel.

Das sogenannte Mutt-Schüerli am Chnubel bei Gontenschwil, Wohnhaus und Scheune, stand früher droben auf dem jenseits gelegenen Homberge, wurde aber abgebrochen und ins Thal herunter gefahren, um hier aufgerichtet zu werden. Die Fahrt aber kam in der Nähe der jetzigen Baustelle auf einer Matte plötzlich ins Stocken, und die vorgespannten Thiere zogen nicht weiter mehr an. Da bemerkte der Bauer, daß hinten auf einem hervorstehenden Brette der Ladung ein ihm unbekannter Mann inzwischen aufgesessen war. Um sein Bauunternehmen nicht durch unüberlegtes Reden zu vereiteln, stieß er jenes Brett stillschweigend vom Wagen, und sogleich gieng nun die Fuhre wieder weiter. Aber von dieser Stelle aus auf der Matte, wo das Brett abgeworfen worden, nimmt jetzt der Wilde Jäger seine Tage zum Umzug auf den Homberg hinauf, wo sonst das Mutt-Schüerli gestanden hat. Die Bedeutungen, die der Name

Mutti in jener Gegend noch hat, sind: stark, reich, körperlich gedrungen, bösartig.

(Ueber den Namen Mutti, Muet vgl. Anmerk. No. 109. 129.)

---

113. Kegelspiel im Walde bei Uezwil.

Im großen Buchenwalde zwischen Uezwil und Kallern im Freienamte findet sich auf der Berghöhe, wo sich die Fußwege nach wohl fünf Ortschaften kreuzen, eine ebene, waldfreie Stelle mit einem langen rothbraunen Streifen, wo noch niemals Gras gewachsen ist. Da wäre, sagt man, die Kegelbahn gegangen des Wirthshauses, das vor Alters auf dieser Waldblöße gestanden haben und wegen vieler Unthaten seiner Gäste zuletzt vom Boden verschlungen worden sein soll. Um Mitternacht spuken nun da die Schatten der falschen Spieler, man hört die Kugel auf der Bahn hinrollen, das Lärmen der streitenden Parteien, das Stöhnen der im Raufhandel zu Boden Geschlagenen. Seltsam lautet dann die herrliche Tanzmusik dazu, die unaufhörlich fortspielt. Als der Müller von Sarmenstorf Nachts dieses Weges kam, umgab ihn hier ein starkes Surren und Rauschen, er konnte nicht mehr vorwärts, noch zurück. Zuletzt hieb er mit dem Stocke um sich und drängte sich gewaltsam hindurch, aber nicht ohne einen geschwollenen Kopf mit heim zu bringen. Auch Knaben, die an der nördlichen Bergseite, welche Gräberenwald heißt, die Ziegen hüten, haben gegen Abend schon oft jene schöne Musik gehört, die durch die Luft herkommt und dann mit starkem Brausen und Prasseln in die Waldwipfel fährt.

Das Tägerli, zwischen Uezwil und Sarmenstorf gelegen, ist eine Heide, wo das Volk seit ältesten Zeiten die Fasnachtsfeuer anzuzünden pflegt. Man kam dazu ehemals sogar Gemeindenweise zusammen und hielt Spiele, Leibesübungen und Gefechte ab. Auch hier redet man von einer großen Kegelbahn, die niemand kennt, deren Lauf aber bis zu dem weitentfernten Fuchsstein gegangen sein soll, einem Höhenpunkt dieser Gegend. Man will hier Spuren römischer Bäder gefunden haben.

Die aarg. Mundart bezeichnet den Donner: d'Engel schiebe Keigel, sie keigle wieder dot obe, sie werfet der König. Die Sterngruppe des Bären heißt ebenfalls Ries, Rees, Keigelrics und Kegelfall. Hier erscheint Wuotan und Donar in Eine Person gemischt, der Gott des Spieles mit dem der Elementargewalten. Petrus, der Apostelfürst, muß mit seinem Himmelsschlüssel auch die Schleußen des Regens verschließen und des Donnerwetters walten. Unser Kinderreim sagt von ihm: er wirft de Schlüssel

über de Rhi, morn muess scho Wetter si; und in der preuß. Mark wie am Rhein iſt es kein Kegelſchieben, das den Donner verurſacht. Petrus kegelt, der Heiland thut ſchießen (kegeln). Meier, ſchwäb. Sag. No. 290. Donner, Blitz und Wetter ſind drei Brüder, die eine goldne Kegelbahn beſitzen. Meier, ſchwäb. Volksmärch. No. 6. Daher die zahlreich wiederkehrenden Sagenlocale, wo goldne Kegel liegen ſollen. Eine Freiburger-Alpenweide am Gros-Mont im Sanenlande heißt le Jeu de Quilles, Kegelſpiel. Schweiz. Merkur 1835, S. 116. In den Ruinen von Neu-Habsburg am Luzernerſee liegt ein goldnes Kegelſpiel. Wander. i. d. Schweiz, 1840, S. 123. Der Bannhölzler in Zug wird von Keglern im Kappelbuſch frevelhaft angerufen zum Mitſpielen, er ſchleudert ihre Kugel, daß ſie im Felſenſpalte des Kaiſerberges zwiſchen dem Zuger- und Aegeri-See ſtecken bleibt. Reithard, Sag. d. Schweiz, S. 303. Auf den Trümmern des Felſenſchloſſes Ober-Ruchenberg bei Chur treiben Poltergeiſter ihr Weſen und ein goldenes Kegelſpiel liegt drinnen vergraben. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden, 1, 110. Flugi, Bündner-Volksſag. pag. 45. Im Waatländer Dorfe Belair lebt der Gemeindekobold (servant) noch in gutem Andenken der Leute. Er gehörte ins dortige Schloß, wo einer „der alten Herren" ſpukte und ſich als Kugel rings um den Kirchhof wälzte. Vulliemin, Kant. Waat, 2, Abthl. 2, pag. 37. Der Servant ſelbſt aber ließ ſich in Geſtalt eines kopfloſen Schimmels, einer Geis und eines ungeſchwänzten Hundes ſehen. Zu Rankwil unter der Kirche kegeln Ritter mit goldenem Kegelſpiel. Vonbun, vorarlberg. Sag. S. 28. Der Schwedengeneral Wrangel gräbt ein ſolches bei Bregenz aus, ibid. No. 31. Das Schloß am weſtfäl. Kindelsberg geht unter, weil man dorten goldene Kegel und Kugeln führt und mit Kutſchenrädern, gemacht aus Semmelteig, ſpazieren fährt. Bechſtein, DSagb. No. 381. Andere ſagenhafte Kegelbahnen führt an: Stöber, elſäß. Sag. No. 258. Am ſchleſiſchen Rummelsberg bei Strehlen kegeln der Teufel und ein Ritter auf einer Strecke, Kegelbahn genannt. Kern, ſchleſ. Sag. Chronik (Breslau 40) S. 181. Dem Hauskobold Hubert Hochbut opfert man ein Kegelſpiel. Wenden, Kölns Vorzeit, S. 204. Felslöcher, in die der Teufel Kegel aufſetzt, bei Kuhn, märk. Sag. No. 234. Der Brunnen am Drachenfels beim rheinbayr. Buſenberg birgt ein ſilbernes Kegelſpiel. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 215. Unter der Iburg am Schloßberge bei Freiburg liegt ein goldnes. Schnezler, bad. Sagb. 1, 367. Goldne Kegelſpiele, unterirdiſch verzaubert: B. Baader No. 8. 38. 67. 163. (Hier iſt der Kegel zum Angedenken in einem ſteinernen Gruzifix eingehauen.) Das Hölſterchen im Siebengebirge (ein Elbenmännchen) ſpukt, weil es mit einem Kegel einſt einen Mönch todt geworfen. Firmenich 1, 513. Auf Hohenkräben kegelt der Schloßgeiſt Poppele mit den Rittern jeden Sonntag während der Kirche. Auch in der Ruine von Aspermont bei Chur hört man kegeln. E. Meier, ſchwäb. Sag. S. 77. Der verſtorbenen Hausfrau muß man jedes Jahr ein Spiel Kegel ſammt zwei Kugeln bringen. Weiſ, heſſ. Sag. No. 154. Ebenda No. 72: Die Kegelbahn der Rieſen. Im Innern des Odenberges bekommt ein Schmied eine große Eiſenkugel von ſtarken Männern geſchenkt, die da kegeln. Grimm, Myth. 905. Unter leuchtenden Bäumen, umgeben von allen Waldthieren, kegeln die Geiſter im Lüningsberge. Harry, nddſächſ. Sag. 1, No. 27. Zu Annaberg

in Sachsen ist ein altes Sacristeibild, auf welchem die Engel nach aufgesetzten Kegeln schieben. Schramm, Reise-Lexikon (Leipz. 1744) 57. Der in alten Volksliedern gefeierte Robin Hood hat im Kirchspiel Halifax einen Felsen, den Pfennigstein, mit dem er zur Kurzweil gekegelt haben soll. Er ist auch Woden geheißen, sein Festtag der erste Mai. Die Chorherren zu Evreux in Frankreich hielten an diesem Tage Waldprocessionen und schoben zum Schlusse über ihrem Kirchengewölbe Kegel. York, Fest-Kal. 329. Am Ratzeburger Dom ist ein Kegelspiel eingemauert. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 79. Eine zahlreiche Reihe einschlägiger Sagen berührt auch Menzel, Odin, pag. 256.

114. Die Schloßmusik der Homburger.

Wenn die Frickthaler Mädchen in die benachbarte Basellandschaft zur Erntezeit als Schnitterinnen hinüber gehen, so machen ihnen ihre daheim gebliebenen Bursche auch dorten zuweilen einen Nachtbesuch und scheuen dabei, um unentdeckt zu bleiben, den mühsamen Hin- und Herweg über die dazwischen liegenden Juraberge keineswegs. Ein so unermüdlicher Liebhaber war auch Joseph Hochreuter von Wittnau, und in mancher Sommernacht überstieg er hin und zurück den beschwerlichen Homberg. Wie ein übergewaltiges Hausdach mit schnurgerader First und steilabfallenden Seiten streicht dieser Berg an der Grenze des Frickthales und Baselbandes stundenweit hin und trägt auf seinen zwei entgegengesetzten bewaldeten Spitzen die Ruinen zweier Ritterschlösser, der Homburg und des Rechbergs. Eine beträchtliche Ebene liegt oben auf der Höhe, sie stürzt aber gegen Wittnau hin jäh ab, und die tiefen Risse und Schuttwände dieser Seite gehen weithin sichtbar wie hochrothe Rinnen durch den schwarzen Tannenwald ins Thal herunter. Als Hochreuter einst in einer klaren Sternennacht auf seinem Rückwege hier herüber gestiegen kam, fand er diese ganze Ebene der weiten Länge nach gesperrt, ein doppelter Lebhag war in halber Mannshöhe drüber hingezogen und zwischen diesen zwei grünen Hecken lief pfeilgerade eine breite saubere Heerstraße. Während er den langen Hag anstaunte, wie etwas, das in dieser einen Nacht gesetzt und fertig gewachsen hatte sein müßen, begannen von Ferne her im Winde sich die Töne einer rauschenden Musik hören zu lassen; es war ein mächtig lautender Marsch. Erwartungsvoll stellte er sich am Hage auf und blickte in die fremdartige Straße hinein. Bald kam auf ihr in der Richtung, in welcher die Ruine Homberg liegt, ein gewaltiger Zug heranmarschiert. Die Spitze bildeten kleine Knaben, auf welche größere folgten, alle so ebenmäßig und nach zunehmender Größe hinterrinander gereiht, daß es gar lustig anzusehen war. Paar-

weise giengen sie einher, ein jedes Paar schritt, die Straße zwischen sich frei lassend, gleichweit von einander entfernt, hart den inneren Seiten der doppelten Hecke nach. Diese Junkerlein waren alle überein gekleidet und trugen, soweit die Nacht dies zu unterscheiden gestattete, weiße Hosen und schwarze Röckchen. Ihnen folgte eine Schaar Männer nach, durchaus schwarz gekleidet, und unmittelbar hinter ihnen kam die zahlreiche Mannschaft einer Blechmusik, welche im Vorbeiziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig aufblies. Jetzt kam eine Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt; sie war geschlossen wie ein hoher Postwagen und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt. Hinter ihr erschien ein Schwarm winzig niedlicher Mädchen in weißen Kleidchen, sodann ein anderer von größeren Jungfrauen, und auch diese giengen paarweise innerhalb der beiden Seiten der Hecke. Ein Haufen schwarzmantelizer Frauen schloß endlich den Zug. Alles kam so zierlich und leicht einher, daß man keinen Schritt, keinen Huf der Rosse, keinen Laut der Wagenräder hörte; nichts vernahm man als nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Staublos blieb die Straße, als giengen diese zahlreichen Schaaren über lauter Schnee. Alles schien, als ob es mit dem Wehen des darüber spielenden Windes hergebracht und fortbewegt würde. Was aber den Betrachter am meisten in Erstaunen setzte, war Folgendes: Anstatt daß sich Heerweg und Hecke nach Beschaffenheit des steilabfallenden Hombergs am Ende der Hochebene gleichfalls hinabgesenkt hätte, setzte sie sich in der Richtung, wie sie unten von dem Schlosse Homburg aus begann, zum Schlosse Rechberg hinüber fort und gieng also, wo die Tiefe begann, geradaus durch die Luft weiter. Dies alles geschah beim klarsten Sternenschein. Als nun Hochreuter weiter gegen die Höhe des Berges hinlief, um von da aus noch zuzuschauen, wohin das Ende des Zuges sich wenden werde, trat plötzlich eine stockende Finsterniß ein und verschlang zusammen Hag, Straße und Procession. Und damit brach ein so furchtbares Unwetter los, daß er alle Unerschrockenheit aufbieten mußte, um nur noch seinen Weg über den Berg hinab zu finden.

Dies ist die Schloßmusik und der Zug der Homburger Herren. Man giebt ihr folgenden Ursprung. Der Herr des Rechberger Schlosses liebte das Weib des Homburger Grafen aufs heftigste, doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und Jedermann, und so blieben die beiden Schloßnachbarn gute Freunde, die manches Spiel und manche Wette mit einander machten. Unter anderm stritt sich einmal ihre Gesellschaft über den Sinn der Redensart, einen hinters Licht führen. Daß die Bedeutung derselben eins sein sollte mit Betrug, dafür schien

den anwesenden Damen durchaus keine der versuchten Erklärungen befriedigend genug. Der Rechberger jedoch erbot sich, ihnen dies zu beweisen, wenn man das nächste Abendessen auf der Homburg genau so abhalten wolle, wie er es nun vorschlage. Man gieng den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Minute des nächsten Abends saß also der Homburger Graf tafelnd an dem offenen Fenster, das dem Rechberger Schlosse zugekehrt war, und wie verabredet worden, so stellte die Gräfin eben noch die letzte Tafelkerze zu den übrigen gerade vors Gesicht ihres fröhlichen Gemahls, da hörte man drüben von dem Nachbarschlosse her einen Knall und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen vom Stuhle. Der Rechberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durchs Schloßfenster herein erschossen und dem Weibe damit bewiesen, wie man die Männer hinters Licht führt. Der Hochzeit, die hierauf der Rechberger mit der Wittwe abhielt, gieng ein prächtiger Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kind erschienen. Und in derselben Weise, wie es damals auf dem Berge geschah, müssen nun ihre Seelen heute noch fahren.

Immer hört man jene Musik wieder, so oft im Sommer ein schweres Gewitter anzieht; sie tönt mit solcher Macht, daß man sie schon auf den Wölfliswiler Feldern, also wohl eine Stunde weit entfernt, deutlich vernommen hat. Vor dreizehn Jahren haben Holzbauern droben an der Ruine massivgehauene scheibenrunde Rothsteine entdeckt, die in einem Haufen zusammen unter dem Waldlaube lagen. Alle waren radförmig, darunter viele von solcher Größe, daß man sie zerschlagen mußte, um sie heim nehmen zu können; andere große und kleine hat man ins Dorf herab gebracht, um sie als Schleifsteine anzuwenden, und so sind sie nach und nach wieder verloren gegangen. Die Bauern besinnen sich heute noch, welchen Herrn und welchen Zweck wohl diese Steine einst gehabt haben mögen. Einen gleichen Fund solcher Schleifsteine will ein Bauer zu Nesselnbach im Freienamte im Jungholz des dortigen Hochwaldes in den letzten Jahren erst gemacht haben. In Höhe eines Hügels lagen diese schönbehauenen glatten Steine da; er nahm sich nur den kleinsten mit, der am handlichsten war. Als er ihn einem vorüber reisenden Schleifsteinhändler zeigte, bot ihm dieser einen Franken fürs Stück. Seither kann der Bauer, so oft er schon nachgesucht hat, keinen solchen Stein an jener Stelle mehr finden.

Der Zweck solcherlei Steine scheint in der goldenen Sichel angegeben, welche der Reiter Mattis-Ee schwingt, No. 130, und der deswegen in No. 508 als der Schwertlimann und hauptlose Mann vorkommt. Diese Goldsichel und der Wetzstein Odhinns ist besprochen Anmerk. No. 162.

Ueber Heere, die mit Geſang und Muſik durch die Lüfte ziehen, iſt Nachfolgendes anzumerken. Tacit. Germ. c. 45 läßt im nördlichſten Germanien die aufgehende Sonne tönen; daſſelbe glaubte das klaſſiſche Alterthum von der ſinkenden Sonne; in Cephalonia erſcheint am Himmel eine Schaar ſingender Geſtalten, Julius obsequens c. 73. In Göthe's Fauſt 2, 1 verkündet Getöſe das Herannahen der aufgehenden Sonne.

Das Guetig-g'heer oder Glücksheer läßt ſich bei uns in den heiligen Zeiten ſingend und muſicierend hören. Dies ſtimmt mit dem Wortlaute einiger ſteiriſchen Weihnachtslieder vielfach überein, die Weinhold in ſeinen Weihnachtsſpielen zuerſt veröffentlicht hat. Dort ſprechen die Hirten, da ſie das Pax hominibus der Engel in der Chriſtnacht ſingen hören, pag. 79:

Der Himmel iſt recht Sterne voll,
Die Muſik oni G'ſpass is toll,
Sie neigen ſi gegen der Erden all
Und machen d'Muſik oben'n Stall.

Das iſt eine Umſchreibung unſeres Sprichwortes: „der Himmel hängt voller Geigen", das ja auf denſelben Volksglauben hinweiſt.

Ein anderes Weihnachts- und Krippenlied aus Auſee beſchreibt den Vorgang am Himmel (pag. 88):

S'lisch jo im Himmel a Lucken,
Viel tausend sein fiell (zugbereit) äf d'Roas;
Wanns daten äf üns aba rucken,
Dass jeda sein Stecken g'schwind woass!

Ein Flattacher Hirtenreim dieſer Art, pag. 98:

Engeln von himmel reiten:
Sö werden joa im himmel
Koan handel g'fangen oan?
Gott Vater woenn i war,
I joaget's all davoan.

Das Wutesheer auf dem würtenberg. Alduggebirge zieht muſicierend, ſauſend und brauſend durch die Luft und beſteht aus Geiſtern, die aus dem Himmel verſtoßen werden. Meier, ſchwäb. Sag. 140. J. Scheuchzer erzählt in ſeinen Alpenreiſen 2, 74, daß man auf der Sandalp in Glarus zuweilen aus der Höhe her eine wunderbare Muſik vernehme: suavissimum musicorum sonorum concertum. Dieſe oft belächelte Angabe iſt neuerdings durch Oberſt Weiß aus Zürich beſtätigt worden. Er erſtieg bei ſtarkem Winde von der Sandalp aus den Zutreibiſtock und war nicht wenig überraſcht, als er plötzlich Töne vernahm, welche denen einer Aeolsharfe auffallend ähnlich waren. Bei näherer Unterſuchung fand er, daß der Wind in die Zwiſchenräume der loſe auf einander liegenden Schieferplatten dieſes Berges blies und dadurch dieſe Töne hervorbrachte. Heer-Blumer, Kant. Glarus, pag. 646. Eine ähnliche Erklärung verſucht Schleiden, Studien 1855, pag. 119 über die wunderbar lautenden Töne, welche in den Vorgebirgen des Hindu-Kuſch und bei El-Rakubs, unfern vom Sinai, von Alexander Burnes, James Princep u. a. wiſſenſchaftlich Gebildeten beobachtet werden ſind. „Auf den dortigen Klippenabhängen von 45 Grad Neigung häuft der Wind Wüſtenſand an. Der Tritt des Wanderers, das Niederſetzen eines Vogels oder ein in ungewöhnlicher Richtung treffender Windſtoß bringt die leichten Sandkörner ins Gleiten; das leiſe Rauſchen der zuerſt bewegten wird, indem mehr und mehr Sandmaſſen an dieſer Be-

wegung theilnehmen, zum lauten nach und nach hellklingenden Ton.“ So meint hierüber Schleiden. Ueber die Ceyloner Teufelsſtimmen, eine ähnliche Luſterſcheinung, hat der verſtorbene Tübinger Kanzler Autenrieth „Stimmen aus der Höhe“ geſchrieben (Morgenblatt 1827, 12. Decbr.). Der Ceyloneſe nennt dies den Dämonenvogel; der Isländer denkt ſich darunter ein Heer von wolkenbeſchiegenden Singſchwänen. Dieſes Ueberallvorkommen eines und deſſelben Glaubens, der in faſt gleicher Leibhaftigkeit unter verſchiedenen Himmelsſtrichen feſtgehalten wird, überhebt einen der Mühe, an Schleidens darüber abgegebene Erklärung zu glauben und über den Hochmuth ſich ärgern zu müßen, mit dem er bei dieſer Gelegenheit zugleich am todten Kanzler Autenrieth zum Ritter wird. S. Anmerk. No. 474.

Wie der Hochzeitszug der Homburger hier beſchrieben iſt, ſo iſt ein ſolcher nach den Meldungen des Mittelalters wirklich abgehalten worden. Der Gang zur Meſſe gab Gelegenheit, Kraft und ritterliche Gewandtheit zu entwickeln, ſagt Weinhold, Deutſche Frauen, pag. 385, man hielt unterwegs ein Lanzenreiten, weltliche Muſik vermehrte den Lärm. Die Reihenfolge in dem Kirchgange unterlag zwar feſten Regeln, war jedoch nicht zu allen Zeiten und Orten gleich. Bei Otfried (I. 22, 13) eröffnen die Weiber den Zug, dann kommen die Männer und die Kinder gehen zuletzt. Hier in der vorliegenden Sage iſt die Ordnung eine entgegen geſetzte.

115. Schloßmuſik und Geiſterwäſche.

Einer der vielen Homberge des aargauer Jura liegt gegen Oberfrick, zunächſt dem Dorftheile, welcher In der Gipf heißt. Auf ſeinem waldigen Sattel liegt die Burg der Grafen von Thierſtein; noch knüpfen ſich mancherlei Erzählungen an ſie über den wilden Jäger, über die landumgebende Grafenfrau, über die Freiung in der Höhe, ein Grenz-Plätzchen, das heute noch herrenlos iſt und auf welchem ein ewiger Rechtsſtillſtand andauert. Wer am Gründonnerſtag und an Pfingſten Mittags zwölf Uhr in dieſer Freiung ſteht, der ſieht ringsum über die Thäler die Wäſche von tauſend Hemden und Leintüchern ausgelegt in der Sonne trocknen, und hört eine von allen Seiten her ſpielende Kriegsmuſik, die Schloßmuſik genannt.

116. Guggernül-Anneli und Gaußerwibli.

Auf einer Höhe des Lindenberges im Freienamte, welche der Guggernollen heißt, wohnt das Anneli, deren klagender Geſang immer Wetteränderung ankündigt; tiefer an demſelben Berge liegt oberhalb dem Dorfe Buttwil der Wald Gaußerhölzli, und auch ihn bewohnt ein ähnliches Weſen, das man nach ſeiner wehklagenden (gauzenden) Stimme das Gaußerweiblein heißt. Nach einer unter dem katholiſchen Volke jener Gegend, namentlich um Bünzen und Althäuſern lebenden

Prophezeiung rufen diese Stimmen zum letzten male, wenn einst hier der letzte Kampf um Glauben und Freiheit ausgefochten werden soll. Dann wird man den ganzen weiten Lindenberg in der Morgensonne von den Bajonetten der Bernerbieter (d. h. der Reformirten) erglänzen sehen, als ob ein Eisenhag ums Land geflochten wäre. Die Männer gehen dann zum Kampfe, Weib und Kind aber braucht nur so weit zu fliehen, als man an einem Laib Brod zu essen hat.

In der Umgegend vom Dorfe Lützwil heißt ein Waldplatz Gugenrain. Hier wohnt das Gugenrain-Babeli, die man zwar für eine Kindsmörderin hält, sonst aber keineswegs scheut. Sie begegnet den Kindern, die Erdbeeren und Brombeeren im Walde suchen und zeigt dadurch zugleich den kommenden Witterungswechsel an. Nicht weit von ihr ist ein ähnlicher Waldplatz gelegen, welchen das Bachthal-Anneli bewohnt, vgl. Bachmaidli zu Seon, No. 122.

117. Die Taufpathin auf der Wartburg bei Aarburg.

Der Junker von Wartburg wohnte auf den zwei Schlössern, welche jetzt die Sälischlösser heißen und in Ruinen liegen auf den beiden Nachbarbergen, an denen die Straße von Olten nach Aarburg vorbei führt. Er hatte eine Tochter, die aus lauter Eitelkeit wohlthätig und aus Stolz herablassend that; deshalb sagte sie auch sogleich zu, da sie einmal von einer armen Mutter in Schöftland zur Taufpathin gewonnen wurde. In einer prächtigen Kutsche, mit vier weißen Rossen bespannt, kam sie von der Wartburg im Dorfe Schöftland angefahren und gab den Befehl, die Glocken alsbald zur Taufe zu lauten. Zu gleicher Zeit aber ließ sie endlose Stücke feinen rothen Tuches aus ihrer Kutsche abwinden und vom Hause des Täuflings hinweg bis zur Kirchenthüre die ganze Gasse damit belegen. Weil nun die Dorfbuben alle schon auf den Kirchhof voraus gelaufen waren, um dorten von der Mauer herunter bequemer zuschauen zu können, wenn die in Seide und Edelstein funkelnde Pathin zur Kirche herein prunken werde, so fanden sich nicht gleich Hände genug, um die Tücher alle über die Straße zu breiten. Es waren etwa noch hundert Schritte bis zum Ziele unbelegt, und da gerade hörte der ermüdete Sigrist im Thurme schon zu läuten auf. So höret denn in Teufels Namen auf! sprach das Fräulein entrüstet, als die Glocken plötzlich schwiegen; denn das gilt heute noch für Pathin und Täufling für ein gar schlimmes Vorzeichen, erst nach dem Geläute in die Kirche einzutreten. Aber kaum war ihr das böse Wort aus dem Munde, so stellte sich ihr ein mächtig großer schwarzer Hund in den

W[illegible] und ließ sie keinen Schritt mehr vorwärts. Die Leute mußten sie zuletzt in ihre Kutsche hinein heben, um sie nur vom Flecke zu bringen. Das Kind kam ungetauft in sein Bettchen zurück, die Pathin aber als Leiche in ihr Schloß heim. Nun geht jener schwarze Hund noch immer im Dorfe zu gewissen Zeiten herum, und eben so läßt er sich auf den Bergen der Sälischlösser und jenseits Aarburg auf dem Bornberge sehen; dorten aber muß er der Wartburgerin einen Bund Schlüssel zu den Schätzen nachtragen, die in den Ruinen der zwei Sälischlösser verborgen liegen.

Hier ist der W. Jäger in sein Attribut verwandelt, selber zum ihn begleitenden Hund gemacht. Ingleichen ist der Erlisbacher Pfarrer No. 95 und der trügerische Bannbeiler, der statt der hundert Weiderechtsantheile der Almende deren nur neunundneunzig anomißt, Abthl. VIII, No. 347 in einen Hund verwünscht, und im Hundsloch verschwindet die Geisterkutsche No. 98. Hier beruht der Name Hund auf einer volksthümlichen Etymologie und will nur als allgemeines Zahlwort gelten. Das kleine Geisterhündchen heult, No. 107, so oft die Bornjungfrau die weiten Gewölbe im Innern des Bornberges verläßt, alsdann rührt sich der Berg selbst, als wollte er einstürzen und mehrere Wochen gießt es zugleich vom Himmel. Dieser klüftige Bornberg gegenüber der Wartburg bei Aarburg, in welchem der Bornhund spukt, ist ein Wassersammler mit regelmäßigen und periodischen Quellenflüssen. Der Hundsbach im Wäggithale, Kant. Schwyz, bleibt bei trockener Witterung ganz aus. Er hat in den trichterförmigen Felseinöden der Rädertenalpe seinen Ursprung. Das von diesen Felstrichtern verschlungene Regen- und Schneewasser zieht sich durch die Klüfte des Berges hinab, vereinigt sich drinnen in einen großen Sammler, der einen unterirdischen See bildet (vgl. Abthl. V, No. 184 c. Nr. 196), dessen Zugang beim sogen. Hundloch zu sehen ist, einer tiefen Felsgrotte in der Nähe der Kirche zu Hinter-Wäggithal. Bei starkem Regenwetter nun tritt durch eine Spalte des Berges das Wasser unter furchtbarem Gebrüll — eine Wirkung der eingeschlossenen und zusammen gepreßten Luft — in die sonst zugängliche Grotte und stürzt aus dieser in solcher Masse ins Thal herab, daß es nicht selten große Verheerungen anrichtet. In gleicher Weise erklärt sich die den Hirten geheimnißvolle Erscheinung eines aus dem Innern eines Berges oder einer Kluft hervor steigenden Rauches (vgl. Abthl. V, No. 195, Kochende Zwerge); es sind dies Windlöcher, deren obere Oeffnung in einem Karren- oder Schrattentrichter besteht, während unterhalb sich eine ähnliche Kluft befindet. Die aus dem Felsen heraus tretende Luft wird an der Mündung, wo sie mit den noch im Sommer herum liegenden Schneemassen in Berührung kommt, erkältet und ihr Wassergehalt in Dampfform verwandelt. Alsdann sagt der Bauer, der Fuchs oder Hase siede, der Berggeist koche, „der Her Pfarer tubäkle". Auf solchem Wege einer genauen Localanschauung werden sich noch manche von der Sage hartnäckig behauptete Ungeheuer in sehr einfache Wirklichkeiten herstellen. Man sagt z. B., unter der Runse von Valeis, Kant. St. Gallen, spukt der Valeishund. Seinen Namen hat das Val di Lei (Grafschaft Cleven, Chiavenna) von einem Meineidigen bekommen, der hier als Hund auf Erdsäcken sitzt. Escher, die Schweiz 1851, 527.

Dieſes romaniſche Falaise entſpricht der deutſchen Localbenennung Faletſche, womit man am Zürcher-Uetliberg eine merkwürdige Kluft bezeichnet, die den Berg kraterähnlich und ſenkrecht in ſeiner ganzen Höhe durchriſſen hat. Der gleiche Name für ähnliche Zerklüftungen wiederholt ſich in der nordöſtlichen Schweiz (Meyer-Knonau, Erdkunde 1, 113). Auf dieſem Uetliberge wohnt aber wiederum der Dorfhund Heiggel und ein zweiter ſchwarzer ſpukt dorten auf einem alten Burgſtall, der die Ofengüpfe heißt. R. Bauer, Volksſag. am Uetliberg. 1843, 7.

Eine das Kirchengeläute verwünſchende Jungfrau, welche mit zur Taufe entboten iſt, ſich verſpätet und dann in ein Ungethüm verwandelt wird, findet ſich bei Panzer, bayr. Sag. 1, No. 65. 112. Der Inhalt dieſer Sage iſt im J. 1854 bei uns als Stadtbegebenheit neuerdings aufgefriſcht worden und hat nicht geringes öffentliches Aufſehen erregt; die Sage „Zum Steben verwünſcht" (Bechſtein, DSagb. No. 618. 997) kam damit vereinigt zum Vorſchein. Die Kutſche, mit vier weißen Roſſen beſpannt, aus der heraus endloſe Tücher über die Dorfſtraße bis zur Kirche hin abgewickelt werden, vergleicht ſich dem Götterwagen der Nerthus, veste contectum, bei Tacitus (vgl. Anmerk. No. 128 über die geſpenſtigen Waſchfrauen und ihre Geiſterwäſche) und der Krönungsſitte, die rothen Tücher unter das Volk auszuwerfen, über die der Neugekrönte den Umritt gehalten hatte. Unmittelbar nach dieſem Umritte ſchüttete man zu Frankfurt einen Berg von Haber auf, in den ein Reichsvaſall ſein Pferd hinein ſprengen mußte. Der 1853 verſtorbene bayeriſche Marſchall Pappenheim iſt der letzte geweſen, der dieſen Haberritt zu Frankfurt gemacht hat. Nicht anders muß Haber und Weizen frühzeitig da reifen, wo das Dorfthier und der Schimmelreiter ſeinen Weg durch die Flur nimmt, oder die Geiſterkutſche ihr Geleiſe eindrückt: vgl. Abthl. III, No. 166. Anmerk. b. c.

118. Jungfernacker bei Olten.

Bei dem ſolothurniſchen Städtchen Olten, an der Aargauer Kantonsgrenze, giebt es einen ſogenannten Jungfernacker, der ſeinen Namen alſo bekommen hat. Es war eben Markttag und zu dem Tanze, der an jedem Jahrmarkte abgehalten wird, wollte ein Burſche ſein Mädchen abholen. Dieſes aber war eben noch mit dem Kornſchneiden beſchäftigt und der Tänzer merkte kopfſchüttelnd, daß ſie noch lange nicht fertig ſein werde. Da verfluchte ſich die Schnitterin, ſie wolle lieber in die Erde verſinken, als bis ein Uhr nicht mit dem letzten Halm zu Ende kommen. Noch ſtanden zwei bis drei Handvoll Aehren übrig, da ſchlug's in Olten ein Uhr, und das Mädchen wurde von der Erde verſchlungen. Das Loch, wo dies geſchah, kann niemals ausgefüllt werden. (A. Birrcher in Laufenburg.)

119. Das Hügeli-Maidli zu Holziken.

Ein hübscher Waldberg zwischen Holziken und Schöftland heißt auf der Seite, mit welcher er an den Surenbach stößt, das Hügeli. Dorten zwischen dem Walde Hard von Holziken und dem Stübisberge mit der Picardie liegt eine von Nagelfluhblöcken rings umgebene Höhle, die Hügeligrotte. Ein solcher Felsblock steht dicht vor ihrem Eingange, als wollte er ihn versperren; auch ist der Einschlupf so niedrig, daß man nur auf dem Leibe hinein kriechen kann, drum haben die Füchse ihre sichere Wohnung hier aufgeschlagen. Einige Schritte tiefer innen erweitert sich dann die Höhle und soll sich in mehrere mit Tropfstein hübsch besetzte Gänge theilen.

In alten Zeiten stand hier ein schönes Schloß. Diese Felsblöcke sind Trümmer seiner mächtigen Grundmauern, das ganze Dorf Schöftland hat mit in den Schloßbann gehört. Nur ein einziges Adelsfräulein war die Bewohnerin der ganzen weiten Burg, eine prunksüchtige stolze Jungfrau, die zwar wegen ihrer Schönheit sehr berühmt, aber bei der Thalbevölkerung wenig beliebt war. Gleichwohl unternahm es einmal um die Zeit des Frühjahres ein armer Mann im Dorfe, sie seinem neugebornen Kinde zur Taufpathin zu gewinnen, und damit sie sich nicht in sein geringes Haus bemühen müße, brachte er ihr am Tauftage das Kleine aufs Schloß hinauf. Die Zeit war da und die Glocken fiengen an zur Kirche zu läuten, im Schloßhofe drunten warteten die Mädchen schon, um mit der Herrin fort zu gehen ins Dorf hinüber auf der andern Seite des Thales. Aber das eitle Adelsfräulein konnte mit ihrem Putze nicht fertig werden und nicht vom Spiegel wegkommen, bis ihr die Magd ankündigte, eben läute es in Schöftland schon das dritte und letzte Zeichen. So läut' es auch in des Teufels Namen! erwiederte ihr das Fräulein, ließ sich verdrießlich den Täufling auf den Arm geben und schickte sich an, den Berg hinab zu steigen. Als sie aber an den Steg gekommen war, der unten über den Hungerbach führt, bemerkte sie, daß das Läuten aufhöre und daß sie sich also verspätet habe. Welche Schande für eine Junkerstochter, wenn sie ohne Sang und Klang mit einem Bauernkinde auf dem Arme hätte in die Kirche eintreten sollen, wie wenn sie unter die Dirnen gerechnet würde und dieses ihr Pathenkind unter die unehlich geborenen. Uebernommen von plötzlichem Zorn über diesen Verstoß der albernen Bauern vergißt sie sich ganz, wirft das Kind vom Steg, wo sie eben steht, in den Hungerbach und kehrt auf der Stelle wieder heim. Aber es verhüllt sich die Sonne, als ob es Nacht würde und auf dem Schloßberge bricht ein furchtbares Krachen los. Als dieser

Sturm ſich wieder verzogen hatte und die Leute nach dem Berge hin eilten, fanden ſie nur noch Trümmer von der verſunkenen Burg, das Fräulein ſelber war und blieb verſchwunden. Lange nachher erſt hat man erfahren, daß ſie in das unterſte Verließ ihrer Burg lebendig verſenkt worden war und da bis heute auf ihre Erlöſung warten muß. So kommt ſie denn jetzt noch aus dem Buchenwalde bis zum Steg, der am Bändler Kirchweg über den Hügeligraben führt, kämmt ſich die Haare, flicht ihre Zöpfe heiterhellen Tages, und wäſcht und breitet Windeln aus. In ihrer Grotte wohnt ſie mit einem ſchwarzen Hund zuſammen. Er hat Feueraugen und hütet eine eiſerne Geldkiſte. Daneben wächſet alle hundert Jahre ein Bäumlein, ein rothes Maddänneli (Früh- und Schlüſſelblume), und wer dieſes pflückt, kann die Geldtrube leeren. Aber alsdann muß er auch dreimal der blitzgeſchwinden Jungfrau um den Abgrund rings herum nachlaufen, der ſich bei der Kiſte aufthut. Nur erſt ein Mann hat ſich gefunden, der aus Habſucht ſich zu dieſem Werke verſtand. Mitten im Laufe um den Abgrund ergriff ihn aber ein ſo erſchrecklicher Schwindel, daß er noch gerade rechtzeitig von der Grube weg und zur Höhle hinaus ſprang. Wie lange ſie auf dieſen Erlöſer ſchon gewartet hatte und wie lange es wieder geben wird, bis ſich ein zweiter findet, das weiß man aus dem Worte, welches ſie dem Entronnenen nachrief: Wenn meine Krähe keine Nuß fallen läßt, ſo wächst mein Baum nicht! Wenn mein Baum nicht umgehauen wird, ſo hat mein Kind keine Wiege, und wenn mein Kind nicht ſchlafen kann, ſo wächst mein Erlöſer nicht!

Ein neugieriger Burſche hat einmal erfahren wollen, wie weit wohl dieſe Höhle gehe, er nahm deswegen ſeinen Hausbahn mit und jagte ihn hinein. Als das Thier durchaus nicht wieder kam, gieng der Burſche wieder heim in ſein Haus, das eine halbe Stunde weiter oben im Thale liegt. So wie er in die Küche trat, hörte er ſeinen Hahn unter dem Herde tief im Erdboden kräben. Jetzt war es ihm gewiß, daß die Höhle endlos und die Jungfrau unerlösbar ſei.

Uebereinſtimmendes bei Bechſtein, thür. Sag. 2, 94. DSagb. No. 58. 253. 473. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 85. Herrlein, Speßhart. Sag. S. 219. Die Erlöſung knüpft ſich an den Baum, da dieſer und der Wald als Anfang und als Erneuerung des Menſchengeſchlechtes gilt; vgl. Abthl. II, No. 75. 78. Dieſe Erlöſung erſchwert ſich aber, in ſo ferne ſie ſich auf eine unabſehbare Zeit und auf Bedingungen hinaus verſchiebt, die ſich ſelbſt wieder aufheben. Der Rettungsbaum muß durch bloßen Zufall gepflanzt und gefällt werden. Die Krähe läßt eine Nuß oder Eichel aus dem Schnabel fallen und der Hirſch tritt ſie in den Waldboden feſt: Meier, ſchwäb. Sag. No. 4. Er muß als ein Doppelſtamm und in der Zwieſel (gabelförmig) aufwachſen; bald muß er von zwei Ledigen umgehauen und

zur Wiege deſſen gezimmert werden, der zwar zum Erlöſungswerke befähigt iſt, deſſen Leben aber gewaltthätig unterbrochen, der mit dem Schwerte gerichtet werden ſoll, und deſſen Hilfe alſo nur um ſo ſchleuniger beginnen müßte; bald auch muß der Erlöſende in ſo tiefe Höhlen hinein ſteigen und drinnen um ſo tiefe Abgründe herum einen Wettlauf machen, daß die Dauer ſeines Lebens kaum hinreicht, das Ende jener Höhlengänge zu erreichen. Vgl. den erlöſungskräftigen Spindelbaum Abthl. IV. No. 167. Der in den Berg hinab gejagte und unter dem Herde des Bauernhauſes herauf krähende Hahn bezieht ſich auf den Hahn der Hel. Ueber die damit verzweigten Erzählungen: Panzer, bayr. Sag. 1, 286 ff.

120. Ruine Königſtein bei Aarau.

Oberhalb der Seidenfabrik hinter dem Dorfe Küttigen bei Aarau erhebt ſich eine brüchige Jurawand, auf deren ſteilſtem Ausläufer im Buchenwalde die Ruinen des Ritterſchloſſes Königsſtein ſtehen, in dortiger Mundart das Küngſtengut genannt. Die Ueberreſte dreier Rundthürmchen mit ihren Fenſterlücken ſind allein von allem noch zu ſehen, die kann man, ſo heißt es, mit der Hand zum Wackeln bringen, ſo morſch und aus ſo kleinen Steinchen zuſammen gebacken ſind ſie; ſtürzen aber kann ſie Niemand, denn ſie ſind mit der allerfetteſten Milch verpflaſtert, wie die Bauern ſie dem Zwingherrn aufs Schloß liefern mußten. Dieſer herrſchte grauſam und war noch dazu ein Baunarr. Erſt mußten ihm die Landleute an der Hinterſeite des Schloſſes eine Straße über den Felſen hinab ſprengen bis zum Bächlein, das von der gegenüber liegenden Waſſerfluh herab kommt. Dieſer alte Pfad heißt jetzt die Säligaſſe. Da baute er Brunnenſtube und Waſchhaus, und ein Eſel mußte ihm ſtündlich von da das kalte Quellwaſſer heraufſtragen. Das iſt der Fiſchbachbrunnen, der zwiſchen zwei Felſen herrliches Quellwaſſer ausſprudelt. Dann ließ er von der Burg bis zum Dorfe Kilchberg eine andere ſtundenlange Straße anlegen, und alle Hörigen ſeines Twings in den Gemeinden Küttigen, Biberſtein und Erlisbach mußten daran ſchanzen. Sie ſollte ſchnurgerade und überall in gleicher Breite über das Gebirge geführt werden. Das Volk nennt die noch vorhandenen Ueberreſte davon die Herrenſtraß. Auch den jähen Weg zu den Benken, der über den Jura in das Frickthal hinüber führt, ließ er durch die Hügel hauen, ſo daß er auf einem Eſel, ohne abzuſteigen, hier durch nach dem Schloß Urgiz reiten konnte, das drüben jenſeits der Schneeſchmelzi (Gebirgsgrates) beim Dörflein Asp als Ruine ſteht. Dem Königsſtein gegenüber liegt eine gleich hohe Bergwand des langen Achenberges, die Wandfluh oder verkürzt Wampfle genannt; ſie ließ er durch ſeine Untervögte zu einem

Garten umschaffen, und als dieser fertig und ummauert war, wollte er gleichfalls eine Burg drinnen haben. Sie entstand und auch von ihr will man noch etliche Trümmer auf jener Bergwand erkennen. Damit belehnte er dann seinen Bruder, und als dieser sich nachmals mit ihm überwarf, hat er ihm vom Königsstein aus mit einem Pfeile Auge und Haupt durchschossen. Die Leiche warf er in den Sodbrunnen, der über hundert Fuß tief in den Felsen gegraben ist. Damit sich nicht wieder einer gegen ihn auflehne, ließ er nun den Thalweg zwischen beiden Bergwänden und Burgen mit einer starken Mauer verschließen, die zwei Nachbarburgen aber durch eine lederne Brücke verbinden. Diese Brücke war hundert Klafter lang, mit Seilen unterspannt und bestand anfangs aus lauter Schmalleder. Bis sie fertig und so stark geworden war, daß der Ritter jeder Zeit von einem Schloß zum andern drüber reiten konnte, kostete sie manchen schönen Stier. Alle Jahre mußte man zudem sie allenthalben ausbessern, denn sie moderte schnell, und die Bauern weigerten sich endlich, ihre besten Thiere dazu aufs Schloß zu liefern. Da fieng er ihnen auf seinen vielen neugebauten Wegen allenthalben das Vieh weg, das sie anders wohin zu Markte trieben. Um dieser Plage einmal los zu werden, zerschnitten die Küttiger heimlich diese Brücke, und als der Burgherr wieder drüber ritt, riß das drunter weggespannte Tragseil und der Tranger kam um.

Man erzählt diese Begebenheit mit Angabe näherer Umstände auch also. Ein junger Bursche von Küttigen hatte sich durch Jugendstreiche und Ausgelassenheit daheim schon sehr verrufen gemacht, und da der Burgherr auch noch seinen persönlichen Haß erregt hatte, gab er sich bald dazu her, die Allen verleidete Lederbrücke zu zerschneiden. Die Verwegenheit gelang nur halb, und der aufgebrachte Vogt bot bei hunderttausend Gulden Jedem, der den Thäter angäbe. Obschon nun alle Bauern diesen wohl kannten, verrieth ihn doch Niemand, weil man gar wohl wußte, daß der Burgherr die Brücke doch wieder bauen und die dem Entdecker verheißene Summe nur um so eher wieder aus ihnen heraus pressen würde. Jener Bursche entwich aus dem Lande, gieng als Soldat in holländische Dienste und gerieth so bis nach Ostindien. Im Unglücke der Verbannung nahm er sich zusammen, schwang sich endlich zu hohem Ansehen auf und erwarb sich ein großes Vermögen. Vor etlichen dreißig Jahren erst soll sein Todtenschein über Meer nach Küttigen gekommen sein. Endlich ward des Burgherrn Maß auch voll. Während er auf eine Jagd ausgezogen war, überrumpelten einmal die Bauern das Schloß und verbrannten es sammt der Brücke. Den rückkehrenden Ritter fiengen sie auf, hiengen ihn an

den Füßen an einen Baum und kratzten und striegelten ihn mit Karden (Kardetschen, Wollbecheln) zu todt. Die Leiche schleppten sie auf die Wiese hinter dem alten Schulhause und verlochten sie da. Diese Stelle heißt die Scheidenstatt.

Noch liegt droben im Schlosse des Burgherrn Schatz vergraben, er scheint im dortigen Sodbrunnen oder Keller zu stecken. Denn wenn überall Windstille herrscht, so zieht doch auf diesem Platze immer eine schneidende Luft oder wirbelt das Laub auf. Wenn sich dorten der große Uhu hören läßt und die Krähen ihn stoßen, so giebt es jedesmal anderes Wetter; aber man meidet diese Stelle, die Kupferschlange hat schon manches Kind gebissen, das dorten Reisholz sammelte, und über Andere ist ein plötzliches Sausen hereingebrochen, daß sie mit einem bösartigen Gliederweh heimgekommen sind. Zwar will noch dieser und jener dorten einzelne Thaler gefunden haben, wenn er sie aber daheim herzeigen sollte, hatte er nichts als Schneckenhäuser im Sack.

Oft wandelt in der größten Mittagshitze ein weibliches Wesen durch die obere Waldung um die Ruine. In schneeweißen Gewändern holt sie in einem silbernen Handkessel Wasser herauf vom Kubrüti-Brünnli, einer Quelle, die am Südabhange des Nachbarberges Egg entspringt. In ihrer aufgebauschten Schürze scheint sie Geld zu tragen, denn sie legt solches auf die Erde aus in großen Wannen, welche sie gar hübsch aus Laub zu flechten weiß. Dann schaut sie mit einem bittenden Blick hinab in die Gegend, als wollte sie sagen: O ihr lieben Bauersleute, befreit mich doch aus diesem Schicksale, ich habe euch ja nichts angethan, daß man mich so lange leiden läßt! Am Charfreitage zeigt sie sich am liebsten; so haben sie einst drei Jungen gesehen und es schnell daheim dem Großvater gemeldet. Der schickte sie gleich wieder zurück mit der Weisung, Brosamen auf jene Wannen und Blätter zu werfen, alsdann würde sich dies Alles in Gold verwandeln. Allein die Knaben konnten, auf jenem Platze wieder angelangt, von der ganzen Pracht nichts mehr finden.

Ein Mann, der sich dorten herum Weiden zum Garbenbinden schnitt, sah ebenfalls Tücher in die Sonne gebreitet und allerlei niedliches Geschirr darauf gestellt. Er dachte seinem Kinde nur ein einziges dieser blitzenden Schüsselchen zum Spielzeug mit heim zu bringen und gieng damit hinweg. Als er's aber daheim aus dem Sacke zog, war's ein bloßes Geldstück. Dies machte ihn zwar nicht unzufrieden, aber es jagte ihm eine besondere Scheu ein und er mied von nun an jenen Ort.

Auch eine Ente und ein schwarzes Hündchen gewahrt man manchesmal droben, und beide, meint man, seien die Jungfrau, die aus

ſolcher Verwandlung erlöst ſein und dafür ihre verborgenen Schätze vergeben will. Das ließ ſich der Flender von Erlisbach, als ihm ſein Haus abgebrannt war, alles ausführlich an Ort und Stelle von einer alten Frau zeigen und erklären. Tief unten wies ſie ihm eine kreisförmige Schuttlage, worunter der Schatz ſtecken werde, und alles werde ſein, wenn er binnen drei Nächten das ſchwarze Hündchen vertrieben habe, das darauf zu liegen pflege. Käme dann die Jungfrau auch als Schlange, ſo ſolle er ſie nicht fürchten, ſondern ſie zu berühren ſuchen. Und käme hernach der Teufel, welcher im Momente, da die Jungfrau erſcheint, einen Felſen über dem Haupte des Schatzgräbers abzuleiten droht, ſo müße er ſchweigend zur Stelle bleiben. Denn auf jeden Ruf würde der emporſteigende Schatz ſogleich wieder verſunken ſein. Der arme Flender machte ſich nun mit drei Bauern von Küttigen, Entfelden und Oberbeiſen ans Geſchäft. In der erſten Nacht ging ein ſcharfer eiskalter Wind; ſie ließen ſich's nicht anfechten und gruben ein gewaltiges Loch aus, faſt von ſolcher Tiefe, wie ihnen die Frau angegeben hatte. Mit Tagesanbruch verließen ſie auf verſchiedenen Wegen die Höhe, um unbemerkt gegen Abend wieder hier zuſammen zu treffen. In der zweiten Nacht war die Luft viel milder, ſie gruben noch tiefer, da zogen Schwäne nahe an ihnen vorbei. Später meinten ſie ſogar einen ſchwarzen Hund zu erblicken. Eben ließen ſie mit Picken und Hebeiſen auf einen Deckſtein, als ein bärtiger Greis mit einer verſchleierten Jungfrau zu ihnen trat und ihnen feierlich vertrug, daß ſie in der nächſten Nacht die Truhe ſicher erheben würden; dann aber ſollten ſie nicht ſäumen, einen Theil ihres Gewinnſtes nach Kuttigen zu erſtatten und einen zweiten nach Biberſtein, denn dorten ſeien ehemals große Summen erpreßt worden. Allen Vieren bleibe gleichwohl noch genug, um zeitlebens reich zu ſein. Nach dieſer Erklärung ſchienen die zwei Geſtalten wieder im Gebüſche zu verſchwinden. Im gleichen Augenblicke aber erhob ſich ringsum ein ſo einſtimmiges Hohngeſchrei und Heulen, daß unſere Männer zuſammen entſprangen. So ſchrieen indeſſen nicht die Geiſter der Verwünſchten, ſondern die Dorfjungen, welche von der Schatzgräberei bereits gehört, heute zur Ruine ſich geſchlichen hatten und nun, da zwei von ihnen die Rolle der Geiſter ſpielten, zu voreilig ihrem Spottgelächter Luft machten. Gleichwohl ließen ſich die Schatzgräber nicht die Rechten jener Erſcheinung bezweifeln und waren in der dritten Nacht abermals an ihrer Arbeit. Allein die Sache war ſchon ruchbar. Es erſchienen heute, anſtatt der Schloßjungfrau, zwei Landjäger und betrafen die Beſchwörer, wie ſie eben um ein Feuer ſaßen und zuſammen aus einem alten Buche beteten. Alle wurden feſtgenommen.

Vergebens baten ſie, man möge ſie nur noch dieſe Nacht, die letzte, unangefochten am Platze laſſen, dann ſeien ſie reich und die Geiſter erlöst, und mit gutem Muthe werde man ſich alsdann morgen freiwillig der Polizei ſtellen. Die Landjäger vollzogen ihren Befehl. Erſt vor einigen Jahren iſt der Flender geſtorben, und noch auf dem Sterbebette hat es ihn geſchmerzt, daß man ihm ſeine Hoffnung alſo zu Waſſer gemacht hat.

Es hatte ſich auch ein anderer Bauer mit ſeinen Bekannten zu gleichem Zwecke auf die Ruine begeben und dreiundzwanzig Nächte lang von elf Uhr Nachts bis ein Uhr dorten gebetet. Schon zeigte ſich im Innern der Grube etwas wie eine Wanne, in der das Geld vermuthet werden konnte; da brach einer von ihnen das angelobte Stillſchweigen dadurch, daß er unwillkürlich eine Unanſtändigkeit begieng, und plötzlich war die Wanne wieder verſunken. Jetzt wären wir auch Herren, ſchloß nachmals einer von ihnen hierüber ſeine Erzählung; ſo aber ſind wir arme Bauern, haben alle Tage um geringen Lohn Wind und Wetter auszuſtehen, und erſchwingen doch nicht einmal ſo viel, um nur eine kleine Haushaltung zu ernähren.

Ein Mann in ähnlichem Nothſtande kam ſpät des Abends zur Ruine herauf, um noch ein wenig Holz für ſein Küchenfeuer mit heim zu nehmen. Da dünkte es ihn, als ob er Reiter vom Schloßberg herab ſprengen höre, und wie er ſich umſchaute, kam eine ganze Reihe von Chaiſen mit lauter altmodiſch gepuzten Leuten über den Berg gefahren. Kaum war der Zug vorüber, ſo ritt der Schloßkoch mit weißer Zipfelkappe auf einem Eſelein ebenfalls daher. Er hielt einen Kupferkeſſel in der Hand, den er am Sodbrunnen gefüllt haben mußte, und ſchnaufend vor lauter Eile fragte er den Bauern, ob der Zug ſchon weit voraus ſei. Der ſonſt gleichgiltige und ohnedies bekümmerte Mann mußte nun doch über den Geſchäftseifer dieſes ſonderbaren Kerls lächeln und antwortete: O, auf deinem Renner haſt du ſie gleich wieder! Auf dies Wort warf ihn ein Windſtoß um, und da er heim kam, mußte er mehrere Tage das Bett hüten.

Etwas Aehnliches begegnete auch einem Bekannten meines Vetters, ſo fährt hier ein anderer Erzähler aus jener Gegend fort. Er wollte Nachts von dem Bergdörfchen Hard noch nach Küttigen hinab gehen, aber die ſternenhelle Nacht wurde nach und nach ſo finſter, daß er den Weg nicht mehr ſehen konnte und ſich in den Königſtein verirrte. Da hörte er nun ein Geraſſel, wie wenn eine Kutſche käme und zugleich bemerkte er ein Licht, das ſich ſchnell näherte. Das war denn auch wirklich die Laterne einer Kutſche. Mit vier Schimmeln beſpannt kam ſie herauf gefahren, zwei ſchwarze Windhunde liefen zur Seite

und drinnen saßen Herren und Damen in alterthümlicher Tracht. Nun hielt sie an, ein Diener sprang ab, deckte schnell den Sodbrunnen auf, aus dem ein leichenhafter Mann emporkam, öffnete dann den Kutschenschlag und half ihm einsteigen, und alsbald fuhr alles wieder hinweg. In der Ferne verschwand das Laternenlicht der Kutsche, und kaum war alles vorüber, so fieng es sehr heftig zu regnen an, ein grosses Gewitter entlud sich. Von der Angst fortgetrieben und mit Hilfe der leuchtenden Blitze fand der Mann den Weg wieder und erreichte unbeschädigt das Dorf.

---

121. Das rothe Tüchlein bei Castelen.

Aus fernen Landen war ein Flüchtling nach Thalheim gekommen im Jura und hatte sich da das Schloß Castelen hinter der Gisliflub gekauft, das er in aller Zurückgezogenheit nur mit einem Knechte und einer Magd bewohnte. Nach und nach gewannen er und der Knecht diese Magd zugleich lieb. Als sie aber unerwartet einen Knaben gebar, jagte der Herr den Knecht aus dem Dienste, die Mutter aber warf er sammt ihrem Kinde in einen unterirdischen Kerker des Schlosses und brachte Beiden manches Jahr selber ihr Essen hinab. Als nachmals der Flüchtling wieder in sein Vaterland zurückkehren konnte, erdrosselte er die Magd im Kerker, ihren Knaben, der indeß gegen zehn Jahre alt geworden war, that er zu einem Bauern auf dem Berge ins Versteck. So erfuhr der Bauer aus dem Munde des Kindes bald die Unthat und machte davon Anzeige. Die Obrigkeit kam dem Mörder in weiter Ferne wieder auf die Spur, und als er sich entdeckt sah, nahm er sich selbst das Leben. Man fand bei ihm einen Brief, worin er den Wunsch ausgesprochen hatte, auf seinem Schlosse Castelen begraben zu werden. Dies geschah, aber seitdem muß er dorten umgehen.

Ein Bauer dieser Gegend, der noch spät auf dem Wege nach dem Dorfe Thalheim war, sah hier lange einem Lichte zu, welches vor ihm herzulaufen und manchmal still zu halten schien. Da er es erreicht zu haben glaubte, war es erloschen, an der Stelle lag nun ein rothes Taschentuch, das wie zum Trocknen über die Hecke hingebreitet war. In dieser Gegend, wo weitum keine Wohnung ist, befremdete ihn das Tuch; er hatte es anfangs mitnehmen wollen, aber bei weiterm Nachdenken fand er's nicht für gut, er warf's mit dem verächtlichen Worte von sich: De näm' i ned ewegg! Kaum einige Schritte weiter lag jedoch wiederum ein rothes Tüchlein da. Nun kehrte der Bauer um, zu sehen, ob das Vorige noch an der alten Stelle liege; es

war weg. Jetzt fieng es an ihm unheimlich zu werden und er machte sich fort. Aber schon nach kurzer Zeit lag ihm das unheilvolle Tüchlein noch einmal im Fußwege. Da faßte er Herz, begann zu fluchen und zu schwören und schwang den Stock. Sogleich war das Tüchlein verschwunden und statt seiner jenes Licht wieder gekommen, das nun dem Bauern bis an sein Haus hin leuchtete. Ermattet und niedergeschlagen legte sich der Mann zu Bette und blieb auch nachher noch lange an dem Arme starr, den er zum Dreinschlagen geschwungen hatte.

122. Das Bachmaidli zu Seon.

Als einst ein Weib in Seon ein uneblich Kind bekam, sann sie darauf, es unzubringen und lief damit dem nächsten Weiher zu. Bis dahin mußte sie aber durch so manchen Bauernhof, daß sie befürchtete, schon gesehen worden zu sein, und so machte sie sich von diesem Platze hinweg und gieng dem Dorfe Seengen zu, wo der Feuerweiher ist. Auch hier geschah ihr wie beim ersten Versuche, die Angst, gesehen zu sein, hinderte sie an der Urthat. Gleichwohl sollte das arme Kind einmal nicht leben, also gieng sie denn weit von allen Behausungen zum Aabache hinunter und warf es da ins Wasser. Im selben Augenblicke bewegte sich jedoch ihr Herz, sie suchte das arme Würmlein wieder zu retten und sprang ihm nach bis zur Mühle hinunter; vergebens. Als sie es endlich hier trotz des raschen Laufes des Wassers herausziehen konnte, war das Kind schon todt. Seitdem erscheint das Bachmaidli an jenen drei Wassern und nimmt ihren Weg unabänderlich durch alle jene Höfe und Häuser hindurch, denen sie bei ihrer That ausgewichen ist. Dies soll so oft geschehen, als die Geisterkutsche kommt, die von Teufenthal aus nach dem Seethal hinüber fährt. Dann fängt der Geist, den man das Bachthal-Anneli nennt, zu wimmern an, und von dem Waldplatze aus, welcher Gerstenmühle heißt, weil da noch Trümmer einer alten Wohnstatt liegen, begiebt sie sich auf ihre nächtliche Wanderung.

123. Die Rosenkranztochter am Löhli.

In katholischen Gegenden giebt es neben andern kirchlichen Privatvereinen auch einen der Rosenkranzungfern. Derselbe besteht aus fünfzehn Dorfmädchen, die an den Festtagen Mariä bei der kirchl. Procession in eigener Tracht erscheinen, an ihren Weihkerzen Bildchen mit den fünfzehn Geheimnissen Mariä führen und sich zu besondern Ge-

beten verpflichten müßen. Rosenkranztochter nennt man nun nach dem Namen dieses Vereines einen Geist, der seit alter Zeit beim Dorfe Nesselnbach im Freienamte sich zeigt. Dorten ist gegen die Gemeinde Tägerig hin ein Mattland, Löhli geheißen, weil es sonst Wald war; und in der Laubwaldung, die höher hinauf gelegen ist, wohnt unter einem Eichbaum die Rosenkranztochter. Nachts an den Fraufasenmittwochen läßt sie sich daselbst sehen, in Hemdärmeln, ohne Spenzer, mit weißer Schürze und einer gelben Haarschnur. Am Scheitel trägt sie ein besonderes Braut- und Jungfernkäppchen aus beweglichen Gold- und Silberflitterchen gemacht, das man Schäppeli nennt. Unter dem Arme aber hat sie alle Zeit einen Ellenstecken; da man noch nie das Herz gehabt hat, sie anzufragen, so weiß Niemand, was sie mit Letzterm will, doch vermuthet man, sie habe mit Tuch gehandelt und in zu kurzer Elle ausgemessen.

124. Die Kränzleinjungfer bei Oberhof.

Auf dem Wege von Oberhof nach Wölfliswil kommt man in die Hohle Gasse, der Fußsteig daneben ist der Alte Kirchweg geheißen. Derselbe führt zu einer nahen Bergquelle. Dorten am sogenannten Stegli ließ sich die Kränzleinjungfer sehen, ein freundlicher Geist, der ein Flitterkrönlein aus Glasperlen und Goldschnürchen im Haare trug, wie es sonst bei den Frickthaler-Mädchen allgemein Mode war. Im Arme hatte sie einen großen Wasserkrug, der mit Gold angefüllt war. Sie bat ihn öfters den Vorübergehenden angeboten, ist aber immer abgewiesen worden, weil man wohl wußte, daß man sich alsdann mit ihrer Erlösung beladen müßte. Dann erhob sie im Weggehen stets ein gar jammerhaftes Wehgeschrei.

125. Der Bödelmergeist in Wölfliswil.

Ein einzelner Dorftheil von Wölfliswil im Frickthale heißt nach seiner ebenen Lage das Bödemli, und dorten spukt sowohl bei der Nacht, wie am hellen Tage ein Gespenst in Gestalt eines brandrothen Fuchses, der Bödelmergeist. So oft er dem halb erblindeten Bauern Zyprian Raimann begegnet, ruft derselbe das Dorf auf und ab, man möge je nach dem Stand der Jahreszeit die Arbeiten in Feld und Wiese beeilen oder ganz sein lassen; denn alsbald werde man ein gottsträfliches Ungewitter, oder Ueberschwemmung und Hagelwetter zu erleben haben. Zuweilen ist dies schon eingetroffen, und so vermehrt

ſich der Glaube an einen Dorffuchs, den ſogar ein Blinder erblicke, theilweiſe jetzt noch.

126. Das goldene Boddemaidſchi in Ober-Lengnau.

Zwiſchen den Dörfern Endingen und Ober-Lengnau kommt man oberhalb der ſogenannten Mürſtege zu einer Quelle; ſie entſpringt an dem Straßenbord, von dem der Fußweg über die dortige Mühle wieder in die Fahrſtraße einmündet, läuft dorten über die Straße und geht in die nahe Surb. Ein halbhundert Schritte vor der Mündung dieſes kleinen Feldwaſſers ſpielt die Sage von der goldenen Jungfrau, welche man das Boddemaidſchi und die Boddebächlijumpfere nennt. Sie kommt weißgekleidet an dies Boddebächli, ſtählt da ihr Haar und hütet zugleich Schätze, nach denen man in früherer Zeit eſtmals gegraben hat. Man begegnet der Jungfrau nicht ſelten, ſieht auch keineswegs einen böſen Geiſt in ihr, paſſiert aber gleichwohl jene Stelle nicht eben gerne. Am Wegbord beim Urſprung der Quelle ſtand ein Schloß unbekannter Geſchlechter, das Boddeſchloß geheißen.

Quellen, die man goldene nennt, und denen man Schloß und Thor beilegt, ſind in unſern Gegenden nicht gerade ſelten. Die Quelle, die aus dem Schatzbuck bei Bülach, Kant. Zürich, fließt, heißt bei den Leuten ſeit undenklicher Zeit das goldene Thor. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1838, 2. Das goldene Boddemaidſchi, welches Schätze hütet und eine keineswegs gefürchtete Erſcheinung iſt, gleicht im Märchen von der Frau Holle, KM. 24, dem Aſchenputtel, das als goldene Jungfrau dem Brunnen entſteigt; der Königstochter vom goldenen Dache; der in den Brunnen ſtürzenden, aber durch das Goldthor drunten einziehenden Schweſter (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 210). Dies iſt Frau Holda ſelbſt, wie Wolf, Beitr. 1, 167 zeigt. Dieſe im Brunnen wohnende und da die Ungeborenen hütende Ehegöttin trägt hier in ihrem Namen Bodde-Mädchen, die mundartliche Spur des Namens ihres Gemahles und iſt eine Wuotana. Darüber geräth ſie in die Reihe dieſer Wuotans-Sagen und findet ihre Erklärung in der über die Namensformen dieſer Gottheit gegebenen. Vgl. den Namen Muet No. 109, Mutti No. 112, Mötteli No. 134. Muttiſee und Mattiſee No. 129. 130, und Anmerk. No 489: Buddha-Wuotan.

127. Das Breitſee-Meidli bei Möhlin.

Die ſumpfige Waldgegend, welche Breitſee heißt, war einſt ein See. Jetzt ſtößt da die Grenze des Waldbannes zweier Fricktaler-Gemeinden zuſammen, von Wallbach und Möhlin. Ringsum waren die Seeufer futterreiches Land und heiteres Laubgebüſche, und eine Jungfrau von beſonderer Schönheit pflegte hier ihre Spaziergänge zu

machen. So lange das Frickthal noch unter Oesterreich stand und es üblich war, die Heerden in den Wäldern treiben zu lassen, waren die Weidbuben ganz vertraut mit dieser Jungfrau und ließen sich von ihr oft bis zum Rande des Forstes heim begleiten; oder wenn sie zuweilen hier aus einem Mittagsschlummer erwachten, lag das Mädchen arglos mitten zwischen ihnen. Sie trug einen Schinnhut, wie er vor Zeiten in diesen Gegenden gewöhnlich war, und weiße oder grüne Schürzen. Oft aber kam sie in flatternden blonden Haaren, in denen ein frischer Kranz lag. Geredet hat sie niemals.

Die heutigen Erzähler vermuthen in ihr eine Braut, die auf dem Heimwege von ihrer Hochzeit hier am Ufer des angeblichen Breitsees versank oder ermordet wurde.

---

128. Waschende Geister.

1. Schloßjungfer auf Weissenberg. Die Ruine Wessenberg liegt im Bezirke Brugg. Aus dem verwilderten und verschütteten Schloßhofe geht die Schloßjungfer alle Charfreitage im steinigen Schloßgäßchen umher; will aber die Witterung umschlagen, so kommt sie bis zum sogenannten Dorfbrunnen in Hottwil und spült dorten Linnen und Wäsche. Sie soll früherhin verschiedenartige Gestalten angenommen haben, seit einigen Jahren spricht man indeß nicht mehr von ihr. Schatzgräber haben im Burgstall Silbermünzen von achteckiger Form gefunden.

2. Das Wäscherli ist der Name eines Weihers bei Birri. Das Volk sagt, es sei die älteste Waschgrube der Gegend gewesen. So oft schlechtes Wetter kommt, erscheint hier ein Weib in alterthümlicher Tracht und schwadert diejenigen Linnen, die sie vormals bei einer Dorfwäsche gestohlen haben soll. Sie trägt einen breiten Schinnhut (Weidengeflechte), kurze Jüppe, rothes Brusttuch, auch eine starkgefaltete Schaube (Deckelmütze). Ein Mann aus der Schweddi und der Altammann von Birri haben sie so erblickt.

3. Das Bündelmaideli spukt im Frickthale auf dem Homberge zwischen Wittnau und Wegenstetten an derjenigen Stelle, wo ein Wallfahrtskreuz errichtet ist. Man droht noch den unfolgsamen Kindern in der Gegend mit ihr.

4. Der Bergfridli läßt sich aus den Waldungen her im Frickthale hören und gilt mit seinem Rufen als ein Wetterprophet. (Er gehört zu den männlichen Witterungsgeistern und wiederholt sich Abthl. XI, No. 472: Frickthaler-Landespatron Fridolin.)

5. Die Waschjungfer von Rohrdorf, Bezirks Baden, wird Nachts auf dem Brunnenstein gesehen, wie sie Wäsche windet und ausbreitet.

6. Das Strähl-Anneli und das Spinnmütterli gelten nur noch als unheimliche Vorstellungen bei der Bevölkerung des Badener-Bezirkes. Letzteres hielt sich besonders in jenem Theile der Weinberge vom Dorfe Würenlos auf, welchen man den Bick nennt. Man maß ihr die Schuld bei, wenn der Rebmann seinen mühsam auf die Höhe getragenen Korb voll Dünger zur Unzeit umgeleert fand.

7. Das Bachmaidschi auf der Ziegelmatte. Will man vom Dorfe Dottikon im Freienamte aufwärts nach dem Nachbardorfe Häggslingen gehen, so hat man anfangs an einem tiefen Bachtobel hinzusteigen. Hier wandelt zu Fronfasten das Bachmaidschi als blaue Flamme über die rauschenden Wasser herab. Wer sich ihr vorsätzlich in den Weg stellen will, bekommt einen geschwollenen Kopf. Am jenseitigen hohen Ufer liegt ein kegelförmiger Bühl wie ein alter Burgstall mitten in dem Wiesgelände. An seinem Fuße stößt man vielfach auf Scherben von Urnen; das Volk, welches daraus schloß, hier müße einst eine Ziegelhütte gestanden haben, nennt die Flur die Ziegelmatt. Von da aus nimmt auch der Dorfhund seinen Lauf.

Ziegelmatt, Ziegelgäßlein sind bei uns übliche Benennungen für Reste von Römerstraßen. Auf ihnen hat die W. Jagd ihre Weidbahn; vergl. Abthl. III, No. 143: der Ziegler im Grindel. Ein solcher Weg ist das Ziegelgäßchen im Surhard, wo die Römerstraße von Gränichen her mit derjenigen von Olten im Walde bei Rohr zusammentrifft und über Ruppertschwil nach Vindonissa geht.

8. Brunnenmädchen in Küttigen. Beim Bärenbrunnen im Dorfe Küttigen pflegt in gewissen Nächten ein weiß gekleidetes Mädchen Wasser zu holen; man sagt, sie sei früher Wirthin gewesen und habe den Schenkwein zu sehr getauft. Ein Küttiger bewog einmal seine Frau, des Nachts mit zu gehen, um dieses Mädchen zusammen zu betrachten. Die Frau aber vermochte von allem nichts zu sehen, nur daß sie hörte, wie man einen Zuber am Brunnentrog abstellte. (A. Bircher in Laufenburg.)

9. Am Südabhang des Berges Maiengrün im Freienamte läuft ein Fahrweg vom Dorfe Häggslingen nach Mäggenwil; an demselben liegt das Müseli. Hier sitzt an einem Bergquell, welcher Müselibrunnen heißt, das Müselifräuli, kämmt und wäscht sich, breitet bunte schimmernde Gewänder in der Sonne aus und während sie einen Ellenstab drüber schwingt, singt sie klagende Lieder. Zur Zeit des beginnenden

Frühlings sieht man sie am öftesten. — Der Name dieses Müseri- oder Moosweibchens wiederholt sich in dem des Muserigeistes von Gebisdorf, No. 345.

10. Die alte Köchin. Im Dorfe Tägerig umgeht die Ortskirche herkömmlicher Weise ein Nachtgeist, den man die alte Köchin heißt. Sie trägt eine Bränzhaube, das ist eine schwarze Florhaube mit strahlenförmig um das Haupt gehendem Drahtrande, dazu ein weißes Goller, nämlich einen viereckig geschnittenen Halskragen, der Brust und Nacken bis zur Hälfte herab deckt, und ein schwarzes Jüpplein, ein Mieder, das mit der Brüncstel über der Brust künstlich verschnürt ist. Vom Schulhaus bis zur Kirche geht sie hinter einem Haz her, in der Hand hat sie einen kleinen maßhaltigen Milchkessel; er glänzt, als ob er frisch vom Blechschmied käme. Ein Hündlein mit weißem Rubelhaar (zottig) und rothem Halsband lauft hinter ihr her. Ein junges Mädchen, das der Alten begegnete, wollte ihr guten Abend bieten und wie man einen solchen Gruß nicht nach der Tageszeit, sondern je nach der gerade geltenden Arbeit auszudrücken pflegt, sagte das Kind: Ihr geht gar spät Milch holen. Da war die Alte verschwunden, das Kind aber kam mit einem gewaltigen Rüsenmaul heim.

Weinhold, die deutschen Frauen, pag. 326 giebt Beispiele darüber, welchen Antheil in unserm Alterthum die vornehmsten Weiber dem Hausweisen bis auf das Geschäft des Waschens hinab schenkten. „Königinnen selbst beschäftigten sich mit der Wäsche und bis in die neuere Zeit hinein war der Waschtag auch für die Frauen der höhern Stände ein Tag lebendigster Geschäftigkeit. Die jüngere Edda erzählt, wie der Streit zwischen Brynhild und Gutrun bei der Schleierwäsche ausbricht. Die schöne Schwanhild, des Gothenkönigs Jörmunrek Gemahlin, wird, als sie bei der Schleierbleiche sitzt, von den ausgesandten Mördern überritten." Lag solches in der Sitte der Fürstinnen, so konnte das gleiche Geschäft auch den von ihnen verehrten Göttinnen um so sicherer zustehen. Die älteste Göttin unseres Germanencultus wäscht zwar nicht selber, aber sie wird gewaschen feierlich sammt ihrem Wagen und Gewand im abgelegenen See. Germania, c. 40. (So befiehlt unser Aberglaube, den Ahraun regelmäßig zu waschen und neu zu kleiden: Abthl. VI. No. 267. 268.) Andere durch die neuern Forschungen erst heller werdenden Göttergestalten einer Frau Holla, Berchta, Frene, Muotana, Ursula, Hunna nehmen sich neben dem Geschäfte des Spinnens und Webens zugleich auch besonders des Waschens an und halten streng die Hausregel fest, zu welcherlei Zeiten irdische Frauen geziemend sich damit befassen sollen, zu welchen andern aber nicht. Dies wird denselben verkündet durch die vor jeder größern Festzeit singend einher ziehenden Geisterschaaren des Muetis-Ge und Glücksheeres. Die Göttin des häuslichen Glückes, die Frauа, hat da, wo sie nicht selbst in den Wohnungen erscheint, ein beaufsichtigendes Wesen: das ihr und der Häuslichkeit geweihte Thier, die Katze, welche jede Entheiligung der Festtage entdecken und rächen hilft.

Man darf daher in den Zwölften nicht waschen, spinnen oder backen, sonst zerstören's die Katzen; dieser Glaube geht durch ganz Ober- und Nieder-Deutschland. Wer da den Zaun bekleidet (Wäsche trocknet), der muß den Kirchhof bekleiden, sagt man niederdeutsch. In Weihnachten darf man keine Wäsche draußen lassen, denn die Hunde (der W. Jagd) zerreißen sie; man darf nicht backen, sonst wird eine Wilde Jagd daraus. Müllenhoff, Holst. Sag. No. 500. Denn eben zu dieser Zeit kommt in Holstein der Wode, auf Usedom der Wand, in Meklenburg Frub Gaue, in der Uckermark Frau Gode und Frau Frigg (Kuhn, nordd. Sag. 319); und bei uns halten die Prechtelen, das Pesterli, das Stregelen u. s. w. ihren lärmenden Umzug. Es muß also im Hause schon vorher rechtzeitig alles zum Empfang der einkehrenden Gottheiten hergerichtet sein; je mehr die Hausfrau dagegen verstößt, je mehr sie sich versäumen läßt und dann die Festzeit selbst noch zur Rüstung des benöthigten Weißzeuges mit verwenden will, um so mehr wächst im Hause die Noth an Wäsche und Speise, bis endlich mit der gehäuften Festtagsschändung der Landvogt obrigkeitlich eingreift und den Uebelthäter justificiert. Dies erzählt unsere Sage vom Mattbiesbier in Reinach, No. 129.

Mattbise heißen aber auch die gespenstischen Schwedenreiter No. 130, denn auch sie schwemmen Nachts in der Schwemi ihre Rosse, tränken dabei ihre Gefangenen (wie es scheint, abermals die dem Brauch Zuwiderhandelnden) mit Jauche und schwemmen sie in der Aare. Sonach erscheint denn das Mucliheer als ein beim Waschen und Bleichen des zum Feste bestimmten Linnenzeuges sich eifrig mitbetheiligendes, festbegieriges, freigebiges und alle Wohnungen gerne heimsuchendes Geistergeschlecht. Es wäscht und trocknet die Hemden und Leintücher von tausend Mann auf der Ruine von Thierstein; es überzieht das ganze Juragebirge in der Mittagssonne und im Mondschein zugleich mit weißen wehenden Tüchern: No. 115.

Noch machen sich zahlreiche Wäscherinnen für die Sage einzeln in der Landschaft geltend, und wo auch sie nicht mehr erscheinen, da zeigt man doch noch ihre ehemaligen Waschgruben und Badstuben her als die ältesten Punkte der Gegend, No. 128, 2. Aus der Göttin Hunna, die im alten Eigennamen Hoens, Lopthoena sich verräth (Weinhold, deutsche Frauen, 15), welche eine die Korn- und Flachsäcker befruchtende Quellengottheit gewesen zu sein scheint, und die sich in Altbayern als die mit 11,000 spinnenden Jungfrauen umziehende, den Lieben-Frauensemmer webende Göttin Gaut (seclula) noch verräth (Panzkofer, altbayr. Ged. 2, 244) wurde christlicherseits eine heilige Hunna, die Schutzpatronin der Wäscherinnen, auf deren Hunnenwiesen die Hunnenbrunnen Wein quellen lassen, und welche auf einem Gselein zu den Hütten der Armuth reitet (Stöber, elsaß. Sag. No. 94). Diese Hunna, eine den Centenen, Decanieen und Hundschaften verstehende und sie mit dem Hundert ihrer Spinnerinnen durchziehende Schutzgöttin, wurde sprachlich in eine dem Hunger wehrende, oder in eine ihn verbreitende Hungergöttin und Hunnin verwandelt. Die Hungerberge und Hungerquellen der Schweiz bezieht man schon seit langer Zeit auf Hungarn, Ungern und Hunnen; und wie aus diesen vorausgesetzten Hunnen zugleich die alles aushungernden Schweden werden, zeigt unsere Sammlung an vielerlei Punkten. Aus dieser Göttin Hunna entwickelt sich sodann die weitere Legende von der hl. Ursula und ihren 11,000 Jungfrauen. Diese trägt

einen so großen Mantel mit sich, daß ein Bittlied aus dem 16. Jahrh. (O. Schade, Geistl. Lied. 1853, 171) darüber singt:

Siebtausend zwar darunter stehn,
Vieltausend mehr darunter gehn.

Diesem alles, Land und Leute bedeckenden Mantel der Heiligen entspricht es, daß die ältere oberdeutsche Kirche alljährlich um Ostern von den Frauen je einer Hundertschaft das Hungertuch weben ließ, um es über die Altarornamente auszuspannen, seitdem dasselbe einer im Elsaß wüthenden Hungersnoth gesteuert haben sollte. Sebast. Münster, Cosmographey 1567, 650 kennt diesen Brauch geschichtlich genau aus elsaßisch Russach; Geiler von Keisersberg (Narrenschiff 153 b) predigt darüber. Fernere Hungertücher dieser Art, die in Deutschland bis auf unsere Zeit einen gewissen Cultus hatten, sowie die entsprechenden einzelnen Sagenbezüge dazu sind ausführlicher behandelt: Oberdeutsches Gebildbrod, No. 48.

---

129. Matthisethier in Reinach.

Am Weihnachtsabend legte sich ein junges fremdes Kätzchen vor das Fenster eines Hauses in Reinach, dessen Bewohner Matthise genannt wurden. Sie ließen das verlaufene Thierchen aus der Kälte herein und gaben ihm ein Stückchen Fleisch vom Essen, bei dem sie gerade als am heiligen Abend fröhlich beisammen saßen. Aber damit hatten sich diese Leute einen Kobold ins Haus geschafft, dessen sie nun sieben ganzer Jahre nicht mehr los werden konnten. Mit dem einen Mädchen der Familie lebte das Thierchen zwar in gar vertraulicher Art, schlief bei ihm, lief mit ihm zur Feldarbeit hinaus und war, wo dasselbe gieng und stand, zugegen auf eine oft wundersame Weise; um so unleidlicher und boshafter aber that es gegen alle übrigen Hausbewohner; es machte so vielerlei Streiche, daß man die verschriene Katze bald überall nur als das Matthisethier kannte. So oft man buck, fand sich wenigstens ein Brodlaib bis auf die bloße Rinde ausgefressen; fingerweise war der Honighafen ausgestrichen und die schönste Wäsche im Schranke war sicherlich nicht mehr sauber, wenn man gerade ein Stück für den nächsten Feiertag heraus nehmen wollte. Da war denn die Hausfrau immer in Verlegenheit, die heilige Zeit entweder durch Waschen, oder gar durch Aufbreiten eines unsauberlichen Tischtuches entweihen zu sollen. Lieber wusch sie dann manchmal noch die ganze Nacht durch. Aber auch dies zog ihr neuen Verdruß zu. Sie wurde in ihrem unzeitigen Hausfleiße entdeckt und nach der Strenge des frühern Brauches alsbald vor das Sittengericht geladen. Darüber schämte sie sich gar sehr; da sie jedoch bei ihrer nächtlichen Wäscherei unmöglich von Jemand hatte gesehen werden können, so

bestand sie einmal vor Gericht darauf, daß man ihr auch den wiederholten heimlichen Angeber nenne. Man meldete ihr den Namen eines schon lange verrufenen Weibes und entließ sie mit einer geringen Buße. Wer hätte denken sollen, daß eben dieses schlecht beleumdete Weib und jenes Matthisethier eine und dieselbe Person seien. Aber jetzt erwies es sich. Denn bald darauf wurde die böse Angeberin wegen allerlei Zauberei verhaftet, und da sie noch mehr gestand, als man nur vermuthet hatte, so führte man sie aufs Schloß Lenzburg zum Berner-Landvogt, der sie als Hexe verbrennen ließ. Da hörte aller Unfug im Reinacher Hause auf.

In unserer Sagentreibe begegnet dem Götterumzug, des Gutesheeres und Gundis-Ge noch ein anderer Namens Mutis-Ge und Mattis-Ge (No. 130); und hier No. 129 stößt man nun auch noch auf ein sog. Matthisethier. Mattis-Ge wird das Nachtgetöse der gespenstischen Schwedenreiter genannt, das Thier Matthise aber ist der Name einer berenhaften Katze. Diese schleicht sich während der Weihnachts- und Fasnachtsmahlzeit in ein Bauernhaus, lebt und schläft da mit dem Töchterlein der Familie, verrichtet neben und mit diesem alle Feldarbeit, verderbt aber um die Zeit der hl. Tage das dafür im Hause gerüstete Zimmerzeug, sowie namentlich Brod und Honig, also die Mittel zu den bedeutungsvollen Festfuchen. So oft die Hausfrau alsdann mit dem Wiederrüsten der beschmutzten Linnen oder der frischen Brode beschäftigt die hl. Nacht nothgedrungen entweihen muß, wird sie dafür bei Gericht heimlich angegeben; doch bei weiterer Untersuchung stellt sich die Katze des Hauses als die Uebelthäterin heraus, sie wird als Hexenweib erkannt und vom Berner Landvogt zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Wir erklären uns zuerst über die sog. Matthisennacht. Sie wird, meines Wissens, nicht mehr in unsern reformirten Landstrichen, wohl aber in den Waldkantonen gefeiert. Vom 23. auf den 24. Hornung verkleidet man sich, z. B. im schwyzerischen Bezirke Wollerau, in vorsätzlicher Häßlichkeit, behängt sich mit Glocken und Schellen und sucht durch nächtliches Anklopfen an die Fenster fremder Häuser die Kinder zu schrecken. In solcher Gestalt heißt man dann in dieser Matthisennacht ein Chrungeli. Auf den Höhen häuft man gleichzeitig Bohnen- und Rebstecken zum Brande und umtanzt das Feuer. Die Sitte verbietet zugleich für diesen Tag alle Feld- und Hausarbeit. Berühmte Begebenheiten der ältern Schweizergeschichte sind auf diese Matthisennacht angesetzt. So fällt auf 23. Hornung 1350 z. B. die Zürcher Mordnacht (Bullinger, Chron. I. 8. c. 1—3), und das Zürcher Neujahrsblatt vom J. 1676 „Ab dem burgerlichen Buchgehalter" (Stadtbibliothek) besagt noch ausdrücklich:

Hier an Sanct Matthias Nacht,
Als von fergenfreyem Schlaff
Jeder überfallen lag,
Plötzlich Mordgeschrey betraff
Zürich, die uralte Statt.

Diese Matthisennacht heißt im alten Kalender die gute und fällt acht Tage nach dem „Petritag oder Hirschzistag". Da sie von jeher durch Gelage gefeiert wurde, so ist auch damals der Anschlag der in der Stadt

Zürich eingedrungenen Verschwornen durch einen Knaben entdeckt worden, welcher im Straußenwirthshause beim Festgelage übernächtig eingeschlafen war und auf der Ofenbank liegend die Berathung der Verschwornen unbemerkt mit belauschen konnte. Dieselbe Begebenheit wiederholt sich zu Luzern in gleicher Weise, nur um acht Tage später. Die Luzerner Mordnacht wird geschichtlich angesetzt auf Peter- und Paulstag 1333, d. i. auf jenen Güdismontag der Alten Fasnacht, der seinen Namen von vergeuden und verprassen haben soll. Auch da wird der Anschlag der Verschwornen durch einen Knaben belauscht und dann Nachts noch dem Ofen auf der Trinkstube der Bürgerzunft entdeckt. Mithin war man dorten in dieser Nacht zu heimlichen Gelagen gleichfalls auf den fälschlichen Junifrauben versammelt. Diese Gleichheit beider Vorfälle und beider Festtage ist für gegenwärtige Untersuchung wichtig, weil sich damit erweist, daß die Matthiasnacht und die Andreasnacht (24. Febr. und 30. Novbr.) in unsern Gegenden gleiche Bedeutung und Feier hatten, ja sich mit einander verwechselten. Dies besagt auch der Schweizerpfarrer Bartbel. Anhorn (Philonis Magiologia. 1675, 136), wenn er von der zu seiner Zeit unter unserer Bevölkerung üblich gewesenen Tagewählerei redet: „Andere treiben an Matthäis- oder Andreasnacht viel Gaukel- und Affenspiel mit Gürtlen, Schuhen, Reifen, Beten, Messern, Schabzigern oder grünen Käsen; hierdurch im Traum zu erfahren oder durch wirkliche Erscheinung zu sehen, was sie für Eheleib bekomen werden." Die Andreas- und die Matthiasnacht haben somit den Mädchen gleichmäßig zur Erforschung ihres künftigen Frauenstandes und Ehelebens gedient. In so ferne müssen diese sog. Rauch- und Loosnächte der Göttin Freuwa geheiligt gewesen sein, welche die Schwester des Liebesgottes Frô ist. Ihre Gunst suchten die heirathslustigen Mädchen in dieser Nacht zu gewinnen. Diese Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe stand selbst der Zauberei vor, hatte Walküren in ihrem Gefolge und fuhr mit einem Katzengespann. Die Katze, als das der Häuslichkeit geweihte Thier, stand im Zürcherlande noch im J. 1780 unter einem eigenen Katzenrechte, welches Lauterg in Meine's Anzeiger I. nachgewiesen hat und das ganz der Rechtsfiction gleichkommt, der gemäß über dem getödteten Schwan und der Menschenleiche das Wergeld in Weizen oder Geld aufgeschüttet werden mußte. Vgl. Grimm, RA. 669 fg. Die Katze wird als ein wichtig erscheinendes Thier im Kinderspiele getauft (vgl. Aargau. Kinder-Spr. No. 209) und somit bewahrt ihr dasselbe religiöse Bevorzugung, welche in der Sage vom Urithier an der Reuß (No. 246) und vom Geisbock auf den Klariden erwähnt ist. Als Heilthier spielt sie ihre besondere Rolle in jenen Segenssprüchen, mit welchen die Mutter den Schaden ihres Kindes hinweg bannt (Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV, 4: Besegnungen). Sie hat ihren Theil von allen Festspeisen in der Familie, von Braten, Kuchen, Kindsbrei. Wenn man in einem Hause küchelt und man giebt der Katze nicht das erste Küchlein davon, so ist kein Segen in der Speise. Vom Brei, der dem Neugebornen gekocht wird, muß man ihr gleichfalls etwas überlassen. Aargau. Abergl. „Wen der Gans ein Täglein, das kriegen dort hinten die Kätzlein", heißt's beim Verzehren der Martinsgans. (Rückert, Gesam. Ged. 1, 493.) Mutter, back die Kuchen, laß mich auch versuchen, wirf ein Stückchen hinter die Thür, kommt die Katz und leckt dafür. Simrock, Kindd. No. 413. Von Maria und dem Christkinde singt der Schleswig. Holst. Kinderreim (Müllen-

hoff, pag. 517), ſie hätten ein Butterbrod für uns und unſere liebe Mauskatze in der Hand. Dies ſind Spuren des Opfers, welches dem Thiere Frouwas gebracht zu werden pflegte. Es wird Züſeli genannt, Zizibüſeli; ich denke von abd. zeiz, teuer, blandus, amabilis. Graff, 5, 714. Der abd. Frauenname Zeizichoma beſagt Benvenuta, Geliebte, Willkommene. Von dieſer Gabe des Thieres, eine glückbringende Ankunft voraus zu melden, weiß noch der Aberglaube. Wenn ſich die Katze die Ohren putzt, kommt ein gefreuter Beſuch, heißt es; fährt ſie übers rechte Ohr und leckt den Schwanz, ſo kommt ein Mann; über die Naſe, ſo kommt bald eine Frau ins Haus. Leckt ſie ſich gegen das Haar, ſo folgt Sturm und Wind, ebenſo, wenn ſie ſich aufs Ohr legt. Aus dem, einen fremden Beſuch voraus witternden und ankündenden Thiere wird folgerecht auch ein wetterverkündendes. Nordweſt heißt am Harz Katzennaſe. Journal v. u. f. Deutſchl. 1790. 2, 37. Die aufſprützende Uferwelle des ſtürmenden Sees gilt als emporſpringende graue Katze (Aargau. Räthſel No. 71). Katzen hageln und Spieße ſchneien iſt ein ſprichwörtlich Maaß für die Höhe gefallenen Schnees und Hagels. Scheuchzer, Nat. Geſch. 1, 234. Walſer, Appenzell. Chron. (St. Gallen 1740) pag. 490. Daraus erwächst dieſem Thiere ſeine finiſtre und dämoniſche Seite; es wird wetterbrauend, blocksbergfahrend und teufliſch, wie die Herrn. Jehann, ſpann an, drei Katzen voran, drei Mäuſe verauf, den Blocksberg hinauf. Fiedler, Deſſau. Kinder-R. pag. 112. Derno het dinn klein-klein Frojele zu dem klein-klein Katzele g'seit: gehsch furt du alti Hex! Stöber, elſaß. Volks-B. No. 239. Man prellt den Teufel mit ihr. Aargau. Sag. No. 388. 476; man macht ihn mit dem Thiere machtlos: drei gliche brodschnitz und e schwarzi chatz in schlitz (sack) helfet gege-n-alli tufelswitz. Unter den anderthalb hundert Sekten, die Kaiſer Friedrich II. verdammen mußte, war auch eine, der man das Katzenküſſen Schuld gab; unter den Schweizern iſt dieſe Nachrede beſonders an den Bernern hängen geblieben. Sie haben darüber einmal den Unterwaldnern Krieg erklärt; annoch nennt ſie der Kinderſpruch mit dieſem Spitznamen (Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV. 2, c.). Sie haben alſo wohl dem guten Genius dieſes Thieres oder der ihm zuſtehenden Göttin beſonders lange angehangen. Ein durch Ober- und Niederdeutſchland gehender Glaube beſagt, daß man in der Zeit der Zwölften nicht waſchen, ſpinnen und backen dürfe, ſonſt zerſtören's die Katzen. Das Thier achtet auf die Heiligung dieſer Zeit, weil da ſeine Herrin in der Menſchen Wohnungen einzukehren pflegt. Dieſe Zeit heißt in Bayern die Genacht und wird am 6. Januar, als dem Ende der Zwölften, zugleich ſammt dem Neujahr der Mutter und Hausfrau angewünſcht. Dies iſt das große Neujahr. Panzer, bayr. Sagen. 2, 298. Die Mutternacht, mödrnaecht, fiel den Angelſachſen vom 22. bis zum 23. Dez. (Beda, de tempor. rat. cap. 13) und war ihnen Jahresanfang. In dieſer Zeit reitet der lauenburgiſche Wode mit 24 Hunden um, und dem Bauern, der da backt, fliegen die Brodlaibe als Jagdhunde davon. Müllenhoff. In Meklenburg kommt alsdann ebenſo Frô Gaue, in der Uckermark Frau Gode und zerkratzt allen Spinnerinnen den Rocken, der noch nicht ſauber abgeſponnen iſt. Kuhn, nordd. Sag. Ein Leintuch von 100 Ellen hat ein Rotenburger Weber nur in der Abendfeierſtunde gewoben; aber es verſchwindet auf immer, als man es zum Verkauf an der Kirche vorbei trägt, in der gerade „Octave" abgehalten wird. Meier, ſchwäb. Sag. pag. 244.

Die Heilighaltung des Tages und der Nacht, da die Götter ihren Besuch machen, liegt hier ausgesprochen; die Katze aber erscheint dabei als beobachtendes und den Bruch der Sitte abndendes Wesen. Sie beißt in diesem Zusammenhange das Mattbisentbier. Mithin muß ihre Göttin selber Mattbise heißen. Der sprachliche Nachweis hiefür läßt sich geben.

Der Ortsname Gudenswegen lautet i. J. 965 Vodeneswege (Thietmar von Merseb. 2, c. 14) und bedeutet den dem Gotte Wuotan geweihten Heerweg. Meier, schwäb. Sag. No. 156 zeigt in Pfullingen, Undingen und Immenhausen die Wuotes-Heergassen, wie Panzer, bayr. Sag. 2, No. 89 den Wuotes-Heerzug kennt. Es wechselt also der Anlaut des Namens Wuet in Muet, wie Wödanestac und Mittwoch, wie mundartlich mir und wir sich verwechselt, wie man die Halbinsel zwischen dem Murtner- und Neuenburger-See Mistelach, Wistelach, franz. Vuilly nennt. Zürcherisch gilt e chli munzig, nhd. klein winzig; altsächs. wechselt Präp. mith und muith, schwäb. mo und wo, ubi; das nordd. Machandel ist obd. Wachholder. Entsprach nun dem Gotte Wuotan eine Frau Wuotana, so kommt unserm in No. 109 nachgewiesenen Gotte Muet auch eine Frau Muetis zu. Um Rotenburg und Friedingen an der Donau gilt für ihren lärmenden Umzug der Name Muoteheer, in der Hildesheimer und Königsbrenner Gegend die Muterheer, und man denkt sich eine verwunschene Frau darunter. Meier, schwäb. Sag. No. 158. Eine Frau Motte am Gutenberg kennt Sommer (Thüring. Sag. No. 8) und sie thut dasselbe, was unser Matthisethier, sie beludelt stets den Rocken, wenn man in den hl. Nächten der Zwölfe spinnt. Demgemäß drückt man in Schwaben das W. Heer feminin aus, die Mueterheer (Meier, No. 158. 146). Während seines Umzuges ist alle häusliche Arbeit untersagt. Im Schwarzwalde heißt es Modis, sein Ruf tönt wie Katzengeschrei (Meier, No. 144. 153) und endigt als Hexenversammlung. In Köln hat man bei diesem Namen geflucht: Tacker Mobt, Mobtkrenk! (Wenden, Cölns Vorzeit, 243.) Es bedeutet Tod und Krankheit, ebenso viel wie unser Fluch Alabirzi No. 413 a. Wir haben damit unsere fragliche Namensform bereits nachgewiesen und gezeigt, daß dieselbe keineswegs mit dem Kalendernamen Mattbias zusammen gehöre; zum Ueberfluß läßt sie sich noch aus unserer Nachbarschaft weiter zeigen. Von den Stadtgespenstern der Stadt Schaffhausen sagt ein Weihnachtsgruß 1851, pg. 18:

Die Mutteree im alten Thurm
Versperrte den Weg bei Nacht und Sturm,
Und hinten in der Webergaß
Mit Feuerangen der Wali saß,
Den Wäscherinnen früh vor Tag
Bereitete er manche Plag.

„D'Mueter-Ees chunt!“ riefen sonst die Stadtkinder, wenn sie spielend durch diesen Thurm an der Stadtmauer sprangen. Vor einigen zwanzig Jahren ist er zugemauert worden. (Mündlich.) Hier paart sich der Name Wali und Mutteree sehr bedeutsam.

Unter den alten Göttern ist Vali derjenige, der mit Mödhi nach dem Weltuntergang den Himmel erneut. Mythol. 784. Walman nennt das Zürchervolk den über Kyburg hinstreichenden Bergzug, erst das Schriftdeutsche hat den Namen in die Almannskette verderbt. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 115. Das Schaffhauserland kennt für das W. Heer die

Benennung Muttisheer. Stalder 2, 227 mißdeutet die Beschaffenheit dieses Wortes, während bereits Scherz, Gloss. pag. 168 den Begriff eines geweihten Heeres darin sah. Elsaßer Localnamen sind der Moderbach bei Hagenau, Mutterhausen und Motherre ebenda. Beim Dorfe Modern graßt die schwarze Kuh mit silberner Halsglocke, welche verirrten Wanderern hilft. Im Moderwalde haust neben anderm Spuk auch der W. Jäger, man entgeht ihm aber, wenn man sich bebende auf ein Taschentuch stellt. Stöber, elsaß. Sagen 209. 226. So begegnet dieser bedeutsame Localname sonst noch oft an sagenhaft berühmten Punkten. Eine wunderliche Felsgruppe am Schaffhauser Dorfe Hauenthal heißt Mutterloch; man geht durch dasselbe in das Geklüfte Loch und von da in jenes Hemmenthal, am Fuße des Randenberges, das durch die Sage von der kirchenstiftenden Emma und ihrem leuchtenden Laternen-Hirschen berühmt ist. Im Thurn, Kant. Schaffhaus. 160. J. Grimm in den Altd. Bl. von Haupt und Hoffmann 1, 371 hat also über diese Namensbildungen das Wahre richtig vorausgeahndet: „Wie, wenn diese Benennung gar auf eine Frau Mut oder auf einen Herrn Mut führte?“ und er zeigt diese Frau neuerdings (Myth. 845) als die in Nithards Liedern genannte Vrômuot, vrou Muot.

Wie nun beim Herabsinken der Heidengötter und bei der Verdüsterung ihrer Namen der göttliche Jäger und König Waldemar (Müllenhoff, pag. 361) zum Welthund geworden ist, von dem es in Westfalen heißt, er jage und sei überall (Wolf, Ztschr. 2, 99), und zu unserm gespenstischen Dorfpudel, zum Namen der Jagdhunde Walti; so ist auch die Göttermutter Berchta und Precht zur Pudelmutter herabgesunken (Weinhold, Weihnachts-Spr. pag. 11), ohne daß noch ein Schimmer des alten Namens des Gottes Buddha und Wuotan durchschiene durch unsere vulgären Ausdrücke budelwohl und budeldick (ferngesund), bödeln (zechen), bedaviel, budewinzig u. s. w. Nicht anders verwandelte sich das singende Gnetigogheer in eine Schweineherde, deren Führerin die furchtbare Rochelnmoore ist, und das Muetis-See in eine tobende Schaar gespenstischer Schwedenreiter, genannt Matthis-Ee, und der feminine Name Matthise wird zum spukenden Thier, zum Katzengeschrei, zu der in Katzengestalt vom Henker verbrannten Hexe. Solche Wandlung des Wortsinnes und wie muet allmählich zu mödag (iratus) wird, zur Bezeichnung teuflischer Geister dienen muß, weist Grimm nach, Myth. 883. 943. Die Fröhlichkeit der durchs Land fahrenden und die Familien heimsuchenden Göttin Fromuth verdünnt sich späterhin noch zu einer St. Armuth, die noch Kirche und Altar im elsäß. Dachstein an der Breusch besitzt (Stöber, elsäß. Sag. No. 164). Zur wüthenden und maudernden Katze (bayrisch Mudel, Mäuder, Muz, Mauz genannt, Schmeller 2, 664) wird sie, weil die provinziellen Namen dieses Thieres zufällig dem Namen der Göttin ähnlich sind, während überdies Frouwa und die Katze, wie schon bemerkt, zusammen gehörten. Der holländische Katzenmittwoch ist bekannt. Wie unser Matthisentier schließlich als Hexe vom Landvogt justificiert wird, so nennt man auch die Fastnachtfeuer in der Schweiz mehrfach das Hexenbrennen, während man zu derselben Zeit in den Vogesen Katzen beim Fastnachtfeuer an Holzpfählen todt brennt und sie umtanzt. Stöber, Alsatia 1851, 120. In Hugo's bl. Martina ist die Katze bereits Fürstin der Hölle: **dez fuort in da in eratze die helleriichiu Katze.** Diut. 2, 139. G'wohn's, Mudel, g'wohn's! lern's nur ertragen, Käzlein, sagte der Bock, als er mit

ihr den Backofen auswischte, ist eine bayrische Redensart. Schmeller 2, 553. Auch dabei noch steht Mudel, die Katze, zur Muet, der Göttin. Mit der Katze wird der Backofen ausgewischt, weil darin die Festbrode für den Feiertag der Muet fertig gebacken sein sollen. Wie schweizerisch bödeln zechen heißt und zu Budda-Wuotan führt, dem freigebigen Gott (vgl. Böhli und Budli, erwogen von J. Grimm in Aufrecht-Kuhns Ztschr. f. Sprachforschung 1, 437), so führt bayrisch Muth und guter Muth in der Bedeutung von Hochzeit- und Kindstaufschmaus (Schmeller 2, 655) und nordd. Mottenkopf, ein zu lustigen Streichen aufgelegter Schalk (Kuhn, nordd. Sag. pag. 518) gleichfalls zur thüringischen Frau Motte und zur schweizerischen Frau Mattbise. Zarncke, ed. Brant, Narren-Sch., pag. 305, zeigt das Wort Mut in der Bedeutung von Schmaus noch aus einigen älteren Autoren: wir wollen nit von hinnen scheiden, dann halten vor ein guoten muot, als man dan vff der hochzeit thuot. Murner, Gross. Luther. Narr b. 3. — da woll wir haben ein guter mut, wie man dann auff hochzeiten thut. H. Sachs, ed. Götze, 1, 200. Ingleichen ist Mutti in unsern Sagen No. 112 Name des W. Jägers und bezeichnet zugleich einen starken, kerverlich gebrungenen und reichen Mann.

130. Mattisee und das Schwedenhaus bei Hettenschwil.

Als die Schweden die Rheinstädtchen Laufenburg und Rheinfelden belagerten, verwüsteten sie ringsum alles Land im benachbarten Jura und verfuhren namentlich in den Thälern von Mandach und Hottwil auf eine unmenschliche Weise. Sie gossen den Leuten Mistjauche ein und banden sie an den Schwanz ihrer Rosse; dann jagten sie mit denselben oberhalb Wil durch die Barte, das Härdlen- und das Götzelenholz, dann durchs Immenholz auf dem Altweggäßlein nach Gippingen zur Aare, und stürzten die Armen hier übers Ufer in den Fluß. Fragt man aber, warum sie von hier aus niemals in die innere Schweiz, und nicht einmal weiter in die hier offene Landschaft eingedrungen seien, die man das Kirchspiel nennt, so weist man auf ein altes Haus in Hettenschwil, an welchem die Wappenschilde der VIII Alten Orte (Kantone) angemalt sind. Diese Schildzeichen, sagt man, hätten den Feind so in Respekt gehalten, daß er seine Truppen nie über das Sennenloch, ein Waldthal von Hettenschwil, vorgeschoben hat, sondern droben im Versteck des Berges Verschanzungen anlegte, die noch vor fünfzig Jahren gestanden und dem Platz bis zur Stunde den Namen Schwedenholz bewahrt haben. Wo aber der Name der Eidgenossen damals nicht verlautete, da gieng es gerade umgekehrt. So nennt man im Frickthaler Dorfe Ittenthal eine geräumige Bergböhle das Schwedenloch, weil sich die unbeschützten Bauern alle in sie flüchten mußten. Auf den gleichen Waldwegen nun, auf denen

damals das arme Landvolk zu Tode geſchleppt worden iſt, fahren jetzt die ſchwediſchen Reiter auf halben Roſſen Nächte lang hin und her. Sie treiben da ihre Pferde auf die Weide und reiten ſie in die Tränke. Letztere liegt an der ſogenannten Schwetti. Einer reitet ihnen dabei voran, der beſonders an der Sichel kenntbar iſt, die er in der Hand ſchwingt. Die Wallbacher am Rheine wiſſen gleichfalls von ihm und ſagen, er ſei von einem Frickthaler mit der Sichel geköpft worden, als er dieſem verwehren wollte, die ſchon überreif gewordene Frucht zu ſchneiden. Bei Laufenburg ſagt man, es ſei der Schwedenkönig ſelber, dem ſeine eignen Leute bei einem Lagertumulte das Haupt abgeſchlagen hätten. Bei regneriſcher Witterung beginnt ein hundertſtimmiges Hurrahrufen, ein Keſſeln und Raſſeln, daß ſich kein Menſch in der ganzen Gegend Nachts in den Wald wagen würde; und dieſes wunderliche Getöſe hat man Mattiſee genannt. Das „Schwedenhaus", welches der Feind ſonſt droben auf der Waldhöhe „Schwedenholz" bewohnte, iſt ins Dorf herabgeſchafft worden und ſteht da noch.

Eine Gegend droben im Walde nennt man die Hohle Gaſſe. Hier ſtand einſt ein Schloß, als aber der Krieg kam, vergruben die Schloßbewohner ihre Schätze, zogen hinweg und das Schloß verfiel. Zwei Männer haben einmal verſucht, das Geld zu heben, und hatten in tiefem Stillſchweigen bereits einen Trog hervorgegraben, den ſie alsbald mit vier Kreuzthalern unterlegten. Als ſie nun auch den Deckel abhoben, ſprang eine Schlange draus hervor und hieng ſich dem einen um den Hals, daß er zu ſchreien anfieng. Augenblicklich war die Schlange wieder in den Trog zurückgeſprungen und dieſer mit ihr verſunken. (A. Pirrcher in Laufenburg.)

Es iſt keine Uebertreibung, daß der ſchwediſche Soldat den gefangenen Bauern Miſtjauche eingegoſſen habe, um ſie damit zum Geſtändniß zu bringen, wo ſie ihr Geld vergraben hätten. Von den Horden unter Wrangel erzählt es die Kloſterchronik des bayr. Donauſtiftes Altaich, und aus den Speſſartgegenden Simplicißimus l. 1, c. 4: den Knecht legten ſie gebunden auf die Erde, ſtellten ihm ein Sperrholz in den Mund und ſchütteten ihm einen Melkkübel voll garſtiges Miſtlachenwaſſer in den Leib; das nannten ſie einen „ſchwediſchen Trunk". Auch ſtanden ſchwediſche Truppenabtheilungen unter Guſtav Horn und dem Rheingrafen Otto Ludwig wiederholt im Frickthale und erhoben in allen Ortſchaften bis an die Bergſcheide des Aarauer-Jura ungeheure Contributionsſummen. Gleichwohl hat dieſe Sage noch alterthümlichere Beziehungen; auf dieſe iſt ſchon zuſammenhängend eingegangen in der Anmerkung No. 129, es ſoll hier nur noch das Einzelne ins Licht geſtellt werden. Muet hat ſich aus dem Gottesnamen Wuet-an entwickelt, wie Mittwoch aus Wôdanestac, und zum Namen Mattiſee ſich umgebildet durch die Matthiasnacht. An dieſer wird

bekanntlich jetzt noch gelooset, gezaubert, und sie gilt zugleich als eine Frist, in der Geister sich sichtbar machen und ihre alten Wege wieder wandern dürfen. Dies ist die Zeit, in welcher das Heidenthum den feierlichen und beschirmenden Umzug der Götter feierte und denselben in entsprechenden Festumzügen und Verkleidungen darstellte. Rheingauer Glaube ist, die in der Matthäusnacht Geborenen müßen mit den Holden fahren, d. h., es müßen alle Todesfälle ihnen sich voraus anmelden und sie müßen zu bestimmten Nächten auf dem Kirchhofe die Geister tragen. Wolf, Ztschr. 3, 60. Das Muttis-ee, wie man im Schwaben- und Schaffhauserland die W. Jagd jetzt noch nennt, das Gottes- und Freudengebot, verwandelte sich sprachlich in ein Mattisee, und wie das singende und schmausende Guetigög'heer zur fauchenden Schweineheerde wird, so der bewaffnete und berittene Festumzug des Gottes zu gespenstigen Schwedenreitern auf halben Roßleibern, die statt Meth und Kuchen, den gräulichen Schwedentrunk austheilen, statt der Aerntesichel eine goldene Henkerssichel schwingen. Gebt die Anschauung noch einen Schritt mehr der Verdüsterung entgegen, so wird das Mattisee zu einem Räuber Matthes (Meier, Schwäb. Volksm. No. 16), für den ein eigenes Folterbette in der Hölle steht voll Feuerqualen. Und wie hier die Reiter die Kornärnte stören und den Schnittern Mistjauche eintrichtern, ebenso wird in der schwedischen Sage, in Dybecks Runa, Kuhmist in die Schüssel geworfen, wenn der Gott bei den Bauern den Julbrei verzehren will. Weinhold, Weihnachtsspiele pag. 15. In gleicher Weise schändet das Mattisenthier unserer Sammlung Festbrod und Festwäsche, ehe beides noch gebraucht hat werden können. Diese Schwedenreiter schwemmen Nachts ihre Rosse in der Schwetti (Roßschwemme) und jagen bis zur Aare, als bis zum Grenzpunkte ihres gewöhnlichen Rittes. Sie waschen und baden sich also für die kommende Festzeit, wie andere Geister zu gleichem Zwecke die Linnen weit über das Gebirge auslegen und im Mondscheine bleichen. Die Aare macht ihrem Geschäfte ein Ende: fließendes Gewässer bricht die Macht der Geister. Was hier die Schweden sind, das heißt pag. 287 in Meiers schwäb. Sag. das Bundesvolk, besteht aus österreichischen Rothmänteln, sogar aus Franzosen, es ficht alle Schlachten unverwundbar durch und wird zuletzt nur durch Zauber vertilgt. Anderwärts sind es die Hunnen, die alles Land verwüsten; anderwärts ist's zugleich die hl. Hunna, in der kathol. Kirche die Schutzpatronin der Wäscherinnen, oder jene bei Tacitus Germ. c. 40 erwähnte Göttin, deren Gewand zum Feste gerüstet und mit ihrem Bilde zugleich Nachts im See heimlich gewaschen werden muß. Auch an einem bestimmten Tempel oder wenigstens Opferplatze wird es diesen Mattisee-Reitern nicht gefehlt haben; darauf weist die Behauptung hin, daß sie in ihrem Walde das Schwedenhaus bewohnt hätten, welches man später bis ins Dorf herab schaffte, wo man es gegenwärtig noch bewohnt. Dasselbe muß also eines der sogenannten Heidenhäuser gewesen sein; Unterstützung findet dies noch durch die weitere Behauptung, daß diesem Schwedenhause entgegen ein anderes gebaut und mit achterlei Schildzeichen bemalt worden sei, während zugleich ein drittes, das „Eidgenossenhaus" eine Viertelstunde weiter entfernt an der Anhöhe in einem nun ausgereuteten Walde steht. Vgl. die Heidenhäuser No. 427.

Sonderbarer Weise reden auch die beutigen Waatländer, bis zu denen die Schrecken des dreißigjährigen Krieges niemals drangen, von ihren Erleb-

niſſen unter dem Drucke der Schweden. Man nennt in Beziehung auf letztere einen beſtimmten Thalkeſſel die Schwedenſchlacht, la combattaz dai Schaidos, man hat das Sprichwort: laufen wie ein Schwede, cor i'mon Schaudo. Gewiß aber iſt's, daß man in dieſem Namen einen ganz andern Inhalt zu ſuchen hat. So erwähnt Vulliemin, welcher Kant. Waat 2, Abthl. 2, 54 dieſe Patois-Phraſen mittheilt, unter denjenigen Namen, die dem Teufel in der Waatländer-Mundart zukommen, einen Schautairo (Luftſpringer) und eine Herenmutter, welche die Schlafenden reitet, Namens Tçaure-villha, alſo die Alte des Tſchaud und Tſchaid. Dieſes Tſchaid Trabanten ſcheinen alſo wohl die pluralen Schaidos; im Kreiſe von Ormond heißen ſie auch Schauterels und hüpfen dorten über die Häuſer hinweg, denen ſie zwar zum Schutze dienen, in denen ſie aber manchmal auch alles durcheinander werfen. Vulliemin ibid. 2, Abthl. 1, pag. 31. 32. Abthl. 2, 149.

131. Metteli.

Um das Dorf Wettingen gilt von beſſärtigen und gewaltthätigen Leuten die Redensart „es wurd ei'm meine, de sig de Metteli", man möchte faſt meinen, er ſei ein Mann gleich dem Metteli, dem berühmten Vogt. Eine Viertelſtunde vom Dorfe am Abhange des Lägerenberges liegt im Steingerölle des Bergſchuttes ein überwaldeter Platz, das Steinbodenmätteli geheißen. Hieher verſetzen einige dieſes Vogtes Schloß. Andere ſuchen es auf der Höhe des Lägeren, gegen das Dorf Otelfingen zu, wo ſich ebenfalls alte Mauertrümmer finden. Als beſtimmt aber gilt es übrigens, daß der Vogt Metteli jetzt noch vom Steinbodenmätteli aus über die Zindelmatten bis gegen das Baumholz gefahren kommt und von dorten der alten Straße nach ins Dorf herein. Vier Schimmel ſind dabei ſein Geſpann und hinterher folgt ein heftiges Rauſchen.

J. Merz, Poet. Appenzeller 1836, S. 177 hat die Sage vom Metteli gedichtet: Me hoert dick emol sägen im Land „so rich wie der Motteli, oder: er het Mottelis Guot". Der St. Galler-Sage zufolge hat Hans Mötteli das Schloß Rappenſtein, das ehemals Martistobel hieß, vom Kaiſer zu Lehen erhalten 1483. Heut zu Tage wird Schloß Sulzberg beim Volke Mötteliſchloß genannt; bei Untereck, Bezirks Rorſchach. Es ſoll dies das einzige Schloß der Gegend ſein, das die Appenzeller in ihrem Freiheitskriege unzerſtört gelaſſen haben. Rudolf Mötteli, des reichen Hanſen Bruder, ſoll es gekauft haben. Jetzt iſt es im Beſitz der Salis-Soglio. Da bewachen zwei Jungfrauen, jung und ſchön, in weißen Kleidern und rothen Schuhen, aber beide in Ketten gehend, einen im Schloßkeller vergrabenen Schatz. Wer um Mitternacht anpocht, den bitten ſie beweglich um den Erlöſungskuß; allein ein rieſiger Hund verhindert ſtets Mötteli's Geld zu erheben, und ſo zerfällt das Schloß immer mehr. Am Burgſtadel hört man Kegel ſchieben, die Kugel in die Kegel einprallen

und fröhliches Gelächter der Spielenden. Vgl. Appenzell. Monatsblätter 1825, 168. Diese Sage ist alt und gieng ziemlich frühe in die schweizerischen Chroniken über, so daß noch in den jetzigen Handbüchern der Schweizergeschichte vom reichen Metteli herkömmlich die Rede ist. Man berichtet, er sei während des Schwabenkrieges 1499 als Auszüger im Schweizerheere von den Landsknechten im Hegau gefangen genommen worden. Auf des Grafen Jost von Zorn Verwendung gelang es ihm, sich endlich um 2000 fl. loszukaufen. Kaum war das Geld erlegt und Metteli wieder auf St. Galler Boden angekommen, so überfielen dorten die deutschen Landsknechte plötzlich Reineck, wo er sich eben aufhielt, und nahmen ihn zum zweitenmale gefangen. Lenz, der gleichzeitige Chronist des Schwabenkrieges (herausgegeb. von Dießbach, Zürich 1849) reimt S. 132 b. darüber:

der rychen mettelin ewer zur fart
von lantsknechten gefangen ward,
den furten sy mitt in hin,
den leet graff Jöst von Zorn an sin,
vmb zwei tuient gulden ab,
den lantsknechten er sy gab.
Die lantsknecht euch namen
si tevl, zwenhundert vm kamen
zu Nyneck in vertriben net.
Das schloß Nyneck man behielt,
die swaben man zur flucht schilt,
mitt dem mettelin sy entrennen
wider vber See schwummen.

Auf diesen Vorgang scheint sich die Redensart von des Mötteli's Geld und Gut zunächst zu beziehen und was sonst Kirchhofer, Sprichw. No. 116 darüber Allgemeines beibringt. Allein diese historische Beziehung, welche man der Sage zu geben versuchte, hatte dennoch keine Dauer in der Volks-Erinnerung. Tobler, Appenz. Sprachsch. 320 a. weiß aus der Volksrede nichts von einem rich Mötteli, wohl aber von einem sprichwörtlich geltenden Müeda Mötteli; man bezeichnet damit eine lästig fallende Person, in dem wegwerfenden Sinne, in welchem der Gliedesære im Reinh. Fuchs V. 658 den Namen als Scheltnamen anwendet. Ich will hier das Wenige was mir über den historischen Mötteli in die Hände kam, mittheilen. Zu Ende des 15. Jahrh. versteuert der Reiche Mettelin (Mattelin) zum Rapenstein, Patricier der Stadt Ravensburg, sein der Stadt eidlich auf 150,000 fl. angegebenes Vermögen. Raumann Serapeum 1845, 263. Rudolf Möttelin, 1417 Bürger zu Ravensburg, kauft das Dorf Woringen im Allgäu, geräth aber darüber mit dem Abt von Kempten in einen achtjährigen Zehent-Prozeß. 1452 gibt dann das Dorf an Walther Mettelin über, nach ihm an Hans von Rappenstein, genannt Mettelin. Haggenmüller, Gesch. v. Kempten 1, 239. 257. 431. Wegen fortgesetzter Prozesse wandern die Mötteli in die Schweiz aus. Durch den Stadtjunker Jak. Mötteli, dessen Vater Junker Joach. Mötteli gewesen, erhält Winterthur 1540 das weitläufige Möttelihaus geschenkt. Winterthur. Neujahrs-Bl. 1836, 4. Ruine Altregensberg am Katzensee, Kant. Zürich, war Mitte des 15. Jahrh. Mötteli's Eigenthum; von ihm gilt noch die auf jeden Verschwender gedeutete Redensart: man sollte meinen, er hätte Mötteli's Gut. Auf dem Landrücken zwischen dem See von Pfäffikon und Greifensee nahe bei Rutsperg lag zur Zeit des Chronisten Stumpf noch viel altes Gemäuer, das auch

jetzt theilweise noch vorhanden ist und auf ein untergegangenes Städtchen gedeutet wird. Seit Jahrhunderten heißt dieser Platz Mettlen. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 2, 493. 1, 91. Dorf und alte Burg Mettlen im Kant. Thurgau verzeichnet Pupikofer, Kant. Thurg. 304. Das Geschlecht der Möttele besteht noch im Appenzell Außer-Rhoden in den Gemeinden Stein, Speicher, Trogen. Appenz. Monats-Blätter 1840, 161. Im Aargauerlande sind Groß- und Klein-Metteläcker im Schenkungerbann; Mettelwiesen im Hochwalde von Ober-Siggingen. Handschriftlicher Klingnauer Probstei-Zinsrodel, erneuert von Jak. Bluemer, Landvogt zu Baden, 1663, pag. 122. 144.

Mythologisch wichtig werden nun dabei folgende Thatsachen. Das Appenzeller Mötteli-Schloß heißt ursprünglich Martistobel, dort wohnen zwei walkürenhafte Wunschjungfrauen, umgeben von den klaffenden Hunden der W. Jagd und bieten Schätze dar. Der Wettinger Metteli hat gleichfalls seine Schloßruine und fährt von ihr auf dem Lägerngebirge auf unverrückbarem Geisterwege mit vier verzauberten Schimmeln aus. Nun ist in No. 499 gezeigt, wie dem hl. Martinus Schimmel als Kirchenrosse geweiht wurden. Martinus ist aber ein Stellvertreter Wuotans-Mars, von dessen Heidentempeln ums Jahr 980 noch geschichtliche Zeugnisse reden: Myth. 1203. Beim Martisbauern zieht daher das Muetisheer mit allen Hunden durch die Keller. Meier, schwäb. Sag. No. 151. Die Thüringer Sage bei Sommer No. 8 kennt eine Frau Motte am Gutenberg hausend, welche in derselben Weihnachtszeit wie unser Muetisheer, hergezogen kommt. Gutenberg wäre langobardisch Gwodanes-berg, wie lotharingisch Vaudemont, Vodani mons. Gleicherweise liegt ein Gudensberg bei Maden (Mattium) und heißt 1154 Woodenesberch. Ortschaften Waten und Motten liegen beide zusammen an der Fulda. Beim Sakermodt, bei der Mehl-krenk schwört man in Köln (Weyden, Vorzeit Kölns 243). Das Mottisheer wird in Schwaben das Nachtgetöse der W. Jagd, und in Burgdorf im Emmenthal metaphorisch der Lärmen einer aus dem Schulhause heraustobenden Kinderschaar genannt. Unser Mötteli und Metteli reiht sich also wie der W. Jäger Mutti (No. 112) sprachlich und mythisch dem Gotte Muet an, von welchem Anmerk. No. 129, 130, 489 die Rede ist.

132. Die sieben Herren im Kelleramt.

Das kleine Bächlein, welches durch den Maleßigraben in den Reppischbach bei Urdorf fließt, macht zugleich die alte Grenze, welche das Aargauer Kelleramt vom Zürcher-Gebiete trennt. Hier stand vor Alters ein Schloß; sieben Herren bewohnten es zusammen und blieben am meisten darin einig, daß sie lebenslang die arme Berggegend von Rudolfstetten, Dietikon und Friedlisberg mit Plündern und Rauben heimsuchten. Nach einem nächtlichen Hochgewitter war einst ihr Schloß gebrochen und sie selbst zeigten sich nicht mehr öffentlich. Aber alle Fronfasten Nachts sieht man sie Gold zählen auf dem Wege, der an dem Burgstall vorbei nach dem zürcherischen Birmensdorf führt. Da

konnten Lastwagen über sie wegfahren, ohne sie zu stören oder zu verletzen. Ein Mann sah sie einst zusammen in ihrem Schloßhofe an der Mahlzeit sitzen; zugleich stand ihr Thorwächter, den Kopf unterm Arm, mit brennender Lunte auf dem Posten. Diesem mußte er bei großer Buße versprechen, Niemandem jemals von dem hier Gesehenen zu erzählen. Als er aber einmal am Wirthstische seiner Zunge nicht mehr Meister war und zu berichten begann, was er vormals erlebt hatte, war er im Nu den Gästen aus den Augen, und Niemand weiß, wohin er gekommen.

---

133. Die Geisterküche.

Der muthige Sigristensohn im Dorfe Kulm war ein Jugendgespiele jetzt bejahrter Männer des Kulmerthales. Sein Vater wußte den wilden Buben nicht zu bändigen und meinte seinen Uebermuth durch allerlei Schreckmittel dämmen zu sollen. So stellte er einmal einen Strohmann in den Kirchthurm und schickte dann den Knaben bei Nacht in den Thurm hinauf, dorten noch die Uhr aufzuziehen. Der schlägt aber einfach den Popanz über die Stiege hinunter und bringt ihn dann lachend in die Stube herein gehuckelt. Der Vater merkt endlich, hier müße man etwas Klügeres beginnen und läßt ihn das Schneiderhandwerk lernen, um ihn in die Fremde zu schicken, in der er sich die Hörner abstoßen soll. Der Sohn blieb aber der Gleiche. Auf seiner Wanderschaft wollte er einst mitten im Walde in einem einsam liegenden Häuschen übernachten; aber Niemand öffnet und er erbricht zuletzt die Thüre. Kein Mensch ist drinnen, doch brennt auf dem Tische ein Licht. Während er sich's dabei bequem machen will, kommen zwei Männer in die Stube getreten, die ihn einige Zeit anstutzen, dann aber nach kurzem Gespräche ihm gestehen, das Haus habe gar keinen Herrn mehr, denn es sei gespenstisch, ihnen aber diene dieser Umstand dazu, ihre Diebereien hier verbergen zu können. Der Geselle, der um das Nähere fragt, vernimmt, eine weiße Frau hüte hier einen Schatz und erscheine regelmäßig um die Geisterstunde; und so verbünden sie sich zu Dritt, heute diesen Schatz zu erheben. Aber bis Mitternacht ist's noch lange, der Hunger ist nicht gering, die Diebe haben Mehl und Schmalz im Hause; also sucht der Geselle ein Mahl zu rüsten, macht in der Küche ein Feuer auf und in kurzer Zeit küchelt er schon am Herde. Da hört er, noch ehe die anberaumte Mitternachtsstunde da ist, aus dem Schlot herunter eine Stimme rufen: Flieh, oder ich falle! — Nur zugefallen! antwortet er unbesorgt, und gleich fällt ein Schenkel durch den Kamin herab auf den Herd. Er schleudert

denſelben in einen Winkel der Küche, thut die Pfanne wieder übers Feuer und röſtet weiter an den Schmalzküchlein. Bald hört er die Stimme aus dem Schlote abermals und giebt abermals dieſelbe Antwort, da liegt der andere Schenkel vor ihm am Herde. Er wirft ihn zum erſten hinter, und ſo geht es fort, bis zuletzt alle Glieder und Stücke eines Menſchenkörpers da ſind. Sobald er auch den Kopf zu den übrigen Theilen hinter geworfen hat, fügt ſich Alles zuſammen, ein groſſer Mann richtet ſich hinten in der Küchenecke auf und tritt zu ihm heran. Der Burſche fragt ihn höhniſch, wo er denn ſein Weib habe? Sie wird nachkommen, iſt die Antwort. Um ſo beſſer, ſagt der Geſelle, ſetz dich alſo derweilen dorten in jene Ecke. Der Mann gehorcht und der Geſelle trägt nun ſein fertiges Gebäcke auf. Als er mit der Schüſſel über den Hausgang in die Stube gehen will, kommt ihm eine ſchneeweiſſe Frau entgegen. Aha, ſagt er, das iſt wohl diejenige, welche hier den Schatz hütet. Nun ja, ſo mag ſie vor der Hand zu Tiſch kommen und ihren Mann, der dorten im Winkel ſitzt, mit herbei bringen! So geht er mit der Schüſſel voran in die Stube und das Paar folgt ihm. Alle ſitzen zu Tiſch, jedoch wollen die zwei Geiſter nichts genieſſen. Nach dem Eſſen fordert der Geſelle die Frau auf, ihm die Mittel anzugeben, wie ſie erlöst werden könne und verſpricht ihr, ſtandhaft und beherzt bleiben zu wollen. Nun zündet ſie ihm bis zu einem alterthümlichen Bette voran, in welchem ein gewichtiger Schlüſſel liegt; dieſer paſſt im Hauskeller zu einer Eiſenthüre und nach dreimaligem Umdrehen geht das Schloſs auf. Die Frau tritt mit dem Licht hinein. Da erblicken ſie im Gewölbe einen Hahn mit feurigem Kamm, der ſich auf dem Rücken eines gewaltigen Zottelhundes ausſpreizt. Der Hund aber kauert knurrend auf einer groſſen Kiſte, während der Hahn dazu kräht, daſs er ſich ſelber faſt überpurzelt. Der Schneider läſst ſich von Allem nicht dumm machen. Aller Grimaſſen ungeachtet verſcheucht er erſt die Ungethüme und ſchlieſst, ſobald ſie zum Keller draußen ſind, die Thüre zu. Dann legt er wohlbeſonnen ſein Schurzfell ab. Mit dem zweiten Schlüſſel, den ihm nun die weiſſe Frau einhändigt, öffnet er die Kiſte und ſie liegt bis oben voll Gold. Sogleich aber wirft der Geſelle ſein Schurzfell darüber, weil man jedem Geiſterſchatze, der nicht mehr entweichen ſoll, etwas von unſern eigenen Sachen beilegen muſs. Kaum iſt dies geglückt, ſo ſagt er der weißen Frau und ihrem Manne, jetzt könnt ihr gehen, und augenblicklich ſind beide verſchwunden. Nachher haben ſich die Drei, der Schneider und die Diebe, in die Schätze friedfertig getheilt, und der alte Sigriſt von Kulm ſah ſeinen Sohn als reichen Mann wiederkehren.

Sagen über Geistermahlzeiten verzeichnet W. Menzel, Odin pag. 245, und pag. 251 werden auch die stück- und gliederweise herabfallenden Körper der Tischgenossen erwähnt. Damit scheinen die täglich im Kampfe fallenden, täglich aber wieder auflebenden und mit Odhinn tafelnden Einherjar gemeint. Dazu finde ich noch anzumerken: Der Meßmersohn, in Zingerle's Tyrol. KM. 1, 117. Die Funkenburg bei Leipzig, in Steinau's Volks-S. pag. 282. Ein gegen seinen eigenen Pfarrer in solcher Weise spukender Sigrist wurde zu Zürich 1705 ertappt und hingerichtet. Helvet. Calend. 1786. In Wolfs hess. Sag. No. 23. 24 schmausen die Geisterhelden im Schlosse und die W. Jäger in der Küche, auch dabei soll ein Leichnam zerrissen und zerstückelt werden, um ihn alsdann in einen Sack zu fassen; während er bei Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 218 in seinen einzelnen Theilen zum Leib eines Hofdieners wieder zusammen gesetzt wird. Zwölf Männer sitzen im Walde um einen runden Tisch, spielen Karten und haben einen steinernen Bierkrug vor sich. Fr. Mihm, koburg. Sag. 1845, No. 30.

134. Die wandelnden Rathsherren von Muri.

Bis still, die Herren gehen herum! war sonst eine landesübliche Redensart, wenn man einen, der zu Anzügliches redete, zu einem ehrerbietigen Tone auffordern wollte. (Melch. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. No. 79.) Dies findet in Muri-Egg noch seine Anwendung. In diesem Dorftheile steht ein baufälliges Haus, das vor Alters ein Rathhaus gewesen sein soll. Seine letzten Bewohner, die zur Miethe drinnen waren, haben noch bis vor wenigen Jahrzehnten Tag und Nacht die Hausthüre offen halten müßen. Denn sobald man diese schloß, entstand Nachts ein unerträgliches Gepolter und die längst verstorbenen Rathsherren spazierten dann in ihren Amtsmänteln durch den Hausgang hin und her.

135. Die unverschließbare Thüre in Veltheim.

In einem gewissen Hause zu Veltheim geht bisweilen am Tage wie bei der Nacht die Stubenthüre auf. Die Leute sind so sehr daran gewöhnt und unterscheiden die Zeit so gut, daß sie dann die geöffnete Thüre nicht wieder verschließen, es wäre doch vergeblich. Ungläubige von der neuen Schule wollten hierin eine bloß natürliche Ursache sehen und stemmten sich deshalb mit aller Gewalt gegen die Thüre; sie öffnete sich dennoch und legte jene mit ihrer neuen Weisheit unsanft zu Boden. Einmal machte der Kobold seinen Besuch, als die Wiege mit einem kleinen Kinde eben an die Thüre geschoben war; er warf zwar die Wiege gänzlich um, das Kleine litt aber nicht den mindesten Schaden und der Mutter, die daneben saß und spann, geschah eben so wenig.

Auch im Fricktaler-Dorfe Obermumpf findet sich ein altes Haus, dessen Thüren zu bestimmten Tagen des Jahres alle sich von selbst öffnen und die ganze Nacht darauf nicht wieder geschlossen werden können.

Man sagt von Selbstmördern, daß jene Stubenthüre, durch die man ihre Leiche aus dem Hause schafft, ja sogar das Fenster einer solchen Stube, zu gewissen Nachtstunden sich stets von selber öffne.

Alle umziehenden Geister pflegen ihren Weg in einer sich stets gleich bleibenden Richtung zu nehmen, vgl. No. 155; und wenn der Geisterwagen einmal ausnahmsweise eine neue Bahn einschlägt, so erscheint dies so unbegreiflich, daß es von der Sage (Abtbl. III, No. 96) besonders hervorgehoben wird. Um Meiningen gilt der Satz (Haupt, Zeitschr. 3, 366. No. 66): Häuser mit zwei in gerade entgegengesetzter Richtung führenden Eingängen sind dem Durchzuge des W. Heeres ausgesetzt. Thörs und seines Kämpen Kars Grabhügel liegen nach der dänischen Sage bei einem Bauernhofe, dessen Pforte in einer bestimmten Augustnacht offen stehen muß, weil der Brautzug von Kars Sohn und Thörs Tochter hindurch zu ziehen pflegt. Müllenhoff in Haupts Ztschr. 7, 425. Eine Scheune bei der Stadt Ragnit verliert stets ihre wieder hergestellte Dachung, denn sie liegt gerade in der Linie, in welcher die Geister des deutschen Kirchhofes denen des litthauischen eben daselbst ihren Besuch machen. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 162. An einem alten Hause zu Zürich muß ein Ziegel des Daches stets aufgerichtet stehen; legt man ihn, so findet der Geisterdurchzug den gewohnten Weg nicht mehr und macht dann das ganze Gebäude unbewohnbar. Schweiz. Merkur 1835. Als man die Mönche in Königsberg vertreibt, kann man das dortige Kreuzthor nicht wieder schließen und muß es zuletzt ganz abbrechen. Die auf dem Todtenberge bei Marienwerder begrabenen Soldaten widersetzen sich einem neuen Hausbau. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 175. 220. Im schwäb. Stift Weingarten wird jährlich zu Christi Himmelfahrt die berühmte Blutprocession zu Pferde abgehalten; dieselbe geht seit alter Zeit immer durch die Scheune eines benachbart wohnenden Bauern. Meier, schwäb. Sag. 2, pag. 400. Durch die Scheune des Bauern Simon Daum geht der Zug des Burggeistes Rodenstein. J. W. Wolf, Rodenstein, pag. 19. 20. Gleiches findet sich bei Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 142: Zwerge in ihrer Wohnung gestört; und bei Weinhold, Weihnachtsp. pag. 15 die schwed. Sage. Entsprechende Züge unserer Sammlung sind No. 25. 122.

Wenn die W. Jäger im Berner Grindelwaldthale jagen, müßen ihnen die Thore des Melkhauses auf der Scheidegg offen gelassen werden. Reithard, Sag. der Schweiz, 537. Der Volksglaube an der Mosel besagt: Die armen Seelen werden zur Strafe oft zwischen die Thüren gesetzt, und deswegen solle man die Thüren nicht zuschlagen. Wolf, Ztschr. 1, 240. No. 8. Im Aargau glaubt man, daß derjenige, der nach dem Tode umgehen soll, im Sterben ein Loch durch das Dach reißen müße. In allen Strohdächern sind sog. „Heiterlöcher" angebracht, Luftlücken, die nicht eben heiter geben. Fehlen dieselben und deckt der Sturm ein solches Strohdach ab, so meint man, ein früherer Hausbewohner habe wieder Einkehr gesucht. Dem entspricht in kathol. Landkirchen das sog. Heiliggeistloch, ein Loch in der Decke, welches offen bleiben muß zur freien Auffahrt einer Figur, die

am Himmelfahrtstage früherhin empor gezogen worden ist. Zu diesen unsern Verstand verletzenden Zügen stellt Grimm, GDS. 117 den überraschend zutreffenden Satz, mit welchem Tacitus das würdige Gottesbewußtsein der Germanen zeichnet: non cohibere parietibus Deos; „nur Bäume hegten den Gott und über ihnen stand der Himmel offen."

---

136. Schwärmende Geisterschaaren.

a. Der Oetlisberg, den man auch den aufgeworfenen Hügel nennt, ist eine ringsum abgerundete Höhe im Walde an der Bergstraße, welche von dem Dorfe Birmensdorf nach Fislisbach führt. Dorten erscheint in den heiligen Nächten eine Schaar bewehrter Männer, während zugleich ein Gewarnischter auf der Spitze des Hügels steht. In dieser Stunde vernimmt man alsdann auf dem benachbarten Steppfelde bei Birmensdorf eine verworrene, aber militärisch rauschende Musik. In den dreißiger Jahren ist in jenem Hügel ein Schatz gehoben worden.

Dieser Grabhügel wurde 1835 untersucht. Man fand in seinem Innern ein aus Kieselsteinen gebautes Grab, worin ein Gerippe, außerdem noch eine eigene Grabkammer mit schwarzer Asche angefüllt. Zürch. Antiq. Mittheilungen. 1839, 10.

b. Wer zu einer gewissen Zeit des Jahres Nachts von Umiken nach Villnachern im Aarthale geht, kann ein ergreifendes Schauspiel erblicken. Traurig marschiert ein Zug Soldaten links vom Ackerfelde her über die Straße und man hört dazu den Klang einer dumpfen Trommel. Man sagt, diese Schaar sei vor Alters hier im Lager überfallen und niedergemacht worden.

c. Im Mattenlande, einer großen Wiesenebene der Dörfer Lengnau und Endingen, sollen zu Weihnachten und Ostern große Reiterschaaren gesehen werden. Das Volk sagt, es seien dies die Geister der Russen und Franzosen, welche sich i. J. 1798 hier ein Gefecht geliefert haben.

Im Hennebergischen gilt von den Sterbenden die Redensart: he gett zur grusse ärmeä, ins grusse här. Haupt, Ztschr. 3, 368.

d. Kloster ist der Name eines Dickichts im Hochwalde bei Bärikon, da ziehen Nachts ganze Schaaren von Klosterfrauen um. Mit aller Bestimmtheit versicherte mein Erzähler, er sei hier selbst einer Nonne mit einem Schlüsselbunde begegnet, habe ihr aber aus guten Gründen die Zeit ja nicht geboten (gegrüßt); gönne man einer solchen nur ein Wort, so werde man ihrer nicht mehr los, bis sie einen zu Tode geredet habe. (Bezirk Bremgarten.)

c. Im Walde zwiſchen Dettingen und Würenlingen ſollen ſo viele Geiſter ſtecken, daß ein Mann an einem ganzen Kornſack voll Nüſſe nicht genug hätte, wenn er jedem Geiſte nur eine geben wollte.

Haſelnüſſe in Gräbern fand W. Menzel in dem Grabfelde zu Oberflacht; und Bullinger, Reformat. Geſch. 1, 161, in den Särgen der Zürcher Stadtpatrone Felix und Regula. „Man fand wenigs gebeins darin, Kolen, Ziegelſtein und ein Haſelnuß mitt eim löchli". Vergl. Bluntſchli, Memorab. Tigurin. Zürich 1742. pag. 339 und unſere Anmerk. No. 434.

Das Teſſiner-Dorf Sementina, Bezirk Bellinzona, verſetzt auf den öden Bergſaum ſeiner Thalſchlucht die Seelen aller reichen Geizhälſe; droben in der Schneekälte müßen ſie ihre Sünden abbüßen. Franscini, Kant. Teſſin, 428. Im Todtentobel bei Chur zeigt ſich ein Todtenheer zu Roß, das aus lauter Churer-Rathsherren beſteht. Innsbrucker-Phönix 1851, 271. Still, die Herren ziehen um! Schweiz. Sprichw. bei Kirchhofer. Im Luzernerlande ſind es die Rieſen im Gnzilech, die in die Bergfürſten des Gutlebuchs gebannt die Witterung machen müßen; in der Seegegend nennt man ſie die Thalherren, im Aargau die Rothbaler. So oft ein neuer Zwingherr dorthin verwünſcht wird, muß er Eichenſtämme auf die kahlen Berghöhen hinauf wälzen, bis er drüber Funken ſchwitzt und Donner huſtet. Im Berner-Grindelwald ſind es die rieſenhaften Weſtfrieſen, welche durch die Melkhäuſer auf der Scheidegg ihre Weidbahn nach Gaſſen und aufs Faulhorn hinüber nehmen. Frieſen heißt dem Berner-Oberländer die Bewäſſerungsgraben der Felder öffnen (Stalder 1, 398). Der Weſt- und Föhnwind, welcher frieſet und in localer Redeweiſe ſogar „den Schnee frißt", hat im Haslithale zu einer erkünſtelten Sage geführt von einer Einwanderung aus Frieeland und Schweden. Die ſchlimmen Advokaten im Wallis müßen auf dem Gebirge die Wellen ſchieben, und die Geizhälſe den Rhonefand in durchlöcherten Geſchirren bergauf ſchleppen. Reithard, Sag. der Schweiz 218. 537. Die gleiche Anſchauung hatte auf Island ſtatt. Wenn dorten das Treibeis ſich in Bewegung ſetzt und ein Krachen in den Lüften entſteht, ſo tönt es wie ein flehendes Menſchengeſchrei, und die thörichten Einwohner meinen, dies ſei der Seelen Geſchrei, die ihr Fegfeuer in der Kälte um den Heklaberg hätten. So meldet Sebaſt. Münſter, Cosmographey. Baſel 1567, pag. 1217. Am Heinzenberge in Graubünden zieht das Heer des Todtenvolkes muſicierend durch das Domleſchger-Thal hin. Meier, ſchwäb. Sag. No. 159. In Vernisch-Röthenbach, Amtes Signau, ſagt man vom fernen Dröhnen der Gletſcher, die Rothbaler exercieren, es giebt ander Wetter, und wenn der Mühleſeiler von Signau Nachts mit den Geiſtern ſpazieren gieng, trug er beſtändig den Hut unterm Arm und ſagte zu den ihm begegnenden Leuten: Seid doch ſo gut und gebt da ein wenig auf die Seite, es kommen da Herren! dann tönte es, als ob eine große Menge Pferde durch die Straße hintrabte. Manchmal exercierte er auch mit ihnen im Feuer. Kohlruſch, ſchweiz. Sagb. 1, No. 30. Wenn der Beatenbach in ſeinen großen Gebirgshöhlen unterirdiſch anſchwillt, um ſich dann über die Felswände in den Thuner-See hinabzuſtürzen, wird vorher ein unterirdiſches Getöſe gleich heftigen Detonationen vernehmbar; dies nennt man allgemein die Muſterung auf dem Seefelde. Jahn, Kant. Bern, 316. Auf den Reconfelſen ob Vionnaz, Kant. Wallis, hört man die nächtliche

Reiterei. Im teſſiniſchen Bellinzona begleiten 24 berittene Geiſter den Landrichter als Schutzwache zu Gericht. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 187. Ein Luzern. Lied vom Dekan Häffliger (Volksl. Luzern 1813, 171) ſchildert ſolcherlei Volksglauben:

Bald heisst's, 's göyh achter all Mitternacht
Ums Hüsli z'ringlet um
E Schaar Soldate links und rächts,
Me chönn sie zälle chüm.

Tſchudi 1, 34 erzählt zum Jahre 1082: „man ſah von wittnuß uff den witen veldern Geſichten, als ob merckliche reiſige Huffen Rüttern durch einander rännetind, und wann es vergieng und man uff daſſelb Veld kam, kont man weder Hufſchläg noch Tritte, ald andere Gemerck finden, daß jemand allda gewandlet wäre."

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſo weitverbreitete und ausgedehnte Legenden, wie die der Thebaiſchen Legion, welche für mehrere Schweizerkantone und Schweizerſtädte zur Urgeſchichte geworden iſt, aus dieſem Todten- und Gottesheere ihren Urſprung genommen haben. Anſtatt nun hier weitere Parallelen aufzuzählen aus den vorhandenen Sammlungen und Geſchichtsbüchern, verſuche ich nur, ihre älteſten und die jüngſten Ausprägungen, die mir bekannt geworden ſind, hier mitzutheilen.

Paul Diaconus Langobard. Geſch. l. 2, c. 4 erzählt von einer i. J. 565 in Italien wüthenden Peſt: Tag und Nacht klangen ſchmetternde Kriegstrompeten, die meiſten Menſchen glaubten das Stampfen anmarſchierender Kriegsheere zu vernehmen, und doch zeigte ſich nirgends die Fußſpur Wandelnder, ꝛc. — Die Jahrbücher von Brauweiler in Köln (Bohmer, Fontes rer. germ. 3) erzählen von einem 1140 beobachteten Rieſenkampfe berittener Geiſter, welche die größten Eichen mit den Wurzeln ausriſſen und ſich als Wurfſpieße entgegen ſchleuderten, dergeſtalt, daß ein Fluß, über den eine Partei die andere verfolgte, von den niederfallenden Stämmen aufgeſtaut wurde. Das neueſte ſolches Glaubens meldet die Allg. Augsb. Ztg. 1854 Nr. 43 aus dem Dorfe Büderich zwiſchen Unna und Werl in Weſtfalen. Die Regierung hat über dieſes Phänomen gegen 50 Augenzeugen einvernehmen laſſen. Man erblickte am 22. Jan. jenes Jahres kurz vor Sonnenuntergang einen unabſehbaren Heereszug, der aus Reiterei und Fußvolk nebſt einer ungeheuern Wagentreihe beſtand. Man unterſchied deutlich das Blitzen der Gewehrläufe und die weiße Uniform der Reiter. Als die Infanterie über die Ebene weg gegen den Schaffhauſer-Wald marſchiert war und die Cavallerie annahte, hüllten ſich mit einem male die Bäume in einen dichten Rauch ein, und man bemerkte dazwiſchen zwei Häuſer, welche in hellen Flammen ſtanden. Mit dem Untergang der Sonne war die Erſcheinung verſchwunden. Zum Schluß ſei an die abd. Ueberſetzung der Stelle erinnert aus Habakuk 4, 8: du diniu ros ritest unde dina reite, so narent skinbari blechirende diniu sper. Diut. 3, 130.

137. Geistermauer auf der Eck.

Der Fußweg, der von Uecken nach Hornussen geht, führt über einen geringen Berg, auf dessen Höhe schon manche Leute eine ganze Geisterschaar erblickt haben. Als einst ein Mann von Sulz hier auf der Eck ankam, schien eine schwarze Mauer in weitem Umkreis den Weg zu umziehen, und bei jedem Schritte vorwärts ihn immer mehr und mehr einzuengen. Er kam darüber so von Sinnen, daß er über den Hügel Murbis durch wildestes Gestrüppe und Dornenwerk hinab gerieth und plötzlich sich auf einem Strohdach fand, auf welches er unbegreiflicherweise gekommen war.

Ein alter Mann von Uecken, der nach Betzeit ebenfalls über die Eck heim wollte, wurde gleichfalls bald von jenen Geistern auf dem Felde umher gejagt, bald von jener furchtbaren Mauer eingeengt und gequält. Als er im Morgengrauen endlich heimgefunden hatte, vermochte er seine Leute nicht einmal mehr zu grüßen, er wälzte sich auf dem Stubenboden bis zum Hühnergitter, und biß ein hölzernes Stenglein dran entzwei. Die Seinen erschraken, sie rissen ihm den Rock auf und schmissen alle seine Kleider vor das Haus unter die Dachrinne. Sowie er entkleidet war, konnte er wieder aufstehen und sprach: Der Teufel hat mich furchtbar gewürgt; er saß mir in der Rocktasche; gebt mir nur schnell Brod zu essen!

Ein anderer Frickthaler-Bauer hatte sich von Hornussen Nachts um zwei Uhr auf den Weg gemacht, um andern Tags bei Zeiten im Stifte zu Schönenwerth seine österliche Andacht zu verrichten. Sein nächster Weg führte ihn über die Eck. In dieser ihm wohlbekannten Gegend verirrte er sich gänzlich, lief bis in die Gegend Weid, suchte da die Richtung nach Herznach einzuschlagen, kreuzte aber seinen vorigen Irrweg noch einmal und gerieth gegen seinen Plan durch die Waldung Buhalde hinab; da aber sah er zu seiner Verwunderung sein Dorf wieder vor sich liegen. Nun war's bald Messezeit und nach Schönenwerth lange zu spät. So weit hatte ihn der höllische Feind herumgeritten.

---

138. Die Geistermauer in Endingen.

In dem Theil der Endinger-Bünte, der sich ins Dorf erstreckt, muß ein armer Sünder spuken, weil er hier die Grenzsteine verrückt hatte, seine Hände sind brandschwarz, wie sie schon bei seinem Tode geworden waren. Als hier ein Mann Nachts durch die Wiese wollte, entstand ein großer Hag vor seinen Augen, der ihm nach allen Seiten

den Weg versperrte, und als er durch eine Nebengasse hindurch zu kommen trachtete, wehrte ihm eine anwachsende Mauer den Eintritt.

Es ist eine altepische Formel, Krieger und Freunde als die Grund- und Wallmauern einer Stammburg erscheinen zu lassen; die Befestigungssage der Habsburg (Abthl. XII, No. 497) hat sich daraus entwickelt. Ein Minnelied, Diut. I, 319, sagt:

> trouwen bin ich umbehuiret,
> von der erin ingemuiret,
> ir hure heizet stetec (Flins).

Im Gudrunliede (ed. Grimüller, pag. 143, 18): din hure und ouch din lant, daz ist umbemüret von gesten ungehiure. — Nib. 1916: von zweier helde handen, dâ gênt wol tüsent rigele fure. treue Freundeshand ist der stärkste Schirm. Als Abends am 5. Januar 1814 der Waffenstillstand in Schleswig abgelaufen war, lag eine Wittwenwohnung in der Nähe der ersten Attaken, mit denen Schweden und Kosaken abermals den Kampf begannen. Die Frau drinnen betete das Lied: „Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde dafür grau." Am Morgen nach dem Gefechte war das Haus verschont geblieben; eine mannshohe Schneewand hatte der Wind davor aufgethürmt. Der Herrenhammer (II. 1. cap. 15) erzählt, wie sich ums Jahr 1484 der Herrenmeister Stauf zu Bern in eine Mauer verwandelt habe. Diese Anschauung fällt mit der orientalischen zusammen: es soll der Messias einst den Juden als Mauer dienen (Hieronym., Comm. in Zachar. cap. 2). Stephanius in den Noten zur Ausgabe des Saxo Gramm. (179, 27) verweist dieses erklärend auf eine Stelle aus Hegesippus Prolog Ueber die Juden, wonach der Juden Hoffnung nur in Mauern und nicht in Wehrhaftigkeit bestanden habe, da ihnen doch in einer Belagerung der Untergang vorherbezeit gewesen sei. Entsprechend dem religiösen Cult der Germanen ist es, daß statt dieser gebauten Mauer öfters der gewachsene Hag die geweihte Umfriedung gewähren muß; ein solcher wird No. 114 nachdrücklich erwähnt.

---

139. Weidbahn der wilden Jagd um Zofingen und Brittnau.

Vor Jahrhunderten trieb in den Wäldern um Zofingen und Brittnau ein Jäger sein Wesen, und wenn er den ganzen Tag keinen Hasen erlegt hatte, so mußte ihm beim Heimgehen der Teufel noch einen in den Orten Vor dem Wald und Strengelbach auftreiben. In diesen Wäldern ist er auch gestorben. Seither hört man, wenn sich das Wetter ändert, Hundegebell und Jägerruf. Noch vor zwanzig Jahren kam dann in der Luft ein Gebrause von Kirchberg her, über den Albiswald, zog durch den Kunzen- und Kuhrainwald, lief im Städtchen Zofingen vom Schlachthause bis zum jetzigen Bibliothekgebäude hinauf; und wenn es über den Mühlberg nach Reiden hinging, hörte man oben am Schnürberg aus dem Hundegebell den Ruf heraus: „Wehr unten, wehr oben!" — „Wehr du selbst oben!"

rief ihm einſt ein Bauer zu, der bei dieſem Lärmen neugierig das Fenſter geöffnet hatte, „bei mir da will ich ſchon wehren!“ Plötzlich hatte ſich auf dies Wort das Getöſe gelegt. Als aber nun der Bauer in ſeine Kammer gieng und zu Bette wollte, klopfte jemand ans Fenſter; der Bauer hatte den Muth verloren und wagte nicht zu öffnen, bis Klopfen und Ruf zum dritten Mal drohend kam. Als er den Schieber aufthat, brüllte ihm eine Stimme entgegen:

Halfeſt du mir heute jagen,
So kannſt du jetzt auch Knochen nagen.

Von dieſem Tage an zehrte der Mann, den wir noch alle gekannt haben, wirklich auf Haut und Bein ab und ſtarb endlich.

(Vgl. Wolf, heſſ. Sag. No. 23. 24. 25. 62.) Den hier angeführten Weidmannsſchrei des W. Jägers legt der Chroniſt Schodeler den Schweizern bei in ihrer zu Marignano 1515 erlittenen Niederlage: „was nüt anders dann, wehr hie, wehr dört!“ Schweiz. Archiv von Gſcher-Hottinger 1, 167. Ein Flug-Blatt, Die Schlacht vor Blawil im 1562 Jahr, getruckt 1621:

kein mann geſach nie groſer nöht,
man greiff uns an an allen ort,
einer ſchreuw „wer' hie, wer' dört!“
wir waren gar verlaßen.

Der W. Jäger ſpricht in ſeinem Weidſchrei vom Knochennagen; eine mir mündlich aus dem Elſaßerſtädtchen Thann zugekommene Sage berichtet das gleiche Factum aus dem dortigen Wäldchen Rangenberg und unter denſelben Drohworten; Roßknochen werden auf den bäumenden Menſchen herabgeſchleudert. beste met jächt, mutste ök met frêten! ruft in Kuhns nordd. Sag. pg. 3 die Frau Gode (Wuotana). Aehnliches daſelbſt pg. 478 und in Lettau-Temme's preuß. Sag. No. 260. Müllenhoff Schlesw. Sag. No. 499. Von dieſem Knochennagen iſt die Rede Abthl. III, No. 155; es bezieht ſich auf die allgemeine Opfermahlzeit, zu des Gottes Ehren veranſtaltet und von ihm geſegnet. Dies erhellt namentlich auch aus den an den Eber ſich knüpfenden Sagen. Vierzehn Tage lang hat der Holzhacker, der dem W. Jäger behilflich geweſen iſt, daheim Schweinefleiſch einzuſalzen. Wolf, ndl. Sag. No. 516.

---

140. Der Töſt am Childberg, bei Brittnau.

Der höchſte Hügel linkerſeits des aargauiſchen Wiggerthales, zwiſchen den Dörfern Brittnau und Strengelbach gelegen, wird der Childberg genannt. Auf demſelben finden ſich Spuren einer alten Befeſtigung, nicht Geſtein oder Mauerreſte, ſondern ein Graben von bedeutendem Durchmeſſer, der auch jetzt noch eine Tiefe von drei Fuß hat. Die Fläche innerhalb dieſes Grabens gilt im Munde des Volkes als der Schloßplatz; einen Namen kennt das Landvolk für dieſes

Schloß nicht, in dem benachbarten Zofingen aber nennt man es Starenberg.

Am südlichen Abhange dieses Schloßhügels steht ein Bauernhaus, Battenberg genannt, wahrscheinlich auf einen hl. Beatus oder auf einen frühern Hausbesitzer dieses Namens weisend. Dasselbe war früher so gebaut, daß seine eine Giebelfläche dem Thale, die andere dem Berge zugekehrt war. Auf der Thalseite war die Wohnung, auf der Bergseite der Scheunentheil; auf dem letzteren haftete die Servitut, daß Besitzer der umliegenden Güter mit ihrem Ackergespann und dem geladenen Wagen durch die Tenne der Scheune fahren durften, und aus diesem Grunde stand sie stets offen. Heut zu Tage fährt nun eine zweispännige Kutsche hindurch, welche vom Childberg herabkommt; namentlich im Sommer vor einem Gewitter, sagt man, sei diese Erscheinung hier wahrzunehmen. Ihren Weg nimmt die Kutsche südwestlich dem Abhange des Berges nach, fährt nach der „Fröschengüllen" (Sauerwiesen) und über den Hemmeler wieder nach dem Berg zurück. Personen fahren mit, aber sprechen hört man sie nicht. Dazu gehört ein Reiter auf einem Schimmel, welcher denselben Weg macht; am Fuße des Berges hat er ein eigenes Brünnlein und tränkt da sein Roß. So oft man ihn sieht, folgt stets langwieriges Regenwetter. Droben am Hügel hört man zu Zeiten lebhaft jagen. Die Hunde kommen von der andern Seite des Thales herüber, springen bellend den Hang des Childberges hinauf und verlieren sich im Walde. Der Jäger, dem sie zugehören, ist im ganzen Thale unter dem Namen Töst bekannt, derselbe Name, der im benachbarten Luzernerlande Türst heißt und dorten den Anführer des Türstengjaid bezeichnet, der Wilden Jagd. Der Töst trägt einen grünen Reck und einen Hut von glänzendem Wachstuch. Vormals hörte man ihn um die Zeit, wenn die Heidelbeeren reif waren, auf dem Heidenhubel, nicht weit von Teufenthal, seinen Hunden rufen und bemerkte ihn von der Hönneten und von Liebigen aus; dann brach immer ein schrecklicher Platzregen los und acht Tage lang dauerte das Unwetter an.

Dem Heidenhubel gegenüber liegt der Langnauerberg, schon zum Kant. Luzern gehörend. Er trägt eine Schloßruine, die man Teufenthal und Zwingherrenschloß nennt. Dort läuft ein Edelherr mit einem feurigen Hund umher und nimmt dem Bauern, der in den Wald fahren will, die Ochsen vom Wagen. Er macht sich oft auch nur durch ein Geräusch bemerkbar, dem ähnlich, wenn jemand in Holzschuhen über Glatteis oder hart gefrornen Schnee geht. Fluchet man, so vermehrt sich das Geräusch bis zu einem erschrecklichen Tosen;

redet man aber von Gott, ſo wird es plötzlich ſtille. Auch Kettengeklirr miſcht ſich drein, namentlich bei einem nahen Gewitter. Am Charfreitag haben Schulbuben dorten Spielwaaren und Kinderpuppen gefunden, und was ſie davon mit in der Schultaſche heimbrachten, war in Geld und Gold verwandelt.

Der Reiter, der am Fuße des Berges ſein eignes Brünnlein hat, um da ſein Roß zu tränken, iſt Oden, der ſein Pferd weidet; die entſprechende mecklenb. und ſchwed. Sage giebt Grimm, Myth. 141. Auch Wagen und Berg des Alten Gottes fehlen hier nicht. Sein Name Töſt iſt eine mundartliche Verſchlechterung des gleichfalls geltenden Turſt und bezeichnet Rieſe und Wilder Jäger. Das durſtige Heer (Myth. 105. 140. 890), das mit Kaiſer Karl im Odenberge hauſt, tränkt ebenfalls ſeine Pferde alle ſieben Jahre im Glisborn. Es ſind damit die dem Gotte und ſeinem Roß geſtiftet geweſenen Futterwieſen gemeint, von denen Abthl. XII, No. 499 gehandelt iſt.

Der Türſt, von welchem man im ſolothurniſchen Gäu erzählt, ſoll in der Heidenzeit Reichsvogt geweſen ſein und beim Chapeller-Born ſeinen Schloßſitz gehabt haben. Seine Stallungen waren voll Roſſe, er hatte hundert Hunde und für jeden eine Hundsmagd. Zur Aerntezeit ritt er alsdann mit all dieſen Thieren durch die Saaten. „Drei Schritt abweg!“ hieß dabei ſein Ruf. Im Grenchner Schloß beim Bachteler Bad wohnte ſeine Geliebte, und heute noch rollt er da krachend als Feuerrad über die Jurawände herab. Seit ihn der Teufel geholt hat, iſt er ins Gäuthier verwandelt und muß Nachts hoppen „Hubu“, und damit das „Hudelwetter“ ankündigen. Seit den Franzoſenzeiten liegt auch des Türſten Jagd „im Bann“ (iſt geſperrt). So bedichtet es Anabeim in Soletburner Mundart. Schweiz Unterhalt. Bl. 1848, No. 38.

Der Entlebucher Türſt hat ſeine Wohnung in der Wüſtung Gadenmatt, er jagt als ein gebarniſchter Rieſe. Das iſt das Türſtenjäg. Solche Jäger ſind auch die Rieſen von Iſeltwald (Bern. Oberl.) und von Thorberg (Bern. Kranchtbal), ſowie die Weſtfrieſen in Grindelwald. Des Türſten rieſiges Weib iſt die ſchöne Sträggeln. Reithard, Sag. aus d. Schweiz.

Turſtgraben iſt der Name einiger Häuſer in der Gemeinde Neubauſen, in deren Nähe die Ruine der Neuenburg liegt. Im-Thurn, Kant. Schaffhauſen, pag. 159.

Pfaffengällere (Geſchrei) iſt, wie Stalder 2, 496 verſichert, gleichfalls ein Namen des Türſt im Luzerner Gäu. Es iſt indeß nur des Türſt Pfaffenköchin und Metze „Gälle“ damit gemeint. Vgl. No. 412.

Dicunt aliquando venatorium quoddam spectrum, Tuerst vocant, veluti praedam insequerelur, Alpes pervagare, medio inter ipsa pastorum domicilia, aut quae dispergit armenta, excurreas; intrato adeo incondito ut capilli audientibus rigeant. Memorantur nocturni equites magnis turmis per fragosas rupes resonante horrendo et concutiente omnia, strepitu, sursum deorsumque cursitantes. — Cappeller hist. Mont. Pilati. — Basil. 1767. pag. 10.

Der Rieſe zu bayriſch Seefeld heißt Türſch, ſein Landbach Türſchenbach, das Blut ſeiner Wunden Türſchenöl. Panzer, bayr. Sag. 2, pag. 441.

Oberhalb Zirl beim Weiler Dirschenbach ward der Riese Tirsus vom Riesen Haimon erschlagen; beider Standbild ist am Portal der Stiftskirche ausgehauen. Meyer, tirol. Sagenkränzlein 1856, pag. 177.

Der französ. Name Toustain, vieler bekannten Männer Taufname, wurde seit der Schlacht bei Hastings Familiennamen eines normännischen Geschlechtes, dessen Ahn im Treffen das Banner des Herzogs Wilhelm getragen: Turstinus filius Rollonis vexillum Normannorum portavit. Orderic Vital. pag. 501. Franz Gaudy, Roman von Rolle (1835) S. 275.

Die schlettstädt. Gloss. ed. Wackernagel in Haupts Ztschr. 5 verzeichnen Nr. 6, 169: Ditis: durisin. 6, 428: Dreus: duris.

141. Der Jägersknecht von Trostburg.

Ein Mann von Kulm band unterhalb des Dorfes nahe am Walde Reiswellen. Da glaubte er jenen Jäger rufen zu hören, der vor Jahrhunderten dem Trostburger Schloßherrn so übel im Jagdbanne gedient hatte. Wirklich sah auch der Bauer einen Grüngekleideten zehn Schritte weit auf sich zu kommen. Beide schauten einander an, keiner sprach ein Wort. Der Grüne fällte die Flinte und zielte, als wolle er ihn erschießen. Verächtlich hob der Bauer seine Reiswelle auf die Schulter, kehrte ihm den Rücken und dachte sich: Blas du mir.....! Aber nach der Heimkunft wurde er doch einige Tage bettlägerig.

142. Der Reuliger im Ruederthal.

Die oberste Hofstatt des Ruederthales heißt Reulig. Es wohnte dort früher ein Jäger, Reuliger geheißen, dessen Hunde alle hellklingende Glöckchen trugen, und der sich des Wildes durch Festbannen und Zaubern bemächtigte. So vermaß er sich oft, er brauche nur zum Fenster hinaus zu schießen, so müße jeder Schrot einen Hasen treffen, er möge stecken wo er wolle; eher würde seine Kugel siebenmal ums Haus fliegen, an allen vier Ecken anschlagen und ihm wieder in den Flintenlauf zurückfahren. Nun ist er lange todt; aber so oft man anhaltendes Regenwetter zu erwarten hat, hört man ihn auf seinen alten Wegen mit dem Geschelle der Hunde heranlärmen.

143. Der Ziegler im Grindel.

In dem großen Eichwalde Grindel haust der gespenstische Ziegler. Sein Haus sei eine Ziegelhütte gewesen am Ende des Waldes, wo die Straße des Surenthales sich mit der Luzerner Grenze kreuzt.

Dort will man unter den Eichen noch Backsteine und Ziegelstücke finden. Er aber schreckt die Holzfrevler, wenn er in grünem Frack und rother Weste plötzlich daher kommt und eine gewaltige Ofenkrücke mit sich trägt. Eilig entlaufen dann die Diebe, aber stets bringen sie einen aufgeschwollenen Kopf mit heim.

Seinen Namen Ziegler hat der W. Jäger von den mancherlei Scherben und Ziegelstücken, die man in den Linien alter Römerstraßen „Ziegelgäßlein" ausgflügt. Daher die Angabe, hier seien Ziegelhütten gewesen; vgl. Absth. III, No 128, 7.

144. Weidbahnen der W. Jagd um Aarau.

Auf der rechten Aarseite beginnt der Jagdlärmen im Aarauer Oberholze, man hört Aho rufen und ein Horn blasen. Vom Gürnet oder Gönhard geht's quer über die Landstraße zum Binsenhof, von dorten weg die Straße wiederum kreuzend in der Höhe des Surer Waldberges auf dem Todtengäßlein fort bis zur Spitze des Berges, dem Pfaffenhügel. Im gleichen Walde zieht's am Steinernen Tisch vorbei, wo sonst der Sammelplatz der Gönhards Heren gewesen ist.

Jenseits dieser Berghöhe, welche Distelberg heißt, beginnt ein anderer Nachtzug und geht gegen Teufenthal hinauf. Hier zieht der Holzweibel Landluezi mit den Hunden aus Winenufer zum Vogelrain; er schlägt dabei mit einer Axt an die Tannen. Da begegnet er dem Rothenburger, auch Rothbthaler geheißen, der aus dem Luzernergebiete vom Enziloch herkommt.

Auf der linken Aarseite zieht die W. Jagd dem Jura nach. Am Saum der benachbarten Grenze von Baselland ist es der Rothenfluher, der böse Dieter, der Wiesberg-Joggeli und der Ewigjäger. Vom Thalkessel in Kienberg aus kommt er ins Frickthal; dorten ruft er auf den Waldbergen von Wölfliswil seinen Hunden: „Walti, bede, hudada!" — „Chum, wenn d' öppis bisch!" rief ihm da einst ein Berauschter zu; darauf war's, als ob der ganze Wald her käme, und der Erfrechte wurde jämmerlich zugerichtet.

In entgegengesetzter Richtung stromab geht eine andere Schaar der Jagd zwischen den Aarauer- und Schinznacher-Jurabergen hinüber gegen die Waldungen von Brugg. Hier und im Rynikerbann entsteht dann in klaren Mondnächten ein Schießen, Bellen und Schreien, das sich oft in ein klägliches Geheule auflöst. Es ist dieses noch in den letzten Zeiten wiederholt gehört worden.

145. Der Wildjäger am Degerbache ſtraft Roßquäler.

Wem blieb nicht der Weg im Gedächtniſſe von Zurzach nach Kaiſerſtuhl, wie er ehemals bergauf und bergab gieng, wie vom Himmel in die Hölle; das war ſeit alten Zeiten die Arme Sünder-Straße für alle Roſſe und der Schrecken für alle Fuhrleute. Da hat gewißlich keiner die Strecke vergeſſen am Degerbache zwiſchen Mellikon und Rümikon und jene andere Stelle gerade über dem Dorfe, wo der Teufel hinter jedem Nußbaum ſtand, um die Geiſſelhiebe und Flüche alle aufzuſchreiben in ſeinen Kalender.

Es iſt noch nicht lange her — erzählte meiner Mutter Großvater — daß da der Rudi von Rietheim ganz blutig und zerhauen am Rümikoner Wirthshaus vom Stallknecht betroffen worden iſt; ſein Frachtwagen hatte ſchon Halt gemacht vor der Wirthsthüre, er aber ſtemmte noch immer die Schulter ins hintere Wagenrad und ſchob übermenſchlich, als müßte er die Fuhre noch fortwährend weiter fortſtoßen. Er war ganz erſtarrt und verwirrt, ſo zog ihn der Knecht heraus und brachte ihn herein. Als er in der Wirthsſtube an der Wärme wieder zu ſich gekommen war und der Stallknecht auch mit einem bedenklichen Geſichte erſchien, weil ihm draußen eben eine ganz fremde Stimme „Ausſpannen!“ zugedonnert habe, mußte der Rudi berichten, wie es ihm heute ergangen. Nun erzählte er, daß er ſich des Morgens in Zurzach zu lange aufgehalten und zu viel geladen habe; aber ſtatt mehr zu füttern, habe er ſich gedacht, wie der Haber jetzt doch gar ſo theuer ſei und wie die Gäule nur um ſo beſſer bergauf ziehen möchten, wenn ſie die Bäuche nicht zu voll hätten. Auf dem Wege habe er noch einmal eingekehrt, den Pferden aber auch nicht über vier Batzen Heu geben laſſen. Zwar ſei auch dort der Stallknecht mehrmals gekommen und habe gefragt, ob man nicht ein wenig ausſpannen ſolle; allein es wäre alsdann eben allzu ſpät geworden und ſo habe er es denn bleiben laſſen. Bald wollten hierauf beim Weiterfahren die Pferde nicht mehr anziehen und am Degerbache ſtanden ſie ganz ſtill. Alles Zerren am Zaume, alles Peitſchen und Anſchreien half nichts; brennenden Schwamm habe er ihnen unter den Schwanz gelegt und einen Fluch fürchterlicher als den andern gethan. Nun wollt' ich doch, daß unſerm Hergott im Himmel ſeine zwei ſchönſten Engel ..... ſchrie er, und hatte noch nicht ausgeredet, da ſei hinter dem Baum hervor einer gekommen, habe ihm die Peitſche aus der Hand geriſſen, ihn in die Speichen des Hinterrades gedrückt und geſchrieen: „Wart', du Mordiofuhrmann, dir will ich fahren!“ Hinten am Wagen ins Rad geflochten, habe er jetzt mitfließen müſſen

hergan, daß er meinte, das Herz wolle ihm aus dem Leibe brechen, und gieng's nicht gleichmäßig im Augenblick voran, so seien Peitschenhiebe hergeflogen, als würden ihm Hosen und Kittel mit einem Scheermesser zerschnitten.

Als der Rudi das erzählte, schlotterte er und die Zähne klapperten ihm wie ein Storchenschnabel. Am andern Morgen beim Weiterfahren lief er wie auf Eiern; dem Knecht befahl er, recht gut und langsam zu füttern, einen Theil der gestrigen Last lud er selbst ab, und für die Pferde nahm er noch ein Extrabrod mit auf den Weg. Dann führte er ein Roß ums andere aus dem Stalle wie Prinzessinnen, und als sie nun anziehen sollten, sagte er ganz sanft und hübschlich: Hü, in Gottes Namen.

Von der Zeit gieng's auf dieser Teufelsstraße ein wenig manierlicher her; sogar ein Kreuz setzten die Leute hin, das ist zwar nun wieder weggekommen, seit die Straße neu gemacht und die Brücke dorten gebaut worden ist; aber die Geschichte von dem Basler Kaufmann, der hier begraben liegt, weiß noch Jedes. Es war in der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er ritt von der Zurzacher Messe heim, eine schwere Geldkatze um den Leib geschnallt. Hier wurde er von einem abgedankten Soldaten erstochen und ausgeraubt. Doch das ledige Roß verfolgte den entfliehenden Mörder so lange, bis es ihn mit seinen Hufen zerstampft hatte. Seitdem soll man um die Herbstzeit ein feuriges Roß einen Mann durch diese Wälder verfolgen sehen.

Eine Spielart dieser Erzählung findet sich bei Panzer, bayr. Sag. 1, 140: Ein Wandgemälde in der Kirche zu Pielenhofen zeigt zwei Priester in einer Kutsche fahrend, der Teufel ist in eines der Räder geflochten und muß die daran fehlende Felge und Speiche vertreten. Ein kleiner ex voto-Wagen aus Eisen wird in dieser Kirche aufbewahrt.

---

146. Wildes Heer bei Egliswil.

Im Stöckhof bei Egliswil beherbergte der dortige Bauer einen terminierenden Kapuziner und plauderte mit ihm vor dem Schlafengehen noch, als ein fernes Getöse das wilde Heer ankündigte. Der Kapuziner ermahnt die Leute des Hauses, sich ruhig zu verhalten. Allein während das Getümmel nun über dem Hause wegzieht, steckt der Sohn den Kopf zum Läufterli (Schalter des Fensters) hinaus und schreit hinauf:

Du rittst i der Nacht,
De Tufel het di g'macht!
Du rittst wie ne Schnider,
De Tufel holt di wieder!

Auf dieſe Worte ſcholl es aus den Lüften herab:

wilt du mit mer stelle,
se chast au mit mer rite!

Kaum hatte man dieſe Worte vernommen, ſo fliegt der Bube zum Fenſter hinaus. Am nächſten Morgen fand man ihn unfern im Walde völlig zerſchmettert.

Der Anruf gegen den Geiſt, du ritist wie ne schnider! gilt dem Gotte Donar, der im Donnerwagen zwei Böcke vorgeſpannt hat, den Zahnknirſchenden und den Zahnknirſchenden. Der Höhnende wird zerſchmettert gefunden, er iſt getroffen von Donars alles in Staub zermalmenden Hammer Mjelnir, dem Blitze.

147. Die wilde Jagd am Lirihanſi bei Birmenſtorf.

Der Liribanſi iſt ein Stück Reb- und Waldboden, unterhalb Birmenſtorf an der Bruggер Straße gelegen. Nach zween zuverläßigen Augenzeugen zieht dort die wilde Jagd vorbei. Meine Mutter erzählte mir Folgendes. Sie und mein Vater giengen einmal von Reuß ab der Störe heim, es war gegen 12 Uhr. Wie ſie in jene Gegend kamen, hörten ſie über den Gipfeln der Waldbäume ein Rauſchen und Knicken, wie von brechenden Aeſten. Sie glaubten zuerſt, es ſeien Holzhacker und ſchritten ziemlich ruhig der lärmenden Gegend zu. Je näher ſie kamen, deſto lauter wurde es. Es that und rollte wie Donner, ohne daß doch der Nachthimmel bedeckt geweſen wäre. Dann kam das Toſen wie von allen Seiten auf ſie herein, und mit einem Schlag plumpte es neben ihnen dumpf auf die Erde. Sie fuhren zuſammen und ſchrieen. Alles war wieder ſtill, rein ſchienen die Sterne.

Eine andere Perſon verſichert, das Nämliche erfahren zu haben, nur ſetzt ſie noch hinzu, daß ſie auf der Straße ein ganz grünes Männchen geſehen habe.

Meinem Vetter ſtunden hier einmal gegen drei Uhr die Pferde ſtill, bäumten ſich, bliesen die Nüſtern weit auf und waren um keinen Preis vorwärts zu bringen.

148. Des Mandlehenjägers Wege um Villnachern.

Unterhalb Villnachern finden ſich auf einer geringen Anhöhe die Ueberreſte einer Burg, welche die unbeſtimmte Sage Lichtenau nennt. Da wo jetzt Haſelgebüſche ſich an die Aare hinabziehen, ſteht die Gegenwart noch einen wilden Mann, dem ſie den Namen Mandlene

und Mandlehenjäger gegeben hat. Er iſt ſchwarz und langhaarig, ſchleppt eine groſſe Keule hinter ſich her und geht in ſtillen und drückenden Sommernächten, wenn das Wetter ſich ändern will, am Fluſſe bis gegen Birrenlauf und von dort wieder zum Villnacher Walde hinab, trägt die Weidenbündel, welche Bandbauer dort zum Garbenbinden ſich ſchneiden, hinweg, und erſcheint damit bei der Schinznachter Fähre, wo ſein ſchallendes „Hop hop!“ den Fährmann aus dem Schlafe weckt. Dieſer aber läſt ihn rufen, ſeitdem er ihn einmal mit ſeinen Weidenbündeln deutlich am Ufer ſtehen und ſogleich wieder verſchwinden ſah, als der Kahn ans Ufer ſtieß.

149. Der Härdlifuhrmann

zieht im Siggenthal des Nachts um und knallt mit der Peitſche. An der Stilli ſoll er ehemals die Schiffsleute oft aus dem Schlafe geſchrieen haben, um ihn über die Aare zu ſetzen. Seitdem ſie nicht mehr an ihn glauben, läſt er ſich auch nicht mehr hören.

150. Der Kinzhalden-Joggeli als Jäger und Roß.

Ein reicher Bauer von Kaiſten im Frickthale pflügte ſeinen Feldnachbarn die Grenzfurchen ab, ſtahl ihnen zur Aerntezeit die aufgeſchoberten Zehentgarben und war noch überdies ein Trunkenbold und ein Schwörer. Dafür mußte er nach ſeinem Tode in dem Hauſe, das er bewohnt hatte, das geſtohlene Korn hüten. Aber zu den heiligen Zeiten wüthete der Geiſt herkömmlich ſo ſehr in den Stuben herum, ſtieg in den Stall hinab, quälte dorten das Vieh und jagte ihm den Schweiß aus, daß die Einwohner ihres Bleibens nicht mehr wußten und endlich das Beſitzthum um eine geringe Summe losſchlugen. Bald erſchien auch der neue Käufer im Kapuzinerkloſter mit dem Verlangen, man möchte ihm ſein Haus beſegnen. Die Mönche kamen, beſchwuren den Geiſt in eine Branntweinflaſche und führten ihn auf einem zweiſpännigen Wagen hinaus auf die Kinzhalde. So heißt eine bewaldete Hügelkette zwiſchen jenem Thalgrund, den das Bächlein Siſſeln durchfließt und dem Hardwalde, der gegen die Rheinufer bis Laufenburg ſich hinzieht. Daſelbſt iſt eine Gegend, bei der Breiten Eich genannt, ein „gezeichnetes Geſtände“, wo das Hochgericht geweſen war; noch tragen die benachbarten Landſtrecken Galgenacker und Galgenrain davon ihren Namen. Je näher die Roſſe dem Ziele kamen, um ſo ſchwerer ſchien der Wagen zu werden, die Thiere

brachten ihn kaum vom Platze. Endlich dorten angelangt, zog man der Flasche den Propf aus; sogleich fuhr auch der Geist mit einem solchen Getose heraus, daß Fuhrmann und Kapuziner meinten, die Erde wolle untergehen. Seitdem führt er nun Betrunkene, die hier vorüber kommen, in der Irre herum oder setzt sie durch sein plötzliches Erscheinen in solchen Schrecken, daß sie darüber erkranken. Dem Straßenknecht, der zwischen Eiken und Sissele den Weg zu machen hat und der ein arger Schnapstrinker war, sprang er auf den Rücken und ließ sich bis zur Stangenlücke tragen, jenem Ziele, das die Geisterbanner ihm gesetzt haben. Dorten konnte der Wegmacher entrinnen, aber unter dem entsetzlichen Gebrause des Gespenstes verlor er Hut und Stock und verfiel in ein so schweres Siechthum, daß ihm alle Aerzte das Leben absprachen.

Ein ander mal hatte ein Mann in dortiger Gegend sein Roß auf die Weide gethan und legte ihm Abends Zaum und Zügel an, um es wieder heimzureiten. Kaum war er aufgesessen, so wurde das Thier zusehends dicker und höher und blies sich schnell so gewaltig auf, daß der Reiter kaum mehr auf den Boden herunter sehen konnte. Er sprang ab und entlief. Das Roß ist niemals mehr heimgekommen, denn jener Teufel im Hardwalde hat es seitdem zu reiten.

Der Kinzhaldenjoggeli soll eigentlich Winter geheißen haben und von Kaisten gebürtig gewesen sein; einen Ortspfarrer gleiches Namens, der erst in den Zwanziger-Jahren daselbst starb, soll alle Welt für den Enkel jenes Mannes gehalten haben. Auch soll noch an des Altgrosrath Winters Haus in Kaisten ein Stall sein, in welchem man lange kein Stück Vieh halten konnte. Man meint, man habe einen frühern Besitzer pfänden wollen und er habe sich drinnen erhängt. — Dieser Winter war als österreichischer Untervogt über Eiken gesetzt und mißbrauchte seine Gewalt aufs unbarmherzigste. So oft er Recrutierungen vorzunehmen hatte, schickte er alle Leute, deren Aecker ihm gerade ins Auge stachen, als Soldaten fort und wußte sie schon in solche fremde Winkel, ja bis in die Türkei hinzuschieben, wo sie ihr Leben lang den Rhein nicht mehr zu sehen bekamen. Aeltere Männer, die er nicht mehr aus dem Lande schaffen konnte, beherte er und machte sie oft so irrsinnig, daß sie aus Täubi (Tobsucht) ins Wasser sprangen. Dann wurde der Vogt der Verwalter ihrer Hinterlassenschaft. So hatte er einmal während einer großen Hungersnoth einen Familienvater an die Werber verhandelt; der arme Mann wußte sich und den Seinigen nicht Rath und Hilfe mehr, und begieng in der Verzweiflung eine schreckliche Unthat gegen sein eigenes Blut. Daher begegnet man an den Schluchten der Kinzhalde jetzt noch ein schwarz-

gekleideten hagern Gestalt, die ein bis zum Gerippe abgehungertes Kind dorten aus den Armen legt und dann lautheulend sich die Brust zerschlägt und die Haare ausrauft. Denn eher als jener Mann seine hungernden Kinder unversorgt im Stiche lassen wollte, stürzte er sie lieber in diese Kluft der Kinzhalde, die davon den Namen Kindshalde bekommen haben soll.

Der Vogt war auch ein leidenschaftlicher Jäger und wußte durch Zaubermittel das Wild im Forste festzubannen. Einmal sah er von der Halde herab im kleinen Weinberg am Südabhange von Eiken einen Hasen in der Sasse, und schoß von oben herunter nach ihm. Aber an diesem erbärmlichen Thierlein mußte der gewaltthätige Mann umkommen; sonderbarer Weise traf er sich selbst und starb auf jener Stelle. Als man seinen Leichnam fand, war er völlig schwarz geworden, und auch das Waldlaub, auf dem er lag, hatte sich mitgeschwärzt, zum Zeichen daß er dem gehöre, dessen Farbe er trug. Kaum ihrer Sechse konnten ihn zu Grabe tragen, aber je näher man dem Kirchhof kam, um so leichter wurde der Sarg. Da befahl der Pfarrer Rothenburger den Leuten, mit dem lauten Gebete aufzuhören und den Sarg noch einmal zu öffnen. Man fand ihn leer, obschon noch vor einer Stunde die ganze Gemeinde gesehen hatte, wie der Vogt brandschwarz drinnen gelegen hatte. Als seine alte Mutter nun vom Kirchhofe nach Hause zurückkam, rief er ihr schon vom Rauchfang übers Dach herunter spöttisch entgegen: „I bi d'heim no ob d'ihr!" und in der Nacht darauf sah man ihn im Vogthause und in allen andern Häusern, die er sich im Dorfe zusammen gewuchert hatte, zum Fenster heraus schauen. Als man ihn darauf in die Kinzhalde beschwor, wußte er sich noch das Zugeständniß zu erzwingen, daß er sich alle Jahre um einen Hahnenschritt dem Dorfe wieder nähern dürfe. Man sagt, er werde nun bald Kaißen gänzlich erreicht haben und könne alsdann nicht wieder zurückgebetet werden. Inzwischen lärmt er noch im Hardwalde herum. Er soll sich unglaublich schnell von einem Orte zum andern bewegen können. Er geht in Jägerkleidung, trägt eine Flinte am Rücken und ruft sein fortwährendes Huhuh! Dann wird bei gänzlicher Windstille der Forst oft so heftig erschüttert, als wenn ihn der stärkste Sturm durchbrauste. Besonders ist er den Fuhrleuten und den Holzfrevlern aufsäßig. Einen Dreiröhrenhut am Kopfe und einen Prügel in der Hand tritt er brüllend auf sie zu; oder er schleicht dem Fuhrwerk nach und zieht unvermerkt den Long (Achsnagel) aus, damit das Rad ausfällt und die Ladung stürzt. Wenn man nur einmal drüber flucht, während man den Long wieder einmacht, so wiederholt er augenblicklich seine Tücke. Weniger fürchten

ihn die Holzfrevler. Ein Sisseler-Bauer, den er draußen beim Holzen angebrüllt hatte, entsprang zwar in der ersten Angst, weil er den Bannwart vor sich zu haben meinte; aber bald besann er sich wieder und kehrte um; Angesichts des altfränkischen Kerls nahm er seine Bürde Holz auf und sagte: So, bist's nur du!

Der Kinzbalden-Jeggeli wird in eine Branntweinflasche gebannt und so in die Oede fortgeschafft. Dasselbe geschieht auch dem Lälle von Rheinfelden (No. 164), und der Müsserengeist von Gäbisdorf, No. 345, setzt sich eigenmächtig einem Glashändler in seinen Tragkorb voll Glasflaschen hinein. „Dieses Bannen in Guttern" könnte unserm gelehrten Hochmuth gar zu altera vorkommen, wenn man es ihm nicht auch aus dem Alterthum documentiert. Pausanias l. 9 erzählt bei Besprechung der Bacchischen Tempelstatue zu Tanagrä: Ein Triton dieser Gruppe giebt vielerlei zu reden, als habe er einst badende Tanagräerinnen im Wasser rauben wollen; zuverlässiger aber sagt man Folgendes über ihn. Da er nämlich Thiere in der Schwemme und Kähne im Hafen anpackte, so stellte man ihm listig einen gefüllten Weinkrug hin, und an dem bezechte er sich so, daß er trunken vom Ufersande hinabstürzte und dann von einem Manne mit dem Beil erschlagen werden konnte. — Wir haben gleichfalls solche Flaschenbäche und in Flaschen gelockte Räubergeister. Die älteste Markbeschreibung von Salmünster, einem Städtchen an der Kinzich, zwischen Steinau und Gelnhausen, giebt als einzelne Grenzmarke einen solchen Flascunbach an und dabei ein Haus der wildero wibo. Roth, Kleine Beitr. zur Ortsforschung 1, 5. Heft, pag. 231. Wie der Tanagräer Triten in einen Weinkrater, wird in unserer Sammlung der Gast von Rheinfelden, Abtbl. XII, No. 504, in eine Burgunderflasche gelockt und in den Grütgraben am Rhein hinabgestürzt. Aehnliches gilt vom Wanzenschneider, No. 377, Geisterbett am Steinern. Tisch, No. 360, Welfgrabengeist zu Leidikon, No. 359, und so fort No. 365 — 368.

Noch heute setzt man das Geschirr, das ein Kranker gebraucht hat, nach seinem Tode zerschlagen an einen Kreuzweg, damit er nicht wiederkehre. Weis, Beitr. 1, Abgl. No. 140. Man schlägt den Selbstmörder gerichtlich ins Faß und schickt ihn so fromab. Zürcher Raths-Erkenntniß v. J. 1417. Bluntschli, Rechts-Gesch. 1, 411. Selbst der Osnabrücker Pranger und die Schandsteine hatten die Gestalt einer Flasche. Grimm, MA. 721. Der Teufel wird in eine Flasche gebannt, und das Galgenmännlein wird zum Geist im Glase. Grimm, KM. 3, 186. Der schwarze Mönch Bruno zu Meißen liegt in einer Kristallflasche unter dem Leipziger Klosterkeller und wenn er sich dorten befreit, wird er zum Elster- und Pleißebund. Volks-Sag. Zeitz 1838, 280. Entsprechendes vom Allergewässer bei Ostenholz erzählt Kuhn, nordd. Sag. No. 296. Geburt und Tod knüpft sich an die Flasche. Sifilia, König Sigmunts Gemahlin legt, da sie in der Wildniß eines Knäbleins genest, das Neugeborene in das ihr mit auf den Weg gegebene Metbgefäß. Dieses rollt ins Meer hinab, schwimmt an die fremde Küste an, der darin liegende Knabe wird endlich dorten der berühmte Landeskönig Scesl, d. h. Schaff, und da er stirbt, wird er, „das zerbrechende Gefäß", in ruderlosem Fahrzeug abermals den Meereswellen übergeben. Vilkinasage c. 131 — 49. Wer diese Fläschchen

vorzeitig verliert, iſt dem Unheil preisgegeben. Weh mir, daß ich die Flaſche meines Gevattern verloren habe! ruft der Kobold, von dem der Mönch zu St. Gallen (9. Jh.) l. 1, c. 23 erzählt. Gegen den böſen Wind und andere Uebel trägt der eingeborne Mexikaner, gerade ſo wie wir es machen, einen Waſſerkrug an das zuletzt überſchrittene Gewäſſer; dorten ruft er den Namen des Kranken dreimal ins Gefäß und richtet dann deſſen Mündung gegen die Fluth. Sartorius über Mexiko. Allg. Augsb. Ztg. 1850, 30. Nov. Quodcunque mali est, quidquid triste timemus, in pelagus rapidis devehat amnis aquis. Tibull. 4. 4, 7. Gröblicher lautet es dann, wenn der Waſſergeiſt im Trottendach (Abth. I. No. 43) „wie zu einem hohlen Hafen herausbrüllt“. Dieſen Glauben an eine in Gläſer gebannte Geiſterwelt drückt die Redensart aus: „wenn glich der Tüfel und alle Gütterli chämc!“ Der Aberglaube räth einem vom Toggeli Geplagten, oder einem Behexten, in eine Flaſche zu harnen und ſie zugebunden aufs Feuer zu ſetzen; alsdann wird das ſchuldige Hexenweib ſelber das Waſſer nicht mehr löſen können. In ſolchem Sinne heißen die Zauberer „Kriſtallenſieder“ und die Aerzte „Gütterlid'ſchauer“. (Vgl. Abthl. IX.)

Auch in Schränklein und Schächtelein bannt man Verwünſchte. Den Bauern von Krummdach hat man in ein Gänterli (Küchenſchrank) gebannt und ihn zum verwünſchten Landvogt von Willisau in das Enzloch am Luzerner-Napfberge hinabgeworfen. Luzern. Kalend. 1851. Den Berner-Teufel ſperrt man in ein Truggli, ſo z. B. erſcheint der Grüne Jäger von Sumiswald bei Regenwetter öfters als Spinne; ſo betraf ihn ein altes Weib und ſperrte die Spinne, anſtatt ſie ins Waſſer zu werfen, daheim in ein Truggli (Schachtel). Ueber Nacht aber war ihr alsbald das Haus abgebrannt.

---

151. Der Burgvogt von Brunnegg.

Wenn anderes Wetter eintreten ſoll und beſonders wenn die heil. Zeit heranrückt, hören die Leute am Fuße der Brunnegg ein anhaltendes Getöſe droben auf der Burg. Man ſagt, der Burgvogt reite auf ſeinem Gholi (Rappen) auf die Jagd. Das that er auch einmal im ſtrengſten Winter mit ſeiner Kuppel Hunde und einem Troß Reiſigen. Vor Kälte erſtarrten ihnen die Füße, da fand der Vogt einen armen Holzhacker, erſchlug ihn und wärmte im aufgeſchnittenen Bauche ſeine frierenden Füße. Von dem Augenblicke an brach ein gräßlicher Schneeſturm los, er muß ſie alle zuſammen verweht und begraben haben, keiner iſt mehr ins Schloß zurückgekommen. Diejenige Stelle, wo der arme Bauer ſtarb, kennt man noch; bis dorthin ſprengt der jagende Reiter, dort hört man ſein weidmänniſches Hop-hop! verſtummen.

Beleſene Leute nennen ihn Geßler und meinen, es ſei derſelbe, der den Tell zwang auf ſein eigenes Kind zu ſchießen.

Diese Sage gehört zu „Wildhans von Kestenberg bei Birr", Abthlg. II., No. 57. Sie wärmt eine alte, überall erzählte Rechtssage auf; dieselbe Anklage, welche hier den angeblichen Geßler von Brunnegg treffen soll, ist bekanntlich im französischen Convent in jener denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 gegen einen adeligen Gutsherrn aus der Provence erhoben worden, er habe auf der Winterjagd seine frierenden Füße im aufgeschnittenen Leib eines seiner Jagdtreiber sich gewärmt. Bouthor, Coutumes locales du bailliage d'Amiens (2 Bände 1854) hat als Jurist aus nordfranzös. Weisthümern den Beweis von der Unwahrheit solcher Rechtssitten für die romanischen Länder geführt; J. Grimm hat aus noch weiter reichenden Untersuchungen unserer deutschen Rechtsalterthümer dasselbe Ergebniß hergestellt: das alte Recht, blutig in seinem Buchstaben und milde in seiner Anwendung, hat zu solchen Sagen häufig Anlaß gegeben, nirgend aber liegen Beweise vor, daß solche Justiz wirklich geübt worden wäre. Gleichwohl erzählt die Waadtländersage eben dasselbe vom Burgherrn Brandis auf La Molière. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 231. Der Name des bekannten Landvogtes Geßler, der hier mit eingemischt wird, darf nicht blenden; obschon er in dieser Sage eine localhistorische Wichtigkeit hat. Schloß Brunnegg gehörte ursprünglich den Truchsessen von Habsburg, dann den Edeln von Hettingen an, wurde aber nach dem Tode Albrechts und in der darauf folgenden Zeit der Blutrache dieser Familie entzogen und den Geßlern gegeben. Meyer-Knonau, schweiz. Erdkunde 2, 174. Diese sind zugleich die Nachfolger der Edeln von Aarburg im Besitze der Burg und Stadt Brüningen, im Kant. Zürich 1374, verburgrechten sich 1406 mit Zürich und übergaben dieser Stadt 1442 ihre Herrschaften zu Stäfa, Mönchaltorf und Hombrechtikon Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 94. Im Besitze dieser Geßler war das noch bestehende schöne Bergschloß Brunnegg bei Lenzburg bis zum Jahre 1415, wo dann die Berner die Vordern Grafschaften eroberten und gleichzeitig der Ritter Konrad von Weinsperg versuchte, diese Lande in des Kaisers und Reiches Namen zu besetzen; allein die vergrößerungssüchtigen Berner kamen ihm darin zuvor. Justingers Chronik, 299 erzählt den Hergang: „Je gleicher Wis ward er, Gunrad von Winsperg, mit Brunegk euch, und uf dieselben sin gute wort hielt sich die Geßlerin, dera Brunegk war, und euch der Schultheß von Lenzburg, bis daß sie Beide verkurbent und ze grund giengent." Konrad von Weinsperg hatte nämlich als Bannerträger des deutschen Reiches die Belagerung des Städtchens Mellingen bei den Eidgenossen der VII Kantone mitgemacht und sodann auch die Burgen Lenzburg und Brunnegg, die den belagernden Bernern noch trotzten, zur Uebergabe an das Reich vermocht. Indeß Herzog Friedrich und Kaiser Siegmund ließen den unternehmenden Ritter im Stiche. Drei Wochen lang hatte er die Besatzungen beider Schlösser verstärkt, die Mauern ausgebessert und mit neuem Kriegsgeräth versehen. Der Kaiser hatte zwar die Erneuerung aller Feindseligkeiten den Schweizern streng untersagt, ließ aber das Land gleichwohl in den Händen der Eroberer. Konrad vermochte die fortlaufenden Kriegskosten nicht ferner zu bestreiten, und kam mit den Bernern überein, ihnen die Schlösser zu übergeben, wenn sie ihm die 5000 fl. bisher ausgelegter Soldgelder erstatteten. Sie willigten ein und so kamen die beiden letzten Burgen aus Reichs- in Schweizerhand. Aus dieser Brunnegger-Geßlerin hat dann Tschudi erst den Tellischen

Landvogt Geßler in Uri gemacht, den er gleichfalls von Brunnegg sein läßt; er sagt in den Originalhandschriften (nun theilweise im Besitze der Glarner-Tschudi, von mir eingesehen und ausgezogen): „Als die fürsten ze Österrich euch sendten, die lender zu bevogten, waren edelliite im Thurgouw und Aergouw, die gern großherrn gewäsen wären. die fuoren nun zuo und wurden um die vogtwen. war der ein der Geßler, ward vogt gen Ury und Schwyz.“ Gerade dieser von Tschudi aufgestellte und nach ihm in die Literatur übergegangene Urner-Landvogt Geßler, auf welchen sich nun die aargauische Brunnegger-Sage stützt (und Schillers Tell mit jener bald „verbrennenden Brunneggerin“, die selbander aus den Flammen getragen werden muß), gerade dieser durch Schiller erst recht für gewordene Tyrann ist noch immer eine historische Unmöglichkeit. Im Munde aller unterrichteten und zugleich patriotischen Schweizer noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es nicht einmal einen solchen Geßler, sie nennen ihn allenthalben Grißler (Sinner, schweiz. Bibliographie 1811, 141), wie denn auch die [illegible]hn aus diesem Geschlechte zu Kappel bestatteten Ritter an den Pfeilern und Wappenschildern daselbst bald Grisseler, bald Gressler genannt sind. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1845, 13.

Damit soll gezeigt sein, was der gelehrte Aberglaube noch in der Neuzeit Sagen im Volke hervorbringt, wofern man ihn nicht behindert, sich selbst zur Historie zu stempeln. Der Name Geßler, gleichbedeutend mit dem des bekannten Zürcher-Idyllen Dichters Salomon Geßner (die Schlüsseljungfrau von Tegerfelden, Abthlg. IV., No. 167, nennt einen Landvogt Geßner), hat sich eben so sinnbildlich auch mit dem Namen der Hohlen Gasse in Küßnacht erst verschwistern müßen. Geßler und Geßner, Kirchgeßner sind Pflasterer und Straßenbesetzer; die Grießler sind Straßen- und Trinkknechte, also dasselbe. In Wien machten sie eine eigene Zunft: Schlager, Wiener-Skizzen, 2, 16. In Bayern gehörten sie mit in eine gleiche und hatten die Arbeiten an Flußdämmen und Holztriften (Grieß) für das obrigkeitliche Grießamt zu versehen. ahd. griozzan, communicare. Schmeller Wb. 2, 121.

---

152. Der Erlacher auf den Bilgerhöfen.

Graf Rudolf von Erlach war der Schweizer-Feldherr gewesen in den großen Schlachten, die das Land gegen den auswärtigen Feind siegreich bestand. In seinem Schlosse Castelen, das in einem Jurathale gegen die Aare hin oberhalb Schinznach liegt, hatte er sich auch die Bilger-Sennenhöfe gekauft. Diese sind auf der dem obern Frickthale zugekehrten Jurawand in der Höhe der Wasserscheide gelegen und bilden heute achterlei verschiedene Bauernhöfe, die man in die beiden Gruppen des innern und des äußern Bilger theilt. Die Höfe des innern Bilger, an denen die nachfolgende Erzählung haftet, heißen der Reihe nach Kohlwald, Kalkdarren, Kammer, Saal, Gottlisacker und Böpperler. Bei ihnen nimmt der Wölflisweiler Bach seinen Ursprung, der als Oerlen nach Frick hinabfließt und den Thalgeiß des

Urkundlich in sich wohnen hat. Beim letztgenannten Hofe Bürglen, der jetzt einem Lenzi gehört, ist die Stelle des alten Stammhauses, das vor Jahrhunderten allein noch in dieser Bergeinsamkeit stand. Hier pflegte Rudolf von Erlach in seinen alten Tagen den Sommer und Herbst über Ruhe und Frieden zu suchen; zwei Knechte und zwei große Jagdhunde machten dann seine ganze Umgebung aus, und Niemand störte ihn in dieser Zurückgezogenheit, wenn nicht zuweilen der ungebetene Rudenz erschien, sein Schwiegersohn, der jenseits der Aare oben im Aarerthale auf dem Schlosse Rued wohnte. Dieser hatte Erlachs einzige Tochter zur Frau bekommen und mit ihr große Reichthümer; aber er war ein Trunkenbold, der, nachdem er Besitz und häusliches Glück verschleudert und verscherzt hatte, nun dem greisen Schwiegervater zur Last fiel. Zu wiederholten Malen schon hatte der Alte für den leichtsinnigen Verschwender einstehen müssen; heute an einem Herbsttage erschien Rudenz mit dem gleichen Anliegen wieder hier oben. Als er zu ihm in die Stube trat, hatte Erlach eben Mittagsruhe gehalten und lag noch auf dem Feldbette, seine beiden Degen vor ihm. Niemand sonst war auf dem Hofe, die zwei Diener jagten draußen im Walde.

Rudenz begann mit seinem bekannten Begehren, wiederholte es und sah sich wiederholt und entschieden abgewiesen. Da sprang er nach Erlachs Heldenschwert, das ob dem Bette an der Wand hieng und schlug dem Greise das Haupt in einem Hiebe ab. Dann entfloh er das Gebirg herab zur Aare und wollte diese überschwimmen, aber heulend verfolgten ihn die beiden Degen und machten ihn überall das Ufer streitig. So konnte er sein Schloß Rued nicht erreichen und wendete stiebend sich wieder dem Gebirge zu. Immer die Hunde an den Fersen, gewann er das Versteck einer einzeln stehenden Heuscheune bei den Innern Bilgern, warf die Thüre zu und verkroch sich ins Heu. Auch hier spürten ihn die Hunde auf. Mit gesträubten Zähnen bellten sie draußen vor der Heute Wache, ihr Gebrül durchdrang den ganzen Berg, in kürzester Zeit mußte er Rudolfs beide Knechte hier herauf locken. So sah er sich gefangen und verrathen und erbieng sich. Diese Scheune liegt oberhalb dem Hause, das jetzt dem Bauern Bitterli angehört, er hat sich aber eine neue gebaut und läßt die alte ungebraucht stehen; denn durch diese zieht manche Nacht ein unerträglich Brüllen, Wehklagen und Toben. In diesen unsäglich wilden Lärmen mischt sich auch das Locken der Hunde, das Blasen der Hörner, der Jagdschrei hup, hup! Dann reißt es sich aus dem Heustadel gerade übers Gebirg hinab in den Thalbach. Sogleich darnach bricht dann Donnerwetter und Wassersguß über das Thal von Oberbeiern herein.

Die dortige Bevölkerung verwechselt schon lange die Personen dieser Sage mit einander, sowie die Stimmen auf der Höhe und das losbrechende Unwetter, darum wird dorten alles dieses zusammen der Erlacher genannt.

In neuerer Zeit hat ein Bauer aus Wölflinswil den Erlacher auszukunden versucht. Er stand in der Hargetwaldung in der Nähe, wo jener früheste Sennhof gelegen hat, und hörte dem Brausen der obern Luft zu, das anschwellend in den Hochwald herein fiel. Uebermüthig riß er einen Büschel langhaarigen Mooses vom nächsten Markstein, das man Bannbart nennt, hielt sich's ans Kinn und schrie in den Wald hinein: itz, Erlacher, chunnst go luege! wo bist? itz han i en bart wie du! Darauf soll ein Mann mit einem sehr hohen Federbusch ihm entgegen getreten sein, und der Wölflinswiler entlief. Die Folge davon aber war, daß er mit einem geschwollenen Kopfe heim kam und bei acht Tagen sich im Bette halten mußte.

Rudolf von Erlach wurde 1360 auf seinem Landsitze Reichenbach an der Aare bei Bern von seinem Tochtermann Jost Rudenz aus Unterwalden im Wortwechsel um die Ausrichtung der Ehesteuer mit demselben Schwerte gemordet, das der Held in der entscheidenden Schlacht bei Laupen 1339 geführt hatte. Auf welche Weise der geschichtliche Rudenz starb, haben die Chroniken nicht hinterlassen. Man weiß nur, daß er schon zu Ende des Jahres 1360 todt war. Bern. Neujahrsbl. 1824, 15.

---

153. Das Reiterspiel auf dem Geidspitz.

Will man von Aristorf nach dem angrenzenden Frickthal, so kommt man über die Käschütte, Sennweid genannt, zu einem gewaltigen Stein, der die Marke zwischen den Kantonen Aargau und Basel bestimmen soll. An seinem Fuße entspringt der Violenbach, der eine kurze Strecke beide Kantone theilt. Rechts hin gegen das Dörfchen Nußhof liegt ein abgeplatteter fichtenbewachsener Berg, Geidspitz geheißen, auf dem noch im vorigen Jahrhundert die Burg Geidek zu sehen war. Noch steht in kleiner Entfernung davon des Grafen unansehnliche Kapelle mit einem geringen Thürmchen, die der Bauer im nahen Frohhof als Holzschoppen und Heubrücke benutzt. Die Ueberreste der Burg sind keinem recht bekannt; doch ist gewiß, daß noch Kellergewölbe vorhanden sind, deren verschüttete Zugänge unsere gar nicht abenteuerliche Jugend aufzuspüren versäumt. Besser wissen darum umherziehende Kessel- und Wannenflicker, Lumpensammler und Vogelsteller, die oft einen Theil des Winters darin zubringen sollen. Geht man nun Nachts über diese große Ebene, welche das Reiterspiel

heißt, so sieht man, wie der Graf von Geroldseck vom Berge herunter reitet und seine Rittergeschwader ordnet. Nun geht es an ein Turnieren, die Rosse schäumen und bäumen sich, die Ritter heben sich aus dem Sattel, andere ſpringen ab und fechten zu Fuß. Aber auch Mittags von Elf bis Zwölf wollen erfahrene und alte Leute diesen Waffenübungen schon zugesehen und deutlich den Grafen von Geroldseck erkannt haben, wie sie ihn noch auf alten Bildern zeichnen hätten; während andere behaupten, Berner seien's, die hier im Schwabenkriege fielen und noch für die Verwüstung büßen müßten, mit der sie damals das Frickthal heimgesucht haben.

Aarauer Tagblatt vom 30. Jan. 1849 erzählt: In dieser Nacht gewahrte man um Nußhof (an der Aargauer-Basler-Grenze, wo vorstehende Sage spielt) eine eigene Naturerscheinung, mit welcher sich der Aberglaube viel zu schaffen macht. Es war ein Mark und Bein durchdringendes Wimmern in den Lüften, gleich Angstgeschrei von Menschen und Thieren in Lebensgefahr, das hoch über alle Berge und Klüfte daher gefahren kam und sich dann tief in das Thal gegen das Frickthaler Dorf Magden hinab senkte, wo es unter Blitz und Donnerschlägen endete.

---

134. Moospferd am Erlenmoos.

Ein jüngerer Mann aus der Kaisergegend gab hierüber folgenden mündlichen Aufschluß.

Es ist an der ganzen Sache kein wahres Wort. Die Leute wissen selbst nicht, was sie damit wollen; bald reden sie von einem Moosmann, bald von einem Moospferde, das drinnen im Erlenmoose stecken und brüllen solle. Allein nur alte Weiber halten noch steif und fest darauf; zu denen müßte man gehen, wenn man eigentlich was erfahren wollte, sie lügen jedoch ganz gottvergessen. Das junge Volk denkt jetzt anders, es kennt jenes Moos genau und hätte längst das Roß um die Wette herausgeholt, wenn ein Pferdeleib drinnen wäre. Nur Eins ist ausgemacht, was sich in meiner Jugend hier herum begeben hat, ich war noch ein geringes Bübchen. Da trafen Nachts unsere bösen Knaben an einem fremden Wohnhaus ein im Karren stehendes Roß, banden es los und führten es in ihrem schlimmen Uebermuthe sammt dem Wagen vom Karrenweg ab ins Erlenmoos hinein. Dort ist es freilich in jener Zeit noch gar mühsam und gefährlich gewesen; die Buben fürchteten im Dunkel einzusinken, ihr böses Gewissen plagte sie obendrein, und so entliefen sie bald wieder und ließen Roß und Wagen in der Irre stehen. Das arme Thier muß dort untergegangen sein, wenigstens ist es in hiesiger Gegend

nie wieder geſehen worden. Nun dauerte es nur handumkehrt, da ſtarb derjenige Burſche plötzlich, der den Nachtbuben zuerſt den ſchlimmen Rath dazu gegeben hatte; und gleich war wieder der Lärmen im Dorfe, das ſei Strafe Gottes für den Frevel, jener ſei nun ins Moos verwünſcht und ziehe dort brüllend herum. Wir wollten Alle nicht daran glauben. Als das Gerede nicht nachließ, entſchloß ſich einer aus der Kameradſchaft, Nachts im Mooſe ſich genau umzuſehen. Er that's und meinte bald wirklich ſo was zu ſehen und zu hören. Eine ganze Nacht gieng er der Stimme vorſichtig nach bis zur Morgendämmerung. Als er den Weg an einer niedern Waldung gegen ein Haberfeld heraus nahm, ſah er ganz deutlich einen Mann bei einem Leiterwagen ſtehen, der ein ſchreiendes und brüllendes Roß verkehrt daran geſpannt hatte und unbarmherzig drauf losgeißelte. Man konnte ihm jedoch vor Sumpf nicht näher kommen.

---

155. Das Roß bei Wallbach.

Gegenüber dem Schweizer-Dorfe Wallbach am Aargauer Rheinufer liegt ein gleichnamiges badiſches. Ein dortiges geringes Gewäſſer nennt man Stechehörnliſee, ein Name, mit dem man auch die zahlreichen Belemniten bezeichnet, die daſelbſt vorkommen und die in der Volksmeinung etwas Teufliſches an ſich haben. Ein Bauer dieſer Gegend hatte ſich über Tag nicht genug geſchafft und nahm mit einbrechender Nacht noch einmal die Schaufel zur Hand, um auf ſeine Wäſſermatten hinaus zu gehen und die Gräben zu reinigen. Dies verſtößt doppelt gegen das Herkommen, denn einmal iſt die Nacht keines Menſchen Freund, und ſodann ſetzt man ſich mit nächtlichen Feldarbeiten dem Verdacht aus, man wolle ſeinen Matten auf Koſten der nachbarlichen einen Vortheil zuwenden, den man hinter dem Dunkel der Heimlichkeit verbergen müße. Die Hausfrau warnte deswegen auch beim Fortgehen, und da es nichts half, ſo beſprengte ſie ihren Mann wenigſtens noch mit Weihwaſſer. Er hatte draußen nicht lange gearbeitet, als er ein Roß weiden ſah. Er gieng darauf los, faßte es beim Mähnenhaar und ſchwang ſich auf. Sogleich rannte es dem Stechehörnliſee zu. Beim letzten Abſprung, den hier das Thier that, fiel der Reiter am Ufer ab, während es ſelbſt in der Tiefe des Gewäſſers vor ſeinen Augen verſank; aber eine gewaltige Mannsſtimme rief ihm zu: Da lägeſt du mit drinnen, hätte dir das Weib nicht ihr Chrüzischrezis vorgemacht! Damit ſollte des Weibes Bekreuzung und Beſprengung mit Weihwaſſer verhöhnt ſein. — Man meint, dies ſei

jenes Roß gewesen, auf welchem jährlich einmal ein grün gekleideter Mann mit rothem Federbusche vom Kloster Olsberg aus hieher reite. Dann muß man ihm einen ganzen Korb voll Knochen aus dem Beinhause des Kirchhofes in den Roßstall des eingegangenen Klosters werfen; am Morgen ist nichts davon übrig. Hier in Wallbach aber müßten zu gleicher Zeit in einem gewissen Hause alle Thüren die Nacht durch offen stehen. Als sich einmal die böse Bäuerin diesem Brauche widersetzen wollte, hörte man zuerst den Ruf:

Lieb, lieb d'heud,
ass dich niemer g'schänd!

Da sie aber dennoch nicht aus dem Hausgange wich, wurde eine mächtige Dornenlast krachend über sie hinweggezogen, und die Narben davon blieben ihr zeitlebens im Gesicht. Im Hausgange lag frischer Roßmist.

Vom Rosse dieser gespenstischen Art, das den Reiter ins Verderben lockt, bis ihm irgend ein unbeachtet geringer Christenbrauch plötzlich Hilfe bringt, erzählen die Gesta Romanorum, ed. Gräße cap. 155 u. pg. 208. Ganz wie in unserer Erzählung der Wassergeist zum Bauern, so spricht der Teufel zum Spieler, ärgerlich über die dem Dämon hinderlich werdende Kraft des Weihwassers:

nu irret ein cleiner tropfen mich.
[illegible]
dich sprengot vz einem kezzelein,
der machet, daz ich nu schone dein.

Huges Renner, Vers 11261. Auf den Moosmatten Bourlaudé im Greyerzerlande, Kant. Freiburg, geräth unter die dort weidenden Rosse ein Gespensterroß, welches man Zavoudschavou (das Roß der Rosse) nennt. Es ließ sich willig von Jean Pettolaz besteigen, rannte aber mit ihm dem Jaundache zu; die Mutter Gottes erledigte ihn, da er ihr schnell eine Kapelle gelobte, die nun daselbst erbaut steht. Henne, Schweiz.-Bl. 1833, 231. Vor Errichtung dieser Kapelle wird hier ein Opferplatz gewesen sein; auf ihn deutet unsere Sage, der zu Folge ein Korb voll Knochen in den Roßstall des eingegangenen Klosters Olsberg jährlich einmal für den gespenstischen Reiter gebracht werden muß. Der Trottengeist in Frick, No. 260, nimmt dem Jäger jenes Schinkenbein ab, das dieser als Lockung für Füchse mit in den Wald zu nehmen gedachte. In Süd- und Norddeutschland verlangt der Pfingstspruch der Kinder noch einen Roßkopf zum Geschenke, in Erinnerung desjenigen, den man einst beim Pferdeopfer abschnitt, an Bäume nagelte und auf Stangen steckte. Fr. Panzer, der auf dem Oekonomiehof Heiligenthal, einem ehemaligen Nonnenkloster bei Würzburg, Nachgrabungen anstellte, fand unter einer Menge von Thierknochen und Gefäßen ganze Pferdeköpfe. Bayr. Sag. 2, pag. 448. Dies sind die von Tacitus erwähnten equorum artus, equi abscissum caput. Eine dunkle Erinnerung an solche Opfermahlzeiten erzählt, als der Sarganser Weidbube in jenem Alpsegen, der von den katholischen Sennen allabendlich gerufen

werden muß, den alten Schimmel ausließ „Bhüet Gott all's, as de alt Schimmel nit", ſo lag dies Thier Morgens darauf ausgeſchunden und ſchwarz auf dem Dache. du pisso de l'égo, Stutenpiß, nennen die Weiber im Freiburger Gebirgslande Branntwein und Cognac. Henne, Schweiz. Bl. 1832. Schweiz. Merkur 1835, 187. In dieſen Zuſammenhang gehört die Schlußbemerkung, der Hausgang, in dem die Dornenlaſt über der Bäuerin Geſicht weggeſchleift wurde, habe zugleich voll friſchen Roßmiſtes gelegen.

Eine Urkunde des Biſchofs Gebhard von Halberſtadt v. J. 1462 klagt über heidniſche Verehrung eines Weſens, das man den guden lubben nenne (den faulen Rieſen) und dem man auf einem Berge bei Schochwitz in der Grafſchaft Mannsfeld Thierknochen darbringe. Nicht nur haben ſich ſolche uralte Knochenanhäufungen dort an dem Lupberge vorgefunden, ſondern auch an der Kirche des nahgelegenen Müllersdorf das eingemauerte Bild eines Götzen, welches der Sage nach von dem Lupberge aus dahin gebracht worden ſein ſoll. Grimm, Myth. 492.

Beim Ausſtecken der Brachweide, das die Hirtenjungen am Drömling mit geſchälten Stäben vornehmen am Weißen Sonntag (14 Tage vor Oſtern), müßen die jüngern Buben, die zum erſtenmal mit zur Weide gehen, Knochen herbeiſchaffen, womit die Aeſte einer aufgerichteten Tanne beſteckt werden. Oben ſteckt ein Pferdeſchädel, der Baum heißt dann der Knochengalgen. Kuhn, nordd. Sag. „Pfingſtbräuche."

Das Grlisbacher Dorfthier hat auf den Knochen des Beinhauſes in der Kapelle neben der Kirche ſein Lager, Abthl. III. No. 95.

156. Roß als Glutofen.

Im Schwaderloch, nahe beim ſogenannten Sennhof im Frickthal, liegt ein Graben, an welchem es ſpukt. Als vor einem Jahrzehent der Sennbauer ausdreſchen ſollte und ſich dazu die Dreſcher im Thale beſtellt hatte, kam er ſehr ſpät Nachts auf dem Heimwege an dieſem Graben vorbei. Hier traf er ein Roß, das ihm wiederholt vor die Beine kugelte, aber alsbald verſchwunden war, da er zu fluchen anfieng. Als er nun Nachts eine Weile geſchlafen hatte, klopfte man ihm außen am Fenſter. In der Meinung, die gedungenen Dreſcher ſeien angekommen, ſtand er auf, ſowie er aber die Kammerthüre öffnete, ſtand ein Glutofen an der Zimmerſchwelle, ſo daß der Bauer darüber ſtürzte und ſich die Beine verbrannte. Als darauf die Dreſcher anlangten, hörten ſie etwas im Salzkaſten rollen; daraus ſchloß man, daß man des Mannes verbrannte Schenkel mit Salzwaſſer benetzen müße, und dieſe heilten. (A. Birreher in Laufenburg.)

157. Der Reiter zu Leuggern.

Im Hardwalde zwiſchen Böttſtein und Leuggern läßt ſich bei einem hölzernen Wegkreuz ein Mann blicken mit grauem Gurt und weißen Handſchuhen, durch welche man auch Nachts Fingerringe hindurch ſchimmern ſieht. Weil er einen Haarzopf trägt und ſeinen Weg ſtets nach dem Schloſſe Böttſtein hin nimmt, hält ihn das Volk für einen alten Schloßherrn. Einem Mann aus Bernau, der hier ſpät nach Lenzburg durchfuhr, kam er ans Wägelein heran, als ob er aufſteigen wolle. Küher, ſo hieß der Bernauer, wies ihn zurück; doch reute es ihn wieder, gegen einen müden Fußgänger hart zu ſein; er hielt alſo und lud ihn ein, aufzuſitzen. In dieſem Augenblicke aber fühlte er ſich ſo furchtbar gepreßt und gedrückt, daß er völlig geſchwollen in Lenzburg ankam und von nun an keine geſunde Stunde mehr hatte.

Von der Hardwaldung fließt ein kleines Bächlein über Grundſtücke hin, die Solen geheißen; man überſchreitet einen Steg und kommt zu einer alten Eiche. Hier hat der Brugg-Joggeli ſeinen Aufenthalt. Auch er ſchickte einen Bauern aus Groß-Döttingen mit einem geſchwollenen Kopf heim, der geprahlt hatte, er werde den Geiſt im Vorbeigehen fragen, ob er ſchon fertig gekocht habe. Um dieſe Eiche ziehen ſich mehrere dunkelfarbige Grasringe, Herrenringe genannt, und man ſagt, hier hätten die böſen Weiber ihren Tanzplatz. Als der Schreiner Kalt auf dem Wege von Eien nach Gippingen hier vorbei kam, hörte er ſchon auf achtzig Schritte Entfernung Muſik und Tanzjubel von dieſem Baume her.

Anderes ſah der Mann, der im Gänterhauſe in Eien wohnt. Er traf eine weiße Geſtalt, die auf einem halben Roß ſaß und ihren Kopf mit weißem Barte unter dem Arm hielt; dann ſprengte ſie gegen die Wieſen hinab der Aare zu, und ein Krachen folgte, als wären alle Eichen geborſten.

---

158. Der Caſteler-Reiter am Hasliacker.

Der Hasliacker, auch Maienacker geheißen, gehört nunmehr in den Dorfbann von Schinznach. Es iſt dorten ein ſtets naſſes und kotbiges Plätzchen, das als verſegnet gilt. In gewiſſen Zeiten kommt vom Schloſſe Caſtelen her bis zu dieſem Platze ein Reiter auf weißem Roſſe.

---

159. Burgfluh im Frickthal.

Wird unten an der Burgfluh ein Ritter auf weißem Pferd geſehen, ſo giebt's groſſen Krieg; daſſelbe weiſſagt man auch vom wilden Jäger Burkhard, der ſich erſt neulich wieder im Frickthale ſehen ließ. Er nimmt ſeinen Weg vom Sammelplatz bis zu dem Punkte, wo das Dorf Abbizüs (No. 514) verſunken iſt. Sein Kopf iſt unkenntlich vor einem tief herabhängenden Hut, ſeine Hundemeute folgt ihm, er ruft hup-hup! und verſchwindet hinter einer Scheiterbeige. Man ſucht die Stelle ſeines Schloſſes am Sennhof zu Pfarsberg (Farnsburg in Baſelland).

160. Hoppedihop bei Ober-Endingen.

Kalktaren heißt eine Waldgegend zwiſchen dem Strinebühl und Ober-Endingen. Hier ſtand ehemals ein Bauernhof, deſſen Eigenthümer ſich viele Gewaltthätigkeiten erlaubte. Er ſpukt nun als Schimmelreiter und heißt Hoppedihop, nach ſeinem Rufe, mit dem er den Wald durchſchreit. Zimmerleute giengen in dieſer Gegend eines Abends vom Arbeitsplatze und ließen den Wagen mit Balken hinter ſich drein fahren. Es begegnete ihnen ein altes, gebücktes Weib und bat, ihre Holzbürde auf den Wagen legen zu dürfen; natürlich ward es ihr erlaubt. Beim nächſten Bache vermochten die Roſſe durchaus nicht mehr, die Laſt über das andere Ufer hinauf zu bringen; aber ein alter frommer Mann ſah den Zuſammenhang bald ein; er ließ jenen Reißbündel der Frau vom Wagen werfen, eine ungerade Speiche des Rades ausbrechen und die Roſſe bis zur Abendglocke ausſpannen. Kaum tönte dieſe, ſo gieng's wieder ans Ziehen, und der Wagen hob ſich. Das Weib, das eben ſo lange zugeſehen hatte, fuhr nun plötzlich unter heftigem Rauſchen vor ihnen in die Luft, und in demſelben Augenblicke kam der Schimmelreiter hinter ihr hergeſprengt.

(Eine Parallele bietet Panzer, bayr. Sag. 2, No. 40.)

161. Der Schimmelritär am Salibrunnä.

's chunt mär ietz au z'sinn, wie nä mol ä paar mannä z'sämä g'standa sigä und sigä go gält grabä znäm Salibrunnä ûsä. mä sait, äs sig dört ietz no ä ganzä trog voll im bodä-n in und no schûflä und chärst därbi. Si häigä's aber nit äläi chönnä; der pfarrer, i glaub, der Bürgi seelig, häig enä g'hulfä, nämli

nit grabä, abär sust, und er häig gsait, er wöll nüt därvo, wenn si's scho ühär-chömtit. Si häigä grabä, bis si de ganz trog voll scho düssä ghn häigä, si häigo aber nüt z'sämä dorfä sägä. wo n'er scho frei und frank do gstandä sig, de trog, luäg einä von änä vorûf und g'säih einä cho z'rttä ûf ämo wissä schimmäl. er häig gmaint, äs sig der pfarrer, denn dä sig fast allawll ûf ämo schimmäl g'rittä, er häig halt gar bös fuäss ghn, dä hèr, wegä sim zipperli. Dä, wo do chô sig, häig aber änandernô grüäft: „I will's halb, i will's halb!" Jetz säg dä, wo-nä g'seh häig chô: „G'seh'sch dört, er chunt scho, de sakermentspfaff, und will's halb, und hät jo nüt dra tho. wenn-ä nummä s'donnerwättär verschuss!" Und wie dä das g'sait häig, se sig 's g'schirr und der trog wiedär is loch iä g'heit und si häig' es nummä chonnä neh, und au de pfarrer häigä si nummä gseh. es sig aber der tufel gsi. denn der pfarrer sig mit sannt 'm schimmäl do z'mole dähaim gsi. Und 's gält und 's gschirr und de trog ist ätz no dort. wemmer nummä wusstä, wo's wär, mer wottit es go räihä! sellä mä ist au scho g'storbä, aus nummä der blätz bi drei schuehnä het wollä zeigä.

Oberbofer Mundart. Mittheilung von Herrn Lehrer Lenzin. Dieſer Salibrunnen iſt ein Bergquell an der Nordhöhe des Strichenberges und gilt als das Eigenthum der Erdmännlein; fünf große Zinnkannen ſtehen um ihn herum und ſchlupfen jedesmal, ſo oft ſich eines nähert, in den Boden hinein.

Wuotans Roß iſt der achtfüßige Schimmel Sleipnir, auf deſſen Zähnen Runen ſtehen und der Land und Waſſer überſchreitet. Es kehrt in allen Volkserzählungen wieder, ſelbſt wo ſie bis zur bloßen Anekdote abgeblaßt ſind, wie z. B. jener in Lauingen am Hofthurm angemalte Schimmel iſt, den man nur auf Leitern beſteigen kann (Schöppner, bayr. Sag. 1, 392). Schimmelthurm und darneben die Schimmelwirthſchaft tragen von dieſem Roſſe den Namen. Sagenb. der Städte Gundelfingen, Lauingen ꝛc. 1849. pag. 32. Aehnlich verhält es ſich mit dem Lallenburger Schimmel, der die Stadtmauer abweiden ſollte. Von des Thieres achtfüßiger Geſtalt berichtet Scheuchzer Nat. Geſch. 1, 313 aus dem Munde des Bündner Pfarrers Moliter, der ſich ſelbſt wieder auf Begebenheiten vor d. J. 1700 zurückberief. Der Heinzenberger-See Paſchol und der Colandari-See auf Arosenalp bei Andeer ſollten Menſchen an ſich ziehen, und zum Beweiſe hiefür erzählte man, wie Weidbuben aus Uebermuth oder Neugier ſieben Weidpferde einſt in dieſen See geſprengt hätten; nachdem die Roſſe ſtundenlang im Waſſer verſunken geblieben waren, ſtieg eine alte graue Stute auf, und ihr nach kamen die ſieben übrigen, je eins dem andern am Rücken; aber vorher wohlbeſchlagen hatten ſie nun ſämmtliche Hufeiſen verloren. Bayriſche Bauern, welche glauben, ſolcher Thiere geb' es im Schimmelweiher mehr, ſuchen da nach und ertrinken zuſammen. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 110. Reitet Wuotans Gemahlin Hellia, die Führerin der

Walküren, auf diesem Rosse, so verwandelt sich das achtfüßige in das dreibeinige blinde Roß Hel, das jede Nacht in Tondern umtrabt. Müllenhoff, Holst. Sag. 245. So reitet der Alpenpfeifer im Klettgau einen dreibeinigen Schimmel. Schnezler, bad. Sagb. 1, 114. Als ein zwölffüßiges erscheint es in der Zürcher-Sage. Auf der höchsten Spitze des Albis oder des Uetliberges stand das feste Schloß, welches Baldern genannt wird und Uto. Von hier aus ritt Graf Luthold von Regensberg täglich in Gesellschaft von 11 Reitern, alle auf weißen Pferden und von 12 Hunden gleicher Farbe begleitet, entweder auf die Jagd oder auf Raub aus. Graf Rudolf von Habsburg, sein Feind, brachte eben so viele Schimmel und weiße Hunde zusammen, barg sich mit seinem Kriegsvolke in der Nähe des Schlosses und kam, da Graf Luthold nach gewohnter Weise aufs Weidwerk ausgeritten war, plötzlich dem Schlosse zugesprengt, als wäre er der vor einer Anzahl ihn verfolgenden Reisigen rasch den Seinen zufliehende Burggraf Luthold. Die Schloßknechte öffneten den zwölf Schimmelreitern mit ihren zwölf Hunden eilig die Thore, Rudolfs im Hinterhalt liegende Mannschaft brach vor, und Baldern oder Uto war nun in ihrer Gewalt. Sie verbrannten und zerstörten es, seit dieser Zeit ist es nicht wieder gebaut worden. Zürch. Neujahrs-Bl., der Feuerwerker 1811, 7. Diese Sage wird als eine histor. Thatsache erzählt: M. Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenoss. 1, 36. Wie Rudolf von Habsburg in der Schweizergeschichte zum zweitenmale sich in die Sage vom Schimmelreiter verirrt hat, zeigt die Abth. XII., No. 499. — Wuotans Tempelroß wurde mit dem neu eingeführten Christenglauben in die christlichen Kirchen hinüber versetzt, nicht willkürlich und zufällig, sondern ebenso, wie nachmals die katholischen Stiftungen und Kirchenzehnten an die Kirchenverwaltungen der Reformirten übergegangen sind. Der heidnische Dienst nur hörte auf, der Gegenstand selbst und sein ihm gestiftetes Vermögen erhielt sich fort. So soll Kaiser Karl in des bekehrten Sachsenherzog Wittekinds Wappen statt des schwarzen Rosses einen Schimmel gesetzt haben. Compend. Staatsbeschreib. 2, 52. Unter den zahllosen Schimmelreitern, die in jeder Landschaft einzeln gelten, erscheint in unserm Freienamte auch Dr. Luther als ein solcher. Im Munde der dortigen kathol. Jugend heißt ein Reim:

Martin Luther am Schimmel,
chunt i d'Höll und nit in Himmel.

Bekanntlich reiten unsere ältesten Kirchenheiligen Georg, Michel, Martin, Urban in Abbildungen stets den Schimmel. Der hl. Martinus trägt dazu noch Wuotans besondere Abzeichen: den verbergenden und entführenden Mantel, das theilende Schwert. Im Märchen vom Heiligenbildschnitzer (Panzer, bayr. Sag. 1, 110) verschafft sich der Schimmelreiter außer diesen eben genannten Abzeichen Wuotans auch das letzte, des Gottes Stab und Sack, und entrinnt damit allen Gefahren. Als Schlachten- und Siegesroß des Gottes wurde der Schimmel seit dem Jahre 955, da man auf dem Lechfelde die Ungarn geschlagen, bis zum Jahre 1829 in Augsburg in Prozession umgeführt, da die dortige Weber-Innung den König Ludwig von Bayern im Schmucke ihrer geschichtlichen Ehrenzeichen begrüßte. Histor. Erklärung derer Gemälde des Weberhauses. Augsb. 1718. Der ehrbaren Zunft von Webern Herkommen, Cronica und Jahrbuch, Hdschr. v. J. 1544 auf dem Weberhause und der Stadtbibliothek zu Augsburg.

Daraus entwickelte sich theils der obrigkeitlich-bürgerliche, theils der kirchliche Festschimmel, und beide erweisen sich in ihrer Anwendung als die Thiere des die Aernte, die Witterung, das Fest und den Festschmaus bescheerenden und leitenden Gottes. Geiler legt im Narrenschiff 93, 1 den Kornwucherern folgende Rede in den Mund: Reservabo, inquiunt, frumenta mea et vina quousque St. Gregorius per pontem super equo cinerii coloris equitaverit (vff eim falben hengst), denotando pruinam, quae cadere solet circa hoc festum, habens hunc colorem. Aus dieser Stelle ergiebt sich, daß auch der hl. Gregorius an die Stelle des umreitenden Wuotan mit dem falben Roß getreten war, und daß Reif und Thau, als aus der Mähne dieses Rosses triefend, damals noch sprichwörtlich galt, wie im Heidenglauben sonst wirklich angenommen war. So entstand dann das geschichtliche Sprichwort, auf dem obrigkeitlichen Schimmel umreiten (Kirchhofer, Sprichw. No. 118) für jedes auf Staatsunkosten langsam und gedehnt betriebene Geschäft, oder ein fahles Roß reiten, den Falben streichen, blind werden wie der falbe Hengst im Spittel: das Halbe thun und auf das Ganze hin leben. Ist der Schimmel endlich obrigkeitlich oder kirchlich aberkannt, so bleibt noch sein Geschirr übrig. „Vor dem Rathhauß zu Petterlingen (Paverne) hangt ein wunderbarer Sattel, da man deut gemeinlich furgiebt, daß er des Julii Cäsaris Reit-Sattel gewesen seye. Ob aber die Stägreiß und Sperren wie dieser hat, zu den Zeiten dises Keniers gewesen, wil ich den Antiquariis zu erkundigen überlassen. Das weiß ich gewüß, das man vor der Zeit dafür gehalten, daß er von dem Burgundischen Krieg nahen überig seye. Lindinner, Memorab. Helvet. Zürich 1684. Bertas Sattel war's, er wurde nebst ihrem Spinnrade auf dem Rathhause zu Paverne hergezeigt. Aus dieser umreitenden und ihre Maierhöfe besuchenden Königin Bertha und dem männlichen Berchtold ist der schweizer. Bechtelis-Festtag geworden, an welchem so allgemein geschmaust und gezecht wird, daß die Zürcher Neujahrs-Blätter Ab dem Musiksaal v. J. 1784 ihre landschaftliche Wortform Becheln von bacchari abzuleiten versucht hatten. Dieser Bechtelistag gilt in Halle und Usedom dem Knechte Ruprecht, (Hruodperaht, der Glänzende), der auf dem Schimmel maskirt um Weihnachten zur Bescheerung erscheint; in Oesterreich ist's dann der Stroh-Bartel; in einzelnen Theilen der Schweiz der St. Nikolaus, der auf dem Gsel geritten kommt; in Bern die Neujahrs-Bescheerung, welche Nujohrs-Eseli genannt wird; in Norddeutschland (Kuhn, Sag. pag. 403) um dieselbe Zeit der Schimmel, der Spanische Hengst geheißen. Dieser Schimmel wird nach Weinholds Bericht (Weihnachts-Sp.) in Schlesien durch mehrere Bursche dargestellt, deren jeder die Arme auf die Schultern des Vordermanns legt. Ueber sie her ist ein weißes Tuch gehangen, das vorne durch eine Erhöhung den Kopf andeutet; sie tragen einen gleichfalls meist verhangenen Reiter, und dieser hält einen Topf, aus dessen Augen und Mundlöchern glühende Kohlen leuchten. In Schwaben wird das Roß aus einem Sack gebildet mit einem aus Linnen angeknüpften Kopfe; zwei Bursche nehmen ihn auf die Schulter, das Linnen verhüllt sie, und auf dem Sack sitzt der Reiter. Im Lüneburgischen geschieht es nach Th. Colsborns Mittheilung (Mythologie fürs Volk, 346) also: man befestigt einem Burschen an jeder Seite ein aufrechtstehendes Sieb, am Rücken ein drittes wagrecht; im Leibgurt hat er eine Gabel mit aufrecht

gekrümmten Zinken, auf dieſelben ſteckt man einen natürlichen Pferdeſchädel, dem man Stroh in die Mundhöhle ſtopft, daß es zu den Ohrenlöchern herausſteht. Um dieſe Spitzen wickelt man die Zipfel von einem großen weißen Laken, wodurch ziemlich natürlich ſcheinende Ohren hervorgebracht werden, ſpannt daſſelbe um die ganze Figur und der Schimmel iſt fertig. Ihn begleiten der Fuhrmann mit der Peitſche und der Kurſchmied mit dem Hammer. Pochend und peitſchenknallend vor den Häuſern ſammeln ſie Würſte, Speckſchnitten und Obſt ein. In den Spinnſtuben muß der Schimmel Orakel ertheilen. Bei uns gilt ſtatt des Schimmels nun das Kameel, das in vorbeſchriebener Weiſe gebildet wird, aber Knaben mit Eberköpfen und Ziegenhörnern maskirt begleiten es.

Sagen von Schimmelreitern finden ſich: Meier, ſchwäb. Sag. No. 116 bis 123, 348. Baader, bad. Sag. No. 372. Kuhn, nordd. Sag. No. 182, 265, 183. Wolf, DSag. No. 394. Grimm, Myth. 890, 892, 896, 897.

162. Der Amsupper bei Mettau.

Bei Mettau im Frickthale iſt der ausgedehnte Amswald. Ein Weg, der durchs Gehölz führt, heißt der Amsbuck, und auf dieſem reitet der W. Jäger einher, den man den Amsupper heißt. Zwei Hunde begleiten ihn, ſein Roß iſt nur ein halbes, er ſelbſt iſt ohne Kopf. Seinen Weg nimmt er heraus zum Rhein gegen das Dorf Eptzen. Es iſt ihm nicht gut zu begegnen. An einem Sonntagsmorgen erblickte ihn ein Bauer und ſtürzte ſogleich zuſammen. Kinder fanden ihn hernach im Walde und brachten ihn wieder auf den Weg; er iſt aber zeitlebens ſtill und in ſich gekehrt geblieben, ohne je etwas von dieſem Erlebniß zu erzählen. (Birrcher in Laufenburg.)

Der Name Amsupper iſt in ſeiner erſten Hälfte deutlich. Amſe iſt Heu. Supe und Suppe gilt wenigſtens im Bernerlande, Oberſimmenthal, für Mergras (Stalder 2, 419). Der Name Ams-supper käme alſo demjenigen zu, der ſolches Amsuppergras heuet, oder der auf ſolcherlei Morwieſen ſeine Wohnung hat. Dem entſpricht die Angabe der Sage vollkommen. Der Amsupper wohnt im Amswalde, und eine grasige Anhöhe daſelbſt an dem Amswege gelegen, heißt Amsbuck. Amse und linder hou, das wil ich dir geben, ſagt Wittich zu ſeinem Neffe. Helchen Sune IV. V. 50. ed. Ettmuller. Der Zürcher Ortsname (ed. H. Meyer No. 1710) Amslen heißt urkundl. Amson. Bei Joſingen liegt gleichfalls Berghöhe und Wald, genannt Amſel und Amſelmoos. Ich weiß nicht, ob das Amſelblümli (galanthus), deſſen Hundert Gebirgswieſen ſind, mit hieher gehört; das Volk ſagt davon: blüht es, ſo beginnt der Amſelſchlag; welkt es früh, ſo deutet's auf kurzen Sommer. Weiterführend iſt hiebei das halbe Roß, auf dem der Amsupper geritten kommt, denn mit dieſem wird man auf den reitenden Wuotan, oder auf unſern Muotis geführt. Dazu iſt in Erinnerung zu nehmen, daß in denſelben Juraſtrichen und Jurawäldern, in denen der Amsupper umreitet, auch jener hauptloſe Reiter mit einem Gefolge ge-

spenstischer Schweden haust, welcher eine goldene Sichel in der Hand schwingt (Abthl. III, No. 130, Matthisee und das Schwedenhaus), und daß in dem Hauptorte dieses Jurabezirkes, im Städtchen Laufenburg, eben dieser hauptlose Mann das Stadtwahrzeichen gewesen ist (Abthl. XII, No. 508, Schwertlimann in Laufenburg). Dies führt abermals auf Odhinn, den Aerntegott. Einer seiner Beinamen (in Magnusens Lexikon) ist falcem gestans. Menzel, Odin pag. 5. Nach ehstnischem Glauben (Myth. s. Anhang No. 65) ist der Regenbogen des Donnergottes Sichel; uns selbst aber heißen die drei Sterne des Orion ganz verwandten Sinnes die drei Mäder. Der Frau Holda wildes Heer besteht, wie Erasm. Alberus reimt (citirt von Grimms Myth. 247) gleichfalls aus sichelführenden Weibern, denn der Frau Holda ist Flachsbau und Rocken geheiligt. Von diesem sichelführenden Odhinn weiß die Edda einen Zug zu erzählen, der gänzlich zu unserm landwirthschaftlich gedeuteten Ansupper paßt. Odhinn sah neun Knechte Heu mähen und fragte, ob sie ihre Sicheln gewetzt haben wollten; nachdem er dies mit seinem aus dem Gürtel hervor genommenen Wetzstein gethan hatte, und ihre Sicheln nun schärfer schnitten, feilschten die Mäher um den Stein. Der Gott warf ihn höhnisch in die Luft und indem ihn jeder auffangen wollte, schnitten sie sich mit den Sicheln gegenseitig die Hälse ab. Darauf geht Odhinn zu dem Gutsherrn, dem riesenhaften Bauern Baugi und verrichtet ihm die ganze Neun-Männerarbeit allein. — Vgl. unsere Sage von den Schleifsteinen, No. 114. Der Hahn im Kinderräthsel hält einen Schleifstein im linken Bein, einen weißen Stein im Kopfe, verschlingt Mühle und Mühlstein und wird mittelst eines Mühlsteins hingerichtet. Aargau. Kind.-Spr. No. 380. Auch in der ältern Bernergeschichte machen sich diese Wetzsteine bei einer besondern Gelegenheit geltend. Der Bischof Johann von Vienne, den die Berner durch mehrere Kriegszüge in seinen Sprengel gezüchtigt hatten, erlaubte sich die Drohung, er wolle auf Bern ziehen und dorten den Wald Bremgarten an der Aare niederhauen, aus dem damals die Bürger sich behelzten. Zum Hohne hiengen die Bürger Schleifsteine an verschiedenen Orten in diesem Walde auf, damit des Bischofs Leute ihre Beile dran schleifen könnten. Bern. Neujahrsbl. 1825, 12.

163. Der Geistmüller auf der Wittnauermühle.

Vom Thiersteinberge herab kommt ein kleines Bächlein durch die Matten von Oberfrick und Wittnau und geht unfern der Straße, welche von Frick aus über den Benkenberg nach Aarau führt, in den Wölfliswiler-Bach. Ein Fußsteig aber durch die dortigen Matten heißt das Geistwegli. Ihn mußte der Müller von Wölfliswil einschlagen, als er am Frickermarkte einen Ochsen über alle Erwartung gut verkauft, darauf in mehrern Wirthshäusern auch über Durst getrunken hatte, und nun etwas unsicher auf den Beinen, in ziemlich später Nacht heim wollte. Auf jener Matte fiel es ihm ein, daß man sich allerlei Spukgeschichten von dieser Stelle erzähle; in seiner Weinlaune schlug er daher mit seinem Stocke auf die Hecke am Wege, rief

jeden Geiſt heraus, der da drinnen ſtecke und erbot ſich, ihn zu erlöſen. Plötzlich kam eine Geſtalt in grüner Kleidung hervor. Von dieſer unerwarteten Erſcheinung überraſcht nahm der Müller Reißaus. Athemlos trat er in ſein Haus; die Frau wollte wiſſen, was ihm widerfahren ſei, aber er verhehlte es ihr und ſuchte ſeine Schlafkammer. Hier lag er kaum im Bette, ſo klopfte es ſchon an ſein Fenſter und draußen ſprach eine Stimme: Komm, erlös mich! Er richtete ſich empor und erkannte draußen dieſelbe grün gekleidete Geſtalt. So gieng es auch in der folgenden Nacht, der Klopfer am Fenſter ließ ihn nicht ſchlafen. Er wendete ſich endlich an ſeinen Ortspfarrer und erhielt den Rath, der Erſcheinung das nächſtemal zu folgen. Er that es im Vertrauen auf die kirchlichen Schutzmittel, die ihm dazu eingehändigt wurden, und gieng ſo in nächſter Nacht dem Spuke nach bis zu jener Stelle des Geiſtwegleins am Thierſteiner-Waldbächlein. Hier blieb die Geſtalt ſtehen und erzählte: Ich bin der Hundswärter geweſen der Grafen von Thierſtein, als ihr Schloß noch da droben am Berge ſtand. Mein Herr hatte ein großes Jagen in dieſer Gegend angekündigt und zahlreich war der Beſuch, der dazu auf dem Schloſſe eintraf. Aber ich hatte gerade an dieſem Tage den Hunden aus Verſehen ihre Morgenſuppe verſalzen, und ſo wie man ſie nun abließ, jagten ſie zuſammen dieſem Bächlein zu. Statt das Wild aufzuſpüren, blieben ſie waſſerlappend hier liegen. Ich wandte alles an, ſie auf die Fährte zu bringen, ich gelobte in meiner Angſt ſogar eine Wallfahrt nach Maria Einſiedeln zu machen, alles half nichts. Da kam der Graf heran, ſah, wer ihm das Vergnügen dieſes Tages vereitelt hatte, und nicht weiter Herr über ſeinen Zorn, ſchoß er mich mit einem Pfeil nieder. Seitdem muß ich hier in Unruhe wandeln, bis mich Jemand dadurch erlöst, daß er die gelobte Wallfahrt für mich unternimmt. — Der Müller machte wirklich im nächſten Frühjahr die Wallfahrt nach Einſiedeln. Kaum war er wieder daheim, ſo ſtand auch jener Weidmann wieder an ſeiner Schlafkammer, klopfte ans Fenſter und bat ihn, mitzukommen. Die Geſtalt war diesmal wie zum Zeichen der beginnenden Sühne weißgekleidet gekommen und dies machte dem Müller ein Herz, auch diesmal ihm zu folgen. Der Weg gieng wieder jenem Bächlein in den Sulzmatten zu. An der gewohnten Stelle hielt der Jäger und ſprach: Hier ruhen meine Gebeine, da hat der Graf mich verſcharren laſſen; bezeichne dir dieſe Stelle, damit du meiner Aſche ein ehrliches Begräbniß geben kannſt. Als dies der Müller zugeſagt, wurden ihm noch drei Wünſche freigeſtellt, darunter auch der, ob er ſogleich mit dem Erlöſten nun im Himmel ſein wolle. Dazu fühlte ſich der Müller noch allzu jung und

schlug es aus. Dankend verschwand hierauf der Erlöste. Als nun am Morgen der Müller aufsteht und in die Wohnstube tritt, sehen die Seinigen mit Erstaunen, daß er über Nacht eisgrau geworden ist. Aber seit diesem Augenblick nimmt sein Wohlstand rasch zu, er wird endlich sehr reich, lebt glücklich und stirbt erst in hohem Alter. Weil aber sein Weib die ganze Geschichte ausplauderte, so bekam er seiner weißen Haare wegen allenthalben den Namen Geistmüller.

Die Leiche des Jägerburschen ist an dem Geistwege ausgegraben und auf dem Kirchhofe zu Wölflisswil bestattet worden. Gleichwohl kann man jetzt noch in jeder Stunde der Nacht auf dem Thiersteinberge und in den unterhalb gelegenen Sulzmatten Hundegebell und Hornstöße hören, als wäre dorten eine große Hetzjagd in Bewegung.

---

164. Der Läle von Rheinfelden.

Zu jener Zeit, als die Schweden die Stadt Rheinfelden belagert hielten, bestachen sie drinnen einen reichen und gewaltthätigen Bürger mit einer großen Summe, daß er ihnen die Festung in die Hände spiele. Dies war der Bürgermeister Gast, der da auf der Herrenmühle saß. Nachts elf Uhr öffnete er dem Feinde ein Thor beim Storchennesttburm, und ließ einen um den andern leise herein, bis sich zuletzt bald eine Schwadron Schweden innerhalb der Mauern befand. Und weil er vorher die Straße sorgfältig mit Spreuern bestreut hatte, so vernahmen die Einwohner den Hufstritt der Rosse nicht und schliefen fort. Aber in jener Nacht wandelte die Mutter Gottes auf den Ringmauern und richtete alle Uhren von zwölf Uhr, da die Schweden nachrücken sollten, auf Morgens vier Uhr, da die Arbeiter aufstehen. Als mit diesem Glockenschlage die Gesellen der Knappenschmiede zur Werkstatt giengen, die beim Storchenthurm lag, wateten sie erstaunt durch lauter Spreu. Aber sogleich bemerkten sie auch den Haufen Feinde in Bickelhauben und Brustharnischen, der still am Thore stand. Da griff ein Schmiedemeister zum großen Hammer und rief seinen Burschen zu: I g'seh scho, ihre Hübe sind nit recht gschmiedet, si händ d'Hämmer no tüchtig nöthig! Nun augenblicklicher Lärm; die Bürger sprangen allenthalben herzu, und wer von den Reitern nicht entrann, wurde erschlagen. Ein anderer Theil der Einwohner eilte auf den Sammelplatz zum Rheinthor hinab; mit Zorn sah man, daß hier die Fallbrücke niedergelassen war und zog sie schnell wieder auf. Als nun hier der Feind im Dunkeln ebenso anmarschierte und statt der verhofften Brücke einen Abgrund voll strömenden Was-

fers vor ſich fand, riefen ſeine erſten Reihen den nachdrängenden Kameraden zu: „Z'ruck, z'ruck!“ Dieſe aber verſtanden „Druck, druck!“ und drückten mit ſolcher Heftigkeit nach, daß ſie ihre eignen Leute in den Strom ſtürzten. Erſt als ſie den Rhein voll Sturmhüte ſchwimmen ſahen, merkten ſie den Irrthum und flohen.

Damit war die Gefahr abgewendet, nicht aber die Hungersnoth. Das Korn im Felde hatte man unreif ſchneiden müßen, um nur dem Feinde zuvor zu kommen, endlich ſoll gar ſieben Jahre lang in der Gegend kein Pflug mehr gegangen ſein. Als man die Spreu, welche den ſchwediſchen Reitern geſtreut geweſen war, von der Gaſſe in den Rhein warf, fiſchten die ebenfalls hungernden Schweden ſie für Weizen auf und wurden nur um ſo lüſterner nach den großen Vorräthen, welche ſie in der Stadt vermutheten. Dies brachte die Bürger auf eine Liſt. Sie hatten nur noch eine Kuh und ein Viertel Korn im Orte. Das Thier war ſchon ſo abgemagert, daß ſich daran das noch übliche Sprichwort knüpfen ſoll: „Dri-luege wie d'Chueh im Schwedekrieg.“ Sie gaben ihr das Viertel Korn zu freſſen, umwickelten ihr das eine Horn mit einer Flachsreiſte und das andere mit einem Zettel, auf dem geſchrieben ſtand:

So ring, as deisi Chueh lehrt spinne,
Wird der Schwed Rhifelde g'wunne.

So jagte man die Kuh zum Thor hinaus. Als ſie der Feind ſchlachtete, fand er verwundert die Menge Frucht in ihrem Magen; er meinte alſo dieſen Ort nicht aushungern zu können und zog gegen das Nachbarſtädtchen Laufenburg ab.

Allen Rheinfeldnern aber galt es als ausgemacht, daß der mißlungene Handſtreich gegen das Städtchen von einem der ihrigen herrühren müße. Sobald nun der Feind fort war, verſammelten ſich Rath und Zünfte und hielten Umfrage, welche Strafe den Verräther treffen müße, wenn man ihn je entdecken würde. Bürgermeiſter Gaſt hatte hier zuerſt ſeine Stimme abzugeben und ſuchte nun den Verdacht dadurch von ſich abzuwenden, daß er ſogleich das höchſte Strafmaß beantragte. Sein Urtheil über den Uebelthäter lautete:

Mä ſollis z'Rieme verschnide
Und in Oel versüde.

Man nahm ihn bei ſeinem eigenen Worte und zwang ihn, ſein Verbrechen eidlich zu bekennen. Er ſollte alſo in einem Keſſel ſiedenden Oels getödtet werden. Es brauchte noch Zeit, bis man ſo viel Oel in der Nachbarſchaft aufgebracht hatte; denn gar alle Dinge hatte die Kriegszeit weggezehrt. Endlich ward Gaſt in den Keſſel geworfen und geſotten. Als von anderthalb Saum kein Tropfen mehr übrig

war, sprang ein schwarzer Hund aus dem Kessel hervor und eilte davon. Nun gieng eine neue Noth im Städtchen an. Der Böse trieb sich als Schimmel um, oder biß als Hund die Heerden aus einander, auf der Straße wälzte er sich Jedem als Mehlsack zwischen die Beine, und nach Betzeitläuten erkletterte er die Ringmauer, schaute den Leuten zum obern Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausrecken der Zunge (Lälle). Daher bekam er auch den Namen Lälle. Streckte einer nach dem Läuten der Thorglocke noch den Kopf neugierig zum Fenster hinaus, der brachte ihn gewiß nicht anders als wie ein Malter angeschwollen wieder zurück. Und immer pflegte der Geist bei solchem Unfug drohend zu rufen: Ich will's euch entgelten! Ein Pater mußte ihn endlich in eine Glasflasche bannen. Man verstopfte sie und brachte sie in den Grütgraben, einer Wüstung am Rheinufer, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Vorher aber mußte man eine förmliche Uebereinkunft mit dem Unhold abschließen, und der gespenstische Hund unterschrieb sie mit der Pfote. Von seinem Kiesgraben, gegenüber Bicken, darf er sich der Stadt jährlich um einen Hahnenschritt nähern; alle dreißig Jahre aber wird ihm mit sämmtlichen Glocken der Stadt um dreißig Mannsschritte zurückgeläutet. Gleichwohl ist er jetzt schon bei der Dreifaltigkeitskapelle angelangt, andere sagen gar, schon am Rosengäßli, nahe beim Wirthshaus zu den drei Königen. Ist er einmal wieder im Thore, so bringt ihn kein Kapuziner und kein Jesuite mehr hinaus.

Am Tage kann man ihn sehen, wie er im Graben liegt zusammengeschrumpft im Weingeistfläschchen. Ein unwissender Hirtenjunge öffnete es einmal, da brach eine ganze Heerde Schweine daraus hervor und jagte seine eigene in die Flucht. Nachts fliegt er als Strohgarbe und als lodernde Flamme von einem Grabenende zum andern; auf seiner Bahn läßt er Geld fallen, es ist aber nichts als Trug und Schein. Gar manche Bewohner des rechten Rheinufers lassen sich heute noch ihre Furcht vor dem Gast nicht nehmen; sie schläfern mit seinem Namen sogar ihre unruhigen Kinder ein, und will man diesen eine Ungebühr verweisen, so sagt man nur: „Du wüeste Gast!“ Wenn die Schiffer aus dem Schwarzwalde hier den Rhein herab fahren und sie hören um Neujahr und Weihnachten das Krachen der Eisberge von der Schweizerseite her, so sagen sie, der Gast brülle. Der Kessel, in dem man ihn gesotten, soll noch im Spritzenhause zu Rheinfelden liegen.

(Vgl. damit Abthlg. XII. No. 504: Burgermeister Gast vo Rhifelde.)

Manche Wahrzeichen der Städte haben ihren Ursprung in einer geschichtlich nicht ergründbaren Zeit; trägt nun die Form, in der dieselben

gearbeitet sind, einen verwandten und unentlehnten Typus an sich, und einigen sie sich unter einander selbst als die zusammen gehörenden Theile eines größern Sagenkörpers, so wird man sie mit Sicherheit zu den Götzenbildern des deutschen Heidenthums rechnen dürfen. Basels weitbekanntes Wahrzeichen, welches der Schreiber dieser Zeilen i. J. 1834 noch am damaligen Rheinthor der Stadt betrachtet hat, ist der Lällenkönig gewesen: ein gekröntes, sich bewegendes Mannshaupt, das vom Brückenthor auf den Rhein niedersah und bei den Schwingungen des Pendels der Thurmuhr Augen und Zunge bewegte. W. Core, Briefe über die Schweiz 1781 pag. 347 bemerkt, dasselbe solle an jenen Bürgermeister erinnern, der eine die Stadt bedrohende Verschwörung dadurch vereitelt habe, daß er sämmtliche Uhren der Stadt um die eine Stunde vorgerückt habe, welche zur Ausführung des feindlichen Ueberfalls anberaumt gewesen sei; und deshalb müßten heute noch alle Thurmuhren Basels allen übrigen Europa's um eine Stunde vorgerückt bleiben. Erst seit der Revolution von 1798 ist dieser außergewöhnliche Uhrenstand Basels abgeschafft. Burckhardt, Kanton Basel 1, 194. Pädagog Campe in der Bibliothek der Reisebeschreibungen sieht in diesem von der Großstadt aus gegen Klein-Basel hinüber grimassirenden Haupte einen politischen Hohn jener gegen diese Gemeinde ausgedrückt und ereifert sich stark über solche Intoleranz. Beide Autoren zeigen uns damit, daß man schon zu ihrer Zeit in dem damaligen Basel über Zweck und Bedeutung dieser Figur dem Fragenden widersprechende Erklärungen gab und selber nicht mehr klar in der Sache war. In der Rathhausuhr des Reichsstädtchens Aalen war als Retter der Vaterstadt der sog. Spion von Aalen abgebildet und schnitt da solche Gesichter, daß noch Napoleon über ihn in ein Gelächter verfallen sein soll. Meier, schwäb. Sag. 2, No. 411. So gähnte auch an der Rathhausuhr zu Jena ein angebrachtes Haupt mit jedem Stundenschlage und gab damit den Anlaß zur Benennung Jena's. Bechstein, DSagb. No. 606. Der Rathsherr Gimann in Heidingsfeld hatte Alles besser als Andere wissen wollen; man stellte daher sein Bild, einen Holzkopf, an den Rathsthurm, ließ es da auf den Stundenschlag blecken und nannte es zum Stadtwahrzeichen Gimaul (Gähnmaul). B. Baader, bad. Sag. No. 463. Das Wahrzeichen Passau's ist der Passauer Tölpel, ein steinern Mannshaupt mit zwei Spannen langem Munde (Bechstein, DSagb. No. 859) und dasjenige Straßburgs ist das „große offen stehende Maul am Weißenthurmthore, über dessen Zweck man daselbst keinen Aufschluß weiß." Stöber, elsaß. Sag. No. 318. Bei Belagerung der Stadt Budissin durch die Hussiten 1429 hatte der Stadtschreiber Pritschwitz einen Pfeil mit einem Papierstreifen dem Feinde zugeschossen und sich mit ihm wegen Uebergabe der Stadt ins Einvernehmen gesetzt. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man bezieht auf ihn den Steinkopf, der an der Nicolaipforte daselbst eingemauert ist. An der dortigen Ortenburg, die einst ein Götzentempel gewesen sein soll, ragen gleichfalls zwei Steinköpfe aus der Mauer, eines Mönchs und einer Nonne Abbild, die hier zusammen eingemauert sein sollen. Gräße, sächs. Sagensch. No. 613. 618. 634. Großlellenfeld, ein eichstädtisches Dorf, hat seinen Namen von einem Steinbild seiner Kirche, das Löll heißt. Es hält mit Daumen und Zeigefinger seine herausgestreckte Zunge fest. Bechstein, DSagb. No. 870. In gleicher Geste zeigt sich „der Heidengötze Lollus oder Lölle zu Schweinfurt." Schlyper,

bayr. Sagb. 1, 218. Als man dies Bild in den Main geworfen hatte, gab es daselbst noch einen zweiten, sog. „Kleinen Löllein." Ein anderer Lollus, in Wolfs hess. Sag. No. 229, ist ein im Hauskeller fortspukender Geizhals. Lollemann und Lollekerl sind westfälische Kinderscheuchen. Lollakulen nennt man die eingegangenen Grubenwerke, Lollapfeffer das Heidelbeerenmus, lollen ist laut weinen, „schreien wie ein Lollakater". Wolf, Ztschr. 2, 81. Bayerisch ist masc. Löll und Lolli, Stammler und Dummkopf, fem. Lall'n und Lull'n: die Schwerredende, das am Finger schnullende Kind. Matth. 25, 2: Aber fünf unter ihnen waren thöricht und fünf waren klug: „*πεντε δε πεντε μωραι*." Der Hanflöbli, eine Lumpengestalt und Vogelscheuche im Hanffelde; der Ofenlöbli, der Ofenschieber-Deckel, in Gestalt einer Larve mit Mund, Nase und Augen. Stalder 2, 178. Ueber den grünen Kachelofen, der geheizt ist oder der einen solchen Schieber hat, besagt das aargau. Räthsel No. 561: E grüene hoselade und e rothe lolli. — 's Fü'r lallet zuem Chemi üs, das Feuer lechzt zum Kamin heraus. Tobler, pag. 290. Der Name der Lallenburger gründet in diesem Worte und zugleich in den aufgezählten Stadtwahrzeichen. Grimm, GDS. 636 sieht in solchen Bildern „das zur Schau getragene Haupt des erlegten Feindes, der im Todeskampfe fletscht", das man zum Schrecken der Angreifer auf Stadtmauer und Haus setzte, und er erinnert dabei an den sog. Cimbrischen Schild, einem Wirthshausschilde der Römer, auf welchem nach Beschreibung bei Cicero, de oratore 2, 66 und Plinius, hist. nat. 35, 4 eine ähnliche Larve abgebildet stand. Ein Kinderreim, Simrock KinderB. No. 206 scheint noch auf solche Wirthsschilde zu zielen:

Der Lulli ist mir schuldig
Und ich dem Lulli auch;
Wenn mich der Lulli zahlen will,
Zahl' ich dem Lulli auch.

Angemalte Thierhäupter, mit aufgespreiztem Rachen von der Hauswand entgegen blickend, sind pag. 11 bei uns erwähnt. Der Lälle von Rheinfelden hat zwar eine ähnliche Abbildung nicht mehr aufzuweisen, führt aber den bedeutsamen und mit jenen Scheuchbildern zusammenhängenden Eigennamen Gast = hostis, hos-pes, Fremder und Krieger. „Du wüeste Gast", du Ungetüm, ist der Scheltname, der hier in unserer Sage (No. 504) und in der Mundart überhaupt gilt. Appenzellisch ist Gast, und bayerisch Gäest (Schmell. 2, 79) das Gespenst, der Geist. es gaestet — es spukt, Tobler, pag. 213. vergastligen und entgesten = verunstalten. Stalder 1, 426. gastig, häßlich, schmutzig. Schmid, schwäbisch. Wb. 222. — Gast schaut von der Gasse aus den Leuten in die Fenster des obern Stockwerkes. So lassen auch Lausitzer Knaben Puppe und Strohmann, die sie beim Todaustragen im März herum führen, den Leuten in die Fenster gucken, und wenn man sich dagegen mit Geld auslöset, soll dann in einem solchen Hause der Tod das Jahr über Niemand abholen. Auch Frau Perchta, wenn sie in der Dreikönigenacht herum geht, um nach dem Fleiß der Spinnerinnen sich zu erkundigen, schiebt die Fenster auf und schaut in die Stuben. Myth. 252. 732. Auf dieser spinnenden Göttin Fest deutet zugleich der Reim, welcher der ins Feindeslager getriebenen Kuh ans Horn geheftet wird: So ring as deisi Chuch lehrt spinne — ꝛc. In Holstein gilt die gleiche Sage mit dem nämlichen Spruch: Müllenhoff, pag. 33.

Noch folgende Bildwerke dieſer Art ſind erwähnenswerth.

Im Städtchen Rapperswil am Zürcherſee ſieht man in Stein gehauene Köpfe in graſſer Geberde an dem Brückenthore, fernere über dem dortigen Thorbogen ob dem Sauſenden Wind, und andere zwei ob dem Halsthor. Es iſt die Sage, der Herzog Albrecht von Oeſterreich, der das von den Zürchern zerſtörte Städtchen wieder aufbaute, habe dieſe Steinbilder einmauern laſſen zum Zeichen, daß hier Mord und Weh geſchrieen werde über die Zürcher. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1826, 6. Im Berner-Dorfe Wyl wurde vor einigen fünfzig Jahren in einem Hauskeller ein Granitblock mit einem Relief gefunden, das, leider nun überarbeitet, im Bächibälzligut bei Thun zu ſehen iſt. Ein dämoniſches Menſchengeſicht en face mit Glotzaugen und breiten Backenknochen läßt aus rund geöffnetem Munde die Zungenſpitze kugelartig geballt hervorragen. Abwärts vom Kopfe ſind neun Ringe ausgehauen, deren zweiter von oben als Halsring einen wirklichen Wulſt bildet, während die übrigen ſieben nebſt dem oberſten ſcheiben- und ſchuppenartig über einander zu ſtehen kommen. Jahn, Kant. Bern, 401. Auch das Städtchen Brugg hat an ſeinem Aarthurme ein ſolches gegen den Fluß herabſchauendes Steinhaupt; man hält es ſowie den Thurm für römiſch.

Nach dieſer Erklärung über die unter dem Namen Lälle vorhandenen örtlichen Bildwerke ſoll noch des übrigen Inhalts dieſer Sage gedacht werden. Allerdings gieng die Stadt Rheinfelden zwiſchen den Jahren 1633 und 1638 dreimal an die Schweden und Kaiſerlichen verloren und die Hungersnoth in der belagerten Stadt war 1634 ſo hoch geſtiegen, daß zwanzig Säcke Eicheln, etwas Hirſe und einige Pferde noch den ganzen Mundvorrath ausmachten. Lutz, Geſchichte des vorderöſterreich. Frickthales 1801, 60. Gleichwohl ſind alle übrigen Züge der Erzählung nur ein Eigenthum der Sage. Die Kriegsliſt der Belagerten, den Feind durch Zutreiben des letzten noch verrätbigen Thieres zum Abzug zu nöthigen, iſt uralt. Die vita comitis Gerardi de Rosillon, verfaßt im 12. Jahrh., läßt die Belagerung montis Lotiscensis durch die Vandalen mittelſt eines ihnen ins Lager getriebenen Stieres beendigen. Pertz, Archiv 8, 317. Das Chron. Novalic. erzählt es von der Burg Canuſium, aus der ein mit Weizen gefüttertes Wildſchwein dem Belagerer zugetrieben wird. Grimm, DS. 2, 460. Die Kärnthner ſagen Gleiches der Margaretha Maultaſch nach. ibid. 2, No. 504. Glegau befreit ſich durch die letzte Katze, die man dem Feind fricaſſirt zuſtellt. Kern, ſchleſ. Sag.-Chron., Breslau 1840, 215. Auch das Sieden des Verbrechers im Oelkeſſel beruht nur auf der Rechtsſage, obſchon dieſe in die Rechtsbücher ſelbſt übergegangen iſt, z. B. in die Freienämter Maleſizordnung, Handſchrift v. J. 1737; „Vrtell über Saltzchmünzer, Kanthengießer, Metallſeltſcher: Herr, mich duncket Rächt, daß der ſcharpf Richter diſen näme vnd ihn allda in einen Keſſel oder ſtanden mit ſiedens waſſer oder öll verſüde.“ Daß ſich der gebannte Geiſt als Pudel und mit der Pfote zu Protokoll unterzeichnet, iſt ein auf den Bellebuni zurückführender Zug, welcher in der Sage vom Teufel und dem heil. Beatus am Thunerſee (Wyß, Reiſ. ins Bern. Oberl.) wiederkehrt, da der Teufel die in Beatus Predigt Einſchlafenden ſich auf eine Bockshaut notiert. Der Glaube an dieſen Umſtand lebt noch in der Steiermark: Diemer, abd. Gedichte 1849, Anmerk. pag. 84.

165. Der Jäger am Bruchmattbrunnen im Frickthal.

Die Großmutter meiner Schwägerin — so erzählt ein Frickthaler, — war zwischen Münchweiler und Eiken auf dem Felde in der Ernte und sollte den Schnittern Wasser vom Bruchmattbrunnen im Pulfelthale herbei holen. Als sie die Krüge dorten gefüllt hatte und sich von der Quelle erhob, stand ein Jäger in grünem Kleide und rothem Hute ruhig und schweigend vor ihr. Sie war damals noch ein schüchternes Mädchen und sagte also kein Wörtchen zu dem wunderlichen Manne. Das war ihr Glück. Denn als sie zu den Schnittern kam, brachte sie einen bedeutend geschwollenen Kopf mit und lag dann mehrere Wochen krank. Vgl. No. 181, b.

---

166. Der Dreihundertjährige am Strichenberg.

Der Gretbaus zu Wölflinswil befand sich, da man vor Jahren einmal im Gemeinwerke den Strichenberg abholzte, ganz allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Theil Reißwellen und Stauden. Da kam aus einer unwegsamen Waldlücke heraus ein Mann zu ihm getreten in völlig rother Tracht. Ein rothes Wollenhemd gieng ihm über die Hüfte, er trug rothe Stumpfhosen und rothe Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten funkelnden Messingschnallen, auf dem Kopfe einen sog. Dreischnürrhut. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnauzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut breit aus einander schlagen kann, war vor alten Zeiten einmal hier herum allerdings üblich gewesen, aber zum Aussehen dieses Mannes paßte er gar nicht, der, wenn er zum Ueberfluß noch ein rothes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Gretbaus besann sich eben, von welchem Scheibenschießen doch wohl der in diese wegelose Gegend herkommen könnte, da begann der Rothe und sprach, das Thal drunten überblickend: Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich auch nicht so allein hier Holz gefällt! Der Gretbaus dachte bei sich, also auch wieder so ein Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muß; und nicht einmal guten Tag bietet er dir, und duzt dich schon im ersten Augenblick! Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Zopper das gleiche Wort mit Nachdruck zurückgiebt und sagte: Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein, noch in großer Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier eben hauen können, weil wir vor dreihundert Jahren

ja alle zuſammen noch nicht auf der Welt geweſen ſind — ausgenommen vielleicht dein Hut da.

Das iſt gar nicht die Urſache, ſagte der Rothe beſtätigend; ſondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zuſammen würden ſich damals hier herauf gewagt haben, ſo viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wolfliswil bekam ja von ihnen ſeinen Namen damals vor dreihundert Jahren.

Das iſt aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute geweſen, erwiederte Gretbans; ſie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfeſt als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen ſein. Hätten ſie die Wölfe nur brav zuſammen gepulvert!

Zuſammen geſchoſſen, muſt du ſagen, unterbrach ihn der Rothe; denn in ſeinem ganzen Hauſe hatte der Bauer keinen Schuſi Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platze in Oberhof, den Ihr jetzt Auf der Hofſtatt nennt, hat der Erſte gewohnt, und ausgehungerte Wölfe hiengen ſo viele ringsum unter ſeinem Dachrande, daſi er mehr Stroh, als jetzt auf einem Felde ſteht, nur in die Wolfshälſte allein hinein zu ſchoppen hatte vor dreihundert Jahren. Aber jetzt iſt eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obſt vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühling der Oertenbach groſi wurde, ſchwamm er voll Schwarzkirſchen, und im Herbſte lag er ſo voller Aepfel, Zwetſchgen und Nüſſe, daſi meine Baſe ihre Herbſtwäſche ſtatt im Bache, hieroben beim Heidenbrünnlein hielt; dann wurde allemal der ganze Strichenberg ſchneeweiſi, wenn ihrer Schweſter Tochter die Bett- und Tiſchtücher zum Trocknen aufhieng vor dreihundert Jahren.

Das muſi aber eine ſchlechte Wirthſchaft geweſen ſein, erwiederte ihm der Gretbans. Da hätten ſie doch Schnaps draus brennen ſollen und Kirſchwaſſer, anſtatt es den Bach hinab ſchwimmen zu laſſen, das viele ſchöne Obſt!

Es iſt gleichwohl auch nicht verloren gegangen, ſagte der Rothe; denn die Schweine haben ſich herrlich mit gemäſtet, und trieb ſie der Vetter einmal auf den Markt nach Baſel, ſo waren's ihrer ſo viele geworden, daſi er mit den letzten noch nicht im Äſcherthore ſtand, wenn die vorderſten ſchon zum Mühlhauſerthore wieder hinaus zogen. Seht, da kommen die Rothen, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten ſie ihm wannenweiſe mit Brabänterthalern und ſaumweiſe mit Elſäſſerwein, wie er ſüſi und herrlich gerathen iſt vor dreihundert Jahren.

Jetzt wuſite der Gretbans nichts mehr zu erwiedern, aber er dachte ſich, mach dich einmal fort, du Aufſchneider! als der Rothe, ohne

Abſchied zu nehmen, ſich kehrte und in der Richtung nach Oberhof hergab gieng. Was für einen Weg will er denn da machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dorten über die holzgerade Felſenwand hinunter iſt wohl auch vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuß gekommen! ſo ſagte Grethans bei ſich ſelbſt, ſprang ein paar Schritte weit nach und ſchaute und ſtaunte. Unaufgehalten ſchritt der Rothe ohne Weg und Steg geradaus über die ſenkrechte Kluft und jenſeits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm ſchnell zum Beten ſeine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Rothen immerwährendes Wort wurde ihm plötzlich befremdend deutlich, er wußte nun was es auf ſich hatte, allein geweſen zu ſein auf dem Strichenberge vor dreihundert Jahren.

168 a. Farbe und Tracht der Geiſter.

Die rothe Tracht des Wild. Jägers. Im Ober-Aargau heißt er Rothbaler und Rothenburger. Er kommt, wie der Odenwälder-Rodenſteiner vom Schnellerts, bei uns von der Gletſcherode des Rothales, welches man theils in die inneren Wildniſſe der Berneralpen von Jungfrau, Breithorn und Blümlisalp, theils in das Luzerner Oberland verſetzt. Seine dortigen Hauſerinnen ſind die Strüdelenderen (Jahn, Kant. Bern, 321). Der Reipler ſieht in ihnen zugleich eine Heerde verwünſchter Rinder und Geiſen, welche ein geiſterhafter Hirte übers Gebirge treibt. Ihre Augen ſind feurig, ihr Rumpf verdreht, ihre Glocken klingeln. Henne, Schweiz. Blätter. 1850, 1. Rötler heißt No. 108 der Hochwald, über welchen die Kutſche des W. Heeres hinfährt. Maria und Rothenburg! war das Feldgeſchrei der Luzerner in der Schlacht bei Vilmergen 1656, in welcher das Heer der reformirten Berner geſchlagen wurde. Bern. Neujahrs-Bl. 1851, 13. Vom Luzerner Pilatusberge her kommt er mit dreibeinigen rothen Hunden. Kaſ. Pfyffer, Luzern. Geſch. 1, 320. Seine und ſeiner Begleitung Farbe und Tracht weiſt auf Donars und Wuotans Rothbaar und Rothbart. Grani, Rothgrani, Rothbart iſt ausdrücklich Odhinns Beiname. Myth. 1206. In unſerer Sammlung No. 143 trägt er ein langes rothes Wamms, darüber einen langſchwänzigen Grünrock, ein rothes Leibchen (Jacke). Der Sarg des „nächtlichen Leichenzuges bei Seon", Abth. III., No. 100 iſt mit einem rothen Bahrtuche gedeckt, ſeine Träger ſind rothſtrümpfig, die beiden Pfarrer rothhutig. Sogar der Zurzacher-Straßenbund No. 265, a. hat rothe Strümpfe an. Das Geiſtermädchen No. 181, c. hat ein rothes Fürtuch, die Alrune No. 268 einen blutrothen Kamm; der Reiter No. 155 einen rothen Federbuſch. In rothe Unterröcke hüllt das Landvolk noch die Fieberkranken und Gebärenden, und dieſe Röcke nennt man auf dem Schwarzwalde Heidenſchöpen, von franz. jupon. Beſchädigte Glieder umwickelt man mit rothem Faden; die rothe Waldſchnecke iſt heilkräftig. Eine rothe Sau mit grünen Augen ſpukt im Wallis hinter dem Stadthaus zu Sitten. Henne, Schweiz. Bl. 1833. Das Geiſterſchwein mit raſſelnden Borſten hat eine blutunterlaufene Haut, No. 94.

Die Füße des Geistervögleins von Kyburg sind blutroth. Alp.-Ros. 1812, 289. Die Margaretha Maultasch reitet in Klagenfurth um den Stadtbrunnen auf dunkelrothem Pferde. Grimm, DS. 2, No. 502. Ein rother Ritter mit rothem Helmbusch auf rothem Rosse ist der Rodensteiner im Odenberge. J. Wolf, Rodensteiner und Schnellerts, S. 9. Der Wetterauer W. Jäger kommt in einem „reatzeruure" (rährothen) Mantel. Hirmenich, Völkerstim. 2, 101. Der heiratslustige Teufel freit eine Rothenburgerinn. Schöppner, bayr. Sag. 1, 377. Von zwei Geisterheeren, das eine weiß, das andere ganz roth, erzählt die Legende des XIII. Jh. Stöber, Elsaß. Sag. No. 114. Rothenburger heißt der Frickthaler Pfarrer, welcher den Jäger Kinzhalden-Joggeli beerdigt, Abthl. III., No. 150. Das rothe Tüchlein No. 121 duldet es nicht, daß man mit dem Stocke darnach schlage. Das Rötheli rubeculo, ist geheiligt; wo es baut, schlägt der Blitz nicht ein. Fuchs und Eichhörnchen sind von bedeutsamem Angang. Der erstere erscheint feuerschnaubend (Abthl. VIII., No. 333), das letztere erscheint zugleich mit Donars geheiligtem Bären an derjenigen Wald-Stelle, an welcher sodann vom Zähringer Berchtold die Stadt Bern gebaut wird. Die in der Farbe des Gottes schimmernde Vogelbeere und Erdbeere hat der Aberglaube mit eignen Bräuchen umgeben, der Bündnername Buddlergräuße (Preiselbeere), die Maßausle (im Marus Name der Alpenrose) erinnern an das Fest der Grauflete, das dem Wuotan im Schwyzer Muotathal gefeiert wurde und wird.

die rothe lût hend alba hüt,
sechsmol mehr, as ander lût.

Appenz. Spruch, Tobler 27 a. — Rothhaarige Leute sind „von Gott" gezeichnet, Meier, schwäb. Sagen 2, pag. 507. Zum Rothen Schuh heißen einige Häuser und über ihnen gelegene Bergflächen bei Gersau am Vierwaldstätter-See, dorten spielt die Sage vom Kindliemord. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 330. Zum Rothen Männel sind in Straßburg und Kolmar die Wirthshäuser geschildet, auch trägt sonst am Lande dorten manche Schenke denselben Namen. Jetzt liegt dies rothe Männlein unter dem Straßb. Münsterthurm begraben, während es sonst das „Reuterlein auf der Säule" war, das mit krausem Haar und rothem Röcklein auf einem weißen Pferde sitzend, am Münster den Fremden zum Wahrzeichen gewiesen worden ist. Stöber, Elsaß Sag. No. 325 und pag. 475. Merkwürdig stimmt damit auch die Tracht des Japanesischen Teufels überein; W. Heine, Wanderskizzen auf einer Fahrt nach Japan (Allgem. Augsb. Zeitg. 1854, No. 249) sieht ein Kapellenbild, auf dem alle bei dem Hexengastmahl aufwartenden Unterteufelchen grün sind und rothe Haare haben. — Viele Ortschaften und Gegenden, die nach dem Rodensteiner, Rothenburger, Rotthaler u. s. w. benannt sind, verzeichnet Menzel, Odin pag. 272 ff.

Grüne Farbe der Geister. Der Grünhütler ist ein Alpengespenst in Graubünden. So oft er Nachts an die Thüre einer Sennerhütte klopft, wird morgens darauf die ganze Alp mit Schnee überdeckt sein. Leonhardi, Bündner-Vierteljahrsschrift 1852, 23. Aargauisch bezeichnet der Grüne, der Grünrock den Teufel, Abthl. IX., No. 417. Unter wohllautender sanfter Musik erscheint das Glückshaar, mit dem Zuge der Reiter und Hunde. Alsdann ist der W. Jäger auch der Grünrock (vgl. Abth. III,

No. 94, Lochlurgenjäger), der Thierbändiger, deſſen Hunde ſo zahm ſind, daß ſie dem Kübler von Liebegg vertraut das Brod aus der Hand freſſen. (Abth. III. No. 99. Todbrunnen der Römerſtadt Lorenz.) Ebenda iſt er auch in Rudeli (grüner Halbſammet) gekleidet. So iſt auch die Schürze des Pritſche Maieli grün, Abth. III. No. 127. Um Luzern ſind die Hornbläſer der W. Jagd grün koſtümirt. Kaſ. Pfyffer, Luzern. Geſch. I, S. 320. Aus dem Zuge des W. Heeres fällt ein grüner Schub herab. Kuhn, nordd. Sag. 2. 478. Baaders bad. Sag., No. 251 heben nicht minder die grünen Pantoffeln hervor, welche ein umgehender Ammann trägt. — Ueber die grüne Tracht der Zwerge handelt No. 205, Anmerkung.

Schwarz und weiße Geiſter. Die belebte und bergende Göttin heißt Hel, ſie iſt halb weiß, halb ſchwarz. Sie fällt urſprünglich gewiß mit der Erdgöttin Jorth zuſammen. So erklärt ſich dann ihre „Zweifarbigkeit", da die Erde die lichte Oberwelt und die ſchwarze Unterwelt zugleich umfaßt. Wie die Jorth ſpäter ausſchließlich das grüne heitere Grenleben vertrat, ſo Hel das bleiche und traurige. Weinhold, deutſche Frauen, 29, 30. — Die wichtigſte Figur, welche in der neu gewonnenen Sage übrig iſt von dieſer ſchwarz-weißen Unterweltsgöttin, iſt die Frau Hele und Hebt (Panzer, bayr. Sag. 1, 186) mit ihren beiden Schweſtern, welche als Kerne des Walſeeres zugleich den Namen unſerer Druetterer Jungfrau, der prophetiſchen Veleda wiederholt. Letztere, die ſich dem jungfräulichen Stande ergeben hatte, an den Unſterblichkeit und Schickſalswiſſen geknüpft war, war dem Volke ſelber ein ſiegeskündendes Schlachtmädchen der Walſtatt und hieß lebend ſchon ſo, wie ſie einſt unter Odhinns Schwanjungfrauen genannt werden ſollte. „Elſternfarbig", halbweiß und halbſchwarz, halb zum Leben, halb zum Tode führend iſt die deutſche Walkure, die antike Furia, die Aphrodite Melanis, endlich das Marienbild. Myth. 289. In unſerer Sammlung ſcheint die Verſicherung Ueberflüſſig zu lauten: Man fürchte den umgehenden Schaffner in Gaſtelen, No. 326, nicht mehr, denn er trage neuerlich ſchon weiße Hoſen. Dieſe Doppelfarbe hat er aber gemein mit dem Schimmel-Reiter im ſchwarzen Mantel, No. 161; mit den Ferkeln der W. Jagd, No. 85, die ſämmtlich von ſcheckiger Race ſind, vorne ſchwarz und hinten weiß; (weiß und ſchwarze Katzen ſind die Jungen des Lutwiler Torfthieres, No. 86) mit dem Feldmeſſer Trog in der weißen Zipfelkappe, No. 328; mit dem Pfaffen von Murg, der tiefſchwarz erſcheint, aber doch ein ſchneeweißes Leichen-Geſicht zeigt; mit dem Schwarzen, der eine weiße Hemdkrauſe blicken läßt, No. 263. So ſitzt Matthias Pagels auf Rügen, wegen Meineid und Urkundenfälſchung verwünſcht, mit grauem Rock und weißer Mütze auf einer hohen Buche. „Pagels mit de witte Müz, wo koold und hoch iſt din Sitz!" Arndt, Märchen 1, 249. Temme, Volks-S. von Pommern, 267. So iſt auch der heidniſche Held Feirefiz elſternfarbig, wie ihn Wolfram im Parzival nennt, weil ihn ſein Heidenthum zur Hölle, ſeine Ritterbravheit gleichzeitig zum Himmel hinzieht. Und ſo iſt alles Schwankende und Unentſchiedene des Charakters uns noch von gemiſchter Farbe, grau, vornen hui, hinten pfui.

166. b. Wagen des W. Heeres.

Höhere Gottheiten werden fahrend gedacht; auch ihr Reiten denkt sich unsere Mundart immer noch als eine bloße Fahrt, wie die ältere Sprache den zwei- und vierspännigen Wagen reita, den Fuhrmann reitwerko nannte. Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 425. Der dänische Odhin unterweist seinen Liebling, den König Harald Hilletand in den Kriegskünsten und wird sein Wagenlenker in der Bravallaschlacht. Auch Gott Thôrr hat den Beinamen vom Wagen, auf dem er fährt, und heißt Reidhar oder, Rhetings- oder Wagengott. Grimm, Myth. 147, 306, 178. Fahr zum Teufel! ist eine noch geltende Verwünschungsformel: Geijer, Schwed. Gesch. 1, 110. Nun baut sich der Alte mit der Axt ein Rad, gilt im Ditmarschen vom grollenden Donner: Müllenhoff, Schleew. Holst. Sag., No. 849. Schlofte, kinda, du schwarer wongn wird glei vaber komma, sagen die Mütter am österreichisch Preßburg zu den Kindern, die nicht friedlich einschlafen wollen. Wolf, Zschr. 2, 193. In unserer spielenden Rede sagt man beim Gewitter, der Herrgott fahrt spazieren. In der älteren Anschauung des mythischen Zeitalters sowohl, wie in der noch dauernden Ausdrucksweise der Sage und der Volksrede wird der Götterwagen als ein zweimal vorhandener unterschieden. Der eine fährt und bleibt zugleich am Himmel, der andere fährt nur auf der Erde oder durch unsere Luft. Der eine Himmelswagen des Gottes ist das Sternbild des Bären und heißt bei uns Herwagen, Oberwagen; er dreht sich Nachts mit großem Geräusche um, sein Tiefer- und Höherstehen deutet man auf Wohlfeile oder Theuerung der Lebensmittel. Scheuchzer, Schweiz. Natur Gesch. 1, 245 spricht von einer Windsbraut am Herwagen; in den Niederlanden heißt das Gestirn selbst Wodenswagen, Wodanswagen. Rebmann, Gespräch zwischen Riesen und Stockbern (Bern 1620) beschreibt das Gestirn pag. 30 also:

bei diesem steht der große Bär,
der groß Heerwagen genennet er,
Sein sternen seind also gestalt,
gleich er Rad, Wagen, Reutter halt

Dies ist der Wagen der Seligkeit, des Glückes und der Freude. Tacitus weiß Germ. 40, daß wenn derselbe durchs Land fährt, der Gottesfrieden überall herrsche. Dasselbe weiß auch die Novalieser Chronik zu sagen von jenem großen Leiterwagen ihres Klosters, der Ton seiner Schellenstange bringt Ruhe und den Stillstand aller Geschäfte und Zehden im Lande hervor. (Latein. Gedichte des X. und XI. Jh., pag. 107). Und wie man nach dem einst von Rüden gezogenen Wagen der Gottheit die Milchstraße noch auf Valtrum Waogenput, das Wagengeleise nennt, im Grüningerlande aber Knuput (Kuhweg), und wie für den Namen Wodan zugleich eine Göttin eintritt, die nach diesem Wagen benannte Frô Waogen (Kuhn, nordd. Sag. pag. 457, 519), ebenso gilt auch am Schaffhauser Rheinfall noch die Tradition, ein Wagen mit Rindern bespannt, soll dreimal die Stadt umfahren haben, bald auf der Erde, bald in der Luft, und durch seine Richtung nach Rechts Gutes, durch seine Linkswendung Böses verkündet haben. Kohlrusch, Schweiz. Sagen-B. 1, 341. Wir können den Glauben an diesen Gotteswagen noch bis in unsere Zeit verfolgen. Der politische Brauch hat in den oberitalienischen Städten den

Carroccio oder Fahnenwagen daraus gemacht; der kirchliche Brauch hat ihn in einen Prozessionswagen verwandelt, wie derjenige, genannt lu Barra, zu Messina und Palermo ist an Mariä Himmelfahrt, der lebende Kinder auf seiner höchsten Mastscheibe trägt. Beim Frühlingsumgang singen unsere eigenen Landeskinder noch von diesem (Simrock, KinderB., No. 487): Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen, damit soll er ins Himmelreich fahren. Das schles. Christkindlein sagt in den Häusern bei seiner Bescheerung:

Geh hinaus zu meinem Roß und Wagen
Und hol herein die Gottesgaben.
Wir haben draußen stehn einen schönen Wagen,
Der ist mit lauter Gold und Silber beschlagen.

Meinhold, Weihnacht-Sp. 36, 38, 40. Dieser Geisterwagen ist, wenn er durch die Stadt Freiburg fährt, vierspännig und so angefüllt mit Leuten, daß manche nur noch auf der Langwied Platz finden. Baader, bad. Sag., No. 56. Aus seinem Innern tönt eine wunderschöne Musik: Stöber, elsaß. Sag., No. 206. Ohne daß man ein Rad hört oder ein Radgleis sieht, fährt er unter lieblicher Musik die Kreuzberger Nonnen mit Schimmeln und Rappen dreimal um den Marktplatz. Bechstein, DSagb., No. 252. Eine gläserne Kutsche und eine kleine goldene liegt unterirdisch: Bechstein, Thüring. Sag. 2, pag. 124, 150; aber dem Teufel zerbricht die gläserne Kutsche bei Bielefeld: Firmenich 1, 274 b. Eine Kristallkutsche fährt am Römerweg: Stöber, elsaß. Sag., No. 119 (Römweg heißt uns die Milchstraße). Ein Triumphwagen geht über die Tuchelbaide: Tettau-Temme, preuß. Sag., No. 190. Unter dem Kloster Gidena steht die Christnachtskutsche, ibid. No. 237.

Der Wagen der Verdammniß entwickelt sich nothwendig aus diesem Götterwagen. Der Gothe Athanarich († 382) ließ auf ihm des Gottes Bildsäule an den Häusern der Christen umher fahren, um diese unter die Räder zum Zermalmen werfen zu lassen. Geilers von Keisersberg Ameise (Straßburg bei Grüninger 1517) hat auf dem Titelblatte zum „Wütischen Heer", Bl. 38, die Abbildung eines großen Leiterwagens, in welchem ein Mann auf dem Kopfe steht. Auch in dem Todtentanz von C. und R. Meyer (Zürich 1650) fährt, Bl. 53, der Todesgott in einem Wagen, zwei Hirsche vorgespannt, dem Walde zu. Geiler scheint noch beiderlei Wagen unterscheiden zu wollen. Er äußert über den einen in der Predigt Der helisch Löw (Straßb. bei Schürer): bey dem karren oder wagen so verstat man das her, da David spricht im psalter: der karr gottes ist zehentausent manigfaltig. Im übrigen aber redet er mehr von demjenigen der Verdammniß: Die zwehendt hye einen karren der vnruow vnd hört einen wagen der ewigen verdamnüß. Seel-Paradies Bl. 210 b. Alle menschen vol lasteren die werden innen des mustere der hellen, das ist denn der wagen. Bl. 231. Gleiches äußert Cyriac. Spangenberg im Ehespiegel (Straßb. 1578) pag. 13, und unsere Volksrede sagt von einem grundschlechten Menschen, er sei „dem Tufel ab dem Charre g'heit." Daraus wird der in den Sagen so oft genannte Hellwagen (vgl. Kuhn, nordd. Sag. No. 199), der rappenbespannte Wagen Kölns, der in den Gürzenich fährt (Weyden, Kölns Vorzeit 207), der dreirädrige mit einem Siebengespann (also entsprechend dem Vorbilde des Siebengestirnes: Schöppner, bayr. Sag. 1, pag. 315, No. 384). Dieser

Wagen fährt oft einem bestimmten Wirthshause zu: Schnezler, bad. Sagb. 2, 205; oder er wird ohne Deichsel an der Ortskirche herum geschoben: ibid. 2, 694. Oft ist es nur ein einzelnes Rad, welches feurig bergan läuft (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 36); oft ist dieses Feuerrad ein Höhlengeist, wie der Donabrügger-Alle, der zu Roß bekämpft werden muß (Vieboff, Archiv für neue Sprachen 1851, 117); oft sind es große vierrädrige Wagen (Harry, nbsächs. Sag. 1, No. 52. Schambach-Müller, nbsächs. Sag. No. 82); oder es ist ein ganz kleiner eisengeschmiedeter ex voto-Wagen, wie er in der Kirche zu Pielenhofen aufbewahrt wird (Panzer 1, No. 140). Oder endlich der Wagen ist zerbrochen, und Frau Perchta verlangt, daß ein Begegnender ihr den Wagen verkeile, die Wagendeichsel verpflöcke (Börner, Orlagau-Sag. 173. 182). Am häufigsten denkt man sich nun noch bloße Kutschen. Statt der beinahe zahllosen solcher Art nenne ich eine aus meiner Nachbarschaft. Auf der Herrenwiese zu Pratteln, Kant. Baselland, zeigt sich eine schwarze leere Kutsche, die gewöhnlich als Vorbote eines Todesfalls erscheint; hört man aber nur ihr Gerassel, so bedeutet's schlechtes Wetter. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, 375. Man bemerkt also, daß sich Witterungsbeobachtungen noch zuletzt an die Sage vom Wagen anknüpfen, wie sie selber ursprünglich zusammenfällt mit der Beobachtung des Sternenlaufes und Sterneneinflusses. Diesen Zusammenhang hatte Klopstocks liebevolle Versenkung in unser ihm noch unaufgeschlossenes Alterthum voraus geahnt; im Bardiet seiner Hermannsschlacht verkörpert er nämlich den diesem Cultus vom Götterwagen innewohnenden Begriff in folgendes Gleichniß:

Die Räder an dem Kriegeswagen Wodans
Rauschen, wie des Waldes Ströme die Gebirg' herab.

In diesem Sinne erzählt man auch vom Schimmelritter zu Liestal (Abtbl. VIII. No. 344), seine Stimme gleiche der gedämpften Sprache vieler versammelter Männer, oder dem Wasserrauschen über hohe Felsenwände.

196 c. Radspuren auf den Hochgebirgen.

In No. 120 wird behauptet, es habe einst auf dem Grat des Küttiger-Jura eine Hochstraße, befahrbar mit Roß und Wagen, aus den hintern Bergen her bis nach Biberstein hinab an die Aare geführt. Der Graubündner Chronist Campell, der im 16. Jahrh. schrieb, berichtet, noch in seiner Zeit habe man im Oberengadin beim Silsersee und auf dem Julierberge Spuren einer großen Heerstraße und im Fels des Urgebirges die Geleise von Wagenrädern gesehen. Auch der französische Gesandte Paschal in seiner Legatio Rhet. spricht von diesen Wagengleisen auf dem Julier. Aehnliche Spuren will man auch in Oberhalbstein entdeckt haben. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden 1, 96. Die Römerstraße über den Julier und Septimer mag allerdings hier vorbei geführt haben; die Sage aber von solcherlei Hochstraßen und Radspuren in den Schneewüsten der Firnenwelt ist allgemein, namentlich häufig am Monte Rosa und Bernhard, und hat in den Waldkantonen großen, kaum einmal erstiegenen Fels-Einöden den Namen der Karrenwege gegeben. Dies beweist, daß man die Gebirge und höchsten Grenzpunkte einer Landschaft als den Scheideweg ansieht, den der Gott bestimmt und zuerst befahren hat, oder von dem aus er gen

Himmel gefahren ist. In solchem Sinne heißt den Alten Götterwagen (Plinius, hist. nat. 2, c. 110) jener äußerste äthiopische Berggipfel, den die unter Hanno's Regierung versuchte carthagische Entdeckungsexpedition erreicht haben soll, und welchen Heeren (Ideen 2, Abthl. 1, 521) am Senegal sucht. Reifwagen heißt das 5800 Fuß hohe Tirolergebirge im Erichtreite; Teufelskarrweg eine querlaufende Felsenschichtung mit tiefen Einschnitten an den Wänden des Thunersees. Jahn, Kant. Bern 276. Die Jungfrau Maria kommt mit dem Christuskinde auf einem Wagen über das Solothurner-Juragebirge bis zum Obern Hauenstein gefahren. In jener Gegend, wo man nachmals den Berg erst durchbauen und Fußgängerbrücken an Ketten zwischen die Wände hinein hat hängen müssen, begegnet sie zu Wagen einem Jäger und giebt diesem dadurch Veranlassung zur Gründung des Klösterleins Schönthal (i. J. 1130) unterhalb der Alpe Kirchzimmern. Das noch vorhandene Kirchlein ist jetzt in eine Scheune verwandelt, am steinernen Portale erkennt man noch ein den Wagen ziehendes Lamm. Hanhart, Schweiz. Gesch. 1, 158. Ein tiefer Felseinschnitt am Säntis, da wo man in der Höhe von 6880 Fuß zu den obern Meßmerhütten aufsteigt, heißt die Wagenlücke. Dies gleicht dem Rennpfad Hütchens, der hoch über Gebirge und Wälder gerade hinzog (Grimm, DS. 1, 100), dem chemin des fées, dem Trollskeid, dem curriculum gigantum. Myth. 476. Die Sage liebt ihre Beziehungen oft auch nur in negativer und verschleierter Weise auszudrücken. Solcherlei Behauptungen halb geheimnißvoll, halb neckisch lautend, besagen Gleiches wie die obigen direct lautenden; darunter gehören nachfolgende:

Auf dem Luzerner-Emmenhorn liegt im Todtbrunnen ein goldener Wagen, den der Burgherr sich aus denjenigen Schätzen schmiedete, die er den nach Rom Pilgernden abnahm. Reithard, Sag. der Schweiz 222. Im Zireinersee am Sonnenwendjoche in den Meraner-Gebirgen liegt ein goldener Wagen. Wolf, Ztschr. 2, 351. Am Firstnisberge liegt ein goldener Wagen (Ziehet, elsäß. Sag. No. 76). Die Urner-Gemeinde Seedorf nennt den Berg, an welchem sie wohnt, Butschenberg. Im Hügel zu Berzenice steckt der Schatzwagen und schaut in der Osternacht mit der Deichsel auf der Morgenseite des Raines hervor (Wyß, Idyll. 2, 334). Auf dem Gipfel des hessischen Osternsteines sind Felslöcher, die ihre jetzige Form nicht aus der Hand der Natur erhalten haben und deren Namen auch auf Opferstätten deuten; eine Spalte heißt Backofen, die andere Bratpfanne, eine dritte die Kutsche. Man entzündet droben die Osterfeuer. Colshorn, Myth. 304. Anno 1694 fuhr ein Tiroler-Fuhrmann mit einem Wagen voll Wein in den Untersberg, sah aber den Kaiser Rothbart dorten nicht. Durch den letzten unterirdischen Gang des Thurmberges zu Durlach hat man sechsspännig fahren können. Mone, Anzeig. 1838, 476. Am Thore der Schloßkapelle zu Eisenbach sind noch die Radspuren im Stein zu sehen von dem Wagen, mit welchem der feindselige Bruder hier durch die Kirche seine Ausfahrt nahm, um dem andern Bruder niemals begegnen zu müssen. Wolf, hess. Sag. No. 246.

Vgl. die in Abthl. X. „Bärtisgrub" No. 440 gegebene Erklärung über die streifenweise erscheinende Furchreife in Saatfeldern.

166 d. Der W. Jäger im Wiggerthale.

In der Nähe der Stadt Zofingen nennt man im Zinkenbarenwalde einen Hügel das Schloß Zinkenstein. Ein da hervorragendes Stück Nagelfluh giebt man für den letzten Mauerrest der versunkenen Burg aus; es sei, sagt man, durch die Länge der Zeit zu dieser unsprengbaren Masse verhärtet worden. Ein ziemlich neues Häuschen steht in der Nähe, und man behauptet, der Eigenthümer habe es nur zu dem Zwecke erbaut, um hier unangefochten von der wachsamen Obrigkeit auf eigenem Grund und Boden den darinnen verborgenen Schätzen nachgraben zu können. Bei jenem Nagelfluhblock nämlich, auf der Nordostseite des Hügels, soll sich noch ein verschütteter Eingang verrathen, der im Innern zu einem eisernen Thore führt, und wer durch dieses einzudringen vermöchte, der wäre in dem unterirdischen Gange von hier aus bis unter das Oberherrenstift in Zofingen gelangen. Die Ritterschaft von Zinkenstein kommt des Nachts in zwei bis drei Kutschen vor das obere Thor von Zofingen gefahren. Wenn da ehemals die Thorwächter das Wiehern, Peitschenknallen und ein vielhufiges Herantraben hörten, sprangen sie eilig zum Thore, und hofften durch schnelles Oeffnen ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Dann aber jagte der ganze Zug mit grausigem Gebeule, statt durchs Thor, entweder um den Stadtgraben herum, oder er fuhr durch die Luft über das Thor weg und setzte erst beim Rothen Häuschen aufs Straßenpflaster auf. Von da fuhren sie hinauf zur Stadtschreiberei und zum Fl. Urbanehof, lauter schwarze Männer saßen drinnen, alle hauptlos. Aus dem Kopfe, den sie unter dem Arme hielten, schaute ein stechender feuriger Blick. Die Kutschenräder ächzten unter ihrer schweren Last.

Eine andere Kutsche von ähnlicher Art kommt von der Ruine von Botenstein her (vergl. No. 106), ungefähr eine Stunde von Zofingen entfernt, und fährt achtspännig nach Botenwil durch den Forst zu einer anderen Burg hinüber, welche Hargart geheißen haben soll. Das Knallen der Peitschen, Bellen der Hunde, das Tosen und Rasseln der Wagenräder und das Hallegeschrei der Jäger soll in diesen Waldstrichen oft ins Furchtbare anwachsen. Rechts an der Straße im Thal steht ein vereinzeltes zum Dorfe Botenwil gehörendes Haus. Bis auf unsere Zeit hat dasselbe niemals ein Thor an seiner Scheuer haben können, immer mußte es seine Tenne offen halten. Denn gerade durch diese hindurch kommen die Jäger im schärfsten Galopp gesprengt und hinter ihnen die ganze Meute weißer Hunde. Der Jäger, der sie anführt, heißt der Landluegi, er beschaut des Nachts alle Landstriche, Wald und Feld (vgl. No. 94, der Lochluegenjäger), und wer ihm seinen Weidschrei nachzuspotten wagt, dem schleudert er einen Roßknochen ins Bett. Die Folge davon ist aber, daß man lahme Glieder bekommt. Auf jener Ruine Botenstein beschworen einst drei Männer aus Zofingen den Teufel um Geld; der eine hieng dazu eine Kuhhaut mit den Hörnern um, der andere setzte sich mitten in den Kreis auf einen Hafen, und der dritte sagte dazu das Christoffelgebet her. Sie erhielten so wirklich Geld, aber einen bloßen einzigen Rappen. In dem Streite, den sie über dessen Besitz erhoben, verlautete ihr Unternehmen, sie wurden eingezogen und der Rädelsführer mußte in seiner Kuhhaut nach Bern ins Schellenwerk (Zuchthaus) marschieren.

Südwestlich gegen Zofingen her hört man häufig in trüben Nächten ein heftiges Kanonieren aus vielen Geschützen; dies sind die Rothenburger. Auf dem Weißenberge hört man sie förmlich exercieren, Trompete, Trommel und Kommandoruf fehlt nicht. Nach der gewöhnlichen Erklärung sind die Rothenburger Schloßherren im benachbarten Solothurnerlande gewesen, und haben zur Strafe ihrer vielen grausamen Fehden nun auch im Tode ihr rauflustiges Wesen fort zu treiben.

Noch ein anderer Zug der W. Jagd ist dem Wiggernthale gleichfalls bekannt, das Gutes Heer. Dasselbe geht bis nach Niederwil an die Aare hinab. Dorten zeigen sich Ueberreste alter Erdschanzen, die vom Flusse weg über den Buchrain quer durchs Thal gereicht und es gegen einen anringenden Feind abgesperrt haben sollen. Dieser gefürchtete Feind war der Dietrich und ihm zum Hohne heißt die Hauptstelle jenes Walles im Walde Dietewart, Dietrichs Warte. Bei jeder Witterungsänderung hört man hier Trompeten und Waffengetöse.

IV. Schatzhöhlen.

167. Die Schlüsseljungfrau von Schloß Tegerfelden.

Der Weg von dem Aargauer-Dorfe Tegerfelden zum benachbarten Marktflecken Zurzach am schweizerischen Rheinufer führt über waldige Ausläufer des Jura an einer vereinzelten Felsenhöhe vorbei, von welcher die Ruinen der Ritterburg Tegerfelden herunter schauen. Der Bergkegel, der sich frei aus der Landschaft emporhebt und ringsum unzugänglich erscheint, bildet hier eine Wasserburg und eine Felsenveste zugleich. Von Osten umzieht ihn das Surbflüßchen und stürzt dann in einem tiefen Rinnsal über Klippen und Geschiebe am Berge vorbei und mit großem Brausen der nahen Mündung zu. Westwärts schirmt ihn eine künstlich angelegte Linie von Gewässern, die man in ihrer jetzigen Versumpfung den Eberbengraben nennt; in diesem Becken sammeln sich die Abwasser einer großen Ebene, des benachbarten Ruckfeldes, und lassen den Feldbach daraus entspringen. Die dritte Burgseite schließt sich mit einer scharfen Kante des Berges ab, welche zu so jähen Fluhen ansteigt, daß deren eine, die am verwegensten droben überhängt, die Teufelsbrücke heißt. Auf den luftigen Zacken dieser Felsenscheitel liegen die Ueberreste eines alten Baues, dessen bloße Trümmer jetzt noch einen Umfang von sieben Minuten haben. Laubwald ist ringsum bis zu den Vorwerken empor gestiegen, die Mauerlücken überbüschend. Unterholz und Gestrüppe bedeckt den Hof, dazwischen entdeckt man Spuren ehemaliger Kieselpflasterung. Jeder starke Tritt dröhnt unter dem Fuße nach und läßt auf die eingesunkenen Gewölbe im Innern schließen. Die Brustwehren sind bis auf Weniges mit dem Gerölle der steilen Halde abgebröckelt, auf der sie ruhen sollten; drunten aber haben sie den doppelten Wallgraben fast zum Rande ausgefüllt, der in Nagelfluh gehauen ums Schloß geht und es einst vor Anfällen aus dem Ruckfelde her sicherte. So steht nichts mehr von Allem aufrecht als droben auf der Spitze die gewaltige Scharte eines viereckigen Wartthurmes. Er ist aus jenem rothen Juragestein gebaut, wie es die Steinbrüche im benachbarten Sennenloch unerschöpflich seit der Römer Zeiten bis heute fortgeliefert haben; recht ritterlich hebt sich der Thurm in seiner eisenbraunen verwitterten Färbung ab gegen das lebhafte Grün junger Erlen- und Eichenwipfel zu seinen Füßen.

Aus dem Rittergeschlechte, das einst hier oben gehauset hat, weiß die Landesgeschichte nur den einen Konrad von Tegerfelden zu nennen, und sobald sie seines dunkeln Schicksals Erwähnung getan hat, berührt sie Stamm und Schloß mit keinem Worte wieder. Sie berichtet, wie Konrad Erzieher war und Waffenmeister jenes ungedankten Herzogs Johann von Schwaben, den man den Parricida heißt; und wie er das Unglück gehabt hat, als dessen Begleiter bei jener Mordszene Augenzeuge gewesen zu sein (Tschudi I, 91), da auf dem Reußfelde, bei Windisch im Aargau, Kaiser Albrecht von seinem eigenen Heergefolge erschlagen wurde und im Schooße eines armen Weibes verblieb. Die adeligen Uebeltäter entflohen darauf nach allen Weltgegenden. Aber während der Schrecken der Reichsacht ihnen auf den Fersen saß, kam noch die Königstochter, die rauhe Agnes, gegen die Schleußer der Verschworenen heranngezogen, erstürmte und schleifte sie, und vollzog an den Hinterlassenen eine sonst ausnahmslose Blutrache. So fiel damals auch diese Burg, indessen der entwichene Konrad drüben in den Schlupfwinkeln des Schwarzwaldes umirrte und später unter dem Klostergesinde von Neresheim sich barg. Dorten auf dem Neresheimer Hartfelde soll er unerkannt die Schafe der Abtei gehütet haben bis an sein Lebensende. Namen und Geschlecht erlosch mit ihm.

Also pflegt am Schlusse folgenschwerer Ereignisse die Geschichte ihr Blatt schweigsam umzuschlagen. Mit ruhevoller Ergebenheit wendet sich ihr Auge bereits der neuen Entwicklung zu, und sie wird auch deren erschütternde Momente einst in den gleichen Frieden unbeteiligter Weisheit aufzulösen wissen.

Nicht so aber verfährt die weichere Seele des Volkes, ihr ist ein solches hohes Vermögen nicht verliehen; sie grübelt vielmehr weiter in dem Trümmerhaufe eines gestürzten Herrenhauses, um so forschender, je verborgener Dinge darinnen gestanden haben mögen, je unleserlicher dieselben schon geworden sind.

Der Landmann betrachtet darum die schmale Ackerlänge, die er pflügt, die Baustelle, auf der seine Strohhütte steht, jeden sinkenden Gemarkungsstein auf der Almende, wie mit der einseitigen Neugier eines forschenden Alterthümlers. Mit jedem Spatenstiche gräbt er möglicherweise ein Stück seiner örtlichen Vorzeit mit aus, schon die Wurzeln eines alten Weidenstrunkes auf der Hutung draußen können ein solches für ihn bedeckt und verwahrt halten. An diesen unscheinbaren Gegenständen seiner engen Umgebung erwirbt er sich eine Gedächtniskraft von ungewöhnlicher Schärfe. An ihnen sucht er bis auf die frühesten Tage zurückzukommen und bei deren undeutlichem Zwielicht verweilt er am öftesten. Da erfindet er sich die streitenden Parteien,

er ſtellt ſie vor den improviſirten Gerichtshof ſeiner naiven Empfindung und hört ſie unſtändlich ab. Und obſchon er weiß, wie erfolglos ſein Wahrſpruch bleibt, ſo fährt er doch fort, ſolche Pulsſchläge eines längſt begrabenen Herzens nachzuzählen, die Athemzüge ſchon verſteinerter Schmerzen ſich zu wiederholen, ſein Urtheil darüber mit gewohnter Stimmeneinhelligkeit zu fällen, das gewohnter Weiſe nur auf ewige Verdammniß oder nur auf ewige Seligkeit lauten wird. So drückt das Volk die Liebe zur Vorzeit aus; es thut wie eine königliche Artemiſia, es miſcht gleichfalls die theure Aſche mit Wein. Je inniger dieſes Andenken fortlebt, um ſo beſcheidener, um ſo prunkloſer drückt es ſich aus; vor fremden Zuhörern iſt es ſogar ſtumm, und zutraulichen Frauen antwortet es nur mit kindlicher Scheu. Da will es dann Geringfügiges nicht vergrößern, das Unglaubliche nicht ins Begreifliche herab ſtimmen, ſogar widerwärtig lautende Selbſtanſchuldigungen ſeiner Lieblinge ſucht es kaum zu mildern oder zu verſchleiern. So hat es eine Tugend vor dem Weltverſtande voraus, der ſo laut auf ſeine nüchternen Erbſätze pocht; ſo zeigt es auch weniger von dem widrigen Beigeſchmacke aller untern Stände, deren Urtheil nach der wertbloſen Seite hin am meiſten eitel und rechthaberiſch zu ſein pflegt. Wo zwei beſondere Schutzgeiſter, Sage und Lied, ihr Dorfrecht ungeſchmälert noch behauptet haben, da mag der Boden mager, die Tagesarbeit hart und der Himmel noch ſo rauh ſein; gleichwohl iſt da dem Landvolke die Enge ſeines Geſichtskreiſes nicht zugleich ſchon zur geiſtigen Schranke geworden. Das Auge hat dann am trübſten Gewölk immer noch einen ſanft leuchtenden Rand zu bemerken. Aus der ſichern Empfindung ächter Zuſammengehörigkeit geht ein herzlichwarmes Gemeinde- und Landſchaftsgefühl hervor, und wo dieſes nur rege iſt, da ſchweigen auch Heimatſtolz und Vaterlandsliebe nicht, dieſe goldenen Wiegen des deutſchen Sagen- und Liederſchatzes. Iſt daher die Burg droben am Berge ſeit Jahrhunderten ſchon niedergebrannt, ſo iſt doch die Burgſage nicht mit eingeäſchert. Iſt die Chronik auch verloren und die Urkunde längſt zerſchnitten über das Freienzgeſchlecht auf der Veſte, ſo wird doch der unſcheinbare Mann, der nun am Burgſtall unten die Reben bindet, aus der hundertjährigen Erinnerung ſeines unvermiſchten und gleichgebliebenen Lebens alles zu wiederholen vermögen, was jemals dieſe Grenzen des Gemeindebannes auch nur geſtreift hat. Er kennt den Namen der Heidenſtadt, die einſt hier gelegen, ehe man Landkarten entwarf; er zeigt die Flußſtelle, wo der einbrechende Hunne die Furt auf der Flucht verfehlte und ertrank; er zeigt die Staude her, von der ſich der erſte Bekehrer dieſes Gaues ein Kreuz aus Haſelſtäben ſchnitt. Sogar den Lauf jener Straße, welche die Römer

angelegt, verfolgt er mit der Genauigkeit eines Feldmeſſers, obwohl der alte Heerweg im Moorboden verſunken liegt und mit tiefem Walde überdeckt iſt. Mit jedem Quader, den man von der Ruine herunter holt, um ihn in den Neubau der Dorfkapelle einzufügen, wandert daher auch eine Rittergeſtalt neuerdings zu Thal. Und wenn ſie den Winter über in Spinnſtube und Heimgarten den Abendgeſprächen zugehorcht hat, wird die Nebelhafte allmählich ins Große wachſen, ihren beſondern Namen empfangen, ſich bis zur Wärme des eigenen Herzſchlags verfeinern, bis ſie ſchon nächſtes Frühjahr mit dem erſten Ziegenhirten wieder zum Wartthurm hinauf ſteigt. Abermals hält dann die Sage waffenklirrend oder ſchleierweiß ihren neuen Umgang durch die Trümmer.

Wer Luſt hat, dieſen beſcheidenen Seelenfrühling mit zu betrachten, wie er bei einem ſtill lebenden Völklein der Schweiz alljährlich neu einkehrt, der weiß bereits, daß man dabei nicht heftigen Gemüthserregungen und kühnen Kunſtwirkungen begegnen wird; ihm genügt vielmehr die unnachahmliche und friſche Einfachheit der paar heimatlichen Feldblumen, welche ſich dem Sammler ſo ungezwungen zum Kranze vereinigt haben, wie er ihn hiemit vorlegt.

Wer ehedem von den Ortſchaften Klingnau und Döttingen bei Nachts noch ins Nachbardorf Tegerfelden gehen mußte und des Weges, der an mancherlei Gewäſſer hinführt, ſicher bleiben wollte, der verließ ſich dabei herkömmlich auf ein Zeichen, welches nie täuſchte. Es ſchimmerte ihm von weitem aus der Tegerfelder Ruine ein Licht entgegen, und je näher er kam, um ſo größer wuchs es droben in einem einzelnen hell erleuchteten Fenſter. War es dann noch, als ob auch die Töne einer Frauenſtimme den Berg herab zögen, bald ſchaurig, bald ſüß klingend, da wußte der einſame Wanderer, daß er jetzt das Surbflüßchen zu vermeiden und von da nur noch wenige Schritte ins Dorf habe. Ah, die Schlüſſeljungfrau! ſprach er dann bei ſich ſelbſt, und dankbar geſtimmt gegen dieſe ſichere Führung lenkte er dem geſuchten Hauſe zu. Jener erhellte Fenſterbogen iſt nun auch zuſammengeſtürzt, die Schlüſſeljungfrau aber lebt wie vordem in aller Munde fort. Sie iſt des Burgherrn berühmte Tochter; der Ruf von ihrer Schönheit gieng einſt weit durchs Land. Aber mitten in den Reizen ihrer Jugend ſtarb ſie einem Jüngling nach, der ihr Herz gewonnen hatte, und den der Ahnenſtolz ihrer Familie darüber in einen ſchauderhaften Tod ſchickte. Schneeweiß gekleidet und mit fliegenden Haaren, wie man das arme Mädchen damals in die Gruft gelegt hat, irrt ſie noch immer ungetröſtet um den ausgeſtorbenen Schloßberg. Rings umgeht ſie oben die Zacken der Burg oder unten den Uferrand der Surbe, ſeit Jahr-

hunderten ſchon wandelt ſie unveränderlich die gleiche Bahn. Obſchon man vor Langem das wilde Flüſschen durch Wuhrungen beſchränkt hat und ſo ſeinen ungeſtümen Lauf näher an den Berg hin trieb, ſo iſt doch auch jetzt noch die Jungfrau ihrem urſprünglichen Pfade treu geblieben; ſie ſchwebt über den neu entſtandenen Waſſerſturz gerade ſo weg, als ob ſie noch auf ihrer ebenen Straße gienge. Dabei iſt ſie gar lieb und gütig. Immer noch wächst der Goldhaufen in ihren Schatzkammern höher, aufgelagert liegt der Wein der ganzen Landſchaft in ihren Kellern; und erſt, wenn ſie einmal alle dieſe Reichthümer vertheilt hat, ſagt man, wird der beherzte Mann ſich finden laſſen, dem es allein am Ruhme ſeiner Wagethat genügt und dem das uneigennützige Werk der Erlöſung nicht mehr mißlingt. Darum wendet ſie ſich auch ſo beſonders an die Kinderwelt, denn von deren grizloſer Unſchuld kann ſie ihr einſtiges Heil noch erwarten, und Erwachſenen, die ihr etwa begegnen, weicht ſie eher aus. So hat ſie jüngſt erſt ein Schulkind reichlich beſchenkt, das am Waſſer Maienzweiglein ſuchte, und hat ihm die längſten Märchen vorerzählt. Ein anderes hatte Leſeholz am Burgfall geſammelt und zu einer Bürde gebunden. Als es die Tracht auf den Rücken ſchwingen wollte, kam die Jungfrau hurtig den Abhang herab und ſprach freundlich: Wart doch nur und laß dir helfen! Aber dem armen Kleinen entſank Gertel und Reißholz, erſchrocken lief es Staub aus. Will man ſich die nun folgenden Erzählungen in ihrer Treue beglaubigen, ſo denke man ſich zu dem Tone ihrer ländlichen Einfalt jenen achtzigjährigen Mann noch hinzu, aus deſſen bewunderungswürdigem Gedächtniſſe ſie alle der Reihe nach ſtammen.

Unbemittelte Leute hatten ihrem Knaben eines Morgens ein Stück Brod in den Sack geſteckt und die Ziegen dazu übergeben, daß er ſie im Gehölze des Schloßberges weide und nicht vor Abend heim bringe. Als das Bübchen draußen ſein Brod gar bald heraus zog, fiel es ihm ein, wie gut dazu die Erdbeeren droben an der Schloßmauer ſchmecken müßten, und ſo kletterte er gegen die Ecke des Thurmes empor. Hier ſah er eine ſchlanke Frauengeſtalt, die abgewendet von ihm eben beſchäftigt war, zwei blendend weiße Leintücher auf dem Boden auszubreiten. Daneben hatte ſie noch zwei zierliche Säckchen ſtehen, die den Knaben an jene Viertelſäcke oder Stümplein erinnerten, in denen der arme Mann ſein Korn viertelsweiſe zur Mühle bringt. Als ſie mit dem Ausbreiten der Tücher fertig war, öffnete ſie den Knoten der Säckchen; der eine lag gehäuft voll gelber Bohnen, der andere bis oben voll weißer. Dieſe ſchüttete ſie breit auf die Tücher hin, und kaum lagen ſie geebnet bis aufs letzte in der Sonne, ſo kam ein

schwarzes Hündchen aus der Mauer vorgesprungen und legte sich zwischen beide Bohnenhaufen mitten hinein. Nun ward es aber zugleich des Knaben ansichtig und hoch bellend gegen ihn heran. Das unbefangene Büblein erinnerte sich eines Wortes von seinem Vater, der in seiner Sprachweisheit zu sagen pflegte: Me mueß de böse Hunde Wegge-n-is Mül rüere (man soll bissigen Hunden einen Brocken ins Maul werfen) und getreu dieser Regel warf er ihm einen Bissen von seinem Schwarzbrod entgegen. Das Stückchen fiel aber von ungefähr auf eines der Tücher, und im gleichen Augenblicke kehrte sich die Jungfrau um, bot dem Kleinen gerührt die Hand und sprach zu ihm: O du guter Junge, du bringst mich jetzt um hundert Jahre dem Himmel näher! Schnell geh, rufe Vater und Mutter, sag ihnen, sie sollen kommen und Karren mitbringen, die Schloßjungfrau habe es befohlen! Der Knabe gieng so eilig er konnte, und brachte die Eltern mit zwei Schiebkarren herbei. Der Mann las hier die gelben Bohnen, die Frau die weißen auf, sie füllten beide Säckchen, knüpften ihres gut zu und schoben sie heim. So geringfügig der Fund war, so herzlich freuten sie sich zusammen auf dem Wege über diesen Halbmutt Bohnen, zu dem sie so unverhofft gekommen waren. Aber sobald sie damit die Dachtraufe ihres Hauses erreichten, wurden die Säcklein steinschwer, schwollen und wuchsen an und sprengten ihren Knopf. Da rollten vom Karren des Mannes lauter Goldstücke, von dem der Mutter lauter Brabänterthaler herunter. So waren sie seitdem reiche Leute im Thale. Aus Dankbarkeit stifteten sie der mildthätigen Jungfrau zwei Seelenmessen. Diese wurden noch lange nach dem Tode des Ehepaares alljährlich in der Dorfkirche gelesen, bis endlich auch hier zu Lande die Glaubensänderung um sich griff. Da nun zwei Religionsparteien im Dorfe entstanden, die ihr ehemaliges Kirchengut zu sondern strebten, aber über dessen Theilungsweise nicht einig werden konnten, so wollte es der Zufall, daß der Landvogt in Baden, dem zuletzt der Entscheid darüber zufiel, gerade selber der neuen Lehre angehörte. Er war aus der reformationseifrigen Stadt Zürich gebürtig und soll Geßler oder Geßner geheißen haben. So übergab denn dieser das Kirchengut, anstatt es gleichmäßig auf die Köpfe in der Gemeinde zu vertheilen, an die ihm näher stehende reformirte Dorfpartei, und diese ließ dann neben andern frommen Bräuchen die für die Jungfrau gestifteten Seelenmessen auf immer eingehen.

Nicht anders mißrieth es der Jungfrau, als sie ihre Erlösung zu finden meinte, wenn sie sich von dem Geschlechte der Unbemittelten noch eine Schichte tiefer zu dem der ganz verlassenen Armuth wenden würde. An jenem Walkplatze, wo einst die Bohnen sich in Gold ver-

wandt kamen, hielten ſich zur Sommerszeit ehmals Heimatloſe auf, nomadenhaft lebende Banden von dunkler Abkunft, welche ſich meiſtens nur vom Korbflechten friſten und deswegen auf dem Lande Körber genannt werden. Ein junger Mann aus einer ſolchen Sippſchaft ſchnitt auf dieſer Stelle Erlenruthen. Dabei hörte er ſich von einer eindringlichen Frauenſtimme mit Namen genannt und aufgefordert, folgenden Tages um dieſelbe Zeit wieder hier zu ſein, um ein gutes Werk zu thun und dafür dann ſelber ein Kind der Seligkeit zu werden. Der Mann willigte in dieſes Begehren, was aber ſeine eigene Seligkeit anbelange, ſo erklärte er, dieſe derenthalben zwar von Herzen zu wünſchen, im übrigen jedoch noch ſo lange leben zu wollen, als es Gott gefallen werde. Als er mit nächſtem Abend wieder zur Stelle war, ſah er, wie ſich eine ſchöne Mädchenhand unter einem Zelt hervor ihm entgegen bot, und dieſelbe helle Stimme wie geſtern ſprach dazu: Nun gieb mir noch die Hand, dann iſt's vorüber! Den Körber aber wandelte ein plötzliches Grauen an und er antwortete mit der Weigerungsformel ſeiner maſſiven Bauernſprache: Nei, d'Hand gebsder nöd, seh, do häsch de Rockfleckle! und damit hielt er wirklich den Zipfel ſeines Zwilchrockes breit gegen jene Hand hin. Aber ſogleich bog ſich ihm der Roſchoß wie unter einem darauf liegenden Gewichte um, es klirrte auf dem Geſtein und der Waldboden war rings mit Goldſtücken überſtreut. Gierig fiel der Bettler über das Gold her und machte ſich davon. So war der Körber von Stund an ein wohlhabender Mann, er konnte die Seinen nicht bloß redlich nähren, ſondern ſie ſind auch lange ſchon aus Heimatloſen haushäblich angeſeſſene Bauern in der Umgegend geworden. Er ſelbſt ſoll indeß nur noch zehn Jahre gelebt haben. Mit einem gewiſſen Ahnenſtolze erzählen ſeine Nachkommen noch jetzt von dieſer eigenthümlichen Entſtehungsgeſchichte ihres ſchweizeriſchen Bürgerrechtes. Die Jungfrau mußte auf einem andern Weg es verſuchen, die befangenen und habſüchtigen Menſchen zur Erreichung ihres Wunſches willig zu ſtimmen.

Im Frühling, wenn die Bäume ausſchlagen, kommt ſie hervor aus ihrer unterirdiſchen Wohnung, ſtreift mit der Hand den Blüthenſtaub von den Weidenkätzchen und ſtreut ihn dann in die ſtrudelnde Surbe. Da gehört ihr dann jedes Fiſchchen im Bache, jede Amſel im Buſche. Schaarenweiſe fahren die Forellen aus der Tiefe und haſchen nach der duftigen Leckerſpeiſe. Da horcht ſie Alles aus den Wellen heraus, die Waſſerhühnlein ſagen es ihr, was die Menſchen über ſie meinen und reden. Die Dämmerungsvögel kommen mit aus den Mauerritzen herab, und man hat geſehen, wie ihr ein Rabe dabei auf der Schulter ſitzt. Dann beginnt ſie heilkräftige Blumen zu pflanzen,

aus denen man allerlei Tränke kocht für Mensch und Thier. Das Kuchenblümlein Anemone pulsatilla, welches seine Namen hat, ehe es noch Blätter gewinnt, wächst hier unter ihrer Hand; sie sept manches Hundert Quentlinstöckchen von solcher Kraft und Würze, wie es weder drüben auf der sonnigen Eck, noch auf dem Stutz gedeiht. Gar eifrig streben die Wurzelkämmler dieser Pflanze nach, denn ganze Tage kommt man auf der Wanderschaft aus ohne eine andere Zehrung zu brauchen, wenn man einen Strunzel der Art im Mund hat. Aber diese ausdauernden Stöcklein sind nicht gerade leicht zu finden, denn die Jungfrau braucht sie selber, um damit die große Schaar von Kindern zu stillen, die sie im Berge bei sich hat. In einem ihrer Gewölbe steht nämlich der Kleinkindertrog und darinnen wohnen alle Ungeborenen. Soll nun die Hebamme von Tegerfelden wieder einmal ein kleines Kind ins Dorf bringen, so kann sie es nicht etwa nach Belieben hier nur abholen, sondern muß es manche Woche vorher sammt dem Namen derjenigen Eltern, die sich ein solches wünschen, ordentlich anmelden. Verdienen sie eines, dann erhält die Ammenfrau den goldenen Schlüssel, der den Kindertrog aufschließt; die Kleinen aber sind so sehr an die Schloßjungfrau gewöhnt, daß sie sich gar nicht von ihr trennen wollen, und deßwegen weinen sie auch so kläglich, wenn man sie der Mutter zudringt. Stirbt hernach den Leuten ein solches Kindlein noch ungetauft, so kommt es wieder ins Schloß zurück und in denselben Trog hinein; stirbt es aber erst nach etlichen Wochen, oder nimmt es die Jungfrau sonst wieder zu sich, weil die Menschen sein nicht werth gewesen, so hat es nicht mehr in seinem vorigen Troge Platz, sondern kommt in einen andern, der tiefer innen im Berge ist. Da aber wird es dann mit Honig aufgenährt. So oft darum ein Immenstock im Dorfe stößt, schwärmt er regelmäßig zu den Eichen des Schloßberges und sept hier den Seim für die Kinder ab.

So gieng einst die Jungfrau ungesehen der Wartung ihrer Frühlingsblumen nach, als ein Halbbauer, der nur ein paar Stücklein Pflanzland beiaß und einen Haufen unerzogener Kinder dazu, angelnd drunten am Graben saß, um aus dem Erlös weniger Fische den Seinigen für heute Brod kaufen zu können. Da schwamm im Wasser ein Ringlein zu ihm heran und schimmerte, als wär's nur aus Golddraht geflochten; so wie er es aber heraus zog und näher beschaute, fand sich's, daß es nur aus einer blonden Haarflechte bestand, und enttäuscht warf er's wieder hinab. Augenblicklich stand die Jungfrau neben ihm und sprach: Geschwind nimm's wieder heraus, sonst machst du dich und mich unglücklich! Folgsam sprang der Mann der schwim-

menden Locke nach, holte sie und überreichte sie der Unbekannten. Sie drehte die Locke auf, da war's ein einziges langes Goldhaar, das bis auf den Boden reichte. Dies band sie ihm an die Angelschnur. Weil du so willig bist, so soll sie denn dein eigen sein, sagte sie zu ihm beim Weggehen, aber vergiß nun nicht, alle Wochen ein Vaterunser für uns Beide in der Stille zu beten. Natürlich versuchte jetzt der Verwunderte seine neue Angel sogleich. Sie spielte nicht lange, so gab's einen heftigen Ruck, er zog auf und eine beindicke Forelle hieng daran. Zum andernmal senkte er die Ruthe und abermals zappelte daran ein mächtiger Fisch. Jetzt sah er den Werth des Geschenkes ein; so oft er das Zauberhaar ins Wasser hielt, war der Fang gemacht, schnell wurden seine Kägel wimmelnd voll. So kam er denn alle Tage an die Surbe her, die Käufer rissen sich um seine köstliche Waare, ziemlich bald war der geringe Lebensbauer ein wohlhabender Mann. Allein dies ist eben leider der gewöhnliche Lauf der Dinge bei armen Menschen, daß mit dem beginnenden Reichthum meistens auch das Laster in ihre Hütten geräth. Der sonst so nüchterne Mann fieng an ein Trinker zu werden, er trieb das Kartenspiel und kam eine ganze Woche nicht vom Zechtische. So war's nothwendig, daß er in der Schenke Gott und die Jungfrau vergaß und damit auch sein wöchentliches Vaterunser. Zuletzt erschien die Verarmung wieder und trieb ihn an die Fangstelle zum Ufer der Surbe hinab. Er hatte ja die Angelschnur wohl aufbewahrt, und es schien ihm ein Leichtes, seinen zerrütteten Hausstand schnell zu bessern. So wie er diesmal die Haarschnur ins Wasser ließ, tauchte ein schwarzes Hündchen auf, schnappte nach dem Goldhaar und biß es ab. Nicht eine geringste Grundel mehr war zu bekommen. Da erkannte er seine Versündigung. Aber roh, wie undankbare Seelen sind, schob er das Unheil nicht auf sein Wüstlingswesen, sondern nur auf das vergessene Vaterunser. So oft seine Gläubiger ihm den Schuldenboten ins Haus schickten, fuhr er sich vor die Stirne und wiederholte: Worum han i's Vatterunser nid bätet! Man soll ihn zuletzt oberhalb der Wuhre ertrunken gefunden haben und meint, er habe sein Ende selber gesucht; denn sein Nachbar, der Locherhanseli, sah ihn lang nachher noch einmal angelnd dorten sitzen.

Ein wenig besser ergieng es einem Burschen, dessen sich die Jungfrau gleichfalls erbarmt hatte, da er in Nothstand gerathen war. Aber er wurde darüber hochmüthig und verfiel gar auf die alberne Einbildung, alles geschehe seinem besondern Werthe zu lieb, und die Jungfrau bewache ihn mit mädchenhafter Eifersucht als den übrigen. Da mußte der thörichte Schlucker zuletzt auch erfahren, wie gröblich

er sich verstiegen hatte. Der Dorfschuster Krauskopf, schlechtweg Chrusli geheißen, hatte einen Gesellen, der gerne den Sonderling spielte. Anstatt bei seines Gleichen zu sein, machte er am Feierabend einsame Spaziergänge und sann allerlei Zukunftsplanen nach. Meister in einer Stadt zu werden, einen Lederhandel anzufangen, ihn ins Große zu treiben und von der Zurzacher-Messe aus das Geschäft bis in eine Seestadt auszudehnen, das waren so seine Handwerksgrillen. Er hieng ihnen einmal wieder recht ausführlich nach und befand sich darüber um Sonnenuntergang auf jenem Theile des Ruckfeldes, den man den Burgsten nennt, weil hier die Burgstallungen für die Herrenrosse gestanden haben sollen. Hier begegnete ihm eine unbekannte Frau in fremdartiger Tracht. In der einen Hand hielt sie einen Schlüsselbund, in der andern eine schlanke Gerte, auf dem Haupte aber hatte sie eine prächtige Glaskrone, in welcher seltsamer Weise ein großer Goldschlüssel, mehr wie zum Umdrehen, als zur Befestigung oder Zier des Haares steckte. Der Geselle hielt sie für sehr vornehm und trat ihr mit einer unterthänigen Verbeugung aus dem Pfade. Sie war schon einige Schritte an ihm vorüber, als sie sich wieder umkehrte und recht herablassend fragte: Bisi du in hiesiger Gegend daheim? Er suchte alle seine Boutikenwörter zusammen und antwortete unter vielfachem Geräusper auf gut Tegerfeldisch: Ech bin mit Vergaust und Verlaubt numme hüm Schuobüetzer Chrüsli üf em Hampferg und üf der Arbet. Da kannst du mir ja, sagte sie, wohl ein Paar Schuhe machen? aber bis nächsten Samstag schon müßten sie bestimmt fertig sein! Jo frili, worum denn nöd; jo frili, sell cha scho si! — wiederholte der geschwätzige Mensch; wedder, wenn wär's uch öppe lieb, ass ech zue-n-uch chäme-n-is Hüs, cho 's Mäss z'neh? es mocht se halt doch dö nöd guet schicke..... und damit deutete er auf den steinigen Boden, der hier allerdings für eine so schöne Frau wenig einladend aussah, niederzusitzen und sich das Maß nehmen zu lassen. Später einmal, sagte die Jungfrau ablehnend, später wird sich's schon noch geben, daß du auch in mein Haus kommen mußt; für diesmal machst du mir also Schuhe, hinten mit rothen Stöckchen, vornen mit rothen Laschen, aber das Vorgeschühe bleibt ungewichst. Der Bursche verstand jedoch noch immer nicht, was hier gemeint sei; also nahm er mit handwerkseifriger Behendigkeit seine Maßrahme hervor, rückte am Hute und sagte unter dem üblichen Knix: No, so zieh'nd halt der Schuo ab, Jumpfere, wenn er wend so guet si. Aber sie erwiederte von Neuem nachdrucksam: Ich habe bis heute noch gar nie Schuhe getragen und das eben sollen die ersten werden. Sie schien noch etwas Erklärendes beifügen zu wollen,

da ließ ſich von der Schloßmauer her eine Nachtigall prächtig hören. Es ruft mir Jemand, ich muß ſchnell gehen, ſagte ſie, und damit entfernte ſie ſich unglaublich leicht und zierlich und war hinter den nächſten Bäumen verſchwunden. Künftigen Samſtag um dieſelbe Abendſtunde trug der Geſelle ſein fertiges Paar Stöckchenſchuhe mit den bunten Laſchen auf den Burgſten hinaus. Er war in ſeine Arbeit ſelber verliebt, ſo fein und ſauber ſah ſie aus. Da wartete bereits die Jungfrau ſeiner, betrachtete die Schuhe in ſeiner Hand mit einem befriedigten Kennerblick und ſagte: So bring denn über acht Tage auch deine Bürſte mit, damit du mir noch das Vorgeſchuhe wichſen kannſt; die Arbeit gefällt mir, und hier haſt du einſtweilen ein Trangeld. Fixfertig ſchwenkte auf dieſes Wort der Schuſter ſeine Schuhe in die linke Hand hinüber und hielt die rechte einem blanken Goldſtück entgegen. Sie wollte ihm ein weiteres darauf legen, da aber ſchlug eben wieder jene Nachtigall, und gerade ſo ſchnell und leicht wie neulich war die Jungfrau abermals hinweg. Es war kein Schreiten, da ſie ſich entfernte, man konnte nicht einmal die Bewegungen eines Fußes wahrnehmen. Als er aber nächſten Samſtag mit der Röthelbürſte herausgekommen war, faß ſie an einer Erle, hieß ihn alles Mitgebrachte abſtellen und begann gar ernſthaft: Du errathſt freilich nicht, welch einen großen Dienſt mir deine Willfährigkeit ſeit dieſen zwei Wochen leiſtet, denn du weißt ja nicht, wer ich bin und wie mancherlei ich noch ferner von dir zu verlangen habe. Und nun erzählte ſie ihm bis in die Nacht hinein die Geſchichte ihrer Verzauberung. Wohl werde dies, ſchloß ſie, das letztemal ſein, daß ſie mit ihm reden könne, denn ſobald dieſes Paar Schuhe durchgelaufen ſei, werde ſie nicht länger mehr zu wandeln haben. Gerathe er aber inzwiſchen in Nöthen, ſo möge er gleichwohl nur wiederkommen und auf jenem Pfeifchen blaſen, das er dann hier auf dem Waldplatze finden werde. Darauf erſcheine auch ſie wieder, obſchon dann nur noch ſchweigend. Müſte er aber dennoch mit ihr reden, ihr ein Leid klagen, bedürfe er dringend ihres Rathes, ſo habe er nur den Schlüſſel in ihrer Krone umzudrehen, und darauf werde ſie denn auch der Sprache wieder mächtig.

Oft noch gieng dem Geſellen das Geld aus, und oft noch machte er ſich in ſeinen Bedrängniſſen auf den Burgſten und blies laut um Hülfe auf jenem Pfeifchen, das er dann allemal richtig auf dem Boden fand. Immer lag alsdann das ihm beſtimmte Goldſtück ſchon daneben. Allein gerade darüber ſtach ihn der alte Schalksnarr mehr und mehr, er wurde ein arbeitsſcheuer Schwindler und Projektenmacher und wußte nur noch den Dorfmädchen nachzuſtreichen. Für

so viele Schätzchen und so vielerlei Plane konnte das einzelne Goldstück nicht weit reichen. Sein Meister hatte ihn schon lange aus dem Dienste gejagt, das eigene Geschäft gedieh nicht, endlich gieng ihm das Wasser so an den Hals, daß er sich rathlos einer schimpflichen Lage preisgegeben sah, wenn er nicht der Jungfrau selber seinen Kummer klagen und sie um Trost bitten konnte. Mit einem Herzen, das ihm wohl sagte, wie unwürdig er sich ihrer Gunst gemacht habe, berief er sie diesmal. Sobald sie erschienen war, griff er, um ihre wohltönende Stimme wieder zu hören, nach dem goldenen Schlüssel in ihrer Krone und drehte ihn um, wie sie es selber einst angegeben. Doch kaum hatte er ihn berührt, so wurde dieser zur glühendheißen Schlange, die ihn umwand und zu erdrücken drohte. Er entsprang; was er diesmal heimbrachte, war eine lahme Hand. Die einzelnen Goldstücke, die er auch nun noch fristenweise abholen konnte, ließen ihn jetzt, da die Handwerksarbeit nicht mehr gieng, nicht gänzlich verderben, aber wie mit den Zurzacher-Ledermessen und Großhändler-Geschäften, so war's auch aus mit den reichen und hübschen Dorfmädchen, und er starb unverheiratet.

Wie diesen die Eitelkeit zu Falle gebracht hat, so wieder Andere ihre grobe Habsucht; auch sie betrogen sich selber um das Glück, das ihnen zugedacht gewesen war. Zwei Söhne einer Wittwe mähten zusammen ihre Futterwiese, die da lag, wo der Gheibengraben in die Surbe mündet. Da kam ein fremdes Mädchen glatt über das Wasser zu ihnen herüber gegangen, ein Körbchen auf dem Kopftuche tragend und einen Schlüsselbund in der Rechten. Der jüngere Bruder, der zunächst am Bache mähte, erblickte sie zuerst. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm ihre Schlüssel darbieten, aber der Kleine zögerte, sie anzunehmen. Da schwang der Andere, der ein habgieriger Mensch war und darüber seiner Mutter schon manchen Kummer gemacht hatte, drohend seine Sense gegen den Bruder herüber und schrie ihm hastig zu: So nimm's doch an! Damit war das Mädchen verschwunden. Nachher erklärte man ihnen den Zusammenhang. Hätte der Aeltere geschwiegen, so lange die Jungfrau selber nicht sprach, so wären sie leicht des Schatzes im Schloßberge Herr geworden; so aber war's noch ein Glück für den Jüngeren gewesen, daß er nicht zugleich nach den Schlüsseln langte, sonst würde er sich die Finger so jämmerlich verbrannt haben, wie es nachmals dem Bruder geschah. Denn diesem ließ es von heut an keine Ruhe, er wollte hinter diese Reichthümer kommen und ein Herr im Dorfe werden. Tags darauf, als er auf derselben Wiese das Heu zu hüten hatte, saß er unter einem Weidenbaum und drehte in ärgerlichen

Gedanken über ſeines Bruders Verzagtheit einen Kaſtenſchlüſſel ſpielend zwiſchen den Fingern. Er bohrte und klopfte damit an der Rinde des Weidenſtammes herum, als plötzlich ein kniſterndes Getöne im Innern entſtand und ein blaues Flämmchen aus der Wurzel ſchlug. Jetzt wußte er es ſicher, dies alte war der vielgenannte Weidenſtrunk, unter dem, wie ſich Alles erzählte, der Schatz verborgen liegen mußte. Er ſuchte ſogleich einen erfahrenen Mann auf, verhehlte ihm jedoch ſein Begegniß und befragte ihn im Allgemeinen, wie man vergrabene und verwünſchte Schätze zu heben vermöge. Die Antwort war, daß man darnach ſtillſchweigend an einem Freitage ſuchen müſſe, weil da die Erde Alles, Todtes und Lebendiges, aus ihrem Inneren ſelber herauszuſtoßen ſtrebe. So gieng er denn am nächſten Freitag heimlich hinaus und ſetzte dem Weidenſtrunk mit Reithaue und Schaufel ſo lange zu, bis dieſer ſtürzte. Ein großer geſchloſſener Kupferkeſſel kam zum Vorſchein, auf beiden Seiten mit einem mächtigen Oehr verſehen, das wie zum Heben gemacht war. Oben auf glich der Deckel einem Blumentopfe, und ein Roſenſtock mit neunzehn weißen Roſen ſtand drinnen in Blüthe. Er wollte zuerſt den Blumentopf entfernen, der aber faſt ſelbſt wie angewachſen. Dann zerrte er am Roſenſtock, aber nicht einmal ein Blättchen ließ ſich biegen. Auch der Keſſel ſtand wie eingemauert. Nun blieb freilich nichts andres übrig, als eilend heim zu laufen und den Bruder zu Hülfe zu holen. Zuſammen ſchleppten ſie einen Wiesbaum herbei, ſteckten ihn durch das eine Oehr des Keſſels und begannen an beiden Enden ſtehend mit vereinter Kraft zu lüpfen. Langſam hob ſich das Gefäß und erreichte den Rand der Grube. Der Aeltere ſtemmte das Knie in den Boden und die Achſel unter den Wiesbaum, dann zum letztenmal anſetzend rief er, ſich und ſeinen Bruder befeuernd: Lupf, mer händ's ſchier gar! Kaum war dies unzeitige Wort heraus, ſo ſplitterte der Wiesbaum entzwei, der Keſſel ſtürzte unter ſeinen eigenen Schutt zurück und der gefällte Weidenbaum ſtellte ſich ſteifſteif wieder drauf. Dem Schreier aber hatte noch dazu der brechende Hebel die Schulter übel zerſchlagen. Doch es verzogen nur etliche Tage, ſo war er ſchon wieder heil und machte ſich aus dem Hauſe, um, wie er ſeiner warnenden Mutter angab, auf dem Ruckfelde nach dem Stand der Saaten zu ſehen. Er gieng aber nur dem Schloßgraben zu; dort traf er die Jungfrau abermals. Sie lehnte an einem Felſen und hatte darauf, als wäre ſie vom Tragen müde, ihre Marktzeine, einen flachen Korb, den man auf dem Kopfe trägt, abgeſtellt; die Waare drinnen war mit einem gar feinen Tüchlein überdeckt. Schweigend bedeutete ſie ihm, er möge herbeikommen, um

ihr die Seine wieder auf den Kopf zu heben. Er verstand den Wink und hob; das Körbchen schien leicht, wie eine Feder. In diesem Augenblicke handigte sie ihm, um die eine Hand, mit der sie sich den Tragring am Kopfe zurecht legte, frei zu bekommen, ihren Schlüsselbund ein. Während er mit Begier nach diesem griff, mit dem er nun das Ziel aller Wünsche in Händen hielt, konnte der habsüchtige Heuchler nicht anders, er meinte, er müsse doch auch was Artiges dafür entgegnen, und fieng seine verkehrte Bauernphrase an: Er händ aber au schwer, Jumpfere! Jetzt begann ein grimmiges Brennen in allen Fingern des plumpen Lügners, schreiend schleuderte er die Schlüssel weg ins Gebüsch, um sie nie mehr zu finden, die Jungfrau war verschwunden. So hat der Thor dreimal durch das unzeitige Geplauder des Geizes sein Glück verscherzt und nichts davon getragen als an der Hand das Brandmal von neunzehn großen Hausschlüsseln, das ihm denn auch zeitlebens verblieben ist.

An einer Seite jenes begebenheitsreichen Burggrabens wachsen einige besonders starke Spill- oder Spindelbäume, die man auch Pfaffenkäppchen nennt, und man behauptet, die Erlösung der Jungfrau sei an ein solches „Chäppelibäumli" geknüpft. Allein dazu soll dasselbe an einem Charfreitag aufgestückt, nämlich an den Aesten so abgestutzt werden, daß es vorerst langsam abtrocknen kann, dann muß man es am gleichen heiligen Tage übers Jahr umbauen und zu einer Wiege verzimmern, in welcher ein Knabe aufgenährt werden müßte, der an einem Sonntage und zwar bei besonderer Conjunktur der Gestirne geboren sein soll. Und das erst würde der herzhafte Mann werden, der alle Gefahren und Zufälle dieses Erlösungswerkes wirklich bestände. Ein solches Bäumchen nun wollte der Drechsler vom Nachbarorte Töttingen einst hier heimlich umbauen und bei Nacht in seine Werkstatt fortschleppen. Da sah er plötzlich die gefürchtete Jungfrau vor sich. Als Holzfrevler und noch dazu im fremden Gemeindebanne hatte er in diesem Augenblicke ein doppelt böses Gewissen niederzukämpfen; doch blieb er besonnen genug, sie nicht anzureden, sondern erst ihr Wort abzuwarten. Ihr fangt es muthig an, um reich zu werden, sagte sie; allein ehe Euch das Bäumchen da nützen kann, müßtet Ihr vorher noch drei Dinge abgemacht haben. Bleibt Ihr bei denselben eben so ohne Scheu, wie jetzt, so habt Ihr nichts zu befürchten, und diese drei Proben könnt Ihr nächsten Samstag hier erfahren.

Am festgesetzten Tage trafen sich die Beiden wieder. Die Jungfrau hatte diesmal ihr schwarzes Hündchen mit dem rothen Halsbande bei sich. Schweigend führte sie den Drechsler am Schloßberg zu

einem eisernen Thore und öffnete es mit einem der Schlüssel aus ihrem Bunde. Hier trat man zuerst in einen unterirdischen Gang; doch schien derselbe gleichwohl ohne Gewölbe zu sein; denn Sterne schimmerten durch die Decke herein. Dann gieng's zu einem Saal, dessen Größe durch manches Hundert Spiegelkerzen sich ganz endlos machte. Ringsum an den leuchtenden Wänden saß eine Reihe uralter Männer mit gesenkten Häuptern zum Schlaf eingenickt. An der Rückwand aber stand ein großer eiserner Trog, auf den das schwarze Hündlein alsobald hinauf sprang. Vorerst ist da nichts anderes zu thun, sprach die Jungfrau, als dieses Hündchen zu küssen. Der Drechsler that's bereitwillig, während dem der Hund das rothe Zünglein hervorstreckte und ihm die Stirne dankbarlich beleckte. Dann schlugen die schlafenden Männer ihre Augen auf und begannen zu lächeln. Aber sogleich gieng es von da um einen Saal weiter. Der war voll schlafender Jünglinge und Jungfrauen, letztere alle ganz ähnlich der Führerin, nur daß sie keine Schlüssel trugen und ihre Haare nicht so lang und glänzend hinabwallten. Auch hier war Alles kerzenhell und ein anderer Eichentrog stand da, noch größer als der erste. Auf diesen setzte sich diesmal die Jungfrau selber und befahl sie zu küssen. Der Mann that's, aber ihre Lippen waren entsetzlich kalt. Freudig schlugen nun auch die Jünglinge ihre Augen auf, ein seliges Lächeln stand auf den Mienen der Jungfrauen. Die Herrin stieg vom Troge herab, belobte den Mann, sprach ihm Muth ein und führte ihn fort in den dritten Saal. Der war weitaus der schönste, erhellt nicht mit Kerzen, sondern wie mit einem milchigen körperlichen Lichte, das eine Unzahl kleiner Kinder beschien, die ringsum schlummerten. Im Hintergrunde mangelte abermals der Eichentrog nicht, aber vor demselben lag diesmal eine gewaltige Schlange, zusammengerollt wie ein langes Schiffertau. So wie der Mann sich näherte, stellte sie sich ringförmig auf Hals und Schwanz empor und spie Feuer. Er wagte es und schritt mitten durch den aufgebäumten Kreis ihres Leibes hindurch zum Eisentrog. Hier lag, was er nunmehr küssen sollte, die große Ungestalt einer geduneten Dorschkröte. Ihr Leib glich einer Bütte, ihre Augen waren wie Milchbecken, ihr Balg spielte in allen Farben. Als er es dennoch versuchte und sich hinabbog, gewahrte er vor sich den zerfahrenen Rücken des häßlichen Thieres, ähnlich dem übervollen Zweige eines Nußbaumes, und mit Grausen trat er einen Schritt zurück. Jetzt schlugen die schlummernden Kinder ihre Augen nicht auf, sondern ein Wimmern durchlief den Saal. Die Jungfrau dagegen schrie laut, zerrang die Hände, und im Augenblicke war ihr blendend weißes Kleid kohlschwarz geworden. Der Glanz der Wände

dunkelte, droben im Berge brach ein Krachen los, der Drechsler stürzte betäubt zusammen. Es war Mittag, als er wieder erwachte und sich in einem Fuchsloch im Scheibengraben liegen fand. Mit Mühe kroch er hervor. Ergraut an Haar und Bart, ganz gealtert kam er heim. Ein Fieber warf ihn aufs Krankenbette und man mußte ihn in seinem Irrsinn hüten. In einer unbewachten Stunde entsprang er wieder aus dem Bette, und da ihn die Seinigen suchten, traf man ihn den weiten Weg zum Schloßberge gelaufen, wie er am Graben stand und in die Luft hinein redete. Unter Thränen bat er die Herzukommenden, ihn nur noch bis zum eisernen Thore zu führen. So ward er.

So mißrät auch Geistern ihr Lieblingsplan, denn das Werkzeug, dessen sie zu seiner Ausführung bedurfen, bleibt der eigenwillige Mensch. Seine Kurzsichtigkeit kreuzt ihre berechneten Wunsche; seine unzeitige Einmischung, sein nicht verlangtes Besserwissen und sein voreiliges Vertagen raubt ihrem und seinem Glücke das Recht. Ob er gehorsamen oder widerstreben will, sich ereifert oder in Lässigkeit zurücksinkt, sie geschieht es nicht gegen oder für das Große der Pflicht und der That; nicht die volle und ganze Leidenschaft ist es, die ihn lenkt, sondern die einseitige, die bedenkende, die bereuende, und diese verkürzt ihm und Andern stets den Erfolg. Er erkennt dies selbst und dem bewussten, daß es eine Gottheit besser hinauszuführen wissen werde. Dasselbe wollen auch die weiter folgenden Erzählungen von der Schlüsseljungfrau ausdrücken.

Wenn das Neujahr herannaht, so treten die vermöglicheren jungen Leute von Tegerfelden zur Feier des lustigen Berchtoldstages in einen Verein zusammen, welcher die Bechtelisgesellschaft heißt. Als schmuck ausgeputzte Rebleute und Stitzenträger erscheinen sie vor den Häusern aller bemittelten Einwohner, um ihre Beglückwünschungen herzusagen und einen ‚Kunsttan' aufzuführen. Sind ihnen dafür dann die Stitzen überall im Keller mit Wein gefüllt, so ziehen sie ab und leeren diese wieder in den Hütten der Aermeren mildthätig um; denn eine so weinreiche Gegend will bei der allgemeinen Fröhlichkeit auch den Durstigen, der keine Rebberge besitzt, nicht ungelabt lassen. Zum Schlusse singen sie als kunstgerechter Männerchor ihrem eigens versammelten Gemeinderath noch das Neujahr an und überreichen da einen gewaltigen Fierring, frischdampfend und so umfangsreich, als ihn irgend ein Backofen hervorbringt. Als Ehrengabe erhalten sie dafür einen halben Saum Gemeindewein dekretirt. Dieser wird dann Abends gemeinschaftlich verzecht, und jeder Bursche läßt dazu seine auserwählte Tänzerin durch einen eigenen Abgeordneten unter mancherlei

Artigkeiten ins Wirthshaus herüber abholen. An einem ſolchen Rechtelisabend nahm der Müllerknecht Hans ſeinen beſten Rock aus der Truhe, ſteckte den erſparten Lohn in den Sack und machte ſich gleichfalls hinüber auf den Tanzboden. Da er nicht zur Geſellſchaft des Neujahrsvereines gehörte, ſo hatte er diesmal kein Mädchen zum Tanze zu führen, und als er jetzt ein paar zu einem Reihen bat, wieſen ſie ihn nacheinander ab. Heute tanzt man mit keinem Wälder! erwiederten ihm dieſe Sprechen mit übel angebrachtem Scherz. Denn Hans war aus dem Schwarzwalde gebürtig und galt ſo im Dorfe ſtets als ein blos geduldeter, nebenangeſetzter Fremder. Dies verdroß ihn heute ſehr. Ei, ſagte er zuletzt empfindlich, ſo muß ich eben mir eine ſolche Tänzerin verſchaffen, wie noch keine hier ſitzt, und ging aufgebracht davon. Er hielt ſich ſelber für ein Sonntagskind, das ſieben Geiſterſtier nicht zu ſcheuen hat, und ſo lief er geraden Weges zum Schloß. Hier warf er nur drei Weidenzweige über die Schulter ins Waſſer, und ſchon war die Jungfrau vor ihm. Dieſer klagte er ſein Leid und bat ſie auf drei Tänze mit ihm zu kommen; Schlag elf wolle er ſie wieder heimführen, drei ſchwere Proben laſſe er ſich auferlegen, nur diesmal ſolle ſie ihn an den ſchnippiſchen Mädchen rächen. Unter dieſen Bedingungen folgte ſie ihm. Als das Paar in den Saal trat, zogen alle ehrerbietig den Hut ab, während die Dorfſitte will, daß man ihn gerade an dieſem Abend beſtändig aufbehält, weil ein hübſcher Strauß von der Liebſten drauf ſteckt. Alles ward ſtille, den Mädchen kam der Müllersknecht noch einmal ſo ſchön vor, und die Männer hatten nur Augen für die wunderfremde Jungfrau. So tanzte das Paar zuſammen drei Gänge, und ſchweigend, wie es gekommen, verließ es wieder die Staunenden. Jetzt hatte Hans ſein Müthchen gekühlt; nun aber erſt handelte es ſich um ſeinen wirklichen Muth. Am Burgſtall angelangt führte ihn die Jungfrau durch drei verſchiedene Gemächer, deren Eiſenthore ihre Schlüſſel öffneten, zeigte ihm da die Schaar müder Greiſe, dort die Reihe blühender Jünglinge und Jungfrauen, alle in regungsloſem Schlummer den Kopf in die Hand geſtützt; und als ſie zur Unzahl der niedlichen Wickelkinder kam, da ſchwankte ihr die Stimme und ſie ſprach jammernd:

Sieh, ſo ſündigt der Stolz! Dieſe liebeweckenden Kindlein da ſind mir nicht erweckt worden. So zahllos, wie jene blühenden Jünglinge und Jungfrauen hätte unſer Stamm an Nachkommen werden ſollen. Dieſe Greiſe alle waren einſt meine Freier, ſämmtlich haben ſie um mich geworben; aber ſo groß war unſere Verblendung, daß wir ſie alle ins Verderben geſchickt haben. Denn das gefiel meiner Eitelkeit,

wenn hier täglich die Ritter schaarenweise einzogen, und das behagte dem Dünkel der Meinen, wenn ich täglich jeden neuen Werber ausschlug, der nicht im Stande war, dreimal unsere Burg auf ihren jähen Felsen zu umreiten. Alle stürzten sie hinab und fanden im Flusse den Tod. Dann erschien einer und vollführte das Wagestück, und die Mutter selbst reichte uns den Verlobungstrank. Aber zugleich schämte sie sich dieses namenlosen Freiers und hatte heimlich ein betäubendes Kraut in unsern Wein gemischt. Während ich unerweckbar schlief, riß man den Jüngling von meiner Seite und ließ ihn über die nächtlichen Burgfelsen stürzen. Hier büt ich nun diese Opfer unsers Muthwillens und mir fehlt der Erlöser, wenn dein Vorsatz nicht ausreicht. Dorten jenes Hündlein auf dem Troge sollst du küssen und mich zu ihm hinaufheben. Ist dies geschehen, so nimmst du allen diesen Mädchen ein Haar aus der Locke, jedem dieser Greise ein Haar aus dem Barte, und jegliches hast du einzeln hinaus in den Bach zu tragen, noch bevor es im Dorfe zwölfe schlagen wird. Beeile dich, denn mit dem ersten Glockenschlage schließen sich diese verwünschten Thore wieder!

Entschlossen machte sich der Müller ans Werk. Es galt kein langes Besinnen, denn schon war es elf Uhr gewesen, als er mit der Jungfrau den Tanzplatz verließ. Jetzt mochte sich das Hündchen in allerlei Gestalten verwandeln, er blieb fest und küßte es; die Jungfrau ward schwerer und schwerer, aber er entsetzte sich nicht, verdoppelte seine Kraft und hob sie in einem Schwunge auf den Eichentrog. Er zupfte der Unzahl der Mädchenlocken, endlich auch den Greisen das Härchen weg und trugs einzeln zum Bache. Nur noch zwei Bärte sind übrig, nur von diesen soll er noch zwei graue Haare in die Surb werfen, und eben springt er mit dem verletzten durchs dritte Eisenthor zum Berg hinaus. Da schlägt's in Tegerfelden zwölf Uhr, und krachend fahren hinter seiner Ferse die Thüren auf immer zu. Er stand wie versteinert. Erschöpfung, Jammer und der grimmige Frost der Januarnacht trieben ihn zuletzt heim. Er erlebte den nächsten Bechtelistag nicht mehr, man fand ihn eines Morgens todt zwischen den Mahlgängen umgesunken. Der Arme, dem es schon zu schwer geworden war, vom Bauernstolze schief angesehen und bei den Dorfmädchen verschmäht zu sein, war freilich nicht vermögend, die Verwünschte vom Fluche ihrer eigenen Eitelkeit zu befreien. So vertanzte er prunkend am Arme der Jungfrau eine kostbare Stunde und hatte damit sich selber schon um den größern Theil der Zeit betrogen, der für die kurze Erlösungsfrist übrig war.

Nun ist noch von derjenigen Art der Menschen zu erzählen, die

man bloß die guten Menschen nennt, weil ihnen nichts besseres nachzurühmen ist, als daß ihnen das schwache Herz immer zur Unzeit überläuft.

Ein Tegerfelder Familienvater war in dem benachbarten Städtchen Waldshut zu Markt gewesen und kehrte nun des Abends nach Hause. Von Dettingen aus schlug er den kürzeren Heimweg über das Ried ein und kam so der Surbe nach durch die Schwabenwiese her. Es war eine laue Sommernacht, das Mondlicht warf die Schatten der Ruine in zackigen Streifen auf die Bächlimatte, mit silbernem Staub schäumte das Flüßchen daneben über die Klippen. Da klirrte es plötzlich zur Seite hinter den dichtstehenden Bäumen, und der Mann hielt stille. Als er aber die nächsten Zweige der Salweiden forschend auseinander bog, stieg zwischen ihnen ein weißes Wölklein empor. Die Jungfrau, von Kopf bis zu den Füßen in wallenden Gewändern, stand ihm gegenüber. Am Gürtel hieng ihr der Schlüsselbund, daneben steckte ein Strauß von Weidenröschen, die bis in die Stiele hinein wie mit einem rothen Hauche überzogen waren. Sie nahm aus dem Fürtuche ein silbernes Schwegelpfeifchen hervor, setzte es sacht und würdevoll an und begann eine so rührend schöne Weise zu spielen, daß der Mann tief ergriffen wurde und herzlich drüber weinen mußte. Aber auch die Waldthiere wurden davon bewegt. Drüben am Ufer fieng es an zu plätschern, ein Hirsch stieg in die strudelnde Surb, blies die Wellen mächtig auseinander und kam heran gerudert. Kein Härchen an ihm war naß, als sich der schneeweiße Edelhirsch zu Füßen der Jungfrau niederlegte. Sie streute ihm die Weidenröschen vor und er aß sie mit Lust; dann nahm sie eine doldenreiche Hopfenranke vom Busche herab, legte sie ihm ums Geweih und knotete sie wieder im Rücken als Zaum zusammen, hierauf brach sie sich einen Baldrianstengel und setzte sich mit dieser Gerte dem ruhenden Thiere auf den Rücken. Alsbald erhob sich der Zelter und lief leichten Schrittes mit ihr den Berg hinauf. Oben bog sie rechts und ritt gegen den Thurm; sie verschwand hier einen Moment hinter dem Gemäuer, kam aber sogleich wieder zum Vorschein, und herum gieng's nun im Kreise auf allen Trümmern und Kanten rings ums Schloß. Neunzehnmal ritt sie so nach einander um die Zinken, dann kam sie in gestrecktem Laufe die jähen Flühen herunter zum Bache, der Hirsch legte sich und die kühne Reiterin stieg ab. Sie entzäumte ihn, zerknitterte Zügel und Gerte in kleine Stückchen und warf sie in die Surb; dann gab sie dem Thiere mit der Hand einen sanften Schlag, und als ob es sich hoch geehrt fühlte, war's mit einem fröhlichen Satz im Dickicht verschwunden. Nun begann erst ihr Mädchengeschäft.

Sie löste ein Stirnband auf und ließ ihr helles Haar frei wallen. So oft sie dann den Goldkamm durch die Locken zog, streifte sie von den tiefen Zweigen ihres Lieblingsbaumes den Erlenhonig ab *) und bestrich sich damit die Scheitel; wiederholt bemaß sie dann im Spiegel des mondhellen Wassers, wie weit das Haar den Rücken hinab walle, wie weit es die Spitzen der Grashalme erreiche. Ueber solcher Herrlichkeit vergaß der zuschauende Mann alles, gebannt stand er da und dachte nicht daran, was ihm dabei die gütige Jungfrau selber zu bescheeren wünschte. Hätte er nur ein Stückchen vom süßen Marktbrod, das er seinen Kindern heimtrug, oder nur sein Paternoster im Sacke in den Kreis geworfen, so wäre Schwegelpfeife, Stirnband und Goldkamm sein gewesen. Indessen schritt sie trocknen Fußes über die Surbe fort und sang im Dahinschweben ein Lied, von dem der herzlich ergriffene Mann sich nur ein einziges Gesätze merken konnte, das er in seiner Mundart so angab:

O Erli, liebi Erli,
Es gohi no hundert Johr:
Denn stricht den Bodde warli
Mis gèles Chrüzelhör.
Und lampet's denn am Bodde,
So sind' i mini Rueh
Und chon in Himmel grothe,
Und du zum Oefell zue.

Mit diesen Schlußworten meinte sie ihre Erle, den Schicksalsbaum, der einst an ihrem Erlösungstage umgehauen und im Ofen verbrannt sein werde. Aber dieser Baum steht noch, obschon seitdem wieder an hundert Jahre verflossen sein mögen. Ja wohl noch länger muß es her sein, denn auch die Melodie ihres Liedes, die früherhin einige alte Leute noch zu singen wußten, ist nun schon vergessen. Also ist auch die arme Wandlerin noch nicht zur Ruhe gebracht. Zu allerletzt hat sie noch ein Brunnenbube von Döttingen gesehen, als er vom Taglohn in Tegerfelden Abends in sein Dorf heimgieng; seine Verwandten gedenken der Angst und des Zweifels noch wohl, womit er sich nachher über seine Seligkeit zergrübelte und sich das Leben verbitterte. Da pflegte sie, begann er in seiner Erzählung, ebenfalls ihren verwegenen Ritt um die Schloßzacken zu machen. Dann aber habe sie die weißen Gewänder abgeworfen und sei zum Bade in die Surb gestiegen. Da sei sie denn überall um vieles schöner anzuschauen gewesen, denn ein anderes Menschenkind, nur gerade an den

*) hungen gilt mundartlich von Bäumen, deren großgetriebene Knospen vor Trockenheit nicht aufgehen. Stalder 2, 63.

Füßen nicht; denn diese, so viel man im mondhellen Gewässer wahrnehmen konnte — und der liebe Gott wolle es ihm nicht dereinst im Himmel anrechnen! — hätten Gänsefüßen geglichen.

So hat man also nach so vielen Begebenheiten am Ende erst den Grund einer einzigen erfahren; man weiß jetzt erst, warum sich die Jungfrau einst das Maß zu den Stöckleinschuhen nicht hatte nehmen lassen. Wenn sogar der Hilfbereite und Dienstfertige unter den Menschen so spät zum Verständnisse der wenigen Wünsche gelangt, die ihm die Jungfrau nahe legen kann, wie lange wird sie dann noch schmachten müßen unter den Täuschungen, die ihr der Eigensüchtige, und unter den Mißverständnissen, die ihr der Feige und Gleichgiltige bereitet? Alle versuchten Wege sind ihr daher mißlungen. Die Messen, die für ihre Seelenruhe gestiftet waren, sind von der Folgezeit vergessen, selbst das eine Vaterunser nicht einmal ist so gebetet worden, wie sie bescheiden genug es begehrt hat. Immer wieder wendet sie sich von denen, die sie schon bereichert hat, zu den Armen zurück, immer hofft sie auf's Neue, es werde der Menschendank bei den Verlassenen dauerhafter sein. Sie läßt sich herab bis zum fremden Mahlknechte, zum Schwarzwälder, zum Brunnenbuben, bis herunter zum verachteten Heimatlosen. Aber auch der Arme noch ist eitel. Der Müllerbursche und der Schustergeselle möchten vor allem bei den Dorfmädchen gelten; der Korbflechter schlägt zwar die Bauernmädchen nicht hoch an, um so höher aber sein Bürgerrecht im Himmel, er pocht auf seine Seligkeit, so lange ihm dasjenige im Dorfe nicht zusteht. Dann aber prahlt er mit seiner Ahnenreihe von zigeunerhaften Vagabunden noch in dem Ortsbürgerrechte fort, in dessen Besitz er durch das Gold der Jungfrau gekommen ist. Ihnen allen fehlt der Edelmuth. Der eine der Erlöser geht durch unzeitige Plauderhaftigkeit leer aus, der andre betrügt sich selbst durch grobe Habgier, die Begierden des Dritten zerstören einen schon weit gediehenen Plan; jeder meint sich selbst, keiner gedenkt dabei der Jungfrau. Das gute Herz, auf das sie etwa noch stößt, ist das des rathlosen Kindes, oder des weichherzigen Menschen; dem einen erstarrt sein junges Herz vor grundloser Angst, dem andern zerfließt sein altes in erfolglosen Rührungsthränen. An einem einzigen Härchen hängt zuletzt noch das Gelingen; da aber verrinnt über des Befreiers Selbstgefälligkeit die letzte Rettungsfrist, und die allmächtige Stunde erweist sich dann stärker, als der verspätete Menschenmuth und als der ganze Zauber des Geisterreiches. Und doch ist die Jungfrau noch immer nicht hoffnungslos. Ihr Glaube hängt an jenem Spindelbaum, welcher demjenigen zur Wiege werden soll, dessen starker Wille einst bis zum letzten Kusse ausdauern

wird. Diese Hoffnung der Geister oder dieser Glaube der Sage kann auch uns nicht fremd sein; auch wir erwarten das größte Gelingen von der opferbereiten Liebe. Denn, wenn wahre Liebe ein höherer Heldenmuth ist, so liegt ihre Siegeskraft, wie hier erzählt worden ist, im Erlösungskuß.

Von dem Zauberhirschen, auf welchem die Jungfrau durch die Surbe und um die obersten Zacken der Burgruine reitet, ist ausführlich gehandelt, Anmerk. No. 413 a. „Alabirzi". Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Schlüsseljungfrau die Frau Berchta selbst ist, daher wird auch die Hauptbegebenheit dieser Erzählung, die Erlösung der verwünschten Jungfrau, auf den Berchtelistag angesetzt, welcher am 2. Januar als Nachneujahr gefeiert wird und schon abd. als Perahtastac gegolten hat. Do der obrist tag kam, den wir den perhtag nennen hie. Pez, zur Reimchronik des Ottokar v. Horneck, cap. 811. Die Perchtennacht: giperahta naht. Diut. 3, 311. Frau Perahta hieß die Leuchtende, später schlechtweg die Weiße Frau. Sie ist die Göttin des häuslichen Lebens, überwacht Weib, Kind und Magd, straft die Arbeitsläßigen, schützt den Korn- und Flachsbau, Rocken und Pflug ist ihr geheiligt, sie stiftet Ehen und giebt den Kindersegen, die noch Ungeborenen verwahrt sie bei sich, die unmündig Verstorbenen holt sie wieder zu sich ab. Wenn ihr Festtag kommt zur Zeit der Zwölften, spannt sich daher das Volk vor Wagen und Pflug, führt fröhliche Scheingefechte auf, backt Kuchen, und reitet, fährt und rennt nach dem Preistuche, wie die Göttin selbst theils geritten, theils gefahren kommt. Es hat sich aber Berthas Götterwesen nicht ganz selbständig bewahrt und geht mehrfach in das Wesen der Göttinnen Frigga und Freyja über, und so gestaltet sich Bertha zur eigentlichen Frau, zur Himmels- und Höllenherrin. Der Frigg, als der Gemahlin Odhinns kommt der Schlüsselbund zu, weil sie als Himmelsschaffnerin für der Götter Hausbalt zu sorgen hat. So ist auch die Schlüsseljungfrau die Beschließerin und Schaffnerin für die im Schloßberge versammelten Ritter (die Einherjar), welche ihretwegen einst in Kampf und Wettritt das Leben dran gegeben hatten. Hiemit steht man bereits bei den Sagen vom Venus-, vom Horsel- und Kiffhäuserberge, welche solche Seelenheere in sich verschließen. Der Wuotan, der als der Frau Venus, als der Frau Holda Gemahl mit ihr im Berge sitzt, ist selber ein Greis, wie hier im Tegerfelder Schloßberge ein ganzer Saal voll Greise schläft; daher heißt es im Tannhäuserliede von diesem Venusberge:

Tannhäuser, wellt ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von dem Greisen.

Auch der Göttin Freyja Wohnung heißt Volkswang, d. i. Sammelplatz aller Seelen, und ihr Saal oder Gemach heißt sitzräumig und unaufschließbar (Wolf, hess. Sag. No. 12). Sie ist einem nicht göttlichen Manne vermählt, dem Odur, und da er sie verlassen hat, sucht sie ihn durch die ganze Welt, ihm gold'ne Thränen nachweinend, und heißt daher die Thränenschöne. So trägt der Frauen Holl Stein tiefe Furchen von den bittern Zähren, welche Frau Holl über ihren Mann geweint, und die Weiße Frau auf Breuberg ist eine Ritterstochter, die zur Strafe dafür umgehen muß, daß sie ihr ganzes Leben nutzlos um den Geliebten

vertrauert hat. Wolf, deſſ. Sag. No. 12, 51. Freyja trägt einen allen Göttern koſtbaren Halsſchmuck, eine perlengeſchmückte Prioneſtel. Solcher Einzelheiten gedenkt unſere Sage, pag. 152. Untröſtlich weint die Schlüſſeljungfrau immerdar ihrem verlorenen Bräutigam nach, ſie wohnt hinter eiſernen Thüren, um ſie ſchlafen in dreifachen Sälen die Geiſter dreier Menſchenalter. Die koſtbaren Stücke ihrer Tracht verſchenkt ſie, ſie läßt den Ring vom Finger ins Waſſer gleiten für den glücklichen Finder, oder wirft ihre ſeltene Prisneſtel ins Gras, und nur dann kann ſie die Todtengewölbe verlaſſen, wenn einſtens ein Erlöſer treu und furchtlos bis zum letzten Kuſſe bei ihr aushält. So verkündet ſie als eine Göttin der Liebe die erlöſende Macht, welche im Kuſſe liegt. Myth. 921, 1055. Nach dem Hirſchen, auf dem ſie reitet, iſt nardus stricta das Hirſchhaar genannt, wie nach ihren langen Locken das Farrenkraut isländiſch Freyjuhaar, däniſch Fruehaar, deutſch Venus- und Mariengras heißt. Orchiden bietet ſie den ihr begegnenden Menſchen dar, eine Blume, die nach dem Schmerz der Göttin ſelber Frauenthräne, nach dem darin wohnenden Liebeszauber aber auch Marienhand, Chriſtbändlein, isl. Friggjargras, ſonſt Hionagras, Ehekraut genannt wird (Myth. 198, 280, 279); und jener auffallende Schlüſſel, der in ihrer Krone wie zum Umdrehen ſteckt, weiſet auf die Schlüſſelblume hin, auf deren Berührung alle verzauberten Schätze ſich öffnen. Zu dieſem Gleichniſſe zwiſchen unſerer oberdeutſchen Berchta und der nordiſchen Frigg ſtebt aber noch außerdem beſtätigend die Sprache. Dem altſ. neutrum fri (mulier formosa. Myth. 279) entſpricht ſchweizeriſch unser verwaist erſcheinendes adverb. frein pulcher, frein venustus. Stalder 1, 396. Freyjas Name beſagt die erfreuende, Holdas die holde, Friggs die ſchöne, Berchtas die ſtrahlende, und ſo fehlt uns nicht einmal eine Frau Irene, die man am Verenatage anruft (vgl. No. 9, pag. 14), und deren Wohnung die höchſten Gebirgskämme ſind, wie die Sage vom Vreneligärtli in den Glariden ausweiſt, ein ehemaliges Paradies, das nun unter Gletſchern begraben iſt.

Die Schlüſſeljungfrau ſchwankt zwiſchen einer Lebens- und einer Todesgöttin, ſie trägt das blendend weiße Gewand Seliger, aber es wird ſchwarz, ſo oft ſie in neuen Kummer verfällt. So ſchwanken auch die ihr geweihten äußeren Dinge unſicher zwiſchen fruchtbringenden heilſamen Wirkungen und zwiſchen verderblichen. Dies erhellt aus Folgendem.

Der Jungfrau Erlöſung hangt an Erlen- und Weidenbaum, den mit dem Frühlinge zuerſt ausſchlagenden. Aber ihr Schickſalsbaum iſt zugleich der Spindelbaum, Mutſchelle, Pfaffenkäppchen genannt (Evonymus europaeus), vor deſſen verderblicher Wirkung die Griechen Scheu trugen, die ihm deshalb den Namen „von guter Vorbedeutung“ gaben. Seine rothen Blüthenkapſeln tragen unſere Kinder als Halsſchnürchen; der Samen, zerſtoßen und unter Schweinefett (Bargenſchmeer) gemiſcht, dient zugleich als Salbe gegen Kinderſchorf. Die Jungfrau verſchenkt weiße und gelbe Bohnen; ſie ſind das Sinnbild geſchlechtlicher Fruchtbarkeit, aber die ſchwarze oder blaue Bohne iſt zugleich das des Todes (vgl. No. 110). Sie breitet Linnen in die Sonne. Damit deutet ſie ſowohl auf das ihr geheiligte Geſchäft des Webens und Spinnens (Kuhn, nordd. Sag. No. 245), wie auch auf das Schickſals- und Todtenhemde hin für die in ihren Bergräumen angehäuften Seelen (Myth. 1053). Als eine die Seelen abholende

Göttin bestellt sie sich beim Schuhmacher ein paar Laschenschuhe, solche mit ausgeschnittener Hundzunge, welche geröthet ist, nhd. lösch, ahd. lougo, rubricata pellis (Hoffmann, Sumerlaten 15, 12). Hiebei ist der rothe Brautschuh nicht zu übersehen, der dieser Jungfrau, die mit dem Müllerburschen zum Tanze geht, als einer Liebesgöttin zukommt; aber auch der Todtenschuh steht zunächst, mit welchem die Seele den unermeßlich weiten Weg ins Schattenreich zurückzulegen hat, pag. 231 (Aargau. Kinder-Spr., Abthl. 4, „Was man mit ins Grab giebt"). Der tüfel ferbieß einem alten weib ein nüw par schuh — da bot er ir das par schuh an einer stangen über den bach. Geiler, Narrenschiff 1520, Bl. 34. Ueber dieses Verlangen der Geister, daß man ihnen Schuhe bringe oder opfere, handelt ausführlicher Abthl. V. Anmerk. No. 213, 32. und No. 489. Aehnlich verhält es sich mit dem Pfeifchen, das die Jungfrau verschenkt, damit man mit dessen Tone ihr rufen könne. Auch der Dame von Greiffenstein, die als Frau Kröte den goldenen Schatzschlüssel trägt, muß so durch ein Flageolet geblasen werden. Stöber, elsaß. Sag. No. 190. Am Ilsenstein legt die verzauberte Bergfrau einen Sack voll Goldstapeln aus und daneben eine Pfeife. Pröhle, Unterharz. Sag. No. 275. Dies ist nicht blos die zum Kirchweihtanz aufblasende Flöte, sondern vielmehr die alles vom Todesschlaf erweckende Pfeife, die Frühlingspfeife, wie sie Knaben sich schneiden (Aargau. Kinder Spr. No. 309), oder jenes Todtenheindli (No. 353), das alles Geschehene zu erzählen vermag, wie es auch der Tod selbst an den Todtentänzen zu blasen pflegt. Eine der Aufgaben, die dem Erlösenden ertheilt werden, besteht darin, allen Schläfern im Geistersaale ein Locken- oder Barthaar auszuziehen, denn damit erzweckt man die Erforschung oder Erfüllung eines schwebenden Orakels. Der Teufel läßt sich von seiner Großmutter drei solche Haare ausraufen, welche golden sind. Myth. 224. Thorkill wagt eben dasselbe an dem riesigen Ugarthiloki. Wolf, Beitr. 1, 137. Drei Haare aus Barbarossa's Bart im Kiffhäuser geholt, verwandeln sich in Goldstangen. Bechstein, DSagb. No. 429. Drei Federn müßen dem Drachen ausgezogen werden. Meier, schwäb. Volks-M. No. 73, pag. 316. Darunter ist der ergraut schlummernde Odhinn abermals gemeint, der Gatte der Frigg, und daher stammt sein Beiname Langbardhr, Harbardhr, Grani (barbatus). Im Albanes. Märchen schickt der König der Oberwelt den jüngsten der drei Brüder in die Unterwelt, um da ein goldenes Haar einer schlafenden Schönen zu holen. Wolf, Ztschr. 1, 380. Bei diesem Erlösergeschäfte verräth sich wieder das wunderbare Erinnerungsvermögen, welches der Volkssage über sich selbst eigen ist. Dieser Erlöser hier ist ein Schwarzwälder Müllerknecht. In Wolfs hess. Sag. No. 63 ist es ein sächsischer Müllerknecht, der die Schatzschlüssel aus dem Rachen der Schlange zu nehmen hat; und ein Kelterknecht, Namens Müller vom Neckar, ist es in Meiers schwäb. Sag. No. 10. Immer sind es Knechte, Jünglinge, Kinder, d. h. noch reine Seelen, denn nur sie sind erlösungskräftig. Bedeutsam ist auch, daß die Jungfrau ihr eignes Haupthaar dem armen Fischer zur Angelschnur verknüpft, worauf derselbe damit seinen reichen Fischfang macht. So läßt sich Brahma von Manu als Fisch fangen; in unserem Kindermärchen aber ist es der Butt und Hecht, welcher einen Fischer allmählich zu der höchsten Würde erhebt und dann wieder in die erste Armuth zurückversetzt, da dieser sich von Geiz geplagt von Gott ab-

wendet. Myth. 544. Als eine Todtenherrin zeigt sich die Schlüsseljungfrau ferner darin, daß ihre im Berg gehüteten Geister ihr als Vögel nachgeflogen kommen, um sie aus dem mit Menschen begonnenen Gespräche wieder abzurufen. Die Seele ist geflügelt, von Adlern, Raben und Nachtvögeln sind daher die selbst geflügelten Walküren begleitet und eine derselben ist darnach Dämmerhilt genannt. Myth. 394. Nachtigall und Rabe sind daher erscheinende Seelen; dem Dichter Cynewulf gilt selber Christus bei der Himmelfahrt als Vogel, und von den dies Wunder läugnenden Juden sagt der Dichter: Sie kennten des Vogels Flug nicht erkennen. Haupt, Ztschr. 9, 203.

Von den Kleinkinderbäumen, Kinderbrunnen und Erdmännchensteinen, als woher man die Neugeborenen holt, ist in den betreffenden Nummern gehandelt; hier aber ist der ganze Schloßberg ein sogenannter Titistein, worin zweierlei Kinderträge stehen, aus deren einem die Tegerfelder-Ammenfrau die Neugeborenen empfängt, in deren andern die Schloßjungfrau alle unmündig Verstorbenen wieder zurücknimmt. Dieser Trog entspricht der Schatzkiste (eski) der Göttermutter Frigg. So bringt auch die schlesische Spillaholle die faulen Kinder in den Brunnen, und neugeboren kinderlosen Eltern zu. Weinhold, deutsche Frauen, 36. Aehnliche Züge finden sich: Grimm, DS. No. 4. 73. Wolf, Beitr. 1, 162. Hess. Sag. No. 17. 211. Meier, schwäb. Sag. No. 294. Aus den Kindheitsgeistern der Elben treten die Menschen bei der Geburt heraus und in sie kehren sie beim Tode wieder zurück; so denkt sich das Heidenthum die sterbende Kindesseele wieder in das allgemeine Naturleben verflüchtigt. Das nachheidnische Theologem machte sich daraus den sogen. Kindertimbus, und unsere Bevölkerung spricht vom Nebiskratten, von dem Korb im Abyssus, in welchen die unmündige Seele wieder hinabgesteckt werde. Für diese Kleinen im Troge sammelt die Schlüsseljungfrau Honig aus den Frühlingsblumen, aus Engelsüß und Maienglöckchen, auch tragen ihr alle Bienen, so oft sie stoßen, Honig in den Berg. Diese Mythe ist auch dem klassischen Alterthum bekannt. In Kreta, sagt Antoninus liberalis (Verwandlungen, ed. Koch, cap. 19, pag. 27) ist eine Höhle der Bienen, wo Rhea den Zeus gebar; kein Sterblicher darf sie betreten. Dessen erkühnte sich aber Laios, Kerberos und Aigoios, um den meisten Honig auszuziehen. Sie hatten ihren Körper ganz in Eisen gehüllt, und während sie den Honig auszogen, sahen sie die Windeln des Zeus. Aber das Eisen um den Körper zersprang, Zeus donnerte, und nur die Mören und Themis hielten ihn davon ab den Blitz zu schleudern, denn Niemand durfte hier sterben und dadurch den Ort entweihen. Er verwandelte die Erfrechten in Kräben und Schnepfen.

Mit dem vom Schicksalsbaume triefenden Honig bestreicht die Schlüsseljungfrau ihre Locken, mit des Baumes Sprossen füttert sie ihren Lieblingshirschen, und erst wenn einmal dieser Baum unter den gebotenen Bedingungen gefällt und verbrannt sein wird, ist die Jungfrau erlöst. Dies besagt ihr Lied von der Esche:

I cha i himmel g'rotha
und du zum öfeli zue.

So kann auch der Edda gemäß der neue Himmel und die neue Erde für ein glücklicheres Menschen- und Göttergeschlecht erst dann entstehen, wenn die Esche Yggdrasil in jenem allgemeinen Weltbrande des Muspilli verbrannt

sein wird bis auf den Stamm, der Mimameide heißt, d. i. Gedächtnißbaum, Stammbuch. Und während von dieser Welt-Esche der Thau trieft, welcher der Honigfall genannt wird, kennt Grimnismal den auf dem Baume Lärrad vor Odhinns Saal weidenden Hirschen Eikthyrnir, von dessen Geweih unaufhörlich Tropfen in den Brunnen Hvergelmir fallen.

Wie viel von diesen hier behandelten Sagenpunkten noch übrig ist und fortlebt in Glauben, Brauch und Sprache des Landes, dies ist weiter ausgeführt zu lesen in „Oberdeutsche Gemeindefeste und Festbrode". Daraus aber folgt in Kürze ausgehoben hier derjenige einzelne Zug, der dieser Anmerkung am nächsten liegt, die fortbestehende Erinnerung an den Hirschen, auf dem Bertha reitet. Unsere Sage läßt nämlich die historische Notiz einfließen, daß man der Jungfrau von Tegerfelden in der Dorfkirche eine Jahrzeit und Seelenmesse gestiftet hatte, die während der Reformationsunruhen durch einen neuerungssüchtigen Landvogt in Abgang gekommen seien. So entgeht uns zwar die directe Nachricht, daß diese Jungfrau eigene Tempel und Altäre besessen habe, die Legende aber (deren in No. 413 a. weiter gedacht wird) weiß wohl, daß die Hirschenreitende eine Kirchenstifterin gewesen ist, an deren Todestag alljährlich eine Brodspende an alles Volk stattgefunden hatte. Daher backen auch die Tegerfelder Burschе an dem Berchtentage alljährlich einen großen Gierring, überreichen ihn in Procession ihrem Dorfrathe zum Neujahrsgeschenk, und erhalten dagegen einen halben Saum Spendwein geschenkt. Die schöne Gräfin Gisela von Schwabeck hatte alle Freier ausgeschlagen. Es wird schon noch ein anderer kommen, der mir besser gefällt! pflegte sie zu sagen. Dieser Eine aber kam nicht. Da stiftete sie das Kloster Edelstetten und wurde dessen Aebtissin. Aber im Angedenken ihrer frohen Jugend schenkte sie der Stadt Lauingen verschiedene Ortschaften und Güter, und dorten vor dem Hause der Sonnenwirthschaft steht noch der Stein, auf den sie täglich einen großen Laib Brod und ein Messer legen ließ. Jeder Vorübergehende durfte sich nach Gefallen ein Stück davon abschneiden. Sagenb. von Gundelfingen und Lauingen 1849, pag. 34. Mit Eifersucht hält die Göttin auf die Fortführung dieses Brauches. Die Schlüsselbergerin kommt aus ihrem Berge hervor und klirrt mit ihren Schlüsseln den Ortspfarrer aus dem Schlafe, wenn die von ihr gemachte Brodspende an dem anberaumten Tage vergessen wird. Meier, schwäb. Sag. pag. 42. So weiß auch unsere Bertha genau, aus wie viel Jucharten eine jede ihrer Meierrien besteht, die zwischen dem Waatländer-Thurm Gourze und Solothurn liegen, und wie viel Eier die Hennen auf jedem ihrer Höfe gelegt haben. Vulliemin, Kant. Waat 2, pag. 18. Den unordentlich gekämmten Mägden stößt sie den Milchtopf vom Kopfe, faulen Knechten reißt sie die Bettdecke weg, fleißigen schüttet sie eine Schürze und Futterschwinge voll Schätze übers Land aus. So deutlich giebt sie ihren Wunsch zu erkennen, man solle sich rüsten, das ihr geltende Festbrod neu zu backen. Dieses aber besteht in dem Gebildbrod des Gierrings und des Hirzen. In der Stadt Zürich ist dasselbe so altherkömmlich gewesen, daß man seinen Ursprung bis auf Karl d. Gr. zurück versetzte (Müller, schweiz. Alterthüm. 1776), es auch an seinem Namenstage bis 1600 zu backen und allen Häuptern und Bediensteten der Stadt unentgeltlich ins Haus zu schicken fortfuhr. Die weitere Vertheilung desselben übernahm dann bis z. J. 1728 die dortige Metzgerzunft. Zürch. Neujahrsbl.: „Ab dem Muskl-

saal der teutschen Schul." Dieſes Feſtbrod, von dem einläßlicher gehandelt wird in der Schrift Oberdeutſches Gebildbrod, No. 14, heißt bei uns Hirzehörnli und Perchtsbrod: ein nudelförmig in längliche Stücklein gewalkter Teig wird geweihartig mit einer Scheere eingekneipt und aus dem Schmalz heraus gebacken. Um dieſelbe Zeit backt man auch in Steiermark das Weihnachtsbrod in Hirſchform (Weinhold, Weihnachts-Sp. 26) und in Schwaben nennt man daſſelbe Springerlen (Meier, ſchwäb. Sag. 462. 465). Hirſchzungen nennt man bei uns, was anderwärts unter dem Namen Hobelſpäne gilt, fingerbreite, mandelbeſtreute Kuchenſtreifen, die nach dem erſten gelinden Backen heiß über runde Wellhölzer gebogen und geformt werden (Landolt, ſchweiz. Kochb. pag. 497). Bier, Moſt und Wein darf bei ſolchem Backwerk nicht fehlen. Berzelenſchmitte nennt unſere Mundart dasjenige Haus, in welchem man die Gierringe am Bärzelistage um Wein ausſpielt. Berthouds nennt der Waatländer ſein Lieblingsgericht, eine Käſeſchnitte am Feuer gebraten und mit jungem Sauſerwein begoſſen (Vulliemin, Kant. Waat 1, pag. 110). In Mitteldeutſchland zieht die Bierperchte umher und ruft Vollmaß, Vollmaß! Bechſtein, DSagb. No. 510. 588. In Zürich galt die Redensart, einen zum Berchtold führen, einen im Wirthshauſe zechfrei halten, und das alljährliche Freudenmahl auf den Luzerner-Zunftſtuben heißt Bärchtli. Stalder 1, 156. Ein oberdeutſcher Beichtſpiegel erkennt in dieſen Schmäuſen ein der Heidengöttin dargebrachtes Opfer: *also vermunden sich auch, dy an der Perchtnacht der Percht lassen stên essen oder trinchen, das es in dunselh zur wol ergee und in allen dingen gelüchh haben — die der Percht speiss opferni und dem schretlein.* vellingen. Germania 1, 349. 356. 2, 64. Michael Behaimer (Mone, Anzeig. 1835, 448) bringt unter verſchiedenen Aberglaubenszügen ſeiner Zeit auch den vor, daß man dem „*schretzlin an der Berechtnaht seinen tisch richte*". Für die Frau Bert ſtellt man in oberbairiſch Mühldorf am Dreikönig (alſo am Schluſſe der Zwölften) Küchlein auf den Tiſch (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 278) und ebenſo läßt dann der Steiermärker Speiſe übrig für die Perſtelen. Weitere gleichbedeutende Bräuche bei Schmeller, Wb. 1, 194. In dieſer Zeit fanden und finden noch aller Orten die Maskeraden ſtatt, bei denen es beſonders galt, in Hirſchlarven umzulaufen. Die altkirchlichen Verbote namentlich gegen dieſe letztgenannte Mummerei, den Hirſchen zu ſpielen, ſind nicht ſelten: *cervulum seu vitulum facere*, Myth. 1010; auch noch Geiler von Keiſersberg (Narrenſchiff) muß zu ſeiner Zeit gegen dieſen hyrtz, den man herkömmlich zur Faſnacht in der Stadt umführte, als gegen ein Ueberbleibſel heidniſcher Bachanalien ereifert predigen. Dies alles wird um ſo wichtiger, wenn man daran erinnert, daß Thror, der Hirſch, zugleich ein eddiſcher Beiname Odhinns iſt. Und wie dann Wuotan ſelber Jäger wird und eine Jagd anſtellt auf dieſen Hirſchen (wie wir noch das Ueberbleibſel in dem Stregelen-, Polſterlen-, Berchten- und Klauſenjagen haben); wie dann dieſer Hirſch ſich in die ſchönſte Jungfrau entwandelt, und aus „dem wilden Thiere" des Gottes Gemahlin wird, dies zeigt am Volksliede Von der ſchwarzbraunen Here (Hoffmann, ſchleſ. Volksl. pag. 193—201) Menzels Odin, pag. 215. So ſteigt auch die Jungfrau von Tegerfelden, nachdem ſie die Zacken des Burgthurmes umritten hat, vom Hirſchen herab zum Bade, und nachdem ſie das letzte Gewand abgeworfen hat, das Schwanenhemd (von welchem her ihr ein Gänſe-

fuß eigen iſt), oder das rauhe Kleid der Frau Eis, ſieht der Brunnenbube, daß ſie „die ſchönſte über alle Lande iſt“ (Myth. 398. 404).

168. Die Spinne auf der Heidenburg.

Alle hundert Jahre am Charfreitag und Gründonnerſtag geht eine weiße Frau haupt los von der Heidenburg zum Aabach hinunter und wäſcht; erſcheint ſie aber dabei als Schlange, Spinne oder Kröte, ſo könnte man ſie dannzumal erlöſen. So begegnete ſie nun einem Bauern aus dem benachbarten Dorf Staufen, als er eben auf den Kirchberg hinauf in die Oſterpredigt gehen wollte, und legte ſich ihm als fauſtdicke Spinne in den Pfad. Dies gilt aber für ein ſehr ſchlimmes Zeichen, ſagen die Leute; und wer da dennoch weiter will, wenn ihm eine Spinne den Weg verlegt, der geht zum letztenmale in die Kirche, denn das nächſtemal wird er hingetragen als Leiche. Unſer Mann kehrt alſo ebenfalls um, und will, die Zeit der Predigt hinzubringen, ins Wyl hinab und dorten ſeine Wäſſermatten betrachten. Aber hier kommt die Spinne hinterdrein, treibt ihn über den Aabach und bis zum Ausläufer des Egliswilerberges gegen die Heidenburg hinan. Da ſteht ſie plötzlich als eine Jungfrau vor ihm in altfränkiſcher Tracht, reicht ihm die Hand und leitet ſo ihn ſtillſchweigend in die Bergwand hinein. Alles öffnet ſich vor ihnen, er ſteht da in einer Grotte voll Glanz und Schimmer wie in einer katholiſchen Wallfahrtskirche. Hier zeigt ſie ihm alle Koſtbarkeiten und bittet ihn um den Erlöſungskuß. Sie wandelt ſich in Katze, Schlange und Drache; Krallen entwickelt ſie ſo dick, wie Dornenbündel auf Kirſchbäume gehängt — unerſchrocken küßt er ſie. Jetzt wird ſie zur gewaltigen Kröte; er will fliehen, da ſpringt ſie ihm ins Genick, und bewußtlos ſinkt er zuſammen. Andern Tags findet ihn der Bannwart drunten am Bache; kaum erkennt er ihn noch, ſo dick iſt ſein Geſicht verſchwollen und all ſein Haar bis auf den Stumpen vom Kopf weggeſengt. Man bringt ihn heim, aber er ſtirbt in Irrſinn. Vor etlichen Jahren machte am Charfreitag ein Anderer denſelben Weg ins Wyl; da vernahm er ein großes Brauſen und Glockenſtürmen von der Heidenburg herunter. Als er ſtille ſtand um aufzuhorchen, ob es nicht etwa auf der Staufnerkirche läute, hörte er dreiundzwanzig abgemeſſene Glockenſchläge hinter einander droben auf den Felſen. Er meinte, das bedeute eben ſo viel Jahre von jenem laufenden Hundert, da dann die Jungfrau ſich wieder einen Erlöſer unter den Staufner-Bauern ſuchen dürfte.

Die Kirche auf dem Staufberge iſt eine der älteſten, die man in dem Lenzburger Amte kennt; die Stadt Lenzburg ſelbſt war in ihr pfarrgenöſſig.

Die Heidenburg liegt ihr ganz benachbart. Vergl. diesen Namen, Abtheil. Legende, No. 469. Von ihr heißt es, der alte Tempel würde sich wieder öffnen, wenn man jene Geisterfrau küßte. Ueber die erlösende Kraft des Kusses: Mythol. 921. 1055. Die Deutung der 23 Glockenschläge, als ob mit ihnen weitere 23 Jahre der Verwünschtheit prophetisch angekündigt wären, hat sich auch schon in der ältern Landesgeschichte geltend gemacht. In Rickenbachs Alt-Rapperswiler Chronik (Zürich. Antiquar. Mitthl. 6, 233) wird erzählt, wie die Rapperswiler Bürgerschaft mit dem österreich. Heere gegen die Glarner rückt und bei Näfels unterliegt: „vnd spricht man, do sye hinweg zogen seyen vber den berg auf, do hab die glocke angfangen schlagen vnd hab so manchen Streich geschlagen, so mancher da bliben wer." — Tschudi, der sich allenthalben anstellt, noch Genaueres als seine Quellen sagen zu können, weiß 1, 548, wie viele Streiche es waren: „als die burger zu Rapperswyl uß jr statt uß zugend, da schlug jr glockenzit 62 streich, und wurdint jro 62 eingelesner burger erschlagen." Von der Zürcher-Heidenburg, ein Waldhügel bei Bafferstorf, bringt H. Meyer, Zürch. Ortsnamen No. 1753, folgende Sage: Dorten reitet der Schimmelreiter als hauptloser Mann, unten aber am Engelrain, wo der Steg „der Frau Gscher" über den Bach geht, zeigt sich eine weiße Frau und hütet beim Ackerfeld Steinmürli einen Schatz, den sie um drei Küsse hergiebt. Darüber aber verwandelt sie sich aus einer schönen Jungfrau in eine scheußliche Kröte, und ihr Erlöser verfällt aus Schrecken in unheilbaren Wahnsinn. Sie hat dorten auch einen besondern Baum, unter dem einst ein Mann dem Schatze nachgrub. Darüber erschien sie und sagte ihm Gelingen zu; allein er mußte zuvor einen andern Baum im Wald, den sie ihm näher beschrieb, fällen und aus demselben eine Wiege zimmern, und erst wenn ein Kindlein in dieser Wiege weine, werde er den Zauber lösen und den Schatz heben können. Nun fand er erst lang den bezeichneten Baum nicht, auch war das Holz entsetzlich hart und das Fällen dauerte lange, noch länger gieng's, bis die Wiege gezimmert war, und der Mann starb, bevor ein Kindlein in derselben lag.

---

169. Schatzhöhle bei Bellikon.

Nahe beim Dorfe Bellikon ist eine Höhle, von der sich das Volk noch jetzt vielerlei Vorgänge erzählt. Man hütet sich überhaupt, jenen Platz zu betreten wegen des Gelärmes, das man in seiner Nachbarschaft häufig hört; gleichwohl weiß man, daß der Eingang zum Gekluft alle Morgen sauber gekehrt ist, ohne daß jemals eine Fußspur dort in Staub und Gras sichtbar gewesen wäre. In der Tiefe steht eine goldgefüllte Truhe, und eine weiß gekleidete Frauengestalt bietet vom Schrankdeckel herab den Schlüssel. Ohne einen Laut muß man bis zur Hinterwand hinschreiten, das Weib vom Kasten heben und auf die Erde stellen, ihr den Schlüssel abnehmen, aufschließen, um sich so viel des Goldes daraus zu nehmen, als man will; hierauf sorgfältig wieder r schließen, das Weib auf die Truhe zurück heben

und ihr den Schlüssel wieder wie vor einhändigen. Mehrere Männer, die dies zu thun versucht, sind schlimm dabei weggekommen. Der letzte Waghals hatte schon eine große Summe in seinen Zwilchsack gefüllt und schien mit Allem fertig. Er wollte nun der Jungfrau nur noch den Schlüssel wieder in die Hand geben; da habe sie denselben mit seinem ganzen Gewichte ihm auf die Nase fallen lassen. Es that ihm so weh, daß er unwillkürlich einen Fluch ausstieß. Augenblicks war er aus der Höhle geworfen und fand sich in eine Dornenwildniß versetzt, die sein Auge noch nie zuvor gesehen hatte. Nach langer Zeit erst und sehr gealtert kam er wieder in sein Haus zurück.

Vergl. Abtheil. I, No. 8 die herabfallenden Schatzthüren am Egelsee. Abthl. II, No. 49 die Stelmutter zu Schneisingen. Abthl. IV, No. 176 Heidenweid am Lägerenberg. — Die Baretto-Balma auf den Bündner-Varcina-Alpen hat eine Höhle, klein, hell und trocken, die nach dem Volksglauben stets vollkommen rein und wie ausgeblasen ist. Kein verunreinigender Gegenstand, nicht Steinchen und Moos, nicht Holz oder Kohle bleibt darin liegen; die Hirten sagen, es läßt nichts drinn. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden 1, 258.

170. Die Römerjungfrau zu Augst.

a. Wo heute das Feld Neunthürmen heißt, da stand zur Römerzeit das Amphitheater der großen Rauracher-Stadt Augusta, und die frisch aufgeworfenen Erdhügel dort beweisen es, daß der reiche Eigenthümer daselbst das Graben nach verschütteten Münzen und Waffen noch nicht aufgegeben habe. Auch hat der Aristorfer-Bote dort im Vorbeigehen einmal eine silberne Kette schimmern sehen und sie nachher in Basel um hohes Geld verkauft. Auf der andern Seite des Baches diente im Landgute Spitzmatt jüngst noch der sogenannte Thalweber Marti. Wirklich sah er einst mit eigenen Augen jene oft besprochene weiße Jungfer, die dort Kisten Goldes hütet. Sie winkte ihm im Vorübergehen und wusch sich dabei im nahen Ergolzbache die Hände wund, bis Blut heraus quoll; als er jedoch unerschrocken an sie trat, spie sie Feuer und Flammen. Aber auch der verstorbene Rathsherr von Giebenich konnte sie fast jedesmal erblicken, wenn er früh am Morgen nach Basel in den Großen Rath fuhr.

b. Die Schlangenjungfrau zu Kaiser-Augst ist oben Mensch und unten Wurm; sie wohnt in einem Berge, dessen Eingang nur ein Unschuldiger findet; wenn er sie dreimal küßt, ist sie erlöst und der dort verborgene Schatz sein eigen.

In den römischen Trümmern des gegenüber liegenden Basel-Augst trifft man am Charfreitag zwei schwarze Geister, die den Neugierigen

dort in der Irre umführen, bis ein weißer dritter dazu kommt und ihm wieder den Ausweg aus dem unterirdischen Gange zeigt.

c. Als die kaiserlichen Truppen 1814 im Frickthal lagen, hatten zwei Soldaten, die zu Magden im Quartier waren, von einem Tausendkünstler den Ort des Schatzes erfahren, so wie die Art und Weise, wie dieser zu heben sei. An einer Freitags-Mitternacht begaben sie sich mit Osterkerzen und andern geweihten Schutzmitteln in das Gewölbe und streuten behutsam Spreuer hinter sich her, um den Rückweg sicher wieder zu finden. Eine Eisenthüre öffnete sich auf ihr Anklopfen, und eine Jungfrau, die unten in einem Schlangenleib endigte, wies sie zu einer Truhe, von der zwei Hunde mit Feueraugen herabbellten. Der Deckel gieng auf und Beide konnten sich Geld nehmen, so viel sie mochten. Schon waren sie wieder vor der Höhle, als der eine der Soldaten gewahrte, daß er drinnen sein Seitengewehr hatte liegen lassen. Trotz der Vorstellungen des Kameraden gieng er sogleich zurück, um es zu holen, und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

d. Schneider Lienimann im Augster-Heidenloche. Die bekandte vnd von vielen Historischreibern angezogene Histori eines einseltigen stamlenden Schnyders von Basel, namens Leonhard, sonsten Lienimann genant, wollen wir allhier auch beyzusetzen vns nicht verdrieſſen lassen. Martinus del Rio, Majolus vnd Schottius melden von diesem, auß Johann Stumpffen Schweizercronik, daß derselbige vmb das Jahr Christi 1520 zu Augst ob Basel in den daselbst sich befindenden gewelbten Gang vnder der Erden hienein vnd in demselbigen viel weiter, als jemahl einem Menschen müglich gewesen, fortgegangen. Da er dann von wunderlichen Dingen, die ihme begegnet, zu reden gewüst vnd gesagt: er habe ein geweyhet Wachslicht angezündet vnd sey damit in die Höle hinein. Erstlich habe er eine eiserne Pforten angetroffen, vnd darnach auß einem Gewelb in das andere, endtlich durch etliche gar schöne lustig grünende Gärten gehen müßen. In der mitten sei ein herrlich vnd wohlgebawtes Schloß oder Fürstenhof gestanden, in welchem ein gar schöne Jungfraw mit menschlichem Leib biß vnder den Nabel gewesen, welche auf ihrem Haupte eine Kron von Gold getragen vnd ihre Haar fliegen lassen. Vnder dem Nabel habe sie wie eine grewliche Schlang außgesehen, sie habe ihn bey der Hand genommen, zu einem eisernen Kasten geführt, auf welchem zween schwartze bellende Hunde gelegen, für welchen niemand zu den Kasten gehen dörffen; die Jungfraw aber habe dieselbigen also gestillet, daß er ohn alle hinderniß hinzu gehen können. Nach diesem habe sie ein bundt Schlüssel, die sie am Halß getragen, abgenommen,

den kasten auffgeschlossen, allerley guldene, silberne vnd andere Münzen darauß genommen, von welchen sie jhme auß sonderbarer Freygebigkeit ziemlich viel geschenkt, welche er auch mit sich aus der klufft gebracht, wie er dann dieselbigen gewiesen vnd sehen lassen. Die Jungfraw hat jhme gesagt, sie wäre auß königlichem Stamm gebohren vnd in ein solches vngehewr verflucht worden, sie hätte auch keine andere Hoffnung erlöset zu werden, als wenn sie von einem Jüngling, der seiner Jungfrawschaft halben vnverletzet were, dreymahl geküsset wurde; alsdann wurde sie jhre vorige form vnd gestalt wiederumb erlangen; vnd weite sie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen selbiger Orten verborgenen Schatz dem, der sie erlöste, geben vnd überantworten. Er sagte auch, er hette die Jungfraw allbereit zweymahl geküßt, darüber sie sich beydemahl, für grosser Frewde vnd gefaßten Hoffnung der Befreyung von dem über ihre schwebenden Fluch, mit so grewlichen geberden erzeigt, daß er sich geförchtet, sie wurde jhn lebendig zerreissen. Entzwischen habe sich begeben, daß jhne etliche seiner Gespanen mit sich in ein Frawenhauß genommen, in deme er sich mit einem Weib solcher weise vertrabet, also nachgends den Eingang dieser Klufft nicht mehr finden, viel weniger in dieselbige wiederumb hinein kommen können: welches er zum offterenmahl mit weinen geklagt. Ist alles anders nichts, als ein lauteres Gespenst vnd Teufelsbetrug gewesen. Jedoch ist die auß dieser Klufft gebrachte und vielen Burgeren gewiesene Münz eine gnugsame Anzeigung, daß in denselbigen Gängen vnd Gewelben vnder der Erden grosse Schätze verborgen ligen, welche von den Geizteuflen besessen vnd verwahret werden.

Magiologia durch Philonem. Augustine Rauracorum 1673. S. 860.

Nach Stumpfs Chronik und Quirsfeld, Histor. Rosengebüsch 1684, erzählt die Begebenheit Stöber, elsaß. Sag. pag. 356 und K. Simrock in den Rheinsagen. Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, Trompeter und Flachmaler in Burgdorf, bei Bern, berichtet dasselbe kurz in seiner „Schweitzer-Cronica, darinnen in Erzehlung über 200 Historien ꝛc.“ Basel bei Mechel, 1786. pag. 215. Noch andere Erzähler dieser verbreiteten Geschichte nennt Grimm, DS. No. 13.

Sebast. Münster, Cosmographey, Basel 1567, pag. 590 giebt in einem hübschen Holzschnitte die Abbildung der römischen Ruinen dieser sog. Neunthürmen und bemerkt dazu: Die alten mauren geben ein anzeig, das in dieser statt herrliche gebeüw vnd wohnungen gewesen seiend, wiewol aus derselbigen ein schlecht dorf worden ist, dz man Augst nennet. Man sihet auf der Seiten Baßler Herrschaft trefflich gemeür von kleinen gehauwen steinen, also ordenlich zusammengesetzt, das mich verwundert die hübsche maurarbeit, so die Alten gebraucht haben. Mit solchem gemeüwr sind aufgefürt fünf oder sechs enge gemach, in form eines halben circkels; aber warzu man sie vor zeiten gebraucht hab, mag jetzundt niemand ersinnen.

Es kan nit sein das es cisternen gewesen seind, so können es nit gesenknussen gewesen sein, noch behaltnussen, dazu vil minder schutzthürn. Ich hab hieher verzeichnet jr gestalt, wie sie auf einem Bübel gefunden werden.

R. Stumpf, der Chronist, cap. XIII, pag. 645: „Das gmein landvolk haltet ein sölliche fabel, daß in disen gewelben ein köstlicher schatz von den Römern verlassen, in einer trucken behalten, hinter einer eisinen thür verschlossen, durch ein grossen hund als ein stäter wachter verhütet werde. Da sey bißhär keiner also kün erfunden, der mit disem hund stritte. Ein höfliche märle."

Diese Ruinen gehören zu der Augusta Rauracorum, einer Colonie Augusts, durch einen seiner Feldherren, dem Munatius Plancus gegründet. Auf der tabula theodosiana, aus dem Ende des 4. Jahrh. herrührend, wird dieselbe als eine der größten Städte dargestellt. Die bisher wieder entdeckten Trümmer lassen vermuthen, daß der Umfang der Stadt eine volle Stunde betragen mochte; man berechnet, daß das Amphitheater 12,400 Zuschauer faßte. An einer Mauer, die man für einen Theil der Stadtmauer hielt, fand man, daß die Grundsteine auf Schäften alter Säulen ruhten, die von oben bis unten in der Mitte durchsägt waren, unter deren Grundlage war abermals ein Gemisch von früherem Schutt, von Kohlen und Backsteinen. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 491. Der Violenbach bildet nun die Grenze zwischen den beiden Dörfern Baselaugst, das zum Kanton Basel gehört, und dem aargauischen Kaiseraugst, deshalb so genannt, weil es nebst dem Fricktale bis zum Jahre 1801 unter der Herrschaft des Kaisers stand.

171. Der Mauerhubel bei Jetzwyl.

Wenn das Getreide im Juli ringsum noch grün ist, so sieht man es auf dem Mauerhubel schon in ganz gelben Streifen von der Breite einer Heerstraße stehen. Und weil man da auch viele Scherben, Ziegel und Mosaikstücke aufgepflügt hat, so meint man, hier müße eine Handelsstraße durchgeführt haben, und an diesen Stellen lägen die alten Kaufmannsgüter versunken. Drum wollten schon vor vielen Jahren einige Männer diesen Schatz erheben. Sie mußten besondere Haselstöcke dazu haben, keiner durfte ein Wort sprechen. Als nun die Kiste sammt dem schwarzen Pudel, der darauf sitzt, heraufrückte und die Grabenden eben alles mit einem letzten Zug aus dem Loche heben wollten, dachte der Wolfriedli seinen Kameraden noch einmal Muth zu machen und sprach: „nu chäch, no einist früsch i d'händ g'speutzt!" Sogleich versank die Truhe wieder in die Tiefe.

(Vgl. No. 52, Dornstrauch zu Ober-Kulm, u. No. 440, Bärlisgrube.)

172. Die Schatzthüren im Born.

Ein Bauer um Aarburg hat Folgendes mitgetheilt. Noch zu meinem Gedenken wohnte am Bornberge ein Armer in einem kleinen Hüttchen. Da kam des Nachts ein Mann zu ihm und bat um Herberge. Obschon die Wohnung zu enge für zwei war und der Arme heute selbst nichts zu kochen hatte, wurde der Gast doch eingelassen und bekam auch seinen Bissen Brod. In tiefer Nacht verlangte der Fremde einen Sack und eine Laterne, bat den Bauern, ihm zu folgen und führte ihn vom Hause bergaufwärts an einen wohlbekannten Rain. Hier schärfte er ihm ein, kein weiteres Wort mehr zu reden und nur zu thun, was er ihn selber machen sehe. Er sprach einige Sprüche und es zeigte sich im Raine eine Thüre, die er mit einem bereit gehaltenen Schlüssel aufschloß. Sie giengen nun zusammen durch einen finstern Gang weit in den Berg hinein. Aus einer Felsenspalte nahm sodann der Fremde einen zweiten Schlüssel und öffnete damit eine Kiste, die hier im Finstern stand. Daraus zog er einen ganzen Schlüsselbund hervor; dieser diente zu den künstlichen und alterthümlichen Markschlössern, die an den gewaltigen Verlegbalken einer letzten Thüre hiengen, zu der sie jetzt gelangten. Nun gieng's eine steile Holztreppe hinunter, die so trocken lag, daß ihre Balken unter jedem Schritte ächzten und knarrten. Am Ende war das Gewölbe vor ihnen offen. Zwei große Kisten standen da, ein eben so großer Hund lag auf jeder. Der Fremde ergriff den einen, warf ihn von der Kiste herunter, und schloß dieselbe auf; sie war ganz mit Goldstücken angefüllt; er bedeutete seinem Begleiter, so viel als möglich von dem Schatze zu nehmen. Aber statt jetzt auf die Mahnungen des Fremden zu achten, schaute der Mann immer nur die lauernden Hunde an; nach langem Zuwarten verschloß jener die Goldkiste wieder und legte den Hund wieder darauf. Er begab sich nun zur andern Kiste, warf auch hier das darüber liegende Thier hinunter und öffnete; da schimmerte es von lauter Silberstücken. Wiederum deutete der Führer dem armen Manne, davon zu nehmen, aber dieser konnte auch diesmal nicht fertig werden, die zwei wilden Hunde angstvoll zu messen, und so schloß der Andere auch diese Kiste wieder zu und begab sich auf den Rückweg. Als sie wieder ins Freie heraus traten, that sich hinter ihnen der Rain sogleich zu. Unter Vorwürfen führte der Fremde den armen Mann bis in die Nähe des Häuschens zurück und nahm hier von ihm Abschied.

Man glaubt, der Eingang zu diesen Schätzen sei in jener bekannten, auf der Spitze des Bornberges gelegenen Höhle, welche vom Landvolk das Heidenloch genannt wird.

Der Bornberg iſt innerlich ſo zerklüftet, daß man im Regenjahre 1842 aus ſeinem Erkrachen ein ähnliches Unheil vorausſehen wollte, wie dasjenige vor hundert Jahren war, da er mit ſeinen Steinlaſten gegen Aarburg herabſtürzte. Er iſt zugleich der getreueſte Wetterprophete für die ganze Gegend. Brunner, Kant. Aargau, 2, 271.

173. Die Schatztruhe bei Reinach.

Auf dem Hügel, der öſtlich von Reinach ſich erhebt und heutigen Tages mit Laubwald bewachſen iſt, ſtand zur Zeit der Römer eine Stadt, deren Häuſer ganz aus Holz gebaut waren. Trotz der Lebenseinfachheit, auf die eine hölzerne Stadt ſchließen läßt, geſchah doch dort manches, was bis auf die jetzige Stunde noch nicht abgebüßt iſt. Es wandeln hier Geſtalten und winken; Jäger und bellende Hunde durchziehen den Forſt, und immer, wenn man ſie hört, iſt es hohe Zeit, ſich zu entfernen. Gleichwohl müßen die alten Einwohner auch die Muſik geliebt haben; denn zu beſtimmten Zeiten fängt oben im Dickicht ein ſanftes Blaſen an, wie von gedämpften Hörnern; aber je näher man den Tönen zu kommen ſucht, um ſo entfernter klingt es, bis es endlich ganz in der Ferne verhallt. Auch von Schätzen erzählt man, wie ſie in jenem Hügel vergraben, von böſen Geiſtern bewacht ſind und von Manchem leicht hätten gehoben werden können, wenn er in einem gewiſſen Zeichen geboren geweſen wäre, wenn er nur vorſichtiger oder auch nur muthiger zu Werk gegangen wäre. So kam eines Tages ein armer Mann ins Laubholz, um ſich eine Bürde Reißer zu ſammeln. Daheim gebrach es Weib und Kindern an Nahrung, und der Vater hieng den traurigſten Gedanken nach. Plötzlich ſah er eine Frau in ſchneeweißen Gewändern an ſeiner Seite, die ihm winkte zu folgen. Man kann ſich ſeinen Schrecken denken; aber er erinnerte ſich ſeiner zwiefachen Hilfloſigkeit und nahm ſich zuſammen. Das Weib führte ihn bald durch enge Fußwege, bald durch dichtes Gebüſch bügelan zu einem einſamen Platze, unfern von der Straße, die hier von Menzikon nach Moſen führt. Hier gab ſie ihm ein Zeichen, näher zu treten. Er that es ſchüchtern, und während ſie mit dem Finger auf die Erde deutete, ſah er in einer geringen Vertiefung eine große Kiſte, die bis zum Rand mit Goldmünzen angefüllt war. Er blickte die Gebietende mit einer fragenden Miene an, und da er ihren zweiten Wink zu verſtehen meinte, bückte er ſich, um von den Schauthalern ſo viel er konnte zuſammenzuraffen. Aber was ſah er, als er noch einmal demüthig zur Wohlthäterin aufblickte? Ein gewaltiger Mühlſtein hieng am ſchwächſten Zwirnfaden gerade

über seinem Haupte her, und die selbe Hand, die ihn so freundlich eingeladen, drohte den Zwirn eben mit einer Scheere zu durchschneiden. Er hätte in den Erdboden versinken mögen, aber sein theures Leben trieb ihn zur Flucht. Vergeblich eilte und rief nun das Weib ihm nach, bat und beschwor ihn, umzukehren; er entsprang, und noch lange vernahm er ihre Klage hinter sich her.

174. Das Loch in die Unterwelt.

Zwischen der Wasserfluh und der Egg, zweien nachbarlichen Bergzügen im Aarauer-Jura, trifft man große Erdspalten und Klüfte, deren Tiefe unermeßlich ist; sie alle führen in die Unterwelt. So ist im dort gelegenen Hochwalde Rothholz ein tiefer langer Graben, daß man ein Haus der Breite nach hinein bauen könnte; er wird aber jetzt noch immer tiefer und größer, da das Gestein seines Innern ringsum heraufwächst. Darum konnte da jener Basler-Falschmünzer, der sich hier oben verbergen und seine Fünfbätzler fortprägen wollte, kein Glück haben; die Erde stieß ihn aus, und nun sitzt er wieder in demselben Schellenwerk gefangen, wo er entsprungen war. Gerade so ist es auf dem obern Grat der Wasserfluh. Der Hubel dieses Berges ist viel höher als die überall hin sichtbare Spitze, und gerade dort ist ein solches befremdliches Erdloch. Buben warfen da einmal eine Katze hinein, aber sie kam lebendig am Fuße der Fluh bei einem Quell wieder hervor. Ein anderer Bube ließ sich von den Kameraden halten und blickte in den Schlund. Er sah zuerst schwarze stockfinstere Nacht, die rückte plötzlich von der Stelle, denn es war ein schwarzer riesenhafter Vogel, der mit ausgebreiteten Schwingen unterirdisch in der Luft gehangen hatte und nun wegfliegend ins leere Blau blicken ließ. An den Füßen mußte man den Knaben wegziehen, im Schwindel wäre er sonst dem Vogel nachgesunken. Und hätte man die Länge einer endlosen Schnur, so dürfte man sie nur hinab lassen, sie käme in Amerika wieder heraus.

(Vgl. Meier, schwäb. Sag. No. 2 „Nachtfräuleinloch".)

175. Das Schloß Urgiß.

Die Ruinen der zerstörten Urgiß auf dem kleinen Berglein unterhalb Densbüren decken eine große mit Geld gefüllte Eisenkiste. Oft haben hier Manner in frühern Zeiten nachgegraben; sie stießen auch auf die Kiste, dann aber saß stets der leidige Teufel drauf. Sie

suchten ihn mit Räuchern und andern geweihten Sachen zu vertreiben; er aber spie ihnen Feuer ins Gesicht. So sprangen die Beschwörer davon und das Geld liegt noch bis zur Stunde unter den Ruinen.

Doch sieht man bisweilen, namentlich wenn Regenwetter eintreten soll, bald da, wo das Schloß gestanden, bald an der unten vorbeiziehenden Landstraße eine Jungfrau; sie ist weiß gekleidet und winkt heftig unter ihrem schwarzen Schleier hervor, ihr zu den Ruinen nachzukommen.

---

176. Das Heidenweib auf dem Lägernberge.

Das Ehepaar auf der Mühle zu Lengnau hatte einen einzigen Sohn; man hört ihn bald Seppi, bald Erni nennen, denn es ist schon lange her, daß er gelebt hat; aber er galt für den braysten im Lande, und dazu war er so stark, daß er keinen andern zu fürchten hatte.

Er war einst ums Frühjahr auf dem Tanze im Lengnauer-Wirthshause; es war bereits weit in der Nacht, die Spielleute ruhten schon aus und tranken ihr Glas Wein, da kam noch eine neue unbekannte Tänzerin auf den Platz und setzte sich ganz stille auf die leere Bank an der Wand. Niemand erkannte sie unter ihrem langen Schleier; daß sie aber nicht aus der Gegend sein konnte, das zeigte ihr kostbares Seidenkleid. Des Müllers Sepp wagte endlich sie anzureden und zum Tanze aufzufordern. Nachdem sie einen Reihen mit ihm gemacht hatte — und dabei war's Sepp, als berühre sie nie den Boden — verlangte sie heimgeführt zu werden. Sepp begleitete sie bis ans sog. Steinböckli, dies ist ein kleines Heideland an einem felsigen Berglein. Hier verabschiedete sie ihn, bat aber, des andern Mittags sich wieder hier einzufinden, dann werde sie ihm zeigen, wo sie zu Hause sei. Zur bestimmten Zeit war Sepp daselbst und traf sie am Maiblümchensuchen. Sie schenkte ihm einen Strauß. Hier erzählte sie ihm, wie sie schon seit manchem Jahrhundert durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verwünscht sei, weil sie von einem Liebhaber nicht hatte lassen wollen, der ihren Eltern zu arm war. Alle hundert Jahre dürfe sie drei Tage aus dem Berge. Wenn alsdann ein braver Jüngling die Schlüsselblume aufnehme, die sie gebrochen und ihr damit in den Berg folge, so sei sie erlöst. Heute sei abermals der letzte Tag. Sepp entschloß sich und folgte ihr mit der Blume in der Hand. Sie kamen bergaufwärts an ein großes Felsenthor. Drinnen glänzte es von wunderbarer Pracht. Alsbald aber erhoben sich zwei Drachen und spieen Feuer. Da erschrak Seppi so sehr, daß er ohne Besinnung entlief und nicht eher anhielt, als bis er daheim war. Hier wurde

es ihm so weh ums Herz, daß er sich gleich zu Bette legte, und schon nach drei Tagen war er gestorben.

Als ein andermal ein Büblein in dieser Gegend ein Schlüsselblümchen aufles und heim brachte, war es in helles Gold verwandelt. Als man den Verwandten darüber erzählte, griffen zwei von ihnen gleich nach Sack und Korb und liefen gegen die Lägeren. Allein sie fanden nichts, denn die Jungfrau ist nur den Bescheidenen hold. Dies erfuhr vor wenigen Jahren noch ein armer Mann von Ober-Ehrendingen, der alte Ziegelbrenner Bartli. Dorten am kahlen Berglein auf der Heide hatte er sich ein Häuschen gebaut und wurde darüber nicht wenig verlacht; aber das Heidewibli gab ihm Gedeihen. Die Weinreben, die er anpflanzte, wuchsen schön und ergaben ihm schon im vierten Jahre sieben Saum vom besten, der noch jetzt unter dem Namen „Heidewibli-Wi“ bekannt ist. Auch eine Quelle ist ihm auf der Klippe entsprungen, sie heißt „Heidewibli-Brunnli“.

Nun weiß man von allen diesen Glücksgütern nichts mehr, als das Teufelsloch, das droben auf der Spitze des Lägeren gegen Ober-Ehrendingen hin liegt. Es soll von unergründlicher Tiefe sein; man meint, hier innen liege auch das Schloß versunken. Rings um die Kluft ist der Platz herkömmlich reingekehrt. Wirft man etwas hinunter, so wird es bis zum andern Tage wieder ausgestoßen; und so fest glaubt man daran, daß man sogar schon Geldstücke hinabgeworfen hat.

Das stete Reingekehrtsein geheiligter Orte ist angemerkt: Schatzhöhle bei Bellikon No. 169. Der Schluß dieser Erzählung behauptet, Geldstücke habe man in die Höhle hinabgeworfen, weil man in Wahrheit Münzen, gewöhnlich römische, an solcherlei Plätzen gefunden hat. Daher rührt überhaupt die weitverbreitete Redensart von einem sich sonnenden Schatz (vgl. Abtbl. III, No. 99 Seebrunnen der Römerstadt Lorenz). Derselbe knüpft sich meistens an Orte mit Spuren römischer Niederlassung, und zutreffend ist Pottes Bemerkung, ich meine in seinen Etymolog. Forschungen, der Römer habe in den Boden der von ihm durchzogenen Länder seine Geschichte allenthalben gemünzt gesäet.

177. Die drei Jungfrauen auf dem Hertenstein.

Hinter dem Hertenstein bei Baden soll ehemals ein Ritterschloß gestanden haben. Ein Bauer, der unferne vom Burgstall seinen Hof hatte, schälte sich einst Nachts beim Mondschein Stangen im Holze und traf da auf drei Jungfrauen, die auf einer Steinbank saßen und zusammen sangen. Sie gaben ihm sogleich an, was er mit seinen Stangen machen solle; er müsse damit in der heutigen Nacht an der Stelle, wo sonst der Schloßbrunnen gestanden, einen Kreis legen;

dann werde darin eine Schlange hervor kommen, der er den Schlüsselbund aus dem Maule schlagen müße, und gelinge dies, so sei er im Besitze großer Reichthümer. Der Bauer kannte den bezeichneten Ort wohl; es ist derjenige, den man die Brunnenmatten heißt, weil dorten der Kaltbrunnen läuft; aber hart daran liegt das Grütt mit der wüsten Tiefe des sog. Kaibengrabens. An diesen Orten wollte der Bauer um Mitternacht nichts zu schaffen haben, machte sich also davon und ließ die Jungfrauen weiter singen.

178. Das Mörderthier im Auederthal.

Zwischen den Ortschaften Schildwald und Gontenschwil findet sich eine Schlucht, an welcher vorbei ehemals die Straße durch den wilden Wald nach Beromünster gegangen sein soll; sie habe dorten das Winen- und Surenthal verbunden. Noch nennt man jene Schlucht die Mördergrube, weil dort eine Mörderbande mittelst künstlich gerichteter Dräthe den Durchzug der Reisenden ausgespürt und diese dann niedergemacht haben soll. Seither will Mancher an schwülen Sommertagen ein entsetzliches Geheul, stärker als das eines Menschen oder Wildes, aus jener Gegend her vernommen haben. Einige haben sogar das scheußliche Mörderthier, wie es beim Volke heißt, wirklich gesehen, andere nur ein schönes Weib, das geschmückt, aber unter Jammern und Stöhnen aus der Schlucht tritt, hinab zum Bächlein geht, Windeln waschend und dort verschwindet. Wer sich dann vor der schwarzen Katze nicht fürchtet, die mit einer weißen Haube auf dem Kopfe jenem Weibe vorausläuft, der sieht in der Schlucht zwei große Truhen offen, von Hunden gehütet; wer aber zwei schwarze Hühnlein aus einem Ei brüten und sie über die Schlucht hüpfen ließe, der hätte das Weib erlöst und den Schatz gewonnen.

Der Sigrist von Gontenschwil sah auf dieser Stelle ein Roß auf einer Kiste aus dem Boden steigen, das tellergroße Augen hatte, und ist aus Schrecken drüber gestorben.

179. Erlösung durch einen Liedvers.

Auf dem Rothenrain bei Zeiben im Frickthale traf der Bauer des Nachts sowie am frühen Morgen öfters eine weißgekleidete Jungfrau, die einen Kranz im Haare trug und den Liedvers sang: „Wohl zu der Engel Schaar!“ Der Bauer erzählte dieses seinem Geistlichen und erhielt den Rath, sobald die Jungfrau wieder komme und jenen

Vers wiederhole, so solle er den zweiten Vers dazu singen „Und selig bei dir sein.“ Das that der Bauer das nächste mal und damit war die Jungfrau erlöst. (A. Birrcher in Laufenburg.)

180. Die Schatzgräber am Burghaldenberg.

Der Gipfel des Burghaldenberges im Frickthale war sonst mit stattlichen Mauern und Thürmen eines Raubschlosses umgeben. Nun ist Alles längst niedergebrochen. Der letzte Ritter hatte hier an einem Herbsttage das Schloß eben mit der Habe der umwohnenden mißhandelten Bauern gefüllt, noch brannten die von ihm angezündeten Strohhutten in die Nacht hinein, als im Schloßhofe gewaltiger Lärm entstand und ein Gepanzerter, auf dessen Helm drei hochrothe Federn schwankten, die Saalthüre aufriß. Es war dies der benachbarte Graf, den der Hilferuf und das Jammergeschrei der Landleute gerührt hatte, und der nun die Strafe vollzog. Ringsum war das Schloß von seinen Bewaffneten umstellt. Pechkränze wurden hinein geschleudert, keine Seele, als des Ritters Gemahlin wurde aus der brennenden Burg gelassen, dann wurde Alles vertilgt. So blieb diese Stelle gemieden, bis vor etwa 50 Jahren ein Kapuziner einige Männer des Frickthales beredete, den großen Schatz erheben zu helfen, der hier in tiefen Gewölben liege. Er hatte eine Wünschelruthe mitgebracht, zündete geweihte Wachskerzen an und streute dann rings um den Glücksort geheimnißvoll gewonnene Asche, die den bösen Geist abhalten sollte. Beinahe schon vier Tage hatten sie gegraben und hörten eben ihre Schaufel klingend aufstoßen, als ein Jäger in grünem Kleide vor ihnen stand und sie befragte, was man heutzutage mit so großen Gruben machen wolle. Aber sie gedachten des strengen Gesetzes, kein Sterbenswörtchen zu reden, und er verschwand wieder. Am fünften Tage hörten sie unter sich schon die heiligen Engel arbeiten, die, wie der Kapuziner versicherte, zu Hilfe gekommen seien und aus der Tiefe her ihnen entgegen grüben. Jetzt meinten sie den Schatz gewinnen zu müssen, da drängte sich ein altes Weib zwischen ihre Hauen, die über ihr pechschwarzes Haar eine Eisenpfanne gedeckt hatte und aus der Nase Feuer und Dampf schnob. „Ist der Graf mit der Braut schon vorbei?“ schrie sie; „und ist den Hofdamen fertig gekocht?“ Flugs entwischte einem die höhnische Antwort „ja, sie warten nur noch auf dich“, und eben so rasch stürzte die Grube zusammen. Nun hört man heutzutage blos noch den gefährlichen Burghaldengeist, denn wenn er schreit, so gibt's Hagel.

181. Verwünschte Jungfrauen und Horte.

a. Die Schloßjungfrau auf den Ruinen der Habsburg im Rheinstädtchen Groß-Laufenburg trägt einen mit Wein gefüllten Stauf in der Hand und wird von jenem erlöst werden, der ihr denselben trotz ihrer Wandlungen dreimal kredenzt.

b. Im Walde zwischen den Rheindörfern Wallbach und Zeiningen geht ein Weg, das Finstergäßchen. Dort begegnet es, daß sich einem ein großer Sack voll Laub vor den Füßen herwälzt. Wer den Muth hätte, still zu stehen und ihn zu öffnen, fände eben so viele Thaler, als Blätter drinnen stecken. Auf diesem Wege kam einem Bauern eine Jungfrau entgegen und bot ihm ein Röschen an. Gerade diese unerwartete Freundlichkeit brachte ihn in Angst. Er entlief, wurde dann darüber ruhelos und beichtete es zuletzt seinem Pfarrer. Dieser aber that recht ungehalten darüber, daß er eine Blume verschmäht habe, mit welcher man zu allen vergrabenen Schätzen gelangen kann.

c. Auf der Ruine Wessenberg bei Hottwil kann man mittelst eines schwarzen Kalbes den Schatz finden. Man weiß, daß ein grüngekleideter Mann droben im Berge steckt. Er trägt einen breiten Hut und Schnallenschuhe. Die Schloßjungfrau ist früherhin häufig im Thale erschienen und hat sich im Dorfbache gewaschen.

d. Beim Schlosse Homburg suchten ein paar Schatzgräber nach Geld. Da erschien ihnen eine Jungfrau, die sie in ungewohnter altertümlicher Rede ansprach und verhieß ihnen alle Reichthümer, wenn einer von ihnen eine Nacht bei ihr bleibe; sie möchten nun darüber unter einander das Loos werfen. Statt dies zu thun, sprangen die Männer athemlos den Berg hinunter. (A. Bircher in Laufenburg.)

e. Das Hudikreuz bei Leuggern steht im Immenholz, wo sich die Wege ins Neuenthal und ins Sankfeld scheiden. Hier bei dem alten bemoosten Kreuze läßt sich ein Mädchen in bunter Tracht sehen. Sie trägt bald ein sog. Güggehü-Hütli, bald einen Kranz im Haar; bald ist sie weißgekleidet, bald hat sie eine grüne Jüppe und ein rothgestreiftes Furtuch an. Zwei Fuß hoch überm Boden schwebend zieht sie übers Feld hinauf längs dem Hag bis zum Strickrain. Am Gießberg macht sie mit ihrem Schlüssel ein Bohrloch in den Boden und versinkt beim Hudikreuz. So oft man sich diesem Nachts nähert, fängt es an zu rauschen. Sie soll hier unverdient den Tod durch Henkershand erlitten haben.

f. Elendskreuz heißt eine Grenzmark im Bezirk Kulm an der Straße, die von Menziken in den Kanton Luzern führt. An diesem

Steinkreuze wurde eine Kindsmörderin hingerichtet. Man stürzte sie lebendig in ein Grab voll Dornen, überdeckte sie mit einer abermaligen Dornenlast und warf einen Haufen Findlingssteine drüber.

Balthasar, Luzern. Merkwürd. 63. — Bronner, Kant. Aargau 2, 306. Ueber den Namen Glendskreuz vgl. No. 415 „das Zurzacher-Elend."

g. Stampfisbach nennt man eine kleine Waldung beim Schwyzer-Dorfe Wolleran, in deren Nähe eine Oeltrotte an einem Wildwasser liegt, das über eine Riese des nahen Waldberges Gis herunterkommt. Ein Frauengeist spukt in diesem Dickicht und ruft Nachts den Vorübergehenden zu: Drei Schritt aus dem Weg! Ein herzhafter Mann wich aber nicht zurück, sondern fragte sie um ihr Begehren. Sie verlangte, um selig zu werden, er solle ihr acht Messen, jede mit acht brennenden Kerzen, lesen lassen, dann sei das hier im Walde von ihr vergrabene Geld sein. Die versprochenen Messen wurden zu Wolleran richtig gelesen, die Stelle aber, wo das Geld im Walde lag, konnte nicht wieder aufgefunden werden.

h. Zwischen den Frickthaler-Dörfern Stein und Eiken liegt der Buchsthalbag. In der dortigen Bruchmatte am Brunnen hütet ein weißgekleidetes Mädchen eine Schatzkiste und kommt sogar bis zur Landstraße herab, um die Vorübergehenden freundlich anzusprechen. Man nennt sie das Bruchmattmaidli. Im Jahr 1846 versuchten Schatzgräber hier ihr Glück. Sie trafen, erzählten sie nachher, wirklich auf eine vergrabene Kiste, allein sie versank vor ihren Augen noch tiefer in den Boden hinein. Vgl. No. 165.

i. Die Bückli-Eiche. In der Nähe, wo Rhein und Aare zusammenfließen, liegt am linken Aareufer das sog. Fullfeld. Beinahe in dessen Mitte erblickt man auf einer kleinen Anhöhe eine alte Eiche. An dieser Stelle, die jetzt Bückli-Eich genannt wird, soll einst ein schönes Schloß gestanden haben. Wo oder wie dessen Besitzer umgekommen, weiß man nicht, auch von seinem Haushalte ist weiter nichts bekannt. Doch muß es nicht ganz in Ordnung hergegangen sein, denn jetzt noch spukt es dort zur Nachtzeit. Eine weiße Jungfrau wandelt bisweilen auf dieser Stelle umher. Sie hat einen Schlüssel in den Händen und einen weißen Kranz auf dem Haupte. Sie geht mehrmale im Kreise herum und verschwindet dann wieder. Die Bauern von Full haben sie schon oft so wandeln sehen, besonders zur Fronfasten und Adventzeit.

Ein Mann von Bippingen (Dösli-Andres geheißen) hütete einst als Knabe dorten in der Nähe die Schweine. Da lief eines jener Weiber, die man hier zu Lande unter die Besessenen oder Betrübten

rechnet, das Fußfeld hinunter und rief dem Knaben zu: „Kind, bei der Eiche dorten ist ein Geldschatz verborgen in einer eisernen Kiste, und ein schwarzer Pudel hütet!“ Man fieng nun sogleich an nachzugraben und fand einen Feuerherd mit Resten von Kohlen und Asche. Endlich stieß man auf eine Mauer. Noch weiter zu graben, hatten aber die Leute das Herz nicht, aus Furcht vor dem schwarzen Pudel.

Die Stelle ist seither unbebaut und öde. Wenn man mit einem Karste dorten auf den Boden schlägt, so tönt es, als ob unterhalb Alles hohl wäre.

Ueber die alten Feuerherdstellen, freierunten Wohnplätze mit Ueberresten von Schweinsknochen, Asche und Geschirr, welche man bei sechs Fuß Tiefe im ebenen Ackerlande aufgegraben hat, vgl. Anmerk. Nr. 449. 183 (2).

V. Zwergensagen.

A. Aargauer Zwergensagen.

182. 1) Das Bettelweib in Wil.

Eine Stunde hinter der Stadt Aarau liegt im Jura das Bergdorf Ober- und Unter-Erlinsbach. Geht man dem Laufe des Dorfbaches weiter aufwärts nach, so kommt man in ein Hochthal, das man zu den schönsten des ganzen Gebirges zählen darf. Zwillfluh, Geissfluh, Ramsfluh, Egg, Schafmatt, Rothholz, Wasserfluh, sind die Namen der nächsten Berge, die im Umkreise einer Stunde die Landschaft nach allen Seiten eingrenzen. Dreitausend Fuß hoch reichen ununterbrochen ringsum die Buchenwälder und Bergwiesen; wie hellgelbe Bandstreifen flechten sich die Kalkfelsen oben durch die Hochwaldung, und noch auf den äußersten Felszinnen fort läuft eine Reihe unerreichbarer Tannfohren, die sich zierlich fein gegen den Himmel abheben. Ein eigenthümliches saftgrünes Licht mildert die schweren Wald- und Bergschatten, auf den Matten gewahrt man ein paar rothe Ziegeldächer, von der Sennweide herab tönt Schellenklang, reichlich strömen und rauschen die Quellen zusammen, im Gebüsche schlagen zahlreiche Amseln, der Hühnerweih wiegt sich in der Luft, und viele sonst wilden Schluchten werden zu einem Bilde anmuthiger Einsamkeit.

Hier soll Wil gelegen haben, ein untergegangenes Bergdorf. Es ist älter gewesen, als die benachbarten Ortschaften, und es hatte schon sein eigenes Kirchlein, ehe das große Dorf Erlinsbach ein solches besaß. Die Mauertrümmer davon standen noch vor einigen Jahrzehenten oben in der Waldschlucht bei der Ramsfluh an der Heilquelle, wo man nun das Gasthaus zum Lorenzobad erbaut hat. Man konnte die alten Grundmauern damals nicht abtragen und mußte sie mit Pulver sprengen. Die Hauptsteine und Gesimse waren schon früher weggeschafft worden, um sie in die Dorfkapelle von Ober-Erlinsbach einzumauern. Das jetzige Gasthaus bei der Quelle nimmt die Stelle des alten Grabackers ein. Da man beim Neubau den Boden umwarf, kamen so viele Gerippe auf einmal zum Vorschein, daß man sie auf den katholischen Kirchhof ins Dorf hinabfahren mußte. An einem Skelette fand man einen silbernen Ring, der aufbewahrt worden ist. Befremdend aber war es, ebendaselbst auf eine

ganze Schichte von Roßknochen zu treffen, die draußen um die Mauern herum wohlgeordnet lagen und zum Theil vom neben fließenden Waldbache blos gelegt waren. Das Volk sah in ihnen Ueberreste heidnischer Gottesverehrung. Denn man weiß, daß an dieser Stelle ein Eremite wohnte und die Leute der Umgegend aus dem Wasser der Lorenzoquelle zu Christen taufte. Ehe er hieher gekommen war, hütete ein weibliches Wesen diesen Born, man kennt sie jetzt noch allgemein unter dem Namen der Frau. Der Bannwart, der oben im Bergdörflein Hard wohnt, hat sie in den letzten Jahren einmal plötzlich im Tannenwalde getroffen und konnte ihr gerade noch ausweichen. Man fürchtet sie nicht, aber man meidet sie in ehrfürchtiger Scheu; denn sie allein ist übrig geblieben, da alles zusammen, das Dorf Wil und seine Kirche bei einem Erdbeben verschüttet wurde, auch die heilige Quelle, welche früher heiß floß, ist seitdem nur lau, da sie jetzt mit andern innern Bächen zusammen geschoben aus dem Berge kommt. Aber solche Fruchtbarkeit strömt noch immer mit Quelle und Bach ins Thal, daß kaum ein Stein mehr von dem alten Gerölle des Bergsturzes unübergraset und nackt daliegt.

Damals sind auch die alten Bewohner dieser Gegend ausgewandert, die Erdmännchen. Ihr Schloß hatten sie in der dem Bade gegenüber stehenden Gebirgskuppe, hoch oben in dem gewaltigen Felskegel der Ramsfluh. Die jetzt noch sichtbare Felshöhle war damals so groß, daß drinnen ein Reiter auf seinem Rosse aufrecht sitzen konnte. Nun ist der Ort schwer zugänglich, das Thor ist durch Bergschutt verengt, und erst wenn man sich durch den Einschlupf hindurch gearbeitet hat, wird das Innere der Höhle breiter und höher. Es führt noch eine Spur von Felstreppen hinan. Zur Seite klafft eine Oeffnung, das soll das Schaufenster für den Thorwart gewesen sein. Dann geht es stark in die innere Tiefe hinab, und von da soll ein unterirdischer Gang hinauf führen bis zur Spitze der eine Stunde entfernten Wasserfluh. Aber der Weg ist so klüftig und finster, daß man sich nicht hinab wagt; nicht einmal den ungeheuren Kauz kann man fangen oder schießen, der noch drinnen haust und bei Witterungswechsel das enge Thal Nächte lang mit seinem Geheule erfüllt. Dreifache Höhlen bildeten den Keller, den Wohnsaal und die obere Schatzkammer der Zwerge. Bei Regenwetter fließt nun der Ramsfluhbrunnen heraus, er kommt aus einem See, der im Innern des Gebirges liegen soll. Die Erdmännchen, die hier wohnten, trugen Mäntel, deren Saum weit über die Füße herabreichte und deren Kapuze den Kopf verhüllte. Wer im Dorfe buck, mußte ihnen einen Wähen vor das Fenster legen. Von ihnen hat man kein anderes

Ueberbleibsel mehr als die großen Alpenraben, die sich, außer in dieser Gegend, sonst im Jura nicht aufhalten sollen. Sie dienten den Zwergen als Boten, und auf ihnen sind sie auch miteinander aus dem Thale fortgeritten.

An jener Quelle in Wil gieng ein armes Weib einst am späten Winterabend vorbei, um ihr Bettelbrod heim zu tragen, das sie sich den Tag über droben in Hard bei den Bauern gesammelt hatte. Sie watete durch tiefen Schnee und fror jämmerlich. Da stand nun plötzlich ein Erdmännchen vor ihr und bat sie so dringlich als freundlich, auf der Stelle mit ihm hinauf in die Höhle der Ramsfluh zu kommen. Sie ließ sich durch den hohen Lohn, von dem er sprach, bewegen, den bösen Weg noch einmal zurück zu machen, und traf drinnen in der Höhle ein kleines Weib, das gerade in Kindsnöthen lag. Derlei war der Erlisbacherin nicht allzuneu; sie erinnerte sich, wie zu ihren Lebzeiten in den zwei Nachbarorten Wittnau und Niederwil noch seltsameres geschehen und dorten sogar ein Geisbock laufen gekommen sei, die Hebamme in den Berg hinauf zu holen. Als nun das Bettelweib ihren Dienst verrichtet hatte und ein wunderwinziges Kindlein die Wände beschrie, warf man ihr Glasscherben, Steinchen und Kohlen händeweis in Schürze und Sack und entließ sie alsbald unter vielem Dank und mit der besondern Mahnung, zu diesen unscheinbaren Dingen ja Sorge zu tragen. Das Erdmännchen selbst gieng ihr den steilen Weg voran und begleitete sie wieder bis zur Lorenzoquelle hinab. Die Frau fror auf dem bösen Steige bitterlich, und wenn sie ihre erstarrten Finger unter das Fürtuch verbergen wollte, verlor sie darüber bald dies bald das von dem Duzenderlei, was man ihr droben hineingesteckt hatte. So oft sie wieder etwas im Hohlwege fallen ließ, sagte das Männlein allemal:

Je minder as b'hebsch,
Je minder as besch.

So kam sie endlich heim. Als sie da den Ueberrest von allem, was unterwegs nicht aus der zerlumpten Schürze gefallen war, beim Lichte ausbreitete, fand sie noch eine Glasscherbe, die zu Silber geworden war, und ein Köhlchen und ein Steinchen, das eine war in Gold, das andere in einen Edelstein verwandelt. Alles Suchen um das verloren Gegangene half nachher nichts mehr.

183. 2) Vo de Härdmändlene ûf der Ramsflue.

Hinder der Aerlisbacher-Egg, zwüschen-em Dörfle Hard und dem alte Lorenze-Kapällele, stoht im-ene Thæle so ganz elleige e grusli vertræite Flue, se säge-ere d'Ramsflue. uf der hindere Site isch se hohl, und d'Hohli het numme e chline Igang. Do sind denn emole, me weiss nit axact i wele Johrgange, so rarige Mandle gsi, die sind i die Hohle ûs- und igange, hand ganz e so es eiges Labe gfüehrt und en apartige Hûshaltig, und sind ganz b'sunderig derhär cho, so warklich gstaltet; und mit eim Wort, es isch halt kei Mönsch ûs-ene cho, wer se denn au seige, und was se tribe. Ämel chochet hand se nut, und Würzle und Beeri g'gässe. Unden-a der Flue vorbi lauft es Bachli, und i dem Bächle händ die Mändlene im Summer badet, wie Tüble, aber eis von-ene het immer Wacht gha und het pfiffe, wenn öpper derhär cho isch ûf em Fuesswag: denn sind se amme gsprunge, was gisch, was hesch, der Barg ûf, dass ene kei Huas noh cho wär, und wie der Schwick in ehre Höhle gschloffe.

Dernäbe händ se kem Mönsch nüt z'leid tho, im Gägegtheil, Gfelligkaite, wenn se hand chönne.

Einisch het der Hardpûr es Fuederli Riswalle glade, und wil er elei gsi isch, het er's au fast nit möge. E so'nes Mandle gseht's vo der Flue oben abe und chunt dert dur ab z'höpperle über d'Riese, und hilft dem Pûr, was es het möge. Wo se de der Bindbaum wänd ûfe thue, so isch das Mandle ûf em Wage gsi und het grichtet, und der Pûr het überunde azoge a de Bindchneble. Do het das Mandle s'Seil nid recht ume g'liret, und wo der Pûr zieht, schnellt der Baum los und trifft s'Mandle ane Finger und het's wüest blessiert. Do föht der Pûr a jömmere und seit „o heie, o heie, wenn's nummen-au nit begegnet wär." Do seit das Mandle „abba, das macht nüt; sälben tho, sälben gha!" Mit dene Worte springt's vom Wagen abe, het es Chrütli abbroche, het's verchavlet und ûf das bluetig Fingerle g'leit, und das het all's ewagg putzt. Do springts wieder ûfe Wage und het zum Pûr gseit, er soll s'Seil numme wieder umme gè.

Mängisch wenn rachtschaffne Lüt dur'n Tag g'heuet oder bunde händ und se sind nit fertig worde bis z'Obe und s'het öppe welle cho rägne, so sind d'Hardmandle cho, und hand g'schaffet und g'wärmet drûf ine, bis alles im Scharme gsi isch. Oder wenn's dur d'Nacht isch cho wättere, hand se s'Heu und s'Chorn, wo düsse glägen-isch, de Lüte zum Tenn zuetreit, und am Morge

het halt alles gross Auge gmacht und se hand nid gwusst, wer's tho het. Denn hend erst no die Mandle kei Dank begehrt, nummen-au dass me se gern het.

Amme-n-im Winter, wenn alles Stei und Bei gfrore gsi ich, sind die Mandle is oberst Hûs chô z'Aerlispach; se hand's halt gar guet chonne mit dene Lute, wo dort gwohnt hand, und sind amme durh d'Nacht ûf em Ofe glage, und am Morge vor Tag hand-se se wieder drûs gmacht. Was aber gar gspässig gsi isch: se hand ehre Fuessli nie vure gio, hand es scharlachroths Mantele trait vom Hals bis ûfe Bode-n-abe. Jetz hets im Dôrf so gwunderige Maitle und Buebe ghn, die sind einisch z'Nacht vor das Hûs go gên Aesche streue, dass se gsache, was de Härdmandle fur Fuessle hebe, und was hand se g'funde? s'isch früe wunderli: Anten- und Geissfuess sind i der Aeschen-abdruckt gsi.

Aber vo säller Stund a isch keis Mandle meh cho, und se sind au nimme ûf der Ramsflue bliebe: i die Krache händ se se verschlosse, tief i d'Geissflue hindere, und hand keis Zeiche mè von-ene gè, und chomme nimme, so lang d'Lut eso boshaft sind. (Grimm, Mythologie, pag. 419, nach Hieron. Hagebuch aus Aarau.)

---

184. 3) Die Erdleute bei Oberhof.

Hinter der Rams- und Waſſerflub liegen im Frickthaler-Jura zwei zierlich aufſtrebende waldige Berggipfel, die beiden Strichen; nach ihren zwei zunächſt gelegenen Dorfern unterſcheidet man ſie in in den Asper- und den Oberhofner-Strichen. An den letzten, deſſen Höhe 2872 Fuß beträgt, knupft ſich folgende Erzählung, die aus dem Munde eines dort wohnenden Bauern ſtammt.

„Zwei Schnittermädchen waren in der Aernte zuſammen in den Oberhofner-Feldern. Plötzlich ſchrie das eine: Urſi (Urſula), ſchau dieſe mächtig groſſe Kröte! ſoll ich ihr eins mit der Sichel geben? Nein, Bürgi (Walburg), rief die andere Schnitterin, bei Leib nicht! Schau nur dieſe Dicke und Gedunienheit; merkſt du doch ſelbſt, wie es mit dem Wuſt da ſteht, er wird uns zu Gevatter bitten wollen. Inzwiſchen ſchien die Kröte weggekrochen zu ſein und die beiden Mädchen ſchnitten weiter. Als ſie Abends beim kamen und davon erzählten, meinte die Mutter: Urſi, da haſt du wieder einmal dein Maul gebraucht und weißt nicht, gegen wen. Hüte dich, es ſetzt leicht Böſes ab; denn ſchon oft hab ich gehört, auch der Teufel könne ſich in Kröten verwandeln.

Diese Warnung war indeß schon zu spät gekommen. Noch in derselben Nacht, als beide Mädchen ruhig schliefen, klopfte es an ihr Fenster, und eine Stimme sprach: Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm schnell mit! Ursula hatte auf den ersten Ruf noch geantwortet und war nach der Thüre gegangen in der Meinung, ihr Liebhaber aus dem Dorfe warte drunten. Als sie aber sich an ihr gegebenes Wort mahnen und vom Fortgehen hörte, erschrak sie überaus, doch in Angst und Rathlosigkeit öffnete sie. Hier stand ein Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu gehen. Das Mädchen folgte ihm. Die ganze Gegend, durch welche sie nun kamen, war ihr wohlbekannt. Am Steinchen aber stiegen sie in eine Tiefe hinunter, die Ursi vorher noch nie bemerkt gehabt hatte, und hier öffnete sich ein unterirdischer Gang. Da hindurch mußten sie. Zuletzt gelangten sie auf eine weite helle Wiesen-Ebene, auf der eine ganze Menge überaus zierlicher Häuser stand. Ein jedes schien ganz aus Glas, denn von einer Hauswand zur andern war alles durchsichtig, und die Lichtlein, die drinnen brannten, leuchteten selbst durch das Dach heraus. In ein solches Häuschen führte sie der Begleiter. Hier lag ein sehr blasses Erdweibchen im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm und sie mußte es einem langen Zuge von lauter Erdmännchen voran auf der Stelle aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumengroße Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer wies sie in eine eben so glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindstaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht und verrichtete nach katholischem Brauche die Nothtaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendigt und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war, zog diese fünf Strohhalme aus ihrem Strohsacke heraus, und bot sie ihrer neuen Gevatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi jedoch übergab sie ihr zugleich einen kostbaren Gürtel. Dieser Gürtel, sagte sie, gehört für deine Schwester; aber daß ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es Euch einmal werde wissen lassen!

Bald war Ursula wieder von dem Bergmännchen durch den unterirdischen Gang zurückgeführt. So wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte er ihr auf den Birnbaum hinunter, der die Grenze ihres väterlichen Gutes ausmachte, und den sie im vollen Mondschein wohl erkannte, dann verließ sie der Kleine. Als sie ihrer Befangenheit los geworden, fieng sie an über das elende Geschenk zu zürnen, das man ihr bestimmt hatte, und warf sogleich viere von ihren fünf Strohhalmen aus dem Züppensack. Aber da sie nun zum

Birnbaum kam, fiel es ihr plötzlich ein, gleich hier jene besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für die Schwester und unter der seltsamen Weisung mitgegeben hatte, ihn ja niemals vor der erhaltenen Erlaubniß zu tragen. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt, so zerspaltete der ganze Birnbaum in tausend Splitter und war augenblicklich zu einem Häufchen bloßer Asche zusammen gesunken. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an die Schwester, und wie es dieser hätte ergehen müssen, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eilig rannte sie davon, um daheim die überstandene Gefahr zu erzählen. Aber zu Hause wollte nun niemand, nicht einmal Bürgi ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel; dieser war ja mit dem eingeäscherten Birnbaum verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie auch schon weggeworfen. Jetzt suchte sie nach dem letzten übrigen im Sacke und zog vor aller Augen statt seiner einen goldnen Schaubthaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strichen nach den vier andern Halmen; weder sie, noch Goldthaler, noch den Gürtel fand man mehr.

Das letzte Ueberbleibsel der Zwergenwirthschaft in dieser Gegend ist das Heidenbrünnlein, ein hübscher Bergquell, von dem es heißt, er laufe alle Freitage trübe. Eine benachbarte Quelle an der Bergstraße der Staffel-Egg ist von allen Wanderern besucht, und heißt das Schellenbrünneli. Ueber Letzteres vgl. No. 211, 30. Obige Sage wird auch vom Schümberge, dem höchsten des Fricktaler Jura erzählt; der erwähnte Birnbaum steht dorten auf der Lenzimatte bei Wölflinswil.

---

184 b. d'Härdwibli am Stribä.

Mu g'hört nüt meh vo de Hardwiblena. d'lüt si allah gar fül (boshaft) und sit s'ena äscha g'straüt haiga, sigä si nümmä cho. Das si au lüt gsi, wedder nummä chliligi, und hai ne mänschefüass und e gausfuass gha. Si haigä de luta ghulfa z'acher fahra; do derfür haig n'ena d'lüt, eb si ab em feld hei sige, wäija üf e pflug gleit, und wenn si wieder ana cho sige, se haigä si gold drüf gha. im Ifang (Name eines Mattlandes) sigä siba hüser gsi und dorthi sige d'Härdlüt ummä z'liecht. derno haig es Hardwibli inera frau d'rista a'gleit (Flachsreisten aufgebunden) und haig gsait, si soll's niam sägä, und üs der glicha rista haig si drü johr chönne spinna. ihre g'vatteri haig si mangist gfrogt, wia si's au mach, si spinn alls wil und haig immer dia glichlig rista? z'letzt

het si's der g'vatteri gsait: es haigerä si 'nes Hardwibli a'gleit. derno haig si aber numme no zwen büsli chonne drüs spinna und alg demit abgsl. Allwag het si 'ringer g'schwigä. Ma sait d'Hardwibli sigä im Striha (Strichen, Juraberg) inna und wäscha drinn, und dessetwägä lauf's Aschabrunneli z'all mittwuchs und fritig truab.

Oberhofer-mundart. mittheilung von hn. lehrer Lenzin.

---

184 c. Das Innere des Strichenberges.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verfielen einige Oberfrickthaler Bauern auf die Meinung, der höchste Juraberg ihrer Gegend, der Strichen bei Oberhof, müsse in seinem Kerne goldhaltig sein. Man bekräftigte sich diesen Glauben durch goldfunkelnden Lehm, den eine Quelle aus dem Berge herausschwemmte, noch mehr aber durch die auch jetzt noch lebendigen Erzählungen von der Zwergenwirthschaft, die sich an diese Waldberge knüpft, und von den goldenen Geschenken, die manche Leute mit ins Dorf herunter gebracht haben sollten. So kam man zum Entschlusse den gewaltig breiten Strichen bis in sein Inneres hinein anzugraben. Auf seiner halben Höhe, nahe an dem Wege, der über die Benken nach Aarau führt, begann man eine Schürfung; dorten an dem linken Straßenbord ist auch heute noch eine große ringförmige Grube in der Wiese zu erkennen, innerhalb ihrer eigenen Umschüttung liegend und schon wieder übergrast. Bald fand sich auch ein Bergknappe, der den Leuten den inneren Bau des Gebirges erklärte und ihnen die Art angab, wie man demgemäß den Stollen zu schlagen und fortzuführen habe. Da die Voraussagungen dieses Mannes ganz zutreffend blieben, so überließen sich die Theilnehmer seiner Leitung und trieben nun den Stollen wohl bei einer Viertelstunde unterirdisch weiter. Je weiter man vordrang, um so richtiger erwiesen sich alle Behauptungen des fremden Bergknappen. Dennoch stockte das Unternehmen gar bald wieder, weil sich, wie die Männer erklärten, eben gar kein Gold finden lassen wollte; aus ihrer Erzählung aber hört sich die Angst vor den im Berge hausenden Erdmännchen so deutlich heraus, daß vielmehr diese die Leute bewogen hat, die Arbeit einzustellen. Sie schildern ihre Erlebnisse folgender Maßen.

Im Anfange begegneten die Schaufler einem im Innern mächtig sich auftürmenden Felskegel, der ihnen die Richtung zu sperren drohte. Während man versuchte ihn zu umgehen, fand sich's, daß er rund-

förmig wie ein einzelstehender Thurm für sich emporstieg, und man konnte ihn also nebenher stehen lassen. Allein er zeigte eine eigenthümlich schwarze Oeffnung in seiner Grundlage, die wie ein Ofenloch gestaltet schien, und dies reizte einen der Bauern hinein zu steigen. Er fand das Innere ganz einer Schloßküche ähnlich, von oben her hieng jedoch ein einzelner Felsen herab, wie der Klöpel in einer Glocke sich bewegend, und drohte den Verwegenen augenblicklich zuzudecken. Weiter nach innen trafen die grabenden Männer auf einen Abgrund, der abermals zu ihrem Glücke nur seitwärts hinzog und ihnen kein Hinderniß wurde; derselbe war so erstaunlich tief, daß man von nun an allen Schutt des Stollens, den man vorher mit Mühe und Zeitverlust zum Berg hatte hinauskarren müßen, in ihn hinunter leerte. Nie aber konnte man aus dem Tone des hinabkollernden Gesteines schließen, daß der Abgrund sich auszufüllen beginne. Noch tiefer drinnen im Berge erschien ein See, mit dessen Spiegel man in einerlei Richtung stand. Jenseits desselben, so hatte ihnen der Knappe schon vorher gesagt, werde das Goldlager ansiehen; denn aus diesem Gewässer müße jene Quelle stammen, deren einzelne Goldplättchen das ganze Unternehmen ursprünglich eingegeben hatten. Niemand wollte sich entschließen, dieses schwarze und unübersehbare Gewässer zu überfahren, und die Leute wurden uneinig. Des Nachts, da sie zusammen in ihrer Kammer lagen, sahen sie auf ihrem Werkzeugskaßen eine dünne Flamme lange brennen. Dies deuteten sie nun auf die nahe Gefahr, die ihrem Leben drohe, und sie ließen den Bau verfallen.

---

185. 4) Die Erdweibchen in Effingen.

Wenn man vom Frickthaler-Dorfe Zeiben nach der Sägemühle zu geht, so hat man links einen schönen Tannenwald, rechts Weinberge; oberhalb der Thalmatten bildet dann der Bach, der das Thälchen durchfließt, einen Waßerfall, die Imberger-Wag geheißen. Das Rauschen des fallenden Waßers, die senkrechten Felswände, hohe Steinblöcke auf der andern Seite, die augenblicklichen Sturz zu drohen scheinen — dies alles macht einen überraschenden Eindruck. Aber die Dorfbewohner sehen noch allerlei anderes und geheimnißvolles in diesen Dingen. Sie wißen, daß ein heiliger Waldbruder vor Alters hier sich aufgehalten hat; sie malen sich in den Felstrümmern die Trümmer eines Raubschloßes aus, das da sein Schatzgewölbe hatte, wo jetzt die Höhle ist im Weinberge zu Effingen, und endlich wißen sie, daß diese Höhle auch die Wohnung jener Erdweibchen gewesen sei, die sich

hier lange Zeit hindurch eingewohnt hatten. Und in der That weist das Innere der Höhle halb und halb auf einen niedlichen Haushalt hin. An der einen Wand sind mancherlei muldenförmige Vertiefungen zu sehen; das ist der Backtrog und andere kleine Gelasse; an der nördlichen Seite scheint eine Felsplatte zum Tische verebnet zu sein; hinten stehen Trümmer, die einem Steinofen ähneln, vorne sprudelt sogar ein nettes Brünnlein auf. Das alles sollen die Erdweibchen mit unbedingtem Gehorsam, wie es ihnen ihre Meisterin gebot, aus dem Felsen gegraben haben, nachdem sie von den hartherzigen Menschen aufs Feld gejagt und mit dem Tode bedroht worden waren, soferne sie sich je wieder im Dorfe blicken lassen würden. Und doch war die Furcht der Essinger eine so thörichte. Denn die Weibchen thaten jedem Armen Gutes, wo und wie sie nur konnten; jedem Holzhacker im Walde halfen sie seine Reißwelle zusammen klauben, den Mädchen, die Erdbeeren suchten, pflückten sie die Körbchen voll. Nach und nach wurde man wohl wieder ein wenig duldsamer gegen sie und es verschloß sich nicht jede Thüre mehr vor ihnen; aber immer noch war eine Scheu vorherrschend, wenn man ihre dicken krausbaarigen Köpfe betrachtete und das thierisch gestaltete Ohr. Man wollte aber der Sache ganz auf den Grund kommen, und namentlich auch ihre Füße einmal genauer kennen lernen, die sie in langgefalteten Röcken vorsichtig verbargen. Also streute man neben dem Rebberge Asche in den Fußweg, und bald darauf sah man dorten nichts anderes als lauter Gänsefüße eingedrückt. Nun war's aus bei den Bauern und bei den Erdweibchen. Diese flüchteten sich in die Imberger-Wag hinauf, und als das Volk mit Prügeln und Heugabeln heraufzog, um sie wie Hexen auszutreiben, verschwanden sie auch da. Nun sieht man sie nur noch an der heiligen Weihnacht; processionsweise kommen sie in schimmernden Kleidern von der Höhle nach jenem Wasserfall gegangen, jede mit einem kleinen Kinde auf dem Arm.

---

186 a. 5 a) Das schwere Kind am Seckenberge.

Sommers findet man in blühenden Kleefeldern manchmal ein feinlockiges engelschönes Kind auf schneeweißen Windeln bloß daliegen. Will man's aufnehmen, so wird's immer schwerer, und gerade während man sich darum ängstiget, es ja nicht aus der Hand fallen zu lassen, ist es auch plötzlich verschwunden. Die Meinungen darüber sind verschieden. Man glaubt, es künde den Tod dessen voraus, der ein solches Kind erblickt; oder man deutet es auch auf einen besonders

fruchtbaren Jahrgang. Man hält es aber überhaupt für ein Kind, das den Erdmännchen selber gehört, oder das sie den Menschen gestohlen haben. Denn Chrügeli nennt der Aargauer ein kleines gesundes Kind, und Chrügelnägeli heißt man auch jene verdächtigen Felslöcher im Jura, deren innere Beschaffenheit nicht recht ausgemacht ist. So liegt auf der hohen Gisliflub bei Aarau ein solches Chrügelnägeli, ein steiler und enger Durchschlupf im Bergkamm, und gleich in der Nähe ist die Zwerlimatte.

Hauswirth hieß der Junge, der bei einem Handwerker im Dorfe Frick in der Lehre stand und einmal ausgeschickt worden war, im Walde Leseholz zu suchen. Als er oben auf dem sogenannten Seckenerberge ausruhte, der gegen das Dorf Eiken zu liegt, hörte er jenseits des Waldgrabens, an dem er saß, die Stimme eines Wickelkindes. Hauswirth hatte daheim schon genug Schläge darüber bekommen, daß er des Meisters Kinder nicht fleißig hüten mochte, und kümmerte sich jetzt um dieses noch weniger, das da so unvermuthet schrie. Als er aber endlich aufstand und heim wollte, sah er wirklich ein so hübsches Kind drüben am Graben liegen, daß es ihm augenblicklich das Herz bewegte. Er wollte es aufnehmen, hatte aber eine ganz unbeschreibliche Mühe, es nur umfassen zu können. Zuletzt war es gar verschwunden und er stand allein am Graben. Großer Schreck ergriff ihn. Er wurde von der Zeit an daheim immer stiller und starb jung.

---

186 b. 5 b) Die Erdbibberli zu Frick.

Auf der Waldhöhe des Frickerberges wohnten winzig kleine Leute in Steinhöhlen, durch die sie sich gar hübsch und nach der Ordnung ihre Taglichter gebrochen hatten. Bei Tag zwar trieben sie kein Geschäft und Helle hatten sie daheim nicht nöthig; war es aber schon spät Abend auf dem Felde und ein fleißiger Bauer konnte nach einem heißen Aerntetage seine Garben doch nicht alle zumal heimbringen, dann kamen die kleinen Leute zu ihm herunter und halfen, daß er Schober und Mandel nicht über Nacht auf dem Acker stehen lassen mußte. Auch ins Dorf herein kamen sie an Winterabenden zu Stubeten (auf Besuch) und halfen Hanfstengel raiten, oder Flachs spinnen. Ein noch nicht bejahrter Mann versichert, er habe als Knabe noch manchmal ihre Wohnungen weit in den Berg hinein begangen, die Erdbibberli aber seien damals schon ausgezogen gewesen, weil ihnen die vorwitzigen Leute Asche hinein geworfen hatten. Ungeheuer oder gar Gespenster seien sie aber nicht gewesen, sonst hätte man nicht bei-

nahe in allen ehrbaren Haushaltungen die ſchönſten Geſchichten über ſie zu erzählen gehabt.

187. 6) Das Erdweibchen in der Hufenfluh.

Die Hufenfluh liegt am rechten Ufer der Aare im Zurzacher-Bezirke; ſie iſt eine Felswand mit einer großen und tiefen Höhle. Darinnen wohnen jetzt noch Erdmännchen und Erdweibchen, die ehemals all ihren Bedarf an Brod und Mehl in der Thalmühle zu holen pflegten. Eben dahin hatte ſich eine wunderbar kleine Dienſtmagd verdungen gehabt, die auch ein ſolches Erdweibchen war. Sie begnügte ſich in Speiſe und Trank mit allem, was die übrigen Hausgenoſſen ihr gaben, lebte mit dem Geſinde in beſtem Frieden und war von einer ganz unermüdlichen Arbeitſamkeit. So ward ſie den Leuten immer lieber und man hatte ſie in allem viel zu nothwendig, als daß es einem noch beigefallen wäre, ſich ein Grauſen an ihrer bedenklichen Abkunft zu nehmen. Einſt, da ſie eben eine gar große Bürde Gras auf dem Kopfe heimtrug, kam ein kleines Männchen von der Hufenfluh her ihr auf die Matten entgegen und ſagte ihr ein Wörtchen ins Ohr; ſogleich legte ſie die Bürde ab und ohne nur ein anderes Fürtuch umgethan zu haben gieng ſie, wie ſie war, mit ihm hinweg. Man glaubte in der Mühle ganz beſtimmt an ihre baldige Rückkehr, aber niemand bekam ſie mehr zu ſehen.

188. 7) Weiſe Frauen um Kienberg.

Auf der Frauenhalde, waldwärts beim Dörfchen Kienberg im Frickthale gelegen, wohnen noch Erdweibchen, die man für weiſe und heilige Frauen hält. Aber weder gehen ſie zu den Landleuten mehr ins Dorf, noch nehmen ſie deren Beſuch an. Man ſagt, ſie und die Erdmännchen im Dorfe Densbüren, über der Staffelegg drüben, ſeien ſcheu geworden, ſeit des alten Schak's (Jacques) Frau ihnen einmal Aſche geſtreut hat. Wenn aber ein armer Bube beim Heimſchlitten des Holzes ſich quetſcht, ſo legen ſie ihm ein Heilkräutlein auf.

189. 8) Der Frauenhügel bei Brugg.

Nach dem Glauben des Landvolkes hatten ſich ſchöne Weiber auf den Waldwieſen unferne dem Städtchen Brugg einen Luſtgarten angelegt, den man Beiſel (Bühl) nennt, und ſangen darin ſo ſchön,

daß die Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie. Doch soll man ihre reizvollen Gestalten noch alljährlich am Charfreitag erblicken können, und wenn ein armes Kind dorten im Walde beim Holzlesen einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz um sein Haar gefunden.

---

190. 9) Erdmännchen in der Stiftshalde.

Stiftshalde heißt jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen des Frickthaler-Dorfes Hornussen hinzieht. Dort wußte man noch vor etlichen zwanzig Jahren das Erdmändliloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie herkömmlich in Hornussen zu und waren in allen Häusern des Dorfes bekannt. Dem Feldarbeiter kam ihre Aushilfe gerade so zu statten, wie ihre Anstelligkeit in Küche und Wirthschaft der Hausfrau erwünscht war. Man hielt sie deshalb den Nächsten der Familie ganz gleich; und wenn sie ja schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch auch noch ein Bischen von den eingeschlagenen Eiern oder dem Pfannendotsch (Eierkuchen), den sich die Mutter hinterher kochte, wenn sie an gar zu schweren Arbeitstagen sich selber was Gutes thun wollte.

Da hatte sich nun in jener Zeit unser reiche Müller ein neues Mühlwerk näher zum Dorf her gebaut, und es war ihm sehr daran gelegen, diese Männchen als einen Hausſegen mit in sein neues Quartier herüber zu ziehen. An dem Tage also, den er zu seiner Auffahrt in die Mühle bestimmt hatte, mußten alle Räder klappern, mußte das frische Feuer am Herde prasseln und der schneeweiße Schlot sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süß durch die Gasse hinaufzog, daß sogar die Männchen lüstern darnach wurden, die sich bekanntlich auf derlei am besten verstehen. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Eine lange blaue Zipfelmütze am Kopfe und in langen Röcken, die ganz über die Füße herabreichten, kamen sie zur Stubenthüre herein und blieben da zusammen sittsam stehen. Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füße war's jetzt dem neugierigen Müller zu thun. Deswegen hatte er heute schon vor ihrem Erscheinen von der Thüre an bis zum großen runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Rahmwähen, Speck- und Zipärtlikuchen (aus Cyperpflaumen) aufgetragen von einer Größe, daß sich keine Platte dazu fand; lauter besondere Lieblingsspeisen des kleinen Volkes. Der Müller

hieß ſie alſo friſch herzuſitzen; ſie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er ſo ihre Fußſtapfen betrachtete und lauter Platſch- und Gänſefüße ſah, hielt er nicht länger an ſich, ſondern brach darüber in ein lautes rohes Gelächter aus. Sogleich verließen die geſchämigen Männlein Stube und Haus; ſeit jener Zeit haben ſie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald wurde der Müller vergantet (fallit), und da ſein groſſes Gut kein Anderer mit Vortheil kaufen oder lange behalten konnte, kam es endlich gar an das Stift Seckingen am Rheine drüben im Schwarzwalde. Nachmals gieng man noch oft in die Männleinshöhle hinauf, um nur wieder etwas von ihnen zu ſehen. Der alte Schullehrer ſelbſt war einmal weit hinein gekrochen, fand aber in dem finſtern Gewölbe nichts anderes als zahlloſe Fledermäuſe; weil man den Erbgrind bekommt, wenn dieſe einem ins Haar gerathen, ſo machte er ſich ſchleunig wieder heraus. Später hat er nicht einmal mehr die Höhle auffinden können auf jener Seite, wo man am eheſten zukommt; und anderen, die ſie auch genau gekannt haben, gieng's ebenſo. Nur das weiß man noch, daß ſie nach Innen immer weiter und größer wird, bis ſie tief hinten an einen unterirdiſchen See führt. Ueber dieſen iſt aber noch kein Lebender gefahren.

---

191. 10) Bergmännchen auf der Hagleſtä.

Hagleſtä iſt der Name eines Juraberges im Frickthale nahe beim Dorfe Magden. An ſeinem Fuße iſt eine Höhle, in welcher Bergmännchen wohnen. Noch vor hundert Jahren kamen ſie Nachts den Bach herunter und machten den Leuten in der Alten Mühle ihren Beſuch. Da brachten ſie ihre Kunkeln mit und ſpannen um die Wette. Wenn es Mitternacht wurde, hörten ſie auf und giengen heim; hatte man auch die Uhr geſtellt, damit man den Schlag nicht hören ſollte, ſo waren ſie zur beſtimmten Stunde ſonſt verſchwunden. Beſonders gegen die Kinder thaten ſie freundlich und ſchenkten ihnen manchen Edelſtein, den man noch lange nachher bewahrt oder um hohes Geld verkauft hat.

Ein armer Tauner (Taglöhner) arbeitete einſt noch ſpät Abends auf dem Felde, wenige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, da ſah er ein Bergmännchen, ſchwebend wie ein Sommervogel, über die Höhe herunterkommen und ſich bei ihm niederlaſſen. Es grüßte artig und ſuchte ihm eine Schürze voll Kohlen aufzunöthigen. Der Mann konnte nicht begreifen, was ihm das eitle Zeug nützen ſollte und war ſchon

viel zu arbeitsmüde, um sich darüber in einen Disput einzulassen. Endlich da das Bergmännchen mit Zureden nicht nachließ, nahm er ihm doch aus Gutmüthigkeit ein Köhlchen aus der Schürze und steckte es ein. Das Bergmännchen gieng nun weiter, sah aber nicht mehr so zufrieden drein, wie vorher. Als der Tauner am folgenden Morgen sich ankleidete, fühlte er noch das Kohlenstück in seiner Tasche stecken und wollte es herauswerfen; aber nun zog er ein eben so grosses Stück Gold aus dem Sack und verstand freilich jetzt die gestrige Dringlichkeit seines Wohlthäters. Gleichwohl ist er nachher ein reicher Mann geworden.

Erst vor einigen Jahren ist ein hochbetagter Magdener-Bauer gestorben, von dem man weiß, daß er als vierzehnjähriger Knabe beim Holzfällen durch Zufall in jene Höhle auf der Hagleflä gerieth und dorten mit Ramwähen, Butterschnitten und Kuchen aufs allerbeste bewirthet wurde. Nach ihm kam noch ein anderer Knabe in dasselbe Revier und immer war es ihm, als ob ihm da ein Geruch von Backwerk in die Nase steige. Gleich fand er auch einen Eierkuchen, der so breit wie der ganze Baumstamm war, auf dem er wie auf einem Teller hergerichtet lag. Aus Hunger riß der Bube den Fladen in zwei Stücke, und in dem Augenblick standen die Männchen vor ihm, nahmen ihn mit in ihre Höhle hinauf, zeigten ihm alle künstlichen Gewölbe und setzten ihm ganze Trachten der allerbesten Speisen vor. Weil er sehr ermüdet war, schlief er schnell bei ihnen ein. Am Morgen lag er zu Hause in seinem Kämmerlein, seine Waldart aber neben ihm im Bette, in einen gewaltigen Laib Brod geschlagen. Als er den Laib anschnitt, fiel eine solche Zahl Goldstücke heraus, daß er einer der vermöglichsten Männer im Dorfe geworden ist. So thaten die Zwerge mancherlei Gutes, bis sie die Neugier der Leute vertrieb. Denn die Müllerin wollte schon lange gerne wissen, ob diese Männchen Füße hätten oder nicht, und hatte ihnen in der Spinnstube Asche unter Tisch und Bank gestreut. Sie merkten den Verrath und verschwanden unter dem Rufe:

Lauf, Küngl, lauf,
Die Welt ist falsch und taub!

---

192. 11) Der Eißzapfen zu Böbikon.

Vor mehr als fünfzig Jahren gieng ein Mann von Böbikon, im Bezirke Zurzach, zur Zeit des Heuet in den Wald, Holz zu holen. Als er an dem Mühlenbach in die Gegend kam, die man den Kessel

heißt, sah er am Felsen große Eiszapfen in der Sonne schimmern, so klar, wie sie nur mitten im Winter von seinem Strohdache herabhiengen. Das große kristallhelle Eis wunderte ihn nicht wenig, er brach ein Stück ab, und da es ihm in der Hand nicht schmolz, steckte er's zu sich und nahm's der Seltenheit wegen mit heim. Als er's seinen Leuten, die eben vom Felde nach Hause kamen, zeigen wollte, erstaunten sie alle nicht wenig, da er statt des Eisstückes nun einen eben so großen lauteren Silberzapfen auf den Eßtisch legte. Sie faßten erst wirkliches Zutrauen, als er ihnen den einfachen Hergang erzählte.

Ein Gleiches hat sich am Homberge, zwischen Reinach und dem Hallwiler-See zugetragen. Da fand droben im Hochwalde ein armer Weber eine tiefe Erdgrube, von der man vorher noch nie etwas gehört hatte. Er stieg hinab und gerieth in einen so rein gegrabenen unterirdischen Gang, daß man glauben konnte, hier müße einst ein Bergwerk gewesen sein. Zulezt waren hinten lange Stäbe gegen beide Wände wie ein Gitter gespreizt und sperrten den Durchweg. Als aber der Mann an sie schlug, klang es glockenhell und allerlei Stücklein sprangen davon ab, die am Boden wie Gold glänzten. Er las diese Abfälle sorgfältig auf und machte sich dann schnell davon; denn alles, was er je über die Erdmännchen gehört, kam ihm plözlich in den Sinn und eine große Angst befiel ihn. Gleichwohl gieng er später wieder hieher und wollte sich mehr von dem Golde holen. Allein schon mußte die Obrigkeit Wind davon bekommen haben, denn jezt fand er den Eingang zur Höhle vermauert.

---

193. 12) Die Erdmännlein zu Leuggern.

Bei Leuggern, einem Dorfe das nahe dem Ausflusse der Aare in den Rhein gelegen ist, findet sich in den Waldungen zwischen Fehrenthal und der Mooshalde in einer Bergwand eine runde Höhle, in deren Innerem viele geheime Gänge in Windungen und Zickzack laufen. Hier haben Erdmännlein gewohnt, die von Gestalt zierlich und niedlich gebaut, etwa drei Fuß hoch waren, blaß aussahen, wolliges Haar hatten, im Uebrigen aber gewöhnlichen Menschen glichen, nur daß man keine Füße an ihnen bemerken konnte. Nachts kamen sie häufig in die Wohnungen und verrichteten bei den Bauern allerlei Geschäfte, fütterten das Vieh und halfen sogar mitwaschen. Gleich nach dem Läuten der Betglocke erschienen sie und schafften oft die ganze Nacht hindurch; läutete aber die Morgenglocke, so verschwanden

sie plötzlich mitten unter der halbgemachten Arbeit. Der größte Glanz verbreitete sich, so lange sie da waren, und im nächsten Augenblicke schon waren sie nicht mehr zu sehen. Auch brachten sie schön gebackene Kuchen mit, und meiner Großmutter Bruderſohn erinnert sich noch, in seiner Jugend selber davon gegessen zu haben. Einst an einem langen Sommertage läutete der Sigrist schon um sieben Uhr den Abend ein und meinte, nun würden sie sich beim Tageslicht ganz und gar betrachten lassen; allein er täuschte sich doch, denn sie kamen zwar augenblicklich droben aus den Gebüschen hervor, wendeten sich aber eben so eilig aus der Tageshelle wieder in ihre Höhlen zurück. Diese Tücke mußte sie erzürnt haben, denn von da an waren sie manches Jahr lang nicht zur geringsten Arbeit mehr zu brauchen. Da beredete einmal ein Bursche des Dorfes seine Kameraden, ihn an einem Seile von der Höhe der Bergwand bis an jene Höhle herunter zu lassen; man könnte dann von oben her beobachten, wie es sich drinnen verhalte, und ob da wirkliche Erdgeister mit Ziegenfüßen, oder nur eine Art verwilderter Menschen wohnten. Dies geschah. Das festeste Seil und von solcher Dicke, daß es unmöglich reißen konnte, ward um seinen Leib gebunden und ihm noch ein anderes dazu in die Hände gegeben, mit dem er den oben Stehenden das Zeichen geben sollte, ihn nach seinem Willen wieder empor zu ziehen. Als nun das Tragseil schon lange abgerollt war und am andern immer noch kein Zeichen zum Aufziehen geschah, geriethen die Kameraden in Angst; und wie erschraken sie, als beim raschen Aufwinden statt ihres Gesellen der leere Strick zum Vorschein kam, dessen Schlingen und Knoten alle rein aufgelöst waren und nur noch die Haare und die Schuhe des Verlorenen zurückbrachten. In Schrecken und Graus stoben sie auseinander.

---

194. 13) Erdmännchen bei Gippingen.

Auf der linken Seite des Zusammenflusses von Aare und Rhein liegt da, wo das Reuenthal und das Fullerfeld zusammenstoßen, ein geringer Berg, in welchen drei Höhlen hinein führen. Der ganzen Umgegend ist es bekannt, daß hier vor Zeiten drei Fuß hohe Männchen gewohnt haben. Damals aber waren diese Höhlen Säle voll Pracht; goldene Leuchter standen darinnen, auf deren jedem den ganzen Tag acht Kerzen auf einmal brannten; die Wände waren von Glas und warfen den Glanz der Lichter zurück. Aber trotz dieser Herrlichkeit mußte jedes der Männchen der Reihe nach die untergeordnetsten

Hausarbeiten verrichten: auskehren, backen, die Leuchter abſtauben, ja in der Erntezeit ſogar die Aehren auf dem Felde vom Halme raufen und drinnen in der Höhle mühſam mit Steinen ausklopfen und auskörnen. Ganz beſonders berühmt waren ihre Wähen, wohlſchmeckende Kuchen von dem allerdünnſten Teig. So oft ein Bauer ſein Land umpflügte, dem ſie vorher in ſeine reifen Aehren gegangen waren, kamen ſie zu ihm auf den Acker und legten ihm dankbarlich ein ſolches feines Kuchenbackwerk auf das Höchli des Pfluges hin. Das gefiel dann dem Pflüger gar wohl und er ließ ſich's ſchmecken ohne alle Nebengedanken. Sogar Moſt ſollen ſie dazu gegeben haben und zwar aus einer Kelter, die auf der Oſtſeite jener Höhe mitten in einem Weinberge gelegen war.

Ein Mann aus Gippingen war's, der bei dieſen Männlein lange Zeit gelebt hat. Er hatte zufällig ihre Höhle aufgefunden und auch jenes eiſerne Gitter, mit welchem ſie von innen verſchloſſen war, öffnen können. Als er in die Kriſtallgänge kam, hatten die Männchen gar große Freude über ſein Erſcheinen, denn ſie führten eben Krieg mit einer fremden Völkerſchaft, und der Gippinger mußte ihnen dabei helfen. Er gewann ihnen den Krieg und ward ihnen lieb und werth. Zuletzt erinnerten ſie ihn, daß er nun auch wieder hinauf auf die Welt gehen müße, nahmen Abſchied von ihm und gaben ihm einen Wagen voll Gold mit. Als der Gippinger damit in ſein Dorf heimkam, waren die Seinigen längſt geſtorben und von ſeinen Nachbarn erkannte ihn keiner mehr. Er ſelbſt war ſo alt, als ob er viele hundert Jahre im Berg geweſen wäre. Da fühlte er, daß es auch mit ihm zu Ende ſei, und weil ihm Niemand mehr angehörte, vermachte er all ſein Gold der Kirche.

Einmal um die Erntezeit kam ein Bauer heraus ins Feld, der es nicht erwarten konnte, daß ſein Korn endlich zum Schneiden reif werde. Gerade befand ſich ein Erdmännchen in ſeinem Acker. Es hatte ihm gewiß noch keinen Halm umgetreten; aber da es ſeinen neidigen Blick bemerkte, erſchrak es und wollte entfliehen. Gleich erwiſchte er es beim rothen Röcklein, gab ihm ein paar Streiche, ſchimpfte es recht grob und wüſt herunter und ließ es endlich laufen. Seitdem weiß kein Menſch, ob ſie ausgewandert, oder alle in ihrer Höhle geſtorben ſind; doch meinen alte Leute, ſie ſeien noch zuſammen am Fullerfelde in einem heimlichen Stübchen und ſchaffen aus einer Bergſchlucht Kohlen für die dortigen Bewohner heraus. Auch beim Frickthaler Dorfe Oeſchgen haben ſie in dem großen Graben gewohnt, der Lenzenſteig heißt, und den Bauern Kuchen aufs Feld gebracht, die ſo ſchwarz beſtreut waren, daß man meinte, ſie hätten

ihr Backwerk mit schwarzen Waldameisen verzuckert. Am liebsten hörten sie's, wenn man versprach, ihnen dagegen etwas aus der Bauernwirthschaft mitbringen zu wollen. Ihre Tracht an Rock und Hut war schwarz.

---

195. 14) Die Herrmännlein an der Fullhalde.

Von dem Rheinufer beim aargauer Dorfe Koblenz hinweg bis hinab gegen das badische Städtchen Waldshut läuft auf der linken Flußseite eine mit Nadelholz bewaldete Anhöhe, die neu gebaute Rheinstraße zieht an ihrem Fuße hin. Dies ist die Fullhalde. Hier haben Zwerge gewohnt. Ihre Gestalt maß nicht zwei Fuß, ein paar helleuchtende Augen steckten in den kleinen schwarzhaarigen Köpfen. Sie giengen stets barhaupt und barfuß, ein blaues Hemde mit einem schwarzen Gurt zusammengehalten, war ihr einziges Kleid. Im Benehmen mit den Landleuten waren sie besonders friedfertig und zuvorkommend, und wenn die Bauern aus dem Dörfchen Full sich recht müd im Felde gearbeitet hatten, kamen des Abends noch die kleinen Leute zu ihnen her und brachten ihnen Brod und Kuchen zur Erquickung. Fragte man dabei ihrem Herkommen oder ihrem Wohnorte nach, so deuteten sie nur auf ihre Höhle in der Fullhalde hin, denn reden mochten sie nicht, auch giengen sie niemals mit ins Dorf herein. So brachten sie einst ihren Kuchen auch einem jungen Bauern an den Pflug hin. Dem war das Stück allzugroß, um es auf einmal hin zu nehmen, er suchte deswegen in der Tasche nach seinem Messer herum, ohne es jedoch finden zu können. Da zog der Zwerg sein silbernes hervor und gab es ihm. Der Bauer zerschnitt damit den Kuchen, anstatt es aber gebürlich abzuwischen und rein zurückzugeben, steckte er es mit aufgelegter Bosheit ohne weiteres in einen daliegenden Kuhfladen. Einmal Beschmutztes rührt kein Geist mehr an; also verblieb das silberne Messer dem habsüchtigen Bauernburschen. So war's seine Absicht. Darüber erzürnte der Zwerg und klagte bitter auf das sündhafte junge Geschlecht. Als seine Gefährten sein Jammern hörten, verschwuren sie's, je wieder an das Tageslicht zu kommen. Sie eilten zusammen querfeldein dem Walde zu und schlüpften in ihre Höhle hinab; im gleichen Augenblicke aber wurde ein so furchtbarer Knall in der Gegend gehört, als ob der ganze Berg zerborsten wäre. Seitdem sind sie hier verschwunden; nur ihre Höhle ist zu sehen, aus der manchmal noch Rauch aufsteigt.

---

196. 15) Die Wachletä-Jumpfere bei Magden.

In jenen langen Hungerjahren des Schwedenkrieges litt das aargauiſche Rheingelände unſäglich; die Stadt Rheinfelden war dreimal erſtürmt, das Clariſſenſtift Olsberg im Frickthal zum drittenmal zerſtört. Da ſaß ein Köhler verzweifelnd im Walde vor ſeinem Meiler und hielt Rath, wohin er entlaufen ſolle. Das Dörflein Magden drunten iſt ſchon verbrannt, wozu da noch Kohlen brennen! ſagte er; ſo wenig der Steinhügel da zu Gold wird, ſo wenig wird mich meine ſaure Arbeit vor dem Verhungern retten.

Bei dieſem Worte kamen auf einmal gerade aus der Tiefe des Hügels, an dem er ſaß, ſonderbare Töne herauf, und noch hatte er ſich nicht recht beſonnen, als drei ſchneeweiße Jungfrauen vor ihm ſtanden, oder eigentlich um den Kohlenhaufen herumſchwebten, ohne daß ein ſchwarzes Stäubchen an ihren prächtigen Mänteln hängen blieb. Sie hatten Blumen in den Haaren und goldne Stäbchen in der Hand. Die eine deutete damit auf die Spitze des Kalkfelſens, und ſogleich öffnete ſich dieſer ſanft zu einem großen Gange. Da hinab führten ſie den Kohlenbrenner in einen weiten Saal mit goldner Wand und boten ihm den Schlüſſel an, mit dem er die Schatztruhen öffnen ſollte, die ringsum daſtanden. Der arme Mann wußte nicht, wie ihm geſchah; halb aus herzlicher Verwunderung, halb aus chriſtlicher Seelenangſt fieng er an zu ſchreien, Alle guten Geiſter . . .! und in einem Hui fühlte er ſich nach oben gewirbelt und in die Sonne hinausgeſchmiſſen unter die alten Eichen des Hügels, während ein bitteres Jammern und Wehklagen aus dem Boden ſcholl. Dieſe Waldgegend heißt heute noch der Jungferngraben und noch will man dorten ſingende Mädchen, aber auch Hundegebell und Pferdegewieher vernommen haben.

Andere Erzähler verſetzen jedoch den Schauplatz dieſer Begebenheit unter etwas veränderten Umſtänden in diejenige Gegend des Dorfes Magden, welche man Wachletä heißt. Auf der Hochebene, gegenüber dem Steinbruche des Dorfes, welche ſich bis zur Ortſchaft Augſt hinunter erſtreckt, zieht ſich ein paar tauſend Fuß weit eine muldenförmige Vertiefung fort, wo zwiſchen Saarweiden zahlreiche Wachteln anzutreffen ſind; hier ſollen denn auch die ſingenden Wachletä-Jumpfern gelebt und auf dieſer Höhe ſoll unſer Kohlenbrenner gewohnt haben. Er lag einſt noch ſchlaflos auf ſeinem Laubſacke, als es auf dem Magdener-Kirchthurme ſchon Eins geſchlagen. Da fieng es draußen vor ſeiner Hütte zu nießen an. Helf dir Gott, ſprach er, helf dir Gott! und ſo ſagte er es wohl dreißigmal, ohne daß das

Nießen draußen aufhörte. Hilft dir Gott nicht, sagte er zuletzt, so soll's der Teufel. Da hörte es auf, aber nun erfüllte Donnern und Krachen den Wald bis zum Morgen. Als sich nun der Mann in der Frühe vors Haus machte, sah er seinen ganzen Meiler bis auf einen Korb Kohlen versunken, an der Stelle aber quoll reichliches Wasser empor. Wäre er kein Narr gewesen, so hätte er den Korb Kohlen hübsch in's Haus herein getragen; so aber warf er ihn erzürnt ins Wasser. Dies fließt heute noch, es trinkt aber kein Mensch davon, denn sonst setzt es Kröpfe ab. Aber diese Kohlen waren von den Jungfrauen, und mit ihnen ist auch ihr Esel verschwunden, der nichts fraß und doch alle Morgen einen Korb voll Goldstücke legte.

Später gieng einmal ein Jüngling Mitternachts durch diesen Strich, um in aller Eile für seinen schwer erkrankten Vater den Arzt in Rheinfelden zu holen. Am großen Steinbruch wünschten ihm drei Mädchen gute Nacht, und als er trotz seiner Athemlosigkeit freundlich darauf dankte, schwebten sie wie Vögel über den Thalbach dem Waldberg zu. Der kranke Vater war bei des Sohnes Heimkehr schon genesen.

Als nach diesem ein Bauer mit seinem vierjährigen Söhnlein hier in später Nacht vorüber gieng, kam ihm hier am Steinbruche plötzlich sein Kind aus dem Gesichte. Auf wiederholtes Rufen gab es ihm endlich weit drüben vom Bache her Antwort, und als er dorthin eilte, sah er, wie sein Büblein bereits Schuh und Strümpfe ausgezogen hatte, um durchs Wasser hinüber zu waten. Was machst du denn? wohin denn? rief der Vater. Ich kann nicht anders, sagte das Kind, die weiße Frau hat mir gewunken, daß ich ihr nach mußte. Jetzt erst erinnerte sich der Bauer wieder der unheimlichen Dinge, die von diesem Orte gelten.

---

197. 16) Bergmännlein auf Schloß Trostburg.

Vor etwa dreißig Jahren spielten eines Abends zehn- bis vierzehnjährige Kinder, Knaben und Mädchen des Kulmerthales, dicht unter dem Schlosse Trostburg in der Nähe eines Bienenhäuschens. Da trat hinter diesem ein Bergmännlein hervor und schaute sich vorsichtig bald nach der einen, bald nach der andern Seite um. Voll Schrecken stoben die Kinder davon. Die Eltern, denen sie es gleich erzählten, giengen an die Stelle, sogar der Pfarrer gieng des andern Tages frühe den Berg hinauf, um das Bergmännlein wieder zu finden; aber es wird nicht wieder kommen.

---

198. 17) Betendes Erdmännchen bei Klingnau.

Ein Koblenzer-Mädchen von vierzehn Jahren war von ihrem Dorfe am Aargauer-Rhein ins Städtchen Klingnau an der Aare, geſchickt worden, um dorten Brod einzukaufen. Der nächſte Fußſteig dahin führt über den Buck im Hardwalde an Abhängen vorbei, welche dorten Im Engel heißen. Dorten iſt eine Felswand, das Appelöh genannt, mit einer Höhle, worin Erdmännlein gewohnt haben. So groß der ſteinerne Tiſch iſt, der noch drinnen ſteht, eben ſo groß ſollen die wohlſchmeckenden Dünnen (Kuchen) geweſen ſein, welche jene Männchen buken. Auf dieſem Wege ſah das Kind in jener Gegend, wo ſich ſonſt ein Waldbruder aufgehalten hat, ein kleines Männchen mit ſchwarzem Mantel und rother Mütze aus einem Loche herausſchlüpfen. Das Kind entſprang ſogleich, und da es ſich von Weitem noch einmal umblickte, ſtand das Männchen mit gefalteten Händen da und flehte ihm nach: Pro me, pro me!

---

199. 18) Der Stalljoggeli in Wettingen.

Der Joggeli (kleine Jakob), der auf der Geiswieſe hinter dem Dorfe Wettingen wohnte, war allgemein als Herenmeiſter bekannt. Dies kam aber nur von einem Hausgeiſte her, der gerade ſo hieß wie er ſelber. Wollte er ſein Vieh füttern, ſo gieng er weder im Sommer graſen, noch ſtieg er im Winter die Heubrüggi hinauf; ſondern er ſagte nur das Wörtchen vor ſich hin: Joggeli, gieb Heu abe, nid z'viel und nid z'wenig — und ſogleich hatten ſeine Kühe Heu und Futter zu rechtem Maß im Barren. Da er einmal mürriſch und böſe in den Stall trat, vergaß er den Beiſatz ſeines Sprüchleins mitzuſagen, und augenblicklich hatte ſich die Maſſe des ganzen Heuſtocks auf ihn herabgelaſſen, daß er ſich und ſein Vieh mühſelig daraus hervorwühlen mußte.

---

200. 19) Kobold Beckli in Kirchleerau.

Im Hauſe des Alt-Ammanns von Kirchleerau lebte ſeit langer Zeit ein Hausgeiſt; aber niemand verwechſelte ihn etwa mit einem Geſpenſte oder mit einer armen Seele, ſondern er war eben ein kleines verſchrumpftes altes Männchen, das man herkömmlich mit zur Familie rechnete. Täglich erhielt er ſein Schüſſelchen Milchbrocken, mit jedem Neujahr ſein neues Zwilchkleid, es war gerade ſo groß wie

für einen Knaben. Dafür rüstete er aber auch Jahr aus, Jahr ein das Viehfutter, putzte die Küche, zöpfte und flocht den Rossen Mähne und Schwanz, und nie gab's im Stall einen Unfall. Da der alte Gemeindeammann starb und seine aufgeklärten Kinder jenes übliche Neujahrsgeschenk unterließen, blieb auch das Beckli aus.

---

201. 20) Der Sennenzwerg in Muri.

Die große Weide oben bei Muri im Freienamte war vordem noch von Sennen bewirthschaftet. Oft, wenn sie ihr Vieh am Morgen füttern wollten, fanden sie alles schon gethan; der Stall war geputzt, der Milchkübel geschwenkt, Richter und Trichter wieder an dem Platz, kurz alles in Ordnung gebracht und schon wieder für den Abend gerüstet. Natürlich suchten sie den unbekannten Helfershelfer kennen zu lernen und lauerten und paßten an allen Zugängen. Es dauerte auch nicht lange, so sahen sie ein Männchen, winzig klein, in die Scheune gehen; dorten kroch es durch's Futterloch in den Viehstall und wenn es drinnen sein Geschäft in aller Stille abgemacht hatte, so nahm es behende denselben Rückweg und war wieder verschwunden. Die Sennen waren nicht wenig darüber erfreut, und da ihnen eine gewisse Empfindung von Ehrfurcht sagte, daß man ihm nicht mündlich danken dürfe, so ließen sie ein niedliches Sennenkleid machen und legten es dem Kleinen in den Stall. Beim nächsten Erscheinen nimmt der Zwerg das neue Sennenhemde vom Bänklein herunter, setzt das Lederkäppchen zurecht und probiert es her und hin; dann beschaut er sich im hingestellten Spiegelein, und stolz auf seine neue Montur ruft er ein- übers andremal, nun mag ich nicht mehr Senn sein!

Seit diesem Vorfall war er in Muri nicht mehr zu finden, sondern verdingte sich im Dorfe Buttwil. Da sagte einmal der Bauer dorten zur Frau: Alle Arbeit in Stall und Scheune ist stets vor Tag schon gethan; das Heu nimmt nicht ab, meine Kühe geben die beste Milch und werfen die feistesten Kälber. Wir müßen doch selbst einmal achtgeben, wie das hergeht; wir wollen uns diese Nacht im Scheunenloch verstecken, wo wir selber ungesehen alles übersehen können. So thaten sie. Bald hörte man ein Rascheln und Rauschen über den Heustock droben herunter, dann trippelte es wie im Schritt eines Kindes, und gleich sprang ein winziges Männchen an dem Steigbaken herab, schüttelte sich das Heu aus den Haaren, und stand nun mitten in der Tenne da, aber oweh, splitterfadennackt. Nun

fieng's an, Heu zu rupfen, dann striegelte es das Vieh, und das alles gieng so nett und blitzgeschwinde, daß das Männchen im Augenblick fertig und schon wieder verschwunden war. Da ergriff die Bäuerin ein herzliches Bedauern, denn es war ein harter Winter und gerade ums Neujahr. Wir wollen ihm doch Hosen und Wamms machen lassen, sagte sie. Es geschieht, und am Neujahrstag wird das fertige Gewand dem Männchen auf den Heuboden gelegt. Neugekleidet spaziert es sogleich in der Tenne auf und ab, wirft sich in die Brust und ruft gravitätisch: Und ein solcher Mann soll hirten gehen! Damit war es von nun an auch in Buttweil verschwunden.

202. 21) Die Erdmännlein auf der Stolten bei Leerau.

Die Stolten ist ein Steinbruch beim Dorfe Kirchleerau. Der verstorbene Besitzer desselben stand im Bunde mit den Erdmännchen, die hier ihre Wohnung hatten. Sie thaten ihm allerlei Dienste, sammelten ihm Heilkräuter und gaben ihm in zweifelhaften Fällen guten Rath. Es wollte ihm einmal beim Steinsprengen nicht recht gelingen, verdrießlich ließ er die Arbeit liegen und gieng fort. Da flüstert's ihm daheim im Stalle aus einer Ecke zu: „Nimm nimme es Totzi Spinnhoppe und stoss sie is Loch.“ Der Mann klaubt wirklich gleich Spinneweben fünffingervoll im Stall zusammen, geht damit wieder ans Werk, stößt sie in das vorige Bohrloch, und siehe, diesmal gelingt der Schuß nach Wunsch; das schönste Quaderstück der Steinwand lag im Bruche abgelöst. Ein andermal wollte er einigen Freunden den Gefallen thun und ihnen alle seine Erdmännlein zeigen. Ein ganzer Zug possierlicher Gestalten marschierte durch die Stube, jedoch keinem sichtbar als dem Hausherrn. Wie der letzte und lustigste von allen an ihm vorbeizog, warf er ihm eine ganze Hand voll Sand in die Augen, und der Bauer hatte lange daran zu arznen und zu salben. Von da an hatte er auch die Männlein nimmer in seinem Zwang.

203. 22) Der Trottengeist zu Gebisdorf.

Zwischen den Ortschaften Gebisdorf und Birmensdorf liegt nicht weit von der Badener-Landstraße rechts ab in einer Wiese die Gebisdorfer Weintrotte, ein altes, halbzerfallenes Gebäude. Sie steht immer offen; kaum hat man sie zugeschlossen, so reißen die Trottengeister die Thüre wieder auf. Einmal traf sich's, daß eine lustige Gesellschaft, am Herbstabend vom Keltern ausruhend, hier um ein flackerndes Feuer

saß und sich beim Most gütlich that. Während unsere Gesellen da plaudern und trinken, kommt ein kleines graues Männchen daher, dem eine Kochkelle im nackigen Sitzleder steckt, schreitet mit komischem Ernst mitten durchs Feuer, und so beleuchtet von allen Seiten sagt's im Verschwinden: Gueten Obig, ihr Hêre, es chömed no meh derige, und i bi denn de Choch!

---

204. 23) Das Chudermandli in Veltheim.

Eine Frau von Veltheim hatte auf dem Wochenmarkte im Städtchen Brugg gar schönen Chuder (Werg) um geringes Geld gekauft. Wie sie ihn nun heimbrachte und auf den Ofen legte, fieng es plötzlich im Chuder an mit einer abscheulichen Stimme zu reden und zu höhnen:

Hesch mi nid chouft,
Numme de Chuder,
Bi no nid g'tauft,
Gitigs Lueder!

Jetzt merkte die Frau, daß ihr mit diesem Wergbündel ein Spukgeist ins Haus gebannt worden sei, den sie durch ihr zu eifriges Markten und Abhandeln sich mit aufgebunden hatte.

---

205. 24) Der Herdmännlistein bei Wohlen.

1. Es giebt im Lande mancherlei einzel liegende Felsblöcke, unter denen die nächstwohnenden Leute ihren Bedarf an kleinen Kindern hervor holen lassen. Ein solcher Kleinkinderstein im Freienamte ist der bei Bünzen im Steinmösli. Der Moorgrund daselbst ist nach ihm benannt, so tief soll er drinnen versunken liegen, als er selber hoch ist. Die vielerlei alten Bohr- und Sprenglöcher, die er trägt, giebt man für die Spuren aus, wie oft die Hebamme hier den goldnen Schlüssel ansetzen und den goldnen Karst einhauen muß, wenn sie die Neugeborenen drunter hervornehmen will. Drei ähnliche Felsblöcke, die, gleich einem Hausdache auf seinen zwei Grundmauern, an einander gestützt im Walde zwischen Wohlen und Bremgarten liegen, heißen der Herdmännlistein, weil die Erdmännchen drunter ihre Stuben hatten und weil man auch jetzt noch die kleinen Kinder für Wohlen hier holt. Nach Einigen stehen diese Steine schon seit der Sündfluth da, nach Andern haben sie die Erdmännli so hingelegt. Noch ein anderer Stein in der Nähe beim Rothen Wasser scheint schief wie ein Dach aus der Erde heraus gewachsen und heißt der Bettlerstein. Hie-

der unternahmen einſt die Nonnen des benachbarten Klöſterleins Hermetswil einen Ausflug; die betagte Abtiſſin gab dazu einen ganzen Tag frei und entſchloß ſich, die Ergötzlichkeit ſelber mitzumachen. Nun wußte aber der Pfarrer, der ſie dabei begleiten mußte, ſchon im Voraus, wie langſam die gnädige Frau marſchiere, und ſuchte ſich gegen die unvermeidliche Langeweile durch einen Scherz ſchadlos zu halten. Ein Kloſterknecht hatte den Frauen einen Tragkorb voll Speiſen in den Wald hinaus zu bringen, und gleichfalls ſollte der Verwalter den Bedarf an Wein beſorgen; hinter dieſe zwei luſtige Käuze machte ſich der Pfarrer. Er beredete ſie, einige Burſche zu dingen und ſie draußen unter den klüftigen Stein zu verſtecken, den die Frauen heute mit ihrem Beſuche beehren wollten. Die Zwei, die ſich durch den Pfarrer wohlgedeckt wußten, brachten eine ganze Schaar kleiner Buben zuſammen, verkleideten ſie und verbargen ſie draußen nach Verabredung. Als die Frauen den Platz erreicht hatten, fühlten ſie ſich ſchon ziemlich ermüdet; ihr erſtes war alſo, ſich einſtweilen zu ſetzen und den Speiſeträger herbei kommen zu laſſen. Während ſie ſich mit dem Rücken an den Fels lehnten und zuſammen in ſeinem Schatten ruhten, hatte der Knecht die Speiſen unter das Geſtein geſtellt; der Verwalter aber gieng mit einer großen Schüſſel ſervierend an den Frauen auf und ab, und wußte dabei allerlei Hiſtörchen von der gefährlichen Raubſucht der Berggeiſter mit einfließen zu laſſen, die ehemals hier gehauſt hätten. So wie nun ein Nönnlein nach dem Stück Schinken oder Kuchen langen wollte, das ſie ſich eben bei Seite ins Gras gelegt hatte, war es verſchwunden; das Glas, an dem ſie zum zweitenmale nippen wollte, fand ſich leer getrunken, und auch die Weinflaſche war beim wiederholten Einſchenken regelmäßig ſchon leicht oder gar bis auf den letzten Tropfen trocken, obſchon man ſie vor einer Minute noch halbvoll zurück geſtellt hatte. Wie ſollte das zugehen? Nichts war ja der Geſellſchaft im Rücken als eben dieſer Stein, an den man ſich lehnte. Vollends unerklärlich waren einige bedenkliche Töne, ein ſonderbares Gewiſper, das ſich zuweilen aus dem Innern der Kluft vernehmen ließ. Man folgte daher um ſo bereitwilliger der Einladung des Pfarrers, jetzt den Sitz zu verlaſſen und den Stein ſelbſt zu beſteigen, auf dem ſich eine beſondere Ausſicht ergebe. Die Abtiſſin ward unter Beihilfe der drei männlichen Begleiter mühſam hinaufgeſchoben. Droben ſah man freilich nicht viel Anderes, als Baum und Strauch, allein es war jetzt gar nicht mehr Zeit, ſich enttäuſcht zu finden. Denn auf ein vom Knechte gegebenes Zeichen kamen die Knaben hinter und unter dem Fels hervorgekrochen, lauter kleine in Moos und Tannenzweige gekleidete Bürſchchen, und begannen

im Wirbel rings um den Fels herum zu ſpringen und zu tanzen. Die Frau Aebtiſſin murmelte ein Gebet ums andere und fand nicht raſch genug von ihrem gefährlichen Höhepunkt hinab. Manche leichtfüßigere Schweſter, die früher als ſie drunten ankam, wurde ſogleich von den Tänzern in Empfang genommen und nach Kräften einigemale im Kreiſe mit herumgedreht. Dann waren auf einen Wink die Knaben wie in die Erde verſchlupft.

Die Geſellſchaft war artig genug, hinterher ihren unzeitigen Schrecken ſelbſt zu belachen; doch verfehlte die Mummerei ihre Wirkung ſo wenig, daß von nun an der Kloſter-Spaziergang zum Erdmännliſtein unterblieb.

II. Der „Erdmannliſtein" liegt in der Mitte des Waldes, der ſich von Wohlen nach Bremgarten erſtreckt, und wird aus zwei aufrecht ſtehenden Felsblöcken von mächtiger Grundfläche gebildet, welche wie Spitzſäulen zulaufen und auf ihrem Scheitel eine über ſie hergeſchobene Felſenplatte von der Größe eines Daches in der Schwebe halten. Die dreifache Steinlaſt ruht tief in den Sumpfboden eingeſenkt, der freie Mittelraum zwiſchen den beiden Tragſteinen hat ſich meiſt mit Erde angefüllt und den Zugang zur unterirdiſchen Höhle mit verſchüttet, in welcher die Erdmannli ſonſt ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten. Ehemals war es eine Gewohnheit der Landleute aus der Umgegend, hieher zu gehen und die Erdmännchen heraus zu rufen. Immer folgten dieſe dann traulich, und gegen ein kleines Geſchenk von Kraut, Kohl und Rüben führten ſie allerlei Tänze und poſſierliche Sprünge auf. Weder wurden ſie je von den Menſchen beleidigt, noch ſpielten ſie ihnen irgend einen loſen Streich. Dies dauerte ſo lange, bis zwei ſittenloſe Burſche darauf verfielen, ihren Uebermuth zuſammen an den Kleinen auszulaſſen. Sie riefen nicht, wie es herkömmlich war, in die Höhle, ſondern ſchleuderten gleich mit Steinen hinein, und als die Männchen auch da noch nicht erſchienen, ſchoſſen Beide ihre Piſtolen in die Kluft ab. Sogleich folgte ein arges Winſeln und Stöhnen unter der Erde, wie es auch jetzt noch Leute in der Nähe des Steines gehört haben, die des Nachts dieſen Weg gegangen ſind; aber jegliche andere Spur von den Männchen ſelbſt iſt ſeitdem verſchwunden.

Als daher die Hermetſchwiler-Nonnen einmal wünſchten, die Erdmännchen im Walde ebenfalls zu ſehen, war es dafür bereits zu ſpät. Aber der Kloſterknecht, der ſie nicht ganz um ihr Vergnügen bringen wollte, beredete ein wunderkleines Männchen von Wohlen, das er gut kannte, hieher zu kommen und verkleidet ſich unter den Stein zu ſetzen.

Am bestimmten Tage erschienen die Klosterfrauen, und der kleine Mann tanzte ihnen so niedlich vor, daß die verwunderten Zuschauerinnen ein großes Vergnügen empfanden und ihm einen Freitisch in ihrem Kloster stifteten, der ihm bis zu seinem Tode richtig und ungeschmälert verblieben ist.

---

206. 25) Die Tanzplätze.

Tanzplatz und Spielplatz ist ein im Aargau für Wald- und Weideland häufig vorkommender Localname. So heißt die Gemeinde-Almend bei Unter-Entfelden Tanzplatz, Waldhöhlen um Veltheim und um Brugg heißen Rappentanz, einen Zurzacher-Berg bei Rietheim nennt man Rappenschnabel, und der Spielplatz ist die Waldhöhe beim Frickthaler-Stifte Olsberg, wo sonst der Heren-Sabbath abgehalten worden ist; ein Spielweg liegt beim Dorfe Zuffikon; in der Nähe beim Dorfe Augst liegt die Schlossstud, wo man vom Tanz ausruhte. Der Tannenwald bei Seengen grenzt an die Elfliwiese und eine seiner größern Lücken heißt der Tanzplatz, sowie ein benachbart liegender Baumgarten ebenfalls der Tänzler. Gleiches weiß man beim Schlosse Rued. Von manchem dieser Orte meint man noch, es hätten da die Brunnenjungfern und die Waldmännchen mit einander getanzt, und die schwarzen Grasringe, die man so häufig auf den Bergmatten trifft, nennt man deshalb Herentanz. Dies stimmt mit einem Glauben zusammen, welcher im Frickthale und am jenseitigen Schwarzwälder-Rheinufer noch eifrige Anhänger hat. Mädchen, die als Bräute sterben, tanzen auf Kreuzwegen so lange fort, bis ihr Bräutigam ihnen nachgestorben ist. Aber auch untreu gewordene Mädchen müßen nach dem Tode jeden vorüber gehenden Mann, der, die Liebe des Eheweibes verschmähend, wilden Lüsten nachzieht, so lange in ihren Reihen hineinreißen, bis er todt hinsinkt. (Rued in Laufenburg.)

---

207. 26) Der Kinzhalden-Joggeli bei Eiken.

Auf der Waldhöhe der Hard zwischen Sisseln und Laufenburg am Rheine kommt man an einer hohen Halde vorbei, die Auf dem Kinz heißt. Oben wird sie klüftig und hat mancherlei Erdlöcher von verrufener Tiefe; namentlich zwei bis drei solcher kennt man jetzt noch als besonders gefährliche und hat es ungerne, daß ein mit dem Berge nicht wohl Vertrauter nach ihnen suche; denn sie sind stark mit Gesträuch umwachsen und man könnte unversehens hinab stürzen. Das

sind lauter Erdmännchenlöcher. Sie führen jäh in Abgründe; drunten aber beginnt eine Höhle, die mit vielen Verzweigungen von großer Weite unter dem Rheine hindurch geht und erst auf dem drüben im Badischen liegenden Eggbaldenberge wieder mündet. Dorten in der sogen. Halde, einer steilen Anhöhe beim Dorfe Wallbach am Rheine, liegt die Erdmännlisstube, und als man daselbst neulich Georg Büttners Keller grub, traf man in der Tiefe unvermuthet auf einen hübschen Backsteinboden. Wenn daher die Wallbacherkinder nicht aufs Wort folgen wollen, so droht man ihnen heute noch: „Wart, die Erdmännchen holen dich in ihre Stube hinauf!“ Früher nun waren die Erdmännchen auf der Kinzhalde beinahe der tägliche Besuch im Dorfe Eiken, sie halfen jeder Magd grasen, jedem Knechte reuten. Später aber sind sie ganz für sich geblieben. Daran soll der Kinzhalden-Joggeli schuld gewesen sein, der jetzt in diesem Hardwalde haust, sich mit ungeheurer Schnelligkeit von einem Orte zum andern bewegen kann und bald als grüner Jäger, mit einem Dreieröhrenhut auf dem Kopfe, die Leute erschreckt, bald gar als ledig umher laufendes Roß sie in die Irre führt. Die einen sagen, er sei ein reicher Bauer von Kaisten gewesen, der seinen Nachbarn Alles abstahl und abzwängte, und nun müsse er in seinem alten Hause noch immer das gestohlene Korn hüten. Andere aber erzählen einläßlicher, er habe Winter geheißen und ein gleichnamiger Ortspfarrer von Kaisten, der in diesen Zwanziger-Jahren starb, sei sein Enkel gewesen. Am meisten ist er den Fuhrleuten aufsässig und kann das Kutschieren durchaus nicht leiden. Schon zu den Franzosenzeiten (1798) war dies so seine Art. Ein Frickthaler-Knecht hatte damals wohl mehr als fünfzig Malter Korn schon durch den Hardwald gefahren, und mochte er nun auf jede Seite des Wagens gehen und unten in der Schleife den schärfsten Hund mit sich führen, allemal zog ihm hier der Joggeli den Long (Achsennagel, Lünse) aus den Rädern, und der Wagen warf um.

---

208. 27) Der Rainhalden-Joggeli am goldnen Geisweg.

Oberhalb der Rebberge von Hornussen im Frickthale ist auf der Höhe des Weges ein Platz, In der Hand geheißen. Da verführt der geisterstische Rainhalden-Joggeli, welcher an der Rainhalde haust, sein unverständliches Geschrei. Weiter gegen den Berg hinauf hat man schon in alter Zeit ein Kreuz errichtet, um den Geist unschädlich zu machen, und eben deswegen sind auch im tiefer liegenden Finsterholzli in manche Buchenstämme die Lateinbuchstaben IHS (Jesus) ein-

geschnitten. Wenige erinnern sich, ihn in menschlicher Gestalt gesehen zu haben, öfter aber kommt er als kreischender großer Vogel, der zwischen dem dichten Laubholze schwerfällig sich die Flügel zerschlägt. Man beklagt sich dorten auch über einen giftigen Wind, der den Athem steckt und die Glieder lähmt. Dorten herum gilt als Localnamen der Goldne Geisweg, auf dem eine goldne Geis zum goldnen Geisbrunnen geht.

Zwei Zimmergesellen, welche am Feierabend vom jenseits gelegenen Dorfe Ittenthal ihr Werkgeschirre über diesen Bergweg nach Hornussen heim trugen, hörten aus dem Walde her den Jagdschrei Hudada! und fiengen an den Ruf nachzuspotten. Da ließ sich ein grüner Mann in den Gebüschen sehen, dessen Federbusch weit über die Zweige hinaus ragte, eine ganze Schaar von Hunden rannte zugleich daher und schien Lust zu haben, sich den beiden Zimmerleuten in die Hutte zu setzen, worin sie ihr Werkzeug schleppten. Keuchend unter dieser Last entsprangen sie bis zum Kreuze, hier aber verließ sie der Verfolger, denn nur so weit geht sein Revier.

---

209. 28) Das Herdmänuli von Mellikon.

Zur Zeit als die Grafschaft Baden noch dreiörtlich regiert wurde (von den drei Orten Bern, Zürich und Glarus), lebte im Dörflein Mellikon, das im Zurzacher-Bezirk nah am Rhein liegt, ein Junker aus dem Urnerlande. Die schönsten Matten und fruchtbarsten Aecker waren sein, ein hübsches Herrenhaus mit einer Kapelle daneben war sein Sommersitz. Weil er aber keinem Menschen aus dem Badener- und Aargauerlande genug traute, so hatte er einen Urner zum Verwalter seiner Höfe gemacht, und dieser erwarb sich dermaßen seine Zufriedenheit, daß der Junker gar oft zum Schwarzheinrichbauer sagte, seit er diesen Aufseher habe, regne ihm das Geld in die Kisten zum Dach herein. Nach und nach lernte dieser Schaffner die lustigen Brüder in Mellikon und Reckingen kennen und zahlte ihnen die Zeche, so oft er mit ihnen trank und spielte; aber um den Großhans fortspielen zu können, mußte er endlich den Junker bestehlen. So gab er dem Obermüller von Reckingen manches Viertel Korn um einen Spottpreis. Beide hatten in einer Winternacht wieder einmal einen Schlitten mit gestohlenem Korn geladen und eben wollte der Verwalter noch den letzten Sack hinter das Haus hinab tragen, da stürzte er so unglücklich die Stiege mit hinunter, daß er auf der Stelle todt blieb. Der Müller ließ den Schelm liegen und sprengte mit seiner wohl-

seilen Ladung heim. Am andern Morgen fand ein Schuhmacher von Rümikon den todten Mann unter seiner Last. Aber zu gleicher Zeit hörte man nun droben auf dem Kornboden ein Seufzen und Poltern, daß Niemand mehr hinauf zu steigen wagte. Der Junker wendete sich nun, um des Unholdes los zu werden, an einen Kapuziner im Kloster zu Baden, und dieser bannte ihn glücklich in eine Felshöhle in der Neuburgerhalde. Da zeigt er sich noch von Zeit zu Zeit unter einem Loche des Felsens und verspottet die Leute, die zu ihm hinauf blicken. Das Volk kennt ihn schlechtweg als das Herdmännli.

---

210. 29) Der Rueder-Schloß-Riggel.

Gegenüber der Mühle in Rued steht auf der andern Seite der Straße des Junkers Kernenhaus. Der böse Geist, der drinnen wohnt, war da sonst Kernenmesser bei den Junkern von R**ed gewesen und hieß Riggeli. Er maß den Kernen noch beim großen Viertel ein und gab ihn dann beim kleinen Viertel aus. Drum sieht man ihn jetzt noch drüben in der Mühle den großen Metzenkübel holen, und wenn er ihn mit Ach und Krach ins Kernenhaus geschleppt hat, so schlägt er da den Viertelsstreicher klappernd hin und her. Dann wissen die Leute schon im Voraus, daß bald schlechte Witterung eintritt.

Während man vor etlichen Jahren das alte Kornhaus zum Wirthshaus umbaute, hörte man vom Riggel fast gar nicht mehr reden. Als aber nun der neue Wirth aufzog und den ersten Tanztag abhalten ließ, da wüthete und tobte der Kobold so abscheulich herum, als reiße eins einen großen Bundel Ketten durch alle Stockwerke hindurch. Dann warf er gröblich ein paar Tänzer um, oder einen Tisch, wenn volle Schüsseln oder eingeschenkte Gläser drauf standen, kurz er trieb die Gäste in einen solchen Schrecken, daß einige geschwollene Beine bekamen und andere drüber ernstlich erkrankten. Man mußte also von Neuem anfangen, Zimmer und Gänge anders umzubauen, und seitdem hat er nicht mehr viel Angst gemacht. Einige meinen, weil er seinen alten Weg nun nicht mehr finde; Andere, weil er sich wirklich gebessert habe, da man für seine Seelenruhe den Armen im Dorfe noch lange Brod ausgetheilt hat. Aeltere Leute aber behaupten, der Riggel sei der vormalige Junker von Rued selbst gewesen und zur Strafe seines Geizes in ein Roß verwandelt worden. In Wahrheit ist Riggel ein in der Gegend noch üblicher Roßname.

---

211. 30) Der Hauskobold im Roßkummet.

Ein alter Handwerksmann von Schüpfheim im Entlebuch war in meinem älterlichen Hause zu Wettingen oftmalen auf der Stör (Hausarbeit im Taglohn) und erzählte da einmal aus seiner eigenen Familie Folgendes:

Schon viele Jahre hatte in meines Großvaters Hause ein Geist gewohnt, dem man deshalb allerlei nachsah, weil es eine herkömmliche Meinung war, daß er mit zu uns gehöre. Allein mit der Zeit benahm er sich immer boshafter und quälte bald ein Schaf, bald ein Schwein, daß es umstand und Spuren wie von glühenden Zangen am Halse trug. Unser Großvater war deshalb auch schon oft entschlossen gewesen, einen solchen Nachtschaden in die Schergrube (Miststätte) zu bannen; allein die Frau hielt ihn durch allerlei Vorstellungen immer wieder davon ab. Wenn man, stellte sie ihm vor, mit dir nach deinem Tode auch einmal so verführe? Und wie leicht ist's ihm, uns ein schlimmes Andenken zurück zu lassen, wenn man ihn so plötzlich ausjagt! Aber denk doch auch, ein Bub muß halt gebubet haben. So sagte die Großmutter überhaupt, wenn sie den Kobold benennen wollte. Der Großvater gab nach und so blieb's dann lange wieder beim Alten. Allein der nächste Verfall änderte Alles. Während nämlich der Großvater einmal draußen an der Scheune mit Jemand zu reden hat, sieht er sein Hündlein vom Kobold dermaßen gequält und gewürgt werden, daß es winselnd zwischen seine Beine heranschlüpft und Schutz sucht. Der Handel selber, über den er gerade hat Auskunft geben müßen, war schon ein verdrießlicher; nun ergreift er die zunächst dastehende Schoßgabel und geht in der Richtung, in welcher das Hündlein hergesprungen kam, so rasch gegen den Kobold vor, daß er ihn fast über die Dachtraufe hinaus drängt. Hier zum erstenmal verfiel der Geist in ein menschenähnliches Weinen und Schluchzen und bat flehentlich um Schonung. Er ließ sich auch sogleich auf einen förmlichen Vertrag ein, um nur nicht über diesen entscheidenden Punkt der Dachtraufe vollends hinausgeworfen zu werden. Unter der Bedingung, weder Knechten, noch Mägden, noch dem Vieh ins Künftige weitern Schaden zufügen zu wollen, erhielt er hier vom mitleidigen und frommen Großvater noch einmal Haus- und Stubenrecht.

Dieses sein Versprechen hielt der Geist in der Folge auch treulich; höchstens erlaubte er sich noch gegen die Söhne kleine Neckereien. Für die Nacht war ihm nämlich in der Schlafkammer der Knaben eine eigene Bettstelle mit einem Laubsack angewiesen. Hatte nun einer der Knaben im Schlafe ein Bedürfniß und mußte aus dem Bette, so

fuhr der Kobold rasch in das alte Roßgeschirr, das ob seinem Bette hieng und klingelte und schetterte in dem Schellengeläute, das daran war, dermaßen herum, daß der Knabe eiligst wieder unter die Decke froch und bis zum Morgen mit dem St. Vit um ein säuberliches Bette accordierte.

Im Uebrigen war er der beste Wetterprophete, und das gieng so zu. Bei schlechter Witterung lag er in der Wohnstube oben auf dem Steinofen. Sollte gutes Wetter eintreten, so lief er unruhig in Hof und Scheune herum. Kam die Zeit der Heuärnte, so hatte er es beständig mit den Mähern zu thun. Er gieng ihnen in die Matten nach, ohne daß man ihn am Wege bemerkte; aber am nahegelegenen Sulwalde, unterhalb der Lägerenberge, trat er zu ihnen auf Schußweite heran. Da stand er dann stille in der Größe eines Knaben, und sie achteten alle auf die verschiedenen Zeichen, die er ihnen mit seinem Hute gab. Dies waren nämlich eben so viele Witterungsbestimmungen für die nächsten Tage der Heuete. Ließ er seinen Hut am Kopfe sitzen, so folgte beständiges Wetter; schwenkte er den Hut einmal langsam gegen die Erde, so gab's ein wenig Regen; schwenkte er ihn schnell, so konnte man für den folgenden Tag ein Gewitter erwarten; schwenkte er ihn zweimal, so gab's einen ganzen Regentag; dreimal, so durfte man alles Gras nur stehen lassen und gleich wieder heimgehen, denn geschnitten wäre es im unfehlbar kommenden Landregen verfault. Darauf konnte sich der Großvater so bestimmt verlassen, daß er sein Futter und sein Heu beinahe immer im besten Stande heim gebracht hat. Als nach seinem Tode die Söhne das Gut theilten, erschien jener Wetterprophete nicht wieder, und mir selbst hat man nur noch sein altes Roßkummet gezeigt.

---

212. I. 31) Der Mumelimann bei Fahrwangen.

Geht man vom rechten Ufer des Hallwiler-Sees aufwärts gegen die Höhen von Fahrwangen, so kommt man an dem Platze vorbei, auf dem die Burg der Freiherren von Fahrwangen gestanden hat, die in der Zeit der sog. Blutrache, verhängt gegen die Mörder des österreichischen Albrecht, nebst andern Burgen dieser Lande gebrochen worden ist. In der Nähe liegt das Wäldchen Flueren und darinnen das Mumeli, eine einsame Stelle, von uralten Tannen umgeben. Man sagt, auf diesem Plätzchen habe vor vielen Jahrhunderten ein Fahrwanger zwei Ritter verscharrt, die er bei einem Gelage auf seinem Schlosse erstochen hatte. Nun muß er noch immer seine Fa-

miliengruft verlassen und jede Nacht über die Felder im Sprunge hieher zu dieser Stelle laufen. Bald sieht man ihn weiß, bald schwarz. Er haut dem Holzdieb Nase und Ohren ab und trägt ihn in einem Sacke in den See. Auch in Zwergengestalt läßt er sich blicken. Am meisten erkennt man ihn an seinem Geschrei. Zwischen den Dörfern Meisterschwanden und Sarmensdorf johlt er wie einer, der zur Jagd geht; an dem Seeufer ruft er klagend. Dies nennt das Volk wehweln und wehvern, ihn selbst den Rumeli- oder den Runclimä.

Auf dem Fußwege, der von Meisterschwanden über das hohe Seeufer hinab führt zur Fähre, die nach dem jenseitigen Dorfe Birrwil überschifft, liegt ein einzelner steiler Hügel, der Kapf. Dort läßt ein todter Mann seinen Ruf zur Ueberfahrt so oft und deutlich vernehmen, daß die Birrwiler-Schiffsleute lange Zeit nie mehr aufs bloße Rufen drüben vom Ufer abfuhren, sondern erst auf einen Hornstoß erschienen, um die diesseits Wartenden einzunehmen und überzusetzen. Schon oft haben furchtlose Leute und selber Seeanwohner den Versuch angestellt, zu ergründen, woher doch diese Allen vernehmbare Stimme mit ihren gleichmäßigen wehmüthigen Tönen kommen möchte. Wenn sie sich auf den Kapf stellten, so hörten sie den Ruf vom Schleiferbühel her, einem mit Gesträuchen bedeckten Steinhügel, der bei tausend Schritt nördlicher liegt; während die zu gleicher Zeit hier Stehenden glaubten, jene am Kapf hätten ihnen zugerufen. So kommt es, daß auch Nichtgläubige meinen, hierin liege etwas Uebernatürliches. Das Landvolk behauptet, man höre diesen Ruf, so oft als Regenwetter eintreten oder ein heftiges Gewitter losbrechen soll. Am jenseitigen Ufer gilt dieselbe Wetterregel, allein man nennt sie den Schellenpeter und behauptet, man höre ein lebhaftes Klingeln, wie von vielen Schlittengäulen, aus den Waldhöhen des Homberges herunter weit durch die Gegend schallen.

212. II. Der Schellenpeter am Hallwiler-See.

In einem Aargauer-Dorfe am linken Ufer des Hallwiler-Sees, man weiß es nicht mehr näher zu bestimmen, lebte ein junger Schmied, der Peter Mangold hieß. Es muß dies schon vor gar vielen Jahren gewesen sein, denn ein Geschlecht dieses Namens kommt nun am ganzen Seegestade nirgend mehr vor. Er war ein fleißiger und braver Mensch, der vom Morgen bis in die Nacht an seiner Esse stand. Seine Hände wurden hart, aber sein Herz blieb sanft, er nährte und pflegte die Mutter mit kindlicher Liebe, er verließ das Haus niemals, um für sich einem Vergnügen nachzugehen, das er mit der alten Frau

nicht hätte theilen können. Doch wenn die Fasnachtszeit heranrückte, da wurde der Peter regelmäßig unruhig. Er singt ja stundenlang Hopser und Walzer, sagte dann die Mutter, und Hammer und Amboß muß ihm zu seiner Tanzmusik mithelfen! Wenn alsdann im Dorf zum Tanz aufgespielt wurde, war er freilich der Erste am Platze, der Leichteste im Tanze, der Artigste gegen die Tänzerinnen, der Freigebigste gegen die Musikanten. Bei einer solchen Fasnachtsgelegenheit hatte sich der Peter mit Seinesgleichen vermummt. Als sie zusammen den Tanzboden betraten, trug er an Kappe und Wamms eine so unzählige Menge kleiner Glöcklein und Schellen, daß man ihm einmüthig von Stund an den Scherznamen Schellenpeter gab. Die Mädchen wollten diesmal gar nicht von ihm ablassen, er mußte tanzen wie der Wirbelwind, bis er bei der Hitze im übervollen Saale und in dem Gewichte seiner Verkleidung kaum mehr athmen konnte. Er öffnete ein Fenster und kühlte sich in der Winterluft ab, die schneidend hereinzog. Schon nach ein paar Minuten fühlte er sich sehr unwohl, und als man ihm die Maske abnahm, war sein Gesicht so weiß wie der Schnee, der vor dem Fenster lag. Gleichwohl wollte er heute nicht zu den Schwachen gerechnet sein, noch einmal machte er sich mit aller Kraft an den Tanz. Kaum war er zwanzig Schritte weit gesprungen, so riß ihn der Schwindel zusammen, er war auf der Stelle todt. So war er eigentlich tanzend gestorben.

So oft es nun später in Mangolds Dorfe und Nachbarschaft wieder Tanzmusik gab, ließ es ihn im Grabe nicht ruhen, und ein hundertfaches Getöne von Glöckchen und Schellen, wie er an seinem letzten Freudentage damit behangen war, durchzog lustig die ganze Gegend. Und wo ein Tänzer erhitzt sich unversichtig in die Zugluft stellen wollte, da erschien Mangold mit warnend erhobenem Zeigefinger, sobald man aber seines Winkes achtete, verschwand er wieder unter hellem Schellenklang. (Vgl. No. 23.)

---

213. 32) Der Schwarzwälder-Bläseli, dem me der Stifeli seit.

(Freienämter-Mundart.)

D'Ohre han-i i d'Pelzchappe le gschopped und d'Nase i d'Hand le gno — so bin-i im vorige Winter zue-mena alte Freiamterbür g' Stubete gange. Chind sind üf de Banke ume kletteret, si hend mit gwüsst, was afoh. Do isch Ei's zum Grossätti ane gange, hed 'a ume Hals ume gno und em „Ach“ gmacht. „Ach“, seit

de Grossatti, was machtist, du chlini Stinkeri? Nei, seit s'Nineli, ha ietz ke Hunger, weli lieber, ihr thettit üs au nommis verzale: vom Stiefel oppis! isch de Stifeli au no Ma gsi?

Jo freli, Chind, ist er a Ma gsi, aber ke grosse; a Hals hed er au nur a chline-chline gha, und de Chopf au nid gross, hinte-n-am Hals hed er as Gwuchs gha: bald hend's gseit, er heb zwö Chopf. Er isch allwog en artige Mandli gsi. As a chline Bueb nit er au em Schwarzwald mit eine zue-me-ene bikannte Bure im Gotthelf Muri und öf si Fründli in Chinderdienst ufgno worde.

Z'allererst hend se n a zue-n-em a Seuhirte gmacht; drü hed er öfeli d'Sou dure-triebe, dass e chum me gmerkt und wie d'Hundli. Das hend si Wiber im Gaschtis z'erst g'seh, und wenn sie's nid gseh hattisi, so hed er g'jugset, ass sie's ghört hend. Gschwind sin sie denn as Nabetpleister gstande, hend d'Schibe mit de Fingere gputzt und üf's Seuhüs abe gluegt, wie de Schwarzwalder-Bäseli mit sine Seue üsfahrt. „Nei, luegsi dert doch au, wie de d'Seü dressiere cha! wenn's der Hofbrueder Urbe wüsti, er chäm gwüss au goh luege" — seit Eini zue der Andere.

S'ist nid lang gange, de Bruder heds gseh und de natürli au d'Hére. D'Seü sind ietz gnueg dressiert, seit der Pater Schaffner, me wend ietz au luege, was er mit de Schoofe mache will! seit's und macht na zum Schoflüte. De Stifeli gaht zue-me-na ie, zahlt si, hed si putzt und gsauberet de ganz Tag, und zfresse heder na ga, Hüsi und Lemli voll. Nur es Wörtli zu Eim, so hed's ihm a Galoppader gmacht, oder es Hüri, oder ist zue-nam zue cho und hed na gluchset. Hed er wolle üs- oder üfahre: hed er's Schwebelpfifli n's Mül gno und het pfiffe: de sind sie üfgumpet und putsch! der dwaris noh cho. Hed er vom Gartner Meie überecho, se hed er sie ihne üf d'Chopfli ibunde, und de hend sie Chopf üfg'ha und a Stolz debi, wie eusi Soldate, wenn sie Tanzchrüz a de Huete hend.

Uf das ist er Churchirt worde, aber do hed er nid viel Freud gha, d'Chüe hend nur öf die grosse Grasbosche und nid öf e chli Stifel gluegt, üsg'no, wenn er ihne de Gleck-chubel vor d'Nase gha hed. Uf das ist er Acherbuch worde, aber d'Stiere hend em's au nid chönne; d'Stiere sind halt eistert Stiere, öb's vier odde nommer zwei Rei hebid. Do mess er mit de Rosse fahre. Jetz hed er wieder a grüseligs Freud gha. d'Ross sind gar gfolgig, lustig und gschwind, und lond si gwenne, wie me will. Aber selb Ross, wo-n-er öfem grüte-n-ist, hed durh eistert

s'Pramor ghn. Wenn d'Chlosterherre hend wolle durite, hend se gseit: sottlid mer im Stöfeli sl's. Z'erst hed's en gfreut, ass me sis Ross nahm; aber wie sis Thierli eistert öf de Stross gsi isch, se hed er's em Pater Schaffner g'klaget. Mi liebi Blasi, seit de, das hed mit z'bedüte; wegem Ross mussch nid bös si, d'Hère hend au lieber die Guete as die Rosse. I will di ietz öf a andere Poste thue, de maust ietz Meisterchnecht si, wo de nöd anders z'thue hesch, as öz'ordne und öf d'Sach z'luege.

Jetz isch dem Stöfel öf amol de Chum gross worde: Meisterchnecht, Pockermeni! d'Dienstlüt hend gross Auge gmacht, frili hend's scho lang gmerkt, ass de chli Stöfel s'Unterhoseli vom Pater Schaffner srig; drum hend sie si ietz au duckt und g'schmuckt, wenn de Stöfeli cho ist goh luege, was sie schaffe. S'meist hed se gfreut, dass er numme z'Fuess g'gange-n-und eistert gritte-n-isch. Wär' er glaufe, se hätt'er sie mengist erwütscht a de lere Hose gzoge, wie mes Baumli am a Stecke. Aber wil er gang öf sim wisse Ross obe g'hocket isch, wie-n-es Chami öf em Fierhüs, se hend s'ehn de vo wittems gseh cho. Gwohnli hed er alm Ross d'Spore gee, wenn er wieder furt isch, und de heds hinten und vorn üfgha, dass sie wol ghört und gschmöcket hend, als Ross fressi der best Haber vom ganze Chloster. Wie bi de Rosse, so isch au bi de Lüte gsi. Wo-n-er fründli hi ghoge hed, hed d'Sunne g'schine; wo-n-er es sür Gsicht gmacht hed, hed's gregnet oder ghaglet. Aber was mache? Wer g'regiert, isch Meister, hed amol de Landvogt geseit. Und wenn de Vatzibätzli selber chum, so chonnt er nit parteüscher si, as so-ne Stöfel, de vor im Chopf de Springer, hinterdrinn der Zwinger und zwoerlei Auge hed. Das goht aber gwohnli so bi dene Lüte, die dso-em Seüsiel i d'Hèrestube chomid. Und das isch au der Grund, warum de Stöfeli b'rühmt worden isch siner Zit, und warum er ietz noch wundle wurde.

z'Hüswangen i Schlatthalz obe-n-isis amol begegnet, ass e gwusse Wilhelm *) am Rhiseer-Wart (Rhisee, Kanton Luzern) im Angste a neue Wullhuet g'kauft und neu öf en alt üfg'leit hed. Wie-n-er i Schlatt z'rugg cho ist, se ghört und gseht er a Herr cho öf eme wisse Ross. Er goht gschwind, macht ehm der Gatter öf und heist ehm dernä hered Hüet amol ane. De Herr wirft'm eppis i Hüet ine und de Bür macht welle Gatter zue. Und wo-er will das Geld üsem Hüet üssa neh, do hed er statt Geld

*) Man sagt, Schärer von Rüti habe dieser Name gheissen.

i beede Hüete as grosses Loch gha. Mi armi Seel, seit er, das het der Stifeli tho! (Volkskalender von Baden im Aargau, 1852).

214. 33) Stiefelireiter im Maiengrün.

Das Maiengrün iſt die ſüdliche Seite eines langen Bergzuges, der an ſeinem ſudweſtlichen Abhang die großen Steinbrüche von Ottmarſingen und Mäggenwil hat, wo man den Geisbergerſtein bricht, und nach Nordweſt längs dem linken Reußufer durchs ganze Freienamt ſich hinzieht. Der Stiefelireiter, welcher in dieſer Landſchaft überhaupt das bekannteſte Geſpenſt iſt und darinnen mehrfache Aufenthaltsorte hat, haust auch auf dem Maiengrün. Man weiß, daß er ſeinen Weg aus dem Kanton Luzern vernimmt, längs des Lindenberges hinreitet, denſelben bei Vilmergen verläßt und ins Bünzthal herab kommt, um auf jene Felder zwiſchen Dietikon und Dottikon, welche die Platte heißen, hinüber zu gelangen. Hier bei der ſogenannten Kronenſtüd, einer Staude entweder, oder einem Hochgerichte, von deren keinem heute etwas mehr übrig iſt, ſoll es geweſen ſein, wo er als Kloſtervogt des Stiftes Muri den Meineid beim höchſten Schöpfer und Richter geſchworen haben ſoll, während er dabei den großen Rundkamm (Richter) im langen Haupthaare und den Suppenlöffel (Schöpfer) im Stulphute ſtecken hatte. Von hier weg reitet er dann beim Dorfe Häggligen ſteil bergan zum Maiengrün. Hier trägt eine Fläche Holzland von mehreren Jucharten den Namen Kloſterholz. Dies hütet er als eines der Güter, die er ſeinem Stifte mit erſchworen hat. Alte Leute, die ihn hier geſehen haben, beſchreiben ſein Ausſehen übereinſtimmend alſo: Er iſt ein kleines mageres Männchen, trägt blaue Hoſen, hellgrünen Frack, grauen Filzhut und ſehr weite große Reiterſtiefel. Seine Stimme iſt ſehr widerlich und gleicht dem Kreiſchen der Vögel und dem Wimmern einer Nachteule. Knaben erzählen, wenn ſie ſich anſchickten, hier ihre Bürde Leſeholz zum Heimtragen aufzunehmen, ſo habe ſie ſich oft wie von ſelbſt auf ihren Rücken gehoben; beim Umſehen aber nach der Urſache einer ſo unvermutheten Hilfe hätten ſie immer noch etwas von dem wieder verſchwindenden Stiefeli bemerkt, Pferdewiehern, Hufſchläge, oder ein helles Gelächter vernommen. Einer alten Frau hat er ihre Welle Holz ſogar auf den Kopf gehoben, und um ſein Roß am Brunnen zu tränken, ſcheut er ſich nicht bis zu den Leuten hinab zu reiten, die am Waldſaume herum ihre Wohnhäuſer haben. Allein nicht immer zeigt er ſich ſo gefällig; ja Fremden, Betrunkenen und roben Burſchen wird er geradezu gefährlich, wenn ſie ſich bei Nacht auf jener Höhe

finden lassen. Er tritt ihnen in den Weg, versperrt ihnen den Durchpaß und treibt sie bis zum Morgen im Holze herum. Ein Metzgerknecht aus Mäggenwil war bis Abends im Wirthshause sitzen geblieben und wollte erst mit Anbruch der Nacht seinen Weg über das Maiengrün nach Hägglingen hinüber nehmen. Auf der Höhe angekommen traf er einen Reiter quer im Pfade, dem er in keiner Weise auszuweichen wußte. Endlich griff er nach seinem Stock, um sich damit Durchgang zu verschaffen. Da wuchs Roß und Mann zusehends empor und die Augen des Letzteren fiengen an wie glühende Kohlen zu leuchten. Der Metzgerknecht ergriff die Flucht, an Kleid und Haut zerfetzt und ganz verspätet kam er wieder bei Mäggenwil aus der Waldung, um am andern Tage denselben Weg nach Hägglingen abermals, aber diesmal auf der ebenen Landstraße zu machen.

Im Bärenmoos, einem Walde bei Wohlen, traf der Stiefelreiter eine Bettelfrau und hat derselben in einem langen Gespräche von seinem Schimmel herab ganz vertraulich auseinander gesetzt, wie er zu Muri im Kloster das Leibgeding habe, alle sieben Jahre ein frisches Roß aus dem Stalle abholen und alles andere, was ihm da in den Weg komme, schänden und verderben zu dürfen. Man hat im Klostergebäude ein Zimmer, das ihm gehört. Vor Poltern und Lärmen kann es Niemand, der es bewohnen will, darin aushalten. Der Subprior hatte es einmal mit Bannsprüchen zu säubern versucht, ist aber schlimm dabei weggekommen. Kurz vor den Franzosenzeiten (1798) hat der Gnädige Herr das ganze Kloster zum Theil umbauen, zum Theil neu herrichten lassen; die Stube allein, in welcher man den Friedli (Fridolin) Geld zählen hört, ist unverändert geblieben.

215. 34) Der Kirchmaier zu Reitnau.

Der Kirchmaier war der reichste Bauer im Dorfe und der geizigste zugleich. Zum Lohne seiner Hartherzigkeit ist er nach dem Tode wieder gekommen, um in seinem eigenen Hause zu rumoren. Die Söhne wußten diesem öfteren Schrecken nicht anders abzuhelfen, als daß sie die Kapuziner im Luzernerlande bestellten und mit dem Geiste unterhandeln ließen. Der hält sich seitdem ruhig, aber es mußte ihm eine besondere Stube im Hause hergerichtet werden. Sie ist unbewohnt, ohne Fenster, ganz schwarz ausgeschlagen, und mitten drinn steht ein schwarz überzogenes Bette. Jeden Morgen muß es frisch zurecht gemacht werden, und immer findet sich eine Vertiefung darinnen nicht größer, als ob eine Katze da gelegen.

216. 35) Der Verwalter im Schlattholze.

In jenem Theile des Hallwiler-Schlosses, den man den alten nennt, weil Wall und Graben verfallen ist, hört man den Geist eines ungetreuen Verwalters stöhnen. Manchmal aber verwandelt sich das Gewinsel in Rasseln, Klirren und Schellen. Das sind die Ketten, die er noch tragen muß. Im Innern dieses unbewohnten Schloßtheiles soll in einem eigenen Gewölbe ein steinernes Bette sein, zwischen dem er jetzt noch in Ketten hängt. Der Bannwart, der nun freilich auch schon todt ist, wußte wohl, auf welche Weise die Herrschaft um den schönen Wald Schlatt kam, und wie sich gleich darauf der Verwalter der Herren von Hallwil vergiftete. Er hat ihn nach seinem elenden Tode auch herumlaufen sehen, die lange Sichelfeder hinterm Ohr; wollte er aber den Schelm einmal recht ins Auge fassen, so war er wie in den Boden verschlupft.

---

217. 36) Die Marienmilch in der Weintrotte zu Dettingen.

In der Dettinger-Trotte, die man nach dem Namen eines neueren Besitzers auch Bachmanns-Trotte heißt, kehrt hin und wieder in den heiligen Nächten ein unbekannter Pilger ein. Er trägt Muschelhut und Stab, sein Reiseränzchen ist mit Marienmilch gefüllt, die er von Loretto aus Italien herbringt, und einige Stücklein davon läßt er nach seiner Nachtruhe gewöhnlich in der Trotte zurück. Wer dann solche Stücklein von der Marienmilch (Mondmilch) finden kann, der bringt damit ein Glück ins Haus; er legt sie zum Gedeihen der Seinigen in Stube und Stall, besonders auf die Himlezi, das Dach des Ehebettes. (himilezi, die Decke, Gramm. 2, 214.)

---

218. 37) Der Güggelkopf im Ringgraben unter der Dachtraufe.

Das Strohdach eines Tegerfelder-Bauernhauses reicht hart an die ihm gegenüber stehende Kirchenmauer und läuft mit dieser in gleicher Richtung. Strohdach und Kirchenmauer lassen so den Regen und das Abwasser nach gleicher Seite zusammenfließen, ohne daß die Nässe im schmalen Raume zwischen beiden Mauern wieder austrocknen kann. Zugleich darf der Nachbar diesen Streifen herrenlosen Landes, welcher die Ulmenni (Triebweg) heißt und den Grenzsaum von zweierlei Gütern ausmacht, nicht nach eignem Gutdünken behandeln und

trocken legen. Also ist hier an der Rückseite des Strohhauses der Länge nach eine tiefe Kothrinne entstanden und hat sich endlich in eine bleibende Sumpfstelle verwandelt. Hier fährt von Zeit zu Zeit der Kopf eines Güggels in die Höhe, schießt raketenartig in die Luft empor und stürzt dann aus Haushöhe wieder in seine feuchte Wohnstätte zurück. Es ist dies der Geist des alten Hausbesitzers. Die Kapuziner von Baden hatten ihn gegen Stiftung eines bestimmten Quantums Korn, das alljährlich an ihr Kloster abgeliefert werden sollte, in ein Schoppengütterli gebannt und dasselbe in ein Loch irgendwo im Hause vergraben. Damit war der Geist zur Ruhe gebracht. Als aber seine Nachkommen jene Kornlieferung ans Kloster verabsäumten und nicht mehr entrichteten, ließen auch die Kapuziner den Gebannten wieder aus seiner Flasche los; aus einer halben Barmherzigkeit jedoch gegen die künftigen Hausbewohner haben sie ihn aus Stuben und Keller verwiesen und in jene Sumpfstelle unter der Dachtraufe verwunscht. Dies ist jenen Leuten jedoch völlig gleichgiltig, denn der Geist ist ihnen nicht nur ganz unschädlich, er soll ihnen sogar manchen heimlichen Vortheil verschaffen.

---

219. 38) Das Männlein in der Gülle zu Tegerfelden.

Vor langen Zeiten, ehe noch die alte Handelsstraße auf die Zurzacher Messe durch Tegerfelden gieng und wieder einging, lebte in diesem Dorfe ein wundersames Ehepaar. Es war seit Menschengedenken hausbäblich hier angesessen, brave gute Leute von gottesfürchtigem Lebenswandel; aber beide waren so ausnehmend klein und winzig, daß man sie doch nicht wohl mit zur übrigen Bevölkerung zählen konnte. Nun geschah es, daß sich diese zwei kleinen Leutchen noch in ihren alten Tagen gemeinschaftlich in ein Vergehen einließen. Zwar konnten sie es verheimlichen, und da auch die Nachbarschaft aus Schonung schwieg, so wurden die zwei weder damals bei Gericht gebüßt, noch weiß man heute ihre eigentliche That anzugeben; aber sie starben bald darüber hin und müßen dafür seitdem in ihrem eigenen Hause wandeln.

Da die Beiden weder Kinder hinterließen, noch sonst weit und breit einen Verwandten gehabt hatten, so fiel ihr Haus an die Gemeinde Tegerfelden. Man brachte es zur Versteigerung und es stellte sich auch ein annehmbarer Käufer ein, der es unter bestimmten Bedingungen einstweilen bezog. Aber gar bald merkte der neue Besitzer, daß er hier nicht allein wohne, und so muß wohl damals schon der

Kauf wieder rückgängig geworden sein. Denn regelmäßig an jedem Abend stellten sich im Hause die beiden kleinen Leutchen ein. Immer kam das Männchen zuerst herein, alsdann das Weiblein, und zusammen traten sie dann an den Herd hin. Beim Weggehen aber entfernte sich allemal das Weiblein zuerst, und mit gemessener Pünktlichkeit verzog hierauf das Männlein noch einen Augenblick länger, bis es sich ebenfalls fort und seinem Weibchen nach machte. Beide thaten dabei gänzlich arglos und blieben, unbekümmert um alle übrigen Anwesenden, ganz allein mit sich beschäftigt; aber zusammen sprechen hat man sie nie gesehen, nicht einen einzigen Laut haben sie je gegeben. Das alles war nun der Frau des neuen Besitzers ganz unerträglich und sie drang fortwährend in ihren Gemahl, diese kleinen Leutchen durch Kapuziner, die sich auf den Bann verstehen, aus dem Hause schaffen zu lassen. Bevor sich nun dieser zu einem solchen Gewaltsmittel entschließen wollte, wendete er sich noch an einen alten, erfahrenen Mann in der Umgegend, an den Bauern Jetzer, der damals auf einem Hofe bei Lengnau saß, dem Erbgute seines sagenberühmten Geschlechtes. Dieser Mann war ein Fronfastenkind und konnte somit alle Geister erblicken und zum Sprechen bringen. Er kam in das verrufene Haus, unterhandelte allein und unbelauscht mit dem Männchen und erklärte hierauf dem Besitzer: das kleine Männlein bitte ihn, es nicht kirchlich aus dem Hause bannen zu lassen, weil dadurch eine endliche Erlösung am meisten verzögert werden würde; um aber doch den hartnäckigen Forderungen der Hausfrau nach Möglichkeit zu gehorsamen, wolle es sich von nun an in die Gülle (Jauche) der Miststatte vors Haus hinaus begeben und darinnen so lange wohnen, als man ihm ein eigenes Häuflein Mist unverrückt drinnen liegen lasse.

Dies Alles ist denn auch pünktlich so geschehen und vor sich gegangen, völlige Ruhe muß aber damit doch nicht geschafft gewesen sein. Denn bald war das Haus wieder herrenlos und kam zum zweitenmale an die Gemeinde. Seither gab man es miethweise armen Leuten zu bewohnen. Auch diese sind der Reihe nach immer wieder ausgezogen, sie fanden es ebenfalls unerträglich, stets in Gesellschaft eines fremden Männleins leben zu sollen. Und doch konnte sich Keins über irgend eine Ungebühr beklagen, die man dabei auszustehen gehabt hätte. Nach und nach ist das Weiblein sogar völlig ausgeblieben, es gilt nun für erlöst. Das Männlein hingegen kommt heute noch regelmäßig ins Haus herein, nimmt seinen Platz wie sonst am Herd und schaut staunend und stumm ins Feuer hinein. Nur ist jetzt sein Besuch an ganz bestimmte Tage des Jahres gebunden, besonders an

Weihnachten, Ostern und die vier Quatemberzeiten. Nie erscheint es des Nachts, sondern immer des Abends zwischen Feuer und Licht; wohl aber hört man Nachts zuweilen aus jenem Misthäufchen her in der Gülle eine dünne Stimme, wie die eines schreienden Kindes, und meint, da rühre sich das Männlein. Angst hat niemand vor ihm. Das Kindsmädchen, das früher in jenem Hause wohnte und jetzt bei fremden Leuten dient, betheuerte, das Männlein selber gesehen zu haben, es sei ganz jung und trage ein graues Hütchen auf dem Kopfe; als es beim Feuer gestanden, sei es nur so groß gewesen, daß es mit den Augen eben an die Herdplatte reichen und sie überblicken konnte.

So ist's heute noch in jenem Hause. Es steht neben der Tegerfeldner-Kirche, ein alterthümlicher Holzbau, die Zwischenbacken aus Lehm und Flechtwerk gemacht, und gilt für die größte Strohhütte ringsum. Die Hauptwand steht dem jetzigen Dorfwege entgegengesetzt nach hinten und trägt einen Wahrspruch. Unmittelbar davor sieht man die berufene Gülle und darinnen noch immer unangetastet jenes eigenthümliche Häuflein nie gebrauchten Mistes. Rings um dieses wächst ein Kranz von spanischem Gras, gelb und weiß gestreift. Der jetzige Miethsmann ist ein Schuster. Nicht um vieles würde er dieses Häuflein aus der Gülle nehmen lassen. Befragt man ihn etwas dringlicher um seine Gründe, so pflegt er ablehnend zu sagen: Nicht immer redet man gerne, und manchmal ist's ohnedies besser, man schweige.

---

220. 39) Der Lindegiger am Ruckfelde.

Wer vom Städtchen Brugg nach Zurzach geht, trifft auf dem weiten Ruckfelde einen alten Lindenbaum an der Wegscheide, um dessen Stamm Ruhebänke gezimmert sind. Ueber ihn hat man eine Reihe Geschichten, in deren Erzählung die Leute der umliegenden Ortschaften sich so getreu bleiben, daß nicht ein Wörtchen dran zu ändern ist.

Im Dorfe Unter-Endingen lebte eine arme Familie Hauenstein. Unter ihrer Schaar von Kindern mußte der älteste Bube, statt in die Schule, von Haus zu Haus das Brod betteln gehen. Später las er den Mist von den Straßen auf und verhandelte ihn karrenweise; dann gab ihm ein Krämer Schwefelhölzchen zum Verkauf, und während er diese in der Gegend umbertrug, stahl er zugleich den Juden von Ober-Endingen ihre Feldfrüchte und konnte sie unentdeckt auf die Wochenmärkte nach Brugg und Baden bringen. Bei reiferen

Jahren verlangte er von dem Gemeinderathe seines Dorfes einen kleinen Geldvorschuß und betrieb damit einen Nagelhandel. Endlich kam er zu einem alten Tanzgeiger im Siggenthal und bei diesem lernte er das Geigen dafür, daß er im Endinger Walde so viel Holz frevelte, als der Spielmann den Winter über ins Haus brauchte. Hier wurde er nun in kürzester Zeit ein ausgezeichneter Geiger, der bei allen Hochzeiten gesucht war. Namentlich zur Zeit der Zurzacher Messe, wenn die Kaufleute über das Ruckfeld zogen und ihre schweren Geldsäcke ein wenig unter der Linde abstellten, um Rast zu halten, war der junge Geiger bei der Hand, strich die Fidel hinter seinem eigenen Rücken, oder auf seinem Kopfe stehend und machte um ein paar Schillinge unglaubliche Kunststücke. So wanderte er mit dem Nagelsack auf der einen, und der Geige auf der andern Schulter herum, betrieb das eine, wenn das andere gerade nicht gieng, und hielt seine Baßen so gut zu Rathe, daß er bald ein kleines Heimwesen in Endingen pachten konnte. Als er nun gar nicht ungeschickt heiratete und der Frau dann noch eine Erbschaft zufloß, wählte man ihn zum Gemeindeweibel, und da die Leute hierauf hin Kredit gaben, kaufte er das Wirthshaus zu den drei Sternen, ließ die Inschrift darauf setzen:

Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir gönnt, muß man mir lassen —

und hieß jetzt der Weidwirth.

Nun erst schrieb er mit doppelter Kreide. Die Gäste, die sonst ihr Schöppchen urchig (pur) zu trinken gewohnt waren, bekamen jetzt nur gewässerten Wein aufgestellt. Die einen, die sein Wirthshaus nicht mehr besuchten, wußte er in Gemeindedingen zu verfolgen und zu bedrücken; und die andern, die schwachherzig genug waren, noch bei ihm einzukehren, machte er trunken, und wenn er dann mit ihnen Händelchen abgeschlossen hatte, die zu ihrem größten Nachtheile ausfielen, hatte er stets einige erkaufte Zeugen an der Hand, welche ihm vor Gericht den Prozeß gewinnen halfen. Besonders hart war er gegen seine Dienstboten; er gönnte ihnen keine ruhige Minute. Frühmorgens um drei Uhr schon lag er ins Fenster und that, wie wenn er mit Vorübergehenden spräche. Da hieß es denn so laut, daß die Knechte nebenan in der Schlafkammer es hören mußten: „Ah, guete Tag, wo une wennd-er? ehr sind au scho früje; euse Lut wennd nie üf, me soll's alle Morge mit em Heuluecher (eiserner Heuhaken) üssem Bett üsse schlaike.“ Da meinten dann seine Leute, die kaum seit ein paar Stunden ins Bett gekommen

waren, im Dorfe gehe man schon aufs Feld hinaus, und springen wie besessen aus den Federn.

Was meinst, Bub, fragte mich jedesmal mein Großvater, wenn er auf diese Geschichte zu reden kam, he, wie lange wohl mußte der Lindegger wirthen, bis er den Kaufpreis des ganzen Anwesens wieder herausgeschlagen hatte? Gewiß auch seine zwanzig Jahre, sagte ich rathend. Wohl gar gleich ein halb hundert! rief dann der Alte spöttisch; nein, in drei Jahren war er keinen Batzen mehr schuldig. Aber so schlecht gieng es eben damals noch bei der Obrigkeit her. Und wie denn heute noch der Reichste im Dorfe immer auch gleich Gemeinderath sein muß, so wurde unser Sternenwirth nicht nur dies, sondern endlich noch Ammann dazu und konnte jetzt mit seinem Gelde wuchern, das Armengut bestehlen und die Wittwen bedrücken, wie er wollte. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und das Leben hat auch noch keiner verlängern können. Seit der Sternenwirth das letztemal in den Keller hinabgegangen ist, hat man weder Weiß noch Schwarz mehr von diesem Säuberling erfahren; herauf ist er einmal nicht wieder gekommen, und so hieß es denn überall: „de Düfel heig e g'no."

Von jetzt an aber saß sein Geist auf dem großen Faß im Keller drunten und schrie um Mitternacht: „Dru Schöppli Wi und e Schoppe Wasser gemi au ne Möss!" Selbst die Nachtwächter hörten es, es soll wie das Gebrüll eines Stieres gelautet haben. Nun kam das Haus in Verruf und Niemand wollte da mehr zusprechen. Der älteste Sohn, der das Anwesen übernommen hatte, konnte sich keinem Weinfasse mehr im Keller nähern, ohne daß nicht der Spukgeist gerade drauf geritten hätte; ja alle Abende sah man ihn das Wasser büttenweise in den Keller schleppen. Der Sohn wollte ihm seine Wege verlegen und ließ, um den Umbau der dabei nöthig wurde, etwas vor den Leuten zu verbergen, das Haus zuerst von außen herunterputzen. Aber sogleich stürzte dabei der Maurer vom Gerüste. Als man ihn halbtodt in die Stube brachte und den Pfarrer mit dem Sterbsakramente hereinholte, fieng die alte Spieluhr im Zimmer, die schon seit Jahren nicht mehr gieng, wie unermüdlich an zu flöten, zu schnurren und zu walzen, und dann brach ein solches wildes Gelächter los, daß jedes Wort des Kranken und des Priesters unverstanden blieb.

So wollte es nun die Familie nicht länger haben und wandte sich in ihrer Noth an einen Pfarrer von Würenlingen, der an andern Orten schon einem gleichen Uebel abgeholfen hatte. Dieser räumte den ganzen Keller aus bis auf eine große mit Stroh umflochtene

Branntweinflasche; er stellte sie in den letzten Winkel zurecht, behielt jedoch ihren Stöpsel wohlweislich noch in der Hand. Dann zündete er ein tüchtiges Feuer an und warf fleißig Weihrauch hinein. Das ward dem Gespenste widerlich, es hustete und stöhnte, es schimpfte endlich, je mehr der Qualm den ganzen Raum füllte; zuletzt kroch es ins letzte Eckchen und gutwillig in die dorten aufgestellte Flasche, die nun der Pfarrer behend verpfropfte. Jetzt meldete er den Verwandten das Gelingen, die indessen oben in der Stube versammelt gewesen waren. Sie gaben sich noch keineswegs damit zufrieden, so lange man die leidige Flasche drunten im Keller haben sollte; allein diese war weder mit Winden, noch mit Spannketten vom Platze zu bringen. Der Pfarrer nahm noch einen Kapuziner von Baden zu Hilfe. Volle vierzehn Tage blieb dieser unten beim Gespenste, dann gelang es die Strohflasche vors Haus und auf einen Wagen zu schaffen. Aber auch jetzt schienen die Achsen unter der Teufelslast wie Halme zu brechen und die Rosse thatn keinen Ruck, bis man den Geist erst befragt hatte, wohin er gebracht sein wolle. Auf die Teufelskanzel, war seine Antwort. Dies ist ein Felsvorsprung am Berzuge nördlich von Unter-Endingen. Hätte man das Richtschwert eines Henkers vorne auf den Wagen gelegt, so wäre gleich anfangs gehelfen gewesen; nun führte man das Gefäß dorten hinaus und schleuderte es von der Teufelskanzel ins Schrännenloch. Mit großem Gekrache versank die Flasche drunten in dem Bächlein, das der nahen Surbe zufließt. Dafür soll nachher dem Würenlinger-Pfarrer, der den Geist zum Keller hinaus gebetet, übel mitgespielt worden sein. Dieser hielt auf strenge Zucht in seinem Dorfe und eiferte besonders heftig gegen den Unfug der Nachtbuben, der damals noch stark im Schwange war. Seit der Banngeschichte nun war alle Nacht ein Höllenlärm rings um sein Pfarrhaus zu hören, das vereinzelt auf einem Hügel liegt; und wenn dann der Herr mit dem Sprachrohr hinunter rief und den vermeintlichen Nachtbuben Ruhe gebot, scholl ihm das frechste Hohngelächter entgegen. Auch in seinen weiteren Exercisien in der Gemeinde war er nicht mehr glücklich. Bei einem Patienten geschah es ihm einmal, daß ihm der Teufel aus dem Krankenbette entgegen schrie: „Wart aber, wie schlimm wird es erst dir einmal ergehen!“ Wirklich lebte der Pfarrer darnach nicht lange mehr, der fortwährende Verdruß brachte ihn um. Man redet davon, als habe man seine Leiche mit einer Schlinge um den Hals gefunden. Bei seiner Beerdigung soll eine Stimme gesagt haben: „Gell, i ha de au mege!“

Dem Kindegger muß es ebenfalls nicht lange in seiner nassen

Tiefe gefallen haben, denn schon seit Menschengedenken hat er seine bleibende Wohnung auf der Ruckfelder Linde. Am Stamme dieses Baumes ist in Manneshöhe ein mit kräftiger Rinde überwalletes Loch, welches von einem schon vor alter Zeit gekuppten Stammschoß herrührt; da drinnen wohnt er. Denn als einmal der Bannwart von Tegerfelden dieses gefährliche Loch verkeilen wollte, wurde ihm mit den Worten: „Gang du no, i chome doch üsse“ Zapfen und Art an den Kopf geworfen. Oft auch saß er auf einem Lindenast, den erst in den letzten Jahren ein Sturm gebrochen hat, und je ärger dann im Winter die Schneeflocken über das Ruckfeld stöberten, um so schöner und schärfer geigte er drauf los. Dann soll auch der Wipfel des Baumes zu leuchten begonnen haben, auf Aesten und Zweigen stellten sich Tische zurecht, alle mit Spielleuten besetzt, und er selber strich seine verzauberte Geige dazu, die ihm ein Tegerfelder Pfarrer einst gelieben haben soll. Auch, sagt man, könne ihn nur ein Pfarrer dieser Gemeinde gänzlich erlösen, er müße aber am Fronleichnamstage geboren sein. Da einst ein Tegerfelder-Bauer auf dem Heimwege von Würenlingen Nachts hier vorbeikam, fieng's im Baume so überaus lustig zu geigen an, daß mein guter Bauer augenblicklich dazu hüpfen und forttanzen mußte, bis er erschöpft und besinnungslos zu Boden sank. Man fand ihn des andern Tages in den Gebüschen am Fuße der Teufelskanzel, und von Stund an ist er der unübertrefflichste Tänzer im Lande gewesen.

Ein Luzerner Schweinehändler war mit einer Ladung Schweine eben auf dem Wege zur Zurzacher Meße, und wollte mit seinem Zweigespann bei sinkender Nacht gerade an der Linde vorüber. Hier aber sprang plötzlich ein zwergenhafter wüster Kerl aufs Handroß und schleppte das ganze Fuhrwerk über alle Graben und Löcher querfeldein wie im Blitze nach Unter-Endingen zum Sternen. Beim Wirthshauße angekommen, ist der wunderliche Reiter verschwunden, am Fuhrzeug war kein Riemchen zerbrochen, aber dem sprachlosen Schweinehändler blieb für diesmal nichts weiter übrig als im Hauße des Lindengeigers zu übernachten. Der Geist ist durchaus harmlos, und Niemand, der seiner jemals ansichtig geworden, hat noch behauptet, daß man darüber Schaden verspürt oder einen geschwollenen Kopf bekommen hätte. Allein wer zur Mitternachtsstunde in sein Revier kommt, der muß, er mag nun nach Tegerfelden oder Zurzach wollen, stets nach Unter-Endingen und dorten im Sternen bei seinen Nachkommen übernachten. Ganz natürlich sind diese schon längst reiche Leute; der Urgroßvater treibt ihnen ja die Kunden mit Roß und Wagen ins Haus, und so ist das Geschäft ein einträglicheres,

als wenn ein einzelner Bauer in der Zechſtube ſitzt und über ſeinem Schöpplein Wein ſtundenlang Kalender macht.

---

221. 40) Der Geiger Lux von Buttwil.

Der Geiger Lux (Lukas) hatte auf einer Hochzeit im Luzerner Dorfe Hitzkirch bis nach Mitternacht aufgeſpielt und machte ſich nun zurück in ſein Heimatsdorf Buttwil im aargauer Freienamte. Die Nacht war ſchwarz und der dichte Buchenwald am Lindenberge noch finſterer als ſonſt, über den ihn ſein Heimweg führte. Mitten im Holze liegt der Geißenrain, ein Hügel, in welchem ein Zauberſchloß ſammt allen Schätzen verſunken ſein ſoll. Die paar Glas Hochzeits-Wein, die Lux zu viel getrunken hatte, machten ihn in ſeinen jetzigen Gedanken verwegener, und ſo ſagte er an dieſer Waldſtelle: Wüßte ich nur da hinein zu kommen, ich wollte mir wohl die Taſchen füllen. „Komm nur gleich mit!“ war darauf die Antwort eines Zwerges, der hier plötzlich vor ihm ſtand. „Gerade warten jetzt die Herſchaften drinnen, und du mußt aufſpielen,“ fuhr der Zwerg fort, „aber merk dir's ja, daß du keine freche Forderung machſt, wenn ſie dich darnach ums Trinkgeld befragen!“

Der Lukas ließ ſich dies wohl geſagt ſein und folgte ſogleich ſeinem kleinen Führer nach. Er hatte in dem ihm wohlbekannten Walde noch nie ſo ſchauerliche Pfade geſehen; durchs dichteſte Geſtäude gieng's mitten hindurch, es bog ſich wie bei einem Windſtoße auf beiden Seiten aus einander. Zuletzt ſtanden ſie vor einem ganz erhellten Thor einer Bergwand. Es that ſich vor ihnen auf, um ſich raſch hinter ihnen wieder zu ſchließen. Durch mehrere geſchmückte und kerzenhelle Gemächer gelangten ſie in einen weiten Saal, der ſo herrlich ſtrahlte, als wäre er von einer Sonne erleuchtet. Herren und Frauen in alterthümlicher Tracht wandelten geſellig darinnen umher. Auf einen Wink des Führers begann nun Lux zu ſpielen, die Verſammlung ordnete ſich zum Tanze und führte ihn in ſo zierlicher und anſtandsvoller Weiſe durch, wie der Geiger ſeiner Lebtage nichts Gleiches geſehen hatte. Auch der Ton ſeines Inſtrumentes wurde immer herrlicher, eine ganze Unendlichkeit von Tänzen, einer ſchöner als der andere, fiel ihm ein, er war zuletzt von ſich ſelber entzückt. Da ſtellte ſich mit einemmale ein hoher Knochenmann vor ihn und fragte, was er als Lohn verlange. Wohlweislich gedachte der Geiger der vorhin erhaltenen Warnung; ſchweigend griff er daher nach ſeinem Hut und hielt ihn dem Frager ſtill und ehrerbietig hin. Dieſer füllte ihn bis an den Rand mit Kohlen, dann ſtand auch der Zwerg wie-

der da und führte sogleich den Geiger zu Saal und Berg hinaus. Draußen war er ganz allein in der Finsterniß und hatte Mühe, seinen alten Fußsteig aufzufinden, ohne seine Geige an den Baumstämmen zu zerschlagen. Endlich erreicht er seine Hütte, und nun erst fühlt er, wie schwer ihm bisher die vermeintlichen Kohlen auf den Kopf gedrückt haben. Er leert sie draußen erbost ins Gras und sucht sein Bette. Spät am andern Tage hat er Ermüdung und Mißvergnügen über die schlechte Bezahlung ausgeschlafen. Nun jagt ihn der Hunger aus dem Neste und er will nach Gewohnheit der nächsten Schenke zu. Wie er seinen Hut aufsetzen will, fällt daraus ein schönes Goldstück klingend auf den Boden, das sich im Hutfutter verschlupft hatte. Jetzt versteht er erst die Bescheerung. Gleich lauft er vors Haus, wo er gestern den Hut fluchend ausgeschüttet; hier liegt noch der ganze Haufen — Kohlen. Er geht in den Wald zurück, noch lange sucht er seinen gestrigen Fußweg; er findet auch diesen wieder, aber nie mehr das Thor und das Schloß.

---

222. 41) Tod der sieben Zwerge.

Auf einer der Hochebenen zwischen Brugg und Waldshut am Schwarzwalde wohnten sieben Zwerge zusammen in einem kleinen Häuschen. Da kam einmal spät Abends ein junges nettes Bauernmädchen verirrt und hungrig des Weges und bat um ein Nachtlager. Die Zwerge hatten nur sieben Betten, dennoch stritten sie sich, denn Jeder wollte dem Mädchen sein Bett abtreten; endlich nahm sie der Aelteste von ihnen zu sich in seines, kaum aber gieng's ans Einschlafen, so kam noch eine Bauernfrau vors Häuschen, klopfte und begehrte Einlaß. Das Mädchen stand gleich auf und sagte ihr, wie die sieben Zwerge hier selber nur sieben Betten und sonst keinen Platz mehr für Jemand übrig hätten. Darüber wurde die Frau sehr zornig und schalt in ihrem Argwohn das Mädchen, in welcher sie die Beihalterin von sieben Männern vermuthete, ein Lumpenmaitschi. Unter Drohungen, daß man einer solchen schlechten Wirthschaft bald ein Ende gemacht haben werde, gieng sie grimmig davon; noch in derselben Nacht aber erschien sie mit zwei Männern, die sie vom Rheinufer her geholt hatte, und diese brachen sogleich ins Haus ein, und erschlugen die Zwerge. Man verscharrte die Leichen draußen in dem Gärtchen und verbrannte das Haus. Das Mädchen war darüber den Leuten aus den Augen gekommen.

---

223. 42) Die Heidenzwerge zu Klein-Döttingen.

Im Dorfe Klein-Döttingen, am linken Aarufer, ſteht ein altes, ſchon oft ausgebeſſertes Haus, nun von der Familie Kalt bewohnt, welches den Namen Heidenhaus hat. Sein Name ſoll von jenen Zwergen herkommen, welche man ſchlechtweg Heidenzwerge hieß, und die ehemals hier tagtäglich ihre Beſuche abſtatteten. Die größten unter ihnen waren bis zwei einen halben Fuß hoch. Sie trugen ſchwarzgraue Ueberhemden, die ihnen von der Schulter bis auf den Boden reichten, um den Leib einen ſchwarzen Gurt, ſtatt der Schuhe hölzerne Brettchen, und giengen ſtets barhaupt. Ihr Beſuch galt einem menſchenfreundlichen und vergnügten Hausvater, der mit all den Seinigen in fortgeſetzter Eintracht lebte. Frühmorgens ſtellten ſie ſich bei ihm ein, giengen mit ihm aufs Feld und machten die Arbeit mit; beim Eſſen allein blieben ſie weg, und nahmen nichts, was man ihnen auch vorſetzen mochte. Am Morgen waren ſie immer beſonders munter und aufgelegt, Abends aber wurden ſie zuſehends ſtiller, und wenn dann im Nachbardorfe Leuggern die Betglocke ertönte, ſo liefen ſie eiligſt und mit Wehklagen davon. Alle rannten dann einer beſtimmten Stelle am Aarufer zu und ſtürzten ſich ins Waſſer; ebendorten ſtiegen ſie aber am folgenden Morgen wieder hervor, und begaben ſich zu ihrem lieben Bauern. Kam nun der Winter und gab es keine Feldarbeit mehr, ſo unterhielten ſie die Familie mit allerlei Kunſtſtücken. So brannten ſie in der Scheune, wo ſie ohnedies am liebſten waren, je nachdem man es haben wollte, vier- oder ſechseckige, ſogar zirkelrunde Löcher mitten durch ein Bund Stroh, ohne daß ein anderer Halm daneben Feuer fieng. Denn ſie verſtanden es, das Feuer zu bannen. Dieſer Künſte wegen hieß man ſie auch Heidenzwerge; ob ſie aber wirklich Heiden geweſen ſind, weiß man bis heutigen Tag nicht.

So lange ſie nun den Bauern beſuchten, nahm ſein Wohlſtand zu, und der ungenügſame Nachbar beneidete ihn oft darum und wünſchte die Zwerge gleichſam an ſich zu ziehen. Allein das half nichts, ſie blieben dem Alten getreu, und dieſer lebte zufrieden und glücklich mit der ganzen Haushaltung bis zu ſeinem Tod. Als er aber geſtorben war und ſeine beiden Söhne das Gut erbten, gelang es dem neidiſchen Nachbar bald, dieſe in Zwiſt zu bringen. Um ſo leider that's den gutmüthigen Zwergen, Zank und Streit in der ſonſt ſo friedlichen Familie hören zu müſſen, ſie erſchienen bald nicht mehr täglich, dann nahm ihre Zahl ab, endlich kam nur noch einer. Aber auch dieſer gieng zuletzt von den beiden Brüdern unter folgenden Worten

hinweg: Unsere Zeit ist nun vorbei, wir werden euch daher nie wieder, vielleicht ewig nicht mehr sehen, aber eurer Wohlthaten wollen wir ewig gedenken, lebet nur einträchtig und in Frieden. Nach diesem Abschiede eilte der Zwerg wie sonst der Aare zu. Als ihm dabei der neidische Nachbar nachschlich, um die Uferstelle zu sehen, wo das Männlein verschwinde, stürzte er darüber selbst in den Fluß und versank; nichts mehr sah man von ihm als sein Blut, das einen Augenblick das Wasser färbte.

So waren nun schon viele Jahre vergangen, und man hatte des Heidenvölkleins beinahe ganz vergessen; da brach zwischen den Fürsten ein grosser Krieg aus, und ihre Heere drangen auch in die Schweiz ein. Sie schlugen sich an Limmat und Aare und rückten auch in diese Gegend. Damals versuchten es die Kaiserlichen von Oettingen aus auf das linke Ufer der Aare überzusetzen, die Franzosen aber verwehrten ihnen den Uebergang und ließen sie durch Scharfschützen, welche hinter den Häusern und Bäumen von Klein-Oettingen sicher aufgestellt waren, so erfolgreich beschießen, daß jene mit dem Schlagen der Schiffbrücke nicht zu Stande kamen. Darüber nahmen die Kaiserlichen ihr Geschütz vor und schossen mit glühenden Kugeln das ganze Dorf in Brand. Da stand nun das Heidenhäuslein, welches die Zwerge ehemals besucht hatten, entblößt am Ufer der Aare. Ringsum loderten die Firsten, in Zeit von zwei Stunden war das ganze Dörflein in Asche gesunken; das Heidenhaus allein war noch unversehrt. Die Scharfschützen hielten deswegen hier bis zuletzt aus. Wie die Kaiserlichen das sahen, richteten sie alles ihr Geschütz gegen dieses eine Haus, aber vergebens; sie durchlöcherten es bloß, seine Holzwände brachen nicht zusammen und das Strohdach entzündete sich nicht; ganz allein von allem blieb es übrig. Da wollen nun einige Leute des Dorfes gesehen haben, wie während dieser fürchterlichen Kanonade ein Zwerg aus dem Wasser gestiegen und jenem Hause zugegangen sei. Dankbar gedachten bei dieser Nachricht die beiden Brüder des guten Heidenvölkleins wieder, und ihm schrieben sie jetzt die Rettung ihres Heimwesens zu. Sie bereuten ihren Zank, sehnten sich aus, und da das ganze Dorf neue Häuser zu bauen hatte, machten auch sie zusammen sich daran, ihr altes väterliches zu renovieren. Als man nun das Dach frisch umdeckte, fand man unter einem Hohlziegel der First ein wohlerhaltenes Ruster (Paternoster) neben steckengebliebenen Flintenkugeln.

Diejenigen Erzähler aber, welche nicht an Zwerge glauben, berichten über die Erhaltung des Hauses Folgendes.

Hier war Tags zuvor ein alter Offizier der französischen Armee

in Quartier geweſen und freundlich behandelt worden. Als er einige Stunden vor Beginn des Kampfes das Haus verließ, ſagte er den Leuten für ihre Gaſtfreundſchaft ausdrücklich Schonung und Erhaltung ihres Eigenthums zu. Auch wenn er ſelber fallen ſollte, bemerkte er ihnen, ſo habe er für ſie geſorgt, und zwar ſchon vorige Nacht beim Schlafengehen. Die Schlacht war vorüber und der Franzoſe zeigte ſich nicht wieder. Man wurde begierig, ob man nicht an ſeiner Schlafſtelle etwa eine Spur fände, aus der man ſich ſein ſo wunderbar erfülltes Verſprechen erklären könnte. Man bemerkte am dortigen Bettpfoſten nichts anderes als ein friſches Bohrloch, um das ein paar Anfangsbuchſtaben eingeſchnitten waren.

Dieſer Franzoſe muß alſo zu den Veteranen der Armee gehört haben, die ſich alle auf die Heiden- oder Zigeunerkunſt verſtanden haben. Mit glühenden Stangen brannten ſie runde Löcher durch die Strohgarben und ſengten alle Spinnenweben in allen Winkeln des Hauſes zumal weg, ohne daß ſonſt etwas im Hauſe darüber anzieng oder nur rußig wurde. Von ſolchen Wunderthaten erzählt man noch allenthalben.

Das Kriegsereigniß, das im Vorſtehenden gemeint iſt, betrifft den Aarübergang, welchen Erzherzog Karl von Oeſterreich in der Nacht des 16. Auguſt 1799 bei Döttingen mit 50,000 Mann erzwingen wollte. Die franzöſiſche Armee beſtritt ihn und 50 Zürcher-Scharfſchützen beſonders verhinderten dabei das Schlagen einer Schiffbrücke.

---

224. 43) Die Heidenmännchen in Ryken.

In der grauen Heidenzeit war in Ryken, zwiſchen dem Zofinger Boowald und der Aare (genauer wird die Lokalität nicht bezeichnet) eine Salzquelle. Dieſe Quelle war der Wohnſitz von Zwergen, die man „Heidemanndli“ nannte. Es war ein gutes Volk, das Niemandem etwas zu Leide that; man mochte ſie in der ganzen Gegend gar wohl und hatte ſie gern, denn ſie halfen den Leuten viel in Rath und That. Wenn der Bauer Garben band, ſo kamen des Nachts die Heidenmannli und trugen ſie ihm in die Scheune. So brachten ſie Heu und Feldfrüchte ebenfalls ein. Auch wußten ſie viel zu rathen, was und wo man pflanzen ſolle, wann ein gutes Zeichen ſei, Flachs und Kraut zu ſäen, wann man Jauche führen und das Land beſchütten müße u. dgl. So traf einmal ein ſolches Heidemannli einen Bauern an, der mit ſeinen Feldarbeiten noch ſehr im Rückſtand war. „Gang numme, liebe Gvatter!“ ſagte es zu ihm,

„und säj hut ruehsöme, 's zeichen ist guet, es wird scho obbis gu!“ Der Bauer kannte das Heidemannli wohl, gieng schnell heim und besäte einen großen Acker mit Rübsamen. Es war schon spät im Herbst und die Leute lachten ihn aus. Allein obgleich nur noch fünf Wochen Zeit für Feld- und Wieswachs war, gedieh der Samen doch, und der Bauer bekam diesmal die schönsten Rüben in der Umgegend. — Daneben verstanden diese Heidemannli viele Hexenkünste. So konnten sie in einer Strohwelle ein Feuer anzünden und darinn kochen. Des Nachts giengen sie dann schaarenweise in die Häuser, und da brauchten sie nur mit einem Hammer dreimal an die Thüren oder Schlösser zu klopfen, und diese sprangen alle auf. Dann giengen sie in die Küche und fiengen an zu kochen und zu braten. Was sie verbrauchten und aßen, war am Morgen nur um so reichlicher da. Mit dem Fleisch machten sie's ebenso; sie giengen nur in den Stall, stachen den Kühen und Ochsen ein schönes Stück heraus und kochten und aßen es. Am Morgen war Alles wieder verwachsen und solche Kühe wurden die fettesten und schönsten im ganzen Lande. So nahmen sie Alles, was sie brauchten, nur das Salz brachten sie aus ihrer Quelle mit. Die Bauern wußten zwar wohl um diese nächtlichen Besuche, allein sie konnten ihnen nur lieb sein, da ja in solchen Häusern immer Glück und Wohlstand herrscht, wo diese Erdmannli hinkommen. Einmal waren sie auch in später Nacht in einem Bauernhause, kochten und brieten und ließen sich's wohl sein. Da kam der Stallknecht, welcher zufällig fort gewesen war, heim, er riecht die aus der Küche herziehenden Bratendämpfe, geht hinein und betrachtet eine Weile das Treiben der fremden Gäste. Dann wässert ihm das Maul nach diesen Speisen und gierig nimmt er ein großes Stück Fleisch vom Feuer weg. Die Heidenmannli bitten und warnen, sie drohen und eifern, aber vergebens, er läßt sich nicht wehren, und verschlingt's. Nun verschwinden nicht nur die Männlein plötzlich, sondern es fehlt am Morgen Alles, was sie in der Nacht angebraucht hatten; in der Küche das Schmalz, im Schrank Brot und Mehl, im Stalle sogar der schönsten Kuh hinten ein großes Stück Fleisch, gerade ein solches Stück, wie das, welches der gierige Knecht gestern hinabgegessen hat. Seitdem war aus dem ganzen Hause Glück und Segen gewichen, und die Männlein erschienen nicht mehr. Sogar die Salzquelle, die sonst ihren Ausfluß in der Aare hatte, war von nun an versiegt. Die Bauern hatten nun weder für sich, noch für ihr Vieh mehr Salz und mußten es bei der Obrigkeit in Bern um theures Geld kaufen.

225. 44) Das Lämmlisloch bei Wegenstetten.

Auf der dem Dorfe Wegenstetten zugekehrten Seite des hohen Berges des Frickthaler-Jura, den man Homberg und zur Unterscheidung vor anderen gleichnamigen, den Thiersteinberg nennt, liegt oben in den Flühen eine Höhle, in welcher zu beiden Seiten Sitzbank und Backtrog in Stein ausgehauen sind. Hier hat das Erdmännlein Lämmli gewohnt, das den Bauern bei ihrer Feldarbeit frischgebackene Küchlein und Wähen aufs Pflughaupt gelegt hat. Der jetzige Ortspfarrer hat den schöngelegenen Punkt mit einigen Anlagen versehen, und die Höhle in einen guten Keller umgeschaffen.

B. Zwergensagen aus andern Schweizer-Kantonen.

226. 45) Der Sattlerfranz auf der Grimsel.

Ein piemontesischer Säumer brachte einen Zug Saumpferde über die Grimsel (Bern. Oberl.) durchs Haslithal herab und jedes war mit zwei Lägeln guten wälschen Rothweins beladen. Er hatte sich auf seinem beschwerlichen Tagmarsch schon tüchtig bezecht, als ihm auf dem engen Felsensteig bei Guttannen, an jenem steilen Felsen des Juden, wo das Ausweichen gefährlich wird, das Zwergmännlein Selbthan begegnete. In seiner wilden Trunkenheit war es dem groben Gesellen zu viel, zum Leitroß vorzugehen und es hübschlich auf die Seite zu treiben; von hinten her schwang er sogleich die langgedrehte Riemenpeitsche und hieb dem armen Zwerg die allerdicksten Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem ganzen Thale zusammenliefen. Dann riefen sie seiner Schwester in die Rothenfluh hinauf:

Lauf, lauf, Rebärben,
Der Vater will sterben!

und zogen von Stund an mit einander aus dem Haslithale fort. Drei Tage und drei Nächte dauerte ihr Zug über den Grimselpaß. Man hörte sie dabei laut schluchzen. Den Säumer erreichte schnell sein Verderben. Bevor er noch den Brienzer-See erreichte, stürzte sein Leitpferd den schlüpfrigen Pfad an der Hellen Platte hinunter und riß die übrigen Saumthiere, mit denen es der faule Kerl zusammengekoppelt hatte, gleichfalls mit in den Abgrund. Als er seine ganze Habe verloren sah, stürzte er sich selbst verzweifelt nach. Aber sein grausamer Geist muß von nun an „säumen“ bis an den jüngsten Tag. Die Aelpler, die am Rizlihorn und bei der Handeck wohnen,

kennen alle die unſichtbare Säumerei: ein Geſchelle von Roſſen und Maulthieren, ein Pfeifen, Rufen und Peitſchenknallen des Treibers, das oft Nächte lang in einer Strecke von ſieben Wegſtunden das Thal erfüllt. Oben am Grimſelhoſpiz hat man den Wälſchen gut gekannt; man nennt daher dies Gelärm dorten den Sattlerfranz und den Grimſelfuchs.

Vergl. Alpenroſ. 1827. 310. Wanderer in der Schweiz 1840. 381. Helvetia, Volkskalend. von Reithard 1852. 188. Kohlrauſch, Schweiz. Sagb. 1, Nr. 37.

---

227. 46) Die Dialen im Bündner-Münſterthal.

Im bündneriſchen Prättigäu nennt man die Bergmännchen Geißler, Gaißer, Kuber, Wilde Leute und Waldfänken; im romaniſchredenden Münſterthale heißt man ſie Dialen und denkt ſich darunter kleine Männchen, welche ſcharlachrothe Kleidlein, mit Gold und Spitzen geſchmückt, tragen und ſie an die Sonne und friſche Luft zu hängen pflegen. Dieſen Reichthum der Dialen erklärt man ſich aus den mancherlei Schmelzöfen und Grubenwerken der Gegend, die jetzt verlaſſen ſtehen, ehemals aber auf Gold und Silber gebaut wurden. So nennt man im Münſterthale einen Ofenberg, wo Zwerge wohnen, und zeigt in der Nähe der Cierfer-Alp die Dialenlöcher, las foras dal las Dialas. Von ihrer Geſinnung gegen die Menſchen wird nur Gutes gemeldet, und ergötzlich iſt die Meinung, daß ſie die Gamsthiere melken und Käſe zu machen wiſſen, welche ſo lange wieder wachſen und ganz werden, als man ſie nicht auf den letzten Biſſen aufißt.

Ein fünfjähriges Kind war, während ſeine Eltern droben in den Bergmatten Heu machten, den Erdbeeren nachgegangen und war des Abends nicht mehr aufzufinden. Erſt am andern Abend kam es ins Thal heim und erzählte den Seinigen wohlgemuth: Ein Kind in wunderſamen Kleidern ſetzte ſich zu mir aufs Moos und gab mir gute Sachen zu eſſen. Plötzlich war es dann wieder verſchwunden. Ich wartete die Nacht und den ganzen folgenden Tag auf ſeine Wiederkehr, und ſo lange es auch gieng, ſo empfand ich doch weder Hunger noch Durſt. Als es im Walde zum zweitenmal dunkel zu werden anfieng, kam das Wunderkind wieder, ſpeiſte mich, nahm mich bei der Hand und führte mich vorſichtig herunter vom Gebirge zwiſchen Steck und Stein bis auf die erſten Matten, wo man die Kirche des Dorfes wieder ſieht. Es mahnte mich hier, hübſch heim zu gehen, und war nun zum zweitenmale verſchwunden.

Auch Bäcker ſind die Dialen und helfen den armen Leuten mit

Brod aus. Die Münsterthaler-Hausfrauen kaufen Etschroggen und wissen daraus ein sehr schmackhaftes Brod zu machen; allein man backt in jener Gegend höchstens alle Monat nur einmal, und das neubackene Brod mit seinem angenehmen Dufte ist daher ein bekannter Gegenstand der Frauengelüste. Nun gieng ein armes Weib, das noch dazu schwanger war, hungrig und müde durch den Wald zwischen Fuldera und Valcava. Erschöpft ließ sie sich auf einen Fels nieder. Plötzlich stieg ihr ein prächtiger Backgeruch in die Nase, aber unmöglich konnte er von Etschroggenbrod herrühren, denn es roch allzulieblich, und weit und breit war hier rings keine menschliche Wohnung zu vermuthen. Das arme Weib, das jenes Tages gewiß weder Alt- noch Neubackenes gekostet hatte, dachte, wie köstlich solch ein Brod erst schmecken müßte, dessen Duft schon so lockend roch; und da sie sich drüber wieder vom Steine erhob, siehe, da lag neben ihr der schönste Roggenkuchen und dampfte noch.

G. Leonhardi, Rhätische Sitten und Gebräuche. St. Gallen 1844. S. 40. Auszug.

---

228. 47) Der Geißler von Klosters.

Das letzte Dorf im Prättigäu in Graubünden ist Klosters. Wer von da nach dem hochgelegenen Thale von Davos gehen will und die alte Straße einschlägt, dem fällt in nicht großer Entfernung vom Dorfe ein Felsblock durch seine besondere Gestalt auf. Dies ist der Geißlerstein. Ueber ihn hat ein Bündner-Bauer von Klosters Folgendes mitgetheilt.

Vor langen Zeiten gab es in diesem Thale noch wilde Menschen. Sie waren gutmüthiger Art, dabei aber, obwohl von sehr kleiner Statur, von außergewöhnlicher Leibesstärke. Ihr ganzer Leib war behaart, um die Lenden trugen sie einen Schurz von Fellen. In der Hand führten sie statt eines Stabes eine mit den Wurzeln ausgerissene junge Tanne. Auch das Dorf Klosters hatte damals die Ehre, einen solchen wilden Menschen in seiner Nachbarschaft zu besitzen. Er hieß überall der Geißler und hatte schon seit vielen Jahren länger als die ältesten Männer damals gedenken konnten, die Ziegen der Gemeinde gegen einen geringen Lohn an Zieger und Käse gehütet. Gern gaben ihm die Leute diesen Lohn, denn die Ziegen kamen alle Abende so gesund heim und gaben so viel Milch, daß man am Ende des Jahres sowohl an Butter als an Käse ganze Wagenladungen fortführen und um schöne Summen verkaufen konnte. Alle Morgen früh trieb man ihm die Dorfziegen bis zum Geißlerstein; da wartete

ſchon das Männlein und trieb ſie weiter, man wußte nicht wohin; und Abends zur beſtimmten Zeit waren ſie alle wieder mit ſtrotzendem Euter beim Steine, daß ſie vor Milch kaum gehen konnten. Eins aber war ſonderbar. Der Geißler redete wohl mit den Ziegen, ſie verſtanden ihn und folgten, nur mit den Menſchen redete er nie ein einziges Wort. Stumm übernahm er Morgens die Thiere in ſeine Hut, ſtumm lieferte er ſie Abends wieder ab, ſtumm kam er jeden Herbſt am Zahltage zum Steinblock und nahm Käſe und Zieger in Empfang, die man ihm gleichfalls ſtumm daſelbſt niederlegen mußte. Dieſes ewige Stummthun verdroß nun endlich die Leute, und einige verwitzige Burſche verabredeten, wie ſie ihn in ihre Gewalt bringen und verſuchen wollten, ob man ihm denn gar keinerlei Aufklärung über ſein räthſelhaftes Weſen ablocken könnte. Sie verſteckten ſich eines Abends hinter dem Geißlerſtein und ſprangen, als er nahe genug war, vereint auf ihn los. Doch der kleine Mann warf mit ein paar kräftigen Stößen den einen dahin, den andern dorthin, bis ſie ſammtlich zu Boden lagen, dann eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit dem nahen Walde zu. Auch dieſe Balgerei hatte er ſtumm abgemacht. Am folgenden Morgen trieben die Kloſterſer ihre Ziegen wiederum zum Steine, wer aber heute nicht da war, kann man ſich denken. Sie warteten und warteten, aber wer nicht kam, das war der Geißler. Da wurde denn beſchloſſen, daß diejenigen, welche ihm Gewalt angethan hätten, jetzt an ſeiner Statt die Ziegen hüten ſollten. Und ſo geſchah's. Aber wehe, die Ziegen brachten nicht halb ſo viel Milch mehr heim. Nach einigen Wochen beſchloſſen die ältern Bauern, die Gemeinde müße den Geißler eigens zu verſöhnen ſuchen und ihm etliche Käſe und Zieger zur außergewöhnlichen Zeit auf den Stein legen. Dies half. Er holte die Ziegen wieder wie ſonſt, ſie waren wieder wohlgeweidet und milchreich, nur mußten die Bauern von nun an ſtets die doppelte Anzahl Käſe und Zieger als Lohn dem Geißler erlegen. Da wuchſen aber nach der Hand wieder ſo ein paar neugierige Burſche auf, die mit dem Geißler gern in nähere Bekanntſchaft gekommen wären. Da ſie ſeine Stärke und Gewandtheit ſchon kannten, ſo verſuchten ſie es diesmal auf eine andere Weiſe. Er hatte nämlich die Gewohnheit, an jedem Abend aus dem kleinen Brünnlein zu trinken, das zunächſt dem Steine iſt. Dieſen Umſtand benutzten ſie jetzt. Sie ſammelten hinter dem Rücken der Dorfgenoſſen heimlich manche Maß Kirſchenwaſſer und füllten an einem heißen Sommertage unverſehens das ganze Brünnlein damit. Als nun der wilde Mann wie gewöhnlich ſeinen Durſt zu löſchen kam, ſchöpfte er mit der hohlen Hand, aber befremdet durch den

Mißgeschmack des vermeintlichen Wassers trank er erst nicht fort wie sonst, sondern versuchte es nur mit einigen Schlücken. Doch mußte ihm endlich der Kirschengeist gleichwohl behagen, denn bald bückte er sich über das Brünnlein hin und trank in vollen Zügen. Jetzt kam die Wirkung des berauschenden Wassers, er verlor das Gleichgewicht und sank machtlos nieder. Schnell sprangen die Bursche aus dem Versteck hervor, banden ihn mit Weiden und Stricken und trugen ihn ins Dorf hinein in eine festverschlossene Kammer. Zwei postierten sich als Wache vor die Thüre und so beschlossen sie, bis zum Morgen zu warten und das Verhör erst zu beginnen, wenn der Geißler seinen Rebel ausgeschlafen hätte. Aber um Mitternacht entstand in der Kammer ein wüthendes Gepolter, man hörte, wie ein ganzer Kreuzstock in Stücke zertrümmert, zum Haus hinaus stürzte, und gleich darauf war der Entsprungene schon außerhalb des Dorfes zu sehen, wie er mit unerhörter Eile, mehr fliegend als gehend, durch die Wiesen hinlief und verschwand. Natürlich saß er am andern Morgen nun nicht auf seinem Stein, als die Bauern ihre Ziegen wieder austrieben, und kam auch nicht mehr, als sie ihm den alten und dann den verdoppelten Lohn an Zieger und Käse hinlegten. Seitdem müßen die Klosterser einen eigenen Hirten halten und ihm beinahe mehr an Hutzeld bezahlen, als der Erlös aus der Milch ist, die alle ihre Ziegen zusammen geben. So ist von ihrem alten Wohlleben und vom Geißler selbst nichts mehr übrig, als am Dorfe der Geißlerstein.

Mündliche Mittheilung aus der Stadt Chur, durch Stud. Meyer.

---

229. 48) Die hinkende Kostkuh.

So oft ein Emmenthaler-Senne im Herbste von seiner Alpe zog und heimfahren wollte, mußte er eine Kostkuh droben im Stalle stehen lassen; anders konnte er niemals glücklich das Thal wieder erreichen. Die Kostkuh ist jenes Thier eines ganzen Stoßes, das dem Sennen zu seiner eigenen täglichen Nahrung zusteht, so lange er auf der Alp käset, das also am meisten um ihn ist und besonders vertraut und lieb wird. Von jener preisgegebenen Kuh aber fand man dann im kommenden Jahre, wenn man wieder den Berg befuhr, nichts mehr im Stalle, als das am Baren stehende Gerippe. Nun war der Senne eben wieder heimgekehrt, und wie üblich war auch diesmal das bestimmte Stück, die hübsche Kuh, droben allein zurück geblieben. Aber diesmal konnte sie der Sennknecht nicht vergessen und verschmerzen; sie reute ihn zu sehr. Er ließ mit Bitten nicht ab, bis

ihm zuletzt der Meister erlaubte, sie nachholen zu dürfen. Also nimmt er eine Kienfackel, ein Stück Brod und den großen Hund mit auf den Weg, und erreicht spät am Abende die verlassene Hütte. Sogleich schaut er in den Stall. Da steht denn die arme Blumi noch und brüllt ihm freundlich zum Melken entgegen. Ehe er dies thut, will er erst sein Herdfeuer anmachen, damit er sich die frischgemolkene Milch sieden kann; denn draußen bläst der Schneewind und er selber ist tüchtig zusammengefroren. Auch wäre es unmöglich, den weiten Weg bei eintretender Finsterniß und mit dem Thiere heute noch zurück zu machen; also richtet er sich gleich aufs Uebernachten ein. Sein Feuer löscht ihm aber trotz aller Bemühung immer von Neuem aus, das Holz fährt zischend und knallend vom Herde, obschon die Fichtenwedel nicht grün oder naß sind. Aergerlich darüber, daß ihm Alles mißräth, läßt er endlich das Feuer unangemacht, die Kuh ungemolken und also auch die Milch ungetrunken; aus Eigensinn mag er nicht einmal sein Stuck Brod aus dem Sacke ziehen, sondern nüchtern steigt er hinauf übers Heu und legt sich in sein Gaster (Kammer) zum Schlafen. Aber auch zum Einschlafen soll's nicht kommen. Denn alsbald entsteht unter ihm in der Hütte ein großes Gepolter. Er hört alle Vorkehrungen machen zum Milchsieden und Käsen. Der Wellkessel mit dem großen Eisenring wird klirrend an den Turner gehangen, dann wird dieser wagrechte Balken über den Herd hergedreht, daß man ihn laut knirschen hört; nun sprazelt auch vernehmlich drunter die Flamme schon. Alsbald kommt Jemand über den Melkgang hergeschritten und herauf zum Sennen; eine unkenntliche Gestalt ist's, die ins Gaster hereintritt und ihn essen und trinken heißt, was sie ihm darreicht. Es ist Alles stockfinster und dem Knechte will's grausen; endlich nach längerem Weigern trinkt er doch und merkt, es ist frische, kuhwarme, herrlichgute Milch. Nun soll er auch essen, was Jener ihm ins Gesicht schiebt. Beim ersten Versuch beißt er auf Fleisch. Aber nun weigert er sich hartnäckig, mehr zu nehmen, und ist schon entschlossen, sich mit Gewalt zu widersetzen. Hierauf verschwindet die Gestalt und drunten scheint es still zu werden. Beim frühesten Morgen steigt der Knecht hinunter, findet das Herdfeuer noch glimmend, zündet daran seine Fackel an und geht mit seinem Hunde in den Stall. Die Kuh ist noch lebendig. Sogleich nimmt er sie am Strick heraus, geht ihr mit der Fackel voran und der Hund muß hart hinterdrein laufen. So kann ihm der Schwarze nichts anhaben, der nun mit entsetzlichem Getöse hervor aus der Hütte bricht und die Drei über die Alpe bis zur ersten Staffel (oberster Weidezaun) hinunter verfolgt. Glücklich langen sie zu Hause an. Da steht

ſchon der Meiſter mit Weib und Kind und ſchaut ihnen entgegen; alle ſehen zugleich, daß die Kuh hinkt. Man unterſucht ſie, aber nichts fehlt ihr als oben am Hinterfuß ein ſchon vernarbtes Stücklein, gerade ſo groß wie jener Biſſen Fleiſch, den der Knecht in voriger Nacht im Gaſter hat eſſen müſſen. (Mündlich von einem jungen Mann aus dem Bernerlande.)

---

230. 49) Das Rücken der Kühe.

Sturm und plötzlicher Schneefall auf den Alpenweiden, auch die Nähe wilder Thiere, oder Schwärme von ſtechenden Inſekten machen manchmal eine Kuhheerde auf der Alpe ſo verwirrt und wild, daß ſie die Flucht ergreift und, ohne auf das Locken und Rufen des Hirten mehr zu hören, über die Felswände hinab in den Tod ſtürzt. Dies nennt man das Rücken der Kühe. Inſofern ſie zuweilen dabei auf eine unbegreifliche Weiſe doch erhalten bleiben und wieder aufgefunden werden, iſt der Glaube an die Macht behütender Berggeiſter ein nahe liegender.

Nachfolgende Erzählung aus dem Berner-Oberlande ſtellt dies dar; in ihrer gegenwärtigen Faſſung ſtammt ſie aus Münchenbuchſee aus dem Munde eines jungen Schullehrers, ſie weicht von derjenigen ab, welche J. R. Wyß, Schweiz. Idyllen 2, 329 gegeben hat, der zugleich auf die mehrfachen Spielarten hinweiſt (pag. 414), die darüber beſtehen.

Der Hirte Oswald zu Intramen im Grindelwaldthale wollte am kommenden Morgen ſeine Alpe einen Tag lang verlaſſen, um ſeine Leute drunten im Thale zu beſuchen, und hatte ſich mit aller Vorarbeit für ſein Vieh ſo übermüdet, daß er heute vor der Zeit mit einemmale einſchlief, ohne vorher den Abendſegen geſprochen zu haben. Dies geſchieht mit ſingender Stimme durch einen vor den Mund gehaltenen großen Milchtrichter, Volle genannt, und es zu unterlaſſen iſt nicht allein unchriſtlich, ſondern bringt im Gebirge auch mancherlei Schaden. Es dient ſtatt des Schalls der Abendglocke, die in dieſen Höhen fehlt, es begrüßt die andern Sennen auf den benachbarten Alpen und hilft beſonders den verſtiegenen Wanderern und verlaufenen Thieren, die dann bei einbrechender Nacht die verfehlte Richtung wieder gewinnen können. Schon nach etlichen Stunden ward Oswald durch das laute Brüllen ſeines Viehes wieder aus dem Schlafe geweckt und ſah im Mondſcheine, wie ein Hirtenmännlein die Heerde mit lautem Ruf zuſammenlockte, dem nächſten Felſenborde zutrieb und

da sammt ihr am letzten Rande verschwand. Die Kühe waren fort und Oswald hatte das Nachsehen. Tagelang durchkletterte er nun alle Schluchten der Alp, rief, pfiff und lockte, aber nicht eine Spur mehr war aufzufinden. Sieben Häupter waren so auf einmal verloren, es wollte ihm das Herz vor Jammer zerspringen. Aber er lernte sich bemeistern, und ein alter Glaube sagte ihm, es sei das Beste, nun so zu thun, als wäre nichts verloren. Alle Tage gieng er daher wieder zu seinem leeren Stall hinauf und hantierte da herum, als ob die sieben Stücke noch immer siebenfache Melktern Milch ergäben. Er zettete den Mist mit der Gabel und gab frische Streue, er schnallte den Melkstuhl an und setzte sich gegen den leeren Baren, er pfiff und redete wie sonst beim Melken jeder Kuh freundlich zu, nannte sie beim Namen, reichte die Tränke und lockte, als wollte er sie wieder auf die Weide hinausbringen. So trieb er seine unergiebige Wirthschaft fort und wurde dabei geduldiger, frommer und arbeitsamer als je vorher. Es kam der Winter, und auch da gieng er die übereisten Stege zur leeren Hütte hinauf. Alles wüste Reden, mit dem sich das Sennenvolk die mühselige Arbeit zu erleichtern suchte, hatte er sich abgewöhnt, und nur einmal noch, da er auf der abschüssigen Halde ausglitschte und einen harten Fall that, war ihm ein halber Fluch zwischen die Zähne gekommen. Nun ward es wiederum Mai, wieder stieg Oswald den alten Weg; und als er den frischen Jahressegen betrachtete, wie so schön ringsum das junge Gras auf der Weide zu wachsen begann, wurde ihm recht traurig und weh. Mit schweren Gedanken näherte er sich jener Unglücksstelle, wo ihm seine schönste Habe in den Abgrund gestürzt war. Aber da sah er plötzlich sieben Kühe zur Weide herein ziehen und sieben prächtige Kälber liefen ihnen zur Seite, jegliches kugelrund und feißt, daß es vor Lust mit den Vorderfüßen bockte und mit den Hinterfüßen ausschlug. Das waren seine sieben Kühe mit schimmerndem Fell, alle zugleich mit frischen Kalben. Auch das Hirtenmännlein fehlte nicht; es hatte ein Lecktäschlein über die Schulter geschnallt und ein Rüthlein in der Hand. Während es so hertrieb, legte es einen Finger, wie zum Zeichen des Stillschweigens, auf seine Lippen und deutete mit der Gerte auf das Euter der vordersten Kuh. Jetzt erkannte Oswald, wie mild diesmal der liebe Gott seine Verzagtheit hatte büßen wollen. Strotzend und voll war das Euter der Leitkuh, aber eine von den vier Melkzitzen fehlte daran; das allein und nicht mehr hatte er zur Strafe für seinen unbesonnenen Fluch.

231. I. 50) Die Herdmanndli am Pilatusberge.

Die Erdmännchen auf dem Pilatus haben ſo viele Hiſtörchen als Leute über ſie erzählen. Der alte Hansmarti-Jakob am Löchenrain bei Eſchenbach behauptet, ſie hätten im Eſchenbacher-Felsabhange gewohnt, dann bei den Dorfleuten Abends die Milch aufgeſucht, die ihnen die Bauernmagd nach dem Melken beiſeite ſtellen mußte, und dafür am Morgen regelmäßig das Vieh gemolken, damit die faule Lene eine Stunde länger ſchlafen konnte. Aber geredet hätten ſie niemals ein Wörtchen, obſchon ſie das Luzerner-Deutſch gut verſtanden haben.

Der alte Luzerner-Stadtſchreiber Joh. Leop. Cyſat hat in ſeiner Beſchreibung des Vierwaldſtätter-Sees mehr das Sonderbare, als das Landesübliche von dieſen „Bergläutlenen des Pilatus“ zu erzählen geſucht. Er ſchildert ſie in allerlei Jagdabenteuern als die Herren und Hüter der Gemſen. Kam ein gerühmter Schütze den Berg herauf, ſo ließen ſie ſich mit ihm in einen Accord ein und ſtellten ihm für eine gewiſſe Zeit oder eine Anzahl Jahre regelmäßig ein Gemslein ſchußgerecht zuwege; dafür mußte aber der Schütze geloben, die andern Thiere eben ſo lange in Ruhe zu laſſen. So hat der alte Landammann Heinrich Immlin von Obwalden unſerm Cyſat ſelbſt erzählt, wie er einmal am Pilatus den Gemſen nachgegangen und ein Bergmanndli dahergekommen ſei, das ihm verboten habe, weiter herauf zu ſteigen. Er habe als ſtarker Mann dieſer Warnung ſpotten wollen, da ſei aber das Manndli auf ihn losgeſprungen und habe ihn mit großer Gewalt die Felſen hinunter geworfen. Drunten lag er viele Stunden halbtodt, bis ihn die Seinigen fanden, erquickten und heimtrugen. Auch dem Untervogt von Malters, Hans Bucher, iſt es nicht viel beſſer ergangen, er hat es ſelber dem Stadtpfarrer von Luzern i. J. 1592 auf ſein Gewiſſen als wahr erzählt. Bucher, ein braver und frommer Mann, war ein eifriger Fiſcher und Jäger und hatte ſich oft geäußert, er möchte doch auch einmal ſo ein Herdmanndli ſehen. Eines Tages nun, als er droben auf dem Pilatus im Rümlig nach ſchmackhaften Forellen fiſchte, ſprang ihm ein ſolches rücklings auf den Hals und drückte ihn mit ſolcher Macht in den Bach nieder, daß er meinte, es ſei ſein Letztes. Du biſt auch einer von denen, ſagte es, die mir meine Thierlein ſchon viel geplagt und zerſtreut haben! dann verſchwand's und ließ ihn liegen. Der Untervogt kam ſchwach und elend heim und fühlte ſich auf einer Seite lahm: „alſo daß er fürder der Wildi (des Weidwerks) ſich enthalten

und nun das Haus vergaumen (hüten) müßen". Das ist der sogenannte Herenschuß und Zwergenschlag, mit dem sie den strafen, der ihrer Warnung nicht folgt.

Die Sennen schildern sie als zwei Fuß hohe Männchen in grünen oder grauen Röcklein. Ihr Bart ist grau und wallend, ihre Locken fallen ihnen auf die Schulter. Sie trugen rothe Käpplein und hatten Gänsefuße. In den Berghöhlen hüteten sie Schätze. Pfeilgeschwind kamen sie aus ihren unterirdischen Gängen hervor, erkletterten Bäume und Klippen und waren eben so schnell wieder verschwunden. Wo sie im Hause zusprachen, da war der Segen Gottes in Allem; wem sie im Sommer beuteten, der war mit seinem Viehbestand ein Glückskind. Aber wer sie durch Rohheit erzürnte, der hatte eben so sicher ihre Rache zu fürchten. Bei den Hirten waren sie ganz einheimisch, und so gerne aßen sie das ihnen vorgesetzte Schweinefleisch, daß sie dafür aus Karten und Händen weissagten und mancherlei ärztliche Kunst erfahrten. Bisweilen kamen sie im Hirtenhemde daher, das Lecktaschli mit Viehsalz gefüllt über der Achsel, im Händchen eine lange Gerte. So lockten sie Abends um die Betzlockenzeit den Kühen und fuhren dann allmählich mit ihnen durch die Luft davon. Kamen dann nach drei Tagen die Thiere wieder auf die Alpweide zurück, so waren sie ausgemolken und vor Ermüdung halb todt. Bei einer solchen Begebenheit konnte sich der Senn nicht anders schützen, als daß er schnell den Alpsegen sang; damit brachte er die Kühe, wenn sie schon hoch in den Lüften waren, wieder zurück und ganz sanft ließen sie sich auf die Weide herab. Wenn nun heute die Glocken der vielen Ortschaften um den Pilatusberg zum Abendgebete läuten, so vergißt auch der Senne auf der Alp droben nicht, einen kräftigen Abendruf oder Alpsegen mit zu sprechen. Auf Brundlenalp, auf der Frostaffel erheben sich die hohen Felsen des Widderfeldes mit der Höhle des Tomili, auch Dummlin genannt. Der hl. Dominicus soll versteinert in ihr sitzen; auch könne man, heißt es, darinn so weit vordringen, daß man endlich das Geschelle der Weidkühe höre, die auf der entgegengesetzten Seite des Pilatusberges auf der Unterwaldner-Brünnlenalp geben. Dorten liegt auch das große Mondmilch-Loch und nicht entfernt davon der berüchtigte Pilatus-See. Hier singt der Senne auf Bründlenhütten seinen Kühen den Abendsegen durch die Volle, den Milchtrichter, zu und erhält dafür von Gemeinde oder Weidherrn den eigens bestimmten Rufkäse. Dieser Abendruf, zu dessen Schluß auch die Anfangsverse aus dem Evangelium Johannis gesprochen werden, lautet also:

Ho-ho, hoo-hoh, hoh-lowe Amen!
Nehmet alle Tritt in Gottes Namen!
Ho-lowe, Jesu Christi Blut,
Bhat Aller Leib, Seel, Ehr und Gut,
Was in die Alp ghören thut.
Das walt Gott und unsre herzliebsti Frau,
Das walt der heilig Sant Wendel auch,
's walt Gott und der heilig Sant Antoni,
's walt Gott und der heilig Sant Loy.

Aus Rennwart Cysats Handschriften in Luzern, ausgeschrieben durch Joh. Leop. Cysat: Beschreibung des Vierwaldstätten-Sees. 1659. — Cappeller, hist. mont. Pilati 1767, pag. 178 ff.

---

231. II. Der Zwerg auf Kastelenalp.

J. Martin Usteri von Zürich erzählt in seinen Dichtungen (Ausgabe von D. Heß, 1831. 3 Thle.):

In Kriens lag eine Wittwe gichtkrank; ihr Töchterlein Magdalena entschloß sich daher zum reichen Vetter auf die Kastelenalp hinauf zu gehen und von diesem eine Unterstützung für die verdienstlose Frau zu erbitten. Er empfieng sie mit grobem Hohn und jagte sie, trotz des furchtbaren Gewitters, das gerade am Himmel stand, zur Thüre hinaus. Im Unwetter erreichte sie weiter unten am Berge die Hütte des armen Aloys, den sie schon lange herzlich liebte. Er nahm sie auf, tröstete sie und ließ sie, als der Regen vorüber war, nicht ohne das einzige Käslein fortgehen, das er noch besaß. Auf dem nassen Alpengrase glitschte Magdalena aus, und das Käslein, das sie ihrer Mutter mitbringen wollte, fuhr in hohen Sprüngen von Wand zu Wand unaufhaltsam in die Tiefe. Während sie es wieder suchen will, wird es drüber Abend und Nacht. Da fühlt sie sich im Dunkel zu nicht geringem Schrecken an der Hand gefaßt, und wie sie umsieht, steht vor ihr ein Zwerglein, grau und winzig klein, das auf der Schulter ein Stück vom verlornen Käse und in der Hand Kräuter trägt. Fürchte dich nicht, sprach es, ich habe wohl gesehen, wie du heute beim Aloys geweint hast. Diese Kräuter werden deine Mutter heilen, und hier ist ein Stück von deinem Käse wieder; geh achtsam heim und meide die Sprünge. Magdalena kam glücklich heim, die Mutter wurde gesund, das Stückchen Käse aber war zu Gold geworden. Jetzt kaufte sie ihrem Aloys die Bründleralp und wurde seine glückliche Frau. Die Kastelenalp aber war im Ungewitter jenes Tages von einem Felsenrutsch verschüttet worden, der reiche Vetter zog mit einem zerschlagenen Fuße bettelnd im Lande umher.

Diese Sage von Aloys und Magdalena ist besungen: Zürcher Neujahrsbl. der Musik-Gesellsch. 1819, 7. Sie gründet sich auf einen am Pilatus 1739 vorgekommenen Bergsturz, der sich vom Tomlishorn ablöste, und die Gastelenalp überdeckte. — In Meyers Tirol. Sagenkränzlein 1856, pag. 240 kommt der Mörkelkönig Kruzinigele zum armen Marianni und schenkt ihr, weil sie in ihrer eigenen Noth Erbarmen zeigt, den Mondthee, durch den ihre kranke Mutter geneset; aber den reichen Sennen, die ihn erbarmungslos abgewiesen, ruft er in ihre stürzenden Hütten: Morgen oder heut kommt die Zahlzeit!

232. 51) Wildenmannlis-Loch im Toggenburg.

Auf der östlichen Seite des Siluner-Rucks oder des Selu, in der Bergkette der Kuhfirsten (Churfirsten jetzt genannt), liegt zwischen Silun und Breitenalp in einer Felswand eine Höhle, welche der zunächstwohnende Senne das Wildenmannlisloch nennt und so beschreibt: Ihr Thor ist so groß, daß man mit Roß und Wagen hinein fahren kann. Sie führt anderthalb Stunden weit in den Berg hinein und die Gänge drinnen sind so weit, daß mehrere Mann nebeneinander aufrecht gehen können. Vorne haben die Wildmännchen sich Tische und Bänke ausgehauen; eine Viertelstunde weiter innen liegt ein kleiner See, rings von Felsblöcken eingefaßt, die sie sich zu ihren kühlen Ruhesitzen hergewälzt haben; noch weiter nach hinten kommen kann ihre Wohnungen. Sie leben von Wurzeln und Milch. Den benachbarten Sennen helfen sie den Stall schoren (misten), Vieh füttern und den Berg heuen. Einst holten sie die Hebamme aus dem kleinen Orte Starkenbach, bei St. Johann im Toggenburgischen, zu sich hinauf, die einem Wildweiblein in Kindsnöthen helfen mußte. Schließlich erhielt sie dafür eine ganze Schürze voll Erdbrocken. Auf dem weiten Wege aus der Höhle heraus gab sie auf das werthlose Geschenk nicht acht, als sie nun heraus ans Tageslicht kam und den letzten Brocken besah, war er reines Gold. Benachbart liegt auf Silimatt das Rauchloch, eine Erdöffnung, die ähnlich dem Wetterloche des Kamor im obern Rheinthal ist. Hinabgeworfene Steine hört man lang in der Tiefe rollen, oft steigen Dünste aus ihm empor, die Regen bringen. In dieser Gegend wohnt auch das Hinter-Riß-Mannli, das auf dem Käseruck oder Käserüeren, einem Weidgebirge von mehr als 7000 Fuß Höhe, in einem scharlachrothen Kittelchen und mit großem Schlapphut sich blicken läßt und auf einer Geige aufspielt. (Mündlich von J. Scherrer von Ebnat.)

233. 52) Das Erdmännlein auf der Seeburg, Kt. Luzern.

Eine halbe Stunde vor Luzern auf dem Thurme, den man die Seeburg heißt, führt ein unterirdischer Gang hinunter bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Thurm steht. Dort haust ein Erdmännlein und bewahrt ein schwarzes Käßchen, das wahrscheinlich mit Gold gefüllt ist. Ein alter Mann, der mir die Sage erzählte, beschrieb das Männchen, das er gesehen haben will, wie folgt: In den Hundstagen erscheine es alle Jahre, sei kaum 2 Schuh hoch, habe weißen Bart, der weit herabwalle und weiße Locken, auf dem Köpfchen ein rothes Käppchen mit Feder. Auf dem Grase breite es ein grünes Röcklein aus, vermuthlich zum Trocknen, weil es ihm wohl von dem im Gange heruntersickernden Wasser naß werden mag.

Vier herzhafte Luzerner-Studenten hatten sich einst aufgemacht, um diesem Erdmännchen hier nachzuspüren. Als sie nun in die Höhle gekommen waren, ließ der erste die Fackel, mit der er einige Schritte weit vorgeleuchtet hatte, fallen und schrie, er habe ein Thier gesehen mit großen, feurigen Ohren. Nun wollte ein jeder dasselbe gesehen haben, und jeder sprang und kroch so schnell er konnte aus dem Loche heraus. (Durch R. Steiger aus Luzern.)

(Eine ähnliche Erzählung über dieselbe Oertlichkeit findet sich in dem Schweiz. Sagenb. von Kohlrusch 1, pag. 189.)

Anmerkungen zu den Zwergenſagen.*)

1) Das Bettelweib in Wil. Auf die Verſchüttung der Lorenzquelle, die durch ein Erdbeben um ihren heißen Sprudel gebracht worden ſein ſoll, ſcheinen geſchichtliche Dokumente hinzudeuten. In einer Urkunde v. J. 1478 hat der Hochmeiſter des Deutſchordens und Commenthur zu Biberſtein (Schloß bei Aarau) Johanns von Ow dem Ritter Hannßen Arnoltten Segenſer zu Lehen vergabt, die Hofſtatt zu ſant Laurentzen, daß er das Bad da mög ſuchen und äufnen, ob er das warm Waſſer finden möcht, das Gott wölle u. ſ. w. — Bronner, Kant. Aargau 2, 349. — Die Quelle ſelbſt hier, die von einem heiligen Weſen unter dem Namen der Frau gehütet wird, und dazu der Ramsfluhbrunnen vergleicht ſich in No. 3 dem Heidenbrünnlein und Schellenbrünnlein, ſodann dem Brünnlein in der Höhle der Erdweibchen No. 4, dem goldenen Geisbrunnen in No. 27 und der in Gift verwandelten Quelle No. 15; — auch der Stiefelreiter No. 33 und der Geißler No. 47 haben ihr eignes Brünnlein, — die Toggenburger Wildmannli No. 51, die Zwerge der Stiftshalde No. 9 und die der Ramsfluh No. 1 haben ihren eigenen Bergſee. Dies weiſet zuſammen auf jenen Urdharbrunnen hin, der neben dem Götterſaale ſteht und von der älteſten Norne Urdhr gehütet wird. Die weitere Ausführung über dieſe Brünnlein ſteht Anmerk. No 2 (Mänſewein) und Anmerk. No. 5 (Geisbrunn, Hellabrunn.) „Je minder as d'hebech: Je minder as hesch. Je minger as hech'sch: je minger as hesch.“ Dies iſt hier der warnende Reimſpruch des Erdmännchens; derſelbe läuft variirend durch die Mundarten: Je mehr du zerſtreuſt, je mehr du bereuſt. R. Wyß, Reiſe ins Bern. Oberl. 2, 414. Wie minder Ihr zettet, wie mehr Ihr hättet. G. Meier, ſchwäb. Sag. No. 67. Wie meh as da verzotorist, um so minder host. Vonbun, Vorarlberg. Sag. S. 5. Je mehr du verzetteſt, je mehr du hernach hetteſt. Bechſtein, DSagb. No. 933.

2) Vo de Erdmandlene üf der Ramsfluo. Das Sprichwort, welches hier dem ſich verletzenden Zwergen in den Mund gelegt iſt, wiederholt ſich vielfach. Hesch's salber tho, magsch's salber ha, ſagt der Zwerg im Bern. Habkerenthale. Reithard, Volksfal. 1851, pag. 67. Saltuhon, ſaltglitten, ſagt der Waldmann in Tirol. Wolf, Zeitſchr. 2, pag. 59. Der Schäfer Selberjedan ſchlägt die Waſſernixe, daß die übrigen alle herbeilaufen. Märk. Sag. in Haupts Ztſchr. 4, 393. Sell thaun, sell haun. Schmid, Wb. 628. mhd. ausgedrückt: selbe tarte, selbe habe. Myth. 420. 980. Die Zwerge beten hier wie Täubchen; ein Zug, der an die badenden Donauweiber erinnert: si swebten sam die vogele vor im üf der fluot. Nib. 1476, 1. Ihre geiſterhafte Geſchwindigkeit liegt

*) Sämmtliche Stücke der vorausgehenden Abthl. V. ſind zweifach numeriert. Die erſte Zahl giebt die allgemeine Reihenfolge im Buche, die zweitſtehende aber die Ordnungsnummer an, nach welcher in den Anmerkungen dieſes Abſchnittes die einzelnen Zwergenſagen citiert werden.

darinn ausgedrückt, daß sie hier wie der Schwick verschwinden, in No. 47 im Entspringen durch die Wiesen mehr zu fliegen scheinen als gehen; also erscheinen sie auch äntenfüßig, und in No. 4, 9 gänsefüßig. Deswegen reimt J. Wier De praestig. Daemon. über die äußerliche Beschaffenheit der Zwerge:

es iſt ein Zweifel auch derbei,
ob's von Natur ein Vogel ſei.

So erscheint der Rainbalden-Joggeli No. 27 als kreischender großer Vogel. Das Venedigermännlein, das Gold schöpft, fliegt auf und davon wie ein Vogel. Vonbun, vorarlberg. Sag. S. 17. Der ausgesetzte Hauskobold in Straußberg schreit als herrenloser Vogel am Wege. Kuhn, märk. Sag. No. 180. Wie die Zwerge in unserer No. 15 gleich Wachteln singen, so zwitschern sie an der Zürcher-Burg Wädenschwil in der Vogelsprache: Alpenrosl. 1821, 204. Auf dem Rücken großer Alpenkräben (pyrrhocorax) ziehen sie auswandernd aus dem Lorenzothale hinweg, No. 1, dagegen in No. 25 sind die Tanz- und Spielplätze nach ihnen als nach Raben benannt. In No. 12 lassen sie von dem allzu genauen Besucher ihrer Höhle nichts übrig als seine Haare und Schuhe: lauter Züge, die gleichfalls auf ihre valkyrenhafte Vogelgestalt hinweisen. Der Rabe Wuotans ist Gottes und ihr Bote; darum ist nach seiner Farbe ihre Tracht schwarzmantlig No. 17, man muß ihnen ein schwarzes Bett aufschlagen, No. 34. Dem Iren beißen seine Hauselben geradezu Raben Irenchon. Grimm, Ir. Elfenm. XIV. Sollte dem Burgherrn von Corbieres, Kanton Freiburg, ein Söhnlein geboren werden, so ließ ein Rabe einen Silberring ins Schloß fallen, und einen goldnen brachte er im Schnabel getragen, so oft ein neues Mädchen zur Welt kam. Küenlin, in den Alpenrosl. 1824, 58. Dies weist auf den heilbringenden Flug des Raben überhaupt hin, der dem Menschen wohlthätig war und weissagend, wie der Zwerge Annaben und Besuch. Die Zwerge sehen ins Verborgene, wie die Raben jene Mörder Meinrads entdecken, welche mit ihrem Raube von Einsiedeln nach Zürich geflohen sind. Dorten soll heute noch der Gasthof zum Raben nach jener Entdeckungssterne Namen und Schild führen. Meyer-Knonau, Kant. Schwyz, pag. 256. So erscheinen diese Zwerge als Schwarzelben, gegenüber jenen Lichtelben, welche, No. 46, Dialen heißen, No. 12 den größten Glanz ausstrahlen, in No. 37 als rothe Hähne raketenartig in die Lüfte fahren, oder wie in No. 35 mindestens mit einer Sichelfeder hinterm Ohre sich zeigen. Allmälich sinkt der Schwarzelbe zum Gespenst herab, und schrumpft der Rabe zum Unheilsboten zusammen: und keineswegs trennen sich alsdann hierin die Anschauungen des Gebildeten von denen des gemeinen Mannes. Denn wie unsere moderne Romanzendichtung jene den Kyffhäuser umfliegenden Raben, die dem schlafenden Kaiser die Rettungsbotschaft bringen sollen, zu schwarzen lichtscheuen Pfaffen allegorisirt hat, so beten jetzt geistigverlassene Sennen und Kinder gegen den Raben als gegen den leibhaftigen Satan. Der Abendsegen der Hirten im Sarganserlande (Kant. St. Gallen) lautet tagtäglich „gegen des Nappen Schnabel“ (Henne, Schweiz. Blätt. 1832). Das Kindergebet aus den Sennhöfen von Ormond, Kanton Waat, ist gegen die gelines piquantes gesprochen worden und gegen die oussecka vouiron (Grimm in den Altd. Blättern von Hoffmann und Haupt 1, 372) d. i. gegen die pickenden (Galgen) Hühner und die bunten

(grünaugigen) Agalastern, im Patois *oguzze, ozzoque*. Vergl. das Gebet der Hirten am Pilatus, No. 50.

Eine Berücksichtigung verdient der Umstand, daß die Zwerge bald änten- und gänsefüßig, bald aber auch ziegenfüßig erscheinen. Das Ober-Aargauer Volk um Langenthal berichtet von einem dortigen Schlosse Gänsefuß, das im Adelmännliwalde gelegen habe und wo sich jetzt noch Ritter in Federhüten sehen lassen sollen. Jahn, der Kant. Bern, S. 453. Lächerlich klingt eine solche Behauptung erst dann, sobald sie sich auf das Gebiet der pragmatischen Historie wichtig thuend übertragen will. So erzählt Lutz, Geschichte des Frickthales, Basel 1801, nach Klosterchroniken von Reichenau und St. Blasien: in dem Aargauer Städtchen Laufenburg am Rhein sei ein gänsefüßiges Kind geboren worden. Die Seligen des Heidenthums erscheinen, da sie geflügelt sind, erst vogelfüßig, dann aber, wenn sich der Glaube an sie verliert, werden sie krüppelfüßig. Dabei stehen Vögel und Vierfüßler in einer alten Verwandtschaft und vertauschen ihre Namen auch sprachlich gegenseitig. Die spätere Volksempfindung, welcher diese Metamorphose unklar geworden ist, dichtet alsdann den Zwergen ein Schamgefühl über solche thierische und verkrüppelte Gliedmaße an, und der symbolisirende Gelehrtenverstand deutet sich das Verhältniß nach Art mehrerer Redensarten aus. Deshalb meint nun H. Heine im Romancero, S. 122 diesen Zug der Mythe durch die Bemerkung erklärt zu haben:

Wir alle gleichen jenen Zwergen,
Wir haben ja alle was zu verbergen.

Allein schon am nächsten besten Volksausdrucke kann ein solcher Behelf wieder scheitern. In der Geiße einer Gans und Meute erscheint den Stedingern ihr Gott. Stedinger Volkstag. Bremen 1845, S. 336. Der Thüringer hat die Schneyfe Donnerziege genannt. Temmer, thüring. Sag. S. 179. Vogel und Ziege stehen alle in einer gegenseitigen Beziehung, wie Bock und Donnergeit. Darüber ist Kuhn nordd. Sag. S. 517 zu vergleichen. Kirchhofer verzeichnet S. 299 das Schweizer Sprichwort:

Wer will ein Bettermann heißen,
Hat sich vor Tauben und Geißen.

Noch heute giebt auch der Senne seinen Geißen gerne Vogelnamen: Taube, Specht, Zeisig, Schneevogel und andere, die man bei R. Wyß, Reise ins Bern. Oberl. 2, 383 nachlesen kann. Hudrgeiß nennt er die alte Muttergeiß und denkt dabei theils an die Züchterin, theils an die Futterbringerin des ganzen Rudels; denn das alamannische hält im abd. fuora noch die beiden Bedeutungen von Nahrung und Lebensart fest. Allein eine agl. Glosse des 9. Jahrh. bei Mone, Anzeig. 1838, 142 übersetzt thieos (schweizerisch Bibchgeis, Weibchen des Steinbockes) mit hrygingeit und hrginbucca. Hiergyn aber ist Thôrs Mutter. Myth. 157. Wie Thôrs Verhältniß zur eben erwähnten Schneyfe und zugleich zum Bocke besteht, so verräth sich sprachlich noch manche andere Beziehung der Geiß zum Gewitter, zum Meteor, zum Schützenschuß und zum Zwergenschlag. Der Thuner-Pfarrer Rebmann, Ein lustig Gespräch von Bergen Riesen und Stockhorn, Bern 1620 S. 68 nennt Meteore ebenfalls Geißen und spricht „von Fewrsternen in Geissenweis". Eben so handelt der Zürcher Scheuchzer, Schweizerlandes Naturgesch. 1, 288 von einer im J. 1629 beobachteten Lufterscheinung als von der springenden Geiß. Weitere Belege hiezu: Myth. 168. Dies

erinnert an die dänische Redensart vom geschäftigen Himmel, Loki treibe seine Geisen aus. Auch die homerische Chimaira ist eine feuerschnaubende schlangenschwänzige Ziege. Allein auch der alte Schützenbrauch, das Erlegen einer Geis für eine besondere Sünde anzusehen, erklärt sich aus der Heiligkeit dieses gottgeweihten Thieres; jeder unwaidmännische Schuß, jedes Verfehlen des Zieles heißt daher ebenfalls Geis. Heinrich Gred, Lobspruch der Zürcher Schützen v. J. 1602 (Haupt, Zeitschr. 3, 250) reimt von den beim damaligen Freischießen gemachten Nieten (sors sine ferro):

Mit Geyßen kam der dritte auß,
deß dranckt er wenig gwinns zu hauß.

Wie Thôrr mit Böcken fährt, wie Loki Geisen treibt, und in der Edda selber ein älfr genannt wird, Mythol. 413, so sind nach dem Glauben der Gebirgsschützen die Zwerge die Beschützer der Gemsen. Wer sich an diesen Thieren ungebührlich vergreift, den züchtigen die Zwerge in No. 50 gerade so, wie dies Schillers Gedicht „der Alpenjäger" behandelt. Auch hütet nach dem Glauben der Sennen der ziegenfüßige Zwerg einem gutherzigen Aelpler seine Kühe, No. 20, drum heißen die Zwerge im deutschen Theile Graubündens Geißler (No. 47), im Glarnerlande Wilde Gaißer; bei Fischart, Gargantua cap. 3. Geißernepperlein (Geisbohne), und der Stiefeli in No. 32 ist Schwein-, Schaf- und Kuhhirte nacheinander. Nach landwirthschaftlichem Brauche stellt man einen Bock in den Kuhstall, denn er hält alle übrigen Thiere mit gesund und wehrt den Einfluß böser Geister ab. Vgl. No. 28: Geisbock im Stall. Heinrich von Ofterdingen legt dem Zwergenkönig Laurin ein Roß zu „als ein geiz", und in Wales glaubt das Volk, den Geisen würden Freitag Nachts von den Elben die Bärte ausgekämmt. Mythol. 434, 478. Letzteres weiß auch unsere No. 19 vom Kobold Heckli. J. Wier, De praestig. daemon. erzählt von einem Erdmännlein in Gestalt einer goldhörnigen Geis; die schwed. Sage von Gavalline und Stepdens, übersetzt von G. Oberleitner (Wien 48), hat das Märchen vom kleinen Pickel, der zur alten Hexe zieht und da den Bock mit goldnen Hörnern und goldnem Horngeschelle erbeutet, S. 35. In No. 18 unserer Sammlung wohnt der Stalljoggeli auf der Geiswiese; in No. 27 der Rainbalden-Joggeli am Geisweg, auf welchem eine goldne Geis zum goldnen Geisbrunnen geht. In No. 1 kommt ein Geisbock vom Gebirge herab ins Dorf gelaufen, um die Hebamme zu den Zwergen hinauf zu holen. Dieser letztere Sagenpunkt spielt am höchsten Berggipfel des Aarauer Jura, an der sogenannten Geisfluh. Uebereinstimmend mit diesem Localnamen erscheint es, daß auch das höchstgelegene Dorf am Harze Hohengeiß heißt. In Hohengeiß lebt die Frau Wulle und bringt dorten aus dem Kinderteiche die Neugebornen. Wolf Zeitschr. 1, 196. Der sagenhafte Heidelberger Wolfsbrunnen ist am Gaisberge gelegen. Alles Gneisgestein führt in der Schweiz den Namen Gaisberger. Röder, Kanton Graubünden 1, 269. Ein Schrättelis- und ein Geißthurm gehörten mit zu den Befestigungswerken der Stadt Zürich. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1851, 35.

Aus solcher Erscheinungsweise der Zwerge bildet sich später ihre satanische Seite aus, und wenn die Einmischung talmudistischen Glaubens noch dazu tritt, so wird der Bock vollends zum Teufel. Deshalb heißt es in Joh. Prätorius Blocksberg 1668, S. 55: „Wann der Prophet Ghiasi

sagt: Trachen werden da wohnen und Böcke da tanzen, der Zidim wird sich da lagern und ihre Häuser werden voll Ohim sein: so haben es die Teimetscher mit Geißmännlein verdeutscht, Zidim für allerlei Ziegen- und Geißgeschlecht gehalten, die Hebim für allerlei hochfliegende Vögel." In der Aargauer Mundart heißt der Teufel geradezu Geißfuß und Meister Bockfuß, und die Felsen und Schluchten, wo er im Lande vorzugsweise hausen soll, nennt man bald Teufels- bald Geißenkanzel. Vgl. No. 430. Auf einer solchen wird daher der Geist des Lindengeigers ausgeigt, No. 39. Jene noch immer unbrachliegen, zahllosen Geisenäcker, die man unter dem Namen lokaler Teufelsbiere, Gautbiere, Stadtfälder und Gassenrosse allenthalben kennt, haben daraus ihre Entstehung zu schöpfen. So spukt zu Genfan, im Walliser Kanton der Bock: Henne, Schweiz. Blätt. 1833; so haust am Zürcher Uetliberge die Schachengeis: Rud. Baur, Zürich. Volkssag. 1843, 14. Als die übermüthigen Barone des Berner Oberlandes in das vergletscherte Reichthal gebannt wurden, führte sie ein Geisbock dorthin bis in die Tschingelalp unter die Gletschern der Jungfrau, wo sie heute noch hausen und das Wetterschießen veranlassen. Luzern. Volkskalender 1851. Das Geisenloch am Wartberge bei Rubla liegt in der Nähe des Backofenloches und ist mit dem Hinterbein einer Geis verkrüppelt, so daß der trinnen steckende Schatz unsichtbar bleibt. Bechstein, Thüring. Sagen. No. 482. Knaben, die sich am Seil in die Zwergenhöhle des Teufelloches am Hesselberge im Altmühlthale hinablassen, ziehen statt ihres hinabgelassenen Kameraden zuletzt nur einen Geisfuß wieder empor. Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 137. Gleiches bei Meier, schwäb. Sag. No. 112. Der Schneider Meyenuk von Genfan, Kant. Wallis, wird von einem ziegenfüßigen Zwerg über den Viergestuß gen Montheu durch die Luft getragen. Reinhard, Sag. aus der Schweiz, pag. 487. Auf den Gletschern im Berner Oberlande hausen drei Schwestern: das Gaulmidli sammt ihrem Hündchen auf dem Gauligletscher, das Engstweidlein auf der Engstlenalp, und das Geismattli am Hasliberg. Während letzteres sich mit den Sennen auf Kiltgängerei einläßt und eben zu einem von ihnen ins Heuhaus einsteigen will, erblickt hinter an ihr die Geisfüße, und sie wird verschmäht. Wyß, bern. Oberl. 715. Die stryx alnea betrachtet der Bayer und der Tyroler als einen Todesbotin und nennt sie Habergeis. Schmeller, Wb. 2, 74 137. Wolf, Zeitschr. 1, 236 No. 15. In Franken ist Habergaiß Name der langfüßigen Kornspinne, die man in der Schweiz Weberknecht nennt. In Oberstiermark erscheint die Habergeis gemeinsam mit dem St. Nikolaus zu Weihnachten. Sie wird durch vier Männer dargestellt, die sich mit einer weißen Kotze (Wollmantel) zusammen überdecken und einen hölzernen Geiskopf drunter verstecken mit beweglicher klappernder Kinnlade. Damit stößt man die Kinder. In Norddeutschland und England ist dasselbe der Klapperbock, der um Weihnachten den St. Martin, den Knecht Ruprecht und Schimmelreiter zu begleiten hat. Weinhold, Weihnachts-Sp. 10. Das Weitere hierüber erklärt sich No. 161. Den Kopf einer Ziege opferten die ital. Langobarden und erschlugen die romanischen Bauern, wenn sie diesem Opferhaupt keine Verehrung erwiesen. Meone, Heidenth. 2, 200.

Dies ist die finstere Seite am Zwergenvolke und an den zu ihm gehörenden Thieren; dieselbe erfolgt aus der Zwerge Verwandtschaft mit dem Gott Donar, der selber satanisch geworden ist. Vgl. No. 416, Meister

Gestalt. Aber in stärkeren und noch immer fortdauernden Zügen drückt sich ihre gütige segenbringende Erscheinungsweise aus, vollkommen der Milde heidnischer Glaubenslehre entsprechend und ohne sich doch von diesen vorerwähnten Beziehungen weit zu entfernen. Auch dabei spielt sonach die Geis eine besondere Rolle. Schönwerths bayr. Sagb. No. 88 weiß von der Riesengeis, deren strotzende Euter über die Gebirgswand ins Thal hinabhangen; ein Wagen drunten fährt ihr eine Zehe ab, und alsbald fließt ein Milchstrom durchs Land. Dies ist jene Himmelsziege Heidrun der Herrvaterd Saal, die nach der jüngern Edda täglich ein so großes Gefäß voll Meth giebt, daß alle Einherier vollauf zu trinken haben. Dem Namen Heidrun entspricht der Ziegenname bairisch Hetel, schweiz. Hattle und Hatte. Heh, hih! ruft man in der Wetterau den Ziegen zu. ein gehorer, das ein hatel wihnt vl irm havbt trueb. Renner 2477, Bamberger Ausg. Das ehemalige Jahreszeitenfest der Gutlebucher ist bis auf das sogenannte Pestertieder Pelzerlisjagen eingegangen; das Pelzerli selbst aber wird heute noch dabei von der Bauernmaskerade als Geis dargestellt. Stalder, Fragmente 1, 104. Diese Pelzerligeis verkündet für das Land die Fastnacht, nämlich die Zeit des Schmauses und der Festgelage. Im Aargau pflegt das hungrige Kind, dem die Mittagssuppe nicht schnell genug kühl werden will, beim Umrühren zu sagen: Thalemer-Geis, Koch mer d'Suppe mol ze heiss! Hier ist also das Gutlebucher Pelzerli zu einer suppenbringenden Geis aus Thalheim im Aargauer Jura geworden. Ebenso gibt das Reinacher Torfbier No. 258 als ein junges Böcklein um und wird das Büzi genannt; man kann aber nach der eigenen Erzählung eines Aargauer-Bauern dieses Unthieres nur dann los werden, wenn man es mit Küchlein füttert, also ebenso mit Festbroden, wie die Pelzerligeis. Ist so die Junge Heidrun das Thier göttlichen Segens, so gestalten sich die segenbringenden Zwerge theils ebenfalls segensvoll, theils sind diese Zwergvölker gastfreundliche Festgeber und berühmte Brod- und Kuchenbäcker. Sie sind von solcher Milde, daß sie auch noch nach ihrem Tode (No. 79) Brod zu ihrem Andenken austheilen lassen. Die letzte Zwergenfrau, welche im Berner-Haslithale gelebt hat, heißt darum die gute Frau Ute. Alpenrosen 1823, 212. Gute brave Leute wird das Zwergen-Ehepaar in unserer No. 38 genannt. Beim Bruten-Wasserfall am Thuner-See nennt man die Bergmännlein noch die frommen Leute. Juhn, Kant. Bern, 316. Sogar der Herrnhammer bezeugt von ihnen, daß sie Seligkeit brachten und besaßen: Daemones, de morte venientes, aut si veniae dicunt, die Seligen, — erroz est: si dicunt omnia consumata et post abundantias tribunt. Moll. Noiel. II. quaest. 2., cap. 8. Ihre Brode, Kuchen, Tünnen, Kannöden und Eischeggenladen sind von gerühmter Güte, No. 10, 13, 14, 46. Darum ist in unserer Sammlung zugleich auch ihrer Backöfen erwähnt, die in der schon verlassenen Zwergenhöhle noch zu sehen sein. Und wo auch hierüber sich die Erinnerung schon verdunkelt, da hat der Hausfriedel doch noch seinen herkömmlichen Ruheplatz auf dem Steinofen des Bauernhauses No. 30, oder da übernachten, wie in No. 2, hinter dem Bauernofen die einmal einsprechenden Zwerge. In diesem Sinne nennt Fischart im Gargantua, cap. 3 die Zwerge Backofenverscheuchin. Auch die Backofenstange nennt man Backofenverscheuchin, franz. semeur, Säemann; man vergleicht die rührige Bewegung ihres Schwanzes, Wippers genannt, dem

Pflügen und Furchen. Grimm, Myth. 1, 174, 1193. Im Backhaus wohnt der Schertel, der den Wasserbären zerlegt. Haupt, Zeitschr. 6, S. 179, V. 167; und man verkriecht sich vor ihm in den Backofen, V. 264. In der oberdeutschen Mundart heißt Ofen und Ofenloch jede Felsenhöhle, wie die Oefen beim Paß Lueg und der Rothe Ofen im Berchtesgadenschen. Das Landrechts Ofenloch im Salzburgischen hat eine weit verbreitete Sage von der Schätze hütenden Hofener Jungfrau. Schmeller, Wörth. 1, 33. Die weite Verbreitung dieses einzelnen Sagenzuges läßt Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 84 erkennen, wenn er anführt aus Bolten Dithmarsen Gesch. Flensburg 1781: die sog. Heidenaltäre am Kirchspiele Albersdorf, drei gewaltige auf Felspfeilern ruhende Steinplatten, seien Opferstätten der Unterirdischen, und wer hier in den Gruben des einen großen Altares ein Geschirr opfere, der finde beim Herausgraben ein Pfund mehr. Vgl. Müllenhoff, pag. 281. Das Gleiche weiß unsere No. 46 von dem armen Weibe am Ofenberge. Das Kochen der Opferspeisen, das Verbrennen der Leichen, das an solchen Steinplätzen stattfand, gab zu den Sagen Anlaß, hier seien die letzten Zwerge verbrannt worden, No. 41, man habe mit Pistolen in diese Felslöcher mörderlich hineingefeuert, No. 24, M. Gretalinchen in ihrer Höhle verbrannt, vgl. Meier, schwäb. Sag. No. 76. Als man den Heidenstein umwarf, der im Längenwald stand zwischen Metz und Brügg (Juhn, Kant. Bern), fanden sich in der Grundlage Aschenurnen vor. Bei sechs Fuß Tiefe fanden sich im Margauer- und Zürcher-Gebiet unter den Adelsbaum uralte Feuerherdstätten, auf denen heldenkampfliem Zeitalter Asche, Geschirrtrümmer, calcinirte Ochsenstirne und Schweinsknochen lagen. Dies ist in Anmerk. No. 449 hervorgehoben. Oft erzählt daher die Sage bald, wie die Heidenzwerge zu Klein-Dettingen No 42 ein Haus mitten in der allgemeinen Feuersbrunst bewahren, bald wie mißige Hirtenjungen jenen Felsstein, auf welchem die Zwerge ausgeruhet pflegen, bis zum Glühen anfeuern; dann verbrennt sich das winzige Völklein das Gesäß und wandert erzürnt aus dem Thale weg. Wolf, Zeitschr. 1, 120. Solchen Glauben nicht mehr erkennend bemüht sich unsere No. 24, 1. nur eine scherzhafte Klosteranekdote daraus zu machen. Sie lügen dem Bauern, der seinen Acker pflügt und das erste Furchenende erreicht, das Korn schon gewitzt und herzig gebacken auf den Pflug: No. 13. Der pflügende Knecht zu Bochum, dem es um die Frühstückszeit schmächtig wird, ruft wiwer herüt! und alsbald steht ein reichgedeckter Tisch mit guter Speise auf dem Acker; die weißen Weiber aus der Wittewiverskühle haben ihn beschert. A. Kuhn in zschagens Germania 9, 97. Gebt mir auch einen Weiten! ruft der Ackerbube in die Furche hinab, und alsbald lag da auf seinem Linnentuch ein dampfender Kuchen und ein prächtiges Messer dazu. Ueberberg-Sage im Kant. Solothurn. Illustrirter Schweiz.-Kalend. 1854, S. 98. So hört auch ein Pflüger in Weingarten eben unter dem Boden eine Backmulde aufscharren und am nächsten Furchenende findet er schon einen Kuchen; Mone, Anzeig. 1838. Diesen gleichen Sagenzug zeigt J. W. Wolf, hess. Sag. Anmerk. S. 193 in Westfalendern; ebendaselbst trifft Grimm, Myth. 423 bei den Lüneburger Wenden und im preußisch. Samlande. Ja, die dänische Elfenne muß, trotz ihrer verführerischen Wohlgestalt, doch hinten hohl sein wie ein Teigtrog. Mythol. 418. Sie haben in unserer No. 9 überlich hübsche Füße, gleichwohl aber

essen sie Zibärtli als ihr Leibgericht. Zibärtli bezeichnet mundartlich theils die Gyperpflaume, theils zugleich die körperliche Zierlichkeit und Feinheit, den Stutzer. Die Speisen, die sie im fremden Hause berühren, scheinen unerschöpflich; diejenigen, die sie vertheilen, ergänzen sich wieder. Wie es unsere No. 46, 50, II. erzählt, so verschenken sie auch im Berner Hablerenthale Gemskäschen, die sich über Nacht wieder ersetzen, sobald der Essende noch ein kleines Stückchen davon übrig läßt. Reitbard, schweiz. Volkskalend. 1851, 62. Verlangen sie nur Zieger und Käse No. 47, nur ein Näpfchen Milch No. 19, so deutet dies auf ihren ursprünglichen Sennenstand hin. Bringen sie aber Fleisch und Milch dar, No. 48, oder trachten sie besonders nach Schweinefleisch No. 50, so ist damit ihre Beziehung zu den alten Jahresschmäusen gemeint, deren größter und ältester der Weihnachtsschmaus mit der Metzelsuppe ist, wobei jetzt noch dem „Ug'hüerli", einem körperlosen Hauswesen, ein Restchen hinter die Stubenthüre im Katzennapf aufgestellt zu werden pflegt. Nach solchen starkgeschmalzenen, mit Schweinefett = Schmutz bereiteten Speisen hat der Weihnachtskobold Schmutzli, der in der Schweiz an die Stelle des treuen Eckart getreten ist, seinen Namen. Der Lindegiger No. 39 bringt eine ganze Fuhre Marktschweine ans Wirthshaus. Das Schretel, im mhd. Märchen vom Wasserbären, Haupt, Zeitschr. 6, 180 brät sich sein Fleisch am Spieße, bis es von Schmalze triefst. Die Lausitzer Zwerge essen auf der Bauernhochzeit tüchtig Schweinebraten. Gräße, sächs. Sagensch. pag. 550. Ein ihm verwandter Zwerg muß der Schmutzbartbel gewesen sein; ihn ruft noch der Aargauer Kinderreim an beim Buttern, wenn die Milch nicht rasch gerinnen will:

Schidi-schreidi Anke,
Im Bartbli wärmer danke,
De Bartbli isch e brave Ma,
Wenn er dem Anke schneide cha.

Der Steirisch-Kärntnische Weihnachtsbescheerer ist gleichfalls der wilde bärenbrazige Bartel, und man ruft ihm zu:

Bartel, Bartel, wilder Bar,
Leg mir ein, was ich begehr;
Reck aus deine wilden Brausen,
Leg mir ein a schön's paar Hosen.

Meinhold, Weihnachts-Sp. 42. Mit diesem Schmutzbartbel muß jener andere Zwerg verwandt sein, von dem es noch heißt „wer weiß, wo Bartbel den Most holt". Um Weihnachten nämlich weissagen die Thiere im Stalle und forudeln die Dorfbrunnen Wein; nur die einzige Minute weiß der Mensch nicht, in der es allein geschieht. Dieser Wein muß jener Gänsewein gewesen sein, unter dem wir jetzt im Scherze das bloße Wasser verstehen. Denn nicht bloß tragen die berühmten Weine des Pfälzer Hardtgebirges den Namen Gänsefüßler, (Compendieuse Staatsbeschreib., Braunschweig, 1719. 2, 81; Gänsefuß ist auch Bonus Henricus, und Heinz und Heinzelmann ist wiederum Zwergenname), auch die gänsefüßigen Zwerge wohnen allenthalben da wo Weinbau herrscht. Sie verlegen sich No. 13 auf die Rebzucht, haben No. 22 eigene Kelter und Trotten, und wie der Schmutzbartbel um Käse und Butter angerufen wird, so wohl auch dieser, welcher Wein und Most zum Jahresschmause gedeihen lassen mußte.

Wenn ferner der Zwerge Brod mit Waldameisen schwarz bestreut ist No. 43, so ist damit nicht bloß ihre körperliche Winzigkeit gemeint, obwohl in einem dänischen Liede der Trolde nur ameisengroß ist, Mythol. 418; sondern da der Saft der Waldameise heute noch heilkräftig ist, so weiset diese so gebackene Speise zugleich auf die Langlebigkeit des Zwerges hin, der deshalb so häufig das Graumännlein genannt wird. Giebt man ihnen aber eine nach neuer Art gekochte Speise, so fühlen sie sich gekränkt und ziehen davon. Brod mit Kümmel bestreut schelten sie gepiptes Brod, wie auch solches, in welches die Hausfrau das Zeichen des Hausschlüssels, oder ihres Daumennagels eingedrückt hat. Vgl. das in Anmerkung 19 über den Zwergennamen Vieperling Bemerkte. Natergobiæ deæ offertur a femina ex placenta, quæ prima e mactra sumta digitoque notata in furno coquitur. Samogitische Götter, v. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 140. Auch das Agathenbrod, das alljährlich am Agathentag mit Weihzetteln beklebt und anisbestreut gebacken wird, um es gegen Feuersgefahr kirchlich einsegnen zu lassen, ist ihnen zuwider. Weder dem bürgerlichlargen Maße, noch der kirchlichen Sitte, noch dem um sich greifenden Handel, der neues Gewürz bringt, mögen sie sich fügen. Es ist noch ein Spielspruch in der Kinderwelt übrig, der dieses Agathenbrod bald als altes Festbrod preist, bald als ein nach neuer Mode gebackenes verwünscht. Die Varianten lauten je nach diesen zwei Rücksichten: Agathenbrod — unser Tod! Nachtbrod in der Noth! Kümmelbrod, unser Tod! vgl. hierüber Oberdeutsches Gebildbrod, No. 40. Wie sich hierin die Mißstimmung der Zwerge über jede um sich greifende Neuerung kund giebt, so erscheinen sie auch stets erst nach dem Läuten der Betglocke No. 12; und sie wandern aus, wenn der Bau der Lorenzekapelle beginnt No. 1; wenn die neue Mühle gebaut wird No. 9; wenn das alte Wohnhaus renovirt wird No. 29, 33; wenn eine neue Straße angelegt wird No. 26; wenn die einheimische Tracht geändert, oder das christliche Neujahr gefeiert wird No. 19, 20; wenn man Wegkreuze errichtet, oder wenn nur Zimmerleute über das Gebirge der steigen No. 27; wenn der Pfarrer kommt No. 16; wenn man Schnaps trinkt No. 47. Lieber geben sie freiwillig auf die Teufelskanzel in No. 39, oder in die Mistjauche No. 38 zu wohnen, als daß sie sich mit Mönchen einlassen. — Noch manche Beispiele dieser Art bietet Grimm, Mythol. 428. Die Einwohner einer großen Zahl schweizerischer Ortschaften müßen sich bis zur Stunde den Spitznamen Geisen gefallen lassen. Im Kant. Luzern die Bürger von Büron, von Sempach, die Singknaben in der Luzerner Hofstiftskirche; im Aargau die Bürger von Ennet-Baden, von Seengen, von Umiken, von Wolenschwil. Während die meisten dieser Ortschaften den altherkömmlichen Schmutznamen sehr übel aufnehmen, sind andere, z. B. die Bewohner von Büren stolz darauf. Diese haben die Geis in ihr Dorfwappen gethan, besitzen einen eigens gedichteten Lobspruch auf dies Wappenthier, haben zu dessen Ehre gegen die Nachbargemeinde Knutwil vieljährige Fehden bestanden und beim endlichen Friedensschluß i. J. 1806 ein großartiges Schauspiel in Waffen abgehalten, wobei nicht die mit eingeladenen Knutwiler, sondern eine Geis den ersten Platz eingeräumt bekam. Auch später noch ließen sie denjenigen vor Gericht ziehen und schwer büßen, der eine Geis ihnen zum Trotz an einen Baum aufhieng, an welchem ihre Prozession mit Kreuz und Fahne vorbeizog. Bei so reichen

und von der Rinderzucht lebenden Gemeinden kann der Uebername Geis weder auf den Verfall der Bauernwirthschaft, noch etwa gar auf eine Verwandtschaft mit der überall belächelten Schneiderzunft stichein wollen; er muß sich auf Sagen beziehen, denen gemäß in diesen Ortschaften der Glaube an die geisfüßigen Zwerge und ein ihnen gewidmeter Dienst am längsten oder hartnäckigsten angedauert hat.

3) Die Erdleute bei Oberhof. Kärglicher findet sich das Gleiche erzählt in E. Meiers schwäb. Sag. 8 und bei Vonbun Vorarlberg. Sag. S. 4. Erdweibchen in Geburtsnöthen kennen folgende Schriften: Grimm, DS. No. 41, 49, 304. Kuhn, Märk. Sag. No. 81, und Nordd. Sag. S. 321. Baader, badisch. Sag. No. 88. Firmenich, Völkerstimm. 1, 110 b. aus Preußen. E. Meier, schwäb. Sag. No. 67, 69 (2), 78, 4. Wolf, Götterl. S. 53, 54, 63. Grimm, Mythol. 425 ff. Thiele, dän. Sag. 1, 36. Panzer, bayr. Sag. 1, 88., pag. 368. Schambach-Müller, niedersächs. Sag. No. 150. Zwei schles. Sagen von der in Krötengestalt erscheinenden Wasserliße finden sich: Weinhold, deutsche Frauen, 46. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 407, 443. Durch diese Gleichartigkeit der Fälle in so weitem geographischen Umfange wird unsere eigne Sage nicht etwa entbehrlicher, sondern wichtiger; die Reichhaltigkeit des Analogischen gedeiht ihr dabei zum Logischen. Das Volk der Zwerge erscheint hier außer den sonstigen wohlthätigen und freundlichen Beziehungen zum Menschengeschlechte als die Hilfe in den Geburtsnöthen; tropologisch wird in der späteren Zeit dieses Verhältniß umgekehrt und den kreisenden Zwerginnen wird dann diese Hilfe von den dankbaren Menschen geleistet; allein die Erdmännchen sind ihrem Namen nach schon Hebammen. Noch gilt dänisch und schwedisch iordgumma Erdgäumerin, iordemode Erdmutter, für unser Hebamme. So ist auch in unserer Sage hier des einen Mädchens Name Bürgi bedeutsam. Er weist hin auf jene biorgrúnar, die Bergungsrunen in der Sigrdrifa, welche unter Anrufung der Dise, der göttlichen Frauen, bei der Entbindung Gebärender angewendet wurden. So giebt es eine ahd. Wurdrûn, parca tutelaris; eine agl. burhrûne, parca; und ein ahd. nom. propr. Parcrun: lauter gleichbedeutende Namen der Nornen und weisen Frauen, welche pflegen und helfen. Es führt also hier unser Namen Bürgi, aus notburg verkürzt, auf die obstetrix, wie auch der hl. Burkhard kirchlich noch gegen Gliederweh angerufen wird. Alte Herrengeschlechter haben Abkunft, Familienruhm und Fortbestand ihres Stammes auf diese den Zwergen einst geleistete Hilfe gegründet. Die Burgfrau des Aßeburger Stammes thut Ammendienste bei den Berggeistern, und daher kommen die noch vorhandenen zwei Krystallbecher, Talismane des Aßeburger Geschlechts. Spiecker, der Harz, Berlin 52, S. 108. Eine Wöchnerin wird von ihrem Kirchgang weg in die Schönaunkenhöhle geführt und muß da Rüben säugen; aber die Adelsfamilie von Stahl wird ebendaselbst mit einer silbernen Kanne beschenkt, welche die Jahreszahl 1500 tragen soll. A. Kuhn in vdHagens Germania 9, 95. Hamelmanns Oldenburgerchronik kennt den Erbring, der auf das Haus Calbe und ans Alvenslebensche Geschlecht kam, seit die Ahnfrau einst einer kreisenden Zwergin beistand. Monatl. Unterredungen, Leipzig 1698, S. 524. Dadurch bekommt nun jener vom Erdweibchen hergeschenkte Gürtel nebst den Stroh-

halmen erst Bedeutung und Sinn; beides ist ein Mittel, die Wehen zu kürzen. Und zugleich klärt sich mit auf, warum in No. 4 die Effinger Erdweibchen einen Umzug halten, jegliche einen Säugling auf dem Arm; oder warum in No. 24 die Hebamme gerade unter dem Hermännliosteine hervor die Neugebornen holen muß. Jener von dem Zwergenweibe dem Mädchen geschenkte Gürtel ist ein Geburtsgürtel; was mittelst seiner hier dem Birnbaum widerfährt, das geschieht in der schwed. Sage der Birke, und wie nachher dieser letztere Baum geborsten in die Lüfte fährt, so wäre es auch dem Marienbilde dorten geschehen, wenn man dasselbe mit dem Gürtel umspannt haben würde, welchen dazu der blinde Riese hergeschenkt hatte. Myrkd. 907. Hier giebt ihn die dankbare Elbenwöchnerin einem ihr sich dienstfertig erweisenden Bauernmädchen, warnt aber zugleich vor seiner verderblich magischen Gewalt, wenn man ihn zur Unzeit anwenden, also entweihen würde. Dagegen meint die bayr. Sage (Panzer 1, No. 19. 88), das Erdweibl habe in Eifersucht auf die Bäuerin dem Bauern einen grünen Gürtel für diese mitgegeben; und auch dorten reißt der zur Probe damit umgürtete Apfelbaum sogleich aus dem Boden. Ein altes Recepten-büchlein, handschriftlicher Privatbesitz im aarg. Städtchen Brugg, besagt über solche Gürtel: „kann man einem trächtigen Gewild, Hind u. a., weil es noch lebendig ist, zweier oder dreier Finger breit einen Riemen aus der Haut schälen und ihn, sammt den Haaren einer kreisenden Frau, ungelidert einer andern Kindenden um den Leib binden: der hat solche Tugend, daß er die schwerste Geburt fördert und das Bürdlein Nachgeburt dazu." Dies hängt mit den bekannten Schwanengürteln zusammen, von denen noch in Tschudi's Chronik 1, 302 die Rede ist; oder mit dem Garnstrang, dem Seidenfaden und dem Stroh, lauter geburtsfördernden Mitteln, von denen Geilers Ameise, Blatt 46, und Männling, Curiositäten und Albertäten, Frankf. 1712 handeln. Strohhalm, Garnstrang, Seidenfaden und Gurtel sind alte Rechtssymbole der Vindication und Copulation, nachgewiesen für Parsen, Griechen und Germanen, bei Grimm Rechts-Alterth. 182—184, 810; der mit ihnen umschlungene ward, wie die Lex. Salica (ed. Merkel, S. VII.) besagt, adfathimoet, angrädemet, wie wir noch sagen bei Geburt, Taufe und Hochzeit: an- und eingebunden, copuliert. Als daher die finnische Göttin Lannawatar dreißig Sommer lang nicht gebären kann, läßt ihr der hl. Georg ein rothes Garn auf den Leib nieder, worauf sie neun so böse Söhne gebärt, daß Christus sich weigert, sie zu taufen. Mone, Gesch. des Heidenth. 1, 56. Männling loc. cit. sagt: da wird in einer Gebärerin Kindelbette ein Kreuz von Stroh gelegt, oder ein Strehn rothes Garn, damit ihr keine Zauberei Gewalt anhabe. — Galium verum, sonst Lab- und Megerkraut genannt, womit der Sennе läßet, heißt Unser Lieben Frauen Bettstroh. Hagen, Apothekerkunst 1781. Das vorhin erwähnte handschriftl. Brugger Receptbüchlein behauptet zugleich von diesem Megerkraut: „darauß wird auch bereit der Trunk um der kindenden Frauen Nachwehen zu heilen." Dieses Stroh wird im aarg. Kinderspielspruche No. 274 von einer der drei Marcien oder Nornen zu einem um die ganze Landschaft reichenden Schupfaden versponnen:

Die eint spinnt Side,
Die ander schnetzlet Chride,
Die dritt spinnt Haberstrau:
Bhüt mer Gott mis Chindli au!

Ein anderer Sonderzug dieser Sage, welcher der Erklärung bedarf, ist die trächtige Kröte, durch welche den beiden Schnittermädchen jenes Erdweibchen voraus angemeldet wird, bei dessen Entbindung sie Beistand leisten sollen. Diese trächtige Kröte ist das schwangere Erdweibchen selber. Dies rührt daher, daß die Zwerge im Dienste Bertha's, Holla's, Muthanas oder Wuodanas und anderer Göttinnen der Fruchtbarkeit stehen, die selbst wieder Krötengestalt annehmen. Wer die Festzeit dieser Göttinnen durch ungebürliche Hausarbeit, wie durch Waschen oder Spinnen entweiht, der spinnt zur Strafe seines unzeitigen Fleißes Kröten ins Haus. Kuhn, nordd. Sag. (Bräuche). Fürstengeschlechter, Volksstämme und alte Bauwerke leiten Abstammung und Entstehen von solchen Götterkröten her. Die Grafen Spauer führen eine Krötenpracke im Wappen: Wolf, Ztschr. 1, 17. Der in Flandern übliche Spottnamen, der die Franzosen Franzkröten nennt, Crapaux-Franchos, rührt vom Landeswappen des Frankenvolkes her, in dem drei Kröten gewesen sind, „denn die Franzosen führten in ihren Panieren drey Krotten, anjezo drey Lilien.“ Philo Magiologia 1675, pag. 886. vgl. Schöppner, bayr. Sagb., pag. 308. Kaiser Karl d. Gr. spricht, wohl in diesem Zusammenhange mit der fränkischen Geschichte, einer um ihr Lager Recht suchenden Kröte zu Zürich das Recht. Aus Brennwald, Hdschrift. Chronik, in den Zürcher Neujahrs-Bl. der Stadt-Bibl. 1842, 4. Ein Ring in der Anhalter-Fürstenfamilie ist ein Geschenk der Frau Kröte und wird noch aufbewahrt. Spiecker, der Harz, pag. 52. Der Aussatz der Böhmenherzogin wird geheilt, da man ihr die Hostie reichen läßt, die eine Kröte unter dem Kirchenaltar im Maule trägt. Grimm, KM. 3, pag. 429. Den Eingang des Bamberger Doms bilden zwei steinerne Kröten. Schöppner, bayr. Sagb., Felsthal, Sagenschatz 105. Eine riesige Kröte liegt unter der Ruine Reinstein und regt sich in der Tiefe des dortigen Schloßbrunnens. Spiecker, der Harz, 270. Die vor etlichen Jahren im Waatland auf der Burg Le Sarenz ausgegrabene Bildsäule des gleichnamigen Ritters trägt zwei Kröten auf den Wangen ausgehauen und zwei auf dem Rücken; sie soll ehemals in der Burgkapelle gestanden haben. Schweiz. Merkur 1835, 2, 221. An der Kirchenthüre von Lachen, Kant. Schwyz, ist eine Kröte als Kirchenwappen ausgeschnitzt zu sehen. Mehrfache bayrische Kirchen- und Kapellenlegenden erzählen, wie man Kröten in andächtiger Stellung auf den Altarstufen gefunden habe. Die Tirolersage weiß von der siebenjährigen Wallfahrt der Kröte zum Marienbilde in Weißenstein. Wolf, Ztschr. 1, 9. Krötenfiguren aus Wachs werden von bayrischen Frauen ex voto in die Kirchen gehängt und heißen Vermutter, weil, sagt Schmeller Wb. 1, 188 die Mutterkrankheit, malum hystericum, sich wie eine umkriechende Kröte empfinde. Das Thier gilt aber dorten für einen verwünschten Prinzen (Panzer, bayr. Sag. 2, No. 333) und im Schwarzwald lebt es in Größe eines Backofens nebst dem Weiberraubenden Wassergeist im Mummelsee, „sonderlich im Schwarzen See gebe es Kröten, so groß als ein Backofen.“ Simpliciss. ed. Keller 2, 731. Aus Eisen und in ungewöhnlicher Größe an Eisenketten hängend finden sie sich in den bayr. Kirchen zu Aigen und Nordholz; Panzer 2, pag. 33. In derselben Weise werden eiserne in der Veitskapelle zu Zabern im Elsaß von Schwangern geopfert. Stöber, Neujahrsstellen 1850, 52. Das bezauberte Froschweibchen in der Sage Süd-Smalands schenkt Tischtuch und Becher der

und heiratet zur Prinzessin entzaubert den kleinen Hintersassensohn. Oberleitner, Uebersetzung von Cavallius, schwed. Sag. (Wien 48) S. 320. Die Zwerge der Insel Rügen zeigen sich als Kröten. Steinau, Volkssag. (Zeitz 38) S. 292. Als Kröte erscheint die Frau Escher auf der Zürcher-Heidenburg. Meyer, Zürcher Ortsnamen (1849) No. 1753. Kröten, die auf dem Kirchhofe umherhüpfen, hält der Kärntner Volksglaube für arme Seelen. Wolf, Ztschr. 3, 30. Es sind demnach diejenigen Pflanzen zu beachten, die, weil sie nach Kröten benannt sind, Beziehung zu den Zwergen und den an diese geknüpften religiösen Vorstellungen haben. Der großhutige Fliegenschwamm heißt im Elsaß Krötenstuhl, Grimm, DSag. 1, 222, bei den Ditmarschen Pockenstohl, engl. toadstool = Daſch, Frosch. Claus Groth, Quickborn 1853, S. 279; anderwärts heißt dieser Pilz Hütchen, bekanntlich ein geläufiger Zwergenname, aus der Hut tracht der Götter entnommen. Die Krottenblume saxifraga chrysosplenium wächst aus Kröten hervor, wie der Vers beweist (altd. Wäld. 3, 223):

sie sin schone blumen hat,
den ist einer kroten stat.

Froschdistel ist aarg. Name der Frauendistel oder Mariendistel, carduus marianus. Ghrottebeiche ist caltha palustris; Ghrotterbrüt ranunculus, ficaria, polygonum; Ghrotten- oder Kettemlidlume taraxacum pratense. Deren Hohlstengel flechten die Kinder zu Ketten und führen damit ihre Ringeltänze auf, um dabei in eignen Spielreimen Regenwetter und Sonnenschein zu bewirken. Vgl. aarg. Kinder-Spruch No. 309 ꝛc. und das Räthsel darüber, ebenda No. 418.

Es ist also diese Krötenblume Symbol der Jahresfruchtbarkeit. Dies verräth sich in einer großen Reihe von Sagenzügen. Nach Aarg. Sagen, No. 273—279, erscheint das Thier häufig in der Größe eines Milchdeckens, eines Kartoffelkorbes, und es verwandelt sich, wie auch in Bechsteins thüring. Sag. Heft 3, 166, ein Korb voll Kröten in eben so viele Goldstücke. Die Berggeister in den Grubenwerken des Harz erscheinen als Kröten mit thalergroßen Augen. Spiecker, der Harz S. 226. In der Compendieusen Staatsbeschreibung (Braunschweig 1719) 1, 23 und 2, 320 findet sich die altgeläufige Bemerkung: der Niedersachsen Scheltwort „du Krode" beziehe sich auf ihren Götzen Krodo, derselbe aber sei wie ein Schnitter, die Sichel in der Hand, abgebildet worden. Dies wäre also ein die Kornfluren durchziehender Pilwiz-Schnitter gewesen. Vgl. Mythol. 187. 445, Panzer, bayr. Sag. über den Pilmesschnitt, und aargau. Sag. Abthl. III: Die Schwedenreiter Mattiere No. 130, der Ameisupper No 162. Damit erklärt sich auch die Möglichkeit der Anklage, welche Konrad von Marburg i. J. 1232 bei Papst Gregor IX. gegen die Oldenburger-Stedinger erhob, sie hätten eine Kröte ketzerisch angebetet, die ihnen in Gestalt eines Backofens häufig erschienen sei. Stedinger Volkssag. Bremen 45. S. 308. Man vergleiche das in Anmerkung 2 über den Backofen der Zwerge bereits Vorgebrachte. Auch die Anekdote wird etwas Thatsächlicheres, daß ein Schwärmer zu Soissons eine Kröte getauft und ihr den Namen Johannes gegeben habe. Hermann, histor. Taschenb. 1845. Schon dies erinnert an den einzelnen Zug unserer vorliegenden Jurasage von der Taufe des Zwergenkindes; aber noch erzählt das Aargauer Landvolk, wie im Hungerjahre 1817 die Kinder den Hecken und Gräben nachgegangen seien,

eifrig Kröten zu ſuchen; nicht um ſie zu eſſen, ſondern um ſich ſo der geglaubten Segenswirkung derſelben zu verſichern. In der Aachner- und Eupener-Mundart heißt man die Kröten und die Wucherer gleicherweiſe Nahrungsunken, Naarenk, Naarünje, Naarhaund. Firmenich, Völkerſtimm. 1, 496 a. Nach dieſer Wortableitung ſind die Schnaunken bei Osnabrück Zwerge, welche den Bauern Brandröſte in Form eines ſitzenden Hundes ſchmieden. A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 9, 93. Der Schloßberg zu Nordholz, bayr. Landgericht Rothenburg, heißt Krötenberg; alljährlich im Mai ziehen von ihm herab drei Tage lang die Kröten der Mühle des Dorfes zu; je mehr ihrer kommen, um ſo beſſer ſteht's alsdann um die Kornärnte. Bechſtein, DSagd. No. 851. Dieſelbe Rolle des wuchernden Fruchtſegens ſpielt das Thier im Auszählſpruch der aargau. Kinderwelt:

Geht es Müdi beim Beckem da,
Geht die Frau in Gloggerhoo,
Streckt die dickste Chrotten da,
Leit se in es Pfarrhoo
Und frisst sie wie-n-es Chuerdli.

Spottreime und Anekdötchen, in denen ſich die gegenſeitige Rivalität der Nachbarortſchaften eines aufzumutzen ſucht, erzählen vom Aargauer-Dorfe Beinwil am Hallwiler-See, man heiße deſſen Bewohner deshalb „Chrotte und Fröſchen", weil ſie in der Hungersnoth einſt eine Kröte von ihrem Kirchthurm heruntergeholt und als gebackenes Küchlein verzehrt hätten. Ohne Arg aber legt man jetzt noch todte Kröten auf das Spundloch des Faſſes, um abgeſtandenen Wein ſo wieder aufzufriſchen. Nach frieſiſcher Sage von Leeuwarden (Wolf, Zeitſchr. f. Mythol. 1, 38) verwandelt ſich der von einer Hexe erhaltene Pfannenkuchen in eine Kröte. Der Türke hört im Froſchgeſchrei den Ruf Allah; unſerer ſchleſiſchen und pegnitziſchen Dichterperiode rief der Froſch ein andachterregendes „Merk'e!" zu; noch in Haydns Jahreszeiten ſpielt er eine muſikaliſche Rolle, und als Wetterprophete ſteht er auf dem Leiterchen im Glaſe vor unſern Fenſtern. Wie hat ſich nun wohl dieſes Thier ins Widerwärtige und Sataniſche verwandeln können, worin es zugleich erſcheint? Frühe Unterſtützung dazu bot der Apokalyptiker auf Patmos, der die böſen Geiſter, welche der Drache ausſpeit, in Geſtalt von Fröſchen hervor ſteigen ſah. Wenn daher Nero ſtirbt, ſo erzählt unſere gelehrt thuende Kaiſerchronik (ed. Diemer 1849) S. 127. V. 14:

durh sînen hals ebenen bernt
sîn ebenôte vil bruttîr.

Daher ſtammen die zahlloſen Inquiſitionsprozeſſe über krötenmachende Hexenweiber; Krötenſtein hieß man zuletzt ſogar den ſtädtiſchen Pranger. Grimm, RA. 721. Ein Fall, der in dem Archiv der aargau. Stadt Rheinfelden enthalten ſein ſoll und hier nach mündlicher Mittheilung berichtet wird, handelt von einem Manne, der im 17. Jahrh. daſelbſt wegen Zauberei enthauptet worden. Er hatte nichts bekannt. Sobald ſein Haupt zu Boden gefallen, ließ der Kapuziner, welcher ihn aufs Blutgerüſte begleitet hatte, eine Kröte aus dem Buttenärmel auf den Rumpf ſpringen und wies ſie dem Volke als des Miſſethäters Seele vor. Unter dem Butterfaſſe der Hexe treibt der Scharfrichter zu Hildesheim die Zauberkröte Düweletzen mit eiſerner Zange hervor und wirft ſie zur Hexe in die Flamme des Scheiterhaufens. Müller-Schambach, niederſächſ. Sag. No. 185. Aehnliches und be-

cumentirt hat sich 1609 im Labourd, Depart. des Basses-Pyrénées, zugetragen. Als Frau Sabaudine daselbst den Scheiterhaufen bestieg, ließ Gott noch eine große Menge Kröten über den Kopf dieser Hexe wegkriechen, und sogleich stürzte sich das Volk wüthend auf sie los, so daß sie mehr todt gesteinigt als verbrannt wurde. Nur eine schwarze Kröte rettete sich über Flammen, Stöcke und Steine bis an einen Ort, wo man sie nicht weiter mehr finden konnte. Leubuscher, Der Wahnsinn. Nach dem Französ. des Calmeil (Halle 48) S. 142. Bei einer ähnlichen Hexenverbrennung im gleichen Jahrhundert tödtet diese erscheinende Kröte den Henker selbst. Philo, Magiologia 1675. S. 722. Der Koran dagegen erzählt, Frösche hätten wasserspeiend den brennenden Scheiterhaufen gelöscht, auf welchen die Chaldäer den Erzvater Abraham in den Flammentod geworfen.

Daher kommt's, daß in der Sage die Zwerge bald für, bald gegen die Frösche eingenommen erscheinen. Theils sind Kröten ihre Lieblingsspeise, die sie Nachts in den Wohnhäusern am noch glimmenden Herdfeuer verzehren: remanentibus ex cena projectas pruinis impositas comedunt. (Grimm, irisch. Elfenm. CI.). Theils aber necken sie mittelst des eklegewordenen Thieres, und der Kobold Hütchen wirft daher Kröten in die aufgetragenen Speisen des Hildesheimer Bischofs. Grimm, DS. 1, 74. Aus dem Munde der nordischen Stiefmutter springen Kröten, aus dem lächelnden der Königstochter muß ein Geldring fallen: Gavallius und Stephens schwed. Sag., übers. von Oberleitner, No. 7 S. 142. Wer Kröten quält, heißt's im aargau. Volksglauben, bekommt Bauchweh; wer nach ihnen schlägt, Rückenweh. Gleichwohl werden sie zu gewissen häuslichen und landwirthschaftlichen Zwecken an Hölzchen todtgespießt, in den Rauch gehängt, gepulvert, von barbierzigen Kindern mittelst der Prelle bis auf den Tod in die Lüfte geschlagen. Dertei ist in Bayern, Tirol und in der Schweiz üblich. So ist in Tirol die sogen. Dreißigerkröte, welche zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, 15. August bis 8 Septbr. also verfolgt wird (Wolf Zeitschrift f. Mythol. 1, 16), in Norddeutschland ist es die Zeit der Zwölften, in der die Kröten gefährlich scheinen.

Schratten- und Krötensteine, Kretten-, Truden- und Alpfüße nennt man die Felssteine mit einer natürlichen Durchlöcherung, G. Meier, schwäb. Sag. S. 172. Aber eben dieselben deuten zugleich wieder auf Kornfrucht und Spende, denn der Schwede heißt sie Aelfquarnar, Elfenmühlen (W. Grimm, altdän. Heldenl. S. 509), und unser Landvolk nimmt sie gegen das Alpdrücken mit zu Bette. Auf solche Elfenmühlen ist eigens in unserer No. 13 hingedeutet, wenn da in der Zwergenwirthschaft die Kornähren mittelst Feldsteinen mühselig ausgekörnt werden müssen. Auch heute noch sind wir in unserm naturhistorischen Glauben der Kröte nicht los, welche sich lebend angeblich in geschlossenen Felsstücken hie und da vorgefunden haben soll. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 84. Es ist ein Rest des Glaubens, der die krötenhaften Erdmännchen in den Felsen wohnhaft dachte und ewig lebend; da rufen sie: Ich bin so alt wie Berg und Thal!

5) Das schwere Kind. Eine gleichnamige Erzählung in Grimms DS. No. 14 spielt zu Chur und wird dorten gerichtlich deponirt; das wunderbare Kind heißt dorten Kornkind. Jüngi Volksseg. aus Graubünden, Chur 43, S. 122. Dasselbe bei Prehle, unterharz. Sag. No. 183. Auch

die kinderraubende Kornmuhme hat den Namen Kornengel: Sommer, thüring. Sag. No. 21. Kuhn, märk. Sag. No. 72. Wolf, ndl. Sag. No. 491. Vgl. aarg. Sag. No. 453, Leidenberg. Hier wird es als engelschön beſchrieben, wie Oberon im gleichnamigen Volksbuche nur drei Fuß groß iſt, „mais il a un visage angelique.“ Der Franziskanerprediger Berthold aus Augsburg hat im 13. Jahrh. die chriſtlichen Engel als ſolche kleine langlockige Kinder beſchrieben (ed. Kling, S. 184. 238). Ihm gleich ſagt der Luzerner Stadtſchreiber Rennwart Cyſat (vgl. unſere No. 50): die Härdmännlein ſehen aus ganz klein, wie Knaben von ſieben Jahren. Kaſ. Pfeiffer, Geſch. v. Luzern 1, 320. Im Otnit, Str. 99, 108 liegt Olberich, d. i. Oberon, als ein Kind von vier Jahren unter einer Linde, und Otnit meint ihn wegtragen zu können. Im Dunzenbruche erſcheinen noch jetzt zwei hemdärmlige Kinder mit rothem Bruſtlatze, ſie ſind geflügelt und reden in einer fremden Sprache. Stöber, elſaß. Sag. No. 208. Das Männlein zu Degerfelden, No. 38 dieſer Sammlung, iſt ganz jung, reicht nur bis an die Platte des Herdes und hat die dünne Stimme eines ſchreienden Kindes. In ein kindiſches Weinen und Schluchzen bricht auch der aus dem Hauſe verſtoßene Kobold aus, No. 30, er wird der Bub genannt. Auf der Geisalp im Schönenboden hörte man ein Kind unter einer Schirmtanne ſchreien, ohne es finden zu können; da erklärte der alte Senn, man müße ſogleich die Alpe verlaſſen und mit allem Vieh abfahren, denn alsbald werde die ganze Weidetrift überſchneit ſein. Henne, ſchweiz. Blätt. 1833, 310. Es gemahnt dies an das ältere Volkslied, Wunderhorn 2, 205:

Da trieb ein Hirt den Wald hinein,
Er hört ein kleines Kindlein ſchrei'n:
Ich hör dich rufen und ſeh dich nicht,
Ich hör, daß du ein Kindlein biſt.

Le pleureur, der Greiner, nennt man die Stimme eines Kindes, die im Walde von Le Mont, eine Stunde von Lauſanne entfernt, häufig gehört wird. Man glaubt daſelbſt an geborne Männlein und weiße Frauen, Faic. Vulliemin, Kant. Waat 2, Abthl. 2, pag. 124. Eine Magd bei Neudorf in Schleſien, welche Schilf ſichelt, hört der Stimme eines ſchreienden Kindes nach, findet aber darüber eine Kröte, die ſich nachher in eine Waſſerliſſe verwandelt, eben Mädchen, unten fiſch. Meinhold, deutſch. Frau. 46. Dieſes Kindlein der Sage wird vom Spielſpruche der Kinderwelt noch immer vom Himmel herab als Segen erfleht. Wenn man nämlich den angefangenen Marienkäfer hat auffliegen laſſen, ſo erwartet man, daß dafür unter verdeckter Schüſſel daſſelbe Kindlein, oder ein Leibgericht, oder die ganze Jahresfruchtbarkeit mit auf den Eßtiſch gebracht werde. In bayeriſch. Mittelfranken lautet der Spruch:

Herrgottsmaggerln, flieg auf,
Flieg mir in den Himmel nauf,
Bring a goldis Schüſſerln runder
Und a goldis Wickelkindla drunder!

Vgl. unſere No. 75 das Kind und die Muttertropfen.

Wenn nun das Kindergebet im Verlaufe dieſer Spielſprüche erfüllt wird und ein ſolches Himmelskindlein durch das Liebgott-Käferchen herunter gebracht worden iſt, ſo muß der geflügelte Kater erſt darnach an den Kleinkinderbrunnen aufgeſtiefelt werden, denn dorten liegt es im Sonnenſchein;

aber es ist — ein Geislein. So lautet's bei Schottky und Tschischka, österreich. Volksl. S. 12:

Hopp hopp, Hanselmann,
Unsre Katz hat Stiefeln an,
Rennt damit auf Hollabrunn,
Findt a Kinderl in der Sunn.
Wia solls hoassen?
Kitzerl oder Goassen.

Hiermit trifft jenes Geislein wirklich zusammen, das No. 1 unsrer Samml. geboren werden soll, da der Geisbock zur Hebamme ins Juradorf hinunter gelaufen kommt, um sie zum kindenden Erdweibchen in die Bergböhle hinauf abzuholen. „Der Hollabrunn" dieses Reimes ist wörtlich der Kleinkinderbrunnen oder Titisee der Frau Holla, das in Rückerts Gesamm. Ged. 4, 310 bedichtete fränkische Lauerbrünnlein, aus dem man alle Neugebornen schöpft, und zu dem die verstorbenen Irischen Kinder wieder kommen, um da zu spielen und aus kleinen Krüglein sich zu besprützen. Grim 6, Abtbl. 2, 450. Das ist denn zugleich der See in der Zwergenhöhle auf Stiftsbalde No. 1, 9 „über den noch keiner lebendig gefahren ist"; oder jener altgeschichtliche in der Markbeschreibung des Klosters Salmünster (K. Roth, Kleine Beitr. 1852 1, 231): „ad domum uuildero uuibo usque Delebrunno. Eine ganze Reihe solcher Kinderbrunnen verzeichnet Wolf, hess. Sag. Anmerk. 211. Pröhle, unterharz. Sag. 1856. Westfälische Kinderbrunnen zählt auf Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 91. Ebenda 1, 196 gehört ein Kinderteich ausdrücklich der Frau Wulle, also wiederum jener Holla. Vgl. unsere Samml. pag. 17, 29, 50.

6) Erdweibchen in der Hufenfluh. Warum dasselbe Weib aus dem Magddienste in der Thalmühle plötzlich vom Zwerge hinweggeholt wird und alsdann nie mehr wiederkehrt, dies erzählt unsere No. 45, da die Zwerge rufen:

Lauf, lauf, Mehärden,
Der Vater will sterben!

In Vorarlberger Sage bei Vonbun S. 3 ruft der Rutschifengg einem Säumer zu, der über den Arlberg herzieht: Sag, wenn da ga Brotz kunnst, d'Rohrinda soll heem kö, Urhanns sei gstorba! Die Rohrinda aber war ein „Rutschifengga-meiggi", das damals in Brotz ebenfalls als Magd diente, während der Zwergen-Aelteste Urhanns starb. Ebenda. S. 7 No. 4 heißt's bei ähnlichem Begebnisse: Der Muggastutz soll ko, der Urhanns sei tod! Muggastutz ist ein Zwergenmann im Berner-Haslithale (Vgl. Anmerk. No. 10), und wie bei diesem Frau Ute als der Zwerge Ahnfrau vorkommt, so hier der Urhanns, als des Geschlechtes Ahnherr. Rohrinda, die Rennde, Schreiende, d. i. Abberufende, ähnelt dem Namen unserer altsächsischen Dichterin Hrwodsuind, Hrosuith, clamor validus. Der Rohraffe war im Straßburger Münster eine schreiende hohe Figur, die mit einem Taktstabe unter der Orgel angebracht war. Stöber, elsass. Sag. 492. „Stutze-Mutze, die rauh Rind ist gestorben, die Salome ist gestorben!" Panzer, bayr. Sag. 2, 341 No. 63. „Stutze-Mutze, der Mon-Jochtrager (der wilde Mann) ist gestorben!" Wolf, Ztschr. 2, pag. 60. Andere Namen dieser Art ebenda. 1, 461. Rohrrind und Roßkuh war in Luzern die Rohrdommel geheißen; vgl. Joh. Leop. Cysat, Beschreibung des Vierwaldstätten-Sees 1661, S. 80. Also deutet der

Name auf die Todtenklage der Zwerge. Hans Aebli, sag dem Appele, d'Appele sei todt! rufen die Freiburger-Zwerge. Küenlin, Greyerzer Volksag. pag. 95. Torkes Kind ist todt! Kuhn, nordd. Sag. pag. 488, Anmerk. 189. Anton ist todt! rufen die Pyrmonter Zwerge. vdHagen, Germania 9, 99. O große Noth, die alte Mutter Pump ist todt! — Sag der Hübel, daß Habel gestorben! Gräße, sächs. Sagensch. pag. 552. Reich an solcherlei hier zutreffenden Zwergennamen ist Müllenhoffs Samml. pag. 291, 292, 299, 300.

10) Bergmännchen auf der Hagleſtä. Der Zwerg schwebt hier wie ein Schmetterling herzu. Der Grund hiefür ist neben dem mythischen, der des Zwerges Vogelgestalt betrifft (Anmerk. 2), ein sprachlicher; denn beides, Zwerg und Schmetterling, führt in den Mundarten die Namen Schrätteli und Toggeli. Schratta ist in den Sette-Communi (Schmeller Wörtb. 3, 519), und in Schwaben (Schmid, schwäb. Wörtb.) Namen des Schmetterlings. In der Luzerner Mundart ist Toggeli Alpdrücken und Schmetterlingsname zugleich, Stalder 1, 287; im Berner-Oberland ist Rosentoggeli, Nachttoggeli Name für Tag- und Nachtfalter. Alpenrof. 1827, 353. Es wird dadurch die ahd. Glosse bei Graff 1, 243 wichtiger: brucus, locusta quæ nondum volavit, quam vulgo *albam* vocant. Mythol. 430. Denn Toggeli und Alpdrücken ist sprachlich wiederum identisch. Nicht bloß der Farbenschiller des Schmetterlings und des rothrockigen Zwergleins — der Lichtelbe, — auch ihre und der Nacht-Elbe nächtlich dunkle und dämonischfinstre Erscheinungsweise soll damit umfaßt werden.

In Carpzow's Praxi criminali 1, quæst. 50, No. 66 sind die Urtheile des Leipziger Schöppenstuhles darüber zusammengetragen, in wiefern der Elb ein blaugekleidetes Männlein ohne Füße mit reichem Federbusche ist, der mit den Hexen sich vermischend fingerlange Kinder erzeugt, die ein Aussehen haben wie bunte Raupen und grauschwarze Fliegen. Joh. Prätorius Blocksberg 1669, S. 362. Aargauisch heißt daher die große Libelle Tüfelsnoble und näht schreienden Kindern das Maul zu (darnach berichtigt sich das Mythol. 458 über die Donaunadel libellula Gefragte), und auch die Bärenraupe ist das Tüfelschäßli. Der böse Geist erscheint bei Paul. Diacon. 6, 6 als Fliege am Fenster und es wird ihm dabei ein Bein abgehauen. Myth. 951. Aus diesem Doppelverhältniß von Zwerg und Schmetterling scheinen sich auch die Namen der Zauberer entwickelt zu haben in Hildebrands Zauberey, Frankf. 1631, S. 26: Schmiervogel, Schmalzflügel. Sie entsprechen den Zwergennamen Mückenstuz (Alpenrof. 1827, 310), Mückenscheißerlein und papilionische Butterfliegen (Fischart, Gargantua cap. 3). Aus dem Grunde, daß die Zwerge Genien der Jahresfruchtbarkeit und die Schmetterlinge als Vorboten des Frühlingssegens begrüßt waren, bleibt letztern der noch in Süddeutschland geltende Namen Buttervogel; und wie die Zwerge berühmte Käser und Bäcker sind, so rufen unsere Kinder den Schmetterling um Anken und Milch, um Geld, Brod und Wein an, oder man nennt ihn geradezu Müller- und Beckenknecht. Reime in Simrocks Kinderb. No. 315 — 318, und bei Firmenich, Völkerstimm. 2, 101 rufen dem Schmetterling:

Miller, Miller, Aschler:
Geab mer n' Sack voll Dualer!

Die Höhlen dieser zwischen Zwerg und Schmetterling schwankenden Erdmännchen heißen im Berner-Oberlande Zwergliſtuben und Toggelikirchen; eine dieſes Namens liegt am Walloyberge, an der Bern-Freiburger Grenze, und hat ihre eigne Toggelikanzel, einen Stalaktitenfels. Zürcher-Neujahrsblätter zum Schwarzen Garten 1823, 5. Eine andere gleichnamige iſt im Simmenthal am Männiggrate im Männigſtande und hält 56 Schritt im Umkreiſe; eine dritte gleichnamige iſt am benachbarten Niederhorn. Alpenroſ. 1825, 347. In eine ſolche Kirche muß in No. 3 das Taufkind der Zwergin getragen werden. Auch der finniſche Aberglaube läßt unter dem Altar einer jeden Kirche eine Art Toggeli wohnen und nennt ſie Kirchenvolk. Mythol. 426. Ein ganzes Dorfviertel von Bernisch-Rüderswil heißt Toggelibrunnenwald. Jahn, der Kant. Bern, 512. Gebt dieſer Begriff eines Glück- und Jahresfruchtbarkeit Verheißenden im Namen oder Weſen des Zwerges verloren, ſo erſcheint an ihm das Häßliche und Grauſame ſpäterer zerrütteter Volksvorſtellungen. Das Toggeli reitet Schlafende ohnmächtig; das Schrätteli ſtürzt Jäger, Sennen und Kühe (No. 49, 50) von der Alp herab zu Tode; der Rainbaldenjoggeli fliegt als gefährlicher Vogel mit giftigem Winde, No. 27. Der peſtverbreitende Vogel iſt ein bloßer Schmetterling: Weſte, Volksüberlieferung aus Weſtfal., Jierlohn 48, S. 44. Das Sträggele endlich frißt im luzerniſchen Dorfe Urswil, Gemeinde Hochdorf, ein Kind bis auf die Knochen auf, weil dies ſeine zwölf Wergriſten nicht bis Fraufaſtenzeit fertig geſponnen hat. Alpenroſ. 1813, 149. Häffliger, Volksl. in luzern. Mundart 1813, 197. Noch iſt der Spruch dieſer Sage zu bemerken, unter dem die einmal ausgekundſchafteten Zwerge ſich auf immer von den Menſchen entfernen: „Lauf, Küngi, lauf! die Welt iſt falſch und taub!“ Der Spruch erinnert an jenen Zwergenruf, mit welchem das Kleine Volk auswandert, wenn man ihm das Zauberkraut Lauch in den Milchnapf wirft: „Lauch, Lauch! wir gehn und das Glück auch!“ J. W. Weſt, Götterlehre, 67. Ueber dieſes mißbrauchte Geiſtervertrauen, das in No. 47 und in Anmerk. No. 19 weiter beredet iſt, beklagen ſich die Zwerge ſchon in Ruodlieb XVII, 20: Inter vos nemo loquitur nisi corde doloso. O wie iſt der Himmel ſo hoch und die Untreu ſo groß! rufen die wegwandernden im Berner Oberlande. Wyß, Idyll. 1, 320. Der feminine Vocativ Küngi, Kunigund, deutet in dieſem Spruche zugleich auf das Königreich, das die Zwerge unter ſich gegründet haben, wie ſie auch in No. 4 gehorſamend unter einer eignen Meiſterin ſtehen. Eine werthvolle Belegſtelle dazu vom J. 1335, aus Pez 1, 940, giebt Grimm, Myth. 431: rempublicam inter se gerebant, legem habentes et principem.

11) **Eiszapfen zu Bödikon.** Aus Zwergenkohlen wird Gold, ein in No. 1, 10, 15, 40 ſich vermeldender Sagenzug. Hier verwandeln ſich nun Eiszapfen, mitten im Sommer entſtandene, in Silber. Derlei wird ſo vielfältig unter dem Volke erzählt, daß der Rationalismus zuletzt meinte, eine Erklärung dafür auf naturgeſchichtlichem Wege aufſuchen zu müſſen. Es iſt noch nicht lange her, ſchreibt ein Correſpondent dem Morgenblatt 1841, No. 288, daß der Bauer Sebaſt. Fletſcher an den Rettersberg kam und da lange Eiszapfen hängen ſah; da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, gieng er heim, eine Hacke zu holen, legte jedoch einen Steinhaufen unter dem Felſen zuſammen, um die Stelle nicht mehr zu verfehlen. Beim

Zurückkommen fand er den Steinhaufen, nicht aber die Goldzacken. Man will diesen Glauben mit dem leuchtenden Moose erklären, das durch einen von der Refraction der Lichtstrahlen herrührenden eigenthümlichen Schimmer seinen Namen erhalten hat. Nork, Mythol. der Volkssag. 223. -- Aehnliche Sagen spielen am Untersberge, L. Steub, bayrisch. Hochland 1850, S. 169. Schöppner, bayr. Sag. S. 13. Vom Rübezahl erzählt's Kern, schles. Sagenchron. S. 99. Die monatlichen Unterredungen vom Mai 1692 (Leipzig 1692) erzählen S. 437 nach Sachsens Ephemeriden (natur. Curios. ann. 1, pag. 131): wie ein Winzer, von der Arbeit ausruhend, etwas Gelbes aus dem Boden des Weinberges schimmern sieht und einen langen goldnen Zahn hervorgräbt; ein anderer bei Dresden zieht ein ellenlanges Seil von purem Golde aus dem Acker; ein Schnitter erblickt beim Aehren einen goldnen Drath und als er mit Holz zu Markte fährt, wickelt er ihn unbefangen seinem Ochsen ums Joch, bis ihm vor des nächsten Goldschmieds Thüre sein unbegriffener Fund wieder abgehandelt wird.

12) Erdmännchen zu Leuggern. Mihm, Koburger Sagen 1845 pg. 65 nennt die Zwerge Zinzenmännlein, wie wir die Irrlichter Zünsler und Zeisler. Aus dem Gubelberge bei Mödlitz kamen sie in die Erbsenfelder herab und pflückten die Schoten für ihre Weiblein in die Lederschürzen. Den Acker nennt man heute noch Muthenacker, weil sie da der geizige Bauer fleng und unbarmherzig schlug.

13) Erdmännchen bei Gippingen. Die Erdmännchen müssen die goldenen Leuchter in ihrer Höhle abstauben und putzen, auf denen den ganzen Tag acht Kerzen brennen. Warum brennen diese den Tag über? Etwa weil das unterirdische Volk in lichtlosen Räumen wohnt, wie die Zwergenkönige Schilbunc und Nibelunc im hohlen Berge und weil es dem gemäß heißt Nib. 473: vil kerzen was enzundet? Dies ist nicht der zureichende Grund; obschon der zwischen den streitenden Zwergenkönigen schlichtend und entscheidend auftretende Nibelungen-Sigfried, der dafür hernach mit Schätzen belohnt wird, die man auf Kanzwagen fortfahren muß, sehr an unsere vorliegende Sage miterinnert. Die ganz unberechenbare Ausgemachtheit der Sätze unseres alten Volksglaubens muß viel tiefer liegen, um in unveränderlicher Ueberlieferung und tausendfacher Zusammenstimmung heute unsere poetischen Vorstellungen oder unsere bloß rationalistischen Erklärungen noch fortwährend übergipfeln zu können. Warum brennt in No. 3 in jedem Hause der Erdleute ein Licht, da es dorten doch heller Tag in der Gegend ist, da dorten sogar die Hausdächer gläsern, und in No. 13 auch die Hauswände von Glas sind? Das Hardtmändle in E. Meiers schwäb. Sag. No. 99 ist mit Rundhut und Grünrock bekleidet; dennoch ist es selbst ein Licht und körperlich so durchsichtig, daß man ihm alle Rippen zählen kann. Der norwegische Nissen ist ein blaues Licht, Mythol. 476; ebenso jenes Weib, das achtundvierzig Eichenwälder hat aufwachsen und verfaulen sehen; in Cavallius schwed. Sag., übersetzt von Oberleitner, S. 186 und 194. An der Schlüsselkatherine ist nichts sichtbar als ihre Laterne. Kuhn, nordd. Sag. 235. 236. Nicht um etwas Märchenhaftes auszudrücken, sondern um ein Bekenntniß abzulegen, müssen der Sage solche Züge dienen. Licht, Kerze und Lampe sind deutsche Sinnbilder der Seele, wie das glimmende Scheit in der Meleagersage. Ueber diese Symbolik des Lichtes er-

klärt sich unsere Anmerk. No. 21, so weit deren Beziehungen reichen. Für jetzt das hier Einschlägige. Wir stehen in No. 3 im Reiche der Seelen; so viele Lichtchen zusammen dorten in den gläsernen Häuschen brennen, so viele Kindlein sollen daselbst noch von den Erdweibchen geboren und in der gläsernen Kirche durch Menschenhände getauft werden. Nornengast ist jenes Kind geheißen, dem die Nornen geweissagt, es werde nicht länger leben, als die neben seiner Wiege angezündete Kerze dauere. Mythol. 380. Im preußischen Baplow läßt man bei ungetauften Kindern beständig eine Kerze brennen. Kuhn, märk. Sag. No. 183. So viel Lebensjahre das Kind zählt, so viel Lichtlein stellt man ihm auf den Geburtstagskuchen; nur darf man diese nicht ausblasen, sondern läßt sie ruhig zu Ende brennen. Kuhn, nordd. Sag. S. 431. Der Chronist Bernhard Herzog, der die Hochzeit des reichen Bayernherzogs Georg mit der Polin Hedwig erzählt, fügt bei, nach den Altersjahren der Braut habe man ihr beim Kirchgang vierundzwanzig farbige Kerzen voran getragen. Wenn drei Lichter in einer Stube zugleich brennen, so bedeutet's eine Braut; unser Weihnachtsbaum mit seinem Lichterkranz ist uns der eigentliche Geburtsbaum. Wolf, Beitr. 1, Abgl. No. 83. Auf wessen Seite bei der Copulation das Licht trübe brennt, der wird zuerst sterben. ibid. No. 94. Das Alter eines Kindes bestimmt sich rechtskräftig, je nachdem es eine Kerze auszublasen vermag; und das Besthaupt hat jene leibeigensterbende Mutter nicht zu erlegen, deren hinterlassene Tochter eine Ampel auszublasen vermag. Grimm, Rechts-Alterth. 370. 411. Der blühende Löwenzahn, bei uns Lichtblume geheißen, gilt den Kindern als Wettmittel; welches dem andern die Lichtblume in der Hand abbläst, das bringt es einst auch in der Stärke am weitesten. Die kathol. Christmette zur Feier der Geburt Christi heißt man Lichterkirche, weil Jedermann mit einem brennenden Wachsstock zur Messe kommt. Ist dagegen bei der katholischen Seelenmesse nun die letzte Altarkerze mit dem Lichtdämpfer gelöscht, so ist mit dieser Ceremonie auch das Requiem zu Ende und die Kirche erklärt damit, sich nun nicht weiter mit diesem Verstorbenen zu befassen zu haben. Marienbildchen heißt eine Kapelle in Aachen, in der die Kinder drei Kerzen für kranke Geschwister opfern. Letztere sollen genesen, wenn das Weiblicht mit heller Flamme brennt; aber sterben, wenn gar eine der Kerzen vorfrüh erlischt. Firmenich, Völkerstimm. 1, 487. Ein Feuersegen im Munde der Fricktaler-Bevölkerung ruft den Schutz der hl. Katharina an und sagt dabei von deren Enthauptungstode:

Wo das Haupt hinfallt, sind Engeli und singe,
Wo das Bluet hinspritzt, sind Chrueslieberbli und brünne.

Das heißt, die Enthauptete ist in jedem Blutstropfen unsterblich. Das Kindermärchen bei Grimm, No. 44, handelt von einer Höhle, worin manches tausend Lichter brennen, da große leuchtende, dort schon zum Endchen herunter gebrannte: das sind die Leben der Menschen. Mythol. 812. Zahllose Histörchen berichten vom verfallenen Schlosse, Hause, Kirche, sogar von manchem bloßen Schlafzimmer, worin jede Nacht noch ein Licht brenne, ob nun alles noch bewohnt, oder längst unbewohnt ist; nie aber fehlt der Beisatz, daß hier noch ein Geist zu erlösen, oder daß das eigene Leben von Gefahr bedroht sei: No. 184, c. Der Glaube an Feuermänner und „Brünblige Manne", die flackernd und lohend den Ackerfurchen und Marksteinen nachgehen müssen, deutet ebenfalls auf die Feuerbeschaffenheit der

Seele, die sich erst nachmals zur Flammenqual der Verdammten umgestaltet hat. Dies erweist sich aus andern gleichzeitig fortdauernden Bräuchen. Schon Lavater, Von Gespänsten, Zürich 1578, Bl. 38, vergleicht den Irrwisch mit dem Fackeltanz beim Fasnachtfeuer: „Etwan sicht man blawe Liechtly, die nachts hin vnd wider gond, oder Zünßler, welche etwan zuosamen, etwan von ein anderen lauffend, wie in vnseren landen die knaben by den faßnacht-fhüren mit den fackien.“ An der Mosel laufen die Jünglinge am Michaelisfeste dem ins Thal gelassenen Feuerrade mit brennenden Fackeln nach, und der soll Glück haben, dem die Fackel dabei nicht erlischt. Wolf, Zeitschr. f. Mythol. 1, 88. Noch trägt ein Haus der Zürcher-Altstadt das Wahrzeichen der Kerze und des Lichtstockes, weil hier ein Hirsch mit brennenden Kerzen im Geweih den Töchtern Ludwigs des Deutschen erschien und so Anlaß bot zur Gründung des dortigen Frauenmünsters. Ein gleicher Hirsch mit leuchtendem Geweih führt zur Erbauung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen. Vergl. aargau. Sag. No. 413a. — In Schweidnitz ward noch im J. 1698 alle Abend eine brennende Kerze vor die Rathhausstube heraus gestellt, und so oft das Licht von selbst erlosch, deutete man es auf den Tod eines Rathsherrn. Monatl. Unterredungen, Leipzig bei Gledisch 1698, S. 572. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, sagen die Kinder, wenn sie zum Spiele einen brennenden Span herumreichen. Als das gleiche Spiel erklärt's W. Wackernagel (Haupt, Zeitschr. 6, 280), wenn die heutigen Römer am Carneval ihre Moccoli sich auszublasen suchen und dabei ihr fürchterlich klingendes „sia ammazzato!“ rufen. Nicht italienischen Blutdurst, sondern den Glauben hat man in diesem Ruf zu suchen, daß die Menschenseele elementarisches Feuer sei und mit ihrem Erlöschen den Körper in Asche verfallen lasse. In solchen weitgreifenden Zügen liegt jene überraschende Einerleiheit aller Sage aller Völker; sie erscheint dem Einen bewunderungsvoll und tief, während sie den Andern durch ihre Selbstwiederholung zu ermüden droht und ihm oft nur als Phantasterei auffällt, für deren Lösung er irgend einen trocknen Vernunftgrund beibringt. Liebigs chemische Untersuchungen behaupten, neuerlich daran zu sein, allen Irrlichtern das Lebenslicht für immer auszublasen und nachweisen zu können, daß es solche überhaupt nicht gebe. Es müßte dann also der Volksglaube von den Irrlichtern und Brennenden Männern schon deswegen ein vornaturhistorischer Aberglaube sein. Je weniger es jedoch der Aberglaube überhaupt mit nur physikalischen Mißverständnissen zu thun hat, um so wichtiger und tiefer ist sein anthropologischer Inhalt. Darum sind auch manche poetische Gleichnisse, in so ferne sie sich auf solche mit sinnlicher Energie aufgefaßte Wahrnehmungen stützen, weltalt und nicht mehr weiter zu überbieten. In Bouterwecks Sinnsprüchen, übersetzt nach alten Autoren (Vesta 5, 97), heißt es über Licht und Seele:

Wie die brennenden Lichter sich selbst im Brennen verzehren,
So erlöschen zuletzt Schmerz und Genuß in sich selbst.

14) **Erdmännlein an der Fullhalde.** Aargauer Orts- und Localnamen sind Full, Füllibau (bei Bremgarten an der Reuß), Fullerfeld, Follenfohr. Letzteres steht statt Follenfahr (Stromüberfahrt) und ist der ältere Ortsname von Lauffohr am aargauischen Rheinufer. Eine Riesengöttin der Hülle und Fülle, Fulla, ist für die deutsche Mythologie verbürgt;

sie ist nach dem Merseburger-Gedichte Schwester der Frûa, die altnordische Fulla hingegen Dienerin der Frigg. Diese Göttin mit dem Füllhorn kann als Mond- und als Stromgöttin zugleich gedacht werden. Vergl. Myth. 285. 843. Als letztere entspricht sie ganz der Oertlichkeit in Follenfohr, welche eine Stromschnelle ist. In gleicher Art wird auch das Dorf Unter-Füllbach, südlich von Koburg, urkundl. bezeichnet: „ab Idasa usque in Fullebah, per rivum ejus usque ad villam." Banzer Markbeschreib., 11 Jh. K. Roth, Klein. Beitr. 2, 130.

17) Betendes Erdmännchen bei Klingnau. Die Klingnauer-Gegend, in welcher diese Sage spielt, ist katholisch, die hier eingemischte lateinische Gebetformel kann also im Volksmunde nicht auffallen. Ueberdies giebt Grimm, Mythol. 431, ein besonderes Zeugniß v. J. 1335 über die katholische Confession der Zwerge: legem habentes, fidem catholicam profitentes. Auf den Anruf „Alle guten Geister ꝛc." verschwinden sie nicht, wohl aber, wenn man sie mit der katholischen Monstranz wegsegnet. Deswegen sagt man von ihnen: Se gloovten wol an gott, aber se harrn doch keen christendoem. Müllenhoff, Schleswig. Sag., No. 384, pag. 282. Dies berechtigt uns zu dem Schlusse, auch die Erzählungsweise, in der wir heute unsere Zwergensagen noch vorzutragen pflegen, stamme schon aus der vorreformatorischen Zeit her und sei sich also seit langem ganz gleich geblieben. So wird auch die Gottesfürchtigkeit des Männleins in der Gülle, No. 38, besonders betont. Die Sage läßt den Zwerg häufig in der Ordenskleidung der Mönche auftreten, ja benennt ihn auch eigens darnach. In irisch., schott. und dän. Ueberlieferungen weist Grimm, Ir. Elfenm., No. 4, S. 200 und Mythol. 461, die rührende Sehnsucht nach, mit der sich die verwaisten Geister des Heidenthums einen Antheil an christlicher Erkenntniß erwünschen. Das Lied vom Kleinen Männchen, zuerst im Wunderhorn, neuerlich wieder in Simrocks Kinderb. No. 164 abgedruckt, entspricht hierin genau dem Inhalte unserer Zwergensage. Der Zwerg ruft dem Kinde nach, das Brod trägt, pro me! und der Schluß jenes Liedchens besagt:

Wenn ich an mein Bänklein knie, will ein Bielein beten,
Steht ein kleines Männlein da, fängt alle an zu reden:
Liebes Kindlein, ach ich bitt, bet fürs kleine Männlein mit!

Aus dem Butzenmann und klopfenden Kobold (vgl. bossen, tundere) wird erst ein Schutzgott der Feldmessung, der das Land schuhweise bützt und daher Schuhbützer, Schuhmacher und Stiefeli heißt (vgl. Anmerkung No. 32); sodann entsteht daraus eine Feld-Scheuche (mhd. winterbuz larvatus, nhd. Hansbuz, Vogelscheuche), endlich ein Kapuziner. Auf solcherlei Tracht und Geschäft weist der Sagenzug hin, daß dieses Erdmännchen in derjenigen Waldgegend erscheine, wo sonst ein Waldbruder gewohnt hat, und daß es in No. 36 als ein in Pilgertracht von Loretto kommender Wallfahrer in der Weintrotte einkehrt und da Marienmilch zurückläßt. Kapuziner ist im Kinderspiel auch Name des Wassermanns, den man aargauisch Hockemä (incubus, Hakelberend) nennt. Den spielenden Kindern dient dabei bald das Chabbezinerzipfeli, noli me tangere, das man auch sonst um den Hals hängt gegen Teufelsversuchung, bald das Chabbezinerli, tropaeolum majus, das wetterkündend ist und dessen Blätter sich schließen sollen, wenn es bald regnen wird. Diese Pflanzen wirft man ins Wasser, um damit

die Witterung voraus zu bestimmen; oder man schleudert einen Stein hinein in dem Glauben, damit Gewitter hervorzubringen, und singt dazu einen Reim über den ins Wasser plumpenden Kapuziner, gerade so wie in Holland die Nymphäa die Plompenblume genannt und in gleicher Weise verwendet wird.

18) **Stalljoggeli in Wettingen.** Ebenso thut der Kobold Poppeli zu Hohenkräben, und das Sermännlein in Badisch-Rippoldsau. Mone, Anzeig. 1837, S. 175. Das Schlagwort dieser Sage ist der Rest eines alten Sprichwortes und lebt noch in der Kinderspielsprache zur Bezeichnung des Glockentones und Mühlgeklappers fort, „Gieb aha, gieb aha!“ Kirchhofer, schweiz. Sprichw. S. 224. Der Zwergenname Joggeli kehrt als Rainhalden- und als Kinzhaldenjoggeli No. 26. 27. wieder. Dies ist jener dienstfertige aber verrückte Knecht Joggeli des Kindermärchens, der die Birnen schütteln soll, die nicht fallen wollen. Vgl. aarg. Kindspr. No. 277. Der Name bezeichnet theils den Uebereilten, Ueberhasteten (jogeln, eilig sein, Stalder 2, 77. jagkelschutzen und jächen, fugare. Schmeller 2, 267); theils bedeutet er den Narren (Schmid, schwäb. Wörterb., jockeln, albern thun; Tobler, appenzell. Sprachsch. 286). Wie es einen Schmutzbartli giebt, so zeigt Schmeller 2, 266 einen Schmierjägkel, einen ausgeschoppten Jackel, d. i. einen Fasnachtsbutzen. Schmeller giebt das Lied an, bei dessen Absingung man eine solche Fasnachtspuppe mittelst eines (Fasnacht)Leintuches prellte, in die Luft warf und wieder auffieng. Sie stellte einen Schmiedskobold vor. Jackel heißt daher auch der große Pochhammer bei Schmied und Schlosser, Jackel der große bauchige Krug, und in ditmarscher Mundart ist der Eiszapfen Jisjack, Eisjackel genannt. Claus Groth, Quickborn. Hamburg 1853. S. 270.

19) **Kobold Beckli in Kirchleeran.** Zu den in Grimms Mythol. 453 bereits bemerkten Parallelstellen über Sagen von solchen dienstfertigen Hausgeistern, die, einmal ausgelohnt, sofort auf immer das Haus verlassen, können noch folgende seither neu aufgefundene und neu bedeutsame Sagen gezählt werden: Panzer, bayr. Sag. 1, No. 59. 130. 178. 179. — Wöste, die westfäl. Hellen, in vdHagens Germania 9, 290. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 445. Vier ähnliche Sagen vom Waldwiesenweiblein bringt L. Steub, Aus dem bayr. Hochlande 1850. Derselbe: Drei Sommer in Tirol. Ebenso Rank, Böhmerwald S. 282. Meier, schwäb. Sag. No. 66—74. Den Hausgeistern wird geopfert, der Tisch gedeckt, das Bett gemacht in unserer Samml. No. 29. 30. 33. 34 (vgl. Grimm, DS. No. 37. 38. 71); will man aber den Hausgeist nur äußerlich nach seinem Pflichttheile ablohnen, so verläßt er gemüthlich gekränkt das Haus, oder wird dem Geizhalse erst zum besondern Hauskreuz (No. 23). Der Koboldsname Beckli (Milchnapf) stammt aus dem Sennenleben. Man stellt dem Freiburger-Alpenzwerg Jean de Bolieta (boule, Napf; Napfhans entspricht dem Flaschengeist S. 42 in Grimms Jr. Elfenm. und unserm No. 39 in die Strebflasche gebannten Geiste) täglich eine Schüssel Milch aufs Dach. Alpenrosen 1824. 74. Gleiches geschieht in unserer No. 47; Gleiches dem Kobold in Straußberg: Kuhn, märk. Sag. No. 180. Da man dem Alpengeiste von Grejolat, bei Albruye im Freiburger Sanenlande,

Unrath statt Rahm ins Näpfchen that, rief er Nachts: Drôles, écorchez! und eilf der schönsten Kühe lagen am Morgen von den Trolden erwürgt. Henne, Schweiz. Bl. Jahrg. 32. Eine ähnliche deutsche Sage bei Wolf, Götterlehre 67; eine irische in Grimms Elfenm. S. 212. Genau zustimmend ist, was Joh. Lasicz von den litthauischen Hauskobolden erzählt und auf welche Weise man sie ins Wohnhaus zu ziehen pflegt. Die einschlägige Stelle in Haupts Zeitschr. 1, 146. Milchsuppenjägerli heißt der Zwerg auf den Freiburger-Gousinderalpen. Küenlin, Alpenblumen (Sursee 34) S. 99. Da man dem Bündner-Geißler, No. 47 unserer Samml., Schnaps in sein Brünnlein schüttet, hütet er das Vieh nicht mehr. Die Zwerge in No. 13 wollen nur das der Bauernwirthschaft zustehende Essen; sie verlangen aber in No. 9, wie Kinder des Hauses, ihren Antheil von der Zuspeise der Mutter. Sie sind in No. 16 Honigmäuler, denn sie wohnen hinter dem Bienenhäuschen. Deshalb nennen die Aargauer-Kindersprüche, No. 528, den Honig Chleimännlidreck. So weiß auch eine Zwergensage bei Osterode (Mythol. 435) von der Honigtonne in der Zwergenhöhle. Bei Festgelagen erscheinen sie ungeladen und stellen sich den Schmausenden ruhmredig selber als Koch vor: No. 22. Bringt man ihnen nicht das Begehrte, so rauben sie's. Drum erscheinen sie so oft als Korndiebe: No. 13. 28. 29. 32; selbst Holz- und Gemüsediebe sind sie, No. 39, gleich dem Mann im Monde. Dies Diebsgelüsten und zugleich die Tanzlust haben sie mit den Fingern gemein, nach dem Kindermärchen, das man über diese erzählt. Wie das neugeborene Zwergenkind nur daumengroß ist, No 3, so daß es, statt auf dem Arme, in der hohlen Hand getragen werden muß, so ist auch der Daumennickel (Myth. 420) als Finger und Zwerg ein Kuchendieb, Obstdieb, ein Tanzkünstler, Wahrsager und Allesbescheerer. Vgl. Oberdeutsches Gebildbrod, No. 11: Hand- und Fingernudel; zugleich aargau. Kindspr.: Abthl. 1 Fingersprache. Zu dem dort Bemerkten ist hier Folgendes noch beizufügen. Der älteste Daumennickel ist Gott Thôr, er versteckt sich im Däumling eines Riesenhandschuhes. cob ist welsch der Daumen, mlatein. cobolus Possenreißer, κόβαλος. Kobold. Hans Däumerling ist gleichfalls der Spaßvogel unserer Märchen. Der fünfte Finger, bei den Griechen der Dieb Kakes, ist der Piephans (in Aachen), der Pieyling (im Bergischen) und der tanzende Pieperling, der auf dem Kopfe nach Hause geben kann. Vgl. aargau. Kindspr., Abthl. Räthsel. Gepiptes Brod, solches, das man noch vor dem Backen mit dem Daumennagel zeichnet, verwünschen die Zwerge. Anmerk. No. 2. Bidderli heißen zugleich die Erdmännchen im Fricktbale, No. 5 b. Der Zwergenkönig selbst heißt Piver, er hat nur ein Bein. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 392. Der kleine Finger, der Piephans, weissagt, wenn man ihn ans Ohr hält: ich weiz vil wol, waz du geschuh, min minnester vinger mir's verjach. W. Grimm, Berlin. Akad. Abhandl. 1848. 494. Er ist demnach der sogenannte Meister Hemmerleinsfinger, Teufelsfinger, gleich dem vorhin besprochenen Löwenfinger, dem sogen. Diebedaumen. Wenn man ihn am Tische hintanzen läßt, sagt man dazu im Berlin. Kindl. (vdHagens Germania 8, pag. 236, No. 57):

Pepelmützchen Sängerlein,
Tanz mit mir auf'm Feuerheerd.

Dies Pepelmützchen erinnert an den Schleßzwerg Poppele von Hohenkrähen, der ein Kleyfgeist ist und zugleich Stalldienste thut; vgl. Anmerk.

No. 18. Sängestèrt vergleicht ſich dem Bremer-Zwergennamen Sellensteert, Anmerk. No. 28.

20) Sennenzwerg in Muri. Der ausgelohnte Zwerg in Vonbuns vorarlberg. Sag. pag. 6 entfernt ſich unter dem Ruf: a so an schöne weeha (keck) mä nomma hüntha ha! Das Fegmännchen im Berner-Simmenthal erhält Schuhe mit ſafranfarbigen Maſchen, Mantel und Filzmütze zum Lohn; darüber ſpricht's: ig nit me stampfe mu, ig schon chleideli ha, ig jitz tanze gu. Als es in der Oelmühle auf ähnliche Weiſe beſchenkt wird, ſagt's: nei, e sottige mo i sottigem chle'd putzt kei ohli meh! R. Wyß, Idyll. 2, 341. 415. Der Futtergupel(kobold) erhält neue Schuhe und geht mit ihnen davon: Hab' ich deine Schub', ſo hab' ich meine Rub'! Bechſtein, DSagd. No. 552. Mehrfache ähnliche Erzählungen liefern: Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 281. Meier, ſchwäb. Sag. No. 66. 69. 71. 74. Wolf, Ztſchr. 1, 458. Studemund, mecklenburg. Sag. pag. 172. Grimm, Myth. 1217, Anmerk. 453. 479. Die Knechte im Schloſſe Heldritt hatten ein Dienſtmännchen, das außer ſeiner feuerrothen Weſte nur Lumpen anhatte. Als ſie ihm aus Erkenntlichkeit für ſeine fleißige Dienſtverrichtung Linnenſchöpchen und Linnenhöslein auf den Futterkaſten legten, kam das Männlein nie wieder. Fr. Mihm, koburg. Sag. 1845. No. 28. Im Harze pflegt man von einem, der ſeines Dienſtes entlaſſen werden ſoll, zu ſagen: der bekommt bald ein Paar Schuh. Pröhle, unterharz. Sag. No. 30.

21) Erdmännchen auf der Stolten bei Leerau. Der Zwerg erſcheint als ſachkundiger Grubenmann und giebt einen Vortheil zum Felſenſprengen an. Das Geſchlecht, aus welchem der verwünſchte Lindegiger ſtammt, ſoll daher Hauenſtein geheißen haben, No. 39. — Die Heidenmännchen in Ryken, No. 43, ſind die Beſitzer des älteſten Salzwerkes. Hans Donnerstag, ein Zwergenname bei Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. XLVIII. zeigt der Elben Verwandtſchaft mit dem Gotte Donar. Er iſt alſo ein Meiſter Hemmerli, wie man mundartlich jeden Tauſendkünſtler und den Teufel zugleich benennt. In ſolchem Zuſammenhange heißt derjenige, der beim Steinſprengen die Bohrnadel in den umformenden Lehm ſteckt und zum Abbrennen wieder auszieht, aargauiſch „der Tüfel mit der Rückernadel", und man denkt ſich unter letzterm Worte des Teufels Schürhaken, wie man es denn auch als Scheltnamen gegen böſe Weiber gebraucht. Der Zwerg räth beim Sprengen Spinnboppe, Spinneweben, ins Bohrloch zu thun, die man ſonſt auch Kindern und Thieren auf beſchädigte Glieder legt. Dies entſpricht jenen ſpinnenden Zwergen, die, No. 10, mit ihren Kunkeln zu den Dorfleuten gehen, und ihr in No. 25 erwähnter Spielplatz kann wohl auch ihr Spill- oder Spindelplatz ſein. So giebt es Spielſteine und das Ghriembildenſpiel: Mythol. 390. Bertel de las Fadas heißt ein Fels zu St. Hélène im Departement Lozère; d. i. der Wirtel (bertiçello, Spindel) der Feen. Rork, Mythol. der Sag. 912. In den Bauernſtuben der ſolothurn. Landſchaft Leberberg hatten ſonſt die Bänke, die ringsum an den Wänden laufen, kleine Rundlöcher im Sitzbrette, und man ſagte, ſie ſeien für die Erdmännchen eingeſchnitten, um ihre Kunkeln drein zu ſtecken, wenn ſie bei den Bauern zu Licht kämen. Illuſtr. Schweiz.-Kalend. 1854, S. 94. Die Tropologie der Sage verwandelt die Zwerge zuletzt direct in Spinnen, in Arachnen. Dverg iſt ſchwediſch Zwerg und Spinne, dvergsnut iſt Zwergen-

netz und Spinnwebe. So ist auch bretagn. korr beiderlei: Mariensommer, in so ferne man sich Marien spinnend denkt, und Altweibersommer, in so ferne man sich der spinnenden Ahnfrau und Königsmutter Bertha erinnert; beide spinnen die im Herbste über Ackerfurche und Hag liegenden Spinnenfäden. Mythol. 440. Eine Anmerkung Vossens zu seiner Luise sagt über die fliegenden Herbstspinneweben der araneo obtextrix, der Volksglaube hält sie für ein Gespinnst von Elfen und Zwergen und von der Mutter Maria. Longolius (Curiana, pag. 56) schreibt: Wenn die von gewissen kleinen Würmern herrührenden Fäden in der Luft schweben, so spricht das Volk: Frau Here, die flughet! in der Meinung, daß die Here durch die Luft fliege und den Menschen Reichthum verleihe. Wurm, Beurtheil. des Grimmschen Wörterb. 1852. S. 25. Redet die schwedische Sage vom Altweibersommer, so stellt sie drei Zauberweiber dazu, drei häßliche Großmütter: Storfotamör (Großfuß), Storgumpamör (Breitgesäß) und Stortumamör (Großdaumen) helfen dem gefangenen Mädchen spinnen und weben. Cavallius und Stephens, schwedische Sag. (ed. Oberleitner) No. 11, S. 215. In der Tiroler-Sage (Wolf, Zeitschr. f. Mythol. 1, 10) ist's eine Kröte, die dem armen Hansel die Flachsreiste, sein einziges Hab und Gut, zum allerschönsten Gewebe verspinnt, ihn damit zum Traualtar gehen läßt, da aber zur blühenden Jungfrau entzaubert sein Weib wird. Handelt sich's vom Mariensommer, so spinnen drei Nornen, oder drei Marien (aargau. Kindspr. No. 274) jenen langen Glücksfaden, der die ganze Heimat schirmend umspannt:

Es isch e lange Fade,
Er langet bis go Bade,
Vo Bade bis zum Hauestei,
Vo Hauestei bis wiedrum hei.

Diese Grenze der Heimat läuft hier von der aargauischen Grafschaft Baden bis zum Hauenstein (petra pertusa), der alten Grenzmarke in der gleichnamigen Grafschaft am Schwarzwälder-Rheinufer.

23) **Chudermandli in Veltheim.** Mone, Anzeig. 1835, 312 erzählt vom Schwarzen Männlein, das mit einer Trube gekauft worden, sodann, seit diese geöffnet worden, herausgewischt und nun nicht mehr hinter dem Ofen vorzubringen ist. Gleicherweise wird in Kuhns nordd. Sag. die Flachsjungfer und Flachskröte ins Haus geschafft. Denn Chuder ist Flachs und Werg. Das Kutterweible bei Tettnang ist ein spukendes Weib, welches Flachs- und Hanfabfall unter dem Arme schleppt; dagegen ist die Kutterappel (Windappolonia) ein spukendes Waldweib, welches chuttet, d. i. Windgetöse macht, vgl. G. Meier, schwäb. Sag. No. 39. 40. Wer einen Kobold im Hause hat, darf sich nicht kämmen, sagt der Aberglaube; Sommer, thüring. Sag. S. 171; denn auch der Zwerg ist von verfilztem Haar oder weichselzöpfig, und jeden so behaarten nennt man deshalb Retzel (garidan tortus. Voc. S. Galli.), dies ist mundartlich ein Chuderhaar und Heuelhaar. Solches Struppbaar zeigen die Erdweibchen in No. 4. 12; nach ihm hat der Teufel den Namen Kraußbärtlin, Cincinnatulus, bei Philo Magiologia S. 494. Weitere Zeugnisse: Mythol. 433.

24) **Herdmännlistein bei Wohlen.** In vielen aargauischen Dörfern gelten einzelne Felsteine, Burgfelsen, Bergwände rings im Ge-

meindebann als sogenannte Titisteine, unter denen die Hebamme die Neugebornen (Titi) hervorholt. Ist der Name des gewaltigen Berges Titlis nicht etwa rhätischer Abkunft, so wäre dieses Gebirg wohl der allergrößte unserer Kleinkindersteine und der ganze Titisee im Schwarzwalde ein Kleinkinderbrunnen. Dies sind die Geburtsfelsen des Zwergengeschlechtes, aus dessen Ueberschuß an Kinderseelen sich das Menschengeschlecht ergänzt. Vgl. aargau. Sag.: Schlüsseljungfrau zu Tegerfelden; No. 167, und Kleinkindersteine, No. 77. Im Südwesten Deutschlands wohnen die Wildweibchen im Walde unter Felsblöcken, der Wilden Frauen Haus oder Gestühl genannt. Wolf, Götterlehre 60. In Gestalt eines Steines kommt die große Göttermutter den Tiber aufwärts nach Rom gefahren; auf Mühlsteinen überschwimmen unsere bekehrenden Heiligen die hemmenden Ströme des Barbarenlandes (pag. 13). Die Sachsensage läßt den ersten König Askanes beim Harzfelsen hervorwachsen und die Völuspá nennt die Zwerge die aus den Steinen der Berge Gestiegenen; von steinernen Broden sogar redet die Legende. In diese Felsen zurück flichet das vom Unglauben der Menschen geschmähte Zwergenvolk (i die Kreche hand se se verschlosse, tief i d'Geissfluch hindere, No. 2); auf den Fels der Teufelskanzel verlangt der Lindegiger selbst ausgesetzt zu werden, da man ihn nicht länger im Hause duldet, No. 39. König Etzel verschliefst sich in die Steinwände, Klage, V. 2169. Im Arensteine schlafen die drei Tellen, im hohlen Berge Karl und Barbarossa. Selber ganze Felsenreihen und Gebirgsstöcke nennt man die Männer, und eigene Sagen und Volksbräuche knüpfen sich an sie. Nicht nur nennt der Aelpler die aufgethürmten Steinkegel, die im Schneefeld der Alpenpässe dem Wanderer die Wegerichtung angeben sollen, Mandli (vgl. pag. 73), sondern sogar das Gebirge der Tête blanche am Walliser Weißhorn, über 11,000 Fuß hoch, heißt dem Deutsch-Walliser „z'Mannje", zum Männlein. Ein Fels in einer Matte zu Grion, zwischen Sitten und Ver, der erst jüngst gesprengt worden ist, heißt der Wildmannsstein, la Pierre du Sauvage. Escher, die Schweiz 1851, 379. Die Dame du Lac, ein Felsenriff hinter Vauxyret bei Vevey am Genfersee, ist durch J. J. Rousseau's Beschreibung berühmt geworden; er schildert es als eine mit Hut und Sack über das Gebirg eilende Frau. Ein Felsenvorsprung am Roselauigletscher mit menschlichem Profil heißt Gletscherwächter; im Glarnerlande nennt man die Felsen, welche sich menschlichen oder thierischen Körperverhältnissen vergleichen lassen, schlechtweg Glmer, d. h. die grauen und die elben. Einzelne solcher Felsen müßen herkömmlich bestiegen werden, um zu bestimmten Zeiten droben zu spinnen, zu tanzen, Feuer anzuzünden, zu kochen; andere müßen zur Heilung von Körperleiden bekrochen werden, vgl. No. 477. Mit solcherlei Felsen hängt auch der Zwergenname Schratt, Schratz und Schrätteli zusammen. Der Bohrer Rati, mit welchem Odhinn sich den Weg durchs Hnitgebirge bohrt, und das auf der Welt-Esche wohnende Eichhorn Ratatöskr leitet nach Grimm (Myth. 756. 856) ab von goth. vrsion permeare, terebrare. Der Schratt ist der die Felsen durchbohrende Erdgeist, und daher stammen die vielen gleichnamigen Schrattenstuben der Schweiz, deren sagenberühmteste diejenige im Luzerner-Entlebuch sein wird, in welche alle verwünschten Geister hinein beschworen werden. „Dort am Schratte dur da Schratte geits da Rung uf Nanis-Egg," singt Kuhns Geisenreihen, Alpenrosen 1820, 234. Ein Schrattweg auch in Niederhessen: Mythol. 447.

Bei Paracelsus habe ich gelesen, aber mir die Stelle nicht angemerkt, den Erdmännlein, die im Innern unseres Planeten wohnen, seien die Felsen und Erdwände „ein Nichts, nämlich ein Chaos, durch welches sie unaufgehalten hindurch zu gehen vermöchten.“ Dadurch ist das Labyrinthische der Schrattenfelder zutreffend bezeichnet. Schrattenwände, Schrattenriffe, -löcher, -felder nennt man in den Alpen die großartig gefurchten Felsverwitterungen der meilenweiten Karrenfelder, die sich in der obersten Höhe der Gebirgswelt als wasserlose brennend heiße Steinwüsten vorfinden. Sie bestehen aus hunderttausenden von Felsen, welche in Form von gigantischen Rinnen, Hohlkehlen, Pfeifentrieben, von Scheiben, Schwertern und Lanzen zum Himmel starren, während eine ebenso zahllose Trichter- und Löchermasse ihre Flächen durchgittert. Stellenweise sehen sie riesenhaften Honigzellen gleich, und der Hirte nennt sie daher auch Steinwaben. Das Gletschereis und Schneewasser, Verwitterung durch Sonne und Frost, Sturm und Erdbeben zusammen bringt diese zerstörten und verdrehten Formen hervor. Hirzel in seinen Alpenwanderungen beschreibt die Karrenfläche des Räbertenstockes im Kanton Schwyz, und die Kupfertafel des Zürch. Neujahrsbl. der Naturforsch. Gesellsch. 1840 giebt eine Abbildung dazu. Ein bayrisches Beichtrecht v. J. 1272 Witigo de Nät-schorat (Nachtschratt) verzeichnen die Mon. Boic. tom. 29, pag. 504. — pilosi, incubi, monstri, i. e. marr, scrazza: St. Galler-Gloſſe des X. Jahrh. in Hattemers Denkmal 1, 243. Schrätzel heißt ein Donaufisch, weil er sich vorzugsweise unter den Felslöchern aufhält. Panzer, bayr. Sag. 1, 111, No. 133. „Das Aerzele, ein wunderschön, burtig und lustig Fischlein.“ J. L. Cysat, Beschreib. des Vierwaldst.-Sees 1661, pag. 93. Rettele ist Name eines Dämons. Meier, schwäb. Sag. pag. 173. Die Rätzellöcher im Bern.-Oberlande gelten als Zwergenwohnungen und der Rätzliberg im Bern.-Lenkthale hat seine örtlichen Zwergensagen: Alpenros. Jahrg. 13, 192. Das Straßburger-Stadtthier, das sich in einen silberen Schwanz endigt, heißt Rätzel. Stöber, elsäß. Sag. No. 214. Rätzel und Haarbammel nennt man in Elsaß, Schweiz und Bayern Leute mit aneinander stoßenden buschigen Augenbrauen (Göthe, Wahrh. u. Dicht. 25, 228.), man schreibt ihnen Geisterſichtigkeit zu: Panzer, ibid. 1, 130, 134; die zauberische Wirkung ihres Blickes ist in Westfalen das Gntieben genannt: Woste in v. Hagens Germania 9, 286 No. 10. Wickram in der Erneuung der Metamorph. des Albrecht von Halberstadt redet von schletzen vnd zwergen, Haupt, Ztschr. 8, 412. Schratz ist im Rotwelsch Name des kleinen Kindes. Anton, Wb. der Gaunersprache, Magdeburg 1843 pag. 62. Die kleinen Kinder, und der Ort, wo sie von den Zwergen in den Felslöchern aufbewahrt werden, heißen schweiz. Chrügeli, Chrügelnägeli, No. 5a, man sucht darin die Bedeutung von geringeltvoll, fruchtschwer behangen; richtiger wird man dabei an die schrundige Wand der Kalk- und Nagelfluhfelsen zu denken haben, und darnach ist knuckeli faltig und runzelig in ditmarschener Mundart. Claus Groth, Quickborn. Hamburg 53, pag. 273. Krügel heißt uns jede krüppelige Pflanze und Person, alter Krügel der alterskrumme Greis, Krügeli, das Kind, welches wärmesuchend mit emporgezogenen Beinen im Bette liegt. Stalder, 2, 137. So ist Nörgeli ein kretinenhaftes Kind, Nörgel der Name des Gibs, von dem das Besessensein der Kinder herrührt, als dessen Folge eben der Cretinismus angesehen wird.

Nicht zufällig iſt der Nebenzug der Erzählung, wornach die unter dem Felsblock verſteckten Knaben grün gekleidet und in Laubeinkleidung hervorkommen müßen. Das Berner-Volk nennt die Zwerge Grüne Männchen und läßt ſie ebenſo im Walde unter erratiſchen Steinblöcken wohnen. Jahn, Kant. Bern S. 89. Auch dem Iren heißen ſie ſchlechtweg die Grünen, und in Moos gekleidet ſind ſie: Grimm, DS. 1, 48. Noch immer kleidet man den Wilden Mann bei den Fasnachtzügen und am Pfingſtfeſte in Laub und Moos. Grün iſt der Zwerge Geburtsgürtel, Panzer, bayr. Sag. 1, No. 19. 88; grün das Röckchen, in welchem der von dem Waldweibchen entführte Hirtenknabe einherkommt, J. W. Wolf, Götterlehre S. 61. Grünbändig ſind die Hauskobolde Rothmützchen. Wolf, ndl. Sag. No. 474. Unſer Rainhaldenjoggeli kommt als grüner Mann, No. 27. Der Stiefelireiter wohnt im Walde Maiengrün, No. 33. Eine grüne Tanne führt der Geißler als Spazierſtock, No. 47. Grüne Röcklein haben die Pilatusmännchen, No. 50. Darum geht der Zwergenname aus den Benennungen der Felsſteine in die Namen der Blumenwelt über. Die Hermännchen (Kamille, matricaria) ſind verwunſchene Soldaten. Schmalfuß, die Deutſchen in Böhmen, Prag 51, S. 102. Titti und Tittiblak iſt aargau. arum maculatum; man erklärt ſich den Namen daraus, daß dieſe Blume eingewickelt liege in ihre Blätter, wie ein Kind (Titti) in ſeine Windeln. Allein die Pflanze gehört zu jenen Hermännli- und Titisteinen, ſie wird als Schutzmittel gegen Toggeli und Geiſpenſt unter Hausſchwelle und Wiege gelegt; und in Kuchen gebacken, den man Aronedotſch nennt, iſt ſie das wirkſamſte Mittel gegen unreines Geblüt. Ueber die grüne Tracht der Geiſter iſt gehandelt pag. 213.

X 25) Tanzplätze. Tanzende Zwerge bedingen muſikkundige, dies beweiſt am ſchlagendſten der Lindegiger am Ruckfelde No. 39, welcher ſo ergreifend geigt, daß ſich der Würelinger Bauer beſinnungslos tanzt und darauf der beſte Tänzer im Lande wird. Soll aber ſonſt Religiöſes verhandelt werden, ſo läßt dieſer Kobold in demſelben Zimmer eine lärmende Spieluhr los. Die Waldweiber unſerer No. 8 ſingen ſo ſchön, daß darüber die Waldthiere ſchweigen; ein Zug, der an den Sänger Horant im Gudrunliede gemahnt. In No. 15 reden die Waldfrauen, als ob Wachteln ſchlügen. Ein Zwerg am freiburgiſchen Sennberge Consimber erſcheint ſtets mit einer Geige und heißt daher das Spielmännlein. Kücnlin, Alpenblum. (Surſee 34.) S. 97. So ſchlägt auch der ſchwediſche Strömkarl die Harfe, Mythol. 461, und in den iriſch. Elfenm. 199 iſt ſogar die Melodie eines ſolchen Elbenliedes aufgezeichnet. Im 16. Jahrh. galt in der Schweiz der Glaube, daß die Seelen auf freiem Felde die Harfe ſchlügen zur Erheiterung der Lebenden. Kaſ. Pfyffer, Geſch. v. Luzern 1, 320. Ueber die bezaubernde Muſik der Wachletä-Jungfrauen, der ſelbſt kleine Kinder blindlings folgen müßen, iſt die Rede No. 25, 40. Bezaubernde Sänger läßt das ſchwed. Lied die Rinde vom Baum, die Hindin aus dem Wald, das Kind aus der Mutter, und das Auge aus dem Nacken ſpielen. Myth. 1039.

Ferner geht ein deutſcher Tanzſpruch durch alle Landſtriche und Stände: Auf'm Bergel tanzt e Zwergel u. ſ. w. Die Mutter bezieht ihn auf ihr ſtolperndes Kind: „Ei, du mei's Buebli, tanz dir d'Fuesli nit ab!“ Der Zunftſpott wendet ihn auf den Schneider: „da tanzen zwei Schneider

um e Wasserhoutell"; — oder auf den Pfarrer: „mit seiner Namsell"; oder auf den Einsiedler, welcher, so oft der Gugguk schreit, mittanzet „bis ehm d'Chutte verheit". Es ist dies ursprünglich ein Lied vom Elbentanze und solchen Inhaltes, wie es in Grimm's altdän. Heldenl. „Elfenhöh" enthalten, oder in J. Wiers Werk de praestig. daemon. cap. 16 vom Bunten Pfeifer zu Hameln erzählt, sodann von Göthe im Gedicht Rattenfänger, und als neues Tanzmärchen im Volkstone von Fr. Rückert berichtet ist „Der Spielmann" Gesam. Gedichte 1, 489. Alles, Lebendes und Todtes, muß dem Reize dieser Tanzweise folgen und mit in dem Reihen fortwirbeln. Daher kommt selbst die Strafe des Todttanzens im Sneewittchen und in der dänischen Sage vor: Grimm, KM. 3, 93. Der Todtentanz, sonst ein häufiges Wandbild in deutschen Städten, jetzt noch eine Göthesche Ballade, ist ein Uebergang davon, so auch der Pesttanz. Das Landschloß Tanzenberg bei Luzern hat eine alte Tanzsage, welche Joh. Leop. Cysat, Beschr. des Vierwaldstätter-Sees 1659, S. 208 berührt. Die erblassende Sage überträgt sich auf die Hexen, welche am 1. Mai den Schnee vom Blocksberg und vom Pilatusberge wegtanzen müßen. Gyriac. Spangenberg im Ehespiegel (Nürnb. 1578) erklärt 285: In der alten papistischen Postilla Sermones discipuli stehet: „es sey ein sonderlicher Teuffel, Schick den Tantz genannt, der alle Täntze anrichte." Ein bayr. und mitteldeutsches Geschlecht des Namens Schickentanz ist bekannt; ein züricherisch es heißt Tenzler. Es sind die von der Tanzwuth mit hingerissenen Zuschauer, wie von ihnen die schwed. Sag. erzählt. Myth. 1009. Die dunkelfarbigen Graskreise in den Wiesen nennt der Schwede *wildands*, wie schon der alte J. H. Voß bemerkt, Lyrische Gedichte, Bd. 2, Anmerkungen. Scheuchzer, Schweizerlands Naturgesch. 1, 462: von den runden verbrannten Greisen im Grase haltet man in unsren Landen gmeinlich dafür: das seyen der Hexen und Hexenmeister, oder auch kleiner Ayr-Teufeln und Bergmännlein Tanzplätze. Dieselben Anschauungen reden Jahrhunderte früher in Albrechts von Halberstadt deutschen Metamorphosen; er kennt der Elbinnen fröhliches Kichern beim Waldtanze und im thauigen Gras um einen geheiligten Baum: (nach J. Grimms Verbesserung in Haupts Zeitschr. 8, 408.)

wan dirre boum heilec was,
bi dem man die waltfrouwen
dicke hat hören lachen,
ir wilde getemere machen,
singen ir wise suoze,
man spürte im tou ihr fuoze:
wilen in eins ringes schrote
sungens zesamen ir gesanc.

Der Eddische Zwergenname Haugspori bezeichnet einen solchen über das Gras im Schweben hinstreifenden Tänzer: Mythol. 439; und Dauschlöper ist der nordd. Namen des Siegers beim Pfingst-Wettritt: Kuhn, nordd. Sag. 379, 53. Der Reichthum an landwirthschaftlichen Lokalnamen, die auf diesen Geistertanz hindeuten, ist groß, so in E. Meiers schwäb. Sag. No. 81. Im Bern. Oberlande nennt man solche Plätze vermeintl. Geisterzusammenkunft: Dorfettänze, Twirgi, Twergis, Simmeler (sinwel, Rundplätze). Jahn, Kant. Bern, S. 339. „Ein simeler Umfang, auf Niederfeld im Grindelwald gelegen, wird Hexentanz geheißen" A. Wyß, Reisen

im Bern.-Oberl. 2, 612. Die hier in unserer Sammlung genannten Tanzorte in Wald und Wiese sind entschieden heidnischer Abkunft; denn auch noch in später Zeit hat sich auf ihnen das Volk heimlich versammelt. Das Chorgericht des aarg. Dorfes Kirchberg schickte im Sommer 1695 jeden Sonntag den Ortsweibel mit zwei Geschworenen nach Beendigung der Kinderlehre ins Holz, um dorten die Tänzer fangen zu lassen und den Spielleuten die Instrumente an den Waldbäumen zu zerschlagen. Melch. Schuler, Sitten u. Thal. der Eidgenoss. 3, 365. Ein Zürcher Landmandat v. J. 1631 verbot „ernstlich alles Tanzen bei Nacht in den Wäldern"; aber noch i. J. 1718 muß dasselbe wieder neu eingeschärft werden. Haubart, Schweiz. Gesch. 4, 362.

Manche Sagenzüge, Kinderreime, Brodgebäcke, endlich auch Ausgrabungen geben Aufschluß über Aussehen und Gestalt dieser tanzlustigen Zwerge. Man dachte sie sich als eine durch Hut und Mantel tief verhüllte Figur, und in solcher Weise macht man auch heute noch Kapuziner- und Nonnenfigürchen aus Pappe und stellt sie als Barometer vors Fenster; oder man schnitzte Figürchen mit verzerrter Grimasse und ausgereckter Zunge, wie man sie als Hampelmännchen, Riechfläschchen und Lichtlöscher auf die Tische stellt, sie als Nußknacker und Papiersalzer, als Thürgriff und Stockknopf braucht. Die Hausgötter waren Schnitzbilder, an sie erinnert noch manche Redensart. Es wäre nicht leicht ein Herrgott aus ihm zu schnitzeln, sagt das Landvolk von einem dummen Jungen; non ex quovis ligno fit Mercurius. So redet auch Luther im Sermon, die Kinder zur Schul zu halten, vom wohlgerathenen Kinde als einem feinen Hölzlein, daraus sich der liebe Gott einst einen Herrn schnitzeln werde. Technischer Name der nord. Götterbilder war skurdgodh, von skera sculpere, skurd sculptura. Myth. 102. Der berühmte Abt Trithemius, aus Trittheim an der Mosel, schnitzte sich aus Holz eine Dienerin, die ihm alle Hausarbeiten that. Moselsage in Wolfs Ztschr. 1, 189. Mühlgötze heißt ein altes Schnitzbild in der Obermühle zu Plauen, das ehemals oft ins Wasser geworfen worden ist, nun aber nicht mehr von seiner Stelle gerückt werden darf. Die Braut von Kynast ist ein stachlichtes Holzbild, welches den Reisenden zum Küssen vorgewiesen wird, damit sie sich durch ein Trinkgeld davon auslösen. Bechstein, DSagb. No. 564, 637. Klevesaal (Klauszagel), des Schimmelreiters Bediente, hat sein Holzbild im Klosteramte Ibbesfeld, und obschon die Mägde ihren Spaß damit treiben, darf man es ohne Gefahr für das Amt dorten nicht entfernen. Pröhle, Harzsag. 1854, pag. 226. Das Zwerglein Werweiß wird vom jagenden Grafen im Walde betroffen und als Wildmännlein eingefangen. Es war so nett, daß man einen Glaskasten über dasselbe machen ließ und es auf den Schrank stellte. Zingerle, Tirol. Märch. 1, pag. 169. Alles dies entspricht dem bei Saxo Gramm. 327. erwähnten simulacrum quercu factum. Myth. 104. Hau die Liese mit ihrer langen Nase aus, sagen sich die Unterirdischen, als sie des Bauern Weib aus dem Wochenbette stehlen und ein Holzbild an die Stelle legen wollen. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 423, pag. 311. Bis zum J. 1786 war es in Leipzig Sitte am Johannis-Hospital ein kleines hölzernes, schöngeputztes Männchen auszustellen, neben dem eine Vase mit Blumen stand. Dies war das Johannismännchen. Man betrachtete es als das Palladium der Stadt, das Seuchen, Feuerschaden und Blitzschlag ab-

halte. Im genannten Jahre verbot der Stadtrath die Ausstellung dieser Puppe, nun wallfahrtete das Volk, anstatt zum Spital, zum Gesundbrunnen am Ibenberge. Gräße, sächs. Sagensch. No. 392. Das Palladium des Rittergutes Oberforchheim an der Straße von Freiberg war eine hölzerne, stark vergoldete Statue, die auf dem Oberboden in einem alten Sessel lag, welcher der Frau Mutter Stuhl hieß. Als man es vom Platz rückte, brannte das Schloß ab und alle Bemühung, wenigstens noch das Schnitzbild zu retten, war vergebens. ibid. No. 455. Dieser geschnitzte Gott heißt bald der Pfaffe, bald der Riggel und Joggel. Man redet in der Schweiz, um etwas Unmögliches und Verkehrtes zu bezeichnen „vom buchsbäumige Pfaffen und sim hagebuechige Sigriste, vom hölzige Pfarer und sim Chuster", eine Phrase, welche auch ndd. gilt (Grimm, KM. 3, 230) und ein sehr hohes Alter hat. Von einem papa saligmus weiß schon Reinh. Fuchs XCIV.; vom hölzernen Bischof dichtet der Nisnere. Das Lügenmärchen von den 18 Wachteln sagt: ein eichin pfaffe, dar ist wär, ein buechin messe singet, dieselbe Phrase setzt sich in der Volkspoesie fort und ist noch im Gregß. Rosengarten und im Sempacher Schlachtliede (Wackernagel, Lib. 1, 799, V. 13; 922, V. 1 — 7) poetisch wirksam. Nach Germanenglauben kommt das Menschengeschlecht aus den Waldbäumen, wie wir einen ungeschlachten Menschen einen hölzernen nennen. Vom Nußbaum und vom Tolter heruntergefallen, aus den Stauden geschlagen, vom Esel an die Weißtanne gemacht sein, gilt schweizerisch vom Menschen ungewisser oder schlechter Abkunft. Aehnliche Abkunftsformeln bei Schmeller, Wb. 3, 524. Havamal giebt trémonnum übersetzt mit hominibus ligneis, Haupt, Ztschr. 3, 402, weil der Wald die Wiege des Germanenvolkes ist, wie man im Weihnachtsmärchen die neugebornen Kinder von den Bäumen schüttelt. So giebt es hölzerne Frauen; eine solche ist die Wasserbütte, die eine hölzerne Jüppe trägt, und das Weinfaß: Aargauer Kinderspr., Räthsel, No. 470, 471. So giebt es auch einen hölzernen Gemahl; er wird folgendermaßen beschrieben:

Du Lügenscheim, du Freiemann,
Ich will dich nun beschenken:
Von Tannenholz das Leibstück,
Von Fichtenholz die Aermel,
Von Birkenholz den Kragen,
Von Weidenholz das Kopfband.

Nesselmann, littauische Volksl. 1853, No. 93. Soll an diesen Figuren zugleich die Tanzlust der Elbe mit ausgedrückt sein, so heißen sie Riggel. Hannickel ist der zum Pfahlspiele aus dem Hag gezogene Pfahl, Feuernickel derjenige mit angebrannter Spitze (Stiefel), mit dem man im Pickelspiele des Gegners Pfahl aus dem Wiesgrunde wirbelnd herausbaut und zugleich den eignen fest einbaut. Pumpernickel, Daumennickel, Biernickel, sind Zwergennamen, die ursprünglich die kreisende Bewegung des Tänzers ausdrücken, dann Namen für klotziges Brodgebäck, endlich Schimpfnamen geworden sind. Der Auerber Schloßniggel wirft alle Tänzer um, No. 29. Purzinigele heißt das drei Schuh lange Waldnörgelein: Zingerle, Tirol. Märchen 1, 225; niggeln bedeutet im Rotwelsch tanzen; Gauner- und Bettelwesen in Schwaben. Stuttg. 1793, pag. 291. Von einem in Trunkenheit Hinschwankenden sagt man in Silstedt, der ist ein Nickelmann.

Pröhle, Unterharz. Sag. No. 253. Ricus ist unser Name für Glühwein (pag. 11). Von der Opferspeise her, die man dem aus Buchsholz geschnitzten Hausgötzen vorsetzte, nennt ein Volkslied aus dem Eichsfelde (Wolf, Ztschr. 1, 83) das Kirmesbrod gleichfalls Buchsbild. Auch aus Leder wird man solche Figürchen verfertigt und bunt bemalt haben, dahin deutet die schwäb. Sag. bei Meier No. 63: das Lederne Männchen, welches das Echo hervorbringe, sei ein Zwerg und werde angebetet. Rothe Strümpfe einem anlegen, ist eine Phrase, welche einem mittelst des Stockes geschwinde Füße zu machen droht; sie entspricht den rothen Strümpfen und Schuhen des Zwergs. Ueber die Lederne Frau vgl. aarg. Sag. Abtbl. IX. No. 407, über die Ledernen Brücken ebenda Abtbl. X. No. 428. Der Aargauer Kinderspruch reimt über solchen Tanzbabit:

Wenn einer tanzig Hose het
Und hagelmuchig Strumpf,
So chan er tanze, wie-n-er will,
Es git em keini Rümpf.
Oepfelbaumig Hose und zentnerige Strumpf
Traget die Matrose, drum hent se keine Rumpf.

Auch aus Metall wurden solcherlei Bildchen gegossen und geschmiedet. Die Redensart, mit der man den Zopper abweist, lautet: „wenn d'en Nar wilt ha, so la dir en isige mache". Ein solches eisernes Hausgötzchen verwahrt man noch in der Abtei Rheinau, Kant. Zürich, und Mone, Gesch. d. Heidenth. giebt eine Abbildung davon. Ein nordd. Kinderspr. auf die Kornmutter läßt auf die gleiche Eisengestalt der Zwergin und Unholdin schließen, er lautet bei Kuhn, nordd. Sag. pag. 429:

Frau Anne-Marlene Jtschen,
mit ihren eisernen Titschen.

Noch weiter führen die verschiedenen eisernen Götzen und Votivbilder, deren Auffindung Panzern, bayr. Sag. 2, 390 geglückt ist; es sind rohgegossene Büsten, jede von nahezu drei Zentner, und entsprechen nach Verwendung und Namen ganz jenen mächtigen Holzklötzen, welche das Appenzellervolk am Blochtage (Rüsch, Kant. Appenz. pag. 112) und das bayr. Landvolk am St. Lienhardstage prozessionsweise von einem Dorf ins andere schleppt und ins Wasser wirft. Schmeller, Wb. 2, 473. Ein ähnlicher Metall Klumpen von der Größe eines Pferdekopfes wird auch im Rathhause zu Ellenbogen hergezeigt, man nennt ihn den verwünschten Burggrafen, und hat ihn früher ebenfalls mehrfach in den Schloßbrunnen geworfen. Bechstein, DSagb. No. 669. Dr. Ferd. Keller zu Zürich arbeitet an einer Schrift über ein halb Hundert heidnischer von ihm aufgefundener Idole und Götzenfigürchen.

Solcherlei Figuren müßten die Germanen schon zur Zeit ihrer Wanderung im Brauche gehabt und Affen genannt haben, denn schon damals wurde dem Stamme der Gepiden dieser Spitzname beigelegt und aus dem Volksnamen selber abgeleitet. nam lingua eorum pigra „gepanta" dicitur; hinc factum est, ut paulatim et corrupte nomen eis ex convitio nascceretur. Jornand. cap. 17. Gepiden seien nämlich sagt Jornandes, bei dem gemeinsamen Auszuge der Germanen aus Scanzia mit ihrem einen Schiffe all zu langsam der jenseitigen Küste zugefahren und aus dieser Verspätung sei ihnen der Spottname der Gaffenden, der Maulaffen erwachsen. Grimm,

Myth. 831 weist nach, wie das Heerschiff der Gepiden Gepanta gediehen habe, nach jenem gähnenden Schnitzbilde, das es als Schiffshaupt führte. Dieses aber mußte, sobald man sich dem Lande näherte, abgenommen werden, damit man nicht des Landes Schutzgeister damit erschrecke. Das langsame Steuern der überfahrenden Gepiden und das Nichtabnehmen ihres aufgepflanzten Schiffshauptes ist also nach Jornandes Sage namengebend für dieses Volk geworden, die Gepiden wurden zu Gepanden (goth. geipon. tordere, altn. geipa. hiare. Grimm, GDS. 463. Im altn. gapa, gaffen, Skr. kapi simius, hat sich die in altn. api Affe weggefallene Gutturalis erhalten. Grimm, Wb. 1, 182). Und so meint denn Jornandes von ihnen: sunt enim tardioris ingenii, graviores corporum velocitate — also eben dasselbe, was das Volksl. bei Uhland 2, pag. 754 vom Ungeschick des Verliebten sagt „Ich gin und gaff und bin ihr Äff." Wie vielerlei Ortsnamen, Spottnamen und städtische Wahrzeichen sich auf dieses allenthalben Aufleben der Zwerge beziehen, ist ausgeführt in Oberdeutsches Volksleben, Nr. 5 Gerissenheit und Verlassen Nr. 6: das Schlaraffenland.

Der Volksglaube um Pfersheim im Badischen behauptete im vorigen Jahrhundert eben und mit einer Theilnahme, die außerdem dem deutschen Bauern nicht eigen sein kann, es seien die Affen von Gott verwünschte Menschen. Journal v. u. f. Deutschl. 1787, 341. Ze nenni Wier Dr prezig. dermon. Frkf. 1586, den Teufel einen Affen Gottes, und Fischart ihn den Stiefgott (Aller Praktik Großmutter). Diese Benennungen weisen auf des Teufels Fall und auf die Verwünschtheit des Affengeschlechts hin. Ze jagt Hilmer, der Gothenkönig, die Alirunen in die Wildniß, bis sie sich da mit den Waldmännern vermischen und das (halbthierische) Volk der Hunnen erzeugen. Jornandes 24. Der Bauer, der die Zwerge aus seinem Hause verscheucht, ruft ihnen ebenso nach: Zieh, zieh nach Affenland. Meier, schwäb. Sag. Nr. 64, 6. Geklopfenheit ist ihre Geburt, geklopfenheit ihr Untergang. Ein Spruch von Hans Folz, von wannen die affen komen, Haupt, Zschr. 8, 537 läßt St. Peter und den Heiland bei einem Schmiede übernachten und da auf ein altes verrunzeltes Männlein stoßen. Als sie um die Verjüngung desselben gebeten werden, wird es in die Schmied-Esse gelegt, in den Leichtweg gedeckt und als ein zwanzigjähriger Jüngling wieder herausgehoben. Nun will der Schmied ebendasselbe an seiner alten zanksüchtigen Schwiegermutter versuchen, doch diese wird darüber zum maultrümpfigen, kumpfnasigen Affen. Und da Schmiedsfrau und Schwägerin bei dieser mißglückenten Umgeburt mit unbezähmbarem Fürwitz zugeschaut haben und gerade allbeide schwanger gehen, so verlieren sie sich und kommen nun mit Affen nieder, die man später von den Menschen hinweg in die Wälder treiben mußte. Dies erinnert an die Vertreibung der Rieten in der ahd. Weltchronik (Wackernagel, Lesb. 1, 181) un havit si got van uns vertriben hinnán in daz gewelde hienhalt Jodis. Dies ist auch das Schicksal des Wilden Mannes, des homm sulvady in Bünden; ihnen mißt man trotz ihrer Schmiedekunst nur drei Fuß Größe und ihrem Weibchen der Henka eine noch geringere bei. Neue Schweiz.-Bl. 1830, Heft 1. Sie sind im Engadiner Berninathale durch die vordringenden Gletscher verschüttet, und man hat zu Samaden bis zur Reformationszeit für die unter dem Rosedigletscher Begrabenen noch die Seelenmesse gelesen, la messa di Rosseda. So lange also war

diesen Wilden Männern, verwünschten Affen und Gletscherzwergen eine kirchliche Verehrung eigen.

2n) Der Kinzhaldenjoggeli. So wird hier eine Zwergenhöhle erwähnt, welche von der Schweizer-Rheinseite durch das Strombette unterirdisch auf die jenseitige Badische hinüber führe und erst droben im Gebirge des Schwarzwaldes münde. Schon in No. 1 wird ähnlich behauptet, der Höhlengang der Zwerge führe von dem einen Juraberge im Innern des Gebirges fort zu einem andern stundenweit entfernten. Dies erinnert an die Stelle der abd. Weltchronik (W. Wackernagel, Leseb. 1, 186) über die Weinleitungen, die von der Stadt Trier aus, unter dem Rheine hinweg, nach der Stadt Köln geführt worden sein sollen:

dannin man unter die erden
den win sanft verri
mit steinin rinnin
den herren al zi minnin.
die zi Kolne wärin wolbekant.

Daß auch diese von der Weltchronik gemeinten unterirrisch angelegten Weinrinnen sich schon auf ältere Zwergensagen stützen, ergiebt die in Grimms Gltevm. CXI. angezogene Stelle aus dem Monachus Sangallens. der 885 starb; wornach ein Hauskobold den Wein aus dem Keller eines Erzbischofs so lange in den eines Schmiedes hinüberfließen läßt, als dieser ihm mit Hammer und Ambos in der Werkstätte zu spielen vergönnt.

So hohen, wie in dieser tausendjährigen Sage, heute noch die Aargauer Zwerge No. 13 ihren Weinkeller, wohnen vielfach in Weinbergen, säumen den Rothwein süßerweise aus Italien her über das Gebirge, No. 45, und der zwergenhafte Lindenzäger wird, nachdem er lange mit Schuhnägeln gehandelt hat, ein Weinwirth, welcher noch als Geist die Fässer im Keller reiten muß. No. 39. So leihen auch die Hollen bei Pelmere an der Aube den Leuten ihre Braupfanne zum Bierbrauen (A. Kuhn in v.d.Hagens Germania 9, 99), die Heinsmännel leihen die ihrige der Stadt Ostritz, die Berggeister auf dem Stromberge ebenso den Weißenbergern. Dafür hat man mit der Braupfanne eine Dankstemmel zurückzubringen. Gräße, sächs. Sagensch. No. 706 pag. 532. Da der Bierbrauer zu Wollin in seinem Braubause einen Brunnen gräbt, stößt er darüber im Grunde auf einen Schornstein, der zum Hause der Unterirrischen gehört. Nov. Sag. in v.d.Hagens Germania 5, 247. Eine Reihe von Traubensorten und Rebarten verzeichnet Spenners Botanik, Freiburg 1834, die am Oberrhein die Namen dieser Zwerge tragen, indessen letztere theils die geistesfähigen Weinbergbüter, theils die hier wohnenden rußigen Schmiede sind: „Schmiedstöffel, Morenkutten (französ. Barbarous geheißen, der Name von Gb. Gordan's Geliebten), Geiskutten, Alben, Gibeln. Die Bedeutung von schweizerisch elb = gelb, und schwedisch alf. Kiesерde, entgeht mir dabei keineswegs; allein die Zwerge heißen eben wegen ihrer Lichtfarbe Elbe. Wie hier eine Traubensorte auch Heinsch heißt, (oder sollte man lesen Hemisch? abd. hûnisc drûbo. Graff, Sprachsch. 4, 960), so nennt man im Harz das bergmännische Oeffnen verschütteter Grubenwerke die Heinzenkunst. Spieker, der Harz. S. 207. Der Zwerg bei Brackwede beschlägt die Räder, die ihm die Bauern in seine Höhle bringen. Firmenich 1. Unser Zwerg ist

Feuerarbeiter (No. 42, 43), hat seine eignen Oefen, Backsteinstuben (No. 26), in denen er schmiedet, besprochen in Anmerk. No. 2. Er schafft Kohlen aus dem Gebirge, No. 13, 15, 40. Die den Zwergen geweihten und für heilkräftig gehaltenen Belemniten nennt das Aargauer Landvolk ebenfalls Steinkohlen. Er verschenkt sie als Edelgestein und Gold: No. 1, 3, 10, 11. Er versteht sich auf Felsensprengen; No. 21. Er bringt Mondmilch aus Italien her, No. 36. Eine Mondmilchhöhle liegt auf dem Pilatusberge in der Gegend wo unsere No. 50 spielt, und wird nebst dem dortigen Teufelsloch mit religiöser Scheu betrachtet. Die Höhle des schmiedenden Zwerges heißt Heidenschmiede, er selbst Erdschmeltli (Maier, schwäb. Sag. Vorrede XX. und 360). Erdschmeltli heißt auch der Holz- und Erdwurm; Panzer, bayer. Sag. 1, S. 257; Goldschmied alemannisch der Frühlingskäfer. Beide Thiere sind den Zwergen geweiht, werden um Käsebrod angerufen (ein Spruch in Simrocks Kinderb. No. 316) und in einigen Sprüchen als Teufel „Gauch" hinweg gesegnet. So erscheinen die Zwerge gleich den griech. Kabiren als kluge und kunstfertige Gehilfen des berühmten Helden und Kunstschmiedes Wieland, dessen Sage selbst noch an der Waylands Höhle in England lebt und durch W. Scotts Roman Kenilworth bekannter geworden ist. Als man unten in Vallorbes die Eisenhämmer errichtete, kamen die Feen aus ihrer doppelten Felsengrotte, der cova di Foie, herab und wärmten sich am Feuer. Sie verschwanden auf immer, als ein unbescheidener Arbeiter sie in ihrem Schlafe betrachtete. Vulliemin, Kant. Waat 2. Abthl. 2, pag. 199. Die Heidenmännchen in Aeken No. 43 sind Salinenleute und Salzsieder. Zwischen Schönholzerenwil und Hagenwil im Thurgau ist eine Waldschlucht, das Heidenloch. Noch zu Menschengedenken sollen Zwerge diese Höhle bewohnt haben. Jährlich im Frühling sammelt die Jugend drinnen nach Gewohnheit ein Feuer an. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, 321.

Der Zeugschmied bedingt sprachlich einen Schuhschmied und Suppenschmied (Grimm, altd. Wäld. 1, 76); beides sind die Zwerge. Vom Schuhschmied handelt die Stiefelsage, Anmerk. No. 32. Als Suppenschmied und in Kochtracht erscheint der Zwerg in der Weintrette, wobei ihm die Kochkelle burlesk am verkehrten Orte steckt, No. 22. Sie tragen anderwärts die dem Koche zustehende weiße Zipfelkappe, legen aber dabei ihre thierische Verkrüppelung nicht ganz ab und heißen dann Geis und Geiser, No. 47. So ruft sie auch das Aargauer Kind an, wenn es beim Umrühren der heiß aufgetragenen Suppe ungeduldig zuwarten soll. Vgl. aarg. Kinderspr. Abthl. IV. Tischzucht:

Thalemer-Geiss,
Mach mer d' Suppe nit so heiss!

28) **Herdmännli von Mellikon.** Es ist ein gewesener Schloßschaffner, der sich in einen betrügerischen Kornhandel mit dem benachbarten Müller einläßt und mit einem Kornsack beladen darüber sich zu Tode fällt. Dies gemahnt an den Rueder Schleßniggel No. 29, der ebenfalls einst im Schlosse Kernenmesser gewesen ist und nun noch immer den Kernenmetzen herum zu schleppen hat. In ähnlicher Weise wie diese Sagen deutet der aarg. Spielspr. Abthl. I. Fingersprache, auf den segenbringenden Einfluß der Zwerge hin und läßt sie als Müller auftreten. Als solche tragen sie einen

Götterbut, auf deſſen ungeheurer Krempe fünfundzwanzig Mann Platz haben; bleiben ſie aus dem Orte weg, ſo kommt an ihrer Stelle der Hunger ins Land. Ihre Mühlen, ſchwed. »kiſquarner«, nennt man zirkelrunde durchlöcherte Feldſteine (Grimm, altdän. Heldl. 509), die Panzer, bayer. Sag. 2, 569 näher beſchreibt.

Geht hier der kutſchierende und Kornſäcke führende Schloßſchaffner unter ſeinen eignen Schlittengäulen zu Grunde, ſo deutet dies darauf hin, daß er als göttlicher Zwerg entweder ein eignes Dienſtroß beſaß, deſſen ſegenverheißender Schellenklang in Anmerkung No. 29, 30 beſprochen iſt; oder daß er nachher als ſelbſt in dieſes Dienſtroß verwandelt betrachtet worden iſt. Der Lindegiger No. 39 reitet das Zwergegeſpann eines Viehhändlers blitzſchnell ins fremde Wirthshaus. Läßt man das ihm geheiligte Roß ſpäter abkommen, ſo dauert doch noch lange Zeit die Zinspflichtigkeit jener Haberäcker und Futterwieſen fort, die dem Gottesroß geſtiftet waren und ſpäter in Wächterhände und an Lehensleute übergegangen ſind. Darüber wird in No. 499 ausführlicher gehandelt. Deswegen krafzt dieſer Geiſt auf dem Kornboden ſo lange, bis ſich das Kapuzinerkloſter ſeiner Seele annimmt; d. h. die alte Kornvergabung geht ans Kloſter über. Eben deswegen wird auch No. 29 für die Seelenruhe des in ein Roß verwandelten Schloßſchaffners von Rued lange Zeit Brod gebacken und den Armen vertheilt. Der Kirche zu Hagen vergabt der Freiherr von Stahl zwei Wieſen für ſeine Errettung aus der Zwergenbibliothek, und läßt auf ſeinem Gute von jedem Bäckiel den Armen ein Brod verabreichen. A. Kuhn in v.d.Hagens Germania 9, 94. So muß für den Schloßgrift Peppele zu Hebenkräben der dortige Lehensbauer auf dem Bruderhofe jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod geben, ſonſt verſchwindet ihm ſelber ſeine ganze Backete. Meier, ſchwäb. Sag. No. 85. Wo Segen und Wohlſtand iſt, da, ſagt man, regiert der Nix Puk im Hauſe, der Hauskobold. Und ſo heißt auch das Schulkinderfeſt in Meldorf, wo die Schulſtube mit Blumen geziert und der Nachmittag vertanzt wird; da ſagen die Kinder, wir haben Nøkkuk, wir feiern Nøkkuk. Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. pag. 318. Das Schloßthor der Katzenburg läßt ſich nicht mehr öffnen, erzählt Cavallius und Stephens ſchwed. Sag. No. 12 (überſetzt v. Oberleitner, S. 232) wegen eines großen Brodlaibes, der hinter dem Schlüſſelloch des Thores liegt; und der dorten verwünſchte Schloßvater erklärt dazu: „Zuerſt kneteten ſie mich, ſo konnten ſie mich todtkneten; dann beſtreuten ſie mich mit Mehl und konnten mich zu Tode beſtreuen; dann ſpießten ſie mich und konnten mich todtſpießen; ſodann backen ſie mich, und ſo konnten ſie mich todtbacken.“ Das todtgeſpießte Brod iſt dasjenige, das man „gebildet Brod“ nennt, alles beſonders geformte, namentlich Bretzenbrod. Dieſes wird bei örtlichen Feſten annoch an Spießſtäben geſchultert umhergetragen und die Kinder ſingen, z. B. in Weſtfalen, an der Faſtnacht dazu:

Fastwend hat ich,
gift mi watt in minen spitt.

Weſte, in v.d.Hagens Germania 9, 286. Vgl. oberdeutſches Gebildbrod, No. 15. Auf dieſelbe Weiſe wird auch der Rueder-Schloßniggel No. 29 dieſer Samml. „zur Ruhe ſeiner Seele todtgebacken“ und lärmt dann nicht mehr im Kernenhaus; der Kirchmaier zu Reitnau dagegen, No. 34, bleibt als Katze im Hauſe liegen und muß täglich neu gebettet werden, und der

Güggelkopf in No. 37 stuft im Ninngraben fort, weil die für sie stipulirt gewesene Kerustiftung bei den Nachkommen in Vergessenheit gerieth und nicht mehr gespendet wird. Die Nonnen des Peterskloſters zu Kreuzburg an der Werra luden den im dortigen Spatenberg wohnenden Zwergkönig, schon als er ihnen zum erstenmale begegnete, in ihr Kloſter ein und zwar auf Eier, Milch, Butter, Kuchen und Semmeln. Die Erzählung vom J. 1334 steht in Haupts Zeitschr. 6, 320. Die Nonnen von Hermetschwil stifteten ihrem kleinen Tanzmännchen einen Freitisch, No. 24, 8. Noch jetzt stellt man beim Seelenamt einen Seelnapf, d. i. eine Schüssel mit Mehl und Eiern, nebſt einem Brotlaib, als kirchliches Opfer auf die Bahre. Schmeller, Wörterbuch 3, 726; und der Seelzopf, ein Eierbrod in Form der Haarflechte, wird in Bayern am Allerseelentage (2. Nov.) gebacken. Ausführlicheres hierüber vgl. in Oberdeutsch. Gebildbrod, No. 12, 13. Den Wichtel- und Weichselzopf aber nennt man in Thüringen seelloche, um Bremen selkenstert, selkentoot (Mechel. 353), und bezieht ihn auf Stert, Schwanz und Tode der Elben, auf den Hellenzopf. Alpschwanz ist daher in Schlesien zum Scheltwort geworden. Weinhold, Dialektforschung 1853. So lang und zähe hat sich in Brauch und Sage ein Zug des deutschen Heidenthums erhalten, der schon im Jahre 742 mit auf den Indiculus paganiarum als siebenundzwanzigster Punkt gesetzt und verpönt worden war: de simulacro de conspersa farina. Der heute noch in Westfalen übliche Kinder- und Neidenspruch, den Weſte verzeichnet in v. d. Hagens Germania 3, 292, faßt dieses und alles voraus Bemerkte zusammen; das kleine Männchen ist zwar gestorben, aber gleichwohl hört es nicht auf Brod zu essen:

Se ewen im sinke
wes en klein mannken deut,
eit so gern brör-an brend.

29) Der Aecker-Schloßniggel. Hier ist wiederholt von Ueberbleibseln alter Opfermahle die Rede, insoferne sie von heidnischen Tempeln und Heden übergegangen sind auf Klostergüter, kirchliche Pfrundhäuser und Bauernhöfe. Oben deshalb haben die auf diesen Gütern spukenden Geister auch noch ihre eigenen Dienstpferde bei sich, oder sie selber sind in solche verwandelt. Unser Niggel ist selbst ein Roß. Oben erwähnter Poppele (Meier, schwäb. Sag. 2, 84) fährt mit vier Rappen; der Lindegeiger in unser No. 39 zweispännig. Die Mönche im Kloſter Hirsaugen waren Quarge (Zwerge); sie wohnten in der Kirche, stachen da einst einander todt, daß im jetzigen Kirchenstuhl der Frau Ordgräfin noch das Blut zu sehen ist, doch hatten sie auch kleine Pferde und wurden für Husaren gehalten. Pröhle, unterharz. Sag. No. 294. Jod. Mier (de praestig. daemon.) weiß in der Grube Rosenberg zu St. Annaberg ein Bergmännchen in Gestalt eines Rosses. Der Kinzhalderzoggeli No. 26 hantiert gegen alle Fuhrmannsreise. Das Bergmännli von Mellikon No. 29 geht kutschierend unter den Schlittenglocken zu Grunde. Der Hausfebeld No. 30 wohnt in einem Roßkummet. Der Schwarzwälder-Bläsi No. 32 und der Stiefelreiter No. 33 reiten einen Schimmel, und alle sieben Jahre hat ihnen die Klosterstallung zu Muri ein solches Thier frisch zu stellen. Deswegen nennt man heute noch den Stiefeli im Freienämter-Dorfe Hegglingen den Marstaller von Muri, No. 339. Der Sattlerfranz No. 45 führt einen ganzen

Trupp geisterhafter Tanzmeste durchs Haslithal nach Italien. In diesen Geisterritten verrathen sich noch die ursprünglichen Rosse Gottes. Bruno, der Erzbischof von Köln, vermachte Anno 965 dem hl. Pantaleon „alle seine Stuten mit Ausnahme derer, welche in der Kirche selbst schon vor dem Stifter waren." Kuotger, cap. 40. Geschichtschreiber deutscher Vorzeit. 3. Bd. S. 51. Das Lest St. Gallen prozessirt schon Anno 854 mit Konstanz über die Appenzellen für ein solches Kirchenroß. Zellweger, Appenzeller Geschichte 1, 60. Ein solches Kirchenroß weiß einer bekenzinosfreien Futterwiese bei Aarau. Pfarrpfründe Turnau bis in unsere Dreißiger Jahre gehört und manches amtliche Schreiben veranlaßt, bis es vor etlicher Zeit zwischen der Aargauer- und Zürcher-Kantonsregierung zur gegenseitigen Abtheilung für die beiden Theile dieser paritätischen Grenzgemeinde gebracht werden ist. Ein ähnliches Roß mußten die Aargauer Gemeinden Muthal (dieses gleichfalls bis auf die Neuzeit; Brenner, der Kant. Aargau 1, 107) und Gunzbaden für das Kloster Mettingen halten (aargau. Beiträge 1846 S. 571). Aus einem solchen Gottesroße entwickelt sich die Sage vom Grafen Rudolf von Habsburg und dem Priester, welche Schillers Romanze besingt, vgl. Anmerk. zu No. 499. So vererbt sich dieses Roß des heidnischen Cultus „schauerweiß in heiligen Wäldern und Hainen gehalten" Tacit. Germ. 9, 10 — jener Schimmel also, von welchem unsere No. 32, 33 weiß und welchen der Sieges- und Erfindergott Wuotan reitet. Dies Pferd war übrigens Slaven und Germanen gleichheilig, San Marte in v. Hagens Germania 8, 60 giebt dafür neben andern slavischen Quellenstellen das altpolnische Sprichwort aus Rysinski's poln. Wörterb. „Wer nie auf einem Schimmel gesessen, laß nie auf einem guten Roß." Deshalb knüpfen sich an dieses Thier allenthalben besondere Sage aus der ältern Geschichte der Landschaften und Ortschaften. Die Königin Bertha gilt so für vielerlei Schweizerstädte, Abteien und Kirchen als eine angeblich geschichtliche Schimmelreiterin, und noch lange Zeit hieng ihr Sattel an der Kirche von Payerne (Peterlingen), ihr Zaum am dortigen Rathhause. Lindinner, Index Memorab. Helvet., Zürch 1684. An den Schimmel des hl. Ulrich, Bischofs von Augsburg, knüpft die Augsburger Stadtgeschichte Otto's Sieg über die Hunnen am Lechfelde, und noch im J. 1829 ward das Thier sammt einem dazu gehörenden Sattel aus dem Siegesjahre 955 in einem städtischen Festaufzuge von der Perzunft umgeführt. Ein ähnliches Roß steht als angeblicher Schwedenschimmel des Königs Gustav Adolf im Ingolstädter Zeughaus ausgestopft. Andere Schimmel sind einzelnen Gemeinden zum Spitznamen geworden, und man kann im bayerischen Dorfe Grisenfeld, bei Pfaffenhofen, nur unter persönlicher Gefahr die Leute nach jenem alten Kirchenschimmel befragen, der ihnen die ewiges Licht in der Kapelle weggefressen habe. Panzer, bayer. Sag. 2, pg. 567. Wie solche Rosse an die Kirche gekommen sind, zeigt neuerlich Wolf, Götterlieder 144: In Friedberg wurde das schönste Roß aus der Kriegsbeute verkauft und der Erlös an die St. Georgenkirche vergabt. Dies Faktum besagt also, daß man das Roß dem Gotte Wuotan, welcher der Schlacht vorstand, weihte und es dann auf den Christengott vererbte. Wie dann solche Rosse kirchlich wieder abgeschafft werden, dies drückt die Sage mit dem Unmuthe aus, den die Hausgeister über plötzliche Neuerungen empfinden. Unser Rueder Schloßniggel No. 29 wirft die Tänzer und die

Jahrlich um; der Hauskobold No. 30 zwickt die Hausthiere wie mit Zangen; der Thürsteher No. 33 schindet nach vertragsmäßigem Rechte alle sieben Jahre, was er im Kloster betrifft. Ein Beiname, den der Teufel im welschen Patois führt, ist le Coesarem, der Allerzerbrecher. Vuillemin, Kant. Waat 2, 31. Mit vielen tückischen Geistern müssen daher Verträge abgeschlossen werden, wie No. 38 mit dem Mannlein in der Grube, in No. 39 mit dem Lindwürger, No. 47 mit dem Geister, No. 50 mit den Pilatusjungen. Hat ein Bauer zum andernmal gefreit und darüber des alten Hausgeistes vergessen, so wirft sich dieser auf den Bauernschimmel und schindet ihn, wie der Kobold zu Kleinkretzdorf, in den Mittheil. Kuhn, märk. Sag. No. 98. Diese in ihrem Hausrecht verabsäumten Geister benehmen sich dann unwirsch, so wie das mhd. Märchen vom Scherzel und dem Meerkätzen in Haupts Zeitschr. 6, 177 erzählt:

Tische stuole und benke
die sint im ringe als ein hol.
er machet sî und ze tal
die wîsheln und die tische gar
er zerspelt stunte für sich dar.
verwüestet und verwüetet,
kurbe kisten algemeine,
die machet er hin unde her.
es gît ir alles das entwer,
zwuo îst in dem hove mêr.

That's in den Häusern zu Annaberg einen plötzlichen und durch keinerlei Ursache erklärbaren Fall, so dachte man an den Hauskobold, und die Magd pflegte dann zur Abwehr zu sprechen: Gütchen, ich gib dir mein Hütchen; willst du den Mann, ich gib dir den Hahn! Willst du die Frau, nimm hin die Sau! willst du mich, nimm die Berg! willst du unsere Kinder lassen leben, will ich dir alle Hühner geben! Man opferte alsdann eine Henne; fand sie sich hernach etwa auf dem Oberboden wieder, so sah sie aus als wie mit einer Presse zerquetscht. Grohe, sächs. Sagensch. No. 491.

39) **Der Hauskobold im Roßkummet.** Die verschiedenartigen Schwenkungen, die der Hauskobold mit seinem Hute macht, um dadurch die Witterung zu bestimmen, gehören dem Sagenkreise der Wetterungsgottheiten an, von denen Hallmann in Anmerk. No. 110 gesprochen ist; es ist der Geist, der unter dem Hütchen spielt, der Geist der Luft, welcher nach alamannischer Redeweise spielt, statt umschlägt, wie auch Windspiel und Gelle Beinamen sind: No. 411, 412. Ein solcher Wetterhut kommt auch in No. 32 vor; nur trägt ihn da der habsüchtige Bauer, der den wetterkundigen Thürsteher verlocken will, und dieser braust ihm dafür ein Loch in den alten Hut und zugleich in den neugekauften, welchen der Bauer über den alten hergestülpt eben vom Markte heimträgt. In gegenwärtiger Sage hat der Wetterverkündiger zum wolkensammelnden und regenverjagenden Sturmhut auch noch ein blaugraues Roßkummet. Daß die Kobolde in Roßgestalt umherziehen, ist in der vorigen Anmerkung bereits erläutert, mit dieser Erscheinungsweise hängt aber das Schellengeläute zusammen, No. 212, II, durch das sie sich vernehmlich machen. Der Zwergenkönig Antilois reitet ein Roß von Rehes Größe, Zaum und Sattel erklingen von Schellen. Wackernagel, Basler Handschriften 28 ff. Der Mecklenburger-Puck bedingt sich für seine Klosterdienste, nach einer Aufzeichnung v. J. 1559,

[illegible] dicentes cohortibus et [illegible] phrasin, [illegible] meint er die Mönche überhaupt zu der Mette. Otuvenant, mecklenb. Sag. pg. 172. Von einem gleichen Schellenkleid hat ein schottischer Kobold seinen Namen Shellycoat. Wuth. 479. Eine Schelle wird und eine rothe Mütze soll Hinzelein Möchlein auf einem verzauberten Hügel gefunden und bis heute aufbewahrt. Cassel. und Hessens Sagen. Sag. ed. Oberleitner, Wien 18, S. 124. Da der Teufel Lucke im Kloster sucht, stellt ihn der Quartian in den Küchenwinkel, legt ihm eine Kapuze auf und bindet ihm, damit man ihn wieder erkenne, ein Glöcklein um den Hals. Luther, Tischred. 1569, pg. 211 b. — Die Schellhelle findet sich weiter an dem elsässischen Hanstrapp (Stöber), am schwäbischen Pelzmärtel, am schwarzwälder Pfingstlümmel (Meier 403), am thüringer Muckleig, am mährischen Kaudernsch (Kuhn, nordd. Sag. 384 — 85), an der Salzburger und Zillerer Perchtel (Vernaleken, Mythen Sp. 29, 211), bei dem Perchtenlaufen in den Alpen (Grimm, Myth. 256, Meier Sag. 464), bei der Schlaffete im Muotathale (Meyer-Knonau, Kant. Schwyz, pg. 289). Gleich dem Schellenpeter No. 212, B. scheint auch der Klingenbaum in Uri, Schambach-Müller, niedsächs. Sag. No. 211. Der Nebelgaul zieht um, sagt man am bayerischen Main vom Schimmel der Frau Holle, dessen Zeug mit silbernen Glöckchen besetzt ist. Wolf, Zeitschr. für Mythol. 1, 28. Von den Zwergen des Plattenberges und des Nigi erzählt der bayerner Chronikschreiber Aventinus Gelat: hinweilen reiten oder rennen in vollem Rehlauf, als ob's etlich hundert Pferd wären, mit Zeug, daß das ganz Gebirg erzittert. Kal. Pfister, Gesch. v. Bayern 1, 220. Vom Gebirge bei Thun meint der dortige Pfarrer Aebmann in seinem „ruhig Gespräch zwischen Bergen Alpen und Stockhorn“ (Bern 1620 S. 188): Da hört man einige rumpeln, als ob der Berg voll Teufel wäre, mit Schwegeln, Pfeifen, Cymbalen als in dem tanz wild klingeln. — Bei der Herrschaft Aax, erzählt Schweizer, Schweiz. Naturgesch. 1, 118, haben die Arbeiter in der bösen Witterung der Sommermonate oft einen klingenden Ton wahrgenommen, gleich dem Schlittengeschelle; man nannte es das Bergklingeln und hielt's für die Musik der unterirdischen Bergmännlein. In unserer No. 31 heißt dieses Klingeln Schellenpeter und kündet gutes Wetter. Der von allen Jagdgästen besuchte Bergbrunnen auf der Gemse Gag, einem Jurapaß bei Aarau, heißt Schellenbrünneli, pg. 270. Am Wetterhorn im Badischen heißt's Schellengeläute und deutet auf ein gutes Weinjahr. Meier, Aargg. Jahrg. 38. Schellenmännlein heißt's unter gleicher Deutung im Glarn, und der helle Schall seiner Silberglöckleins verheißt dem Nebelgänte von Ottrotveri guten Wein. Lieder, elsäß. Sag. No. 202. Schellenmeeri hat es in Sachsen geheißen, und der h. Moritz, der als Erbauer der Kirche zu Halle galt, war natürlich schon Anno 1411 mit einem schellenbesetzten Gewande abgebildet. Temmer, thüring. Sag. 74, 154, 1861. Germanische Thiervergötterungen haben sich äußerlich in Kirchenbräuche umgestaltet. Noch klingelt und schellt der Ranzauer Wilde Jäger, pag. 105, und ebenso schleift der Bauer die Heidenstellung, weil Regenwetter eintreten wird. Die Frau Gode in Kuhns märk. Sag. No. 217 jagt mit Hündchen, deren Schellen klingen. Die Geisterkarawane in No. 45 unserer Sammlung klingelt durch das Hasithal bis über die Grimsel fort. Wie hübsch erinnert dies zugleich an Uhlands Verlorne Kirche:

Man hört oft im dunklen Wald
Von oben her ein feines Läuten,
Doch niemand weiß, woher es schallt,
Und kann die Sage kaum es deuten.

Heute kommt die Sage allmählich dazu, wirklich die verlorene Kirche des Heidenthums in solchem Geläute wieder zu erkennen. Denn so haben ehemals die Rollen am Götterwagen und an dessen Roß- und Thierzyhann gerasselt, wenn der Umzug im heiligen Hain oder der sogenannte Feldumgang abgehalten wurde. Jene zahllosen Volksmeinungen alle von den umziehenden Wagen und Gefährtschaften gehören hieher; auch aus letzterem lebt oft wunderbare Musik: Lieder, Glück. Sag. No. 206; oft ist's eine Prachtkutsche, deren Räder und Felgen aus Pfefferkuchen gebacken sind: Hirtenreich, Weihnachtsmus. 1. Sage von Altenburg im Vogtlande; oft aber poltert's und rasselt's mit eisernem Takt, und wie dann der Schwede sagt, Thor fahre vorüber (Geijer, Gesch. v. Schweden 1, 110), so sagt unser Landvolk: der jankere Oberherr reit'n vr, pag. 112. Es wird sogar noch ein kleiner eiserner Leiterwagen dieser Art, ein ex voto-Modell eines wirklichen, alt und roh geschmiedet, in der Kirche von bayerisch Piesenhofen aufbewahrt. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 140. Notker nennt das Sternbild des Bären den Wagen und sagt, er sei „mit einem phrenologischen gevuollen", d. h. er ähre und wie jener schnelle Wagen, auf dessen Umfahrt Früchte und Fruchtbarkeit folgt. Dieses singende Glockenspiel am Bärensternbild erklärt sich aus einer Stelle der Edda, die im germanistischen Kloster Neuhof im Mitte des 11. Jahrh. verfaßt wurden. Dorten vernahmte man einen heiligen Wagen, überaus klein gearbeitet, auf welchen man nichts anderes legte als eine große, eben mit einer hellklingenden Schelle versehene Stange (von Eis- und Nadelbaum). Wurde diese Stange aufgestellt, so daß sie Jedermann schauen und hören konnte, so strahlten alle Herr, Diener und Dienstleute des Klosters über mein- und heimfahrenden Wagen herbeigefahren, der Stangenwagen zog ihnen voraus und hundert oder anderthalb hundert andere Wagen folgten nach. Und da war kein Herzog, Graf, Herr oder Bauer, der es gewagt hätte, diesem Zug zu schädigen; ja die Kaufleute auf den Jahrmärkten ließen ihren Handel nicht eher eintreten haben, als bis sie den Schellenwagen herausfahren sahen. Grimm und Schmeller, bayer. Wtb. der X. u. XI. Jh. S. 165. Von einem ähnlichen Wagen und einem gleichen seinen Umzug begleitenden Gottesfrieden weiß Tacitus Germ. 40. Ueberraschenderweise mit Notker übereinst daher die Schreibfehler Glosse wuoc mit wagens (Haupt, Zeitschr. 5, 326 a.) und die ahd. Glosse (Diutiscus 3, 245) besperus mit steibôm, das ist Eis-, Pech-, oder Nadelbaum. In diesem Zusammenhange gilt die Appenzeller Bauernregel, bei Lobler Sprachsch. 264 a.: steht der Herrewage wieder, so gehts wohlfeiles Brod; traun ist auf Baltrum der Name der Milchstraße Wagenspur, und friesisch im Oldenburgerlande Koupat, Wagengleis und Kuhweg. Kuhn, nordd. Sag. 457, ja ebenda S. 319 erscheint gegenüber dem fahrenden Gotte Wodan eine noch dem Volke geltende Hexe Wagena. So kommt es, daß noch allenthalben die Winter- und Sommerfeste mittelst eines umziehenden Festwagens, ja sogar durch Wagenwettrennen gefeiert werden, vgl. Schmeller, Wb. 2, 473. Hier die Beschreibung eines solchen aus neuester Zeit: Bei der Leonhardskapelle am bayr. Schliersee ist alle

Jahre im Juni eine große Wallfahrt, nicht zu Fuß, sondern zu Wagen und zu Roß, denn die Thiere sollen hinziehen zur Feier ihres Patrons. Die Wägelein sind laubbekränzt, ein geschnitztes Bild des Heiligen darauf hält eine Kette sammt Schloß in der Hand und hat zum Wappenthiere eine wiederkäuende Kuh; andere Fuhrwerke bringen Musikanten mit herbei, wieder andere sind als Bierschenke und Wurstladen eingerichtet. Nach beendigter Messe beginnt die Umfahrt um die Kapelle. Dreimal fährt alles mit entblößtem Haupte und lautbetend um die Kirche, dann schwenken die Fuhrwerke mitten aus dem Zuge ab, jedes nach seiner Heimat zu. „Aus dem bayr. Hochlande", Allg. Augsb. Ztg. 1855. 12. Aug. Mit welch besondern Verumständungen und Benennungen dasselbe in der Schweiz geschieht, bleibt einer eigenen Darstellung schweizerischer Volksbräuche vorbehalten, Abth. Fasnacht. Doch muß mindestens hingewiesen werden auf das Schellengerassel der Fasnachtsnarren; auf das Geschelle der Schlittengäule beim Polsterli- und Stregelijagen im Luzernergebiete; auf Glockenlärm, Peitschengeknall und sonstiges „Gekessel" in der Neujahrsnacht, das gleichfalls beim Feste der Alpfahrt, und bei den Maienzügen, Kinder- und Kadettenfesten üblich ist. Nicht blos die Weidkühe behängt man alsdann mit Heerdenglocken von abnormer Größe, auch die Jugend im Gebirge schmückt sich alles Ernstes mit solchen. So erzählt der Bündner-Pfarrer Leonhardi (Rhätische Sitten. St. Gallen 1844) von einem Kadettenfeste, das er im Frühjahr 1839 im Bergell mit angesehen: Unter Trommelschlag und Hörnerschall schritten sämmtliche Knaben der Gemeinde mit Offiziershüten und Waffen einher, aber alle, außer dem Tambour und dem Hornisten, waren mit Kuhschellen behangen, die sie tüchtig schüttelten. Die darüber um Auskunft befragten Burschen erwiederten: „Wir machen, daß das Gras wächst." Dem Götter- und Erntewagen mit der klingenden Schellenstange entspricht es, daß die Engel und die Zwerge ein schellenbesetztes Kleid tragen. Das ältere Kirchenlied In dulci jubilo (Leibnitz, Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die deutsche Sprache, §. 85) stützt sich noch darauf, daß solche Tracht im Himmel gelte:

da die engel singen mein cantica
und die schellen klingen in excelsis eadem.

Dieselbe Tracht hat der kinderhütende Hauskobold Habermann, er wird im Kinderreim, vgl. Liederfibel, Eßlingen 1841, pag. 16 also angerufen:

Habermann hat einen bunten Rock an,
Hinten und vorn mit Schellen;
Und als er auf die Straße kam,
Fieng der Hund an zu bellen.
Habermann, komm und wirf nicht um,
Fahr unsern Buben im Wagen herum.

Der Zwergenname Heinz geht dann auf den Narren über; Kobold Heinzelmann erscheint mit der Narrenkolbe: Mnth. 471; mit Kolbe und Schellenkappe abgebildet ist der Hofnarr Heini von Uri abgemalt zu sehen in der österreichisch. Grabstätte des aarg. Klosters Königsfelden. Schelt- und Narrennamen sind Schellhorn, Glöcklingel. Der Glücksball trug ehedem Schellen; so sah ihn Poggio zur Zeit des Costnitzer Conciliums in den Bädern zu Baden schlagen; heut zu Tage ist der Glückstich im Kartenspiele, die Eichelaß, beschellt und heißt Schellebelli. In Lichtwers

bekannter Kinderfabel wird Kater Hinz der Schwiegervater Murners genannt, und im Sprichwort ist davon die Rede, der Katze die Schelle anzuhängen. So tritt der Hausgeist Heinz zusammen mit der Katze; Freyja, die Göttin des häuslichen Glückes, legt das tönende Festgeschelle ihrem Lieblingsthiere an und spannt es vor den Wagen, auf dem sie zum Besuche der Menschen ausfährt. Ueber den gestiefelten Kater erklärt sich Anmerk. No. 32; über den Hausgeist Katzenveit und Katermann vergl. Mythol. 448, 471.

31) Der Mumelimä bei Fahrwangen. Die Ruine Fahrwangen war einst das Schloß, welches dem bei Albrechts Ermordung betheiligt gewesenen Ritter von Palm zugehört hatte und das dann bei Vollziehung der Blutrache von Agnes, Albrechts Tochter, eingenommen und geschleift worden ist. Die drei und sechzig Mann der Besatzung ließ sie enthaupten. Es geschah dies, wird erzählt, an einem gemauerten Bildhäuslein (Marterſäule), das ehemals vor dem Walde im Fahr stand, zwischen zwei Felsstücken; und man sagt, die Unglücklichen hätten im Tode den Felsstein entzwei gekniet. Der fleißige und gelehrte Chronist Heinrich Bullinger erzählt zwar, aber ausdrücklich als nur von einer Sage, Agnes sei bei dieser Hinrichtung zugegen gewesen und habe ausgerufen: „Jetzund hab ich in Maienthau!“, und sogleich fügt er hinzu, daß schon seine Zeit ungewiß gewesen sei, von welcher der verschiedenen Agnesen diese Grausamkeit gelten solle. Bullinger, aus dem Aargau, geb. 1504 in Bremgarten, gest. 1575, zeigt in seinem großen Geschichtswerke allenthalben Ehrfurcht und schonende Behutsamkeit gegenüber der Volkstradition. Gleichwohl aber weiß er von einer Agnesen-Sage nichts, welche sich an das seinem Geburtsorte so nahe liegende Fahrwangen geknüpft hätte. „So diese thaat — schreibt er Chronicum Tigurin. I. lib. 6. cap. 9. Mss. — alſo wie man sagt, beschähen sige, so muß es beschehen sein entweder von der Königin Elisabethen, der wittiben Alberti, oder von der Königin Agneſen von Hungarn; welicher gemahel, König Andreas, des ersten Februarii todts verschieden ist i. J. 1310, darumb sie eben verzug darumb zu den Ihren, insonderes zu jrer verkümmerten Frauen Mutter geraißet und in dieße lande komen ist, von deren auch die Sag ist, daß Sie vast ruch vndt grimmig in der Raach jres Vatters gewäsen sige.“

Recht übereinstimmend mit dem wahrheitsgetreuen Bullinger ist es, daß auch unsere vorliegende Sage nichts von der historisch so oft erzählten Metzelei weiß. Zwar der schweiz. Merkur 1835, 52 will von einer spukenden Nonne in Fahrwangen wissen, welche das Nunneli heiße und deren nächtliche Klage beim Volke am Hallwiler See Agnesgeschrei genannt werde. Eingezogene Erkundigungen an Ort und Stelle ergeben nichts anderes als das von unserer No. 31 Berichtete. Ein Wortcompositum Agnesgeschrei würde in dortiger Landesmundart, wäre es nicht unerhört, mehr eine Fleischspeise als ein Gespenst bezeichnen, wie man Säugeschrei in Zürich abgeriebene Fleischschnitten nennt und ein darnach scherzhaft benanntes Café Säugeschrei hinter der dortigen Stadtmetzge hat. Vgl. Katzengeschrei, Mausgeräusch, Ingeräusch, intestino. Schmeller, Wb. 3, 140. Zudem begegnet der Name des Aargauer Mumeli von Fahrwangen dem Namen des Luzernischen Bibbernmumeli von Fahrwangen. Letzteres ist der Name eines Berges bei Hasle

im Gutlebuch, an welchem einſt das Bauernhaus jenes Mädchens geſtanden hat, die nun als Kindesmörderin daſelbſt umgehen und Klagetöne ausſtoßen muß. Reithard Helvetia, Volkskalend. 1853, 143. mumeln, mumenzen bedeutet in der Mundart, leiſe ſprechen und heimliches thun, damit hängt die zweifache Behauptung zuſammen, daß unſer Mumelimann jedem Holzdieb zu Leibe geht und ihn verſtümmelt in den See trägt, und daß er ſelbſt wehwelet und weveret, undeutlich klaget. Das Feldgeſpenſt, das im Elſaß Butzmumel, in der Altmark Erbſenmuhme und Roggenmuhme, in Weſtfalen Watermöme, im Osnabrückſchen Ernſtenmutter heißt, nennt der Lauſitzer Wende die Wehklage Gottes und denkt ſich darunter einen Mittagsgeiſt, der als ſchönes weißgekleidetes Kind die nahe Gefahr durch Weinen anzeigt. Wolf, Zeitſchr. 3, 114. Dies gleicht ganz unſerer No. 186 a, wo das ſchwere Kind engelſchön aber weinend im Aehrfelde liegt. „Zugleich heißen die Nymphäen bei uns und auf den Seen des Schwarzwaldes Mumeli, ahd. Nixblume, dän. Nökkerose; und ebenſo wird die den Zwergen verwandte Kröte (Anmerk. 3) Mümlein genannt: „Ich fieng eine Art Krotten, die man Neling oder Mehmlein nennt.“ Simpliciſſ. ed. Keller, pag. 568.

12) Der Schwarzwälder Bläſeli. Die Aargauer Stiefelreiters Sage iſt hier nur in ihrer elbiſchen Seite mitgetheilt; ſie hat ſich noch in zwei andere beſonders reiche Spielarten entwickelt, in die des Odinischer Schimmelreiters und in die des einwandernden Bann- und Landräubers. Viele Sagen folgen von No. 338 bis 345. Beide Auffaſſungen haben auch auf die Färbung vorliegender Zwergenſage mit eingewirkt und dieſen Schwarzwälder Bläſeli zum ſchlauen Räuber am Gemeindegut gemacht. Solcherlei Landſchaften nämlich, in denen die Gemeinden ihr Selbſtverwaltungsrecht ausgedehnt zu behaupten vermocht haben, zeichnen ſich durch ein hiſtoriſch ſcharfes Volksgedächtniß aus für alle an dem Communaleigenthum je erlittenen Einbußen. Räuberiſche und habſüchtige Vögte ſind auf ſolche Weiſe von der Sage unter die unſeligen, des Himmels unfähigen Zwerge verſetzt worden, und hören dabei nicht auf, auch als Zwerge noch den bürgerlichen Namen fortzuführen, unter dem ſie vormals gegolten haben. Der Linzhaldenjoggeli No. 26 iſt eines Pfarrers Ahnherr und heißt Winter. Das Herdmännli von Mellikon No. 28 iſt zur Zeit, da die VIII. Alten Orte in den ſchweizeriſchen Unterthanenländern und die drei Orte in der Grafſchaft Baden regieren, ein Herrenſchaffner, aus Uri gebürtig. Der Schloßnaggel in No. 29 iſt ein vormaliger Junker von Rued, und würde demnach den Familiennamen eines bekannten Berner Patriziergeſchlechtes führen. Der Lindegiger, obſchon ein Zwerg, ſtammt aus dem Bauerngeſchlechte der Hauenſteine von Endingen, No. 30. Der Kirchmaier zu Reitnau, No. 34 iſt ein unredlicher Kirchengutsverwalter und bezieht ſich auf ein noch vorhandenes ausgebreitetes Geſchlecht ſeines Namens. Der Stiefelreiter endlich in No. 33 iſt Kloſterſchaffner in Muri geweſen, ſtammt aus St. Blaſien im Schwarzwalde, hat mit ſeinem Vornamen Friedli (Fridolin, Name des Schwarzwälder Schutzpatrons, No. 472) geheißen, und die Volkstradition ſetzt mit eigenſinniger Genauigkeit hinzu, ſeine Nachkommen ſeien aus dem Freienamte ausgewandert, aber heute noch im Zofingenburger Lande ſeßhaft. So iſt das Volksgedächtniß in ſich ſelbſt verwaltenden Landſchaften die Hölle, in welcher die kleinen Ortstyrannen die

Ewigkeit der Verdammniß einsehen lernen müßen. Und in so ferne hat man auch aus dem Stiftelireiter der Sage längst schon einen historischen Vogt des Stiftes Muri gemacht, an dessen wirklicher Existenz Niemand in den Gegenden der Freienämter zweifeln wird. Da das aargauische Frickthal in vielfachen Beziehungen, ja in einzelnen Unterthänigkeitsverhältnissen zu den Schwarzwälder-Abteien Säckingen und St. Blasien stand; da sich ähnliche Verhältnisse auch in dem Aargauer Freienamte wiederholten und durch das dortige Stift Muri belästigend sich fortsetzten; da ferner Muri schon im 11. Jahrhundert einmal sich durch St. Blasiens Hilfe wieder aus Verschuldung und Sittenverfall rettete, als es den Blasianer Mönch Ruppert zum Abte berief, der es zwar emporhob, aber zugleich die um Muri wohnenden Zinsbauern des Freienamtes um so härter bedrückte: so hat sich dessen die Sage bald bemächtiget und aus dem anblasenden Zwerg einen Schwarzwälder Bläseli von St. Blasien, aus dem reitenden Zwerge einen die Klostergüter umreitenden mißgeschaffenen Verwalter gemacht. Die geschichtlichen Verhältnisse, die durch diese Sage gehen, sind durch Tschudi's Darstellung (Chronik 1, 5) in große Verwirrung gebracht worden; neuerlich sind sie wenigstens übersichtlicher vorgelegt in Melchior Schulers Sitten und Thaten der Eidgenossen 1, 30.

Bläseli heißt in unserer Sage der Tämen, weil Zwergengeister blasende (spiritus) sind, wie ja noch bei Irenäus die Seele ein blas genannt wird. Die vier Hauptwinde, deren Namen uns zu denen der Himmelsgegenden geworden sind, waren die vier Himmelszwerge. Ihr Ahnherr mag der nordische Windalfr gewesen sein, ihre Ahnfrau nennen wir noch die Windsbraut. Deßhalb weiß man vom Anhauch böser Geister, und wer in einen bösen Wind geräth, dem schwillt der Kopf auf. Die Meerminne kommt bei Ulrich von Zazichoven 181 mit eime dunste als ein wint. Frau Berchta bläst eine spottende Spinnerin an, daß diese erblindet; und nach der Rockenphilosophie 6, 153 blasen die Weihnachtsgeister unartigen Kindern die Augen aus. Mythol. 254. Der Rainhaldenjoggeli in unserer Nr. 27 belästiget den Wanderer als ein giftiger Wind. Ein deutscher Hausgeist, bei Mone, Anz. 34, 260, heißt Blaserle. Von der Bläsjungfer im Kloster St. Blasi erzählt Gottschalk, Sag. 300. Wohl erst aus diesen Theilen der eismelegisierneren Sage scheint die Sitte gekommen, sich am St. Blasiustag den Hals besegnen, „sich bläsiin" zu lassen. „In der ehr St. Blasij binet er vmb sin Halß vnd kelen ein geweibet licht", so schlägt Geiler von Keisersberg dem Kranken vor. Ameise, Blatt 53. Daß der Bläseli unserer Sage die Schweine hütet, dies weist selbst wieder auf eine sehr alte Tradition zurück, wornach der Teufel ein Schweinehirt gewesen ist. Simon Majolus Colloq. de Magis, pag. 4819 erzählt: Ein Schweinehirte habe um seinen Stecken einen Zettel mit dem Namen St. Blasius gewunden und denselben aufs Feld gesteckt. Hierauf habe der Teufel die Heerde vor den Wölfen hüten müßen. Philo (Schweizerpfarrer Barthol. Anhorn) Magiologia. Augusta Rauracorum (Baselaugst) 1675. S. 787. In gleicher Weise, wie alsdann der Zwerg Bläseli Kuhhirte wird, so schilt der Schlesier eine schlechte Kuh einen Alp. Haupt, Zeitschr. 7, 13. Das Loch, das Stiefeli mittelst eines Geldstücks dem Bauern durch dessen zwei in einander gestülpte Hüte brennt, findet sein Gleichniß in Müller-Schambach, niedersächs. Sag. pag. 422; dorten thut es der W. Jäger Hackelberg

mittelſt ſeines glühenden Fingerrings, den er ſeinem Bruder in den Hut wirft. Ueberraſchend iſt eine Stelle dazu aus Simplicissimus, ed. Keller 1, 382, 617: Man muß, wo man einem verſchloſſenen Orte nicht trauen kann, erſt den Hut an den Degen geſpießt hinein ſtoßen: ob Blasy zu hauss sey oder nicht, damit wenn Blasy an einem andern ort zu hauss wäre, er ihn am andern finden konnte.

Seine zwergenhafte Weiſe verräth der Bläſeli ferner durch ſeinen Beinamen Stiefeli. Ein fliegend. Blatt aus den Dreißiger Jahren, das von dieſer Sage mundartlich erzählt, ſagt darüber: Er isch a grossmechtige Stiefle of sim Schimmel derhar cho, wo-n-em alle siebe Jahr sine Herre verehrt hand, dass er geschwinder und hass dene Chlostergueteren mag nah-cho." Alſo liegt in dieſem Stiefel des Geiſtes Geſchwindigkeit, er gehört zur Botentracht eines fußgeflügelten Hermes. „Zwei Wiederhautsſtiefel verbeißen Grillenigs Töchter dem Olaf; beckslederne legt Pleg an und kann alsdann verſchwinden. Altdän. Heldenl. v. Grimm 91, 320. — Der iriſche Gluricaun beſchäftigt ſich mit Verfertigung von Schuhen. Iriſche Gloſſen. XV. Wer bei den „Zwergen einen Goldſchuh mit fortnimmt, dem brennt das Haus ab. Thiele, dän. Sag. 3, 48. Von Pelias, der ſich gewaltſam Jaſons väterlichen Erbes bemächtigt hatte, ſingt Pindar, 4. Pyth. Vers 132: dem Pelias kam ein ſchauerlicher Ausſpruch von der heiligen Jungfrau und warnte ihn vor dem einſchuhigen Mann. Das Kätherle von Wertheim liegt mit nur einem Pantoffel in der Gruft. Wolf, Zeitſchr. 3, 64. — Der Schuh verwandelt ſich daher frühe in ein Rechtsſymbol für Auflaſſung von Gut und Erbe. (Grimm, Rechtsalterth. 156, 179); und der bei dieſen Rechtshandlungen Uebervortheilende bekommt eben deßwegen wiederum den Namen Stiefel, inſoferne er mittelſt dieſes symbolum traditionis betrügt. Nach der Appenzeller Sage in Toblers Sprachſchatz S. 214 trägt Jemand Stiefel, weil er Geißfüße hat; aber jene zieht ihm der Teufel aus und holt ihn. Nach Schottky öſtreich. Volksl., pag. 12, das in unſerer Anmerk. No. 5 beſprochen iſt, hat der „Zwergenhans Stiefel angezogen, um beim Brunnen der Frau Holla ein kleines Geiſenkindlein holen zu können. Fiſchart, Gargantua, cap. 3 redet von „Zwerglein, die auf den Meulen oder Pantoffeln herſchlappen. Die Siebenmeilenſtiefel Däumchens und der Pflanzenname Frauenſchühlein, Muttergottespantöffelchen treffen darin zuſammen, daß ſie auf einen hilfreichen Geiſt hinweiſen. Myth. 471. Im Schloß Calenberg hauſt der geiſtige Stiefel und trägt einen ſo großen Stulpen, daß er ihm das ganze Bein überſchlappt. Grimm, DS. No. 77. Der Geiſtjäger Hackelberg heißt bei Kuhn, nordd. Sag. 265, 5 Schlorfhacker, ein Hackelberg in Schlappſchuhen. Der Nis Puk hat gar gern auch ein Paar weiche Pantoffeln und wenn er's recht gut hat, kann man ihn Nachts darin auf dem Boden flink herum ſchlurren hören. Müllenhoff, ſchleſw. holſt. Sag. pag. 319 und No. 446, pag. 333. Dreierlei Schneeſchuhe, ſagt das finniſche Sprichwort, muß ein tüchtiger Rennthierjäger dem Waldgotte Tapio machen, bis dieſem ein Paar anſteht. Bertram, finniſche VolksM. 1854, 32. Der Hildesheimer Sigriſt erhält für das Läuten der Glocke Ueberwieder jährlich einen Thaler und einen Schuh. Schambach-Müller, niederſächſ. Sag. No. 26. Am Grauſchimmel reitet im Dresdner Walde der Stiefelreiter. Grimm, DS. No. 309. Als Ritter Rochus von Staffelfelden auf einem ledigen Schimmel von der

Erde verschlungen wird, bleiben seine Reiterstiefel allein übrig. Rochholz, schwäb. Sag., Reutlingen 37, S. 44. Der gestiefelte Kater im Märchen ist ein unsichtbar werdender Heinzelmann, und letzterer selbst wird umgekehrt wieder Stiefelchen in der Sage geheißen. Zwergen stellte man Schuhe zum Opfer hin. Im Gewissensspiegel des Predigers Martin von Amberg (vdHag. Germania 2, 65) versündigen sich diejenigen, dy der Perchtl speiz opferen, und dem schretlein und der trut rotte schüechel. Solche Schuhe lassen die Zwerge auch zurück; der liedersingende Vater verspricht sie dem zuberschenkten Kinde noch in dem bekannten Spruche:

Hole den Halberstatt,
Bring doch unserm Kinde was!
Was soll ich ihm bringen?
Rothe Schuh mit Ringen,
Rothe Schuh mit Gold beschlagen,
Die soll unser Kindlein tragen.

Noch in unserer Zeit, versichert Grimm in den Jr. Gfsenm. CXIII. und S. 219, wurden dreist Zwergenschuhe in einer englischen Zeitung zum Verkaufe ausgeboten, während schon Notker in seinem Martian. Capella ihrer erwähnt. So geht auch von manchem Schweizer Gastwirthe allenthalben die Rede, er habe einmal mit noch mehr habsüchtiger als blos kurchtischer Dienstbeflissenheit einem durchreisenden Engländer eigenhändig den Stiefel ausziehen müssen und sei seit dieser Stunde zum reichen Mann geworden. Der Zwerg wird ein Schustergeselle und verfertigt seinem Meister wöchentlich 24 Reiterstiefel. Müller-Schambach, nddsch. Sag. No. 152. Der Schustergeselle verfertigt der gespenstischen Schlüsseljungfrau ein Paar rothe Kaschenschuhe: No. 167 unserer Sammlung. Im Kusterdinger Walde bei Tübingen spukt der Gintesser, der nur an dem einen Fuße einen Pantoffel trägt und damit blitzschnell erscheint und verschwindet. Meier, schwäb. Sag. 1. Zwei eiserne Pantoffel legt das verwünschte Fräulein im Rachelsee (bayrisch-böhmischer Wald) auf einen Granitfelsen aus. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 405. Der Appenzeller nennt die Felswand des Säntis auf der Widderalp, welche das Säntisthal vom Fählenthal scheidet, den Stiefel. Nach einer alten Sage soll ein betrügerischer rheinthalischer Ammann, der sogenannte Stiefelhans, hier nach seinem Tode argen Spuk getrieben haben. Rusch, Kant. Appenz., pag. 218. Scholla dei Rottes, Stiefelacker, ist romanischer Name einer Gebirgshöhe am freiburgischen Moleson. Alpenrosen 1824, 46. Die ganze Hochebene im Banne von aargau. Birmensdorf heißt Stiefel. Im Glarnerlande führen alle Berggeister den dreifachen Namen Haitzer, Füchse und Schuhmacher. Haitzer (gallisch haezys, Myth. 421) heißen sie in Folge der Feen, womit die benachbarten romanischredenden Graubündner die Berggeister bezeichnen. Füchse nennt man die Berggeister, weil der rothbärtige Fuchs dem rothhärtigen Donar entspricht. Schuhmacher nennt man sie, in so ferne von ihrer Beihilfe der Zuwachs und der Fruchtertrag der Schupposen abhängt. Schupposse, abd. scnopposa, bezeichnet das kleine Grundstück gegenüber der größeren Hube und der gesammten Gemeindeflur, wie ein Theil der Hube auch noch Schuhlauf und Entrlein genannt wird. Der Schuchbürzer, abd. scnohburnari calcearius, und der Halbsuter sagt schweizerisch dem Suttermeister und Stiefelschuster entgegen. Grimm, in Haupts Ztschr. 8, 396. Auch der Ewige Jude

gab ſich, da er 1547 zu Hamburg auftrat, für einen gewesenen Schuhmacher von Jeruſalem aus (Bucholcers Relation, in Weller's Kirchenlexikon, Heft 34, pag. 806), und im Berner Stadt-Archiv bewahrt man ſeine aus Lederriemen geflochtenen Schuhe auf; vgl. No. 489. Wie die Bergeiſter und Zwerge Schuhmacher heißen, ſo nennt man auch das Irrlicht und den Nachtfalter, beides elbiſche Weſen, Landmeiſter (Myth. 870, 1027), und den den Gliedern gewendten Schmetterling und Butternogel nennt der Ditmarſche gleichfalls Schoemaker. Müllenhoff, ſchlesw. Sag. pag. 509. Mit den Attributen die ihnen zukommen, dem Hut und Stiefel, ſcherzt das Volkslied vom betrogenen Ehemann (Zimrock, VL. No. 241); er will wiſſen, was die vielen Reiterſtiefel und Männerhüte an ſeiner Frau Ehebette bedeuten, und ſie erklärt ſie ihm als ebenſo viele Bierkrüge und Milchwannen, mithin als große Geſchenke der kleinen Zwerge. Hab ich deine Schuh, ſo hab ich meine Ruh! ruft der ausgelachte Tirolzwerg. Bechſtein, DSagb. No. 552. bring' my een paer schoh! betitelt der verwünſchte Schwertmann die Menſchen an. Müllenhoff, ſchlesw. holſt. Sag. No. 350. Wie hier Fuß und Schuh des Zwergen das Landmaß beſtimmt, ſo erklärt ſich Anmerk. No. 39 auch über den Maßdaumen der Zwerge.

34) **Kirchmaier zu Reitnau.** In No. 30 ſchläft der Hauskobold mit in der Schlafkammer der Knaben und hat da ſeinen eigenen Landſtock. Heinzelmann, Grimm DS. No. 75, und Geiſt Heinzlein, in Luthers Tiſchreden, laſſen ein Grübchen im Bette zurück gleich einer Katze (Myth. 471), daſſelbe gilt vom Markgrafen Hans aus der Uckermark: Kuhn, nordd. Sag. No. 38, 7. Im Thurm zu Wyl, Kant. Bern, muß jeden Abend ein Bett in einem abgelegenen Zimmer zurecht gemacht werden, an jedem Morgen iſt daſſelbe zerlegen und unter dem Kopfkiſſen finden ſich einige Batzen Schlafgeld hinterlegt. Kohlrauſch, ſchweiz. Sagb. 1, No. 16. Gleiches von Wünnä zu Brugg: unſere No. 361. Vom Kaiſer Rothbart erzählt Herzog, Elſaß. Chron., „der gemeine Mann iſt bereit worden, man müßte alle nacht disem freyer Friderico zu Trifels, auch zu Keyſerslautern ein Bett machen, darinn er ruhe, denn er ſey zu Hagenaw in der burg lebendig verzuckt worden.“ Die mündliche Ueberlieferung fügt bei, der Kaiſer habe eine eiſerne Bettſtelle. Schlafende und entrückte Helden verzeichnet Grimm, Myth. 903. Menzel, Odin 340. Das Bette, das ihnen dabei dienen muß, iſt ihr geweihter Altar; abd. petti, gotaperti: lectisternium, altare. Myth. 58. Ein ſolcher Opferaltar iſt noch das Leibette, jener lange Schnitterkuchen in Bayern, auf deſſen Unterlage die große Erntenudel, Leib genannt, ruhet, die zum Erntetopfer beſtimmt iſt. Vgl. Oberdeutſches Gebildbrod, No. 30. Hängt aber des Geiſtes Bette in Ketten, wie vom Selbſtmörder hier in No. 35 behauptet wird, ſo deutet dies auf den Zauberer, den man in Ketten ſchwebend gefangen ſetzt, damit er die Erde nicht mehr zu berühren und neue Kraft dadurch zu ſchöpfen vermöge. Beiſpiele hiefür bietet Grohe, ſächſ. Sagenſch. pag. 518.

36) **Güggelkopf im Ringgraben.** In No. 30 ſoll der Hauskobold in die Schorgrube, in jenes Senkloch der Düngerſtätte gebannt werden, das als Jauchſammler dient; allein weil er zugleich ein untrüglicher Wetterprophete iſt, läßt man ihn im Hauſe wieder mitwohnen. In No. 38

dagegen hat sich das verwünschte Männlein vertragsgemäß wirklich in die Hülle bannen lassen, wohnt da unter seinem Schöpflein Spanischgras und schreit die Witterung an, zwar mit der Stimme eines Kindes, aber nach Art des Wetterfrosches. Letzterer heißt aargauisch Heinimüggel, Gülle-müggel, Muggebeini; wie in der schlettstädt. Glosse bei Haupt, Zeitschr. 5, 339 grellus mocheimo. Heini ist aber zugleich als Zwergenname nachgewiesen in Anmerk. No. 30, und die Froschgestalt der Zwerge erklärt in Anmerk. No. 3. Der Güggelkopf im Ringraben und unter der Dachtraufe bewohnt ein Plätzchen, das nicht trocken gelegt werden darf und Meuni heißt. Das ist der Meuniweg (bei Stalder 2, 208), ein Jucker- und Triebweg, der als herrenloses Gut unantastbar, hier aber heilig ist, in so ferne er mit der Kirchenmauer gleichläuft. Unter den Zinsgütern von Dorf Endingen verzeichnet der Zinsrodel der Klingnauer Probstei vom J. 1664, pag. 68. Hölzle. „eine halbe Tauwen (Tagwan) auf der Underwiese, die Bömänni genannt, stoßt oben an Hans Hauwenstein, unden an den Brüel (Dorfbrühl), neben an die Bömänni." Der Güggelkopf, der aus dem Meuniwege emporfährt, gleicht dem Namen des Geistes Hahnemann. Schmeller, Wb. 2, 589 giebt eine reichhaltige Geschichte dieses Wortes, vergißt aber den noch lebenden Ausdruck „eine Meue Bred", eine Tracht, eine ganze Packe. Gerade dieser Ausdruck ist höchst bezeichnend für den Zug unserer Sage, wornach der Geist gegen eine der Kirche zu entrichtende Kernstiftung beängstigt und gebannt, dann aber, als diese Stiftung vergessen wird, ebenfalls wieder losgelassen wird. Dadurch bestätiget sich die Verwandtschaft unserer Zwergennamen und unserer Brodnamen, die Mißgestalt, welche den Zwergen eigen ist und wir absichtlich unserm Gebildbrode geben. Bred in Vogelgestalt gebacken beispricht die Schrift Oberdeutsches Gebildbrod No. 28.

α. β) Der Lindenlager am Ruckfelde. Der Lindenbaum, in welchen der aus dem Brunkeller gebannte Geist vom Bannwart „transplantirt" werden soll, ist bereits besprochen pag. 64. Als Tanzlinde des Teufels erscheint sie auch als der sagenhafte Baum, welcher zugleich leuchtet und tönt; denn in älterer Zeit tanzte man zugleich unter ihr, auf und in ihr, während Musik und Beleuchtung bis in die späte Nacht hinein nicht fehlte. Die Linde, die einst beim Vogelschützenhaus in Schaffhausen stand, breitete ihre Aeste 36 Fuß weit aus. Ueber den untersten war ein Springbrunnen angebracht und ein Fußboden, auf welchem achtzehn Tische standen. Der bereits überalte und nur noch künstlich unterhaltene Baum wurde 1738 durch einen Sturm zerrissen. Meyer-Knonau, Gesch. 1, 367. Beim Zofinger-Schützenhause stehen ebenfalls zwei Linden, die durch die Verschlingungen ihrer Aeste zwei übereinanderliegende Säle bilden, in welchen getanzt wird. ibid. 2, 163. Daraus entwickelte sich der Glaube, daß der Teufel, der von solchen Tanzbäumen seine schönen Namen Lindenzweig, Lindenland, Lindenschmied hat, aus den Zweigen herab seiner Schaar aufspiele; und es erzählt der Sammler für Bünden, Chur 1808, Heft 2, 137, wie im Schamsertobel ein Liebhaber sich dieses Glaubens bedient, um sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Beide führte der Weg zum Hause des begehrten Mädchens an einer Waldtanne vorüber. Mit einem Lichte und einer Geige versehen kletterte der eine Kiltgänger hinauf und sängt, da der

andere erscheint, zu stein an. Der hierauf Unvorbereitete entsetzt und wird vor Schrecken lange bettlägrig, währenddem der Gegner nun Zeit hat, die Braut zu erobern. So soll auch die Irmensäule, nachdem man sie von Paderborn in die Hildesheimerische geführt und da als Trophäe gebraucht habe, beim Aufschlagen noch einen recht schönen Klang von sich gegeben haben. Compendieuse Staatsbeschreib. Braunschweig 1719 1, 24. So ruft auch ein leuchtender Eichbaum bei Brüssel dem Wanderer zu. J. W. Wolf, ndl. Sag. No. 421; ein umgehauener Baum brüllt wie ein tollgewordener Ochse, Jr. Gisenm. 215; und der von den Sachsen verehrte Weidenstock ruft während der Schlacht Jeduthe! Bechstein, thüring. Sag. 4, 84. — Das Schlagwort, das der Geist des Wirthes im Keller ruft: drei Schoppe Wi und e Schoppe Wasser gand au no Rum," wiederholt sich bei Schmezler, bad. Sagenb. 2, 369: die milchverfälschende Paulswirthin in Durlach; ebenso bei Werden, Gölns Vorzeit (1826) 199: die Milchfrau auf der Burgmauer. Drei Quart für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund, ruft die Wandelrein bei Meklin; voll Maß, voll Maß, ruft die Frau Holle, welche die Bierpreise beißt. Bechstein, D.Sagb. No. 510. 508. Diese Geister sprechen dabei von dem Maßhammen, der dem Gotte Wotan geheiligt war und deshalb Alahthuma, Gottesfinger, in der Lex Salica (ed. J. Merkel) genannt wird. Die Luzerner-Maßhange hielt zwölf Daumen-Ellen. Segesser, luzern. Rechtsgesch. 1, 81. Daher heißt's in Gaspar Stielers teutsch. Sprachsch., Nürnb. 1691, S. 783: Wenn der Wirth den Diebsdaumen in Wein oder Bier steckt, so werden damit die Käufer derbei gelockt. Den dümen wirgt man zuo dem briech. Seb. Brant, Narrenschiff, cap. 102, von lobsch und bescheid. mavellum et longi digitum vocabant. Geiler v. Keisersberg. Der Lindwurmjäger wird mit Schrämmeisen verjagt, d. h. mit Hagelloch. Bayerisch ist schrämen hageln (Schmeller 3, 302), schweizerisch Schramm, Schrämme, die Bergklüfte; verschrämen ist zerreißen, ein zerrissenes Kleid und Werkzeug ist zugleich „verhaglet". Das Vocabular des M. Gallus übersetzt nodus scrammo. Scharfsinnig erkennt W. Wackernagel (Zeitschr. f. d. Alterth. 6, 281) in diesem Worte den Eigennamen Scrâwunc. Um so zutreffender wird also aus unserm Zwerg Hauenstein ein Steine (Schleifen) hagelnder Zwerg. Das Gotteshaus der Klingnauer-Probstei, scripsit Sebast. Ziegler, Predik 1637, zwei Theile, handschriftlicher Besitz des Gemeindeschreibers Stäudle zu Frick, verzeichnet unter den Lehensleuten und Zinsbauern zu Endingen und Tegerfelden am öftesten das Geschlecht Hauenstein. Unter verzerrten diesen Namens erscheint da Hans Hauwenstein, der Wirth zu Unter-Endingen als Träger, d. h. als Steuerbote der Probstei (pag. 441. Seine Lehensgüter liegen „in der Zelg zur Linden vff dem Nuggfeldt", „vff der Zelg im Tegerenberg bei den Geizenäckern und der Stregelewis" (pag. 180). Ein anderer dieses Namens ist Wirth zu Tegerfelden. 1, pag. 117, „wir Rath und Gemeindt des Dorffs Tegerfelden thuen kundt daz wir für vns vnd Andreä Hauwenstein allen seinen Erben die bauer zu Tegerfelden zu einem rechten Erblichen gelichen haben, daz er wärthe, wann er den wein vß gibt, daz recht, sollen die geschworenen selben schetzen. Besiglet von Gaspar von Stuffenberg, Ritter der Statt Bern, Landvogt Anno 1616."

40) Der Geiger Kur von Buttwil. Aargauer-Sagen geben nähern Aufschluß über die Schloßmusik pag. 131, das Bergsingen pag. 275. 283, und über den Berggeiger No. 102. Wolf, Märchen No. 26, erzählt von der Zaubergeige, deren erster Strich alles entseelt, deren letzter alles wieder lebendig macht. Menzel, Odin pag. 232, macht mit Grund auf den süddeutschen Geschlechtsnamen Butzengeiger aufmerksam; es ist der Spielmann, welcher den Butzen, vermummten Geistern, zum Tanze aufspielen muß. Vgl. Rückerts Versmärchen, der Spielmann: Gesamm. Gedichte 1, 489. Je besser das Weinjahr wird, um so lustiger hört man das Weingrigerlein am Brunnstadter-Rebhügel fideln. Stöber, elsaß. Sag. No. 8. Aehnliches von einem Danziger-Schäfer: Bechstein, DSagb. No. 244, pag. 216. Vom stötenden Hauskobold: Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 450. Vom Zauberschloß im Windberge: Gräße, sächs. Sagensch. No. 235.

41) Um der Zwerge los zu werden, verbrennt man das eigene Wohnhaus, stellt aber vor jede Thüre ein Wagenrad, dann können sie durch die Speichen nicht entkommen. Müllenhoff, Schlesw. Sag pag. 338. Vergl. unsere Abthl. I. No. 30.

42) Heidenzwerge zu Klein-Döttingen. Der Zwerge Schmiede- und Bergbaukunst ist vorausgehend besprochen. Als Feuerarbeiter schaffen sie im Dienste Donars. Daher erhalten sie ihren Namen Heiden, wie sie auch noch in Schleswig-Holstein (bei Müllenhoff XLVIII.) geradezu für Heiden gelten.

44) Lämmlisloch bei Wegenstetten. Eine umfassende Erklärung über den Namen dieses Elben und seines Backwerkes findet sich: Oberdeutsches Gebildbrod No. 27: Lamm. Die umgekehrte Sage bei Müllenhoff No. 464: die verwünschte Prinzessin hat in ihrer Burg eine große Menge Bier in großen Fässern liegen, und der Bauer, der sich am Johannistag hier so viel Bier holt, als er mag, giebt ihr nichts dafür als ein kleines weißes Lämmchen.

46) Die Dialen im Bündner-Münstertbale. Die Dialen tragen scharlachrothe Kleidchen und trocknen sie im Sonnenschein. Damit erklärt sich auch ihr rhätischer Name, der nicht von diabolus ableitet, sondern von dia: sie sind nicht etwa diaboli, sondern Tag- (und Nacht-)Elbe, abd. Tagrehte. Im Glarnerlande hört man sie Faier nennen; das entspricht dem altbayrischen Fei (Schmeller, Wb. 1, 518), mhd. veh multicolor. Im Prättigäu ist ihr Name Waldfänken, in Vorarlberg Rutschifenggen (bei Venbun); dort sind's die im Walde, hier die am Erdrutsch wohnenden Zündrothen. Vgl. vanke, Nib. 1990, der Feuerfunken. Fankel, im Bayrischen, der böse Feind; Finken, schweizerisch, die aus farbigen Tuch-Enden geflochtenen Fleckenschuhe. Diese Lichtzwerge erscheinen stets in derselben rothen Tracht, wie der rothbartige Wilde Jäger; beider Aufenthaltsorte schon deuten darauf. Der Berner Wilde Jäger wohnt im Rothbale und heißt darnach; die Zwerge No. 45 wohnen in der Rothenfluh. Gewöhnlich haben die Zwerge irgend etwas Rothes an sich. An der Hochfluh im Bachsertbal, Kant. Zürich, ist das Erdmännlilech, wo die Zwerge noch nach alter Zürchertracht gehen in blutrothem Brustlatze. Reithard, schweiz. Volks-

kalend. 51, 179. Rothes buſchiges Haar unter grüner Mütze trägt der Freiburger-Sennenzwerg am Geuſinder. Küenlin, Alpenblumen aus dem Greyerzerland, Sursee 34, S. 97. Ein Rothkäppchen trägt das Sennenſchrättelein auf Niedera-Alp. Ebenda 104. Beim Toggenburger-Dorfe Wildhaus zeigt ſich im Gebirge am Käſeruck das Hinterriſi-Mandli in Scharlachkittel und Lampihut. Illuſtrirt. Schweiz.-Kalend. 51, S. 153. In unſerer Sammlung tragen die Erdmännchen ein Scharlachmäntelchen, in No. 2. 13. 17. 46; ihr Erſcheinen verbreitet augenblicklich Lichtglanz in der Gegend, No. 12. Eine altbeſungene Anekdote aus dem Berner-Oberlande, die ſich aber auch im Glarner- und Walliſerlande mehrfach localiſiert, erzählt vom Schmerz einer Mutter, welcher ein Lämmergeier das Knäblein entführt und auf die unzugängliche Felswand in den Horſt hinauf geſchleppt hat; nun ſehe man noch des Kindes rothes Röcklein droben an der Mindereu-Jungfrau im Winde flattern, an einer Stelle, der Speispfad genannt. (Meyer-Knonau, ſchweiz. Erdkunde 1, 166.) Auch dies ſind Reſte älterer Sagen von kinderraubenden Zwergen. Andere Zeugniſſe: Mythol. 420. 431.

48) **Die hinkende Koſtkuh.** Die Mythe von dem Raube der göttlichen Rinder hat A. Kuhn in Haupts Ztſchr. 6, 117 ausführlich entwickelt; gegenwärtige Nummer iſt nur ein weiterer Beleg zu jenem Aufſatze. Mittlerweile iſt es der lebhaft beſchäftigten Sagenforſchung geglückt, neue ergänzende Züge zu dieſer Mythe aufzufinden, und ſo kann hier gleich der friſche Gewinnſt nachgetragen werden.

In der griechiſchen Sage iſt's Apollon, der die Götterkühe weidet, und Hermes mit dem ihm zuſtehenden Kerberos entführt ſie; in der römiſchen entſprechen Hercules und Cacus. In den Veden rauben die kriegeriſchen Panis dem Gotte Indra die Himmelskühe und verbergen ſie in einer Höhle, und die Götterhündin Sarama wird ausgeſendet, ſie zu ſuchen. Allein Sarama kommt ohne ſie zurück, ſie hat ſich nach gieriger Hunde Art mit der Milch der Kühe, ohne dieſe geſehen zu haben, abſpeiſen laſſen. Der erzürnte Indra ſtößt nach ihr mit dem Fuße, daß ſie die geleckte Milch wieder ausſpeien muß, und geht dann ſelbſt die Kühe zu holen. Dieſe indiſche Hündin Sarama entſpricht dem Hundegefolge Wuotans und dem Sennenhunde, mit welchem in unſerer vorſtehenden Sage der Sennknecht die Alpe beſteigt, um die ausgeſetzte Kuh wieder vom Berge heimzuholen. In der weſtfäliſchen Sage (Myth. 873) läßt der W. Jäger Hackelbärend ſeinen eigenen Hund in einer Fehrmannsſcheune bis zum nächſten Jahre zurück; ebenſo die Frau Gauden eine ihrer in Hündinnen verwandelten 24 Töchter. Da liegt alsdann das Gotteethier ein Jahr lang im Hauswinkel, nichts als Aſche freſſend, zu Stein werdend, bis im nächſten Jahre der Heljäger wieder vorüberzieht. Man muß demſelben in dem Helhauſe zu hannoveriſch Oſtenholz an jedem Chriſtabend eine Kuh hinauslaſſen und erkennt jenes Stück der Heerde, das dafür an die Reihe kommen ſoll, ſchon vorher daran, daß es bis Michaelis oder Martini vor allen andern glatt wird und zunimmt. Vergißt man aber am Chriſttage die Stallthüre zu verſchließen, ſo läuft des Heljägers Hund hinein und iſt vor Jahresfriſt nicht wieder heraus zu bringen. So weit A. Kuhn.

Durch den Zuwachs an neuen Sagen verdeutlichen ſich dieſe Züge im Einzelnen. Es ſoll damit die unverſiegbare Nährkraft der gottgeweihten

Kuh, zugleich aber auch der Frevel herausgestellt werden, den es auf sich hat, sie zu schlachten und zu verspeisen. Dies ist wohl der ursprüngliche Inhalt der indischen Mythe. In der deutschen Mythe dagegen ist das Rinderopfer gestattet, es gehört Wuotan an, dem Gott der Aernte, des Ackerbaues und der Viehzucht, und ein Nachklang davon liegt noch in den Umzügen der Pfingstochsen und Fastnachtochsen, des Mardi-gras. Beide Religionssysteme, das eine, welches unblutige Opfer, und dasjenige, welches blutige brachte, haben unstreitig lange im Kampfe mit einander gelegen, und die daraus entsprungenen Widersprüche trägt die Sage fühlbar an sich. Bald sind es die Zwerge, welche Kühe sowohl stehlen als auch dienstlich hüten; bald nähret die Milch solcher Kühe wunderbar, und bald bestraft es sich, von ihrem Fleische auch nur einmal gekostet zu haben; bald darf auch die ganze Kuh geschlachtet und bis auf die Knochen verspeist werden; bleiben diese nur geschont, so läßt sich das aufgegessene Thier alsbald wieder herstellen. Hierüber folgen hier einige Belege.

Zu des Verfassers Jugenderinnerungen gehört eine Ansbacher-Sage. Im dortigen Stadtwalde Veitlach hat sich ein vor den Schweden entflohener Pfarrer, dessen Name besonders angegeben wird, sammt seiner zahlreichen Familie in eine noch nach ihm benannte Höhle verborgen und überdauert darinnen mit der Milch einer einzigen Kuh den ganzen dreißigjährigen Krieg. Die Nährkraft des Thieres ist also unerschöpflich, da man es in seinem Knochenbau schont. In der St. Galler-Alpe Bardiel bei Ragaz und in der Alpe Weißtannen kommen die Geister des Nachts in die Alphütten, und wenn sie da gekäst haben, rufen sie dem droben im Heu schlafenden Sennen: Christen Kung, chumm mit is gè schotten essen! Henne, schweiz. Merkur 1832, 68. Die Sennen auf den Tiroler-Hochalpen Stilluppe und Floiten lassen vor ihrer Abfahrt vom Berge nach altem Brauche Käse und Brod (auch Schnaps dazu) in der Sennerei zurück, damit der Alte ihnen gut bleibe, wenn er im Winter vom Kööggletscher des Löffelkopfes herabkommt. Meyer, Sagenkränz. aus Tirol 1856, pag. 53. Dieser Alte in Tirol wird im Berner-Oberlande der alte Freiherr von Weißenburg genannt. Er war einer der ursprünglichen Landesbarone und vermachte seinen Bauern hundert Kühe. Nun geht er Nachts auf der Almend umher und giebt dem Weidevieh der Armen aus seiner Salztasche zu lecken. Alpenros. 1815, 282. Um Guttannen im Haslithale gilt derselbe als Zwerg, der den Leuten das Weidevieh entführt, es im Herbste aber wohlgesömmert und verdoppelt an Zahl wieder vor die Ställe führt; daher soll noch folgender Spielreim der Kinder stammen:

Guter Hans von Weißenkuh,
Nimm da wieder deine Kuh
Und ihr fettes Kalb dazu!

Alpenrosen 1827, 311. Der gute Johann ist ein den Reichthum und das Glück verursachender Hauskobold: Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 436.

Von schlachtenden und metzelnden Berggeistern, deren Mahlzeiten der Mensch nicht straflos mitmachen kann, ist in dem Folgenden die Rede. Unweit Gutbrunnen, beim Bernerschlosse Rümlingen, ist das Pfaffenloch; drinnen in siebenfacher Höhle wohnen die Erdmännchen und nähren sich von einer einzigen Kuh; aber das ihr zum Verzehren täglich ausgeschnittene Fleisch wächst ihr allnächtlich frisch nach. Jahn, Kanton Bern, 243.

Bridel, Conservateur Suisse 1825, No. 43 erzählt vom Jäger, der ſich Abends auf dem Freiburger-Moléſon in eine ſchon verlaſſene Sennhütte begiebt, hier aber den unerwarteten Klang der Heerdeglocken vernimmt und drinnen vier verwünſcht ausſehende Sennen über dem Geſchäfte des Käſens betrifft. Ihre Rede lautet wie Gekrächze der Raben. Sie bieten ihm ein Stück Kuhfleiſch an, er ſchneidet ſich aber mit ſeinem Taſchenmeſſer nur in der Größe einer Fingerſpitze ein Stückchen ab. Er kann auch mehr nicht davon eſſen, denn es fehlt Salz. So entſchläft er. Beim Erwachen am Morgen findet er ſich ſtatt in einer Hütte auf einem Aſchenhaufen. Auf dem Heimwege kommt ihm ſein Knabe mit der Meldung entgegen, daheim fehle ſeit heutiger Nacht der M'roir (Spiegel iſt ein üblicher Kuhname) ein Stückchen Fleiſch am linken Schenkel in der Größe einer Fingerſpitze. Ein Tiroler-Jäger ſieht Nachts in eine Sennhütte durchs Fenſter hinein und erblickt drinnen großmächtige Männer um ein Feuer. Sie haben ein ganzes Rind vor ſich, ſchneiden ihm Fett und Fleiſch heraus, ſtecken dann die geſchundenen Beine zuſammen und laſſen das Vieh wieder laufen. So macht desgleichen die W. Jagd im Kärntner-Leſachthale ein Feuer an, führt einen Ochſen aus dem nächſten Stall, bratet und verzehrt ihn; die Knochen legen ſie aber in die Haut zuſammen, peitſchen dieſelbe mit Ruthen und führen den nun wieder entſtandenen Ochſen in ſeinen Stall zurück. Wolf, Zſchr. 2, 177. 3, 34. Der Röhrknochen iſt ein Sinnbild der Fortdauer. So ſchlachtet der beim Bauern übernachtende Gott Thörr das Geſpann ſeiner Böcke zum Abendeſſen und läßt die abgenagten Knochen auf die Bockfelle zuſammen werfen. Dieſe ſegnet er am Morgen darauf mit ſeinem Hammer, wiederbelebt erſtehen ſeine zwei Böcke, aber einer hinkt jetzt. Denn des Bauern Sohn Thialf hat ihm geſtern beim Eſſen das Schenkelbein zerſchabt, um den Markknochen auszuſchlürfen. Auf ähnliche Weiſe wiederholt ſich bei uns das Hinken einer Kuh, No. 48; das Fehlen der Melkzitze und des Rückenſtückes, No. 43. 49. Aehnliches erzählt Vonbun, vorarlberg. Sag. No. 22. 25. Steub, drei Sommer in Tirol, pag. 82. Zingerle, Tirol. Sag. pag. 202. Wolf, Beitr. 1, 88, aus der Legende vom hl. Germanus.

Die Mittel, welche der Sennenknecht gebrauchen muß, um die ausgeſetzt geweſene Kuh unangefochten wieder von der verlaſſenen Sennhütte heimführen zu können, ſind Kienfackel, Brod und Hund. Mit Feuerſtahl und Agathenbrod verſehen und von ſeinem Hunde begleitet, betritt ein Melſer-Älpler die verwünſchte Alphütte, um gleichfalls eine ſtehen gebliebene Geis hier wegzuholen. Da ruft der Alpgeiſt:

hättiſt du nit Fü'rle heiss,
nit Hundeli heiss
und Messerli spitz:
i wott der helfe go gumme 'n Gitz!

Aehnlich ſpricht der Geiſt in der bad. Sag. (Mone, Anzeig. 1838, 53): Hätteſt du deinen rinkenden Rank (Brodkrume), deinen wetzenden Wetz und den ſchwarzen Kater (Hund) nicht! „So ſeind ſiben ſtuck, förchtet der tüffel auch, feuer, kirrenden karren und ein geſchlagnen hund“. Geiler, Brösamlin Bl. 78.

49) Das Rücken der Kühe. Viehhütende Zwerge mühen auch heilkundige ſein; doch liegt neben dem Brauch auch der Mißbrauch, ſie

heilen und schädigen zugleich. Wünschelruthe und Hirtenstab verkehren sich in eine züchtigende Gerte, Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder, sagt das Sprichwort. Das Erdmännlein verkauet Wiesenkräuter und legt sie auf die Verletzung (No. 2. 7.), aber es wirft dem Fürwitz auch Sand in die Augen, No. 21. Es heilt zwar fußkranke Thiere und heißt deshalb beim Irren noch der Doktor (Grm 4, Abth. 2, 462); allein schottisch elfshot gilt vom kranken Vieh, wie unser Herenschuß von Rheumatismus. Die Hidere-bädere Holdereberge, auf denen das Weidevieh die Hünsche (Milzbrand) bekommt, sind die Berge der Holderken und Elben (Mone, Anzeig. 1837, 465). Der Zwerg führt, No. 49. 50 eine Gerte und schlägt zugleich mit dem Alpschoß drein. Das Graumännchen führt eine Peitsche, Sommer, thüring. Sag. pag. 110; der Tod eine viersträngige Geißel, Myth. 806. Der Zwergenkönig Antilois giebt dem Macedonierkönig Alexander und seinem Gefolge ein großes Fest; trifft aber die Mundschenken mit dem unsichtbaren Schlag seines Zepters so auf die Hände, daß sie die Weinbecher lächerlich fallen lassen. Wackernagel, Basl. Handschriften 28 ff. Der Gemsenkönig auf Zweilütschinen im Berner-Oberlande stürzt den eidbrüchigen Gemsjäger, der den Gratthieren abermals nachsteigt, zur Strafe über die Fluh, und man schreibt dies Zutodfallen im Gebirge dem Zwergenschlag zu. Wyß, Idyll. 1, 312. Im mhd. Märchen vom Wasserbären (Haupt, Zeitschr. 6, 177) wird erzählt, wie das erzürnte Schretel straft:

> **ein hant ist swære alsam ein bli,**
> **swen er erreichet mit dem slage,**
> **er slebt in, das er vellet nider.**

In unserer No. 45 wechselt dies Verhältniß; statt daß der Zwerge seine Geißel schwänge, geißelt ihn der Maultiertreiber; ein Gleiches thut der Tambour dem Graumännchen in Sommers thüring. Sag. S. 110; ein Gleiches thut Sifrit dem starken getwere, Nib. 96, und dem Alberich, trotz dessen siebenknöpfiger Geißel, Nib. 463. Daß man das Elfengeschoß fürchtete und deshalb den Zwergen Pfeile und Bogen opferte, belegt Grimm, Jr. Elfenm. CXIII, aus einem Pönitentiale des 12. Jahrh. Eine Symbolisirung des Zwergenschlags sieht das Volk in den Belemniten, die man aargauisch, pag. 193, Stechebörubli (Hörndlimä diabolus) und Chalätzelstein nennt, zugleich zu Pulver verrieben als Heiltrank braucht. Belemnites, a sagitta sic dictus, nonnullis Alpschoß, h. e. sagitta lucubi dicitur. Wagner hist. natur. helvet. Tiguri 1680. S. 305. Noch gilt dafür der Name Donnerstein, Donnerhammer; im Elsaß (Stöber, Neujahrsstoll. 1850, 43) auch Teufelsfinger. Diese verschiedenen Namensformen finden ihre fortgesetzte Erklärung und Anwendung No. 418, Meister Hämmerli.

30) Herdmandli am Pilatusberge. Die meisten Punkte dieser Nummer stammen aus den Handschriften des Luzerner-Stadtschreibers Rennwart Cysat, welche auf der Luzerner-Stadtbibliothek liegen; dieselben sind von seinem Onkel reichlich ausgezogen, dem gleichnamigen Stadtschreiber Jod. Xav. Cysat. Letzterer hat als Verfasser der „Beschreibung deß Berühmbten vier Waldstätten Sees", Lucern 1661, daselbst auf S. 254 eine „seinem geliebten Herrn Großvatter seeliger Gedächtnus" höchst widersprechende Meinung über dessen so reichlich erzählte Zwergensagen und deren

Werth geäußert. Als Testimonium, wie in damaliger Zopfperiode die Obrigkeit und ihre Diener angefangen, dem Volke eine rationalistisch-confuse Verurtheilung seiner eigenen Bräuche und Meinungen zu dictiren, folge hier des jüngern Cysat Ausspruch über die Zwergensagen des Pilatus: „Vor Jahren seyndt auch vil abentheurige vnd wunderliche Dinge von Erdmänntin oder Zwergen, so in disem Berg vnd dessen vilfältigen Klüfften vnd verborgnen Gängen jhr Wohnung gehabt vnd zu Zeiten seltzame Sachen mit den Sennen und Bergleüthen sollen verübt, guts, auch böses gethan, etwann etlichen Geld geben, andere aber, die sie beunrühiget, geplagt oder verachtet, vber die Felsen vnd Flüe hinab gestürzt haben, welches alles dieser Zeit für fabules gehaltrn, mehrers aber geglaubt wirdt, da dergleichen etwas vorgangen, lauter Illusiones vnd Betrug der bösen Geisteren gewesen seyent."

Der mitgetheilte Alpsegen ist von Capeller, hist. mont. Pilati 1767, pag. 11, aus dem Munde der Pilatus-Sennen auf der Frostaffel aufgezeichnet, die darinnen angerufenen Heiligen sind Antonius, der gegen die Entzündungskrankheiten des Viehes gilt, daher italienisch ein San Antonio del porco; sodann der hl. Wendel, welcher die Schafe beschützt, endlich St. Loy. Dieser Elogius, Schutzpatron der Schmiede, hat an der Donau seine „Luikapellen". Meier, schwäb. Sag. No. 330. Er ist derjenige Goldschmied, bei dem einst Jesus sein Pferd beschlagen hat lassen, und dient der Wuotanssage zur Unterlage. Wolf, Beitr. 1, 28. Sein Kirchenfest fällt nach dem deutschen Calendarium des 15. Jahrh. (Haupt, Ztschr. 6, 365) auf den ersten des Wintermonats; nach Schmellers altd. Calender, Luzern 1834, auf den 25. Juni. Letzteres ist der Tag nach dem Johannisfeuer und dem Umtragen des Sonnenrades. Die Sennenbruderschaft in Stansstad hat ihn zum Schutzpatron und nennt ihn Loys. Businger, Kant. Unterwalden pag. 185. Man feiert ihn durch Zunftschmäuse, bei denen man sich als Wilde Männer und Wilde Weiber in Tannzroz (Tannenzweige) kleidet. Musik und Tanz fehlt dabei nicht. Bayrische Fahrtlieder, zu seinen Ehren gesungen, führt Panzer, bayr. Sag. 2, 24 ff. an, darinnen heißt es übereinstimmend mit dem von unserer Nummer mitgetheilten Alpsegen der Sennen:

Ihm opfern ihre Hüeter
noch jährlich gar viel Hüeter,
es leben ihn mit Hornerschall
dreihundert Hirten manichmal,
ein Jeder blast sein Horen,
durchdringen Berg und Thoren.

Ein Mandat Herzogs Maximilian von 1611 verbietet, seine Statue herum zu tragen, weil man sie, wenn es nicht schön Wetter werde, ins Wasser zu werfen pflege (Panzer, ibid. pag. 282; Schmeller, Wb. 2, 463. 473). Vgl. was über den Lindengiger, No. 39, gesagt ist, der gleichfalls ins Wasser gestürzt wird. Ein Miraclbuch v. J. 1659 weiß, daß man ihm Ketten von 242 Pfund opferte, eiserne Gürtel und Ringe, eiserne Kübe und sonstige Stallthiere, eiserne Hosen mit Korn gefüllt. Das größte gußeiserne Votivbild, das er in Bayern hat, ist 280 Pfund schwer und heißt Wirtinger, „der in den Wasserwirbel Geworfene." Panzer, ibid. 2, 390. Kleinere nennt man Männer-, Weiber-Leonhare, Lienel, Leonhardsnagel, Raunagel. Als den Befreier der Gefangenen kennt ihn

Seb. Brant, Narrenschiff cap. 4 (ed. Zarncke, pag. 7. 307); manche der neumodisch gekleideten Menschen, sagt Brant, haben

vil ring und grosse ketten dran,
als ob sie vor sant Lienhart stan,
der menschen bald dust entbinden,
das er im ketten nym kan finden.

D. Herzog, die Schiltwacht (zu Ende des 16. Jahrh.) erzählt, den St. Leonhart haben die Bauern zu einem Gott gemacht und tragen ihm noch brute Hufeisen, Schienen und Wagenketten zu, daß er sich ihrer und sonderlich der Kärrner, die nur mit einem Roß fahren, erbarme.

Die Alpensitte, das Abendgebet durch einen Ruf ins Thal zu kündern oder durch das Blasen des Kuhhornes, stammt aus dem Mangel an Kirchenglocken, war aber auch den flachern Landstrecken noch lange eigen. Die Gemeinde Winterthur wurde 1698 von dem Zürcher-Kirchenrathe angemahnt, ihrer Collatur-Gemeinde Gundetschwil das zum Abendgebet benöthigte Glöcklein nun einmal machen zu lassen, „damit man das bisher gebrauchte unanständige Blasen mit dem Kuhhorn" abschaffen könne. Winterthurer-Neujahrsbl. 1847, 184. Bekanntlich blies man im Mittelalter den Tag an, wie man zu Zürich beim sogenannten Sechseläuten den Frühling und das Erscheinen des ersten Storches noch in unserm Jahrhundert durch den Thürmer angeblasen hat.

52) **Erdmännlein auf Seeburg.** Diese unscheinbare Erzählung steht nur wegen des einen Zuges hier, wornach die Zwerge ihre Mäntelchen zum Trocknen ins Gras breiten. Was hier die einzelne Erzählung nicht mehr versteht, erklärt sich um so vollständiger als die Geisterwäsche in No. 115. 128.

Nachträge.

Pag. 52. Der hl. Werenfrid wird dargestellt mit einem Schiff in der Hand. Er hatte zuerst in Elste, auf einer Rheininsel sein Predigeramt begonnen, war aber nachmals an die Kirche in Westerfort gegangen. Nach seinem Tode stritten sich beide Kirchen um den Leichnam. Man beschloß endlich ihn in ein Schiff zu legen und da zu lassen, wohin das Schiff treiben werde. Selbiges gieng nach Elste. Attribute der Heiligen. Hannover 1843, 152.

× Pag. 59. Die Barakenfrau hat ihren Namen, wie es scheint, von der älteren Benennung der im Klosterwalde gelegenen Heuhäuser; solcherlei Rothscheunen und Schuppen nennt das Testament des Bischofs Tello von Chur, v. J. 766, tabulatas cum horeis.

Pag. 79. Den Glauben, daß man Obſtdiebe auf dem von ihnen beraubten Baum am hellen Tage feſtgebannt ſieht, bewährt für die Lauſitz: Gräße, ſächſ. Sagenſch. No. 667.

Pag. 91. Dem Glücksherr, an deſſen Spitze der W. Jäger zieht, muß ein mythol. Glücksjäger entſprechen, wie dem Gutesherr ein Gutherr (pag. 220). Einen Wilden und verwünſchten Unglücksjäger macht ſchon die ältere Dichtung daraus. In A. von Kellers altd. Erzähl. 157, 10 heißt es vom erkrankten Fräulein:

> sie hat des vngeluckes ieger
> mit seynem houden vmbfangen gar.

Pag. 100. No. 90. Schweinereiter auf Thierſtein. Der Waatländer Geiſterkönig Grebelhou kommt mit ſeiner Schaar um Weihnachten auf kleinen weißen Schweinen geritten. Im Jourthale hört man dann aus dem Schweinegetrappel, das über die Landſtraße herzieht, daß es ihrer viele Tauſende ſind. Vulliemin, Kant. Waat. 1.

Pag. 111. Gufenſtädtli iſt der Name der untergegangenen Heidenſtadt, und mit demſelben Namen wird dorten auf die Berghöhe bei der Stadt Lenzburg verwieſen, genannt Goſtsberg. goffe und guffe iſt inclinatio dorsi. a Kuffihoug in flumen usque Hunam. urkund. 1093. K. Roth, Klein. Beitr. Hft. 1, pag. 19, houg iſt hier Berg, Hügel, Kuffihoug alſo unſer Goſtsberg. Bucephalus, heißt's im Liede von Alexander (ed. Diemer, deutſch. Gedicht. 1849, pag. 190) hatte am Rücken Rindshaare, an der Seite Leopardenflecken: uf dem goffen rinder har, an sinen siten liebartes mal. Schmeller, Wb. 2, 18 bemerkt, daß man das bayr. Gierwecklein und Nonnenkräpflein Goff, und die Höhlung in der Felswand Gufel nenne; beides wohl wegen ihrer eingedrückten Mitte. Der Wortſtamm ſcheint zu ſein gap foramen, cava, ostia. An der Stockhornkette am Thunerſee liegt die Ruine des geſchichtlich ganz unbekannten Schloſſes Gaſſertſchinken, Schinken in der Bedeutung von Bergſchenkel. Alpenroſ. 1825, 309. Ein Berg des Wallenſtatterſees heißt Goſſelſtalden. Scheuchzer, Nat.-Geſch. 1, 57. Churwelſche, lechthaler und vorarlbergiſche Lokal- und Ortsnamen gleichen Stammes ſind: Gufel, Chafuoll, Gaflunn, Kaplon, Gflaun, Kaſer, Tſchiferaun, Cafetuna, Guſidaun. Steub, Rhät. Ethnologie, pag. 179 — 181 zählt dieſe und noch viele verwandte Namen auf, ihre entſprechende Wortform liegt im churwelſchen cuvel (Höhle, cavus) und im deutſchen Lokalausdruck Gufer, womit man in den deutſchen Gebirgskantonen Schuttkegel und Gletſchergerölle bezeichnet.

Pag. 154. Wie hier das Matthiſenthier als ein Herrenweib erkannt und vom Landvogt auf dem Holzſtoß verbrannt wird, ſo heißt die Alte, welche zu Großenhain als Hexe verbrannt wird, die ſchwarze Matthesin. Gräße, ſächſ. Sagenſch. No. 88.

Pag. 158. Zu den Beiſpielen, in denen anlautendes w wechſelt mit anlautendem m, reihet ſich eines aus der Odenwälder Mundart (bei Firmenich 2, 31): e maano voll hallebeier, eine Wanne Heidelbeeren.

Pag. 161. Der mit der Goldſichel einherreitende Schwedenkönig, (pag. 202) gemahnt an das böhmiſche Mittagsgeſpenſt. Die Pſchipolnitza, eine weiße Frau, geht mit der Sichel in der Hand über Feld, befragt die Arbeiter über Flachsbau und Webkunſt und ſchneidet denen, die in der Antwort ſtocken, mit der Sichel den Kopf ab. Gräße, ſächſ. Sagenſch. No. 656.

Pag. 177. Zu den Namen von Türst und seinem durstigen Heer steht eine Erscheinung, die auf den Waldwiesen um Wilthen, bei Bautzen, als Weiße Frau kommt und der Ewige Durst heißt. Gräße, sächs. Sagensch. No. 653.

Pag. 202. Durchlöcherte Steine an einen dorrenden Baum gethan, kranken Stallthieren in die Krippe gelegt, machen jenen fruchtbar, diese gesund und milchreich (pag. 344). Man hängt sie auch an Wiege und Wochenbett gegen die Trud. Einen solchen Stein besitzt die Hebamme in Steffeln, es hat ihn ihr Mann aus dem russischen Feldzug mit heim gebracht. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 93.

Pag. 349. Zur Symbolik von Licht und Kerze gehört die Kinderrede vom verglimmenden Papierstückchen „die Leute laufen aus der Kirche heim"; das letzte ausgehende Fünkchen ist der Meßner und Sigrist.

Pag. 353. Zum Joggeli, der alle Stallarbeit aufs Stichwort verrichtet, gehört der Brauch bayerischer Bauern, am St. Jakobstag je einen Gulden Trinkgeld an Knecht und Magd zu geben, damit diese sich die Jackelstärke trinken und beim bevorstehenden Kornschnitt nicht in den Halmen stecken bleiben. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 189.

Sachregister

zu den Aargauer-Sagen.

Die nebenstehende Nummer giebt die Seitenzahl an. die reicher ausgestatteten Züge und Begriffe der Sage sind Baum, Brod, Grün, Hund, Hut, Mut, Buch und Wut, Jagd, Roth, Schechig, Schwarz, Stein, Wasser u. s. w. diese sind in dem Register als Leitwörter heraus gestellt und die nächstverwandten Begriffe ihnen beigeordnet. der Leser hat also Brunnen unter Wasser, Mondmilch unter Stein zu suchen.

Abbizus 197. — No. 514.
Aegypter 127.
aentenfussig 268. 332.
affen 364.
Agathenbrod 338. 385.
alpenpfeifer 199.
alpenrabe 266.
alpsegen 327. 387.
alter, dreihundertjähriges 210.
Alvmatt 56.
ameisenkuchen 282. 328.
ammenkarst 288.
ammenschlüssel 288.
Amsbuck 201.
amselblümli 201.
Amselmoos 201.
Amsupper 201.
apfelbaum, wunderthätig 81.
augenlieder rothe 82.
augen, tellergross 259.
aussatz 23.
axt gottes 69. 179.

badende frauen 3. 240.
badende zwerge 267.
baldrian 239.
balkengeister 74. 75. 76. 77.
bannen an bäume 79.
„ in flaschen 186.
„ in schachteln 187.
Barakenfrau 59. 388.
Barthli 337.
bauch, darin die Füsse wärmen 167. 188.
Bauernweh, schloss 7.
Bechtelistag 200. 236.
Beckli 285. 353.
beinhaus 105.
belemniten 193. 236.
Berchtoldenstaude 66.
Bergfriedli 150. 302.
bergklingeln 371.
Bertha 2. 3. 242.
Berthas Sattel 280. 369.
bette des geistes 295. 379.
„ schwarzes 302.
„ steinernes in ketten 303. 379.
„ sieben betten 342.
betrübte 262.
Bibberli 274.
Bibbernmumeli 374.
Bläseli 298. 376.
blaubart 22.
blaue flamme 151. 233
„ hemde 282.
„ hose 304.
blaue rauchlein 78. 104. 137. 282. 328.
„ zipfelkappe 276.
blutstuhl in der Aare 344.
blutstropfen drei 92.
Boddemaidschi goldnes 149.
Boddenschloss 149.
Boddesee 35. 36.
Bodematt 121.
Bödelmergeist 148.
Bödhli, Budhli, Wuotan 159.
bohnen 110. 225. 243.
bohrloch 345.
Botenstein 149. 249.
bub 295. 345.
Buddhadeus No. 489.
Buddlergrimsle, Wuotansbeere 213.
pudel 152. 159. 167.
Pudelmutter 159.
bündelimaidli 150.
Bürgi 339.
Burkhardsloch 30.
butzenmann 352.
butzengeiger 382.
butzmumel 375.
brautlauf des W. heeres 132. 135.
brennender handgriff 45. 47.
brennendes gestase 49.
brennende lunte des geistes 166.
brennender mann der Reuss 46.

bruchmattmaidli 262.
brücke beim gericht 55. 57.
Baum.
apfelbaum 81.
baum gebannt 78. 79. 289.
baumstamm, erlöst 45.
Berchtoldenstaude 66.
birnbaum 80. 270.
blutender baum 70. 71. 72. 73.
buchsbäumiger pfaff 362. 363.
bachlieich 262.
chappelibäumli 234.
dobler 86.
in dornen begraben 262.
dornstrauch 60. 61. 63.
in dorngestalt spukend 81.
eiche 23. 60. 73.
eichmann 80.
baum als gäule 86.
geburtsbaum 88. 90.
geisthannenoder 292.
hasel 66.
heiligföhre 59. 85.
hohler baum der zwerge 89.
holzerne frau 362.
holzerner mann 362.
honigtriefender 240. 245.
kinderbaum 87.
kindlibirnbaum 87.
kirschbaum 80. 83.
lebensbaum 65.
leuchtend und tonend 310. 380.
linde des jüngst. gerichtes 63. 65. 83.
linde, verkehlt 64. 310.
mördbaum 23.
nussbaum 80. 140. 180.
pesthaum 64. 78.
pfaffenkappchenstrauch 234. 243.
schlofstüd 291.
spindelbaum 241.
tannchris 299.
tanne 26. 88. 90.
tanne, als spazierstöcklein 319.
tannligrotze 39. 89. 387.
tannliwätter 89.
tanzlinden 380.
weidenbaum 233.
weidenröschen 239.
weidenzweig 237.
wunschbaum 82.
Brod.
Agathenbrod 338. 385.
backofen der geister 335.
brodessen 173.
brodfressende hunde der w. jagd 112.
brodlaib 136. 278. 285.
brodspenden der geister 248. 294. 335. 352. 367. 368.
brosamen 143. 226. 240.
eierring 236. 246.
Etschroggenbrod 319.
gebildbrod 246. 247.
gepipfes brod 338.

Canseron 370.
chabbeziner-zipfel 352.
Cheibengraben 232. 259.
Chriemhildengraben 9.
chrügeli 274. 359.
chrügelinägeli 274.
chrungeli 155.
chrützis-chretzis 193. 194.
chudermanndli 286. 356.

dachtraufe 295.
daumen 384.
daumengross 269. 354.
Dialen 318. 382.
Dieter 179.
Dietrich 220.
Dietrichswarte 220.
Ditti 359.
dohle, weissagend 30.
Donner! 7.
donnerhammer 386.
Donnerskeizer 96.
donnerssch leifen 108. 133. 202.
donnerstein 386.
dorfkäs 99.
drache 257.
dreibeiniger hase 70.
dreihundertjähriger 240.
dreijahrgarn 270.
drei schwestern 3. 258.
Duris 178.
Durstgraben 177.
Durst und durstig heer 177. 390.

Ebermann 104.
Egel 10.
eichentrog 235.
eichhörnchen Donars, städte gründend 213.
einsteigen in steinsärge 30.
eisenhag 136.
eisentrog 235.
eisenthor 238.
eisnapfen 279.
elendskreuz 261.
Elfliwiese 291.
ellenstab 60. 148. 151.
engelsüss-stöckchen 228.
ente und schwan 143. 144.
entenfüssig 268. 332.
Enzegraben 121.
Enziloch 123.
erdbilderli 274.
erdmännlistube 292.
erdweibchen 273.
Erlacher 189.
erle 240.

erlenhonig 240. 245.
esel 141. 145. 200. 284.
Etelmutter 59.
eule 265. 301.
Ewigjäger 179.

Faie 345. 378. 382.
Fankel, Fängg 364. 382.
farnsamen 79.
federhut 332.
federbusch 191. 293. 329.
eichelfeder 303.
feuermänner 47.
„ fechtende 113.
feuerherd unterirdisch 263. 272.
feuersegen 350.
Finkenstein 219.
fisch mit goldring 14. 228.
„ „ rothfloden 8.
„ verwünscht 10.
flaschenbüche 186.
flaschengeist 118. 183. 187. 206. 309.
forelle der zwerge 325.
Frau 265.
freitisch für geister 291.
Frene, dorra weg! 14. 243.
Friedli 150. 302.
friesen. Westfriesen 171.
Froteufel 360.
fuchs 123. 148. 213.
goldener fuchs 104.
grimselfuchs 318.
fuchsloch 236.
Full 351.

gänsefüsse 241. 273. 277. 333.
gänsewein 337.
garten auf dem gletscher 16. 243.
garten auf der schneeschmelze 142.
Gast, bürgermeister 204.
du wüster gast! 206. 208.
Gausserwihli 135.
geburtsgürtel 340.
geigen, der himmel hängt voll, 134.
geiger 307. 310. 311. 328. 382.
geisberge 268. 323.
geisbergerstein 301.
geisbock in kindsnöthen 266. 346.
geisbrunnen goldner 293.
geisfüssig 268. 270. 280. 332. 334
geis goldne 293.
geissenkonzel 324.
geissenrain 311.
geisler 319.
geiss der Polsterlen 335.
geiss als zobriquet 338.
geissweg goldner 293.
geisterheer 153.
geisterheerde und geisterhirte 212.
geisterkutsche 120. 315. 319.
geistermanner 174.
geistersteg 57.
geisterwasche 135.
geistmüller am geistwegli 202.
geldstücke in todtenschädeln 48.
Gessler, Gessner, Grissler 187. 189. 226.
Gesslerin 188.
Gigeli-spanner 116. 117.
glas- und gütterligeist 183. 186. 187. 206. 304.
glaserne häuser 280.
glaskrone 230.
Glücksheer 91.
Glücksjäger 389.
glühende augen 302.
Gnut 153.
goldene jungfrau 149.
goldhaar 229.
goldner wagen 216. 218. 349.
goldnes thor der quellen 149.
götzenbilder 207. 361.
Grebel 101.
Grebelhou 101. 389.
grebelistrugge 101.
Guenisheerwagen 95.
Guenishirt 91. 215.
Guetigsg'heer 91.
Guetis- u. Gwodanisheer 165. 220.
Gufenstöhlein 111. 389.
guggelkopf 304.
guggenrain-Hoboch 138.
guggernul-Anneli 135.
gullenmännlein 304. 305.
Gundisheer 92. 162.
Gunisheer als wildgänse 92.
Gutchen 370.
gütterlib'schauer. 187.
Gutis-ee 95.
gutschenberg 218.
Gutwetter 122.
Grün.
grünfrackig und rothwestig 71. 179.
grüne gestalt 203.
grünhütler 243.
grüner jäger 178. 210. 292. 293.
grünes beesseil 21.
grüner mann 71. 104.
grünes männchen 182. 326. 359.
grünrock 213. 261. 329.
grünrockiger Töst 176.
grüner schuh 214.
grüne schürze 150. 214.
grünes schwein 212.
grüne zwerge 214.

Haare, drei zusammen 238.
haarflechte 228.
haarhammel 358.
haarringlein 228. 244.
behaarter leib 319.
haberfutter für die todesrosse 114.
hafen- u. kruggeister 55.

Hafnaloch 142.
Hag 93. Hagobrli 92.
Hag, Hagling, Häggele 10.
hag u. heerweg des W. Heeres 131. 173.
hahnenkopf im ringgraben 380.
hahn der Hel 140. 141. 167.
hahnenschritt 185. 206.
hahn mit feuerkamm 167.
hase dreibeinig 70.
haupt im wellenschaum 38.
hauptlose gestalten 166. 201. 219.
haus, obrigkeitlich niedergebrannt 44. 382.
Hermännchen 359.
heerschaaren der geister 170. 171.
hechtköpfe 11.
hecht mit rothem halsband 8.
Hegnau untergegangen 64.
heidenbad 17. 22.
heidenberg 248. 240.
heidenbrunnen 29. 30.
heidenfeuer 127. 343. 346. 382.
heidengalgen 108.
heidengraben 113.
heidenhubel 176.
heidenloch 103. 254.
heidenkunst 315.
heidenschiff 53.
heidentschopen 212.
heidewiblibrunnli 258. 270.
heidewibli-wi 258.
heidenzwerge 313.
heilkräuter 267. 275.
heiliggeistloch 169. 170.
heiliggraben 114.
Heini, Heinz 373.
Heiterechore 31.
heiterlocher 169. 170.
Hell 126.
Hellreiter 126. 128.
hembrunn 29.
Hèrewagen, Cherwagen 215.
herrenstrass 141. 169.
heuwagen 99. 105. 106. 215.
hexenringe 196. 380.
hexenwiese 217.
hexe, wetter siedend 123.
hirschbock 86.
hirsch mit lichtern 159. 239. 242.
hochetüd 74.
hodenscheuer 121.
hohle gasse 161. 182.
Holda 247. 245.
hölzerne frau 362.
hölzerner mann 362.
hölzerner pfaffe 362.
Hörwagen 215.
hudelwetter 123. 177.
Hudikreuz 264.
huhnergitter, geister bannend 173.
Huln 141.
hungerbach 29.
hungerberge-, quellen 30. 113.
hungertuch 154.
Hunna 153.
hunnenbrunnen 153.
hunnenwiesen 153.
Hund.
hunde 293.
hundsbach 137.
brod aus der tasche fressend 112.
dorfpudel 106. 138. 150.
geisterscheuchend 322. 365.
glöckchen tragend 109. 178.
feueräugig 105. 251.
feuriger 176.
hundert hundsmägde des Türst 177.
hundsjunge 203.
als kaplan murmelnd 106.
hundsloch 109. 137.
nahrungshund 343.
pudel 167. 209. 253.
pudelmutter 150.
Reunshund 58.
12 hunde Rudolfs von Habsb. 199.
Schlosshund 3.
schwarzer rothzungeind 226. 234. 235.
hundssuppe 203.
Valeinshund 137.
Walti da! 126. 159. 179.
windhunde 145.
hund als zahlwort 137.
Hut der Geister.
Breithut 122.
dreirohrenhut 120. 185. 202.
dreischnöri 210.
flühut, eine kanone 122.
grunhütler 213.
hutberge 125.
hut, mantel und degen der berge 125.
hut, ranzen und stab 303.
hut und stock 53.
kaplansharet 106.
lampihut 124.
nebelspalter 71. 210.
regenhut 125. 206.
rothhut 144. 210.
russpfanne als hut 120.
schinnhut 122.
schlapphut 328.
wachstuchhut 176.
wollhut 300.

Jagd W., ihr stichwort:
dass dich keins schind! 194.
drei schritt abweg! 177. 262.
er will uns noch! 92.
hagohrlein, wo bist? 92.
hoppedihop! 197.
ich will's halb! 196.
knochen nagen, 175. 194.
mitstreiten, mitreiten! 182.

verbind mir's! 96.
Walti, da! 126. 179.
wehr unten, wehr oben! 174. 175.
Jetzer 305.
Iglisten 111.
Brugg-Joggeli 196.
Kinzhalden-Joggeli 183. 291.
Rainhalden-Joggeli 292.
stalljoggeli 285. 353. 390.
iedene frau 59.
Isen, homines I.
jungfrau, feuerspeiend 250.
„ schlangenleibig 251.
„ schatzhütend 9. 264.
jungfrengraben 283.
junker Oberherr 112.

Kalb goldenes 102. 103.
kaum 14. 16. 210.
kanonieren der Rothenburger 220.
kadt-kardetschen 143. vgl. No. 508.
karren des teufels 216.
katze der Frau 152. 250.
katzenbrennen 159.
katzenbugeln 157.
katzenküsser 137.
katzenrecht 156.
katzentischchen 158.
katze wetterkündend 157.
käsende geister 322. 384. 385.
käse in gold verwandelt 327.
kautz 265.
keggelbahn 129. 163.
kegelspiel 129. 130.
keigelrees 179.
keigelfall, ursa major. 129.
kerze 351.
kette um die stadt 20.
kinderbaum 87.
kind und drei blutstropfen 96.
kindende erdweibchen 266. 325. 339.
kind der geister 271. 278.
kinderhonig 229.
kinderstimme 306.
kindertrog 87. 228.
kieffler 23.
koch 127. 145. 196. 289.
kochen 137. 190. 260. 384.
köchin, alte 152.
kochkelle 288.
kohle 278.
kohlen 266. 281. 284. 311.
kornhütende geister 183. 292.
kornstehlende geister 292. 294.
kornstiftung 204.
kornweg 174. 218. 253.
knochenmann 311.
knochenopfer 105. 194. 195. 265.
kredenzstauf 261.
kristallhaus und kristallkirche 269.
kröte 235. 244. 241 — 245.
krotenalter 344.
krote wie eine butte 245.
„ kindende 268.
„ als sobriquet 343.
„ im sodbrunnen 110.
kuchenblumlein 228.
kuchlein an haselstauden 127.
kuchen der zwerge 276. 284. 336.
küche der geister 166. 316.
geistermahlzeit 166.
kupferkessel 233.
milchkessel 152.
silberner krug 143.
wasserkrug 148.
brunnenzuber 151.
kuh im Schwedenkrieg 205. 209.
kuh sich wieder ergänzende 316. 323. 324. 384. 385.
kuhhaut sammt den hörnern umgethan 219.
kungi 278. 318.
kuss erlosender 243. 248. 249.
kutsche feurige 119.
„ ohne geleine 108. 109. 217. 219.
„ gläserne 218.
„ auf den felsspitzen 120. 132. 145. 163.
„ mit laternen 145.
„ mit processionstuchern 136. 138.
„ rasselnde 217. 218.
„ über den waldern 121.

Laelle 204.
Laienkönig 207.
lällein 207.
„ hanf-, ofenlöchli 208.
lamm goldenes 103.
„ Mariens 218.
Lämmli, zwerg 317. 382.
Landluegi 179. 219.
lederne brücke 142. 363.
„ frau 363.
„ männchen 363.
Lenz, römerstadt 108.
licht, lebenslicht 36. 37. 280. 349. 390.
einem das licht ausblasen 37.
hintern licht führen 132.
zu licht gehen 33.
liedform, frühere der sage 14. 15. 140.
liedvers erlösend 259.
Lochluegi 104.
Lorenz, heidenstadt 111.
Loy 327. 387.
lugibach 29.

maaddänneli, schlüsselblume 140.
Maidlenejäger mit weidenbündel 182. 183.
malanie 23.
Malzengasse 23.
mazodonnen 331.

Mattis-ee 155. 159. 160. 162.
Matthisennacht 155. 156. 162.
Mattsesthier 154. 389.
menniweg 380.
menschenbackerei 167. 168.
Metteli, richer 163. 164. 165.
milchbrechen, augen wie, 235.
misthäufchen, geisterwohnung 305. 379.
moor Moritz 93. 97. 99.
mondmilch 326.
moosmann 192. 289.
mooswib 152.
moospferd 192.
mordnacht 156.
most der zwerge 281.
Muet 122. 159.
Muetis 156.
Muet und Wuet 158. 389.
Mumelmann 297. 375.
musik der geister 127. 129. 134. 135. 170. 255. 380.
Muscli u. muschlrnuli 151.
Museri u. muserigeist 152.
musterung (revue) der geister 171.
frau u. her Mut 159.
Mutterees 158.
Mutterloch 159.
Mutti 128.

nachtigall, abberufend 231.
Nagelstadt 8.
nahrungshund 343.
Nickel 362.
Niggel 294.
Eiernickel, Daumen-, Hanniggel, Pumpernickel 382.
Niko 7.
Nikus 11.
niesen 283.
noheskratten 245.
nothdach für geister 39.
nussbaum 171.
nuss und kreutz 235.

Oberherr, junker 112.
in öl sieden 205.
Ohmberg 318.
hinterm ofen 112. 268. 288. 296.
ofen unterm disch 263. 272. 273. 318. 336.
opfer 370. 378.
orchiden 243.

pantoffel 378.
pest verkeilt 64. 78.
pfad leuchtender 1.
Pfaffengallere 177.
pfaffenkäppchen 234.
pfanne als weiberhaube 260.
pfeifchen 231. 239. 244. 299.
alpenpfeifer 199.
pflugeech 128.
Pilatus 325. 386. No. 252.
le Pliorant 345.
prisnestel 152. 243.
pudel 150. 167. 253.
pudelmutter 159.

Quecki 115.
queckailber 43. 110. 111.

rabe 331.
rabe auf der schulter 227.
rad feuriges 177. 217.
ins rad geflochten 180.
radspeiche ausbrechen 197.
radspur auf dem hochgebirge 217.
rappenschnabel 291. 331.
rappentanz 291.
rathsherren wandelnde 168.
Ratzel 356. 358.
raubschiff der geister 40.
Rauchloch 328.
regenschirm der geister 124.
reingekehrte höhle 59. 249. 258.
reiterei nächtliche 171. 172. 177.
reiten um die burgzacken 238. 239.
reiterspiel 191.
reitweg 9.
riese fauler 195.
Rinkelmoore 100.
ring im Rheinsalm 14.
Rochelmoore 93. 100.
ross 292. 294.
„ aasschwellendes 184. 259.
„ achtfussiges 198.
„ feuriges 184.
„ als glutofen 195.
„ gottes 369.
„ halbes 161. 196. 201.
„ zwölffussiges 199.
rosskuochen 219.
rosskummet 295.
rossmist im hausgange 194.
rube, gelbe der geister 50.
Ruedelis-höe 63.
die Ruesse 109.
Ruesserain 126.
russpfanne als hut 126.
Ruthenzug 85.
rothe augenlieder 82.
rothes bahrtuch 114. 136. 212.
rother baumast 70.
rothe blothenkapperln 243.
rothe und weisse bohnen 225.
rother brustlatz 150. 382.
rötheliborste 231.
Rötheli 213.
Rothenburger 179. 185. 212.
Rothenburgerin 213.
Rothenburger Maria 213.
rother faden 8. 340.
„ federbusch 194.

rother helmfedern 260.
Rothforelle, chevalier 10.
Rothenfluher 179. 317.
rothe frau 85.
rother fuchs 148.
rothes fürtuch 212. 243. 264.
„ garn 340.
rother hauch 239.
rother hund dreibeinig 242.
rothes hündchen mit rothem halsbande 152. 234.
„ mit rother zunge 235.
rothstrumpfiger strausenhund 242.
rothstrumpfig 50. 85. 144. 210. 242.
rothes Hüsli 4. 219.
rothhutig 144. 210. 326.
rothkammig 242.
rothe kuh 67. 242.
„ leute siebenhäutig 243.
„ maddämueli 140.
rothmantel 10. 162.
rothmutzig 29. 285. 329.
schartachkittel 124. 318. 328.
rothes röcklein 59. 281. 383.
rothe lascheuschuhe 163. 230.
zum Rothenschuh 243.
Roththaler 171. 179. 242.
rothe tracht 210. 242.
rother tschopen 59. 85.
rothe quelle 24.
rothfüssiges vogelein 25. 243.
Rothlerwald 121. 242.
rother wamms u. weste 71. 104. 242.
rothes watschlein 86.
Rothwasser 288.
rothwein, claret, nikus 11. 317.
Rothenrain 259.
ruefenbart 24.
ruefeguggis 22.
rübeliwamms 244.

saal der greise, jünglinge u. kinder 235.
saatfeld des W. jägers 177. No. 440.
sack 297.
Sali 40.
Saligasse 141.
Salischlösser 136.
sandmann 287.
sandwerfende geister 287.
Sattlerfrau 318.
sau, über Rhein fahrend 100.
sauerei, gespenstige 318.
Schaidos 163.
schäppeli 148.
schatzgitter, schatzhaus, schatzkiste 9. 144. 254. 255. 256. 262. 263.
schatzhügel 32.
schatzschlüssel 120. 137. 167. 228. 230. 234. 259. 261. 262. 283.
schatzsumpfe 32.
Schautaire, Schauterels 163.
Schellenbrünnalein 270.
schellengeläute 296. 318. 371.
schellenkleid 373.
Schellenpeter 38. 297.
schiff der geister 50. 57. 388.
„ versteinertes 53.
„ als trinkgefäss 51.
schiessen gegen geister 290.
schimmel 196. 369.
„ kopfloser 130.
„ viergespann 126. 136. 163.
„ zwölfe Rudolfs v. Habsb. 190.
Schimmelreiter 3. 101. 111. 126. 145. 176. 196. 200. 244. 300.
schinkenbein 194. No. 260.
schlange wie ein tau 245.
„ gekrönte 113.
„ glühende 235. 332.
„ als quell 5.
schlangenjungfrau 249. 251.
„ als schlüssel 232.
schleifsteine 108. 133. 202.
schlöfstäd 291.
Schlossmunk 131.
schlüsselblume 140. 243. 267.
schlüssel in der krone 230.
„ als glühende schlange 232.
schmied 361. 366.
erdschmiedli 366.
goldschmiedli 366.
Jetzerschmied 305.
nagelschmied 307.
Peter Mangold 297.
zeugschmied 366.
schmetterling 347.
Schmutzli 337.
schnaps der geister 46. 320.
schneiderhaft reiten 181. 182.
schrannenloch 307. 384.
schratt, ein schmetterling 347.
Schrattenfluh 357. 358.
schrattenstein 344.
schrattelizopf 286.
schuh, ein paar durchlaufen 231.
schuhbuezer 352. 378.
Schuhmacher u. Landmesser 378. 379.
todtenschuh 244.
schüsselchen 153.
schurzfell, helbt schätze 167.
schwan des W. heeres 144.
Schwedenhaus 160. 162.
Schwedenholz, -loch 160.
Schwedenkönig enthauptet 161.
Schwedenreiter mit der sichel 161. 162.
Schwedentrunk 161. 162.
schwein flagohrli 92.
schweinefleisch, zwergenspeise 337.
schwein goldnes, silbernes 101.
schweinehändler 340.
schweinehecrde in flaschen 206.
„ endlose 241. 389.

schwemmreiter 180. 189.
Schwelli 161.
Schwanne 384.
seelbad 24.
selbstmorder 169.
Selbthan 317.
sichelfahrende reiter 133. 161. 162. 204. 202. 389.
siebenlich 93. 165. 213. 312. 384.
silbermesser 282.
Simmeler 360.
singende erdweibchen 275. 283.
Sodbrunnen 110. 118. 136.
Sodbrecht 112.
sommervogel 277.
speckessende zwerge 337.
Speck, von schrigmet 99.
spinne 187.
Spinnmotterli 154.
spinnrad Berthas 200.
spinnende zwerge 270. 274. 277. 355.
spinnen u. weben 243. 345.
spinnwehen 287.
stab der geister 181. 185. 199. 230. 253. 303. 321. 386.
Stadel 301. 377.
Stadeln 298.
Stachlis brunnlein 304.
„ holzgeding 302.
„ weedbahn 304.
„ zinsgras 302.
Stadtgarten 126.
stamm der W. gagel 192. 219.
Stanisand 230.
Strahlamach 154.
Strauggehenjagen 91.
Strohbartel 200.
strohgarbe 200.
strohhalme 269.
heilstroh, galium verum 340.
strohseil 96. 97.
strohwelle 119. 206.
strudelhuberen 243.
stummer Geissler 320.
stute grane 198.
Susanna Schimmis 19.
schreckige geister.
graubart u. baumbart 191. 214. 326.
grauerig mit weissem handschuh 196.
gras und gron 326.
graubutchen 306.
grauruck, weissmutzig 214.
grane stute 198.
graues oberhemde 313.
schreckige Moritzferkel 97.
schwarze flerhaube, weisses gelter 152.
schwarze katze weissbandig 259.
schwarzmanteliger schimmelreiter 211.
schwarzer, mit weisser hemdkrause 214.
schwarzer pfaffe mit weisse megesicht 214.
weisshosig, schwarzrockig 132. 214. 282.
weiss und schwarze katzen 99.
weissrockig, schwarzverschleiert 257.
weisses kleid in schwarzes verwandelt 235.
schwarz.
schwarzer bock 103.
schwarze bohnen 243.
„ brustferkeln der kuhe 76.
„ hunde 173.
„ haube 152.
schwarzer hund 58. 105. 109. 136. 140. 143. 154. 206. 226. 229. 234. 251.
schwarzer schutzpudel 235.
schwarze windhunde 145.
schwarzer hut, wachstuch überzogen 176.
„ strohhut 104. 105.
„ leichnam 185.
„ waldlaub 185.
„ hermantelte 132.
„ manner 54. 55. 69. 77. 80. 81. 113. 183. 185. 219.
schwarze mauer 173.
„ kutsche, rappenbespannt 216.
„ rauchsaume uber den kopf 126.
„ rockrocke 106.
„ tuss 199.
„ gesarbtstorbeer 114.
schwarzes popplein 152.
stein.
Alter Werther morgengabe 88.
backsteinboden 292. 336.
backtrog 273.
balle steinen 303.
chalutzelstein 186.
Chrugeinagell 274.
donnerstein 386.
Elendskreuz 264. No. 263.
Elmer 357.
fels am zwirnfaden 154. 255.
felsgriff 11.
Finkenstein 219.
Fischbank 107.
fomerherd unterirdisch 263. 272. 273.
geisbergerstein 304.
Geisslerstein 319.
Hagbesta 277.
Hannstein 306. 394.
Iglistein 111.
kinderstein 87. 88. 245. 289. 357.
kumm 103. 347. 382.
Mannje 73. 357.
Marron 73.
Marxmuich 303.
mauer der geister 173. 174.
vermauert 279.
milchmotzel 111.
mondmilch 303.
mühlstein schwimmend 11.
„ in kirchen 13.
Mutterloch 159.
runge an felsen 6. 7.

schiff versteinert 51.
schleifsteine 133. 202.
stechebörndli 193.
steine gelegt 62. 64. 70. 72.
steinkopfe 207.
steinkrugkein 13. 14.
„ ringe 4. 5.
„ sarge 30.
„ schlenderode geister 54.
„ tisch 179. 273. 285.
„ waben 358.
tilistein 357.
wetzstein 202.
wirtel 455.
zwergenmühlen 202. 284. 344. 390.

Tabakrauchen der geister 137.
tagloch, heiterloch für geister 39.
thalgeist 190.
Thalherren 123.
tanne der geburt 88. 90.
tannenwipfel der ertrunkenen 38.
tanngrotz 289. 387.
Tannligrotze 89.
Tannlswetter 89.
tanzende zwerge 290. 291. 344. 350.
tanzfeindliche geister 294.
Tanzler 294.
tanzplatz 294. 340.
teilttanzen 294. 298.
tellergross 259.
teufel ein saubirte 94.
teufels chatzli 347.
„ griff im fels 11.
„ kanzel 309.
„ karrweg 248.
teufel als kröte 268.
teufelsloch 9. 258.
teufelsnadel 347.
„ rossstall 140. 142.
„ tanzplatz 142. 340.
Thorgarten 126. 127.
„ hämpfer mit aufgesperrtem rachen 11.
thüre unverschliessbare 95. 98. 168. 169. 176. 219.
todtengusstein 179.
todten- und gottesheere 171.
„ schiffe 53. 388.
„ seen 272. 277.
Toggelikanzel 348.
Toggelikirche 348.
Tomli, Tummlin 326. 328.
Tost 175.
trog 198.
trottengeist 194.
Turst 176. 390.
Turstengjaid 176. 177.
Tonstain, Turstinus 178.
Twergis, Twergi 360.

ungetaufte kinder 228.
unterirdischer gang 265.
ûsmanni 303.

Valeriushund 137.
verbind mirs! 96.
Verenabrunnchen 12. 14.
„ krugkein 13. 14.
„ loch 15.
„ segen 14.
„ witterung 14.
vogel, gotteshote 331.
„ lebens- u. todeshote 68. 245. 284.
„ riesiger 256. 293.
„ -artig schwebend 284.
„ stimme 301.

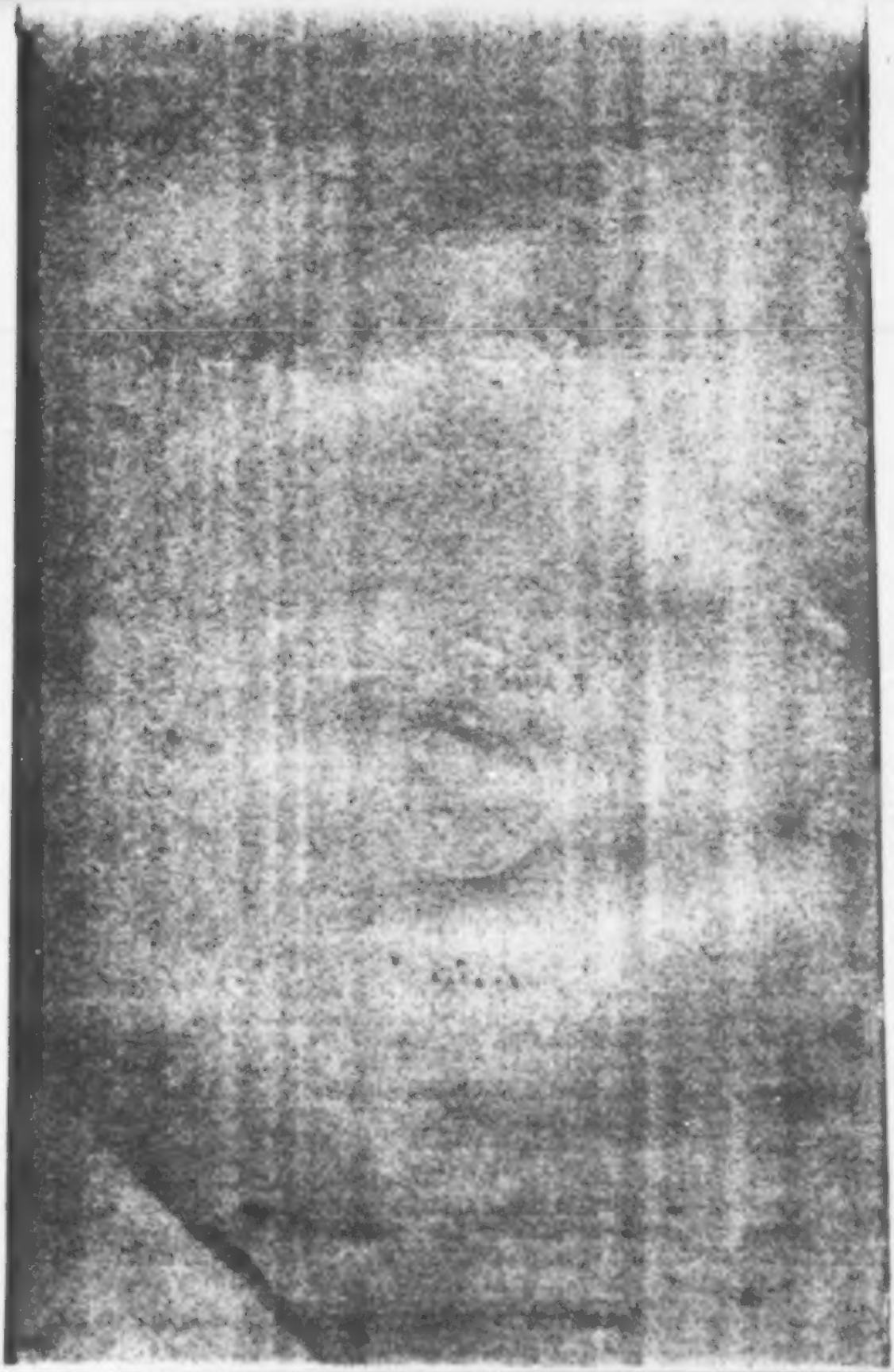
Wachleta 283.
waben 265. 270. 276. 284.
wagen, goldner 248.
„ voll gold 284.
wagen, eiserner 95. 372.
„ des W. heeres 215. 372.
„ wettrennen 373.
Wagenlocke 218.
Wah 158.
waldfanken 348.
wäldlerbube 237.
wamm 143. 145.
wege des W. heeres 141. 169. 217.
weghege 104.
wendenbaum 233.
wendenrosschen 239.
weidenzweig 237.
Wetterherren 123.
wetzstein 202.
wildermann 182. 248. 387.
wildgänse 92.
Wildhans 73.
Willisau 92.
wind böser 294.
Winter, zwerg 184. 292.
wolfshalge 244.
Wuetis- u. Wodanesheer 158. 161. 242.
wasser.
Aeschebrunnli 274.
Bachmadeli 151.
Bachthal-Anneli 136. 147.
Bornjungfrau 119.
Breitsennädli 149.
brennender bach 21.
Bruchmattbrunnen 240.
brunnenbube 240.
Brunnenmädchen 151.
brunnen des schimmelreiters 176. 198.
Burkhardsbrunnen 30.
Durstighecr 177. 390.
Elftausendjungfrabrunnen 22.
flaschenbäche 186.
Geisslerbrunnlein 320.
goldenes thor der quelle 149.

goldwagen im brunnen 219.
Gondelsee 6.
Guggibad 22.
Gullenmannlein 304.
Haglerstrom 6.
haupt in wellenschaum 38.
heidenbad 22.
heidenbrunnen 29. 50.
heidenwibli-brunnli 258. 270.
Heiterechsee 31.
Hollabrunn 346.
Homiern 4. 5.
hundsbach 137.
hungerquellen 40. 113.
hunnenbrunnen 153.
kinderbrunnen 17.
lugibach 29.
Niho und Nikus 7. 11.
quecksilberbrunnen 43. 110. 111.
Ramsflohbrunn 265. 330.
Salzbrunnen 40. 197. 198.
salzquelle der zwerge 315.
Schellenbrunnli 270.
schnabrunnlein 29.
Schwein 161.
see unterirdischer 265. 272. 277. 328. 346.
Silberbrunnlein 50.
sodbrunnen 110. 113. 146.
Stiefelisbrunnlein 304.
Susbach u. goldkette 19. 21.
Verenabrunnchen 12. 14.
wasche am hochgeburg 135. 152. 211. 388.
waschende Schweden 153. 162.
waschen des alraun. 152.
Wascherli 150.
wassergeist 10. 57. 187. 273.
wasserkrug goldgefüllt 148.
wasser der stubendecke 43.
„ sundfluthliche 1. 2.
ins wasser stürzen der bilder 387.
wein- u. kornströmender brunn 41.
Wiborades badstande 16.
zwergenbrunnlein 346.
weiss.
weisse und gelbe bohnen 110. 225.
linnenbedecktes gebirge 211.
weisse ferkel 97. 104. 389.
weisshaariger geistmuller 204.
weisse gestalt hauptlos 121.
weisse haube 85.
„ socha neue hemden 50.
weissen hirtenhemde 326.
weisser hirsch 239.
weisse hunde 152. 219.
„ jungfrauen 62. 76. 96. 97. 132. 143. 149. 151. 166. 202. 224. 248. 249.
„ reiterunsform 172.
neunzehn weisse rosen 233.
weisser stein im hahnenkopf 202.
weisse schürze, gelbe haarschnur 148. 150.
„ tucher 143. 225.
„ wehende tucher 153.
„ wölklein 239.
„ zipfelkappe 126. 145.
leichenweisser zwingherr 126.

Xavoudanem 194.

zeine 233.
zenne, draht 250.
Ziegler 178.
zirgelgüschen, -hütte, -motte 151.
zgemmer 127.
zinnkannen 198.
Zipurli 276.
zipfelkappe 145.
zuseli, zibüseli 157.
zwergengeisel 386.
„ hans 342.
„ heilkunde 385.
„ honig 354. 358.
„ kind 273. 345.
„ knoten 280.
„ kungi 278.
„ krieg 284.
„ most 284. 337. 365.
„ mühle 284. 367.
„ ross 367. 368.
„ geschenk 339.
„ schlag 386.
„ schuh 378.
„ speise 337. 344.
„ sprache u. stummheit 176. 264. 305. 325. 345. 385.
„ sprüche 266. 267. 278. 288. 308. 317. 325. 330. 346. 348. 355.
„ wagen 284. 349.
„ wanderung 338.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.



Schweizersagen
aus dem Aargau.

Gesammelt und erläutert

von

Ernst Ludwig Rochholz.

Zweiter Band.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer
1856.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Einleitung, der Sagenkreis vom Stiefelreiter . . . . . Seite 1

VI. Zauberthiere.

No.

Drache und Lindwurm.

234. Drachenstein von Rohrdorf . . . 1
235. Wurm bei Mettenschwanden . . . 2
236. Wettinger-Drache . . . 2
237. Taufstein der Kirche von Rein . . . 3
238. Reußschlange und Drachenloch . . . 3
239. Stellenwurm bei Wölfliswil . . . 4
240. Schlange im Galgenhölzli . . . 4
241. Weißmaidlitanne bei Oberflachs . . . 5
242. Verwandte Schlange zu Veltheim . . . 6
243. Der Freihof von Aarau . . . 7
244. Haldenthier in Aarau . . . 9
245. Bachthier in Entfelden . . . 11

Stier.

246. Urstier an der Reuß . . . 14
247. Der Gontenschwiler Muni . . . 17
248. Nächtlicher Stier bei Mellau . . . 18
249. Blitzabwehrende Stierhäupter . . . 18

Roß.

250. Härtlimann bei Klingnau . . . 20
251. Sandgrubengeist bei Zurzach . . . 22
252. Bachplätschi in Lengnau . . . 22
253. Kalbentrain bei Oberflachs . . . 24
254. Schimmel auf der Gislifluh . . . 26
255. Gespenster Roß . . . 27

Hund.

256. Krümblihund bei Gippingen . . . 27
257. Wäldermä bei Kaiserstuhl . . . 27
258. Reinacher Dorfthier . . . 28
259. Dusseli bei Moosleerau . . . 29
260. Trottengeist in Zurzach . . . 30
261. Dorfpudel in Wellingen . . . 32

Nr.		Pag.
262.	Bergschwarz zu Birrwil	32
263.	Höhlenthier bei Oberfrick	32
264.	Fätlinggaer Xaveri	34
265.	Verschiedene Dorfhunde a — s	36
	Vogel.	
266.	Störche zu Veltheim	38
267.	Alraune und Schneider	42
268.	Alraune zu Bofien	43
269.	Bauer Kiesli	43
270.	Das Elsterngeschrei	45
271.	Das Erhängen spielen	46
272.	Untreue Magd zu Laufenburg	47
	Kröte.	
273.	Die Krötenthaler zu Veltheim	47
274.	Kröten als Geldstücke	48
275.	Schneckenhäuser und Krotenthaler	49
276.	Schatzhütende Kröte	49
277.	Dorfthier zu Ecrenzen	50
278.	Ringgenberger Schlosskröte	50
279.	Schatzkröte in Kirchdorf	50
	Hirsch.	
280.	Hirschbock im Rombölzli	51
281.	Der Hirsch und der Jägerhans	51
	Katze.	
282.	Katze auf der Heuboden	51
283.	Die Näherin	52
284.	Müllersfrau als Katze	52
285.	Der unerfüllte Traum	53
286.	Spukende Katzen a — g	54
	Hase.	
287.	Erhängen am Strohhalm	56
288.	Dietrich von Murdorf	56
289.	Der Nonnäger	58
290.	Sigrisin von Bremgarten	58
291.	Zeiniger Hasenfrau	59
292.	Hannele von Eggwil	59
293.	Krautackerkind und Hasenpfoten	61
294.	Hase bei Remetschwil	62
295.	Das Regiment am Marsch	62
296.	Tegerfelder Schiesshase	63
297.	Verschiedene Hasenfrauen a — r	63
	Hund.	
298.	Der Geisbock im Stall	64
298a.	Der Ehel in der Tenne	65
	Insthiere.	
299.	Dorfenthier im Fridthal	66
300.	Irrlenthier zu Oberlachs	68
301.	Bachthier am Eglisbach	69
302.	Dorfthier in Buhr	69

Nr.		Pag.
303.	Ungeheuer in Uefen	70
304.	Uethier bei der Kaltnerbrücke	71

VII. Brennende Männer.

305.	Die beiden Marburger	74
306.	Der brennende Bräutigam	75
307.	Schatzgräber im Arlisberg	76
308.	Grenzfrevler im Siggenthal	77
309.	Erlöster Götti in Bilmergen	78
310.	Verwünschter Heuermann erlöst	79
311.	Die Auerhexenmeister z'Rinach	80
312.	Der Brünnlige bei Wohlen	80
313.	Der Mellinger-Brünnling	81
314.	Handspur des Brünnlings o — b	81
315.	Der Kohlenbrenner	82
316.	Der Hölderli-Josef	82
317.	Der Heuermann bei Ehrendingen	82
318.	Heuermann bei Lengnau	82
319.	Hockengespenst in Tegerfelden	83
320.	Irrlicht am Verrenbad	83

VIII. Rechtssagen.

321.	Freiheiten um die Homburg	87
322.	Reichthum der Grafen von Freburg	89
323.	Ende des letzten Freburgers	90
324.	Das Butterbrod der Wittwe	91
325.	Alte Pagan in Gaßeln	92
326.	Schaffner im Schlosse Gaßeln	94
327.	Wilde Ritter in Thierachet	94
328.	Trog im Bingenhof bei Aeren	96
329.	Kommandmatte in Würenlingen	97
330.	Der Gilfschmied von Merilen	98
331.	Der Buchlisberg bei Schöftland	98
332.	Der Ghebleyer im Ebbenlüh	98
333.	Gleichanfehöhle bei Maisprach	101
334.	Brewgarten und der Fischbacher Wald	103
335.	Hieno am Katzenstriegel	105
336.	Hünemauch bei Zurzach	107
337.	Wie die Zwienämter unirei wurden	108
338.	Stiefelschreiber von Muri	110
339.	Stiefelrüter v. J. 1740	111
340.	Stiefelreiter am Schenauer Hof	112
341.	Der Ring von Halwil	114
342.	Schimmelreiter im Gättibach	116
343.	Schimmelreiter von Homburg	117
344.	Schimmelreiter von Liebst	118

Nr.		Seite
345.	Mäuseregen von Mühlhorf	118
346.	Der ſchwarze Pfaff in Wettingen	120
347.	Der Baumbeiler als Hund	120
348.	Der Bewälder von Mittnau	121
349.	Blutender Knochen bei Baden	122
350.	Ausgebrochener Knochen vor Gericht	122
351.	Zürich-Heiri von Zurzach	123
352.	Die Allerweltskinder	125
353.	's Todtebeindli	126
354.	Blutender Chriſtus in Dättlingen	127
355.	Der enthauptete Hundvater	128
356.	Der letzte Mann im Zuſweg	128
357.	In Spreuer begraben	129
358.	Joggeligeiß in Carmensdorf	130
359.	Weißgrabengeiß zu Leidiſen	131
360.	Geißenbett am Steinemättli	134
361.	Der Gänsli zu Bragg	135
362.	Die Mutter auf dem Schwarzbuben	136
363.	Krige Bödeli in Mühlin	137
364.	Beſchwerter Lehrer an der Reppiſch	138
365.	Flaſchengeiß im Habsburgerwald	139
366.	Strohflaſche im Giet	140
367.	Flaſchengeiß bei Bragg	140
368.	Kreuzgeiß im Gnadenthal	141
369.	Hausgeiß in Herrenfirn	142
370.	Der Gebannte in Grünichen	143
370a.	Die zwölf Meineidigen	144
370b.	Der Ghell im Sennhof	144

IX. Zauberer und Hexen.

	Zauberer.	
371.	Hans Kriechwig zu Heſſikon	146
372.	Vom Schulmeiſter zu Wolfhuſen	148
373.	Der General zu Gaſtelen	149
374.	Suhrer-Jauberfingeln	149
375.	Der Lenzburger Schmied	150
376.	Der Meiſter von Arlisheim	150
377.	Wanzenſchneider in Obermumpf	151
378.	Ibichenri von Schneiſingen	152
379.	Herrenbauer von Rey	153
380.	Geiſterfriedel von Unterkulm	156
381.	Galgheini und Hexibenet	157
382.	Dätt-Joggeli von Teufenthal	157
383.	Der Mauſer von Lenzig	158
384.	Der Gigers-Jokeb	158
385.	Der Zaubergeiger von Gnadenthal	159
386.	Hexen und Hexi	161

No.		pag.
387.	Das Haupt des Schwiegervaters	162
388.	Hüdrchen vom Wechselthaler a — c	163
	Hexen.	
389.	Die Hexelschneiderin in Walbach	165
390.	Gebannte Hexe von Birmensdorf	166
391.	Die Vodere von Zurzach	167
392.	Milchstellerin zu Tegerfelden	167
393.	Butterhexe und Schneider zu Tegerfelden	169
394.	Die entlarvte Hexe	170
395.	Hexe von Arisau	170
396.	Krötenmacherin von Rietheim	172
397.	Das Tschofeld bei Mattenschwil	173
398.	Hexenroche	173
399.	Die fallende Lichtscheere	174
400.	Hexentanz im Widacher	175
401.	Hexentanz im Moosmalde	176
402.	Das getödtete Hexenweib	176
402 a.	Die Hagelmachende Pfarrerin	177
403.	Der Nachtschaden	178
	Unholde.	
404.	Die Glunggeri	179
405.	Frau Itte	180
406.	Holle und Hexel	180
407.	Lederne Frau	181
408.	Die Frau Lux	182
409.	Tannligrotze, Tannliwatter	183
410.	Frau Zipperline	184
411.	Windspiel	184
412.	Weibliche Scheltnamen	187
	Teufel.	
413 a.	Alabirgi	189
413 b.	Bölimann	198
414.	Böggel	199
415.	Donner	201
416.	Meister Geißfuß	203
417.	Der Grüne	203
418.	Meister Hämmerli	204
419.	Hoggemä und Häggele	207
419 a.	Das Häggele	209
420.	Kindlifresser	209
421.	Euphemismen statt Teufel	209
422.	Der Tüder und Teller	210
423.	Stäbli und Stabi	210
424.	Unterschiedliche Namen des Teufels	211
425.	Wowou	211

X. Heiden- und Römerbauten.

426.	Die Heiden auf den Bilgerhöfen	213
427.	Die Heidenhäuser	215

No.		pag.
428.	Die ledernen Brücken	216
429.	Kloſterfrau im Merenthal	218
430.	Des Teufels Wohnerte	219
431.	Teufelsfelſen am Kreuzliberge	220
432.	Schnellert am Bözberge	220
433.	Die Teufelsburdi	221
434.	Teufelsbeschwörung	222
435.	Der Wirtel in der Aare	223
436.	's Tufels Erbamoess	224
437.	Schmied Jetzer bei Leugnau	229
	Flur- und Ortsnamen.	
438.	Die drei Schlöſſer in Aarau	230
439.	Der Gewappnete am Stättlein	231
440.	Die Bärligrube	232
441.	Ruine Beſſerſtein	233
442.	Stadt Bremgarten	234
443.	Dettiken	235
444.	Eiken	236
445.	Schloß Hallwil	236
445a.	Gerngen	237
446.	Hermetſchwil	237
447.	Hornuſſen	238
448.	Klingnau	239
449.	Kronweißenburg zu Tegerfelden	241
450.	Ritterſchwert zu Tegerfelden	242
451.	Kulmerau	242
452.	Leibſtadt	243
453.	Leidenberg	243
454.	Löhren	245
455.	Römerſtadt Muheim	245
456.	Der Hune zu Niederwil	248
457.	Kloſter Olsberg	249
458.	Hunnenſchlacht, und Gründung Olsbergs	249
459.	Graf Irminger in Hermentſtal	252
460.	Heidenhügel in Sarmensdorf	256
461.	Reitnau und der Suhrenthaler-See	256
462.	Vilmergen	257
462a.	Stadt Brünis bei Mehlen	257
463.	Die Waglithaler	257
464.	Würfelwieſe zu Baden	259
464a.	Wehklage beim Zeſinger Brennhaus	260
465.	Zurzach	262
466.	Uebernamen der Alt-Argauer Städte	262
467.	Die Eſel geſcholtenen Ortſchaften	265
468.	Der Eſel von Baden	272

XI. Legenden und Märchen.

	Legenden.	
469.	Bekehrer auf der Heidenburg	275

No.		pag.
470.	Staufberger Kirchenglocke	275
471.	Das wirksame Stroh	277
471 a.	Das Strohverbrennen	278
472.	Vom Frickthaler-Patron Fridolin	279
473.	Fünf Finger im Oleberger-Portal	280
474.	Die drei Angelsachsen in Carmensdorf	282
475.	Wandernde Kirchenbauten	286
476.	Heidenhütte von Uerkheim	287
477.	Die Gisilikirche	290
478.	Kirchenbau in Schneisingen	292
479.	Entstehung der Kirche zu Niederwil	294
480.	Lengnauer-Kirchenbau	295
481.	Die Reinacherkirche kommt vors Dorf	296
482.	Kirchengründung im Jeuenthal	297
483.	Kirchenbau zu Wölflinswil	299
484.	Tempel auf dem Ifenberge	299
485.	Hl. Mathilde zu Hochfel	301
486.	Die fromme Zofingerin	301
487.	Der Hallhalden	303
488.	Es Aberli vom-e Schuhlerli	305
489.	Die Schuhe des Ew. Juden	306
490.	St. Petrus mit der Geige	309
491.	Brod und Wein der hl. Verena	314
492.	Das Abhandeln	315
493.	Der Heiland weiß nichts von Leiden	315
494.	Der Faulpelz unter Räubern	317
495.	Das Geschichtchen vom Bredeßen	318
496.	Geschichten vom Rheinfall in Laufenburg	319

XII. Geschichtliche Sagen.

	Kaiserzeit.	
497.	Erbauung der Habsburg	342
498.	Goldkette zu Habsburg	344
499.	Rudolf v. Habsburg auf der Jagd	346
500.	Vor und nach Albrechts Ermordung	347
501.	Bruderhöhle bei Brugg	349
502.	Reinacher Barone und die Eichenberger Bauern	350
	Mordnächte.	
503.	Thomas Falkenstein verbrennt Brugg	355
504.	Burgermeister Gast zu Rhifelde	362
505.	Doctor-gehlter in Zofingen	368
506.	Mordnacht in Aarau	373
507.	Bubco auf Munimolf	374
	Schwedenzeit.	
508.	Schwertlimann in Laufenburg	374
509.	Die große Glocke zu Frick	378
510.	Entführung von Ober-Mumpf	378

No.		Pag.
511.	Wo der Schwedi isch chö	379
512.	Das grüne Schwedenroß	380
	Berlyete.	
513.	Die zwölf Rheinfelder Rathsherren	385
514.	Das ausgestorbene Ribbizhe	387
515.	Achenberg bei Zurzach	388
516.	Der Schwarze Tod in Wettingen	390
517.	Das Geschlecht Helhasen	390
	Nachträge	392
	Sachregister	398

Einleitung.

Der ſchweizeriſche Sagenkreiß vom Baumräuber Stiefeli.

Mit dieſem zweiten Bande ſoll vorliegende Sammlung der Aargauer Sagen für einſtweilen abgeſchloſſen ſein.

Alle Sage bezieht ſich auf die Vergangenheit; mithin haben die Erzählungen dieſes Buches wenig mit der jetzigen Zeitrichtung und nichts mit den Perſonen der Gegenwart zu thun. Die Zeit, nach welcher das Werk ſeine Begebenheiten anberaumt, liegt faſt durchgängig im vorigen Jahrhundert, es datirt ſein letztes großes Weltereigniß vom Jahre 1798 an (1, pag. 302. 314). Dies nennt es das Jeſuiten- und Franzoſenjahr (1, pag. 302. 2, 364), und nach dieſem Jahrgang berechnet es nicht bloß das Alter ſeiner Leute, ſondern ſogar dasjenige der Wohnhäuſer, der Dachungen und der Straßenzüge (1, 98. 101). Da gilt mithin überall noch die Schweiz von ehedem; die Tagſatzung verſammelt ſich da noch zu Baden (No. 69). Die gnädigen Herren von Bern herrſchen noch als Vögte und Schloßjunker im Lande (No. 95). Dieſes gehört noch ins Konſtanzer Bisthum (No. 69), die Kloſtervögte bereichern ihr Stift noch auf Koſten der Gemeinden (No. 333. 346). Die Kapuziner von Baden ſind's, die dem Bauern herkömmlich noch das Stallvieh beſegnen und die Hausgeſpenſter (1, pag. 294. 304) wegbeſchwören.

Die Klöſter ſind alſo noch nicht aufgehoben, die Staatsdomänen ſind noch nicht verkauft (No. 326), die Almenden noch nicht vertheilt, die Städter treiben ſelber noch die Viehzucht und den Weidetrieb (No. 80. 104); ſogar jene alten Stadtweibel, die einſt den Kanton conſtituiren ſahen, oder die ſich gegen Bonaparte zur Zeit der Helvetik wehren wollten (1, pag. 120), ſind hier als noch Lebende betrachtet (2, pag. 391). Solcherlei Leute haben alle noch etwas Patriarchaliſches in Rede und Ausdruck, ſie kennen die geſchämige Bedenklichkeit nicht, daß ſich das Erzählte wenig zu der neu erworbenen Bildung ſchicken möchte, der Eifer für das für wahr gehaltene Alte und der Eifer für die neuzeitige Ortsehre iſt in dieſen rechtſchaffenen Menſchen noch nicht in einen leidigen Zwieſpalt gerathen. Wenn daher öfters ſolche Großväter Erzähler in dieſem Buche ſind, ſo z. B. in No. 464 a., ſo weiſet es damit nach, daß es ſelber ſchon vor langer Zeit zur

Aufzeichnung gekommen sein muß. Es stammt aus einem jetzt bereits wieder veralteten Denken, das jetzt aufgeschulte Begriffswesen ist ihm beinahe eben so fremd, wie jene kleinen Zopfmunicipalitäten, jene fürstäbtischen Klosterherrschaften und Bauernaristokratien des vorigen Jahrhunderts unserm heutigen Kantonalzustand fremd und unvorstellbar geworden sind. Es kommt daher dem jetzigen hierländischen Leser auch kein Recht zu, das in diesem Buch Erzählte auf seine Familie und sein Anwesen beziehen zu dürfen, selbst dann nicht, wenn gerade dieses sein einzelnes Haus und Grundeigenthum in einer namentlichen Geschichte hier mit aufgeführt wäre. Denn wer jetzt eben sein Heu auf jenem Hügel mähen wird, unter welchem die Sage in ihren großen Gewölben noch immer forthauset, ob derselbe als neu eingewanderter Fremder, oder als guter echter Altburger zu diesem Besitze gekommen sei, darnach fragt die Sage überhaupt nichts. Ihr gilt in diesen hastenden schnellgehenden Tagen mehr als jemals der Spruch, daß der Mensch nur von heute, und morgen selbst wieder dürres Gras sei. Sie hat für diesen Neuling noch kein Gedächtniß; mit gewendetem Haupte schaut sie rückwärts in die Zeiten, nicht aber nach dem neu abgezirkelten Gutszaun, auf welchem man jetzt die jüngsten Windeln trocknet. Ihre Urkunden sind kein Notariats-Instrument, ihr spekulativer Gedankengehalt ist keine Geldspekulation; ein grauer Nagelfluhblock, am Waldsaume liegend, ist ihr weit wichtiger, als das nagelneue Sommerhäuschen, das der Städter sich eben dahin gebaut hat. Sie will also dem guten Manne den Kaufpreis seines Gütchens gewiß nicht entwerthen, wenn sie den Lärm ihrer W. Jagd daran vorbei führt; allein warum war er so unerfahren, gerade dorthin zu bauen. Nun ist er naiv genug, ihr das Gastrecht aufzukünden, und sie mit polizeilicher Ausweisung zu bedrohen. Dafür aber muß er sie in dem Neubau dieses Buches fortwohnen lassen. Hier trifft sie auf keinen Gensdarmen, sie hat auch ihr altes Heimatrecht nicht verloren, sie hat nur einstweilen die Miethe gewechselt. Mit Lächeln erinnert sie sich nun an jenes Wort ihres Vetters, des Hausgeistes, den man gleichfalls im Bauernhause nicht mehr haben wollte. Da er nicht gieng, suchte man ihn im angezündeten Wohnhause mit zu verbrennen. Es war Zeit, daß wir herauskamen! sagte er, die Hände sich reibend, und saß hinten auf dem beladenen Wagen, den der Bauer aus der brennenden Scheune eben noch herausgeschoben hatte.

Die gegenwärtige Sammlung ist 536 Nummern stark, von denen 242 auf den ersten Band und 294 weitere auf diesen kommen. Die im Werke selbst eingehaltene Nummerzählung beläuft sich nicht gleich hoch, sie schreibt sich aus einer vor Jahren schon hiefür gewählten Anordnung her und konnte, ohne den innern Zusammenhang der Theile zu stören und ohne deren gegenseitiges Verweisen auf einander wieder aufzuheben, nachher nicht mehr abgeändert werden. Mit der jetzigen Beendigung des Buches soll indeß keines-

wegs erklärt sein, als ob zugleich die Gesammtsage unserer Landschaft ebenfalls zu Ende erzählt sei. Nur dasjenige Material geht auf die Neige, das dem Sammler für die von ihm aufgestellten Abschnitte verfügbar gewesen ist, nicht aber das Material überhaupt; denn dessen ist noch immer genug vorräthig. Noch ist nämlich in diesem Werke unbesprochen die ganze reiche Anschauungsweise eines landwirthschaftlich lebenden Volksschlages über Element und Gestirn, über Jahreslauf und Witterung, über Thier, Baum und Strauch. Noch ist von beiden Bänden ausgeschlossen geblieben Brauch und Sitte unseres Volksschlages in Haus und Heim, sein Familien- und Gemeindefest, sein Sprichwort und Lied, sein Schwank und Märchen, endlich die ganze große Summe alles dessen, was man gemeindin mit dem Namen Aberglauben umfaßt. Wer wird aber zweifeln wollen, daß so reichhaltige, sittengeschichtlich so wichtige Lebensseiten, wie diese ebengenannten, nicht gleichfalls einen dichten Kreis von Volkstraditionen um sich her gezogen haben müßen, welcher es nicht minder werth sein wird, den Freund des Vaterländischen in höchste Aufmerksamkeit zu versetzen. Solcherlei Traditionen treten heut zu Tage zwar nur ganz vereinzelt mehr auf, denn sie sind nun zu Linien und Seitenlinien geworden in dem ausgedehnten Adelsgeschlechte des Mythus, gleichsam nachgeborene und von der Erbfolge ausgeschlossene Prinzen; aber sie leben fort in einer geheimnißvollen Stetigkeit, und beherrschen die Gemüther der Generationen durch eine ungebrochene wunderbare Glaubensmacht. Ohne mehr die Körperlichkeit und Rundung der Sage an sich zu haben, ja fast zu Wesen abgeblaßt, die im Tageslichte keinen Schatten mehr werfen und auf Vernunftfragen verstummen, dauern diese Schweigsamen dennoch fort, meist ignorirt von der Bildung unserer Gegenwart, aber dieselbe gleichfalls nicht minder ignorirend. Sie weisen sich damit als die ältesten Potenzen eines Glaubens aus, der nichts nach Gründen fragt und keiner bedarf, sie sind unzerstörbare Trümmer eines schon vor unserer Distinction dagewesenen wirklichen Glaubens, welcher der Vorglaube, nicht der ihm erst nachgewachsene Aberglaube geheißen werden sollte. Letzterer gehört unsern Mittelklassen, in krankhaften Zeiten auch unsern obersten Ständen an, denn er ist nur ein Ableger, ein Wildschößling kirchlicher oder weltlicher Scienzen; hündisch lauft er hinter den Entdeckungen drein, bald ihnen schmeichelnd, bald sie anbellend, gänzlich der Pudel des Dr. Faust, ein komisch-häßliches Thier. Jener volksmythologische Aberglaube dagegen ist modernen Begriffen vollkommen unzugänglich, er glaubt ohne eine uns sichtbar werdende Benöthigung und ohne äußerliche Erfolge. Er darf nicht Vorurtheil oder Unwissenheit gescholten werden, denn er sucht nicht erst hinter den Dingen herum nach Wahrzeichen und Symbolen, sondern die Dinge sind ihm bereits das seiner religiösen Idee Verwandte, sie sind ihm diese Idee selbst. Es ist dies also der heidnische

und nationelle Aberglaube, welcher ſo lange ausdauert, ſo lange die einer ganzen Race angeborene Anſchauung und Vorſtellung noch ihre weltenverbindende Attractionskraft beſitzt. Ein Volksbewußtſein aber wird nie völlig umgewandelt. So lange bleiben ſich auch ſeine Säze wahlverwandt und können aus dieſem Grunde eines ſyſtematiſchen Lehrgebäudes entbehren. Von ihm gilt das Wallenſteiniſche Wort:

Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit.
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.

Erſt wenn ihm der ſpätere kirchliche Aberglaube in ſeine Atmoſphäre hineingeräth, verwildert er mit, wird an ſich ſelbſt irre und macht alsdann dieſem ſubtiliſirenden Dr. Fauſt ſeine chemiſch-phyſikaliſchen Abſurditäten in der Hexenküche gleichfalls nach. Dann läßt er z. B. mit chriſtlichen Glocken gegen heidniſche Wettertenfel läuten.

Es lag mir im Weſen dieſes Buches, daß der Verfaſſer gerade ſolcherlei Bildungsphaſen unſeres Volksgeiſtes in eine anhaltende Betrachtung nahm. Der darüber geſammelte Stoff iſt ihm hoch angewachſen. Wenn er denſelben einmal in ein geſchloſſenes Verhältniß gebracht haben wird, ſo käme damit zugleich die Gelegenheit, das Aargauer Sagenbuch um einen dritten Band zu vermehren, der dann eben dieſen Glauben und Brauch des Volkes zum Inhalt haben würde. Der Verfaſſer macht dieſes von nichts Anderm weiter abhängig, als allein von der fortdauernden Theilnahme ſeiner Leſer. Dieſelben haben ſein Werk mit liebevoller Aufmerkſamkeit beehrt, auch die Kritik hier zu Lande und außer Landes hat ein ebenſo freundliches als einläßliches Urtheil darüber abgegeben. Er fühlt ſich durch Beides zu wahrer Freude und Dankempfindung geſtimmt und überläßt ſich nun einer zweifachen Hoffnung. Er beſtrebt ſich nicht bloß, ſolcher Anerkennung werth zu ſein durch ausdauernden Eifer in Verfolgung ſeines Zieles; ſondern er möchte nach ſeinem beſcheidenen Maße nun der vaterländiſchen Ueberlieferung noch neue Grunde erwerben. Eine Bitte, die ihm ſchon lange auf der Lippe ſizt, wagt er daher am heutigen Tage ſeinen verehrten Heimatgenoſſen zutraulich vorzulegen. Er wünſcht ſeinem Unternehmen rüſtige Sammler, regſame Berichterſtatter, werkthätige Mehr- und Beſſerwiſſer. Er wünſcht durch Männer und Frauen, durch ihre Landes- und Ortskunde, durch den Umfang ihrer Menſchenkenntniß und ihres Ideenkreiſes Ende und Schluß für dasjenige zu gewinnen, was in dieſem Buche noch ſo oft Stückwerk und Fragment hat bleiben müſſen. Er hatte den Muth, unaufgefordert dieſe Sammlung zu beginnen, durch nichts unterſtüzt und gehalten, als durch den Werth und Reiz des Gegenſtandes; man ſoll ihm nun auch den zweiten kühnern Schritt nicht mißdeuten, wenn er unangemeldet kommt und Alle zu einer vielfältigen Theilnahme einladet. Daß Er, das Werk-

zeug, dabei kein Haupt werden, nicht an eine Spitze treten will, weiß man schon; laſſe man ihn, wie bisher, den arbeitsbemühten Verwalter deſſen ſein, was ihm ſeine einheimiſchen Freunde weiter mittheilen und anvertrauen werden.

Man beurtheile dieſen Wunſch nach der Lage, in welcher ſich ein Sammler der Volkstraditionen überhaupt befindet. Es hat bisher noch jedes Sagenbuch dem Leſer daſſelbe Endbekenntniß abzulegen gehabt: daß des aufgreifbaren Stoffes hier noch viel mangle, wie ſehr man der Beihilfe, der fortdauernden Vervollſtändigung und Berichtigung durch Andere fernerhin bedürfe, verlangend ihr entgegenſehe. Darinnen liegt der doppelte Beweis, wie viel Wiſſenswerthes noch immer unbenutzt vorhanden iſt, da es eingeſtandener Maßen auch die vollſtändigſte Sammlung immer noch empfindlich entbehrt; und wie ſehr ſich der Autor in dieſem Fache auf die Mitthätigkeit ſeiner Leſer ſtützen muß, anſtatt dieſe glauben zu laſſen, er ſei der Geſammtbeſitzer und ſie hätten nur die Genießenden zu ſein. Gerade vom Gegentheil muß er ſie überzeugen. Kein Forſcher will daher ein ſein Wiſſen überflügelndes Beſſerwiſſen Anderer jemals abweiſen, keiner kennt jenen gelehrten Eigenſinn, auf ſeinem einmal gedruckten Satze ſteif zu verharren. Vielmehr bewahrt er warmen Freundesdank einem Jeglichen, der ihm zu dem ſchon Erzählten noch deutlichere Verumſtändungen weiß, der ihm die Stätten, die Geſtalten, die Namen für eine ſchon gedruckte Sage noch näher angiebt, der ihm ein landſchaftlich oder ein nur örtlich geltendes Geiſterthier weiter ſchildert, beſtimmter nennt. Auch für das Unſcheinbare, ſelbſt für das Abſurdlautende, deſſen ſich ein Vernünftiger wohl eher ſchämen möchte, das man wie etwas Widerwärtiges aus Anſtandsgefühl lieber ganz verſchweigt — ſelbſt für Angabe ſolcher herrenloſen Formeln, ſolcher meiſterlos redenden Ausdrücke wird jeder Sagenforſcher froh ſein und ſeinen braven Gewährsmann willkommen heißen. Wer weiß, wozu es gut iſt! pflegt der Fuhrmann zu ſagen und wirft das Stückchen altes Eiſen, das er auf der Landſtraße findet, in die Schleife ſeines Wagens. Nicht anders iſt es mit dem Verſtändniß der Dinge überhaupt; ſammeln wir ſie nur — die zerſtreuten Theile können wieder ein Stück werden, die einzeln erleſenen Trauben geben uns den Edelwein. Was davon dem Einen unter und nicht mehr begreiflich lautet, das wird oft einem Andern in weitentlegener Gegend plötzlich deutlich und kann zu wichtigſten Erkenntniſſen führen. Wer hätte vermuthen ſollen, daß aus unſerm jetzt begriffslos gewordenen Namen der Wolblume (verbascum thapsus) Geſtalt und Namen des Germanengottes Wol wieder entdeckt werden würde, nachdem dieſer Götternamen im deutſchen Norden zum Namen des bellenden Haushundes und in unſerm Süden zum Kindergeſpenſt Wauwau herabgeſunken war (2, pag. 212). Nun da wir dies wiſſen, erkennen wir auch erſt die Bedeutſamkeit der übrigen Namen, die man derſelben Wolblume bei uns giebt: Himmelskerze,

Königskerze, Gottesbrod, Himmelbrand und Hildebrand, im Kanton Wallis Bounhomo; und mit alterthümlicher Ehrfurcht vor der spinnenden Göttin Wolla und Holla (vgl. 2, 180 — 185) sagt daher das Sprichwort (bei Eiselein pag. 649): Vor der Wolblume sollte sich jedes Weib verneigen.

Aber schon zur Gewinnung solcher Einsicht bedarf es stets der Vielen, es braucht der Achtsamkeit, mit welcher Mehrere zugleich und an mehrern Orten dieselbe Sache ins Augenmerk nehmen. Ein einzelner Sammler thut sich niemals genug. Er ist von Gestern, die Sage aber ist steinalt; sie hat Hirschenschnelle, er nichts als die zögernde Erfahrung; ihre unterirdischen Gänge sind endlos, hinter jedem Busch und Feldweg hat sie ein tausendfaches Versteck; wie soll ihr der kurzsichtige, kurzathmige Mensch der Amts- und Studierstube nachkommen? Sie mißt ihre geringsten Zeitfristen nach Zaunaltern und nach Rabenaltern, sie ist tagtäglich neu und fremd; was vermag dagegen der Ameisenfleiß eines kurz dauernden Gelehrtenlebens, das sich ja höchstens nach ein paar Büchern zweiter Auflage berechnen darf? Mit grämischer Wißbegier, gleich einem der Landessprache Unkundigen, steht er oft auf dem eigenen Grund und Boden herum. Er erklettert Schutthalden voll Sonnenbrand, gräbt Ziegelscherben in Burgställen und Heidenschanzen hervor, unermüdlich in antiquarischen Geduldproben erschöpft er den geizigsten Boden. Aber die Menschen, die hier wohnen, muß er verabsäumen, ihre weit reichern Schätze muß er versinken lassen, daß sie kein Hahn mehr erkrähen kann. Wie soll er sie alle kennen lernen, in welcher Zeit mit ihnen allen verkehren, mit ihnen so nahe befreundet werden, daß sie kameradschaftlich Stimmung, Glauben und Ueberzeugung mit ihm austauschen? Dies ist ihm unmöglich, dies gelingt nur Vielen zusammen. Ein Verein einträchtig bemühter Kräfte hat hier das schönste Feld zur Aernte vor sich. Die Association hat uns neue Quellen des Wohlstandes geöffnet; der Wahlspruch viribus unitis verspricht einem Reiche neue Machtentwicklung; das Zusammenhalten der Vielen zur Erforschung unserer eigenen Volksseele wird ebenso diese Volksseele vergrößern und ihr die Selbstachtung wieder zum Rang einer Nationaltugend erheben, jene Selbstachtung, welche das Göthesche Wort zum Wahlspruch nimmt:

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Diese Bauernfrau da, alten Schlages, die ihre Kinder überlebt hat, dieser alte Knecht, der ihr auf dem noch nicht zertheilten Hofe die Wirthschaft weiter führt, auch das Hirtenbüblein, das ihr da die Geißen zu treiben hat — eine jede dieser selbstgewachsenen Seelen nimmt uns ein nie mehr beschreibbares Stück unserer echten Geschichte mit ins Grab, wenn wir Eins ums Andere unbefragt absterben lassen. Unser allererstes Wissen schütten wir damit zu, das Wissen über uns selbst lassen wir uns entseelen, uns das Vaterländische zur Leiche machen.

Das Einheimiſche iſt unſere gemeinſame Großmutter, ſie hat uns alle genährt und auferzogen, an ihrer Rede und Vorſtellung ſind wir Alle gleichmäßig zum Bewußtſein gekommen; jetzt nun, wenn ſie hochbetagt abſtirbt, hinterläßt ſie uns noch ein reichliches Erbtheil, das ganze Baarvermögen unſeres Kindheits- und Heimats-Angedenkens. Dürfen wir nun etwa ſchmollen, wenn ſich darunter auch ein paar ganz curioſe verroſtete Dinge mit vorfänden? Wollen wir nun das Bildniß der Ahnfrau deswegen von der Zimmerwand wegthun, weil ſeine ſteiffreundliche Wunderlichkeit und ſeine altmodiſche Umrahmung nicht mehr zu den modernen Meubeln paßt? Entſpricht unſere Erinnerung an die gute alte Frau nicht gerade dieſem Portrait mit der fingerſpitzenden Hand und dem gemalten Canarienvogel drauf, und ſoll es nun deshalb fort in die Rumpelkammer? Dahin wird es freilich auch einmal kommen müßen, wenn wir uns ſelber daran abgelebt haben; aber jene veränderte Zeit, der auch wir entgegen gehen, um ihr ſelbſt wieder auf Koſten unſerer eigenen Perſon Platz zu machen, ſoll ja erſt aus ſolcherlei Fruchtkernen unſerer eigenen Pietät großwachſen; aus ſolcherlei Liebeskeimen, die wir in unſerem Felde gepflegt und nicht zertreten haben. Alsdann erſt vermag der ſpäter kommende Weltmenſch den früher dageweſenen Hausmenſchen gleichfalls wieder mit bürgerlichem Wohlbehagen und berechtigtem Ahnenſtolze zu betrachten. Beiden iſt dann das genetiſche Bewußtſein ihrer Verhältniſſe lebendig geblieben, und ſtatt des einſeitigen Dünkels, den das Neue immer verbreitet, ſchaut der Enkel mit demſelben tapfern Nationalgefühl auf ſeine Vorzeit hin, mit welchem dieſe ſelbſt ihre geharniſchten Thaten verrichtet hat. Wer aber anders thut, gleicht jenen Knaben, die dem Propheten nachſchrieen Kahlkopf, und darüber von Wölfen gefreſſen wurden; gleicht jenen Völkern, die mit ihrer eigenen Vorzeit über Nacht gebrochen haben. Jetzt, da auch ſie das verworfene Erbgut wieder unter der Bank hervorziehen müßen, geſtehen ſie mit Selbſtbeſchämung zu, daß alle Pariſer Köche, alle Londoner Näbermädchen und californiſchen Goldgräber zuſammen weder einen Staat gründen noch einen erhalten werden. Die Liebe zur leiblichen Mutter, zur Muttererde und zur Mutterſprache ſind deutſche Göttinnen; alle drei haben ihren Tempel zuſammen in der Vorzeit; Erinnerung und Andenken ſind ihre Prieſterinnen, Familienglück und religiöſe Wärme ſind ihre Zwillingsſöhne. Religion und Vaterland haben daher immer dieſes mit einander gemeinſam, daß Beiden die Vergangenheit heilig iſt. Beide geben uns ſo die Lehre: es dürfe nur dasjenige Volk glauben, des Glückes einer nationellen Zukunft theilhaftig zu werden, das ſeine Vorzeit treu und weiſe verehrt hat.

Wenn ich nun der heimatlichen Sage ſo vertrauensvolle und bereitwillige Herzen erwecken will, wie ich ſie mir zu Helfern und Vervollſtän-

digern der begonnenen Sammlung erbitte, was bleibt mir da anderes übrig, als Allen vor mir, die je an den Erfolg einer guten Sache voraus geglaubt haben; ich muß versuchen, für dieselbe mit meinen kleinen Mitteln zu wirken.

Ich wähle mir daher für mein Vorhaben nun eine recht landläufige Aargauer Sage aus, eine solche, die eben durch ihre Abgegriffenheit zu den bereits werthlos gewordenen Erzählungen bei uns gehört. Wenn ich es von dieser Sage selbst beweisen lasse, wie weit ihre geistige Wahrheit über die bloß geschichtliche Thatsache hinausreicht; wenn diese Ortssage uns erklärt, wie sie sich der Localgeschichte nur als einer letzten Freistatt bedient hat, in welche sie den Rest ihres nicht mehr verstandenen Glaubensinhaltes hinein flüchtete; wenn sie uns damit selber zeigt, daß ihr weitreichender Ernst tiefer gründet als jede älteste oder von den Menschen zu höchst aufgenommene Begebenheit der Geschichte, so darf ich wohl hoffen, meine Leser damit in jenes achtungsvolle Erstaunen versetzen zu können, das alle großen und wichtigen Fragen unserem Verstande abgewinnen und das dann also auch jener abgegriffensten Tradition zukäme. Denn man hätte ja daran die Einsicht erworben, daß die Sage vor der Geschichte liegt, daß sie ernster, wahrer und heiliger als deren Partikularitäten sein muß, daß sie aus dem unerschütterten Religionsglauben eines ganzen Volkskörpers hervorgegangen und deswegen von Allen geglaubt und gewußt ist, nicht aber daß sie auf dem Zufall einer landschaftlichen Begebenheit beruht, die von der einen Generation gewußt und von der darauf folgenden wieder vergessen werden kann. Ich meine, mit einer solchen Darlegung zugleich einem wirklichen Verlangen meines nächsten Leserkreises schicklich entsprechen zu können. Denn schon bei Ausgabe des ersten Bandes dieser Sammlung hatte man dem Verfasser mündlich und schriftlich die Anfrage gestellt, was denn nun das ernstlich Wahre, was der bleibende Vernunftgehalt an diesen hundertfältigen bunten Geschichten sein solle? Der Herausgeber hätte damals erwiedern müßen, die Gottesfurcht ist's; und jetzt wiederholt er ebendasselbe nachdrücklicher.

Diejenige Gottesfurcht ist's bei Heiden und Christen, welche die tausendjährige Aufgabe vor sich sieht, in den tiefsten Quellen menschlichen Elends die Hand göttlicher Liebe, und in dem blindwüthenden Geschick den Plan ewiger Weisheit erkennen zu sollen. Diese Frage ist's, an welcher die Sage rathet, und wir Alle rathen von der Zeit unseres frühesten Geschichtsschreibers an bis auf die Zeit unseres neuesten Denkens und Dichtens daran fort. „Es seufzt unter dir, schwermüthige Wucht, Gedanke, mein Nacken tief gebeugt!" klagt Platen in einer seiner Oden (Morgenklage). Aber dasselbe starrende Hineinforschen in die letzten Dinge und Fragen erkennt auch Tacitus bereits an den Germanen seiner Zeit; und eben daher, sagt er, habe der Deutsche seine Idrenmühsal, dasselbige erforschen zu wollen, was doch nur Sterbenden zu schauen vergönnt sei: hinc terror sanctique igno-

rantia — quid sit illud, quod tantum perituri vident. Dieſe Manneslust, ſich in den unbekannten Gott zu verſenken, und dieſe Kinderangſt, vor dem Erſcheinenden zu erſchrecken, iſt der von aller Sage tauſendfältig erzählte Inhalt; jede einzelne weiß alſo nach ihrem Maße davon.

Einen ſolchen Einzelfall hebt nun der Verfaſſer aus der Kantonalſage hervor und hofft an ihm des Leſers vorhin erwähnte Frage einläßlich beantworten zu können; er will vorher aber auch den Grund noch angeben, warum eben nur dieſe hier folgende Sage und keine andere zur Beweisführung ausgehoben hat werden ſollen.

Es hat nämlich bisher jede unſerer ſelbſtändigen Sagenſammlungen einen ihr eigenen Sagenkreis zum Vorſchein gebracht, der von der ſonſtigen Fülle ihrer andern Erzählungen mehr unabhängig erſcheint und an dem ſich die älteſte Glaubensrichtung dieſer Landſchaft, alſo auch der ihr eigenthümlich geweſene religiöſe Mythus, am eheſten erkennen läßt. Unſere neueſten Sammlungen aus Süddeutſchland allein ſchon reichen hin, dies nachzuweiſen. Zingerles Tiroler- und Vonbuns Vorarlberger-Sagen beſitzen die ausführliche Mythe von den Rutſchifenggen oder Bergmännlein. E. Meiers Schwäb. Sagen legen ihren beſondern Nachdruck auf das Wuotes- und Muetisheer, das aus den Einheriar Wuotans beſteht. L. Uhland hat gegenwärtig einen ſchönen Reſt unſerer Heroenſage, den Dietrich von Bern, als für das Schwabenland fortbeſtehend, aus Urkunden und lebenden Traditionen nachgewieſen in Pfeiffers Germania 1856, 304. Wolfs Heſſiſche Sagen ſind ihrem Mehrtheil nach mit dem Rodenſteiner und Schnellerts beſchäftigt, zeigen alſo für Heſſen den geltend geweſenen doppelten Götterdienſt des Donar und des Wuotan. Fr. Panzer war ſo glücklich, für Bayern den liebreich lautenden Mythus von den drei Nornen oder Schickſalsſchweſtern in weitreichender Fülle aufzufinden. Unſere Sammlung nun beſitzt das ihr eigenthümliche Element in der Rechtsſage, und in dieſer iſt es die ausgeprägte Figur des Schimmel- oder Stiefelreiters, welche unter unſerer Landesbevölkerung als die berufenſte noch immer fort gilt. Dieſer Sage wendet ſich alſo die folgende Erklärung zu.

Nach der am reinſten lautenden, alſo urſprünglichſten Erzählung iſt der Stiefeli ein landwirthſchaftlich bethätigter Zwerg, welcher unter der früheſten Sennenbevölkerung dieſer Landſtriche als eine freundliche Gottheit der Feld- und Hausgrenze gegolten hat (1, No. 201). Mit dem erſten Auftreten clerikalen Einfluſſes hier zu Lande verändert ſich der allgemeine Beſitzſtand; Vergabung, Opfer und Zehnten vergrößern alsbald die hier errichtete Abtei Muri; dieſe bereichert ſich mit Ländereien, dagegen aber ſchrumpft der Gemeindebeſitz zuſammen. Soll nun der früher geglaubte Flurgott neben ſolchen ſich ändernden Werthverhältniſſen und bei den in ihrem Grundbeſitze geſchmälerten Leuten ſeine Geltung noch eine Weile beibehalten, ſo

kann es nur unter der Mitwirkung des Klosters selbst geschehen. Noch ist diese neue Cultusstätte durchaus des gehorsamenden Glaubens von Seite der umwohnenden Heiden und Neubekehrten bedürftig, man schont und fristet daher auch deren unschädlichste Vorurtheile, und darunter gehört eben jener Sennenzwerg und Flurgott. Das Kloster, selber auf den Trümmern eines frühern Heidengemäuers erst erbaut, widmet ihm daher eine Art apokryphen, legendarischen Andenkens. Wie die Zwerge, nach der Lehre der Edda, den Göttern einst als Aschenbrödel dienten, ihnen aber zugleich den Goldeber und den Wunschring verfertigten (dies thut der Zwerg Sindri, der Feuerstein, dem dabei der Bruder Brok den Blasbalg treibt), so geschieht es, daß unser Sennenzwerg scheinbar selbst ein Klösterling, mindestens ein Laienbruder und Klosterdiener wird, alsdann aber des Klosters Macht und Reichthum ins Unermeßliche vermehrt (1, pag. 291). Aus einem viehzüchtenden und landbautreibenden Oberknechte gestaltet er sich da zum Klosterschaffner, dann mit des Stiftes wachsender Habsucht und Ländergier steigert er sich zum processüchtigen Klostervogt, der nun durch Ränkesucht, Meineid und Gewaltthat den benachbarten Ortschaften Wunn und Weid raubt, die Urkunden stiehlt und fälscht, die Frohnden unerträglich steigert. Wenn dann nachmals die Gemeindegüter zum besten Theile Klostergüter geworden, und die freien Leute zu Eigenhörigen und Landsassen herabgebracht sind, bleibt im Gedenken dieser geknechteten Menschen nichts Deutlicheres mehr über, als die nun unbestreitbare Uebergewalt der besitzenden Mönche und der ohnmächtige Haß der unterdrückten Bauern. Letztere kehren ihre stumme Rache, anstatt gegen den unerreichbaren Oberherrn, gegen sein Werkzeug, dies ist der ihnen zunächst stehende, Zinsen eintreibende Schaffner. Der Sennenzwerg, schon einmal in einen wirthschaftenden Gutsverwalter, dann in einen rechtsverdrehenden Vogt verwandelt, macht daher den Sprung aus dem Menschlichen ins Geisterreich zurück, der bürgerliche Uebelthäter wird ein gespenstischer Schadenfroh, der am Jagd- und Weiderecht gewaltthätig Frevelnde wird zum übergewaltigen Wilden Jäger. So oft er die geraubten Almenden und Forsten lärmend durchreitet, entfliehen mit Angst und Zittern die Bauern daraus; dann hat ihr Stall abermals keine Streue, ihr Ofen wiederum kein Holz, und nur ihr Schrecken vor dem alten Dränger hat neue Nahrung. Die Sache sehen sie noch, aber nicht mehr die Ursache. Um der Furcht vor ihm los zu werden, lassen sie ihn zuletzt durch eben jenen Clerus, für welchen ihnen der Vogt einst ihre Güter abgestohlen hatte, aus der Landschaft ganz hinweg und in eine entfernte Gebirgswüste hinein beschwören.

So ist es das Schicksal verwildernder Volkssagen. Das Volk, in seinem Glauben irre gemacht, hat den Grenzgott, welcher ihm Besitz und Recht mit der Macht des Eides beschützte, mitverbannen helfen, und gehorcht

dafür in kirchlicher Demuth nun jenem Bannräuber selber, der in geschichtlich deutlicher Zeit fremdes Besitzthum meineidig sich zugeeignet hatte. Und um dem schreienden Vernunftwiderspruch dabei zu entkommen, verdreht es diesen Gott, der aus dem alten abgeschworenen Glauben stammt, in einen dem neuen Glauben widersagenden Unhold. Deshalb wird unser Stiefelreiter (No. 340) zum erfrechten Freigeist, der zwar eifrig für sein christkatholisches Kloster arbeitet, aber zugleich die von der Frömmigkeit des Volkes ringsum errichteten Feldkreuze anspeit, oder der als eingefleischter Teufel diejenigen Bauernbursche hart zurichtet, welche an der Existenz des Teufels zu zweifeln sich erkühnen (2, pag. 119). Schon dafür hat er dann nach christlichem Glauben jene ewigen Qualen der Hölle zu erleiden, in die ihn vorher bereits die heidnische Volksjustiz als einen Markenfrevler verstoßen hatte.

Nach solchem allgemeinen Umrisse ist nun die Sage selber in ihren Einzelheiten darzustellen, jedoch hier nur so weit, als dies nicht bereits im Buche und von den dortigen Anmerkungen schon geschehen ist.

Als ein kleiner Knabe ist dieser Stiefelreiter aus dem Schwarzwalde her einst fremd ins Freienamt gekommen. Wegen seiner Kleinheit hieß er der Stiefeli, wegen seiner Abkunft aus St. Blasien im Schwarzwalde hieß er Bläseli. Barmherzig nahm ihn das Kloster Muri als Hirtenjungen an. Da dressirte er seine Schweineheerde, daß sie ihm gleich Hündlein nachlief, er band seiner Schafheerde Maienkränze auf, daß sie stolz die Köpfe trug, wie Soldaten, welche das Feldzeichen des Tannenzweigs aufgesteckt haben, und blies ihr dazu die Schwegelpfeife, bis sie Galopaden tanzte. Nur die Kühe und Stiere folgten ihm noch nicht, sie liefen lieber den hohen Grasbüscheln nach und sahen dahinter nicht mehr auf den winzigen Weidbuben. Als er hernach zum Roßknecht vorrückte, war er schon mehr am Platze. Da waren sein Dienstlohn ein Paar großmächtige Stiefel, die ihm das Kloster alle sieben Jahre neu machen ließ (1, 377), und ein eigener Schimmel, der so den Preis vor allen Thieren hatte, daß sich Abt und Conventualen um den Vorzug stritten, ihn reiten zu dürfen. So umritt nun Stiefeli als Schaffner die Güter der Abtei, beaufsichtigte die Dienstleute auf dem Felde und achtete mit der Eifersucht eines rechtsverständigen Vogtes auf die Wald- und Weidegrenzen der Abtei. Wo er ein saures Gesicht hin machte, gab's Regen- und Hagelwetter, wo er freundlich blickte, war Sonnenschein, sogar wo nur sein Roß fallen ließ, gab's schon besten Haber (1, pag. 300). Geschildert wird er von Person (1, 299) als ein kleines Männlein von kurzem Hals und winzigem Köpfchen. Doch hat er am Hinterhaupte ein unförmliches Gewächs, das aussieht, als habe er zwei Köpfe. Ueberfluß wie Mangel an Gliedern ist ein Zeichen der Göttlichkeit; der vielthätige Geist kann vielgliedrig und mehrhäuptig sein, wie der kampf-

blinde Siegvater Odhinn auch einäugig ist und zugleich auf dem achtfüßigen Rosse Sleipnir reitet. Dies kleine magere Männlein trägt blaue Hosen, hellgrünen Frack, grauen Filzhut mit weit herabgelichtem Rande und sehr große bespornte Stulpstiefel (1, 301). Seine Stimme gleicht dem Kreischen eines Vogels, dem widerlichen Wimmern einer Nachteule. Wenn er an der Grenze des Bünznerwaldes das Rothwasser (1, 288) herauf reitet, sitzt er droben auf seinem hohen Gaule so außer allem Verhältnisse, daß er sich ausnimmt, wie ein vereinzelter Schornstein auf der Dachbreite eines großen Pfarrhauses (1, 300). Vertritt ihm da aber ein Erfrechter den Weg, so durchlöchert er ihm mit einem brennenden Geldstücke den dargehaltenen Hut, Roß und Mann wächst ins Riesige, des Reiters Augen funkeln wie glühende Kohlen (1, 302), er speit Feuer aus dem Rachen, mit einer flammenden Peitsche haut er den Wanderer aus dem Walde (2, pag. 111). Daß unter allen diesen Charakterzügen und Beschäftigungen Stiefeli's das Wesen des erfahrenen Licht-Elben und Götterzwergs gemeint ist, dies ist von beiden Bänden unseres Buches für jede hier einschlägige Sage schon gezeigt. Der hiefür deutlich redenden Einzelheiten sind so viele, daß dorten sogar einige hauptsächliche hervorzuheben vergessen wurden. So z. B. gleicht Stiefeli's feurige Peitsche der siebensträngigen Geißel, welche der Zwergenkönig Alberich gegen den Nibelungen-Siegfried schwingt, und sein breiträndriger Hut entspricht der unsichtbar machenden Tarnkappe Alberichs. Die Liebe der Elben zu Musik und Tanz liegt darin, daß Stiefeli den Schafen die Schwegelpfeife spielt, bis sie ihm Galopaden tanzen. Des Zwerges Schmiede- und Kochkunst kommt damit zum indirecten Ausdrucke, daß Stiefeli's Figur dem Kamin auf dem breiten Dache des Pfarrhauses verglichen wird. Blau sind seine Höslein, denn blau ist auch Odhinns alle Geister einhüllender Mantel, der Aether; hellgrün ist sein Fräcklein, nicht bloß weil dies die Kleiderfarbe von Waldvogt und Jäger ist, sondern weil dieser Bauerngott die Sonne scheinen, den Rothbach strömen und das Haberfeld keimen lassen muß.

So rückt der Zwerg aus den untersten Stufen des Sennenlebens zu den Anfängen des Ackerbaues und dann zu dem seiner gegliederten Geschäfte der rationellen Landwirthschaft empor; das Ziel des Gedankens ist der durch Speculation erstrebte Wohlstand, dessen Mißbrauch aber ist auch hier der weltverschrieene Wucher. Als Hirtenjunge hat Stiefeli mit der Zucht des armseligen Schmalviehes begonnen; denn das Schaf- und Ziegenhüten ist eben das Geschäft jenes Riesen- und Zwergenvolkes, welches in dem noch menschenleeren Gebirge roh und entbehrend dahin lebt. Der Strebsamere rückt zum Rinder- und Roßhirten vor. Da lernt er den Eifer und die Geduld des Ackerbauers kennen und achtet vorsichtig auf den Wechsel der Witterung, auf das Wehen der Winde, und von ihrem Blasen her hat

er selbst den Hirtennamen Bläseli (1, 376). Nun braucht es der Stand seiner Saaten, daß es heute regne und daß morgen die Sonne wieder scheine; daher wird er selber zum Gott der Jahreszeiten, der vor sich den Sommer, hinter sich den Winter, mit seinem jedesmaligen Erscheinen Schneesturm oder Maienfrische ins Land bringt. Aus diesem vorsichtig nach der Witterung sich Umblickenden wird erstlich ein Reiter mit doppeltem, alsdann einer mit verdrehtem Haupte (2, pag. 113). Schon hier ist sein Wesen einer Verwechslung ausgesetzt mit dem W. Jäger, auch wenn die neckische, wetterlaunische Natur der Elben und Zwerge es nicht selber schon mit sich brächte, daß sie zu Lug und Trug geneigt, erst schadenfroh und diebisch, und dann als die Bösen gedacht werden konnten. Die Entwicklung vom beutegierigen Jäger- und Fischerleben an zum geregeltern Hirtenstande mit seinem methodischen Butter- und Käsegewinn wird nämlich in ihrer natürlichen Folge dadurch gekreuzt, daß dieser reitende Klostervogt zugleich ein umreitender scharfer Waldvogt sein muß, der da die Holzfrevler verjagt, im übertriebenen Amtseifer aber sich selber an fremdem Gute vergreift, oder seine Waldung ausdehnt auf Kosten der Kornflur. Ist der Zwerg früher der Förderer der Fruchtbarkeit in Wald und Wiese gewesen, ein bereitwilliger Arbeiter im Dienste der obern Gottheiten, so wird nun der an seine Stelle tretende Klosterknecht und Schaffner ein gemeiner Wohldiener, welcher den Armen das Ihrige abknickert, um es nur zum unnützen Haufen seines Millionärs zu legen. Deswegen heißt es in No. 340, er habe den Landleuten Nachts die Heuschober gestohlen, das Obst im Baumgarten aus den Zweigen herunter geholt, ihnen die Scheiterbeugen abgehoben. Was diese Behauptung den Geistern gegenüber auf sich hat, zeigt das Sachregister Bd. 1 und 2 unter dem Artikel Baum. Und daraus ergiebt sich das gerade Gegentheil solcher Angaben; denn da muß der Zwerg dem Mäher das Heuwetter kochen, daß die Schober trocken herein kommen (2, 54), er hütet ihm die tragenden Birnbäume gegen den Obstdieb (2, 68. 148), und sogar für einen jeden aus der Scheiterbeuge gezogenen Stecken zwingt er den Schelm zur schleunigen Umkehr (2, No. 376).

Da also die Mildthätigkeit der früher geglaubten Genien stets dem spätern Mißverständnisse ausgesetzt bleibt, so ist es eine Folge, daß sich des Zwerges Wesen ins Dämonische verzerrt und daß er dann ebenso ein Uebelthäter im Großen werden kann, wie er vorher der zu allen Dienstleistungen im Haus- und Sonderleben aufgelegte Kleingeist war. Höhere und niedere Gottheiten theilen hierin das gleiche Schicksal. Alle Mythen halten auf ihrem Wege aus der Vorzeit bis zu uns her diesen charakteristischen Gang der Verschlechterung ein. Die verkommenden Götter geberden sich so toll, wie herunter gekommene Edelleute. Sproßen die Saaten nicht mehr unter dem Hustritte zwiefältig empor, welchen Wuotans Roß in der Flur zurück-

läßt, ſo wird auch Wuotan zum Wüthenden Jäger, der eben dieſe Fluren durchreitet, um die Saaten zu zerſtampfen; kann der W. Jäger das gute Wetter nicht ſelbſt mehr machen, ſo muß er mindeſtens dafür alles Unwetter ſelbſt erleiden, wie es im Bürgerſchen Gedichte von ihm heißt:

Entgegen weht ihm kaltes Grauſen,
Dem Nachen folgt Gewitterſauſen.

Es wird hier angenommen, der Leſer habe bereits von denjenigen Erläuterungen Einſicht genommen, welche im 1. Bd., pag. 375—379 über die elbiſche Natur des Schwarzwälder Bläſeli, und die über die Beſchaffenheit des Stiefelreiters als des W. Jägers mitgetheilt ſind Bd. 2, 119. 307. Unter Bezugnahme auf die dorten eröffneten Geſichtspunkte iſt nun die Sage nach ihrem Wachsthum zu betrachten, den ſie in die bürgerlichen und geſchichtlichen Verhältniſſe der Landſchaft herein genommen hat.

Kann die Sage einen Sennen- und Wetterzwerg Stiefeli nicht mehr glaubhaft finden, ſo geſtaltet ſie aus ihm einen zwergenhaft häßlichen Gutsverwalter und ſtattet ihn mit allen boshaften Launen eines kleinlichen Dorftyrannen aus. Als ſolcher muß alsdann der Stiefeli von gemeiner Abkunft ſein, und aus der Fremde her bettelhaft ins Land kommen. Nicht beim Eingeborenen ſucht er ſich da durch unverdroſſenen Fleiß nützlich zu machen; er wählt den kürzern und leichtern Weg des Schmarotzers. Bei den Klöſterlingen, ſelber nur lauter zuſammengewürfelte Landesfremde, welche für die ihnen untergebene Bauernſame kein Herz haben und kein Rechtsgefühl, nimmt er Dienſte, bei dieſen ſchmeichelt er ſich ein, und die Gunſt, auf die es im Convent allein ankommt, entſcheidet bald für ſein Glück. Aus dem Kloſterknecht wird endlich ein Kloſtervogt, aus dem Schweinehirten ein Anwalt, aus dem das Geſinde plagenden Stiefelreiter wird ein Federfuchſer, ein Zinſenzähler, ein Bauern ſchindender Stiefelſchreiber. Alle neuen Beſen kehren gut; und nun beginnt der Emporkömmling jene Reihe von Erbſchleicherein, Rechtsverdrehungen und Meineiden, wodurch er und ſein Kloſter zur Landesanekdote geworden ſind. Der Gemeinde Meerenſchwanden machte er den Beſitz des ſchönen Malholzes bei Muri ſtreitig, der Gemeinde Müswangen das Recht auf die Waldung Schlatt. Der Stadt Bremgarten ſpielte er das gleiche Stücklein, und wieder umgekehrt ſoll er als Bremgartens Advokat die Gemeinde Wohlen um ihren Wald betrogen haben; immer und überall mit Glück. Denn da die Bauern unter des Kloſters Gerichtsbarkeit gehörten, ſo fiel der Rechtsſpruch nicht bloß regelmäßig zu ihrem Nachtheil aus, ſondern ſie mußten zum Verluſt ihres Gemeindegutes auch noch die hoch aufgelaufenen Gerichtsſporteln bezahlen.

Auch ſolche Teſtamente, wie dasjenige der Schongauer Bäurin, in welchem das Stift zum alleinigen Erben des ganzen Bauernhofes eingeſetzt

war, dünkten ihm nie bindend und strikt genug, sobald nur eine einzige Clausel und nicht das unbedingteste Erbrecht des Klosters darinnen ausgesprochen war. Daher verfälscht er dasselbe wegen ein paar Gutsäcker, welche darinnen die Bäuerin für den Lebensbedarf einer verlassenen Base sich vorbehalten hatte. Anstatt daß nun Abt und Convent einen so widrigen Händelstifter beschränkt hätten, mußten sie ihm vielmehr nachgeben und ihm noch schön thun, denn jeder Vollmacht gebende Tiberius fürchtet sich zuletzt vor seinem vollziehenden Sejan. Der feine Verstand der Sage hat nicht vergessen, hier ein noch überzeugenderes Motiv beizubringen. Der Stiefelschreiber ist nämlich ein Laie und bleibt es auch darin, daß er bei jeder Gelegenheit, wo ihm das Kloster nicht bis zum Ende behilflich sein will, bereit ist, die Staatsgewalt herbeizurufen, diese den Mönchen so unerträglich scheinende Gewalt, die sie so unsanft erinnert, ihr Reich sei nicht von dieser Welt. Dann schleppt der processirende Verwalter den ganzen weltlichen Gerichtslärmen ins Kloster herein, ein Troß von Falkenieren mit Stoßvogel, Roß und Hund nimmt Einlager im Sünderfrieden dieser Clausur; neben der Pfaueneitelkeit des seideraufschenden Prälaten macht sich der schwertklirrende Hochmuth des Landvogtes breit. Da drängt sich der Klostervogt mit der Zudringlichkeit einer Sommerfliege vor die weltliche Justiz, um die in Vorrath geschmiedeten Donnerkeile des Junkerregimentes auf die unruhigen Köpfe der Bauern herunter zu locken, und ein jeder Gemeindewald, in der Nähe des Klosterbesitzes gelegen, giebt dem Instanzenjäger Anlaß dazu. Als die Gemeinde Bütikon Mann für Mann beschlossen hatte, es müße der Wald Bärholz, seit uralter Zeit ihr unangetastetes Eigenthum, ihren Enkeln erhalten bleiben und dürfe nie und nimmermehr an das Stift Muri abgetreten werden, zauderte zwar der Landvogt, zu entscheiden, ob dieser fragliche Wald jemals unter kirchlichen Ansprüchen gestanden habe und demnach wiederum unter dieselben fallen könne, allein zum Eide über die unerweisbare Sache ließ er den Schaffner gleichwohl zu. Nun füllte der Stiefelschreiber seine Stiefel mit Erde aus dem Klostergarten, steckte unter seinen Hut die Milchkelle, welche die Sennen den Schöpfer oder Richter nennen, und schwur mit aufgehobenen Fingern, daß das Bärholz so gewiß des Klosters sei, so gewiß als er selbst auf des Herrn Grund und Boden stehe und ein Schöpfer oder Richter über ihm sei. Den Ausgang kann man sich denken. Der Wald kam ans Kloster und ist ihm verblieben, obschon der falsche Schwur dem meineidigen Verwalter damals den Hals brach.

Noch jetzt erzählt fast ein jedes Kind in den Freienämtern mit einer an persönlichen Haß grenzenden Lebhaftigkeit von diesem ränkesüchtigen Klostervogt. Stadt, Dorf und Bauernhof wissen, jedes für sich, die Einbußen einzeln und örtlich noch herzuzeigen, welche sie an Grundbesitz und

Rechtstiteln durch ihn zu erleiden gehabt haben. Noch bis auf den heutigen Tag dauert im Glauben der Leute auch die Verdammniß fort, die dem armen Sünder dafür zu Theil geworden ist, und im Umkreis weniger Stunden nennt man mancherlei einst streitig gewesene Berge und Wälder, die er zur Strafe als Gespenst durchirren muß. Hat man doch sogar seinem Geschlechte nachgeforscht, um zu erfahren, wo dieses nun den Wohnort aufgeschlagen habe, um dann wenigstens noch an des Betrügers Nachkommen etwa Rache nehmen zu können (2, 112). Und selbst wenn sein Geist auch nicht gerade mehr in allen heutigen Köpfen spukt, so wird es doch jedenfalls immer noch überschüssig viele Leute geben, denen es nicht einfällt, an der historischen Wahrheit dieser Begebenheiten und an der wirklichen Persönlichkeit dieses Stiefeli selbst zweifeln zu sollen. Auch sie also könnten urtheilen, wie einst der Turner Jahn (Merke zum Volksthum, 328) gesagt hat: „An jeder Sage ist auch eine Sache.“ Sie könnten daher verlangen, man möchte ihnen statt der Sage lieber die von dem Fabelhaften gereinigte wirkliche Geschichte einliefern. Eine solche Forderung scheint ganz vernünftig zu lauten, und dennoch schließt sie ganz Unmögliches in sich. In dem vorliegenden Falle z. B. wünscht man die älteste Geschichte des Freienamtes, welche mit der Stiftung des Klosters Muri beginnt, ohne den Schmuck der Sage zu vernehmen, d. h. man verlangt eine Urgeschichte ohne Mythen. Nun aber beginnt jede Landesgeschichte mit Mythen; ist diese Landesgeschichte deswegen ein bloßes Märchen? Und wenn nicht, müßen also jene Mythen wahre Facta sein? Aber auch jede Religion hat ihren Mythus; hat also dann Gott Odhinn wirklich einmal gelebt? Die zeitweilige Religion verbittet sich eine solche Untersuchung gewöhnlich ganz. Ja sogar die Landeshistorien verfallen zuweilen in eine ähnliche heilige Scheu. So hat z. B. Joh. Casp. Zellweger gemeint (Archiv der Schweiz. Gesch. I, XIII), die Mythe, die überall an den Anfängen der Volksgeschichte hängt, würde in ihrer Geltung zerstört werden, wenn man sie als Mythe behandeln und nicht fernerhin ebenso fort erzählen wollte, wie sie uns selber ursprünglich erzählt worden ist. Zellweger warnt daher die Schweizerhistoriker vor einem solchen Wagniß, das Ursprüngliche im Mythus analysiren zu wollen. Was ist denn aber dieses, was Zellweger das Ursprüngliche in Mythus und Urgeschichte nennt? Einzig und allein das Religiöse ist's, welches eben darin besteht, das Anfangslose, mithin das Unhistorische zu sein.

Um nun unsere nächsten Leser aus diesem Cirkel zu befreien, in dem man sich befindet zwischen sagenhafter Geschichte und geschichtlicher Sage, zwischen der mythischen Historie und zwischen der historischen Rechtssage, erzählen wir ihnen die eben vorgetragene Rechtssage vom Freienämter Stiefeli in einer ganzen Reihe von Spielarten aus andern Schweizerkantonen. Wenn diese Landstriche weder selbst ein Freienamt haben, noch jemals vom alten

Kloſter Muri und ſeinen proceßführenden Vögten viel gehört haben mögen, gleichwohl aber uns dieſelben Sagenzüge als die Urgeſchichte ihres eigenen Landes mittheilen, ſo läßt ſich dabei deutlicher erkennen, daß eben dieſe Sagenzüge in der Geſchichte nur ihren Haltungspunkt (Einkleidung), nicht aber ihren Urſprung (Weſen) haben, daß alſo die echte Sage nicht eine geſchichtliche, ſondern eine religiöſe iſt, und daß vor Allem hier Mone's Wort (Geſch. des Heidenth. 2, 302) zur Geltung kommt: „Ohne Einſicht in dieſen Satz iſt eine Einſicht in die Sage ſelbſt unmöglich.“ Hier folgen dieſe Erzählungen:

1. *Des Stiefelirüters Eidschwur.* (Auszug aus einem fliegenden Blatt, ohne Druckort und Jahreszahl, aus den Dreissiger-Jahren. In der Mundart des Lenzburger Amtes.)

Also vo Muri isch d'Red und vo sim prächtige Chloster.
Das ist nid allewil, wie jetz, so herrlich und gross gsi,
Nei, 's het au chli agfange und lang müesse sorge-n-und hüse;
Selbmol händ sie en Vogt dert gha, oder wie me-n-em gsäit het,
Grad glich: si Name-n-ist nid so verrüeft, wie si Handel und Wandel.
Da het 'ne Hüs und Hei besorgit und Alles verwaltet.
Stiefelirüter het me-n-em gsäit, worum? wil er immer
I grossmächtige Stiefle derher cho ist üf sim Schimmel,
Wo-n-em alle siebe Johr sine Herre verehrt händ,
Dass er gschwinder und bass dene Chlosterguetre mög nöh-cho.
Z'Fuess het me'n numme deheimene gseh, doch nie ohne Stiefel;
Chli und b'ring isch das Mannli jo gsi, aber frili au gfohrlich,
Denn was er selber am gwöhnliche Mass nid het mögen erlange,
Do ist si List und Gwalt denn derfür vil z'wit drüber üs gsi.
Oder isch nid eso? I meine, das chönnten am beste
Selbe säge, wo einer Zit das Uegfell au b'reicht hat,
Sine Nochbere s'si, grad glich, eb am Hüs oder Acher.
Ja, s'ist aber au wohr, was de Vogt heig möge-n-erlange,
Das seig nit sicher gsi vor sine chlebrige Hände,
Säge no jetze d'Lüt: vor de Fenstren ewegg eb der Bige
Sei mängs Schitli Holz furtcho in en andere Chuchi;
's Gras üf der Matt und 's Heu im Tenn heig öppedo g'schwinne,
Aber das Veh im eigene Stal deswege nit gfeisset.
Au bim Chlosterzehnte sei gern er veriret im Zähle
Und heig öppe die nünt oder elft Garb zu no ewegg guo.
Und vo de Marchstei düssen im Feld verzählt me jo Wunder,
Wie sie au ohne Bei z'Nacht heige chönne spaziere
Ueber die Forhe-n-ewegg, und Mänge am Morge verstünt sei,
Dass s'Vogts Acher so gwachse und ihre dernebe so abguo.

Todte Hand nimmt Häuser und Land — heisst ebe-n-es Sprüchli
Und es andere derzue, en Pfaffesack heig ekei Bode.

Nu, do het denn mim Vogt es Stückli Land im Luzern-Biet
Einischt g'falle gar wohl und es schint, er hät's möge fürs Chloster.
Aber 's het ebe ein Meister scho gha und dem isch's nid feil gsi.
Zwor het au do mi Vogt wieder gmeint: was sött i lang märte?
Brüch i mi Vorthei wie sust! — und würkli seige die Marche
Amene Morge scho nümme gsi, wo am Obed vorher no.
Aber so gschwind, wie im Freiensmt, ist de Handel nid fertig,
Denn de Luzerner het gmeint, wer recht het, brücht si nid z'förchte,
Und verchlagt do mi Vogt wege sim uetrüliche Marche.
Aber das ist em glich; wer wett si au grad gege förchte
Voreme blosse Bot und selber au vor'me Prozessli,
Domit erschreckt me de Vogt no nid, nes er's üf und verspielt güb!
Und 's ist bi Gott eso, de Vogt schloht gradewegs Recht dar.
So chunnt's halt denn vor Gricht, wie's ebe mi Vögtli het welle,
Was ihm die Andere-n-au do igredt heige und vorgstellt:
„Aber au Vogt, was denked-er au, so bodelos z'rede
Und no z'säge derzue, er welled's eidlich bethüre!
Händ er kes Gwüsse denn meh und denked-er nid au es Sterbe?
Bhüet is! sinned doch au es End und löhnd's jetz lo geite.“ —
Aber de Vogt stät troch: „das soll mi Sach si und blibe,
Richter, es blibt bi mim Wort: i begehre der Eid und denn s'Urthel.“
Jetz stoht selber der Obme no üf und git ehm en Zuespruch:
„Denket jetz au, was erfolge muess, wenn ehr wüssentlich lätz händ,
Und drum nüben üch selber de Herrgott no mached zum Lugner!“
Aber de Vogt fahrt spöttisch ehm dri und schnauzt ehn gar churz ab:
„I ha gmeint, i sei do vor Gricht und nid i der Chille,
Aber der Predig nô schint's doch, i heig mi veriret.
Isch es, so bin i do lätz; und het mer de Richter e Predig,
Ha, so muess i mis Urthel, denk, bim Pfarer go hole.
Hätt i das früecher gwüsst, so wär i gar nid doher cho,
Denn die geistliche Herre, die han-i ganz i der Nöchi.
Bhüet' ech Gott, Herr Pfarer, i muess jetz zumene Richter.“

Was hätt s'Gricht mit dem uewirsche Burscht no welle verchere?
Drum seit der Obme-n-au z'letzt: „Nu Vogt, so mached ech fertig,
Morn am Morge de Eid denn z'thue, für jetz heb i's Gricht üf,
S'ist scho spöt am Tag, und ihr händ Zit no, ech z'beinne!“

Het er si beinnt no, de Vogt? Jo, doch üf es Vörtheli het er.
Was für eis? Ihr chömed nid drüf, drum will ech's denn säge.

Was er z'beschwore heig, das het er jo gwüsst scho zum Voruß,
Und drum het er si au no grad ordli chönne drüf rüste.
So het er's würkli au gmacht; vor Tag scho ist er vorüse,
Vo sim rechte Land goge Herd i d'Schueh ine z'hole,
Zwüsche sim Huet und der Huetgüpf — er het en bim Schwöre nid
abgnoh, —
Do isch en grosse Löffel drinn gsi, me heisst ne de Schöpfer,
Und no en Strehl, wit zähndet und grob, me sait em de Richter.

Also am Morge do chunnt z'erst s'Gricht und denn die Parteie.
Fierli zieht me-n-an Ort und Stell üf das strüge Plätzli
Underem freie Himmel und under de rüschende Bäume,
Vorüs de heilig Eid abznäh und s'Urthel denn z'spreche.
Und si Vogt stoht, wo me ne wist, loht aber de Huet üf,
„Wil er's sust nid möcht'erlide-n-im Luft wege üblige Hauptfäss,"
Het sine Finger denn üf und schwört chäch, wie me-n-ihms vorsait:
„So wahrhaftig er ob ehm heig sin Schöpfer und Richter,
„So wahrhaftig seig au das Land, worüf er jetz stande,
„Si freieigene Boden und Grund, ohn alles Gefährde."

Jetz ist frili de Handel üs, geb wohl oder übel.
Derige Streiche het z'Dotzede-Wis si Stiefelrüter
Ungüebt währed sim Lebe, me chönnt ech z'Tagen verzäle.

2. Der Bannhölzler in Schwyz und Zug. Die Gemeinde Aegeri im Kanton Zug ist zu ihrer Allmende, welche sich in den ursprünglichen Bannbezirk von Wollerau im Kant. Schwyz unverhältnißmäßig weit hinein erstreckt, auf folgende Weise gekommen. Die ältern, der Gemeindegrenzen kundigen Männer waren während einer Pestzeit alle weggestorben. Um aber das Triebrecht wieder festzusetzen, sollten zwei Männer aus beiden Gemeinden von zwei vorher bestimmten Punkten zur nämlichen Zeit ausgehen und da, wo sie zusammenträfen, sollte der bleibende Scheidepunkt des Bannes sein. Der Mann von Aegeri machte heimlich seinen Weg zu Roß. Diese Täuschung erkennend drangen die Wollerauer auf eidliche Bestätigung; bei der Erde und beim Himmel sollte das Anrecht auf den einzelnen Weidetheil beschworen werden. Da hatte aber der aus Aegeri bereits Erde aus seinem Garten in den Schuhen, noch dazu hatte er sowohl den Holzlöffel (Schöpfer), mit dem man beim Käsen die Milch kesselweise in den Kessel schöpft, wie auch den Kamm (Richter), mit dem man das Haupthaar „richtet", in seinen Hut gesteckt und schwur, so wahr er seinen Schöpfer und Richter über sich habe, stehe er hier auf seinem Grund und Boden. Hierauf entschieden die Zeugen für die Ansprüche deren von Aegeri. Bald nach seinem Tode mußte jener Mann auf dem Schimmel, den er bei

seinem Grenzlauf geritten, tobend und lärmend des Nachts auf der erschworenen Almende umgehen. Er heißt daher der Bannhölzler. An allen Fronfasten hört man ihn jetzt noch reiten und schreien, trotz des gegen ihn von frommen Priestern ausgesprochenen Bannes. Meyer-Knonau, Kt. Schwyz 184. Er trägt einen Mantel, und einen Hut mit breit herabgeklappten Krempen. An einer Felsgrotte am untern Roßberg, die man das Bannhölzlerthor nennt, gewahrt man im Fels den Hufschlag seines Rosses; dorten holt er den Schimmel des Nachts heraus und umreitet die ganze Walchwyler Almend, die er gleichfalls einst durch Meineid von dieser Gemeinde an die Stadt Zug gebracht hat. Sein Ritt geht von dem Gewässer der Lorze bis zur Sihl, von Küßnacht am Vierwaldstätterse bis Immensee, und vorbei am Kappelbusche wieder zum Zugersee, da tränkt und schwemmt er das Roß. Dann kegelt er, daß die Kugel in einer Spalte am Kaisersberge stecken bleibt, ein Berg, der zwischen dem Zuger- und dem Aegeri-See liegt. Schweiz. Merkur 1835, 189. Reithard, Sag. der Schweiz 303.

3. Der Grindelwalder im Hasli. Die Haslithaler im Berner Oberlande erzählen, wie jene auf ihrer Thalseite gelegenen zwei Weidestaffeln auf der Alpe Scheidegg von ihrer Almende betrügerisch abgetrennt und an die Gemeinde Grindelwald gebracht worden seien. Ein Grindelwalder Senne kam ins Hasli vor das versammelte Alpgericht gelaufen, so eilfertig, als ob er eben vom Melkkübel herkomme, und trug sogar noch seinen Milchschöpfer oben am Hute. Aber listig hatte er sich daheim die Schuhe mit Erde aus seinem Gute angefüllt. So rief er hier das Recht an um jene zwei Weidestaffeln, that dafür den bekannten Schwur und gewann sie. Jetzt noch muß er des Nachts als ein Gespenst, wehklagend und verkehrt auf einem Rosse sitzend, das Thal durchreiten bis hinab an das Zwirgi gegen Meiringen. Und so bestimmt gilt dieser Reiter als der verhaßte meineidige Räuber aus Grindelwald, daß ein Haslithaler, dessen Name noch genannt wird, bei Mannsgedenken erst mit ihm handgemein geworden sein soll. Wyß, Bern. Oberl. 2, 640.

4. Der Stiefelreiter in Mezzaselva bei Saas am Rhätikon. Eine geringe Häusergruppe, welche abseits vom Prättigäuer Dorfe Saas liegt, heißt Mühletobel. Hinter ihr beginnt eine von Erdschlipfen und Felsstürzen zerrissene Gegend, die bis Mezzaselva (Mittenwald) reicht. Nur ein Brunnen, der jetzt ebenfalls verschüttet ist und Herrenbrunnen genannt wird, deutet an, daß dieser Landstrich vormals bewohnt gewesen. Hier zeigt man eine Wiese, die ein Bauer ungerechter Weise einst ansprach. Als er an Ort und Stelle eidlich darthun mußte, daß diese Wiese sein rechtliches Eigenthum sei, sprach er zum Gerichte: der Boden, auf dem ich stehe, ist mein, so gewiß als der Schöpfer über mir ist! Er hatte aber in der Mütze, welche er gestülpt über dem Haupte hielt, als ob er sich damit gegen den

ſtechenden Sonnenſtrahl ſchützen wolle, ſeinen Sennenlöffel verborgen, den man Schöpfer zu nennen pflegt. Leonhardi, Bündner Vierteljahrsſchrift 1849, 95.

5. Der Unter-Vatzer auf Solaz. Die Bündnerdörfer Unter-Vaz und Haldenſtein ſtritten ſich um den Beſitz der Alpe Solaz, bis ein Unter-Vatzer durch einen Eidſchwur, den er auf ſein verſteckt gehaltenes Sennengeſchirr that, dieſelbe ſeinen Dorfgenoſſen zubrachte. Nächte lang muß er nun auf jener Alpe ſeine falſche Eidformel ausſchreien. Zlugi, Volksſag. aus Bünden 1843, 108.

6. Der Steinsberger Schimmelreiter im Urſchai. Im Urſchaithale im Unter-Engadin ſteht auf einer Berghöhe ein geſattelter Schimmel. Ein kohlſchwarzer Ritter muß ihn Nachts beſteigen und damit über die alte Mauer ſetzen, welche zugleich die Grenze macht zwiſchen den beiderſeitigen Alpweiden von Zettan und von Steinsberg. Wenn er dann ans Ende jener Weiden gekommen iſt, da wo die Alpgrenze eine auffallend gewaltſame Einbiegung macht, öffnet ſich die Erde und verſchlingt Roß und Reiter. Auf dieſer Stelle hat er einſt die Gemeinde Zettan durch einen falſchen Rechtsſpruch verkürzt. Schweiz. Merkur 1835, 234.

7. Das Heiligſtübli am Zürich-See. Am Zürich-See, oberhalb der Mündung des Wampisbaches, ſteht ein alter Kreuzesſtamm, den man das Heiligſtübli nennt, statumen sanctum. Hier ſchwuren einſt zwei Brüder bei ihrem Schöpfer und Richter (dem Schöpflöffel und dem Milchrichter) einer armen Wittwe ihr Gut ab. Ein Blitzſtrahl hat ihnen darauf die falſchen Schwörfinger abgeſchlagen. Alpenroſ. 1850, 268.

8. Der Dreifingerſtein, der zwiſchen den Ländern Zürich, Zug und Schwyz die alte Grenzmarke geweſen iſt, hat einen Sennen in dem Augenblick verſchlungen, da dieſer auf ihn die Finger legte, um zu beſchwören, daß ſeine räuberiſch gewonnenen Weideländer rechtlich erworbene ſeien. Vgl. Reithard, Sag. d. Schweiz 152.

9. Der Stiefelhans auf der Sämtisalpe. Auf dem Appenzellerberge Siegel gilt die Sage vom Stiefelhanſen. Er ſoll hier noch vor vierzig Jahren geſpukt haben. Er war Rheinthaler Ammann geweſen und hatte Wucher und Betrug auf allen erdenklichen Wegen getrieben. Lag jemand im Sterben bereits ſprachlos, ſo kam der Stiefelhans ans Bette herbei, hielt dem Verſcheidenden eine Schuldforderung vors Geſicht und brachte ihm mit einer Handbewegung den Kopf zum Nicken. So erpreßte er alle Erbſchaften. Zuletzt, da er ſelber ſtarb, beſchwor man ſeinen Geiſt hin in die Alpe Sämtis, die ſonſt den Rheinthalern zugehörte. Da hielt er ſich oben in der Berghöhe, welche man den Stiefel heißt, als Ungeheuer auf, jagte dem Hirten die Weidkühe in den Stall und fraß mit deſſen Schweinen aus dem Trog. T. Tobler im Appenzell. Monatsblatt 1829, pag. 100.

10. Der Valeishund im Sarganſerlande. Der Valeishund ſpukt im Sarganſerlande zwiſchen den Dörfern Filters und Wangs in dem tiefen Valeisthal, über deſſen geſetzlich giltige Waldgrenzen die beiden Gemeinden noch jetzt nicht einig geworden ſind. Bei einem Augenſcheine, welchen Graf Wilhelm von Sargans in J. 1459 über dieſe Waldung aufnehmen ließ, betheuerte ein als Zeuge aufgerufener Wangſer: die Theilungsmarke liege ſo, wie er ſie bezeichne, ſo wahr der Schöpfer ob ihm ſei. Der Mann hatte aber ſeinen hölzernen Löffel im Hut ſtecken, und Wangs gewann. Nun trägt der einäugige Valeishund von jener falſchen Gemarkungsſtelle weg bis vor das Rathhaus in Mels einen Schlüſſelbund im Rachen. Viele, die dieſen verzauberten Wangſer geſehen haben, verzweifeln an ſeiner Erlöſung, weil er in Thiergeſtalt erſcheine. Erzählt jedoch ein Bürger von Wangs dieſe Begebenheit, ſo muß der Schuldige ein Bürger von Filters geweſen ſein. Das ſtreitige Grundſtück heißt in Wangs die Kälberweide, in Filters der geſtohlene Boden. Henne, in den Ritterburg. d. Schweiz, und Schweiz.-Bl. Jahrg. 1832.

Der Name Valeishund gehört, wie gleich gezeigt werden ſoll, zur Hälfte der rhätiſchen Sprache an. Seit das Sarganſerland ſich ſprachlich germaniſirt hat, verwandelt es dieſen Namen gleichfalls nach deutſchem Wortlaute in einen Vals-eids-hund. Daß er aber mit dem falſchen Eide urſprünglich nichts zu thun hatte, zeigt folgende Localſage vom Val di Lei in Chiavenna.

11. Lange war es im Werke geweſen, die Grafſchaft Cleven (Chiavenna) dem Bündnerlande einzuverleiben und ſo die Schweiz um einen fruchtbaren Landſtrich reicher zu machen. Allein welſche Liſt hintertrieb es. Die Lombarden beſtachen einen Bewohner der Clevner Thalſchaft Val di Lei; er mußte einen Sack lombardiſcher Erde übers Gebirge heimtragen, ſich darauf ſetzen und eidlich erklären, hier ſitze er nicht auf Bündner, ſondern auf lombardiſchem Grund und Boden. Eſcher, die Schweiz 1851, 527.

Dieſes Chiavenner-Thal Val di Lei und jenes Sarganſerthal Valeis gehören im Namen unwiderſprechlich zuſammen, ſie haben Beide erſt aus dem Namens-Mißverſtändniſſe ſich ihre örtliche Sage gebildet. Diejenige Felskluft, die den Zürcher Uetliberg ſenkrecht in ſeiner ganzen Höhe durchriſſen hat, heißt Faletſche. Der gleiche Name für ähnliche Zerklüftungen wiederholt ſich in der nordöſtlichen Schweiz (Meyer-Knonau, Erdkunde 1, 113), im Berner Oberlande wandelt er ſich in Fältſchen, im Waatlande gilt dafür Falaise, in Vorarlberg und Tirol kehrt derſelbe Name wieder als Faletſche, Valetſchinen und Flatſch. L. Steub zählt in der Rhätiſchen Ethnologie No. 168. 265. 1072 reichlich ſolcherlei Namen von Bergweiden auf; den unſrigen erklärt er entſtanden aus val d'auas, Waſſerthal und Waſſerſammler. Im Val di Lei ſitzt der Meineidige als Hund auf

Erdlöcken; unter der Waſſerrunſe von Valeis ſpukt der Valeishund, und bei der Faletſche am Zürcher Uetliberge lauft der geſpenſtiſche Dorfhund Heiggel mit zerbrochener Kette umher. Solcherlei tiefe Erdrunſen ſind zugleich Schnee und Waſſer ſammelnde Becken (vgl. Bd. 1, 137. Bd. 2, 120. 392), die entweder Hundsbach heißen, oder an denen, wenn die Wildwaſſer ſich tobend herabſtürzen, wenigſtens der Ruſelihund wohnt, ein über die Gebirgswand herabſpringendes Unthier, das zerriſſene Ketten hinter ſich herſchleppt (2, 38). Dem Schimmelreiter, deſſen Erſcheinen dem Landmann ſtets die Witterung beſtimmen hilft, lauft ebenſo ein ſchneeweißes Hündchen nach, wenn er verzaubert den falſch erſchworenen Wald Gättibuch durchreiten muß (2, 117. 118). Ja ein anderer trügeriſcher Banntheiler, welcher ſtatt der alten hundert Almend-Anrechte nur neun und neunzig für ſeine Almendgenoſſen angeſetzt hat, wird dafür ſelber in einen Hund verwandelt (2, 120). Daß hier der Thiername Hund zuſammenfällt mit dem allgemeinen Zahlworte Hundert geht aus der rechtsgeſchichtlichen Benennung Huntari hervor, welche den einſt hunderttheilig geweſenen Gau bezeichnet, wie unſer ähnlich bedeutſames Wort Kanton auf centum führt, oder wie der Zentgraf auf den huntari zurückweiſt, der beides bezeichnet, ſowohl pagus als auch centurio. Grimm, GDSpr. 491. Die Mundarten geben dazu eine ſchöne Reihe von beſtätigenden Ausdrücken. Von einer gar zu großen Wegſtrecke pflegt man zu ſagen, der Fuchs oder der Hund habe ſie gemeſſen und ſeinen Schwanz drein gegeben. Oberdeutſch gilt Windhund für Windfang, Räderhund für Karren. In der Schweiz gilt Stiefelhund für Stiefelzieher, Maushund für Katze, Saufhund für Zechbruder. Bluthund heißt uns die größte Wurſt der Metzelſuppe, die anderwärts Blunze und Saufack (botulus) genannt wird. Zeithund wird die Glocke genannt, welche auf den Schulgebäuden die Lehrſtunden ſchlägt. Stalder. Erſt einen naturwidrig lebenden Menſchen nennt der Berner einen Unhund. Alpenroſ. 1811, 242. Bierhund iſt Name eines ſcharfen Käſes, daſſelbe was man ſchleſiſch den Bierigel nennt. Kuhn, Ztſchr. f. Sprachforſch. 4, 265. Nahe genug lag es alſo ſprachlich, dieſen maximalen Zahlenbegriff Hund in ein wirkliches Geſchöpf zu verwandeln; aber es gab noch einen ganz beſonders nöthigenden andern Grund, dieſes Geſchöpf gerade demjenigen Gott zum Begleiter zu leihen, deſſen Weſen die Hülle und Fülle, das Wachsthum und Gedeihen ſelber iſt. War nämlich die Aernte eingeheimſt, ſo begannen dem beſcheerenden Gotte zum Dank die Wuotansfeſte, bei denen er ſelbſt erſcheinend und jedes Hundred, jede Hundertſchaft des Gaues fröhlich durchziehend gedacht wurde. Nahrungshund gilt am Ober- und Mittelrhein für jeden geheimnißvoll ins Haus gekommenen Wohlſtand; in dieſem Hauſe ſteckt noch ein alter Hund, liegt der Hund begraben, ſagt man von einem noch unberührt vorhandenen Spargute der Vorältern. Schmeller 2, 210. Um-

gekehrt sagen die Aelpler im Rheinthale, es habe derjenige Senne den Hund, der am Tage des Milchmessens nicht den allergrößten Butter- und Käsegewinn aufzuweisen vermag. Bd. 2, 392. Hunde, heißt es, seien in seine Sennhütte eingebrochen und hätten ihm Alles weggefressen; ein höhnendes Hundegebrul erheben dann die Kinder eines jeden Dorfes, durch welches dieser Senne von der Alpe heimzieht. Gott Wuotan, der die zur Festzeit fröhlich versammelten Menschen besucht, nimmt dann die Gestalt eines von Hunden begleiteten Reiters an, der jagend durch das Land zieht. Weltjäger ist dann sein Name in Nord- und Süddeutschland (Kuhn, nordd. Sag. No. 287. Meier, schwäb. Sag. No. 125) und sein Hund heißt Welthund. Der Welthund, sagt man in Westfalen, ist überall. Wolf, Ztschr. 2. 99. An die Stelle dieses bemantelt und schwertführend auftretenden, auf dem Schimmel reitenden Erntegottes Wuotan ward kirchlich der hl. Martinus gesetzt. Auch er ist bemantelt, schwertführend, schimmelreitend; in der höchsten Noth der belagerten Burg setzt er mit seinem Rosse vom Rande des Burgwalles über die Belagerer hinweg bis auf den jenseits gelegenen Berg, fällt dem Feinde in den Rücken, vernichtet ihn und befreit das Land. Dieser Boden ist dann abgabenfrei oder besitzt Ewiggelder. 2, No. 343. Und daß ihm dieselben Hunde Gottes, wie Hans Sachs sie nennt, nicht gemangelt haben, dies erweist das französische Sprichwort: qui aime Martin, aime son chien. Dieser Hund des hl. Martinus erklärt sich aber wiederum auf die vorige Weise; denn an des Heiligen Fest geschieht es zur Feier der glücklich beendigten Ernte, daß man Becher und Trinkhorn mit Wein füllte (Martinstrunk), daß man Brod von neuem Korn buk (Martinshörnlein), daß man die gemästeten Thiere briet und aus ihrem Schulterblatt oder Brustbein weissagte (Martinsgans, Lichtbraten), daß man die Mehlspeisen der Knöpflein und Spätzlein sott und schmorte, die man in Bayern noch die Nacketen oder Gebackenen Hündlein nennt. Schmeller 2, 210. Panzer, bayr. Sag. 2, 472. 516. 527.

Aus demselben Grunde behauptet die Sage und Sprache, der Gott sei ein Hund und Pudel. Jener schwäbische Schimmelreiter, welcher der W. Jäger ist, erscheint als Pudel. Meier, Sag. No. 121. Jene durchs Land ziehende Göttliche Frau, die bei uns die Frau Berchta und Precht heißt, eine alle Weihnachtsfreuden den Kindern bescherende Mutter, heißt in Steier die Pudelmutter. Weinhold, Weihnachts-Sp. pag. 11. Auch hier hat der altsinnliche Wortbegriff, nicht aber der unedel und verächtlich redende von heute, den Namen gegeben. Pudel ist dem Bern. Oberländer das Milchgefäß, Milch pudeln ist ihm Milch essen oder trinken. Er hei e großa Pudl, einen vollgegessenen Bauch. Zyro in Kuhns Ztschr. f. Sprachforsch. 2, 308. So ist nnd. pädel und paudel die Schachtel, paudel in Königsberg der Feuereimer, in Pommern die Gewürzdose, theerpudel in

Westpreußen die Wagenschmierbüchse des Fuhrmanns, salzpudel das Salzfaß in der Küche. Förstemann in Kuhns Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 423. Wie man dann mißverständlich dem Sennen, welcher im Buttergewinn zu kurz gekommen ist, nachsagt, er habe den Hund, und dem um all sein Geld Gekommenen, er sei auf dem Hund; ebenso verdreht man das Wort Pudel und nennt jeden Fehlwurf im Kegelspiel einen Pudel und Saunagel. Aus dem ndd. Putt, Topf, und dem obd. Buddel, Bouteille, sind diese Formeln nicht zu erklären; sondern es blickt aus unsern vulgären Ausdrücken budelwohl (kerngesund), bödeln (zechen) noch der alte Name des Buddhadeus und Wuotan hervor, wie ich Bd. 1, 159 angemerkt habe, so daß eben deswegen derselbe spukende Dorfhund zugleich in der Tracht eines Kaplans (1, 106) und in der Person eines Klerikers (2, 33) erscheint, auf den priesterlich verehrten Gott damit hindeutet und die Wanderwege zu dessen alten Heiligthümern in unveränderter Richtung ablauft.

Nachfolgende Erzählung legt daher ihren Nachdruck nicht mehr auf die in einen Hund verwandelte Seele des Missethäters, oder wie dieser als Landesgespenst auf dem Schimmel herumreiten müße; sondern sie knüpft an sein böses Andenken die Entstehungsgeschichte der schönsten Landeskirche.

12. Der Bauer Stockalper im Oberwallis war im 17. Jahrhundert zu einem alle seine Mitbürger weit überbietenden Reichthum gekommen. Von der Stadt Sitten aus bis nach Mailand konnte er auf seinen Gütern reisen und auf eigenem Grund und Boden übernachten; sechstausend Männer soll er zur Bebauung dieser Ländereien nothwendig gehabt, dieselben aber zugleich mit lauter Gold ausbezahlt haben, das er aus einer im Wilden Gebirge entdeckten Mine heimlich gewann. Niemand sah den Beginn solches fürstlichen Wohlstandes ein, niemand wußte seinen Umfang zu bemessen, niemand mehr anzugeben, nach welchem Steuerfuß nun ein so großes Vermögen an die bescheidene Kasse der Landschaft verzinst werden sollte. Man befahl daher, Stockalper solle alles sein Gut, soweit es in Baarschaft, Kostbarkeiten, Verschreibungen und Kaufbriefen bestehe, auf den Altar bringen und vor der Gemeinde den Eid darauf ablegen, daß dieses sein steuerpflichtiges Gesammtvermögen sei. Die Jesuiten öffneten ihm jedoch vorher eine Höhlung des Altares, in diese versenkte er die gewichtigsten Schätze und nur einen kleinern Theil legte er frei aus. So konnte er alsdann beschwören, dieses, was hier unter seiner Hand liege, sei sein ganzes Vermögen. Aber der Gemeinde erschien schon diese geringe Vorlage so unverhältnißmäßig groß, daß sie ihn in eine nicht geringe Geldbuße verfällte. Er mußte auf jeden steuerbaren Kopf des Zehnten Brieg sechs Livres Steuer nachzahlen; denn um eben so viel, berechnete man, sei bisher seinetwegen ein jeder Mitbürger zu hoch im Steuerrodel angesetzt gewesen. Stockalper bezahlte wirklich diese Buße gehorsam; den Jesuiten aber erbaute er

zum Danke für die ihm eingegebene Mental-Reservation die große Kirche zu Brieg, ſchmückte ſie mit Gemälden und Bildſäulen und verſah ſie mit reichen Gütern und Einkünften. Dadurch iſt er nun zwar kein Gegenſtand der Sage mehr, aber ſtatt deſſen iſt er in die Landesgeſchichte ſelbſt übergegangen, und ſo erzählen denn über ihn das Schweizer-Muſeum 1793, 567 und Melch. Schuler, Sitt. u. Thal. der Eidgenoſſen 3, 621 im Tone einer unbezweifelbaren Pragmatik. Ob dies mit Recht geſchieht, mögen die heutigen Oberwalliſer entſcheiden, vor allem die Bewohner von Brieg. Letztere wenigſtens waren in dieſen Dreißiger-Jahren mit der Hiſtorie von Stockalpers Schwur noch keineswegs zu Ende gekommen, ſie weiſſagten vielmehr damals das Ende der von dieſem Meineidigen erbauten Brieger Jeſuitenkirche. Nur das andauernde Gebet eines alten Clerikers, ſagten ſie, halte noch die am Orte zunächſt ſtehende Felswand aufrecht; ſterbe dieſer, ſo werde auch der Berg durch ein Erdbeben herabgeworfen werden und in ſeinem Sturze die prächtige Kirche mit begraben.

Die bis jetzt genannten Bannräuber und Meineidigen ſind Verwünſchte; ſie müſſen bis zu ihrer Erlöſung in dem entwürdigenden Zuſtande eines Thieres oder in dem des unſeligen wilden Reiters verharren. Ein höheres Vermögen der Geiſter und Götter iſt dagegen ihre Entrückung. Der Oberwalliſer Stockalper iſt in das wilde Hochgebirge entrückt, er wohnt in den Brieggер Felswänden, gleich den drei im Arenberge ſchlafenden Tellen, gleich den im Kyffhäuſer und Untersberge ſchlafenden deutſchen Kaiſern, oder gleich dem Imam Muhamed, der, in einen Berg zurückgezogen, das Ende der Zeit erwartet, um zurückkehrend dann die Welt mit Gerechtigkeit zu erfüllen. Deswegen nennen ihn die Schiiten den Erwarteten und führen alle Nacht ihm ein Pferd an den Berg, ihn bittend, er möge herauskommen. Menzel, Odin 329. Dieſe Berge, altheilige Lieblingsſitze der Götter, öffnen ſich zu beſtimmten altheiligen Zeiten, dann iſt dem einzelnen bevorzugten Menſchen der Zutritt geſtattet, dann iſt auch der ungeheure Hort erhebbar, der hier mit den Helden verſenkt und von ſcheußlichen Schlangen, Drachen und Hunden bewacht iſt. Da beginnt ein fröhlich rühriges Leben, man tafelt an langen Tiſchen voll von ſilbernem Geräthe, jede Kegelkugel, mit der die Männer ſpielen, iſt aus Gold, und wenn ein neuer Gaſt von der Erde her einkehrt, dann wird ihm ein prächtiger Sitz bereitet, alle empfangen ihn mit Jubel, er gehört nun unter das große Heer, er iſt in Walhalla. Vgl. Wolf, Götterlehre 121. Grimm, Myth. 807.

Unſere Sammlung macht auf ſolcherlei kochende und tafelnde Geiſterſchaaren mehrfach aufmerkſam: 1, 166. 316. 2, 85. 145. 148. Dahin alſo gehört es nun, daß gerade in den Fronfaſten, alſo in den vorzugsweiſe heiligen Zeiten, der Bann der Prieſter nichts verfängt gegen den umherreitenden Bannbölzler, wenn dieſer da ſein Roß aus der Felsgrotte des

Rosberges herausholt, es in zwei Flüssen und drei Seen schwemmt und dann mit der Kegelkugel gegen den Kaisersberg wirft, als wäre dieser ein Kegelries. Eben dahin gehört es, daß des Haslithalers Geist aus den Grindelwaldgletschern bis zum Brienzersee hinab reitet; daß der Stiefelreiter von Mezzaselva zwischen Erdschlipfen und Felsstürzen am verschütteten Herrenbrunnen wohnt; daß der Ritter im Urschai von der Erde, der Schwyzer Senne vom Dreifingerstein verschlungen wird; daß der Ammann Stiefelhans in die Alpe Sämtis hinein und auf die Bergköhe Stiefel hinauf beschworen wird; daß der Valeishund in der Oedung des Valeisschlundes, der Stockalper in der Brieggerfelsenwand wohnen muß, bis er sie einst zerreißen und sich befreien wird. So ist denn auch der Aargauer Stiefeli ins berüchtigte Gnziloch im Gutlebuch beschworen, in eine Höhle, die ewig rein gekehrt, aber auch versperrt ist durch einen am Seidenfaden herabhängenden Fels. Ein vier Ellen dicker Hag schließt jenen Platz ein. Hören wir nun schließlich, wie sich unsere Landessage den weitern Beruf derjenigen ausgedacht hat, von deren Leben und Ende im Vorausgehenden erzählt worden ist.

13. Das Sentisloch an der Gnzifluh. Ein Vorzug des Gutlebuchs endigt in die schaurigen Steinwüsten der Schrattenfluh, der Bölifluh, des Heidenloches und des Gnziloches. Schnider, Beschreib. des Gutlebuchs 1783, 1, 13. Kaum wird schon ein menschlicher Fuß diese ewig wasserleeren und unübersehbaren Felseinöden in ihren tausend Trichtern und Schlünden und in ihren abertausend Felszinken betreten haben. Es ist grausenhaft, sie von einer Berghöhe von weitem anzuschauen. Ein unterirdisches Getöse bricht aus ihnen herüber, oft mit solcher Macht, daß man meint, es müße bis von dem jenseits des Gebirges liegenten Gurniggelbade im Berner Oberlande herkommen. Unter die Vorberge dieser Gnzifluh gehört der Napf; die Sennen, die ihn beweiden, geben seinen einzelnen Theilen die auffallenden Namen Klausbüttenbengst, Klausbüttenesel. Eine große Höhle an seinem Abhange heißt Sentisloch und Gnziloch. Der erstere Name bezieht sich auf die Sente, welche 50 Kühe stark hier den Vorberg beweidet; der andere Name deutet auf die in den Felsschluchten hausenden Riesen. In die Abgeschiedenheit dieser Wüstung sind nach dem Glauben der Emmenthaler und Entlebucher Aelpler alle Seelen der Wucherer, der schlimmen Vögte und Rathsherren hinabgeschleudert. Wo im Lande ein übler Hausgeist spukt und mit seinem Nachtlärm die Leute im Schlafe stört; wo die Arzeneien einem Kranken nicht anschlagen wollen, sondern gar entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, da wendet man sich gegen den Ungeist an fromme Barfüßermönche. Diese kommen alsdann und schaffen mit Gewalt und Macht der Kirche den Nachtschaden aus dem Hause. Um die Geisterstunde führen sie ihn von dannen und weisen ihm das Sentisloch zum Wandeln an. So hat man den reichen Bauern von Krummbach in

ein Gänterli (Schränklein) beschworen und ihn zum verwünschten Landvogt von Willisau hieher ins Enzloch gebracht. Luzerner Kalender 1851. Da kann er dann mit seinem nächtlichen Poltern und Schreien niemanden mehr aus der Ruhe schrecken. Um so größer ist daher der Lärmen in jener Wüste. Hunderte von Geistern sitzen dorten zusammen, ihre Rufe gleichen Kanonenschüssen. Alle Donnerwetter und Blitze, alle Gewitterwolken und Regengüsse des ganzen Gebirges müßen sie auf den Firsten oben sammeln und in die Ebene herausschicken. Daher heißen sie auch Thalherren und ihr Geschäft heißt das Wetter-Schießen. Die Felsblöcke, die sie in ihrem bösen Willen mit herunter schleudern, gehen schadlos in die Tiefe und machen ihnen nur ihre eigene Höhle noch unwegsamer. Hirtenknaben haben einst zugesehen, wie ein Geist eine Menge Purpursessel im Halbkreis vor die Höhle stellte; dann nahmen alle Geister in einer Reihe Platz und hielten eine so lange Berathung, daß ihnen der graue, alles überziehende Dunst aus der Haut brach. (Erzählt von K. Ritter aus Altstätten im Rheinthal.)

Damit hat der Kreis dieser Untersuchung zum Anfangspunkt zurückgefunden, von dem er ausgegangen war. Der alte Heidengott hat die Erniedrigungen seines Exils alle durchgemacht und ist zum Ende wieder auf seinen Thron zurückgekehrt; wiederum wie sonst steht dieser im menschenleeren Hochgebirge, außerhalb der Grenzen der bewohnten Welt; außer dem Gesichtskreise des Menschen. So weit reicht das uns bekannt gewordene Material dieser Schweizersage vom Stiefelreiter. Fast jeder Kanton steuert sein Einzelbistörchen dazu, und daß auch da wieder nach Landschaft und Gemeinde fernere Spielarten desselben Themas sich vorfinden lassen, dies hat die Abthl. VIII unserer Sammlung bereits an sich erwiesen. Allein auch den deutschen Ländern ist dieselbe Sage im weitesten Kreise geläufig. Der betrügerische Richter Pohlmann in Mellin hat einst Erde des fremden Gebietes zum Eidschwur in seine Stiefel gefüllt und muß dafür hauptlos auf einem Schimmel die Grenzen umreiten; oder man hat in der dortigen Klosterstallung einen eigenen Schimmel für den verzauberten Mönch zu halten, der auf ihm den nächtlichen Grenzritt thun muß. Kuhn, nordd. Sag. Nr. 132. 157. 228. Oder es ist der W. Jäger Hackelnberg, der von seinem Schimmel ins Grab gezogen worden, jetzt aber wieder aufrecht auf ihm sitzend im Moosberge wohnt und da der Schorschacker heißt, weil er auch in Schlarfschuhen herumschlirpet. Kuhn, Nr. 265. In Bayern ist es der greifenstiefe Forstgehilfe mit Einem Pantoffel. Leoprechting, Lechrainsagen pag. 60. In Schwaben ist es ebenso der Eintöffler, der Waldvogt Ranzenpuffer, der die Flur auf einem Meerschimmel umritt, seinen breitrandigen schwarzen Bauernhut dorten im Walde Bärloch hat liegen lassen und in die Schweiz ausgewandert ist. Meier, Nr. 105. 124. Im Klettgau auf der Alp bei Schaffhausen ist es das Gespenst des Alp-

pfeifers auf dem dreibeinigen Schimmel. Schnezler, bad. Sagb. 1, 114. Wir betrachten zuerſt nun Alter und Heiligung des Roſſes, das dieſen Schimmelreitern eigen iſt.

Das Himmelsroß Kalkidi der indiſchen Mythologie, auf dem Vischnu am Ende der Tage geritten kommt, iſt weiß, gleich dem Schimmel des Reiters in der Apokalypſe (c. 19, 11—16), der zum Jüngſten Gerichte erſcheint. In der helleniſchen Mythe ſind die Leucippen Schimmel, und die Menalippen Rappen, denn ſie ſind die Perſonificationen des Sommers und Winters; in demſelben Sinne nennt der Skandinavier das Roß des Tages das Glanzmähnige, das der Nacht das Thaumähnige. Der iriſche Gott O'Donoghue verſchwand gebend auf dem See von Killarney vor den Seinigen. An jedem erſten Mai aber ſteigt er wieder empor, ſitzend auf einem milchweißen Roſſe mit hochſtehender Mähne, eine Schaar ſingender, bekränzter Mädchen und Jünglinge zieht ihm in den Wald nach. Alsdann folgt ein fruchtbares Jahr. Grimm, Dt. Myth. 191. Unſer Gott Odhinn reitet den achtfüßigen Schimmel Sleipnir, welchem man zum Dank für den Erntefegen allenthalben von Bayern an bis Mecklenburg einen Aehrenbüſchel auf dem geſchnittenen Kornfelde ſtehen läßt. St. Nikolaus, am Schimmel reitend, beſcheert unſern Kindern den kerzenhellen Weihnachtsbaum, der ſchimmelreitende Berchtold führt ſie ins Wirthshaus zum Gaſtmahl, welches ſelber wieder Berchtold genannt wird. Die Nürnberger Weinausrufer mußten am St. Urbanstage auf Schimmeln den Umritt halten (Roth, Nürnb. Taſchb. 1, 232). Auf gleichen geſchehen die Wettritte, die das Landvolk zu Oſtern beim Eierleſen veranſtaltet und zu Pfingſten beim Mairitt; dies beſagt ſelbſt der Kinderreim: Pfingſtſchimmel, Pfingſtlümmel! Die Kirchenheiligen Georg, Michael, Martin werden auf einem Schimmel reitend dargeſtellt, die preußiſchen Wenden haben ihrem Biſchof Adalbert, die Augsburger ihrem Biſchof, dem hl. Ulrich, gleichfalls einen ſolchen zugeſchrieben; weiße Roſſe waren noch in chriſtlicher Zeit zum Profangebrauch verboten, wie ſie es in heidniſcher waren bei den Germanen; alſo ſehen wir daraus, wie andauernd ſolch ein Brauch ſich erhält, der einſt ſchon dem Tacitus bekannt geworden war: publice aluntur isdem nemoribus ac lucis candidi et nullo mortali opere contacti equi. Germ. c. 10. Daher die mancherlei geheiligten Kirchen- und Kloſterroſſe, die mit eigenen Stiftungen begabt, ſich noch in geſchichtlich ſpäter Zeit betreffen laſſen. Ein Schimmelreiter iſt das Wahrzeichen des Straßburger Münſters. Stöber, elſäß. Sag. pag. 475. Kapellen und Abteien beſitzen entweder dieſes Gottesroß oder die ihm geſtifteten Futterwieſen: 2, pag. 346. 347 unſerer Sammlung. Daher geſchieht's auch, daß in den örtlichen Geiſterſagen ſo oft ein Prieſter ſchimmelreitend vorkommt. Ein Pfaffe wird vom Schimmel herabgeriſſen und in den Weiher geworfen; aber alle Bauern

ertrinken zuſammen darinnen, die da ſein Roß ſuchen wollen. Panzer· bayr. Sag. 1, No. 110. Der Schimmelreiter in der Stadt Würzburg iſt ein greiſenſtiſcher Mönch, der den Kopf unterm Arme tragend von der Marienburg herunter durch die Straßen ſprengt. Felsthal, Sagenſchatz pag. 116. In Kerns ſchleſ. Sagen-Chron. 1840, 138 iſt der verfluchte Schimmelreiter ein mit dem Ciborium zum Sterbenden reitender Prieſter; wer ihm zuruft, ſteig ab und laß mich reiten, der muß bis zum Jüngſten Tage fortreiten. Petrus und Pilatus im Kinderliede (bei Simrock, Kinderb. No. 450) ſtreiten ſich um dieſen Ritt: „Jetzt kommſt du nicht in den Himmel hinein, ſprach Petrus. So reit ich auf einem Schimmel hinein! ſprach Pilatus.“ Selbſt Dr. Luther iſt in ſolchem Zuſammenhange zum Schimmelreiter geworden und dabei wird ihm, gleichwie vorhin dem Pilatus, die Seligkeit ebenfalls beſtritten (1, pag. 199):

Martin Luther am Schimmel
Chunt i d'Hell und nit in Himmel.

Im Tempel zu ſlaviſch Arkona auf Rügen hatte Gott Swantevit einen Schimmel, den niemand beſteigen und nur der Prieſter füttern durfte. Auf demſelben, erzählt Saxo Gramm. pag. 321, zog Swantevit alle Nacht aus, dann ſtand das Roß Morgens mit Staub und Schweiß bedeckt im Stalle, als hätte es gewaltig weite Strecken durchlaufen. Dieſelbe Angabe findet ſich merkwürdiger Weiſe auch ſchon bei Tacitus, Annal. XII, 13. Da iſt es Herkules, der beim Berge Sambulos die Schimmel Nachts aus der Tempelſtallung entführt und ſie in die Wälder ſchleppt. Nach Tagen erſt kommen ſie ermüdet zurück; in den Wäldern aber findet man alles Gewild getödtet. Swantevit in Arkona reitet aus gegen die Feinde ſeines Glaubens, Herkules in Perſien aber, um die Waldthiere zu erlegen. Letzteres iſt eine der älteſten Spuren, wie ſich unſer Schimmelreiter in den W. Jäger verwandelt hat. W. Menzel in ſeiner Schrift Odin, 92 weiſet das tiefere ſittliche Motiv nach, das in dieſen Sagen vom reitenden, jagenden und pferdebändigenden Gotte liegt. Nimt der Gott die Winterarbeit der Männer nach, die darin beſtand, im Stall die Pferde zu pflegen, im Keller das Getränk zu beſorgen, am Feuer Waffen und Arbeitsgeräthe zu ſchmieden; erniedrigt ſich der Naturgott im winterlichen Banne zum Pferdeknecht, zum Kellner, ſogar zum Koch und Schneider, zum ruhigen Schmied — (auch beim Griechen galt die Drohung der Aeltern gegen Kinder, der ruhige Hermes werde aus dem Kamin heraus kommen) — ſo ſind dieſe niedern Arbeiten nicht nur Vorbilder des menſchlichen Thuns, ſondern auch Sinnbilder der viel großartigern Arbeit, welche die niemals ruhende Natur im Winter verrichtet. Die Pferde, welche der göttliche Knecht hütet, ſind dann die Sonnenroſſe. Die Waffen, die er ſchmiedet, ſind die Pfeile der Sonne, die Blitze des Donnergottes. Und wenn der muthwillige Humor den Gott

zuweilen zu einem schalkhaften Schneider macht (vgl. No. 488), so ist es das künftige Kleid der Erde, die Pflanzenwelt, die er zuschneidet.

Diesem thätigen Gotte zu Ehren wurde als das heiligste Opfer das dem Krieger zugleich theuerste Gut, das Roß geschlachtet. Pferdehäupter haben, einem indischen Hymnus zu Folge, bereits drei Hindustämme dem Gotte Indras auf dem Schlachtfelde geopfert (Kuhn, nordd. Sag. 490); nicht anders thaten die Germanen, die auf der Teuteburger Walstatt die abgeschlagenen Häupter der Beuteroße an die Bäume nagelten. Ein solches Roßhaupt mit gähnend aufgesperrtem Rachen, auf eine Stange gesteckt oder ans Gebäude befestigt, nannte unser Mittelalter Neidstange und caput caballinum; die Mönche bewahrten es zur Abwehr der Feinde in ihren Klöstern (Reinardus 3, 2032. 2153); die Ortschaften Roßhaupten, Thierhaupten tragen davon ihre Namen, unsere vielen Roßberge und Roßfelder sind alte Opferplätze solcher Art (2, pag. 24. 26. 246). Noch sind solcherlei Pferdehäupter im romanischen Bünden häufig auf Dachgiebeln und Brunnstöcken zu sehen, ebenso wie sie bei uns unter den Strohfirsten alter Bauernhäuser aufbewahrt werden: 2, pag. 19. Ueberall aber verzieren sie noch unsere Thurmfähnchen, Wirthsschilde, Spielwaaren und Lebkuchen. Daß nun Roß und Roßhaupt im Heidenthum vorzugsweise dem Gotte Wuotan geweiht war, daß dem Schimmelreiter Wuotans Roß und übrige Symbole eigen sind, daß er ebenso wie dieser zum Führer des Wüthenden Heeres geworden, dies ist überhaupt bekannt und schon im Vorausgehenden im Einzelnen gezeigt.

Allein bei den sich gegenseitig ergänzenden Göttern gilt die menschliche Familien-Aehnlichkeit ebenfalls, einer muß dem andern gleich sehen. So sieht Wuotan dem Donar ähnlich; also unser Schimmelreiter diesen beiden. Wuotan, der Gott des Wolkenhimmels, reitet auf dem schwarzen oder weißen Wolkenroße. Sein Sohn Donar, der Gott der Vegetation und Witterung, fährt im rollenden Wagen des Gewitters (1, No. 84). Wuotan bleibt im Himmel als Heldenvater, Donar bewohnt die Erde als Bauerngott (2, No. 415). Da ist es ihm keine Schande, mit einem Gespann von Böcken zu fahren (1, No. 146). Auch St. Petrus im H. Sachsischen Gedichte, der die Welt regieren will, muß zur Probe einen Tag lang einer Geiß nachlaufen. Dieses Thier hat es mit dem Wetter zu thun, gleichwie St. Petrus ein Witterungsheiliger geworden ist. Ein Meteor, in dem die Blitze büschelweise erscheinen, nennen wir Gewittergeiß, capra saltans (1, 332). Ebenso hütet Stiefeli die Klostergeißen, ebenso hütet der Nachbarn Geiß als Geiß den Bannwald (2, pag. 99), der Wettergott selber ist deutsch Meister Bock- und Geißfuß genannt, welsch lo Bocan (2, pag. 203). Und wie man das auf dem Acker zurückbleibende Aehrengebund Wuotans Rossen liegen ließ, so that man auch dasselbe für Donars Böcke, man

nennt daher diese von den Schnittern geheiligten Aehrenbüschel bei uns Glückskorn, im Norden Vogelzehent, an der Bergstraße aber den Bock (Wolf, Beitr. 1, 71), ein Name, dem unsere Hanfbrecherinnen heute jenem Werghaufen geben, der zum Arbeitsende angezündet und umtanzt wird. So hieß auch das dem Donar gewidmete Osterfeuer Bockesthorn (Mythol. 583). Von Petrus, als dem Gewittergotte, sagt man, er kegle, die gewittermachenden Thalherren im Enzilache schleudern Kriskegel, der Bannhölzer wirft seine Kegelkugel in den Kaiserberg. So kommen die drei Brüder Donner, Blitz und Wetter zum König gereist, der sich mit ihnen im Kegelspiel die Zeit vertreibt. Die Kegelbahn war eine Stunde lang (wie in unserer No. 113). Dabei hatte die Kugel die merkwürdige Eigenschaft, daß sie immer von selbst wieder zurückkam, und dazu brauchte sie jedesmal zwei volle Stunden. Warf aber der Bruder Blitz, so gieng die Kugel weit über das Ziel hinaus und drang tief in einen Felsen ein. Meier, schwäb. Märch. No. 6. — Stiefeli und Bläsli hütet die Säue des Klosters (1, pag. 376), und diese Säue stellen sich zugleich wilder als die vom Teufel gesendeten Wirbelwinde heraus, die mit ihren Namens-Personificationen No. 411 verzeichnet stehen. Der Eber zerwühlt aber nicht bloß die Saat, er ist zugleich das Vorbild des ackeraufwühlenden Pfluges, auf den man Gottesbrot ablegte. Donars Blitz selber erscheint als Thal und Gebirg pflügend. Mit dem Wurf seines Hammers bestimmt Donar die Feld- und Waldgrenzen (No. 55), gleichwie beim gerichtlichen Güterverkauf der Richter den Zuschlag mit einem Hammer thut (KM. 162). Da aber dieser Hammer zugleich der Donnerkeil wird, heißt Donar auch Meister Hämmerli (2, No. 418). Mit der feurigen Peitsche haut Stiefeli die Holzfrevler aus dem Walde und speit selbst Feuer (1, 111. 155). Dies ist Donars Blitz und Wetterleuchten, von dem man im Preußischen sagt, der mit der blauen Peitsche verfolgt den Teufel. Myth. 162. Das Blaufeuer und Heiligfeuer ist der Nerlauf und Umlauf, die von Gott kommende Heimsuchung. Donars Böcke stinken wie Stiefelis Reitgaul, von dem es neis heißt, er habe beim Wegreiten von den Ackerfuchten jedesmal vornen und hinten dermaßen aufgehoben, „dass die Diensllut wol g'hoet und g'schmecket hend, als Rosa fresni de best Haber" (1, 308). Dies ist der Schwefelqualm des Blitzes, und in diese sagenhafte Anschauung gehört es, daß der umziehende Geist mit so mancherlei stinkenden Sachen zu thun hat und endlich zum Teufel wird, der sich nur unter Gestank entfernt. „Der Alb speit also", sagt man von den mephitischen Dünsten an faulen Sümpfen. Wolf, hess. Sag. No. 79. Nicht bloß schlägt er den ungläubigen Schneider mit dem brennenden Eisengeschoß, schleudert dem Spötter ein faulendes Roßviertel an die Hausthüre, oder durchjagt ihm mit einem dargeworfenen Geschütze den neuen Hut: lauter Abzeichen von den Wirkungen

des Blitzes; sondern schon die gelbe Rübe stinkt tödtlich, die er verschenkt (2, 85), er trichtert den Gefangenen Mistjauche ein (No. 130), er ist ein fistendes Irrlicht, dem die Kinder nachspotten, es solle ihnen den Hintern wischen (2, 81), als Wetterdunst hängt er um den Berg, als Bergpfarrer schmaucht er hinter dem Bergnebel droben Tabak (2, 85), als Burggeist wälzt er seine schwefelgelb brennende Strohgarbe zu Thal (No. 100). So wird der Dunst verbreitende Blitz zum verfluchten Blaufeuer, endlich gar zu jenen Verwünschten der Clausur, welche bei Fischart (Immenkorb, ed. Gisclein 1, cap. 2) Gaißiten heißen und des Teufels letzter Krach, damit er lang schwanger gangen. Im schwäb. Märchen (E. Meier No. 31) ist es der Mann, der einen großen Zapfen in der Hinterthür stecken hat; wenn ich den Zapfen herauszöge, sagt er, könnt' ich ein ganzes Königreich vollmachen, es gienge wie aus einer Feuerspritze! Diese die Gottheit scheinbar so tief entwerthenden Züge sind nur nicht zu mißdeuten. Donner und Blitz entsteht, wenn der Gott in seinen rothen Bart pustet, der Donnerkrach heißt Thôrrs Bartruf (Myth. 161). Rothenburger, Rothtaler und Rothenstuber heißt er von der Haarfarbe der, seine Wohnstatt ist am Rothenrain und Rothwasser; vgl. im Sachregister beider Bände den Artikel Roth. Das die Häuser gegen den Blitz schützende Rothkehlchen ist sein, an seinen Festtagen jagt man das Eichhörnchen (2, 217), fängt den Eichschröter, den wir Donnerkäfer nennen, und den Fuchs, der in Island noch der Holz-Thôrr heißt. Daher lauft der Bödelmer-Geist als Fuchs vor jedem Ungewitter durchs Dorf (No. 125), daher schweift der Richter Gleichauf (No. 333) als ein doppelter Fuchs und feuerspeiend um alle Grenzsteine des Bannwaldes. Sein ist der Donnerstag und dessen für Hochzeiten und landwirthschaftliche Dinge noch immer andauernde Heiligung, ja der Gott selber heißt nun Donnerstag (2, 202). Am Unsinnigen Donnerstag baut man ihm zu Ehren den Maiwagen, führt darauf die alten Jungfern aufs Girizenmoos hinaus, um sie da zu begraben, und dann ins Wirthshaus zurück, um ihnen da den Wein in die Schürze zu gießen. Dies deutet auf das bei seinem Namen üblich gewesene Minnetrinken der Geschlechter; Thôrrs-Minni wurde aber nicht nur für das Gedeihen der Aecker getrunken (Myth. 161), sondern auch zum Heil des Ehebündnisses, denn Donar ist der Ehegott und haßt die Hagestolzen, er erfreut sich an Schmaus, Trunk und Tanz, und besteht daher im Nothfall selbst eine Bauernprügelei mit (No. 490). Bestimmte Bäume, Berge und Wälder sind seine geheiligten Sitze; so die Donnereiche bei Magden im Frickthal, mit ihrer noch nicht genau erhobenen Einzelsage; so der Donnerbühl bei Bern (2, 202. 203), so das Maiengrün, die Gleichaufshöhle, der Herrlichkeitsstein (2, 102. 202), der Fuchsstein, No. 113. Dorten entzündete man ihm die Opferfeuer am Funkentag und Gründonnerstag, die Mai-, Oster- und Johannisfeuer, an denen

man ein Eichenrad verbrennt, glühende Holzscheiben schlägt, brennende Schiffchen in den Bach läßt, oder den Alten, den Mann, den rothbärtigen Judas, den Strohmann mit verbrennt. Das Scheit aus solchem Feuer bewahrt man daheim im Hause gegen den Blitzschlag; Kohle und Asche davon streut man zur Befruchtung ins Saatfeld. Und weil er für alle Bauern auf Erden sorgt und alle Ehen stiftet, so braucht er selbst den größten aller Götterpaläste im Himmel, der nicht weniger als 540 Räume hat. Unter den Hallen, sagt Odhinn, die ich erbaut weiß, ist die meines Sohnes die größte. So ist auch das vorhin erwähnte Gnzilach von solcher Größe, daß es die Seelen Aller in sich aufnimmt, für die in unseren Gauen sonst kein Platz mehr vorhanden ist.

Sämmtliche eben entwickelte Einzelheiten finden sich zusammen angewendet in dem verbreitetsten deutschen Märchen: Sechse kommen durch die ganze Welt. Ein Reisender, der die Königstochter freien will, sucht sich Helfershelfer. Der erste Diener, den er dazu am Wege findet, ist der starke Marksbein, sechs Bäume rupft er aus wie Grashalme, dann wickelt er den einen um die fünf andern und trägt sie als Reiswelle auf der Schulter hinweg. Sein zweiter Diener wird Blasius; dieser hält sich das eine Nasenloch zu und bläst aus dem andern die Flügel von sieben Windmühlen in Gang. Der dritte ist der Läufer Vogelschnell; er muß sich das eine Bein entweder abschnallen, oder sich eine Kanone (d. h. Stiefel 2, 217) dran binden, um nicht allzuschnell alles zu überspringen. Der vierte ist der Winter (1, 184. 292); wenn der seinen Hut gerad setzt (No. 211), so kommt ein so entsetzlicher Frost, daß die Speisen in den Kochschüsseln einfrieren und die Vögel todt vom Himmel fallen. Der fünfte ist Scharfschütz, er schießt dem Läufer Vogelschnell einen Pferdeschädel unter dem eigenen Kopfe weg. Der sechste heißt Vielfraß und Saufaus, er kann viele tausend Brode auf einmal wegessen und dazu einen Bach austrinken. Die Thaten dieser sechs Diener sind die Werke, welche Gott Thôr auf seinen Wanderungen allein verrichtet hat, das Volksmärchen ist hierin nur das Echo des eddaischen Göttermythus. So haben Wolf, Beitr. 1, 90 und Grimm, KM. 3, No. 71 dasselbe erklärt, und hier genügt es, auf diese Schriften hinzuweisen. Es ist einleuchtend, daß diese eben genannten Herrenmeister nur die vereinzelten Fähigkeiten sind, die sich bei Stiefeli vereinigt vorfinden, dieses ist sein durch den Götterschuh erlangtes Vermögen hilfreicher Allgegenwärtigkeit. Im schwäb. Märchen (bei Meier, No. 31) kann der Mann, der die gewaltig großen Stiefel anhat, schneller laufen als die Eisenbahn; bei Wolf, DM. pag. 198 sind's Eisenstiefel; bei Kuhn, nordd. Sag. No. 234 werden solche Eisenschuhe und ein Kessel in einer eigenen Wallfahrtskirche aufbewahrt; bei Haltrich, Siebenbürger Märchen No. 15 tragen die Ritter Eisenschuhe, aber ihr Küchenjunge hat seine Goldfüße in

Stiefel gesteckt und kommt ihnen allen im Wettlauf zuvor. Kessel darf man zur Zeit der Zwölften nicht scheuern, Schuhe nicht schmieren und Erbsen nicht essen, sagt der Aberglauben (Kuhn, nordd. Sag. pag. 411). Das heißt, sie alle zusammen sind Donare.

Hiemit wäre nun gezeigt, wie die zwei nächst verwandten Götter Wuotan und Donar unserem Alterthum schon in Einer Person als ein Jupiter Tonans erschienen sind, wie sodann der Donnergott, dem die Zwerge seinen Hammer Miölnir geschmiedet haben, einst in einem nahen Verhältnisse zum Elbengeschlechte überhaupt gestanden hat, und warum sich daher seine Götter-Eigenthümlichkeiten der Reihe nach in unseren Nargauer Zwergensagen, namentlich aber an der Figur des Sennenzwergs Stiefeli zu wiederholen vermögen. Das Vorhandensein allmächtig geglaubter ältester Gottheiten selbst noch in der herabgekommenen Sage eines geringen Landstriches nachzuweisen, ist eine umständliche Aufgabe, und dem Leser zu Liebe, den man als einen darauf unvorbereiteten anzunehmen hat, geht sie in eine unerläßliche Breite ein. Die Arbeit gelangt nun auf den Inhalt der Rechtssage, zeigt wie Donar-Stiefeli der Gott des Grenzrechtes und Grundbesitzes ist, wie er als solcher dann in sein Gegentheil umschlägt und mit dem zusammenbrechenden Glauben der böse Feldfrevler, der meineidige Marchenversetzer und processüchtige Klostervogt wird. Ueber diese Wandlung des Gottes, von der wir nun beginnen, äußert Grimm, Myth. 169. 171: „Donar ist Grenzgott und heißt daher vorzugsweise die Landesgottheit, der Landäs. Auswandernden weist er die neue Wohnstelle an. Die Ansiedler auf Island heiligten ihm einen Bezirk und nannten denselben Thórsmörk, ein Name, der an das schlesische Geschlecht der Henkel von Donnersmark erinnert. Seine Tempel und Bildsäulen waren in Schweden und Norwegen die häufigsten. Eben darum suchen Ueberlieferungen, die noch zur christlichen Zeit haften, alles Gehässige auf ihn zu werfen und ihn als teuflisches Wesen darzustellen." Die Rechtsgeschichte sowohl wie die Rechtssage, beide geben über diese Umwandlung deutlichen Nachweis, beide unterstützen und bewahrheiten sich hierin gegenseitig. Denn an der geschichtlichen Thatsächlichkeit solcher in den Rechtssagen erzählten Fälle von Landraub ist durchaus nicht zu zweifeln; nur muß man sie nicht für das Ursprüngliche der Sage halten wollen. Jeder, der sich zum Gewalthaber aufwarf, mußte die zu Unterwerfenden vorerst in ihrem Besitzstand schwächen, um sodann ihren Widerstand gewisser brechen zu können. Nahm man ihnen Wunn und Weid, so waren sie wehrlos genug. Daß und wie dies geschah, zeigen die deutschen Geschichtsquellen, wenn sie über das Nutzungsrecht der Gauwälder reden. Unter den Karolingern nahm man dreierlei Arten Wälder an: foresta, sylvas et boscus. Nur die beiden letztern Klassen wurden zu den curtes gerechnet, waren das Eigenthum der Maierhöfe und dienten diesen

zur Beholzung; die Forsten dagegen gehörten dem Gau, der Gaugrafschaft. Allein die Gaugrafen nahmen nicht nur diese Forsten zu des Königs Handen, sondern sie machten auch aus den Hölzern (sylvae) noch Forsten und schlugen dieselben zur königlichen oder grafschaftlichen Domäne. Dieser Mißbrauch bekam die urkundliche Bezeichnung Sylvam forestare, und schon Ludwig der Fromme ließ 819 einen Befehl dagegen ergehen: ut Comitibus denuntient, ne ullam Forestam novam instituant, et ubi noviter institutae, sine licentione nostra, inveneriut, dimittere praeripiant. Joh. Conr. Füßlin, Neue Samml. Verm. Schriften. Zürich 1757, 3, 337. Nach einem Aufsatze J. Grimms in den Wiener Jahrb. XLV. 121 beschweren sich die Sachsen gegen König Heinrich über dieselbe Beraubung, daß ihnen Kirche und Kloster das Gemeinderecht in Wunn und Weid beschränke. Auch die Freienämter haben angeblich im Hornung des Jahres 1045 bei König Heinrich III, da sich dieser eben zu Solothurn aufgehalten, Klage geführt gegen den für die Nutzung ihrer Wälder ihnen vom Grafen Guntram auferlegten Zins, die Klage soll aber nicht zum Spruche gekommen sein. Brugger Neuj.-Bl. 1825. Die Lateindichtung des 11. Jahrh. legt ebenso den klageführenden Sachsen die Worte in den Mund: pupillus et advena quivis indigenas prohibent silvis communibus uti, pascua praeripiant, vi praedia tollunt. Wer nun aber solche Güter den rechtlichen Besitzern entfremden wollte, ohne daß ihm die Uebergewalt zustand, der mußte den Weg des Betruges und der List einschlagen; er mußte die dem Gotte geheiligten Gemarkungszeichen versetzen oder tilgen. Diese sind die bei uns so geheißenen Donnerseichen, Blitzbuchen, die Loch- und Lachbäume (von ahd. lâh, incisio), die man zu beiden Seiten mit drei Axthieben zeichnet; per nostra signa, id est laha. Markbeschreib. von Rasdorf ad a. 783. K. Roth, Kl. Beitr. Heft 8, 142. „Lach, Loch, Loher, buchen oder eychen, bedeutet ein March, lochern ist marchen.“ H. R. Grimm, Neuvermehrte Schweiz. Cronica 1786, 26. Oder es sind regelrecht behauene Stöcke, welche eine verfeinerte Limitation an die Stelle des ältern Gemarkungsbannes und unter Wuotans Schutz aufstellte, wie der agf. dafür giltige Gerichtsausdruck Bödenstoc besagt. Diese heißen bei uns Lochstein, Heiligstud, Hagmutter, Hagstelli, Zeugen, Schwirre, und ihr zugespitzter Fuß ist der Stiefel. Die härteste Strafe traf den Frevler, der diese Zeichen antastete. Vgl. J. Grimm, Grenz-Alterthümer. Abhandl. der Berlin. Akad. 1845, 129.

Nun nennt die Sage von dem mit Lüge und Vorbehalt geschworenen Eid, durch welchen dann eine Gemeinde Wunn und Weid an die Nachbargemeinde auf ewige Zeiten einbüßt, unter den betrügerischen Hilfsmitteln wechselweise den Stiefel und die Erde, den Hut und den Waldzweig, den Löffel und den Kamm. Das sind also diejenigen Symbole, auf die der falsche Eid abgelegt und mittelst welcher die Streitfrage zu Gunsten des Mein-

eidigen entſchieden wird. Betrachten wir die Rechtskräftigkeit dieſer Symbole. Durch Scholle und Zweig des beſtrittenen Bodens ſtellt die Partei ihre Rechtsanſprüche vor dem Richter dar. Lex Alam. tit. 84: tollant de ipsa terra, quod Alamanni turfodi (Turbe) dicunt, et ramos de ipsis arboribus inligent in ipsam terram quam tollant. Kam's darüber zum Eidſchwur, ſo ſtach man den Raſen des beſtrittenen Landſtückes auf, trat darunter in den Boden und ſchwur bei der Erde, denn dieſe konnte den Meineidigen verſchlingen. Grimm, RA. 110. 115. Gewohnheitsrecht, Rechtsglaube, Aberglauben und Kinderſpiel zeigen uns dieſe Art der Beſitzergreifung und des Rechtsnachweiſes heute noch in einer gleichſam ſtumm fortdauernden Giltigkeit. Das Kinderſpiel Aeckerles (Meier, ſchwäb. Kinderreim No. 394) geht alſo vor ſich: Zwei Knaben ſtecken ſich jeder auf einem Grasplatze ein gleich großes Viereck ab. Ein Meſſer wird in die Luft geworfen, und ſo tief, als es im Herabfallen in den Boden eindringt, ſchneiden die Beiden wechſelweiſe ein viereckiges Stück Raſen aus ihrem abgeſteckten Felde. Damit fahren ſie fort, bis das Feld ganz ausgeſchnitten iſt. Wem das zuerſt gelingt, der hat gewonnen. Der Zwerg wacht über der Untheilbarkeit der Almende, daher haßt er auch dieſes Kinderſpiel. Als vorigen Sommer Bauernkinder auf der Wieſe „Meſſerl, Meſſerl, thu' dich kehren" ſpielten, kam einmal das in die Luft geworfene Meſſer nicht mehr herunter, ſondern hinter ihnen ſtand ein winzig kleines grünes Hozemännl, der, das Meſſer zwiſchen den Zähnen, die Kinder angrinste, daß ſie entliefen. Leoprechting, Lechrain-Sag. 34. In der Weiſe dieſes Spieles nun geſchah nach ſkandinaviſcher Sitte die Bundesverbrüderung, nur traten die ſich Verbrüdernden dabei unter den ausgeſchnittenen Waſen, der durch einen darunter geſtellten Spieß in die Höhe gehoben war, und riefen die Götter zu Zeugen ihres Bundes an. Die Angelſachſen ſchnitten aus einem durch Zauber unfruchtbar gemachten Felde vier Raſenſtücke von den vier Feldwinkeln aus, beſprengten und beſtreuten Waſen und Erdſchurf mit eingeſegneten Dingen und Zweigen, hierauf pflanzten ſie vier Kreuze in dieſe Winkel und überlegten dieſelben wieder mit dem Waſenſtücke. Myth. 1185. So erſcheint Speer, Zweig und Kreuz als Sinnbild der erſten rechtlichen Bepflanzung, die der Eigenthümer auf dem neu zu bewirthſchaftenden Felde vornimmt, und bei Laub und Gras ſchwört ebenſo der Freund die Treue. Darum ſind ausgeſtochene Raſenſtücke ein Mittel, jenen Feldverſegner zu entdecken, welcher Bilſchneider heißt. Der Bil- und Bilmezſchnitt iſt nämlich ein durch die noch junge Kornſaat in die Quere fortlaufender ſchuhbreiter Schnitt, vermöge deſſen alle Halme ein bis zwei Schuh ob der Erde abgeſchnitten ſind. Da dieſer Schnitt für die Hafen meiſt zu hoch iſt und auch in Gegenden vorkommt, wo kein Rehbeſtand mehr iſt, da außerdem auch niemals Wildfährten ſich dabei gewahren laſſen, ſo iſt es

ein gewisser Glaube, daß es Zauberwerk des bösen Gutenachbarn sei, der an den linken Fuß eine Sichel gebunden, auf einem Bocke in drei Freinächten die Getreideäcker durchreitet. Leoprechting, Aus dem Lechrain 20. Einem Manne, der vielen Verlust durch den Bilmeresschnitt zu erleiden hatte, wurde gerathen, die Rasendecke eines Maulwurfshaufens auszuschneiden und verkehrt auf den Kopf zu setzen, so daß die Wurzel des Grases aufwärts, der Halm abwärts stünde. Als er so den Bockreiter gewahrte, rief er, Nachbar, thust du das? Dieser schwoll darüber und starb am dritten Tage. Ein anderer gleichfalls so auf der That Ertappter wurde zeitlebens lahm und blind. Panzer, bayr. Sag. 2, 536. 537. Auch manches vulgäre Heilverfahren knüpft sich an diesen Rasenausschnitt. Wenn die Gebirgsziegen auf ihrem Weidgange sich Sprelßen in die Klauen treten, so daß sie hinken und eiternde Füße bekommen — man nennt diese Krankheit den Nigel — so schneidet man ihnen das Wäseli also: Zwischen der verwundeten Klaue wird ein Stückchen Haut ausgeschnitten, die Wunde mit frisch ausgestochenem Rasen gerieben und dieser dann in den Rauchfang gehängt. Steinmüller, Glarner Alpenwirthschaft 1, 105. Aehnlich behandelte man erkrankte Kinder: mulieres, quae habent vagientes infantes, effodiunt terram et ex parte pertundunt eam et per illud foramen pertundunt infantem. Myth. 1118. Diese der Erde beigelegte Heilkraft und Wirksamkeit beruht auf einem noch ältern religiösen Satze. Dem Heiden ist die Erde aus dem Fleische eines göttlichen Urwesens geschaffen, der Leib Gottes, er aß sogar die aufgegriffenen Erdbrosamen, wenn ihm durch Kampf oder Mord schnelles Sterben drohte; daher stammt der Ausdruck, die Erde küssen, ins Gras beißen, mordre la poudre, la poussière. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, 288 hat aus der altdeutschen, italienischen und französischen Poesie entsprechende Beispiele hiefür gesammelt.

Wir werfen beim Begräbniß drei Erdschollen auf den Sarg, — oder man legt auch dem Verstorbenen ein Stück Rasen unters Kinn. Panzer, Sag. 2, pag. 114. 294. Während dies zur Ruhe des Bestatteten geschieht, wendete man ehemals es an als Mittel zur Wiederauferstehung. Der Dresdener Scharfrichter erhielt den Namen Dreißigacker also; er hatte einst dem von ihm Enthaupteten schnell ein Stück ausgestochenen Rasen auf den Rumpf gelegt und ihn an der Hand so noch über dreißig Aecker weit geführt. Gräße, sächs. Sagensch. No. 128. Als die schweizerischen Werbtruppen in der Schlacht bei Marignano Niederlage und Tod vor Augen sahen, stach der Hauptmann der Zuger mit der Partisane Erde aus dem Boden, schleuderte sie rückwärts über die Häupter seiner Schaar und rief: „Hier soll unser Kirchhof sein!“ Dasselbe thaten auch die Landsknechte. Barthold's Frundsberg 58. Da man den verwilderten Bauernsohn Helm-

brecht hängt, giebt man ihm aus Mitleid noch Erde; die Erzählung aus dem 13. Jahrh. (Haupt, Ztschr. 4, 384) sagt:

si liezen eine hüte
den unterbinc dô sprechen.
einer begunde brechen
ein bruoderen von der erden
dem vil gar unwerden
gap er ei s'einer stiuwer
für das helle fiuwer.
und hiengen in an einen boum.

So heilig die Erde nun in derlei Glaubenszügen erscheint, und um so gröber alsdann der mit ihr getriebene Frevel erscheint, um so öfter mag es die Habsüchtigen, denselben zu begehen. Die Sage des klassischen Alterthums bereits ist voll davon. Die erste Veranlassung zur Gründung Kyrene's erzählt Pindar, 4 Pyth. V. 60. Den heimkehrenden Argonauten hatte die Landesgottheit an Nordafrika eine Erdscholle zum Gastgeschenk angeboten, aber sie ließen das Stück im Versehen aus ihrem Schiffe fallen und so schwamm die Scholle ans Ufer der Insel Thera. Daran knüpfte sich deren Recht auf den Besitz jener Küste; jedoch Thera's vierte Generation erst erwirbt Libyen, woher jene Scholle stammte. Hier ist die Grundlage der Rechtssage eine reell-sinnliche, die einfache Erdscholle; um so leichter knüpfen sich die Ueberlistungs-Versuche nun an diese gewinnbringende Scholle an. Die spartanischen Bastarde erwerben Tarent, weil sie die Asche ihres Führers dorten ausstreuen. Justin. 3, 4. Nicht minder häufig ist dieser bloße Anschlag auf Ueberlistung ein beliebter Inhalt in der deutschen Sage. Wer die erste Fuhre Düngers auf eine neu angeschwemmte Marinsel fahren kann, ohne dabei das Wegrecht in fremdem Felde verletzen zu müßen, dem, sagt der Marg. Aberglaube, soll selbige Insel gehören. Mittelst eines Sackes voll Ungargras erwerben die Magyaren das Ungarland. Mone, Heidenth. 1, 101. Die einwandernden Sachsen kaufen einem Thüringer einen Rockschoß voll Erde um hohes Geld ab; man streut sie dünn über den Boden und behält den damit beseteten Feldraum als rechtliches Eigenthum. Wittekind von Corvey lib. 1, c. 5. Durch ähnliche Ueberschüttung gewinnt der thüringische Ludwig der Springer die Wartburg. Grimm, DS. No. 369. 741. Sommer, thüring. Sag. No. 67. Die Kaiserchronik (ed. Diemer, 321. V. 11) läßt durch König Constantin Römererde in Byzanz ausstreuen, als in dem neuen Reichssitze: daz die helede guoten alle römesker erde stuonden. Als Moselsage bei Trier erwähnt's Wolf, Ztschr. 1, 191.

Auf diese Heiligung der Erde als eines Gottesleibes also gründet sich die Angabe, ein zur Beschwörung seiner Rechtsansprüche vor Gericht Zugelassener habe Erde aus dem Grund des strittigen Landstückes in die Stiefel gefüllt und letzteres durch den nun doppeldeutig werdenden Schwur

gewonnen, jenes Gut sei sein, so mache er auf eigenem Grund und Boden Erbe. Vom Stiefel, als dem dabei unerläßlichen andern Schwurmittel soll sogleich die Rede sein, wenn hier erst die übrigen Symbole erklärt sind, welche, bei gerichtlicher Auflassung von Gut und Erbe rechtsübliche gewesen, in unserer Sage erwähnt werden. Dazu gehört Hut und Mütze. Ueber die Anwendung beider ist Grimm, RA. 148 nachzusehen. Für die Schweiz ist der Hut seit Geßlers Zeiten das Sinnbild politischer Selbständigkeit, und wenn das deutsche Sprichwort zwischen angeborener und angemaßter Selbstherrlichkeit unterscheiden will, sagt es mit noch durchscheinender Erkenntniß: Es ist ein großer Unterschied zwischen dem König David und einem Hutmachersgesellen. Noch besteht der bayerische Hutanz; er wird an dem Tage abgehalten, an welchem die Bauern den Vertrag mit ihrem Hirten für kommenden Sommer im Wirthshause abschließen. Schmeller 2, 257. Die Wörter Hut und Hutung bedingen sich gegenseitig, die hutttragenden Geister sind also auch Gutshüter. Von den vielen Hutgeistern hier nur einen. Der Bauer Pagels auf Insel Rügen hat die den Nachbarn abgepflügten Landstücke sich erschworen und spukt nun als weiße großbebutete Eule. Man sagt von ihm:

Pagels mit de witte Mütz,
wo kannst un hoch in dîn nêst!

Grimm, Volksag. Zeitg 1838, 295.

Etwas undeutlicher sind die ferner genannten Gegenstände, auf welche der Eidschwur geleistet wird: Löffel und Kamm. Beide werden von der Sage mit fortdauerndem Nachdruck als solche Mittel wiederholt, durch welche der Betrug des Meineidigen ganz besonders grell gemacht werden soll. Auch dabei muß ein doppelsinniges Wortspiel beim Eide dienen, den Eidhelfer anzumachen. Der Frevler schwört beim Schöpfer und Richter über ihm, hat aber auf dem Hute den Schöpflöffel stecken, welchen der Senne Schöpfer nennt, und unter dem Hute den großen Rundkamm, welchen die Bauern sonst im langen Haare des Hinterhauptes trugen, um dieses damit zu richten. Daher die mancherlei Sagen über den Löffel; hier eine. Die Gräfin von Eberstein spukt im badischen Schwan- und Rockertwald, weil sie mittelst eines in ihrem Federbusche geborgenen Löffels jene Waldung sich zugeschworen hatte. Mone, Anz. 1834, 145. Nun heißt sie das Rockertweible und durchjagt mit ihrer Koppel Hunde das ganze Murgthal. Meier, schwäb. Sag. 139. Was hierin unverstanden ist und lächerlich erscheinen kann, äußert Grimm, RA. 64, ist das anfangs Ehrwürdige gewesen. Statt des Hammerwurfs, mit dem im Namen Thörrs das Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Flüsse bestimmt wurde, können schon in alter Zeit beim Honigbauern der Honiglöffel (beim Vogt einer güterübertragenden Frau auch deren Kamm) angewendet worden sein. Die bayerische Redensart:

hat scho wider a'es 'n Leffel weggworffe, bedeutet, Jemand hat den Geiſt aufgegeben (Schmeller 2, 445); alſo wird man ehedem mittelſt des Löffels auch Güter aufgegeben, ertradirt haben. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher und paßt um ſo mehr für den Acker- und Rechtsgott Donar, als dieſer auch zugleich der Ehegott war, Schuh und Löffel aber gerade beim Ehepact eine ſehr alte Rolle ſpielten. Beim Verlobungsmahle mußten die zürcheriſchen Hochzeitspaare aus dem gleichen Glaſe trinken und mit demſelben Meſſer ſchneiden. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 2, 167. Daß ſie auch mit demſelben Löffel zuſammen gegeſſen, deutet der noch geltende deutſche und wendiſche Brauch an, wornach die Braut während der Mahlzeit mit einem Täßchen Honigmus eintritt und jedem Gaſte ein Löffelchen voll davon eingeben muß. Dies iſt das Löffeln. Ein aarganiſcher Kilchruch macht daher vom Löffel das ganze Eheglück abhängig:

Lire-lire-Löffelſtiel,
der Bauer het ei Frau verſpielt,
der Jeggi het ei g'gunne
a'Hauel i der Sunne.

Das Hochzeitlied, das man einſt dem Felix Platter zu Baſel vor dem Hauſe geſungen, begann Löffel, lieber Göffel! und aus ſeinen Studentenjahren erzählt derſelbe: „Auf der gaſſen bekamen uns vil ſtattliche burger, die zugendt mit ſeitenſpil und fanen, hatten ſilbere ſchalen mit zucker-Erbs und allerley confect gefüllt, kleyſten daran mit ſilberen löfeln und gaben den jungfrauwen, die uf den gaſſen ſtunden, daruß mit den löffen.“ Thom. und Fel. Platter, ed. Hechter 145. Der Scheltname Löffel ſtammt nicht etwa daher, ſondern aus Laffe. Als Geſchlechtsname kommt das Wort bei uns frühe vor: Löffel Benedict, 1552 in Brugg verburgert (Bruggер Stadtprotokolle), Löffler, laut Zofinger Zunft-Rodeln daſelbſt ſeit d. J. 1400. An die Stelle des Löffelns iſt bei unſeren Hochzeiten nun das Chrüſeli getreten, ein Krüglein mit Rothwein und dreingeſchabter Muskatnuß, aus welchem die Braut jeden Gaſt einen Schluck thun läßt. Dies war im Norden Thörre-Minni-Trinken, bei den Ditmarſchen der Löffbeller, und iſt bei uns das Brautvertrinken genannt. Da bei den Hochzeiten das Radbrehen, der Schimmelreiter, das Erbſenwerfen und Aufwerfen vorkommt, lauter auf Donar bezügliche Dinge (vgl. Schmitz, Eifelvolk 1, 31 ff. Kuhn, nordd. Sag. 432 ff.), ſo iſt es außer Zweifel, daß hier das Einlöffeln von Zuckererbſen gleichfalls dieſem Gotte gilt. Er nimmt ſogar ſelber des Löffels alten Namen bei uns an und heißt deswegen Heinz, gleichwie der Löffel auch im Rothwelſch heißt: 2, 108. Drei Löffel auf Grenzſteinen ausgehauen: 2, 88. Seine Schweſter, die Göttin Oſtara, verleiht bei Hochzeiten den Brautſchuh, der, iſt er ausgezogen, die Braut in des Mannes Gewalt und Recht giebt. Ihr iſt daher das gelbe Frauen-

schühlein und Muttergottes-Pantöffelein, trifolium melilotus, geweiht; sie selber bestellt sich beim Schustergesellen von Tegerfelden ein Paar solche rothe Laschenschuhe (1, 244), und das Alemann. Kinderspiel No. 4: „Es chunt e Herr mit eim' Pantoffle" erinnert an die Sage vom König Rother, der brautwerbend zweierlei Schuhe übersendet. Deswegen wohnt der kinderbringende Storch in Ostindien immer auf eines Schuhmachers Haus (2, 40), oder er hat ein Paar Stiefel neben sich stehen, wo wir ihn heute als Sparbüchse, Feuergeschirrchen und dergleichen Figürchen aufstellen.

Neben dem Löffel wird der Kamm genannt, bei welchem der Senne seinen Eidschwur gethan. Der hl. Verena in Zurzach opfern die dortigen Mädchen den Jungfernkranz zum Weihgeschenke (2, 315); dieser Heiligen Steinbild hält aber in der Rechten das Krüglein, in welchem für den Frommen Wein, für den Bösen immer Wasser gewesen, und in der linken Hand den Kamm, der sich einst gleichermaßen in einen Brodkipf verwandelte (1, 13). Dies erinnert an einen Hochzeitsbrauch in Hessen. Sobald es nicht gelingt, daß die verheirateten Hochzeitsgäste der Braut den Hochzeitskranz und Brautschuh über Tisch rauben, so müßen sie die junge Frau mit so vielem süßen Wein auskaufen, als die Ledigen beim Schmause vertrinken; die Kranzjungfrauen aber, die ihr zuvor nur Süßigkeiten zu essen gegeben, überbringen ihr, sobald sie sich vom Jungferntische weg an den Frauentisch setzt, einen Salzweck. Wolf, Ztschr. 2, 78. Somit ergeben sich Wein und Brod, Löffel und Kamm bald als Vermählungs-, bald als Grenz- und Malzeichen. Auch die Bräute in der Eifel opferten ihr Krönlein Morgens beim Kirchgange dem Altarbilde der Muttergottes, und hießen es daher Muttergotteskrone; am Ende des Hochzeitstages aber zog man vor den Ort hinaus unter Musik, schoß mit Pistolen eine hier aufgestellte Strohgarbe in Brand und umtanzte sie, dies hieß das Läuse verbrennen. Schmitz, Eifelvolk 1, 53. 62. St. Verena und Maria erscheinen hier als die Stellvertreterinnen der frühern Ehegöttin, welche Krug und Kamm (Brod) führte. Am Verenatage kämmt man alle Kinder (1, 13), die Heilige selber hält eine Kleinkinderschule (1, 11) und erfüllt die Wünsche der Frauen um Fruchtbarkeit (1, 15). Jene Jungfrau, in deren Kindertroge alle noch ungeborenen und die schon wieder verstorbenen Kinder sind, sucht dem Menschen gleichfalls einen Goldkamm zu schenken (1, 240), und von demselben Kamme her heißt eine in den Weinbergen hausende Geisterfrau das Strähl-Anneli (1, 151). Bei den Hochzeiten der Inselschweden auf Worms im finnischen Meerbusen macht das Haarbürsten einen besondern Theil der Feierlichkeiten aus. Alle Gäste setzen sich der Reihe nach auf die Brautbank, wickeln sich Spreu und Disteln ins lange Haupthaar und die Braut muß es ihnen einzeln reinkämmen. Zur Seite sitzen die beiden Hochzeitsmarschälle mit Hämmern bewaffnet und schlagen alles Herabgekämmte

todt. Das Hochzeitsgeschenk, das sie dafür erhalten, besteht in zwölf Silberkopeken und heißt der Läusepfenning. Rußwurm, Eibofolke 2, §. 288.

Es stellen sich mithin die von der Stiefelsage genannten Rechtssymbole alle in zweifacher Giltigkeit heraus. Bei Erde und Hut schwört man zum Ackergott, wie es auch das Heidengebet that: die Erde ist mein Schuh, der Himmel ist mein Hut! Bei Löffel und Kamm schwört man zum Ehegotte. Beiderseits aber ist dies Donar, zu welchem man, und beiderseits ist's Weib und Acker, der von ihm vertretene Besitz, um den man schwört. Donars Schwester Ostara führt den Brautschuh, Donar den Stiefel; mit diesem Symbol hebt die ganze Sage vom Stiefelreiter an, hier bringe es uns nun ans Ziel.

Gut und Erbe, unter dem Symbol des Stiefels rechtskräftig verliehen, findet sich in unserem Buche öfters verzeichnet (1, 337. 2, 120. 307. 308). Eben dasselbe ist auch andern Sagensammlungen etwas Geläufiges. Derselbe Vorfall, den unser Buch über die Gutsberaubungen der Ortschaften Klingnau, Koblenz und Döttingen erzählt, wird in der badischen Gemarkung Wolfartsweiler den gutsräuberischen Durlachern, und in Mingolsheim den Kronauern nachgesagt. Schnezler, bad. Sagb. 2, 371. Der Gravenitzer Schultheiß nimmt fremde Ackererde in seine Schuhe und schwört darauf hin den Schorstettern ihre Güter ab. Kuhn, märk Sag. No. 52. Der Richter Pohlmann in Mellin umreitet, obschon er zur Strafe eingemauert worden, hauptlos auf einem Schimmel den Bezirk, weil er einst Erde des fremden Landes zum Schwur in die Stiefel gefüllt hat. Nun muß er noch immer die Steinchen aus dem Schuh klopfen. Kuhn, nordd. Sag. No. 132. 228, 4. Der Gerenkerl und Griebergskerl füllen ihre Stiefel mit der Nachbarerde, thun den Eid darauf und gewinnen so die Marke. Müller-Schambach, ndsächs. Sag. No. 222. Der Huymann, ein Hirte zu bayerisch Steinfeld, war als Zeuge wegen der Ortsgemarkungen berufen. Er that einen Schöpflöffel unter seinen großen Hirtenhut, fremde Gemarkungserde in jeden seiner Schuhe und leistete auf Beides zu Gunsten der Steinfelder den falschen Eid. Dafür geht er jetzt am Huymannsstein um. Schöppner, bayr. Sagb. No. 973. Huymann und Hojemännlein werden am Lechrain die grünen kleinen Waldkobolde genannt, welche Räder schlagend den Bauersleuten durch die Beine fahren. Leoprechting, Lechrain-Sag. 32. Bayerisch Hintelang und Wertach streiten um eine Alpe. Doctor Bach, der Wertacher Dechant, schwört seinem Orte die Alp zu. Weil er aber dabei den Löffel unter den Hut gesteckt hat, muß er nun daselbst auf dem Schimmel herumreiten. Ebenso versetzen die Geisfelder ihren Wald an die Gerolzhöfer Gemeinde im Steigerwalde; deren Hirte steckt Erde in den Schuh, den Löffel untern Hut und schwört

den Geisfeldern ihren Forst ab. Dafür ist er jetzt der dortige Waldpöpel geworden. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 160. 161. Das Haberkreuz beim Elisabetkloster Neuenburg deckt diejenige Stelle, an welcher die Bauern den Klosterabt erschlugen, der ihre Grundstücke seinem Stifte durch die gleichen Hilfsmittel zugeschworen hatte. Als sie ihn zu Boden rissen, fand sich unter seiner Mütze der Suppenschöpfer, in seinen Schuhen Erde aus dem Klostergarten. Mone, Anz. 1834, 145. Seit der Berner Dietrich Brod in die Stiefel gethan, entführte ihn ein Wagen in die Luft, das Siebengestirn. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. II, 185. Aehnliche Erzählungen bei Meier, Schwäb. Sag. No. 139, 4—5. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 188, No. 259.

Wer in Israel ein Erbe und Gut ausschlägt, zieht den Schuh aus und übergiebt ihn. Ruth 4, 7. Barfuß, discalceatus, räumt man nach dem Sal. Gesetze Land und Erbe, nach dem Kriegsrechte den vom Eroberer eingenommenen Ort. Der Schuh verwandelt sich daher in den Namen des Landmaßes, des Kaufpreises, der Steuer, des Weinmaßes, des Grenzzeichens, des Aelplergerathes. Der Pfarrer von Stralow bei Berlin erhielt alljährlich am Fischfeste einen Stiefel gezinset, wofür ihm jetzt die Bauern anderthalb Thaler zu entrichten haben. Der Prediger in Käthen erhält alljährlich an Zins einen Schuh. Kuhn, märk. Sag. pag. 337. Stiefel ist noch der Heiname jener Zurzacher Familie, bei welcher das Trager- (Steuerboten-) Amt erblich ist, wornach dieselbe den Bodenzins für das Verenenstift der Zurzacher Chorherren bei den Bauern einzusammeln hat. Im Gedichte Ruodlieb werden neben den Weinfässern und Lägeln (lagenae) Weinflaschen erwähnt, die ocreae, Stiefel heißen. Grimm-Schmeller, Lat. Ged. pag. 219. Auf der Universität Altorf commercirten die Studenten thatsächlich aus Stiefeln. Scholle dei Rottés, Stiefeläcker, heißen am Freiburger Moleson einzelne Bergböse. Alpenrof. 1824, 46. Romanisch ist botta beides, Flasche und Stiefel. Schlarpenacker, Schlürpenloch, Schuhnägelrain, Stiefel sind öfters vorkommende Aargauer Flurnamen. Schuhkauf heißt im Ansbachischen das Pathengeld, und bei Verkäufen das Draufgeld. Die auf den Bergwiesen üblichen Zackenstangen, die man in den Boden steckt, um auf ihren Querspreißen Heu, Flachs und Korn austrocknen zu lassen, nennt man in der Schweiz Heinzen, in Bayern Stiefel. Schmeller 3, 618. Daß aber Heinz und Stiefel, gleichwie auch Heine und Löffel, Namen der Zwerge sind, zeigt unsere Sammlung 1, 373. 2, 108. Mildthätige Geister bescheeren daher mittelst des Schuhes und Stiefels. Das Kind stellt seinen Schuh um Weihnachten vors Fenster, damit der auf dem Schimmel vorbei reitende St. Nikolaus ein Geschenk drein lege. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, geh' heim und sieh dich nicht mehr um! so sagt das Wildweibchen zum Bauern, der als ein

Verheirateter sich in sie zu verlieben gedachte. Wolf, Götterlehre 61. Zieh den Stiefel aus! ruft der Meklenburger W. Jäger Wod dem Bauern zu, mit dem er den gejagten Hirschen theilen will; da bringt der Bauer den Stiefel heim voll Gold. Myth. 877. Um den verzauberten Schatz bei Wolvertstal zu heben, muß man den Schuh darnach werfen, No. 386. Wer gebannt, verhext oder des Weges verirrt ist, muß die Schuhe wechseln und aneinander schlagen, No. 64. Gegen das Schrättlein und das nächtliche Alpdrücken schützt sich der Inselschwede in Ehstland ganz mit den auch unserer Bevölkerung geläufigen Mitteln, er stellt seine Schuhe mit den Spitzen nach außen vors Bette. Rußwurm, Eibofolke 2, 256. Mittelst des Stiefels macht der Hausgeist die weitesten Wege in kürzester Zeit. Als die Rittersfrau am Tode lag und die Aerzte erklärten, es sei ihr nicht mehr zu helfen, meinte der Hausgeist, wenn unsere Herrin mit Löwenmilch gerieben würde, wäre sie bald genesen. Wo aber sollen wir Löwenmilch herholen? fragte der Ritter. Ich schaffe sie herbei, sprach der Hausgeist, gieng und war in Zeit einer Stunde wieder zurück, ein großes Gefäß voll Löwenmilch in den Händen tragend. Wolf, Götterlehre 65.

Fassen wir diesen Aufsatz nun ins Kurze.

Hermes, der Flügel an den Sohlen trägt, war den Griechen in Stadt und Land die verbreiteteste Schutzgottheit, Hüter der Straßen, Wege und Gutsgrenzen, des Eigenthums und Hausfriedens. Daß er darüber im Olymp schon zum Diebe ward, endlich auf Erden der Diebe Gott, dann sogar ein Schlotfegergespenst für kleine Kinder, ist bekannt. Stiefeli, welcher die gefeiten Stiefel anhat, bewegt sich damit in Zauberschnelligkeit von einem zum andern Orte, hütet hermesartig Feld, Weg und Flurgrenze, schafft in Haus und Hof, in Kloster und Herrenschloß; auch aus diesem Feldhüter wird ein meineidiger Felddieb, ein verrufenes Waldgespenst, ein landverwünschter Prozeßstifter. Seine Stiefel geben endlich an den gestiefelten Kater über und Katzen hagelt's vom Himmel an der Stelle, wo er einst die Güter des Klosters in die Bauernländer hinein ausgedehnt hat (2, 55). So wird der gestiefelte Gott des Eigenthums gar noch zur rammelnden Raschkatze. „Es ist der Geist, der seinen Körper baut." Schillers Wallenstein 3, 13. Von dem Hermes her hieß den Griechen Alles Hermäa, was sie auf dem Wege fanden. Wo wir etwas nicht schnell genug finden können, da pflegt man scherzhaft zu sagen, der Teufel habe seine Tappe drauf, Teufel, thu' dein Hütchen weg! Hat nun dieser Hermes-Stiefeli uns selber etwas Neues finden lassen auf den weiten Feldwegen dieser Sagenuntersuchung? oder hat er es uns mit seinem Hütchen noch verdeckt, und will es einen Andern finden lassen, der einmal nach uns dieselbe Strecke wieder gehen wird? Wenn wir beides glauben, werden wir uns selber am wenigsten betrügen und haben noch obendrein die beste Hoff-

nung voraus. Kinder und alte Leute leben von dem gleichen Troſte, von der Hoffnung auf das Größerwerden und das Geſcheiterwerden. Wenn das Knäblein beim erſten Gehen ſtolpert, verſpricht ihm die Mutter Stiefelein, aber aufs künftige Jahr erſt, wenn es nicht mehr ſtolpern werde (Alemann. Kinderſpruch, No. 737); und wenn wir uns ſelber auf das Beſſerwerden und Beſſerwiſſen der kommenden Tage vertröſten müßen, hoffen und glauben wir, daß es zuvor noch heller im Himmel und auf der Erde werden müße, wie Göthe es ebenfalls ausbedungen hat:

Wird nur erſt der Himmel heiter:
Tauſend zählt ihr und noch weiter.

Aarau, 1. October 1856.

E. L. Rochholz.

VI. Zauberthiere.

234. Der Drachenſtein von Rohrdorf.

Im Gemeindewalde von Rohrdorf iſt ein Felsſtein von der Größe eines Waſchhauſes. Unter dieſem hauste ein feuriger Drache, lang wie ein Wiesbaum, dick wie ein Jauchenfaß. Er ſchlief des Nachts unter dem Steine, aber um Mittag flog er feuerſprühend übers Feld bis zu einer Eiche draußen auf der Blöße. Da fraß er die zwei Schafe, die ihm die Rohrdorfer täglich unter den Baum legen mußten; fand er nichts, ſo kam er ins Dorf, und riß Vieh und Menſchen nieder. Viele Jahre trieb er ſein Weſen, bis die Gemeinde einen großen, weißen Stier aufgezogen hatte, der ſieben Jahre lang nie aus dem Stall gekommen war. Nach ſieben Jahren ließ man ihn heraus. Er lief gerade auf das Feld, wo der große Drache beim Mittagsfraße lag. Wie dieſer ihn erblickte, ſchoß er hinter ihn her und beide kämpften ſo heiß, daß das Blut wie ein Bach von ihnen floß. Das Volk ſah in größter Erwartung von weitem zu und als endlich keins der beiden Thiere mehr ſich regte, wagte man nach und nach dem Kampfplatz näher zu gehen. Der Drache war zu Aller Freude todt, aber auch der Stier, der die Leute von der Landplage erlöst hatte, lag entſeelt neben ihm im Blute. Der Fels, unter dem der Drache gehaust hat, ſoll Drachenſtein geheißen haben, und man meint, er habe vor langer Zeit bei der Remmetſchwyler-Trotte gelegen, da wo jetzt des Joſe Haus ſteht gegen das Dorf Bellikon zu.

Man benennt dorten eine Landſtrecke nach ihm noch die Steinmatten.

Die Sage hängt zuſammen mit dem „Uriſtier an der Reuß" No. 246. Von ihr handelt beſonders Cappeller hist. mont. Pilati 1767. pag. 120. Derſelbe erinnert auch, daß dieſelbe Begebenheit bereits von Raczynsky, hist. nat. Polon. 246 vorgebracht wird und zwar über Craco, den Erbauer Krakaus; denn dieſer läßt einem Drachen, ſtatt der täglich von ihm verzehrten drei Rinder, drei mit Pech ausgefüllte Kalbshäute vorſetzen, und das Unthier trinkt nach dieſem Fraße ſo unerſättlich aus dem Weichſelſtrom, daß es birſt. Sebaſt. Münſter, Cosmographey, Baſel 1567 berührt dieſelbe polniſche Sage und nennt ſie mit Recht eine dem Propheten Daniel nacherzählte. Warum ſie gleichwohl hier mit eingereiht ſteht, wird ſich aus

Anmerkung No. 245 „Bachthier in Entfelden" ergeben. Nicht zur Frß- und Saufgier des Unthieres, sondern zu den Einflüssen, die der Drache auf Korn- und Weinbau hatte, gehört es, daß der Drache zu Brügge mittelst eines Schlaftrunkes, den ihm die Bürger reichen, erschlagen werden kann. Wolf, Ndl. Sag. No. 88.

235. Der Wurm bei Meerenschwanden.

Ein Wurm, welcher ein junger Drache gewesen ist, verheerte die Gegend um Meerenschwanden, indem er die Feldfrüchte alle ausriß, wo er des Weges kam. Er hielt sich in einem Wäldchen auf, das er nur des Nachts verließ. Als er einst durch einen Feldhag durchschlüpfte, hatte sich ein Bauer zur Lauer über die Lücke des Zaunes hinaufgestellt und hieb dem Wurm mit einem Beile den Kopf ab. Das getödtete Thier führte aber noch mit seinem Schwanze über die Hecke herauf einen solchen Schlag, daß der Bauer davon erschlagen wurde.

Jenseits der Reuß am zürcherischen Ufer heißt eine beträchtliche Landstrecke die Wangeren. Hieher versetzt das Volk noch frühere gegen das Ungeheuer versuchte Kämpfe.

236. Wettinger-Drache.

Oberhalb Wettingen soll ein Drache seine Höhle gehabt haben; sie ist unzugänglich, und man weiß daher nicht, ob er wohl jetzt noch drinnen wohnt. Man behauptet aber, ihn noch vor einigen Jahren gesehen zu haben. Es werden ihm Flügel zugeschrieben, und wenn er durch die Lüfte fliege, soll er mit dem Feuer, das er ausspeit, die Gegend in einem weiten Umfange erleuchten. Die Bevölkerung um Ganfingen im Frickthale pflegt Kometen und Drachen für ziemlich gleiche Dinge anzusehen und behauptet auch, eines Drachen Erscheinung deute wie die eines Kometen auf Sterben und Krieg. Zum Dorfthier verallgemeinert, findet sich der Drache so ziemlich noch in jeglicher Ortschaft besonders und mit seinen eigenthümlichen Ortshistorien vor. Dann aber hat es das Unthier mit jedem Drachen anderer Sagen gemein, daß es gemeiniglich nur im Dorfbache lebt, daß seine Augen die Größe von Pflugrädern oder Fleischtellern haben, sein Leib die Länge eines Bindbaums, daß sein Blick leuchtet gleich Kirchenfenstern und Chaisenlaternen, und sein vorgequollenes Auge verglichen wird einem Strang aneinander geknüpfter Marktzwiebeln. Diese Vorstellung hat sich schon längst in der Volksrede stabil ge-

macht und ist in Kalenderreime übergegangen. Das Dorfthier hat z. B. bei Rud. Wyß, Schweiz. Idyllen 1, 197:

Augen, wie ein Wagenrad,
Stachlin auf dem Rückengrat.

---

237. Der Taufstein der Kirche von Rein.

In denselben war ein Fräulein gebannt, mit dreifachem Kusse konnte man es befreien. Ein Bauer wagte sich daran, als sich aber nach dem zweiten Kusse das Mädchen in den Drachen wandelte, wollte der Bauer entfliehen. Da stürzte das Ungeheuer an die Kirchenwände und schlug in blinder Verzweiflung den Schuppenschwanz so heftig gegen den Taufstein, daß man jetzt noch die Spuren daran sieht. — Andere Erzähler wissen nichts von diesen verlangten drei Küssen, sondern geben an, der Bauer hätte dem sich wandelnden Mädchen dreimal, aber ohne zu lachen, um den Taufstein nachlaufen sollen.

Dreimal muß man dem verwünschten Hügelimaidli, No. 119, pag. 140 um den Abgrund herum nachlaufen, welcher sich neben der Schaglisse aufthut.

---

238. Reußschlange und Drachenloch.

1566 im Juli, da eben die Reuß hoch gieng, meldete man in Bremgarten, eine Schlange steige aus dem Strome groß wie der Wiesbaum eines Heuwagens, und verschlinge die am Ufer weidenden Rinder. Der Städter Jakob Hubler war eben im Strom auf dem Salmenfang und stieß in der Meinung einen Fisch vor sich zu haben, mit dem Doppelzinken seines Ruders nach dem Unthier. Auf diesen Stoß fuhr es mit dem Kopfe gegen ihn empor, aber der Mann konnte noch ans Ufer entrinnen. Er mußte sich zu Bett legen und war von nun an mit Fieber geplagt. Cappeler, Hist. mont. Pilati 1676. pag. 123.

Auf dem Fußwege von Wohlen nach Hilfikon im Freienamte kommt man über einen Waldbach, der aus einer Schlucht hervorfließt, das Drachenloch geheißen. Hier hat vormals ein Drache die Gegend unsicher gemacht. Wie er weggekommen ist, weiß man nicht.

---

239. Der Stollenwurm bei Wölfliswil.

Eine Sage, welche sich bis auf unsre Zeiten in einigen Thälern des Berner-Oberlandes, sowie des Solothurner- und Aargauer-Jura erhalten hat, erzählt von einer schwarzgrauen Schlangen- und Eidechsen-Art, welche bei drei bis sechs Fuß lang, verhältnißmäßig bedeutend dick sein, und zwei Spitzohren und zwei kurze Vorderfüße haben soll. Man nennt diese Schlange den Stollenwurm; denn Wurm bedeutet eine Schlange, und einen kurzen, dicken Fuß nennt man Stollen. Von Drachen und Lindwürmern weiß man nichts in den benannten Gegenden, jedoch von diesen Stollwürmern, welche für sehr schädlich und giftig gehalten werden, erzählen glaubwürdige Männer ganz ernsthaft, und Landleute auf dem Jura versichern, solche Thiere selbst gesehen zu haben, ihr Anblick, heißt es, sei Grausen erregend. Bei anhaltender Trockenheit, oder wenn das Wetter ändern will, sollen sie zum Vorschein kommen.

Nach der Erzählung einer noch lebenden Frickthaler-Frau von Wölflisswil, und dem Neujahrsbl. der Zürch. Naturforschend. Gesellsch. 1832, 5. Ueber des Aelplers Begriffe von Wurm, Drak und Stollenwurm: König, Alpenreise, 127.

---

240. Die Schlange im Galgenhölzli, im Wynenthale.

Als letzten Sommer im Aargauer-Dorfe Menzikon das Brod um einige Rappen theurer war als auf der benachbarten Wynenmühle im Kt. Luzern, so schickte eine arme Haushaltung jenes Dorfes ihren Knaben um Brod gewöhnlich auf die Mühle an der Luzerner-Grenze. Der Fußweg dahin geht durch das Galgenhölzli. In diesem Wäldchen suchte sich der heimkehrende Knabe einst noch einige Reiser zusammen und trug sie sammt seinem Brode heim. Hier im Gestrüppe erblickte er aber eine Schlange mit einer Goldkrone auf dem Kopfe, und blieb erschrocken stille stehen. Die Schlange kam jedoch auf ihn zu und redete ihn freundlich an: Woher kommst du denn, mein Knabe? Als er ihr erzählt hatte, daß sie daheim wenig zu essen hätten und er da wohlfeileres Brod geholt habe, erwiederte sie: Ihr seid wohl recht arme Leute, aber solcher Noth ist bald abzuhelfen, wenn du mir aufs Wort folgen willst. Komm nur nächsten Samstag wieder hieher, da werde ich dir den Schatz zeigen, den ich schon hundert Jahre lang bewachen muß, und wenn du dann nicht fluchst und nicht schreiest, so ist er dein, ich bin erlöst und du bist des Brodholens für immer ab. Der Knabe war bald dazu be-

reit und stellte nur die Frage, ob er nicht wenigstens seine Mutter mitbringen dürfe; allein die Schlange sagte: Bei Leibe nicht, kein Mensch darf dich begleiten, ganz allein mußt du sein, sonst kannst du mich nicht antreffen. Auch dies versprach er ihr und die Schlange verschwand; so gieng auch der Knabe heim und hatte zu Hause so lange keine Ruhe, als bis sein Abenteuer der Mutter erzählt war. Diese war thöricht genug, es weiter auszuplaudern, und in kurzer Zeit wußten alle Nachbarsleute davon. Als nun der Knabe am nächsten Samstag Nachts sich auf den Weg ins Galgenhölzli machte, war ihm eine Schaar Neugieriger schon vorausgelaufen und eine andere gieng ihm nach; kurz, die Sache war verrathen und die Schlange blieb aus.

Darüber erzürnte sich das Volk gar sehr, es hielt sich für betrogen, man nannte den Knaben und seine Mutter Lügner. So wurde denn der Kleine die Woche darauf vor den Gemeinderath geholt und um die Wahrheit seiner Geschichte befragt. Natürlich hatte er nichts anders zu sagen, als was man schon wußte. Als man aber hinlänglich in ihn hineingefragt hatte, ob er diese Begebenheit nicht halb erlogen oder halb in einem Schulbuche gelesen habe, bekam man die voraus erwartete Antwort und strafte den jungen Sagenerzähler mit einer Tracht Prügel ab.

Unser ältester Mitbürger — so erzählt M. Kirchhofer im Schaffhauser NeujahrsBl. 1830 — erinnert sich noch des Jägers von Osterfingen, der vor mehr als achtzig Jahren gegen den damals kleinen Knaben sich rühmte, den ungeheuern Schatz in den Ruinen der Burg Radegg bei Jestetten gesehen zu haben, wie er sich sonnte, aber bewacht war von einer Schlange, die gleich einem Wiesbaum sich erhob. Gern hätte er nach ihr geschossen, wenn nur ein Kind an seiner Seite gestanden wäre. Nicht unschuldig, wie ein solches, blieb ihm nur der lüsterne Anblick und die Reue über diese nie mehr zurückkehrende Glückestunde.

---

241. Die Wißmaidli-Tanne auf Schenkenberg bei Oberflachs.

Die Wißmaidli-Tanne war ein alter Baum bei Oberflachs, jetzt gefällt; der Wißmaidli-Brunnen ist in der Nähe. — An sehr heißen Sommertagen zeigt sich da eine große Schlange, welche Augen wie Baumnüsse und einen zundelrothen Kamm hat; bemerkt man sie, so kann man sicher auf ein ganz nahes Gewitter rechnen. Sie war schon zur Zeit da, als die Berner Landvögte noch auf dem Schloß Schenkenberg wohnten. Nur wenn man einen Nagel durch ihren Kopf schlägt und ihr die Haut abstreift wie einem Aal, so und nicht

anders ist sie zu erlösen. Die Knaben, die dies erzählen, setzen bei, man bekomme von ihrem Anschauen böse Augen, und müße dann ins Heilbad nach Schinznach.

Diese Schlange ist die Tochter gewesen eines Junkers von Schenkenberg. Als ihr Vater mit dem Kaiser in den Krieg gezogen war, vergrub sie alle Schätze unter dreifachen Mauern und Gewölben zutiefst im Boden des Schloßbergs und starb, ehe der Ritter wieder aus dem Kriegszuge heimgekehrt war. Seitdem der Stamm der Schenkenberger erloschen ist, haben schon manche Schatzgräber den hier verborgenen Reichthümern nachgespürt; auch das Burgfräulein soll schon etlichen erschienen sein und sie um einen Kuß gebeten haben. Der Gemeinderath von Thalheim hat aber alles Nachgraben in der Ruine streng untersagt.

---

242. Die beraubte Schlange zu Veltheim.

Die Schlangen haben ihr eignes Reich und Recht; beleidigt man eine, so pfeift sie, und gleich kommt ihr ein ganzes Rudel zu Hilfe; ihre Königin hütet Schätze und ist meistens ein verwünschtes Fräulein. Wenn sie badet, legt sie vorher ihr Königskrönlein im Grase ab; kann man dies erwischen, so gedeiht einem alles. Die übrigen Schlangen schütten, ehe sie ins Wasser gehen, ihr Gift auf einem Ufersteine aus; nimmt man diesen der Weile weg, so müßen sie sterben.

So sah es der Schloßbauer auf Castelen. Er heuete mit seinen Knechten bei Veltheim auf der am Thalbache gelegenen Wiese, welcher von der Ruine herabkommt. Die Leute bemerkten, wie da eine Schlange eben ihr Gift auf einem Steine ablegte und dann ins Wasser kroch um zu baden. Heimlich schlich sich ein Knecht zu, nahm den Stein mit dem Gifte und goß es in die mitgebrachte Trinkflasche. Nicht lange gieng's, so hatte die Schlange ausgebadet und suchte nun am Ufer nach dem Gifte. Da sie es nicht mehr fand, sprang sie mehrmals hoch auf, plätscherte im Wasser umher und wurde kurz darauf todt mit hinabgeführt.

Vonbun, Vorarlberg. Sag. 1850 erzählt S. 24 vom Krönleschelm, welcher der Schlange im Bade die abgelegte Krone stiehlt und im nebenangebauten Eisenhäuschen glücklich birgt. Die fliegende Viper zu Vouvry, Kant. Wallis, bohrt sich in die Fässer der Weinkeller und trinkt den Rothwein weg. Da sie an der Rhone schlief, stahl ihr ein Bauer den abgelegten Edelstein ihres Hauptes; zugleich aber hatte er bereits daheim ein Faß inwendig mit Nägeln ausgeschlagen und lief nun demselben mit dem

Edelsteine zu. Ihm nach schoß sogleich die ihn verfolgende Schlange, wendete sich aber ins offene Weinfaß und verblutete sich darin. Bei Vouvry, das seinen Namen von dieser Vuivre (Viper) ableitet, steht eine hölzerne Kapelle, in welcher der Balg der Schlange lange hergezeigt worden sein soll. Reithard, Sag. der Schweiz 1853. 497. Der ahd. Physiologus aus dem 12. Jahrh. (Diut. 3, 30) sagt übereinstimmend: so diu natra trinchen wile, so spiwit si daz eiter uon ire, é si trinche. Von dem Karfunkel im Auge der Juraschlange erzählt Stöber Elsäß. Sag. No. 1. — von dem Liebesstein, den die Zürcherschlange im Haus Zum Loch in den Trinkbecher Karls d. Gr. fallen läßt, erzählt Probst Brennwald, geb. 1478; seine Sage steht Zürch. NeujahrsBl. der Stadt-Bibliothek 1842, pag. 4. Aehnliches vom Bergdrachen, dem im Bernerlande sogen. Stollenwurm, sagt Rebmann, ums J. 1600 Pfarrer am Thunersee, in seinem Gespräche von Bergen, Riesen und Stockhorn (Bern 1620, pag. 138):

Im Kopff sol han der Bergtrack gmein
von gßalt vnd glantz ein köstlich gstein.

Man nannte diese Steine bufonii lapides, Siegsteine, und verwechselt dieselben heute noch mit den Schiniten, versteinerte Seeigel, von pyramidaler Knopfform, denen man Heilkräfte zutraut. Berühmt ist Shakespeares Gleichniß über diese Krötensteine: Wie es euch gefällt, Act 3, Scene 1. Ueber die Kröte vgl. Abthl. V. No. 184 a. Bei den Lappen um den See Enare und tief in Sibirien hat Alexander Castrén (Reisen nach Lappland, übers. v. Henrick Helms 1853, 77) diese Sage vom Schlangenstein kennen lernen. Alljährlich einmal versammeln sich die Schlangen mit ihren Häuptlingen zu einem Ting, bei dem jeder Unterthan Anträge machen kann, und der Häuptling nicht blos über die Schlangen, sondern auch über Menschen und Thiere, sofern sie den Schlangen geschadet haben, Recht spricht. Nach einer solchen Versammlung findet man am Platze des Tings den sogenannten Gerichtsstein, welcher dann jedem Menschen bei einer gerichtlichen Klage gute Dienste thut. Castrén weist auf ähnliche in Indien vorkommende Vorstellungen hin. Der römische Brauch, Schlangeneier vor Gericht mitzunehmen, ist aus Plinius bekannt. Im Kärnter Lesachthale gilt der Glaube, der Haselwurm (Königsschlange) pflege sein Krönlein auf ein rothes Tuch abzulegen, das man mit frischgebackenem Brod in die Nähe eines Baches breiten müße, um über letzteren dem verfolgenden Wurm sogleich entspringen zu können. Wolf, Ztschr. 3, 30. Entsprechende Beispiele aus Böhmen, Voigtland und Lausitz bietet Gräße, sächs. Sagensch. No. 606. Der Reiter, der da die Schlangenkrone geraubt hat, entflieht damit zu Rosse, wird aber daheim angelangt im Stalle noch von einer Otter todt gestochen, die sich in des Rosses Schweif hinein gehängt hat.

---

243. Der Freihof von Aarau.

Auf der Felsenbank des Aarufers, da wo jetzt Rathhaus und Kirche von Aarau steht, erhob sich schon in ältester Zeit ein fester Thurm, welcher Rore hieß. Erst in den Zwanziger Jahren dieses

Jahrhunderts sind seine Umfangsmauern gesprengt und die Spuren der Umwallung ausgeebnet worden; seine Nordseite, die mit ins Rathhaus verbaut ist, hat oben noch einige Zinnen, und aus der Mauer starren die großen Findlingssteine hervor, aus denen der rohe Bau bestand. Gegen die Kirche zu war für alle, die gegen Unterdrücker Hülfe hier suchten, eine Freiung eröffnet; deshalb hieß das Schloß geradezu der Freihof. Eine kurze Gasse am Felsendamm hin, auf welche die Fallbrülle des Schlosses führte, war den Vasallen und Dienstmannen zur Hofstatt und Einkehr hergerichtet; sie wird daher jetzt noch das Adelbändli genannt. Von da führen zwei lange Felstreppen über die Stadthalde hinab an das alte Bord, an dem ehemals die Aare vorbeifloß. Eine gleiche Burg, aus ebenso schwarzen und unförmlichen Steinlasten zusammengethürmt, liegt einen Pfeilschuß davon entfernt; man nennt sie das Schlößchen. Dies soll das Schloß der Grafen von Rore gewesen sein; nach ihnen benennen sich zwei Dörfer Rohr, zunächst bei Aarau gelegen, das eine am Flusse, das andere in einem Bergkessel des benachbarten Jura.

Vor mehr als eilfhundert Jahren lebten darin die beiden Brüder Guntram und Baltram. Das Land vom Reußthal an bis ins Emmenthal, vom Kanton Luzern bis in den Berner Kanton war ihr eigen, eine so große Herrschaft, daß man sie später in fünferlei Dekanate theilen mußte.

Zu jener Zeit aber war das Land noch mit vielen Sümpfen, großen Wäldern und rauhen Wildnissen bedeckt, darin Bären, Wildschweine und andere böse Thiere wohnten. Ein solches Unthier hauste nun auch in einer Höhle an der Emme. Dasselbe fraß Menschen und Vieh, daß in der Umgegend nichts Lebendiges mehr vor ihm sicher war. Die Alten in den Chroniken sagen, es sei ein Drache, Andere aber, es sei eine große Waldschlange gewesen.

Da hörten die beiden Grafen von dem Unthiere und der Noth ihrer Leute an der Emme. Alsogleich nahmen sie ihre Rüstung und zogen aus, und machten Jagd auf das Ungeheuer, um es zu vertilgen. Es lag beim Schlosse zu Burgdorf jenseits der Emme in der Gysenau, da wo der Kesselgraben unter zwei hohen Felsenwänden ist. Als Baltram am Felsen hier sein Schwert wetzte und das Unthier herausforderte, schoß dies mit dampfendem Rachen hervor und verschlang ihn. Gleich aber sprang Guntram hinzu und spaltete dem Drachen den Kopf. Da spie es den verschlungenen Ritter wieder aus und verendete das Leben. In der Emme wuschen sich beide Brüder das giftige Drachenblut ab. Zum Andenken ihrer wunderbaren Rettung bauten sie an jener Stelle ein Siechenhaus sammt

Kapelle, der hl. Margarit geweiht. Davon war dorten folgender Vers zu lesen:

Gyßenau heißt diese Fluh,
Hier wohnt ein Drach lange zu.
Der thät fressen viele Schaf,
Zuletzt hat ihn getödt ein Graf.

Später sind die beiden Brüder noch oft einander beigestanden, und haben nachher die festen Schlösser Lenzburg an der Aa im Aargau, und Burgdorf an der Emme miteinander gebaut. An dem Kaufhause des letztern Städtchens wurde ihr Kampf mit dem Drachen abgemalt, ein großes Wandbild, welches im Jahre 1613 wieder erneut worden und 1703 noch zu sehen gewesen ist mit dem Spruche:

Der Bruder stand dem Bruder bei,
So ward das Land von Drachen frei.

Der letzte ihres Stammes war Graf Landolin. Er wanderte nach Italien aus und wurde Bischof; aber das Verlangen nach der Heimat ließ ihn dorten nicht glücklich sein; er kehrte endlich wieder zu seinen Verwandten zurück, starb aber, ehe er sie wieder gesehen hatte, auf der Heimreise zu Rorschach am Bodensee. Das Grafenwappen war eine aufrecht stehende schwarze Dogge mit silbernem Halsband.

Vgl. A. Kellers Aargauer Lehr- und Lesebuch 1853, 111. — Hans Rudolph Grimm, Poetisches Lustwäldlein. Bärn 1703. 13. Ebenderselbe: Schweitzer-Cronica ꝛc., darinnen in Erzählung über 200 Historien ꝛc. Basel, bei Mechel 1786. pag. 42.

---

244. Das Haldenthier in Aarau.

Der älteste Stadttheil von Aarau führt als enger Bergweg vom Flußbette zur Kirche herauf; seine Häuser bestehen meist aus den Ringmauern und Ueberresten der Burg Rore, welche laut Urkunden bis ins Jahr 1337 hier als Freiung gestanden hat. Diesen Theil nennt man die Halde. Hier vertrat einem in früherer Zeit ein Unthier Nachts den Weg. Sein Kopf soll das ganze Stadtthor ausgefüllt haben. Augen hatte es wie die runden Laternengläser einer Kutsche, sein Schwanz reichte vom Stadtthore beim Hause zum Adler die ganze Gasse hinab. Rosse, die alsdann gleichzeitig dieses Weges kamen, ließen sich nicht vom Flecke bringen; besonders aber gegen Schlemmer, die erst um Mitternacht die Schenken räumen, übte es eine scharfe Polizei. Jetzt dient es, wie sein Kamerad, der Hosenmann, nur noch dazu, vergeßliche Kinder mit dem Abendläuten rechts-

zeitig von der Gasse ins Haus zu nöthigen. Man meint, es wohne besonders in den Felsen, auf denen die Stadtkirche steht. In dieses Gestein habe ein Reicher seine Schätze durch einen armen Taglöhner vergraben lassen, letzterer aber widerstand der Versuchung nicht lange, grub nachher einen großen Theil davon wieder aus und tödtete sich, als sein Gewissen ihn plagte. Deshalb meinte man noch vor etlichen dreißig Jahren jedesmal in diesem Felsen ein Pickeln zu hören, als ob man Steine mit einem Zweispitz behaue, so oft sich die Witterung ändern wollte.

Als sich im vorigen Jahrhundert der erste Lärmen über den Anmarsch der Neufranken verbreitete, lagerte eine Truppe Basler-Soldaten hier in der Stadt, um Thor und Brücke zu hüten. Da soll das Haldenthier mit seiner Erscheinung einen solchen Schrecken unter die kleine Besatzung gebracht haben, daß man sie mit Gewalt und Strafe zum weitern Wachtdienst anhalten mußte.

Aus den Erinnerungen, die sich in einer Aarauer-Familie vererbt haben, mögen hier noch einige Ergänzungen folgen.

Das große Felsengewölbe, auf dem die Aarauer Kirche steht, heißt das Rollenloch. Oben nisten verflogene Tauben drinnen, unten aber liegen alle kleinen Kinder, welche in Zukunft einmal geboren werden sollen. Aus einer größeren Felsenspalte floß vor Zeiten ein Bächlein und hat sich dann in die Abzugsröhren verloren, als man den tiefer unten stehenden Haldenbrunnen errichtete. Aus der gleichen Felsenritze pflegte auch das Haldenthier herauszukommen; bald war's ein Hund, bald ein Kalb und Drache; immer aber waren seine Augen in der Größe von Fleischtellern oder Pflugrädern, sie sprühten, wie wenn der Schmied das frisch glühende Eisen hämmert. Es zeigt sich als Vorbote drohender Gefahren, auch so oft ein Bürger hingerichtet werden sollte. Dann gieng es an der Halde hinunter die Schindbrücke vorbei durch das Thor der Gollaten-Mattgasse bis vors Haus des Scharfrichters zu dem viereckigen Stein, der da noch zu sehen ist. Dabei hoolte (rief, lockte) es mit der rührendsten Stimme. Als die Städter im Jahre 1798 sich von der Berner-Regierung losſagten und darüber eine kleine Belagerung zu bestehen hatten, feuerten sie mit ein paar Kanonen auch von jenem Felsen neben der Kirche gegen den Feind. Darüber soll das Bächlein drinnen versiegt und damit zugleich das Haldenthier verschwunden sein. Neuerlich bemerkte ein Einwohner in seiner untenher angebauten Holzscheune Wasser, und man schloß daraus, das Haldenthier werde ebenfalls bald wieder erscheinen.

245. Das Bachthier in Entfelden.

An der Straße zwiſchen Suhr und Entfelden, zweien Dörfern bei Aarau, liegen mehrere mit Grundwaſſer angefüllte Griengruben. An eine dem Dorfe Suhr zunächſt gelegene knüpft ſich meine früheſte Jugend-Erinnerung; denn auf einem Spaziergange, der mich dort vorbeiführte, erzählte man mir, wie hier innen ein Krokodil hauſe, das jeden zu nahe Tretenden verſchlinge. Auf meine Frage, wie es denn hieher gekommen, erhielt ich folgenden Beſcheid: Kürzlich einmal ſeien alle Umwohnenden Nachts durch ein unbegreifliches Schreien aus dem Schlafe aufgeſchreckt worden, das gewöhnlich erſt gegen Morgen wieder verſtummte. Von nun an aber wiederholte ſich allnächtlich dieſes Gebrülle, das ganz deutlich nur aus obigem Sumpfe kam. Von allen Seiten ſtrömte man zu, als es ruchbar in der Gegend wurde, und Niemand deutete es anders, als es läge hier ein fremdes Ungeheuer im Moraſte verſteckt. Man meinte, aus einer von Bern nach Zürich dieſes Weges gegangenen Menagerie ſei ein Krokodil entſprungen. Da der Lärm nach und nach ſich nicht mehr hören ließ, wollte man wiſſen, wie das Thier Nachts einmal auf das Land geſprungen ſei und ſich vergeblich bemüht habe, wieder in ſeinen Pfuhl zurückzukommen. Ein Bauer habe es darüber auf ſeinem Acker betreten, es erſchlagen und ihm den Schuppenpanzer ausgezogen. Jedermann wollte die Haut dieſes neueſten Drachen ſehen, aber Niemand wußte, wo der Bauer wohne. Zuletzt hieß es, er ſei in die Welt gegangen und laſſe die Haut um Geld ſehen. So blieb die Sache zwar wiederum im Dunkeln, man kann aber noch heute darüber disputiren hören.

Wie das Landvolk über die Herkunft krokodilartiger Unthiere und Bachungeheuer urtheilt, die ſein Glaube nicht gänzlich fahren laſſen und ſein Verſtand doch nicht begreifen will, zeigt vorſtehende Erzählung. Aber in ſehr ähnlicher Weiſe iſt die griechiſche Sage, die dem Schillerſchen Gedichte, der Kampf mit dem Drachen zu Grunde liegt, neulich noch behandelt worden. Dr. Roß, Reiſen im Aegäiſchen Meer 3, 92 ꝛc. meint, der lebhafte Handelsverkehr der Inſel Rhodus mit Aegypten mache es gedenkbar, daß man einmal in einer Ballaſtladung ägyptiſchen Schiffsſandes auch ein Nilkrokodil mit auf Rhodus verſchleppt und daß ſich dieſes daſelbſt zum gefürchteten Ungeheuer, von dem die alte Sage erzählt, entwickelt habe. Dies ſind abgelaufene Wege rationaliſtiſcher Erklärung, die immer wieder zur Umkehr nöthigen, aber auf ihnen ſind die Drachenſagen namentlich in die Schweizergeſchichte hinein gerathen. Um den einen Winkelriedſchen Drachen nicht um ſeinen hiſtoriſchen Glanz bringen zu müßen, der dann den Namen des anderen Winkelried bei Sempach mit umgiebt, machen die Geſchichtſchreiber der Reihe nach wunderliche Reden. Vorſorglich ſagt z. B.

J. v. Müller und wie im Tone eines Augenzeugen versichernd: Giftgewürme wuchs in unglaublicher Dike und Größe. Etwas mildernd schreibt Melch. Schuler, Sitt. u. That. d. Eidgenoss. 3, 150: Außerordentlich große Schlangen und Eidechsen, die man zu Anfang des 18. Jh. noch in Bünden und Glarus sah, erneuerten die Wundersagen von den Drachen. Eben dieses Unglaubliche will auch Tschudi 1, 146 in der Winkelriedsage ermöglichen, wenn er aus eigner Vorstellung beifügt, der Drache von Oedwil habe an den glattesten Felswänden hinan laufen können, „wie die Hedechsen". Ihm also entspringt die Drachensage aus dem Vorkommen einer Eidechse, dem Dr. Roß aus einem jungen Krokodil, das in einer Ladung ägyptischen Schiffesandes mit auf die Insel Rhodus gebracht wird, und unserer Erzählung gefällt es, das Ungeheuer aus einer vorüberreisenden Menagerie entspringen, im Dorfsumpfe sich verbergen zu lassen, und sobald es dorten dann der nächstwohnende Bauer erschlagen hat, führt er es ausgestopft in der Welt herum, und wir alle haben das Nachsehen. Wer vermag zu glauben, aus solchem lächerlichen Nothbehelf halben Schulverstandes seien jahrtausendalte Sagen in die Welt gebracht worden; ja wer deutet damit auch nur einen einzigen ächten Zug, der in einer solchen Drachensage enthalten ist? Seitdem der Bach nicht mehr fließt, heißt es in der Erzählung No. 244 „Haldenthier in Aarau", ist auch das Haldenthier selber verschwunden. Wir wollen den Grund dieser Behauptung prüfen mittelst einer Reihe geschichtlicher Angaben. Ein Reisebericht über das Drachenried in Unterwalden (Helvet. Kalend. 1782, 143) meldet: „In einer Felsenhöhle des Rozberges besahen wir das (Winkelriedische) Drachenloch. Ein Bach läuft heraus. Dergleichen Oeffnungen sind hie und da viele und noch jetzt eine beliebte Wohnung für Molche und Wasserkälber, die vermuthlich den ersten Stoff zu den Drachengeschichten gegeben, nebst den großen Fledermausarten, die man etwan auf den hohen Alpen siehet. Die Leute nennen wirklich dergleichen Thierchen Drachen. Im Arniloch sollen sie von der Größe einer Katze gefunden werden." Hier verwahrt sich der Vordersatz gegen den Glauben an Drachen, der Nachsatz nimmt Fledermäuse in Katzengröße an und mitten inne liegt der dem Erzähler verborgene Sachverhalt ausgesprochen „ein Bach läuft heraus". Alle Drachensagen spielen an Gewässer und Sumpf; hier an Reuß und Limmat, die Winkelriedsage am Bache des Rozloches und am Oedwilersumpfe, die Eintram- und Bertramsage an der Giesenau der Burgdorfer-Emme, der Beatusdrache am Beatenfall des Thuner-Sees, der Pilatusdrache am Pilatussee und im Kriensbache, der Luzernerdrache schwimmt durch die Reußbrücke (Schradins Reimchronik im Schweiz. Gesch.-Freund 4, 42), im Simmenthaler Alpsee frißt sich der Linthwurm unterirdisch durch (Alpenros. 1825, 349). Eine alte Drachensage haftet noch am Fledermausstein des Weilers Itschnach am Zürichsee bei Küßnacht, und selber der beiderseitige Ortsname redet von der hier einmündenden Ache. Schweiz. Bl. 1832. — Als i. J. 1475 der Kriensbach die Stadt Luzern unter Wasser setzte, schrieb man es dem Gespenste zu „das uff eim berg in eim woer oder see liegt." Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 1, 234. Scheuchzer, der eine ganze Menge pfäffisch ausgemalter Drachensagen in Erwägung zieht, fügt höchst sinnvoll am Ende seiner Betrachtungen hinzu: „Wenn ein Bach die Berge herunter rauscht und große Steine und Bäume mit sich führt, so

pflegen die Aelpler zu sagen: „es ist ein Drach ausgefahren.“ Im Schwyzer-Wäggithale gilt das Muothiseel als ein wilder Sturmgeist; auf einem Drachen reitet er den plötzlich losbrechenden Waldwassern vom Gebirge herab voran, Bergschutt und entwurzelte Tannen stürzen ihm nach. Hören die Bauern dieses Tosen aus der Höhe, so eilen sie an die Grenzen ihrer Berggüter, rufen Beschwörungen und Gebete in den anschwellenden Aabach und hoffen so der Ueberschwemmung und Verschüttung vorzubeugen. Der Name dieses die Bäume und Felsen bewegenden Waldgeistes (ein singender Orpheus und Amphion) ist eine willkommene Bestätigung unserer über das Muetisee pag. 153. 159 vorgetragenen Erklärung. Wodesheer ist ein vielstimmiges Luftgetöne eines die Lüfte durchziehenden, Kriegsdrangsale verkündenden Geisterheeres; Wuodeswoor ist ein ungeheuerlicher Mensch von außerordentlicher Unruhe und Wildheit. Schmitz, Eiflervolk 1, 233. Noch sagen die Emmenthaler, sobald die obere Emme im Gebirge anzuschwellen droht, die Schlange rühre sich. Schlange und Drache sind der Sage gleichbedeutend, das Leuchten und Funkeln des Blickes kommt beiden zu, ebenso wie den Lindwürmern, oder selbst den in Drachengestalt gemachten Dachrinnen unserer Thürme und Rathhäuser das Element des Wassers zukommt. Der rothe Drache lauert bei der gebärenden Mutter, und da sie ihm entflieht und er sich getäuscht sieht um das zum Fraß erwartete Kind: „do liesz er vsz sinem munde einen groszen see. mönch. Predigt in Haupts Ztschr. 7, 145. Umgekehrt ist's, wenn Heimo einen Drachen beim Insbrucker-Silbache herkommen sieht, ihn mit Hilfe der Mutter Gottes verfolgt und an einem Wasserfall tödtet. Panzer, Baier. Sag. 2, pag. 63. In der älteren Sage verräth sich dasselbe Verhältniß. Der Beowulfsdrache wohnt an der Meeresklippe, der Sigfriedsdrache an der hohlen Wand am Rhein, König Frotho erschlägt den Drachen, der von der Tränke auf der Insel zurückkommt, und sein Sohn Fridler tödtet den andern, der eben aus dem Gewässer auftaucht. Saxo Gramm. ed. Stephanius 2, 20. 6, 99 ff. Die Laokoonsschlange steigt aus dem Meere auf, auf dem Eiland spielt die Minotaurussage, die Lernäische im Sumpfe, die Rhodossage im Sumpfe von Kephalos. Ausdrücklich erzählt Bosio, dessen Johanniter-Geschichte (Rom 1594) den Kampf Gozons aufbewahrt hat, woraus dann Schillers Gedicht entstanden ist: Gozon ritt auf die Höhle des Drachen los, welche er fand, indem er einem Bache nachgieng, der aus ihr hervorströmte. Fr. W. Val. Schmidt, Taschb. der Romanzen, 252. Statt vieler Sagen, die sich hier citieren ließen, verweise ich lieber noch auf ein paar erklärende Züge, die weniger beachtet scheinen. Das Krainische Gewässer Bella fließt nur zweimal binnen 24 Stunden, und die Einwohner meinen daher, ein Drache halte es im Felsen zurück. Compendieuse Staatsbeschreib. 1719. 1, 185. Ebenso meldet Missionär Gützlaff (Chines. Berichte, Cassel 1850. pag. 166. 282. 317.) wie der Kaiser von China bei großer Landesdürre seinen Sohn zum Tempel des schwarzen Drachen sendet, selber aber dem weißen ein Rauchopfer bringt, um so den Jahresgott zur Verleihung des Regens zu bewegen. Den Indischen Mythus, welcher die Mutter dieser Sagen genannt werden kann, hat Müllenhoff nachgewiesen in Haupts Ztschr. 7: Vritra d. i. der verhüllende, die Wolke, der Dämon der winterlichen Regenzeit, hat seine Zuflucht auf dem Gebirge gesucht und hält das Licht der Sonne von der Erde ab. Als ihn aber der Donnerkeil des Indra

trifft, stürzt er, der auch Ahis heißt, d. i. Schlange, (anguis, altn. Oeg der Midgardhswurm) mit den Wassern herab, die er durch seine Ma gefangen hielt, liegt hingestreckt am Boden und die Sonne leuchtet wied Im ungarischen Märchen Tatos hat der Drache alle Gewässer aufgetrunk und da man ihm auch des Königs drei Töchter, Stern, Mond und Son zum Fraße vorwerfen gemußt hatte, ward es nicht mehr Tag und Nac und im Lande war's kalt und wollte nichts mehr wachsen, da aber die d Mädchen lebend wieder aufgefunden und erlöst werden, kam auch das T gelicht wieder, der Sommer und der Lenz. Wolf, Ztschr. 2, 282.

---

246. Der Uristier an der Reuß.

Am oberen Theil des Reußlaufes trieben Hirtenknaben die Zieg ins Gebirg. Bei Nichtsthun und Spiel kommt es ihnen in d Sinn ihren Ziegenbock zu taufen, der als besonders mächtig u groß ausgezeichnet war. Gleich darauf wird das Thier so unbänd und wild, daß er die Heerden auf den Alpen zerstreut und tödt die Hirten in die Flucht jagt und bis ins Thal Verderben brin Nun wird ihnen gerathen, einen Ochsen groß zu ziehen, und ihm v einem kleinen Mädchen täglich das Futter reichen zu lassen. Ha das Kind sein siebentes Jahr erreicht, so müße es denselben an eine dünnen Faden auf die Alpe führen. So geschah's; ein hübsches Ki wurde wohl erzogen, ein Ochse zu einer außerordentlichen Größe u Stärke herangemästet. Alles Volk im Thal versammelte sich, a nach sieben Jahren das Kind sein erstaunliches Thier an einem Se berufädchen zu Berg führte. Oben entbrannte nun mit dem Ziegenbo ein Kampf, in welchem beide Thiere todt blieben. Aus den Hörne des erlegten Ochsen aber machte man Alphörner, und der deutsc Kaiser ließ sie dem Hirtenvolke mit Silber beschlagen. In manch Schlacht wurden sie geblasen und erst gegen die Wälschen giengen verloren. Das Landeswappen der Urner soll sich von jenem Kamp herschreiben.

(Vgl. Grimm DS. 1, 212.) In Eckwardt ist diese Sage lokalisier Müllenhoff, No. 326. Cysat, Beschreib. des Vierwaldstätter-Sees, erzäh pag. 244 von einem Brunnen dieses Sees, der mitten aus der Seetie heraufquillt und die ihm zurufenden Schiffsleute bis ans Gestade verfolg der Rufer selbst ist des Todes. Diese Sage vom tödtlichen Brunnen le in der Urnersage vom Eld fort. Dieser steigt gleichfalls aus der Tiefe d Vierwaldstätter-Sees auf und erscheint in Mondnächten bei Seelisberg a eine das ganze Seebecken umspannende ungeheure Schlange. Dann ab klimmt er auf die Alpen empor und schlägt dem Weidevieh seine verderb

lichen Krallen ins Fleisch. Reithard, Sag. d. Schweiz, 233. Dies gleicht bis auf den Namen dem Elbstier, den die irische Sage, die isländische des 13. Jhrh., die belgische und schwarzwälder Sage kennt, und der demnach überall vorzukommen scheint, wo es Elbe giebt. Vgl. Grimm Jr. Elf M. XLVII, CXXI. Der Irische Heilige Maedog aus dem 7. Jhrh. pflügt sein Land mit diesem aus dem Meere kommenden und allabendlich dahin zurückkehrenden Stier. Wolf, Ztschr. 1, 353. Ein solcher Elbstier mischt sich mit den Zuchtochsen der Meiereien und treibt sie um, bis sie brüllen; der Meier kann keine Veranlassung dieser Wildheit seiner Thiere bemerken, bis er durch ein Elbastloch schaut; dann gewahrt er den Elbstier, mausefarbig und otterglatter Haut, klein, mit kurzem, korkartigem Gehörne und Stupbeinen, aber er ist übernatürlich muthig und stark. Er zeigt sich zumeist an den Ufern von Flüssen und Seen. Dasselbe fabelhafte Ungeheuer nennt Lusser, Kant. Uri, pag. 117 das Greiß. Dasselbe haust in dem Surenenthal und ihm schreibt man es zu, wenn in jenen Gegenden das Weidvieh, ohne Zeichen vorheriger Erkrankung, plötzlich todt auf der Alpe umfällt. Lusser fügt bei, man gebe neuerlich den eisigen Quellen und rauhen Windstößen auf diesen baumlosen Gemeindealpen die Schuld eines so häufig und rasch erfolgenden Rinderfalles. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 75, erwähnt der Redensart, schreien wie ein Viehscheim. Der Viehscheim ist ein gespenstiger Stier, der nur zur vordern Hälfte leibig ist und von der Mitte weg leere Haut. Wenn er sich zeigt, beginnt das Viehsterben. Und diese gleiche Deutung liegt auch wirklich schon in der Sage vom Uristier an der Reuß mit ausgesprochen. Denn dieser bleibt zwar siegreich im Kampfe mit dem gespenstischen Bock, so daß man noch seine Fußstapfen auf dem Kampfplatze in den Felsen eingedrückt sieht; da er aber nach dem Tode des Feindes in den Stierenbach tritt, trinkt er überhitzt denselben beinahe auf einmal aus und darüber sinkt er dann selber todt hin. Eine Kapelle steht nun dorten erbaut. Helvet. Kalend. 1782, 162. Greiß und Elb ist gleichbedeutend, beides heißt fahl und grau, der Stier und der Gletscherbach (Melchbach) ist von gleicher Farbe. Das weißschäumende Gletscherwasser bringt dem Weidevieh Verderben, es tödtet sogar denjenigen, der zur Tilgung desselben sieben Jahre lang eigens auferzogen ist und der es zum Theil schon weggetrunken hat. Die gleiche Sage spielt auch am Steinenbache. Der Stier wird dorten ausgestopft und noch ein Jahrhundert später hergezeigt. Wanderer i. d. Schweiz 1839, 141. Von einem dritten Bullochsen der Urner als einem naturhistorischen Curiosum erzählt Wyß, Reise ins Bern.-Oberl. 2, 566. Dieser Heerdstier hatte Jagd gemacht auf einen in die Alp eingedrungenen Bären und war Abends nicht wieder zurückgekehrt. Nach dreitägigem Suchen fand man den Stier unbeweglich, seinen schon längst getödteten und platt gequetschten Gegner noch immer an dieselbe Felswand hindrückend. Bei diesem Kampfe hatte er sich dermaßen angestrengt, daß seine Füße mehrere Zoll tief im Boden staken. Aehnliches wird auch in der Umgegend der Berner-Grimsel erzählt. Der Seidenfaden, an welchem ein Kind den Kampfstier zu Berge führt (wie es in der nachfolgenden Nummer 247 dem Gontenschwiler-Muni gleichfalls geschieht), hat im abd. Physiologus des 13. Jahrh. bereits sein Vorbild, und dieses wiederum ist voraus angedeutet in jenem dünnen weichen Seidenband Gelgia, mit welchem den Henricwolf zu fesseln gelingt. Nehein man nemag in

genahen, newere mit disme liste: man nimit eine magit und leittit sie in die stat, da der einhurn enzige wisit und lazzit sie eine da. so der einhurne si gesihet, so springet er ir in ir barm. Diut. 3, 25. In des Joh. de Voragine Legenda aurea (13. Jahrh.) führt das Mädchen den vom St. Georg besiegten Drachen an ihrem Gürtel in die Stadt.

Die Behauptung, daß die Hörner des siegreichen, oder auch des überwundenen Stieres vom deutschen Kaiser in Schlachthörner umgewandelt worden und dem Urnervolke zum Schlacht- und Harsthorn, jetzt noch der Stier von Uri genannt, vergabt worden seien, hat ihre Quelle in der Chronik des Pseudo-Turpin, und wird daraus von dem Chronisten Melchior Ruß (ed. J. Schneller, pag. 22) auf die Stadt Luzern, deren Rathsschreiber Ruß gewesen, so bezogen: „da (zu Arles en Provence) erwurben unn Herren von Luzern von dem großen Küng Karly, das sy Herhörner dörffen füren, nach Sitten Rulandi eines Suns. man sagt, auch die von Ure haben die Ablösung in ir Panner erworben. So sagen aber etlich, sy habenn zu Grikurt (Gricourt in Burgund, das im Kriege gegen Karl den Kühnen durch einen schweizerischen Sieg nambaft wurde) und des wegs hin erworben. das laß ich an die, so das wol wüssen." Der Chronist Ruß also ist dieser Sache nicht gewiß und schwankt, ob die Heerhörner von Karl dem Großen, oder von Karl dem Kühnen herstammen sollen. Die Bildwerke auf der Kappelbrücke in Luzern sind jüngerer Entstehung; sie stellen dar, wie Karl d. Große 801 die Luzerner mit diesen „Feldharschhörnern" belehnt. Wie hier Luzern auf Kosten des Urner-Kriegsruhms diese Schlachthörner sich beilegen konnte, dies erklärt sich wiederum nur aus der Sagengeschichte. Das Turpinische Lucerna ist nämlich eine unter den 82 Städten, welche Karl in Spanien und Galicien erobert, und dieser Name des galicischen Lucerna wiederum scheint aus dem apulischen Luceria zu stammen, das nach Einhards Annal. im J. 802 erobert, und nach Paul. Diacon. l. 5, c. 7 im J. 663 den Langobarden weggenommen worden war. Daraus ist dann jenes Lucern des ndl. Gedichtes von Karl d. Gr. aus dem 14. Jahrh. entstanden (ed. Karajan in Haupts Zschr. 1, 110), worin Turpins Worte: Lucernam urbem munitissimam, quae in valle virida est — also übersetzt stehen:

Lucerne die veste stat,
die in dem groenen dale sat (ist).

Man sieht, daß die gegenseitige Entlehnung alt ist. Das apulische Luceria war aber noch außerdem diejenige Stadt, in welcher Friedrich II. 1250 sich im Banne verstarb, und gerade durch dieses für die Waldstätte wichtige Ereigniß machte sich der verwandtlautende Ortsname neu geltend zur Auffrischung der Rolandssage und zur Uebertragung derselben auf die kleine Schweizerstadt. Denn manches Ländchen und Städtchen versuchte unter den verschiedenen Mitteln, um zur Unabhängigkeit zu gelangen, frühzeitig auch dieses, daß es die Sage beweiskräftig zu machen strebte für seine ursprüngliche, oder für seine wenigstens schon von Karl sich herschreibende Freiheit. Dafür nun warfen sich die Chronisten der Urkantone häufig auf die im Chronicon Novaliciense enthaltenen Sagen (geschrieben um 1050), wie der langobardische Sänger vor Karl her über die Alpen steigt, das Horn blasend und alles Alpenland, so weit dessen Schall dringt, ringsum freimachend. Daher das Jaghorn Karls d. Gr., das alle sieben Jahre im

Dom zu Köln unter andern Reliquien hergezeigt wurde; daher die mehrfachen Hörner in den Rath- und Zeughäusern der Schweiz, die bald aus Karls, bald aus des Habsburger-Rudolfs, bald aus Karls des Kühnen Zeiten sein sollen. Die eigensüchtige Weisheit der Historie muß aber an diesen Alterthümern wiederum erleben, wie oft sie nur eine Tochter der Sage ist. Reine Sagen wollen niemals von geschichtlichen Vorgängen erzählen, höchstens suchen sie sich durch geschichtliche Beziehungen zu fristen und auszuschmücken. Unsere Sage beginnt daher selbst mit den Hörnern des Elbstieres, aber sie schließt mit den Schlachthörnern Karls. Diese Stierhörner also bedürfen zuerst der Erklärung. Sie verdanken ihre Entstehung demselben sinnlichen Grundzuge, der den Drachen als Symbolen des Gewässers ihr Dasein gegeben hat. Der Homerische Strom Skamander brüllt wie ein Stier. Il. 21, 237. Poseidons Priester heißen aus verwandtem Grunde Stiere. Bei Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 168. 328 erscheinen die Wasserriesen als Stiere und man schreibt ihnen Seuche und Kuhtod zu. Das Thalkalb und Flußkalb (ibid. pag. 237, 4), das auf den wüsten Dünen haust, zeigt eine nahe Ueberschwemmung an; es gleicht also ganz unserm sogen. Dorf- und Stadtkalb unter den Dorfthieren. Der Flußgott Acheloos mit dem Stierhaupte oder als völliger Stier verkörpert, hat mit Herakles um den Besitz der Jungfrau Deianeira gerungen, Herakles hat ihm in diesem Kampfe ein Horn abgebrochen und es zum Füllhorn gemacht. Aelian, Bunte Gesch. 2, 33 erlaubt sich hierüber bereits folgendes Raisonnement: „Theils bilden sie die Flüsse in Menschengestalt, theils stellen sie dieselben als Stiere dar.“ So ist in Wahrheit jener braune Stier zu nehmen, aus dem Rummelsee emporsteigend, von dem Simplicissimus (ed. Keller 2, 730) erzählt. Will man aber den Weg erkennen, auf welchem diese Sage vom brüllenden Gewässer zum siegesbrüllenden Schlachthorn und „Stier von Uri“ geworden ist, so hat man sich Wuotans zu erinnern, des Schlachtengottes, welcher das Giallarhorn führt, von dessen Tone die ganze Welt wiederhallt. Und da nachmals Karl und Barbarossa an die Spitze des Wüthenden Heeres treten, so ist es zwar nicht mehr des Hornes Ton, aber der Held selbst, an dessen Wiedererscheinen sich die Sicherheit des letzten Volkssieges knüpfen wird. Deshalb bedarf dann der im Kyffhäuser schlafende Teil des Hornes nicht mehr.

247. Der Gontenschwiler-Muni.

Ein dem Metzger verkaufter Muni (Stier) wird aus dem Dorfe Gontenschwil ins nächste Wirthshaus dem Käufer zugeführt. Dorten kommt des Metzgers junger Knabe entgegen und lacht die vier Männer aus, welche gewaltige Mühe haben, den gebundenen Stier herbei zu bringen; er zieht eine dünne Schnur aus der Tasche, knüpft sie in einige Knoten, windet sie dem Thiere ums Horn und sogleich folgt dieses ihm wie ein Lamm hinterdrein.

248. Der nächtliche Stier bei Mettau.

In Wil bei Mettau zeigt man ein Haus, vor dem jede Nacht ein Stier erscheint und mit kläglichem Brüllen seine Hörner in die Wände stößt. Dies ist der geizige Hausvater, der ehemals hier gewohnt hat. Als er im Sterben lag, schlug er allen Trost der Freunde und der Kinder aus und konnte nicht enden, die nutzlose Plage des kurzen Menschenlebens zu verwünschen. Wenn ich ein Stier gewesen wäre, sagte er zu seinen Söhnen, so könntet ihr doch noch ein paar Dublonen aus meiner Haut lösen; so habt ihr nun gar nichts von mir!

Der in der Sage hier ausgesprochene Wunsch des Sterbenden ist lange nicht so roh, als er heute erscheint. Aus dem heidnischen Brauche, die besten Thiere mit dem verstorbenen Eigner zu bestatten, gieng im Mittelalter das drückende Gesetz hervor, nach des Mannes Tode das Besthaupt seinen Erben zu entziehen und es dem Leibherrn anheim fallen zu lassen. „Mortuo viro bos unus detur." ad an. 1209. Grimm, RA. 496. Deswegen beklagt hier der sterbende Vater, daß er beim Scheiden von den Seinigen diese noch im Tode berauben müsse; sobald man seine Leiche aus dem Hause trage, führe man ihnen auch den Stier aus dem Stalle. Erst i. J. 1797, nachdem schon die französische Revolution die Gemüther aufgeregt hatte, wurde das Recht auf das Besthaupt im Zürcher- und Freienämterlande um bedeutende Summen losgekauft. Bluntschli, zürch. Rechtsgesch. 2, 13. — Ein Zug von hohem Alter ist es, wenn der Geisterstier seine Hörner hier ins Haus bohrt. Die Bauernhäuser von jener seltsamen Bauart, die man in der Schweiz Heidenhäuser nennt, haben einen in der Luft getrockneten Ochsenkopf unter dem Giebel hängen: No. 249. 427. In diesem Sinne mögen wohl die vielen spukenden Stiere, Stadtkälber und Dorfhämmel noch ihre zusammenhängende Erklärung finden. Hier will ich einige aus der schweizerischen Nachbarschaft aufzählen. Beim Schlachthaus der Stadt Basel spukt das Spalenthier, „das so furchtbar als immer ein Rübenzagel herrschet": Spreng, Basels Ursprung, 1756, S. 38. Auch ein Stadtthor daselbst trägt den Namen dieses Thieres. Das Nachtkalb in Kolmar, Stadtkalb in Ingweiler, den Dorfhammel in Wangen verzeichnet Stöber, elsäß. Neujahrssagen, 1850. Die drei Kälber in Wolfartsweiler: Schnezler, bad. Sagb. 260. Am Walliser-Zauchet spukt der Stier: Henne, Schweiz. Bl. 1833. Im bern. Dorfe Langenthal geht das Schalthier, in der Stadt Bern das Stadtkalb um, welches Schlachthaus heißt.

249. Mißabwehrende Stierhäupter.

Peter Karlis Haus zu Dottikon im Freienamt liegt an der Straße nach Anglikon, links am Aufwege nach dem Dorfe Hägglingen. Das Haus ist sehr alt, obschon es außen jetzt einen frischen Bewurf hat. Als dem ehemaligen Besitzer einst all sein Vieh an einer Seuche fiel und der Ungeist im Stalle nicht weichen wollte, schlug man einem

Stier das Haupt ab und hieng's an einem Eisenkettlein in einem Kasten im Estrich auf. Seitdem ist keine Seuche mehr über dies Haus gekommen. Der getrocknete Stierkopf ist daselbst noch vorhanden, wird aber weder hergezeigt, noch je von seiner Kette genommen.

In der Sissele im Frickthale hängt im Hause des Marx Käser ein aufbewahrter Roßkopf unter dem Strohdache; in einem Bauernhause zu Sulz, gegenüber Fischbach im Freienamte, ebenso ein getrockneter Stierkopf.

Viele Bauernhäuser, die man wegen ihrer höchst alterthümlichen Bauart Heidenhäuser nennt, haben theils einen in der Luft getrockneten Ochsenkopf unter dem Giebel hängen, theils wo er schon weggenommen oder vermodert ist, ihn bildlich an der alten Holzgrundlage ausgehauen. Unter den Strohfirsten zu Radolfingen hängen große Ochsenköpfe mit ihrem Hörnerschmucke, und die Bernerbauern sagen, damit hätten die Heiden dem Blitze gewehrt. Vgl. Jahn, Kant. Bern 149. 246. 363. Sowohl die Kirche des Freiburger-Dübingen, wie auch das Münster der Stadt selbst wurde an derjenigen Stelle erbaut, an welcher ein junger Stier stehen blieb, den man mit den Reliquien des hl. Petrus auf den Hörnern hinaus getrieben hatte. Eines seiner Hörner ist noch in der Sakristei vorhanden. Kürnlin, Kant. Freiburg, 124. Ebenso hieng im Straßburger-Münster an einer Säule, gegenüber der alten steinernen Pfarrkanzel und dem Taufsteine, an einer Kette das klaftrige Horn eines Ochsen; sammt seiner Kette wog es 30 Pfund. Stöber, elsäß. Sag. No. 342.

Die gleiche Sitte, das Stierhaupt im Hause aufzuhängen, meldet aus Preußen: Kuhn, nordd. Sag. No. 328; aus Westfalen: Wöste in Wolfs Zschr. 1, 394; und Panzer, bayr. Sag. 2, No. 301, erwähnt die Thatsache, wornach man in Bayern den Stier lebendig gegen die Seuche begräbt. Drei getrocknete Ochsenköpfe hängen unter dem Giebel eines Hauses in Bairdbronn im Murgthale und durch jenes hat das W. Heer seinen Durchzug. Meier, schwäb. Sag. 151. Niederländischer Aberglaube besagt: Jemand in de Meeden (Holland) had een' paardenkop boven zyn varkenshot hangen ter bevordering van den groei zijner varkens. Wolf, Beitr. 1, No. 221. Ein Fröbild an der Beisener-Kirche in Würtemberg ist von drei steinernen Stierhäuptern umgeben: abgebildet bei Wolf, Beiträge 1, Tafel 1, Figur 3. Dies rührt daher, daß Freyrs oder Frö's Name zugleich auch eine eddische Benennung des Stieres war. J. Grimm in Haupts und Hoffmanns altd. Blätt. 1, 287. So erklärt es sich, daß sich in Childerichs Grab zu Doornyk 1653 ein goldenes Stierhaupt, mit dem neunspeichigen Rad auf der Stirne, als Amulet vorfand, wie man auch den Verstorbenen im Würtembergischen kleine Fröbildchen ins Grab mitgab; und die Stiere, die man diesem Gotte opferte, ließ Gregorius noch gelten, verwendete sie aber mild denkend zur Ehre christlicher Feste. Weitere Belegstellen hiefür: Wolf, Beitr. 1, XVIII. 113.

250. Härdlimann, oder das Geiſterfüllen bei Klingnau.

Der Weg vom Dorfe Kadelburg am aargauiſchen Rheine nach dem Städtchen Klingnau iſt wild und geht an vielen unheimlichen Stellen hin. Die Brücke daſelbſt am Steingraben, obſchon erſt vor zwölf Jahren neu aufgeführt, paſſiert man nicht gerne zu ſpäter Stunde; rechts und links iſt Wald, in der Tiefe ein großer Graben mit wenig durchſichtigem Dickicht, und weiter hinab beginnt das ſchon dem Namen nach ſchauerliche, unwegſame Girizmoos.

Ein reicher Betrüger, der den Armen durch Gewalt und Liſt ein Stück Land nach dem andern abgenommen, ſoll ſeit ſeinem Tode hier in verſchiedenen Geſtalten hauſen. Man hört ihn auch verſchiedenartig nennen; bald heißt er Härdli-Geiſt, und hat diejenigen Markſteine zurückzuſchieben, mit denen er zu ſeinen Lebzeiten hier die Grenzen ungerecht erweiterte; bald wieder ſoll es der Heiri von Zürich ſein, der den Bürgermeiſter von Zurzach im Walde erwürgte und deshalb hier hingerichtet worden iſt. Von ihm erzählt No. 351. Auch eine ganze Schaar gefallener Krieger, man weiß nicht deutlich, aus welchen Zeiten und Kriegsläuften, ſoll von hier aus einen traurigen Nachtumzug beginnen. Gar Vielfaches giebt man an. Folgendes aber iſt gewiß und hat ſich erſt in der Neuzeit begeben. Ein Maurer, Wenzi von Klingnau, mit ſeinem Hausnamen Küng geheißen, war die Woche über in der badiſchen Stadt Waldshut auf Arbeit geweſen und gieng nun am Samſtag zu den Seinen heim. Da er erſt um Feierabend von Waldshut aufbrechen konnte, ſo wurde es faſt Mitternacht, als er an jener Brücke vorbei kam. Er hatte ſie ſchon im Rücken, da er ein leiſes Stöhnen zu hören meinte. Er blieb ſtehen, und da er es aufs neue vernahm, kam ihm die Vermuthung, es möchte hier vielleicht ein Holzſammler, oder ein Wirthshausgänger in die Tiefe des verrufenen Graben geſtürzt ſein. Von Furcht wußte Wenzi nichts, er hatte ein ſehr mitleidiges Herz, und wie er ſonſt ein kühner und ſtarker Mann war, ſo wagte er es hinunter zu ſteigen. Als er ſich durch das Gebüſch hindurch gemacht hatte, rief er jener Stimme zu; aber niemand wollte ihm Antwort geben. Dies gefiel ihm doch nicht recht, und jetzt erſt — er hatte doch das Jammern vorhin ſo deutlich mehrmals gehört — kamen ihm die Geſchichten in den Sinn, die man ſich über dieſen Ort erzählt. Er ſtieg alſo wieder hinauf, um ſeiner Heimat zuzugehen. Nun aber hörte er hinter ſich drein traben und ſchnauben, und alsbald ſtand ein Füllen in der Nähe, das anſtatt ſcheu zu thun, ihm gerade nachzulaufen ſchien. Der Mann meinte einen guten Fang zu thun, ging

alſo ſein Sacktuch heraus, band es dem Füllen um den Hals und zog dies hinter ſich drein. Nicht lange, ſo that ihm der Arm weh und war das Tuch zu kurz. Er kehrte ſich um, es anders zu binden, aber unbegreiflicher Weiſe war in dieſem Nu das Füllen hoch gewachſen, und er hatte die größte Mühe, nur noch hinauf zu reichen, um ſchnell ſein Sacktuch wieder abzubinden. Nun entlief er; aber eben ſo ſchnell ſprang das immer größer werdende Thier ihm nach und war ſchon bis zum Entſetzlichen aufgeſchwollen, da er gerade jenes Kreuz bei Klingnau erreichte, an dem einige tauſend Kaiſerſoldaten verſcharrt liegen, welche bei dem im J. 1799 hier verſuchten Aarübergang ertrunken und unter den franzöſiſchen Kugeln gefallen ſind. Hieher flüchtete ſich der Mann, hier verſchwand aber auch das Thier mit einemmal. Voll Angſt und Schrecken betrat er endlich ſein Haus und erzählte ſein Begegniß. Was half's, daß ihm die Einen glaubten, und Andere es ihm beſtritten; krank war er heimgekommen und ſchon nach zwei Tagen ſtarb er.

Man ſagt auch, Wengi habe das eingefangene Füllen für dasjenige des Engelwirths von Klingnau gehalten und es bis in den Ort hinein geführt; ſobald er aber ſeinen Fuß über die Stallſchwelle geſetzt hatte, um es an den Barn zu binden, ſah er, daß er ein Weib an ſeinem Halstuch führe; er ließ das Tuch im Stiche und entſprang.

Bei J. W. Wolf, Nebenſtunden No. 8 ſchnauft dies Roß über das Haupt einer Frau herein, und im gleichen Augenblicke zieht eben aus dem Schnellerts die W. Jagd hervor. Dies ward 1758 endlich zu Protokoll erklärt. Wenn an die Stelle des zu Roß abholenden Todesgottes der abholende Teufel tritt, ſo weiſt doch deſſen Pferdefuß immer auf ſeine ältere Geſtalt zurück; und der ſeine Schlachtopfer reitende Thanatos iſt noch ſinnlich vorhanden in der Phraſe: der Teufel hat ihn geritten.

Das Reiten der Todten, oder vielmehr der Brauch, Leichen auf ein Pferd gebunden zum Begräbniſſe zu bringen, war im St. Galliſchen Rheinthale noch nach dem J. 1541 vorgekommen (Mitth. v. Arx, St. Gall. Geſchichte 3). Jenjenigen Waldtheil beim Dorfe Pratteln (Baſelland), in welchem die alten Gräber liegen, nennt man den Reitweg. Zürch. Antiquar. Mittheil. 2, 9. Dieſelbe Localbenennung kommt vor: Abthl. 1, No. 8, Egelſee auf dem Heitersberg. Die bekannte Todtenamer-Grabſchrift auf den Ritter Mollen: der iſt 1300 von hinnen geritten, thut ja vor ihn fleißig bitten — (Tſchudi, Unterhaltung. 1825. 2, 175) iſt alſo kein bloßer Scherz, ſondern es erinnert an den geſchichtlichen Ritt, den der Habsburger-Rudolf zu ſeinem Kaiſergrab nach Speyer antrat. Die Reichenauer-Chronik vom M. Blut, aus dem 11. Jahrh. ſtammend, läßt den Adeligen Rudpertus in der Gegend von Zizers bei Chur durch ein ſolches Todesroß zu Grunde gehen. Mone, bad. Quellen-Samml. pag. 73. Im 13. Jahrh. erzählt Otto von Freiſingen V. 3. den Untergang des Königs Theoderich als eine damals allbekannte Sage in gleicher Weiſe. So iſt das räthſel

Pferd genannt (Herrlein, hyppiatr. Sag. 232), das schwarze Handroß, das plötzlich verschwindet, nachdem man auf ihm zufällig aus der Feinde Handgemenge entkommen ist (Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 76). — Auf einem solchen Todesroße will der böse Gemahl sein frommes Ehgemeib dem Teufel zuführen, da aber verwandelt die Mutter Gottes zum Heil der Armen sich selber in dies Roß. Haupt, altd. Bl. 2, 79, No. 14. Der Jenaer-Professor Hrerich erzählt im Schiller-Album als Augenzeuge und Leichenbegleiter bei Fr. Schillers nächtlicher Beerdigung, plötzlich habe sich ein fremder Reiter dabei eingestellt, sei abgestiegen und sei dem Zuge von ferne bis an die Kirchhofsmauer gefolgt. Wer er gewesen, ist, trotz mancherlei Vermuthungen, bis heute nicht bekannt geworden. A. Stahr, Jena und Weimar, 1852 1, 85. Auch der griechische Charon wird reitend dargestellt, vgl. Göthe's neugriech. Lied Charon; und Platons Phädrus vergleicht des Menschen Seele einem Zweigespann, von dem das eine Roß dem Leben, das andere in entgegengesetzter Wendung dem Tode zustrebe. Der homerische Aelteste ist Nestor und wird daher der Roßebändiger genannt. Das durchs Fenster herein schauende Roß auf altgriechischen Grabdenkmälern hat schon Winckelmann (Denkmale 1, No. 19. 20) als das des Hades gedeutet.

231. Der Sandgrubengeist bei Frick.

Bei der Sandgrube am westlichen Abhang des Frickberges ließ sich zur Zeit, als man das Vieh noch auf die Weide trieb, ein Mann sehen, der einem Viehhändler glich, denn er hatte eine Geißel über die Achsel geschlungen und trieb das Vieh weg. Oft nahm er, nach der Versicherung der Weidbuben, die Gestalt eines Pferdes an, das, wenn man es fing und ihm den Zaum anlegen wollte, riesenmäßig anwuchs. Auch führte er diejenigen irre, welche in der Nacht oder früh vor Tag hieher kamen, das verlaufene Vieh zu suchen. So, sagt man, war einst ein Mann von diesem Felde weg auf den Schwarzwald hinüber gerathen nach Todtmoos, also fast 8 Stunden weit, und fand dorten mitten in der Kirche, während er glaubte, er sei noch immer auf der Wiese und suche seine Rinder.

232. Der Bachplätschi in Lengnau.

Das Lengnauer-Dorfthier kommt meistens in Gestalt eines schwarzen Pudels gelaufen, schwadert Nachts im Bache herum, sperrt die Brücke und spielt den Darübergehenden allerlei Possen. Es muß wandeln, bis es die ewige Ruhe verdient hat. Die Sage von diesem Bach- oder Nachplätschi ist im Surbthale genugsam verbreitet und reicht vom Dorfe Döttingen an der Aare bis zur Zürchergrenze,

allein über die wesentliche Bedeutung desselben ist man theils ungewiß, theils kümmert man sich nicht mehr darum. Ein älterer Mann hat sich darüber also erklärt.

Als zur Zeit der Reformation auch im Surbthale viele Leute sich der neuen Lehre zugewendet hatten und die beiden Glaubensparteien darüber in Unfrieden kamen, war in Döttingen ein General im Quartier, der sich für Zwingli's Grundsätze besonders eifrig zeigte. Er wollte endlich alle, welche hier noch im alten Glauben verharrten, zusammen in einer Nacht durch seine Soldaten ausrotten lassen und befahl den Neugläubigen, diese Mordnacht hindurch die Fensterladen ungeschlossen zu halten, und in ihren Stuben brennende Kerzen aufzustellen. Allein das Vorhaben wurde verrathen, auch die Katholiken zündeten Lichter an und die Sache schlug fehl. So weit nun damals die Vertilgung gehen sollte, von der Mündung der Surbe in die Aare, durch das Surbthal bis an die Zürchergrenze, muß jetzt der General als schwarzer Hund spuken. Eine andere Erzählung über den Ursprung dieses Gespenstes lautet folgendermaßen:

Pilatus, der wegen seines ungerechten Urtheils über den Heiland ruhelos wandeln muß und sich meistentheils in den nächsten Gegenden um den Pilatusberg aufhält, macht zuweilen seinem Gelobten Lande wieder einen Besuch und nimmt dann den Weg dahin allemal durch das Surbthal. Da er aber ein Unhold ist, so kann er nur in verwünschter Gestalt seinen Marsch antreten und zwar bald als Pferd und Füllen, bald als Kalb oder Hund. So erscheint er dann den Leuten, welche Nachts verbotene Wege gehen, oder betrunken aus den Wirthshäusern kommen, und da solche selten jemand friedlich vorbeilassen, so tragen sie denn bei diesen Begegnungen einen tüchtig geschwollenen Kopf davon. Auch jene Kiltgänger bleiben dabei nicht ungestraft, welche in den Sonntagsnächten gewöhnlich sehr spät von ihren Mädchen heimkehren und lärmend über die Brücke gelaufen kommen. Weil er das Schreien haßt, hat er auch den Nachtwächter schon gefoppt, der die Stunde ruft. Dieser fieng einmal in Unter-Lengnau ein ledig herumlaufendes Pferd in der Meinung, es sei einer der Schimmel aus der dortigen Mühle. Die herausgerufenen Müllerknechte erkannten es auch für das ihrige, allein sowie man es nahm, um es in den Stall zu thun, bäumte es sich und entsprang. Ebenso gieng es daselbst mit einem unvermuthet gefangenen Füllen; es ließ sich gutwillig bis zur Dachtraufe führen, da aber war es ihnen unter den Händen verschwunden und sie sahen sich geprellt. In Ober-Lengnau lief es als Kalb umher und riß zuletzt auf gleiche Weise dem Bauern wieder aus, der's an seinem Halstuche bis unters Dach

gebracht hatte. Zwei Weiber, welche am Bache des Nachts ihre Wäsche hüteten, sahen den Geist als Pudel im Wasser daher kommen. Die eine, die ihn für einen gewöhnlichen Hund hielt und verjagen wollte, mußte dies damit büßen, daß sie nachmals die Surbbrücke niemals mehr ohne die Begegnung dieses Unholdes passieren konnte.

Es ist Regel, daß ein Bräutigam zwei Wochen vor seiner Hochzeit Nachts nicht mehr die Dachtraufe seiner Wohnung überschreite. An diesen Brauch kehrte sich ein Lengnauer nicht, sondern kam während dieser Frist einst sehr spät von seiner Verlobten heimgegangen. Die Braut hatte ihn beim Abschied noch besonders gemahnt, nur auf der gewohnten Straße und auch da recht stille nach Hause zu gehen und mit Niemandem irgend ein Wort zu wechseln. Trotz dieser Warnung wählte nun der junge Wagbals nicht die Straße, sondern einen kleinen Fußpfad längs der Surbe. Hier stieß er auf einen Mann von seiner Größe, der ihm den Weg versperrte. Der Liebhaber ließ sich nicht lange aufs Fragen ein, riß einen Pfahl aus der nächsten Hecke und schlug blind darein. Aber bei jedem Streiche wuchs die Gestalt seines Gegners höher und die Augen wurden pures Feuer, während der Bursche so todmüde wurde, als hätte er sich selber durchgeprügelt. Als er endlich heimkam, war er wie ein Viertel geschwollen und ganz kahlköpfig geworden. Seit den letzten zwanzig Jahren will man den Bachplätschi nicht wieder gesehen haben.

---

253. Kaibenrain zwischen Oberflachs und Schinznach.

Ein Mann aus Schinznach war bei des Wildiküfers Tochter in Oberflachs zur Kilt gewesen (vgl. No. 327) und sah im Heimgehen einen schwarzen Mann, der um die blanke Mitternacht noch die Wiese zu wässern schien. Gleich trat unser Kiltgänger diesem ungewöhnlich „G'schaffigen" beherzt entgegen und wußte ihn bis zu jener Stelle zwischen Oberflachs und Schinznach hinzutreiben, die man den Kaibenrain nennt. Hier war der Wässermann plötzlich verschwunden, der Verfolger aber bekam zu gleicher Zeit drei so derbe Ohrfeigen, daß er umfiel. Als er wieder zu sich kam und fort wollte, fand sich's, daß er auf der einen Seite völlig gelähmt war. Dies geschah an dem Platze, welchen man Kaibenrain oder Roßberg heißt; eine Wiesenvertiefung in der Nähe ist die Rößligrube. Die Pferdeknochen, welche man hier früherhin gefunden, sollen davon herrühren, daß ein altes Volk alle seine Rosse zusammen an dieser Stelle erschlagen und verlocht habe.

Einem indischen Hymnus an Indras zu Folge haben diesem Gott drei Hindustämme Pferdehäupter auf dem Schlachtfelde geopfert. Kuhn, nordd. Sag. 490. Der Rosse Glieder und abgehauene Köpfe nageln die Germanen als Todtenopfer an die Bäume des Schlachtfeldes. Es ist daher eine folgerichtige Erzählung, daß wenn das W. Heer im Femme-Gärtli in Adelbach wohnt, eben an diesem Bache ein Roß ohne Kopf zugleich umher laufe. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 316. Ein Theil von solchem Rosse wird dem gewöhnlich zugeworfen, der dem W. Heere verwegen oder spottend nachruft (Abthl. III, No. 139). Gieb mir auch was! sagt einer, da fällt ein Pferdefuß aus der Luft herab. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 74. Der Nachtrabe giebt selber zu verstehen, daß er Lebensmittel mit sich führe und wirft, wenn man Halbpart sagt, einen Pferdeschinken herunter. Müller-Schambach, ndsächs. Sag. No. 96. Von diesem Roßfleischessen und Knochennagen erzählen Abthl. III. No. 135: „das Roß bei Wallbach". Meier, schwäb. Sag.: „Mucteeheer und Gwigjäger". Kuhn, nordd. Sag. pag. 3. 478. Harry, ndsächs. Sag. 2, No. 5. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 260. Es ist das dem Wuotan geheiligte Thier, das man an den öffentlichen Opfermahlzeiten zu seiner Ehre gemeinderweise verzehrte. Der Judiculus übet es seit Karl d. Gr. unter den kirchlichen Verboten auf, aber noch in den Hexen-Akten ist es ein stehender Inquisitionspunkt, und die Kirche selbst verehrte Roßknochen, ohne es zu wollen, unter den von ihr der Andacht ausgestellten Heiligengebeinen; solcherlei entdeckte G. Forster, Ansichten vom Niederrhein (Berlin 1791) 1, 103 unter den Reliquien der Kölner-Ursulakirche. Wenn die Hexe nicht täglich für sechs Kreuzer Schaden anrichtet, bekommt sie Nachts kein Roßfleisch zu essen, ist ein zum Sprichwort gewordener Aberglaubenssatz. Auf beiden Ufern des Oberrheins beißt jede Zahne auf dem Kirchenthurm der Gaul; Pferdeköpfe verzieren den Holzbau der Mecklenburger- und der oberbayrischen Bauernhäuser (vgl. Panzer, bayr. Sag. 2, 448); in Roßleinform backt unser Landvolk seine Weihnachtslebkuchen. Vgl. Oberdeutsches Gebildbrod No. 20. Die landschaftliche Stelle, wo das W. Heer auf der Geißwitz im Frickthale seine Rosse tummelt, heißt Reiterspiel (Abthl. III. No. 153), d. i. elades equitum, ein Name, der an die bayrischen Orte Roßhaupten, Thierhaupten erinnert. Dahin zielen unsere Teufelskeller und Teufelsküchen, die häufig Begräbnißstätten ganzer Geschlechter und alte Opferstellen sind; dahin gehört auch „der unerschrockene Schulmeistersohn" (Abthl. III. No. 133), welcher den Geistern kochen muß und dem dabei die Glieder eines Leibes zerstückt durch den Schlot herab in die Pfanne fallen. Eben dahin gehört auch der Schimpfnamen Koibenfresser, den sich ganze Gegenden und Gemeinden einander seit alter Zeit zutheilen. (Oberdeutsch. Gebildbrod No. 20). Zur Beruhigung des in dem Pilatussee wohnenden Todgeistes wird ein Pferd in dies Gewässer versenkt und seine Hufspuren waren auf dem Wagsteine des Pilatusberges in Mondform zu sehen. Cappeller, Hist. mont. Pilati 1767, pag. 8. Erblaßt die Erinnerung an die Bedeutsamkeit solcher Opfer, so gilt dann noch die Anekdote darüber, wie die Lallenburger ein Roß auf ihren Kirchthurm hinaufzogen und es drüber erdrosselten. Noch i. J. 1499 erforschten die Kriegsleute den Ausgang des andauernden Schwabenkrieges durch ein solches Opfer. Die Landsknechte warfen ein Roß, welches sie selbst bezeichnen sollte, und ein Rind, das den Schweizerischen galt, zusammen

in den Bodensee. Das Roß ertrank, da sprachen die Landsknechte: die Schweizer haben doch den alten Gott noch. Lenz, Reimchronik des Schwabenkriegs, ed. Dießbach (Zürich 1849) pag. 44 b. Die kegelförmigen Erdhügel bei Siders in Wallis, und bei Felsberg in Bünden nennt das romanische Volk Tombel de Chievals, Pferdegräber. Geologen sehen darin die Reste großer aus den Alpen gekommener Schlammströme (Escher, die Schweiz 1851, 515); Münster dagegen (Cosmographey, Basel 1567, pag. 764) nennt den Wiesenbühl bei der Stadt Chur Tumba de cavall und hält ihn für eine „anzeigung, daß vor zeiten die große hörr gelegen und den reisigen im ligen vil pferd vmmüz worden".

Zu den untergehenden und schon verdunkelten Sagen solcher Art sind diejenigen Rosse zu rechnen, die unter dem allgemeinen Namen der Stadtthiere noch erwähnt werden. Dahin gehören folgende: In Sitten, Kant. Wallis, spukt das dreibeinige Roß, bald Rappe, bald Fuchs. Schweiz. Bl. 1833. Ueber diese Mischfarbe vgl. Anmerkung: „Farbe und Tracht des W. Heeres Abthl. III, pag. 212. In der Sienen, im Walliser-Einfischthale, läßt sich ein gleiches sehen. Schweiz. Merkur 1835, 292. Ein Schimmel spukt beim Basler Bruderholz. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, 364. In Mannheim spukt der Trappgaul (Mone, Anz. 1837, 305), in der Straßburger-Ill das Rößlein mit drei Beinen. Stöber, Neujahrsstollen 1850, 38.

---

254. Der Schimmel auf der Gisliflub.

Ein Arbeiter aus dem jenseits der Gisli-Fluh gelegenen Dorfe Thalheim erzählt: In meinen jüngern Jahren, da ich noch tagtäglich über den Berg nach Aarau auf die Arbeit gieng, hatte ich mich einmal Abends auf dem Heimwege jenem Buchenwalde genähert, welcher die nördliche Bergwand bis zur Fluh hinauf damals noch viel dichter als heute bedeckte. Da sah ich in jener Gegend, wo die alte Gislikirche gestanden hat, ein Kalb ledig umherlaufen. Ich fieng es, band es an mein Tuch und zog es mit mir heimwärts. Aber bald hatte es sich wieder losgezerrt und da ich es frisch binden wollte, wuchs es nach allen Seiten in die Höhe. Jetzt schien es mir gerathen, das verherte Thier sein zu lassen und mich davon zu machen. Ich hatte diesen Vorfall schon vergessen, gieng wiederum desselben Weges und trug eine Hutte auf dem Rücken, da lief mir unten am Walde ein hübsches Füllen nach und legte endlich seinen Kopf schnuppernd auf meinen Tragkorb. Kaum aber hatte ich mich darnach umgeschaut, so schwoll es zu einem mächtigen Schimmel auf, blies mich mit einem heißen Athem an, und als ich ihm entkommen wollte, war mir der Weg mit hohen Wänden und Mauern verlegt. Zu meinem größten Schrecken aber sah ich ganz deutlich, wie ein Reiter auf einem Schimmel von der jähen Fluh her in dem engsten Waldpfade angesprengt kam. Seitdem hab ich mir es nicht wieder einfallen lassen, diesen Weg am Abend einzuschlagen.

(Vom Schimmelreiter handelt Anmerk. No. 161. 253. vom Schimmel dieſer Stelzkirche: No. 477.)

255. Spukende Roſſe.

Ein Bauer will bei Ober-Siggingen Nachts ein ledigaufendes Füllen fangen, und wird darüber in eine Miſtpfütze geſtürzt, in der er ſich bis zur Morgendämmerung herumarbeiten muß. — Auf dem Bettberge in der Nähe des Frickthaler-Dorfes Schupfart findet ſich allerlei Mauerwerk im Boden. Hier iſt eine Stadt untergegangen, zu der eine lederne Brücke geführt hat. Der Volksglaube ſieht Nachts noch ein Roß darüber weglaufen.

Am Werb- oder Webbichgatter zwiſchen Schupfart und Wegenſtetten lauft um Mitternacht ein reiterloſer Schimmel vom Waldberge her.

Geht man von Wettingen über Pfaffenbühl nach Otelfingen, ſo hört man auf dem Greyenbuck rufen „hopen". Da ruft nämlich jener erhängte Fuhrmann von Würelingen, den ſeine Verwandten hier verſcharrt haben. Er heißt Roßheiri.

(Ueber die ledernen Brücken handelt No. 428.)

256. Der Krümbihund am Roſt bei Siggingen.

Der Roſt iſt der Name eines ebenen Landſtriches der Gemeinde Siggingen, und ſoll das nordweſtliche Ende der alten Römerſtadt Vindonissa geweſen ſein. Da ſpukt nun ſeit alter Zeit ein großes Unthier mit Feueraugen, das man den Krümbihund heißt. Lange hatte der Glaube eine dortige Grube als einen Schatzkeller bezeichnet, an deſſen Eingang zwei goldene Engel Wache ſtänden. Im Jahre 1848 ſollte hier ein Neubau aufgeführt werden. Als man den Grund ausgrub, ſtießen die Arbeiter auf ſo gewaltige Römermauern, daß man ſie nicht wegſchaffen konnte und mit Pulver ſprengen mußte. Aber auch das gieng nicht vollſtändig, und gegen den eigenen Bauplan mußte man den Keller des neuen Hauſes auf die alten Grundmauern ſtellen.

257. Der Wälder- und Rhimd bei Kaiſerſtuhl.

Obigen Namen trägt das Stadtthier in Kaiſerſtuhl; es erſcheint als Hund und als Schwarzwälder-Hopenmann, das heißt in jener

alterthümlich schönen Tracht der Bauern aus der benachbarten Grafschaft Hauenstein am badischen Oberrhein bei Waldshut. Uebrigens gelten im ganzen Bezirk Zurzach die großen Hunde für geisterſichtig, ja für böse Geister selbst. Der Wälderma erschien sonst gewöhnlich bei der Zollstube an der Rheinbrücke, wo das alte Babeli gewohnt hat. Sie kannte ihn so gut, daß sie auf sein Anklopfen jedesmal in ihrer Stube drinnen sagte: Wezu das Klopfen, du kannst ja doch zu jedem Schlüsselloch herein. Gewöhnlich trat dann ein abgezehrter, stierblickender Mann ein, der gleich an den Ofen gieng und sich wärmte. Er antwortete nie. Im Franzosenkriege waren Appenzeller zur Deckung der Rheingrenze hier aufgestellt und ein paar Mann kamen auch zum Babeli in Einquartierung. Als nun der Rhima damals gerade auch einmal an die Thüre klopfte, schickte sie ihre Appenzeller zum Aufmachen. Aber diese entliefen mit einander, und seither war sie mit allen Soldaten verschont. Damals wagte man noch nicht, Nachts vom Rheine her Wasser ins Städtchen herauf zu tragen; heut zu Tage ist er ziemlich vergessen.

Wildermann heißt im Frickthal der langstielige Mistpilz, weil derselbe mit seinem Deckel und kahlem Stiel dem großen Hute der Schwarzwälder-Bauern mit ihrem kahlgeschorenen Langhals vergleichbar erscheint. Sonst heißt er auch Hütchen, ein bekannter Zwergenname, aus der Huttracht der Götter entnommen. Wie hier die Appenzeller-Besatzung vor dem Wildermä entläuft, so geschieht es der Basler-Besatzung in Aarau, da das „Aarauer Haldenbier“ Abth. VI., No. 244 erscheint. Ein gleicher Spuk wird aber auch den Aargauern selber nacherzählt. Im sogeheißenen Rapperswiler- und Arterkriege überließen sich am 2. Jan. 1656 die Zürcher Grenztruppen, die auf dem Bergrücken zwischen Reuß und Reppisch beim Aargauer Pfarrdorfe Oberwil aufgestellt waren, sorglos der Feier des Dreikönigtages, dieses durch den ganzen Kanton als Freudenfest geachteten Tages. Schon war die feindliche Besatzung von der nahen Stadt Bremgarten herangerückt, um sie im nächtlichen Dunkel zu überfallen, als ein über die Straße laufendes Thier einen solchen panischen Schrecken erregte, daß Alles taub gegen die Vorstellungen der entschlossenen Führer davon eilte und die Zürcher gerettet waren. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 180. Die Ortssage erprobt ihre Schreckmittel gerne an den Fremden.

---

258. Das Reinacher Dorfthier.

In Leeraw zeigt sich oft ein feuriger Hund und ein gespenstiges Gizzi. Beide sind ein und derselbe Dorfhund, der von Reinach über Gontenschwil und Rued hieher läuft. Als Hund kam's einst hinter einem Schnitter nach, der von der Sichellöse heimkehrte. Er lockte

denſelben und gab ihm ein Stück von den Küchlein, die ihm die Meiſterfrau heute zum Geſchenk mit eingeſteckt hatte. Nun wurde aber der Hund immer größer. Um von ihm loszukommen, wußte zuletzt der Mann kein anderes Mittel mehr, als ihm alle Küchlein auf einmal vorzuwerfen und ſchleunig zu entſpringen.

Dem Trottengeiſt in Frick No. 260 muß der Jäger das zum Luder für's Wild mitgenommene Schinkenbein, und dem Reinacher Dorfthier muß hier der Knecht die heimgetragenen Schnitterküchlein vorwerfen. Die Sage vergißt beizuſetzen, daß Jäger und Schnitter dieſes entweder zur Buße thun müßen, oder nachmals dafür um ſo wohlhabendere Leute werden, denn beide opfern hier dem ſogenannten Nahrungshund. Beiſpiele: die Hunde Hackelbergs und Herods kommen auf ein Jahr ins Bauernhaus gelaufen, laſſen ſich nicht mehr hinter dem Ofen vortreiben und werden dick und fett von lauter Aſchefreſſen. Folgendes Jahr, wenn ſie ihr W. Jäger wieder abgeholt hat, iſt ein ſolches Haus voll Milch und Butter. Hannoveranerſage in Wolfs Zſchr. 1, 100. Sie legen dem Gutmüthigen einen Klumpen Goldes: Kuhn, Nordd. Sag. No. 2. Auf der Brüniſried-Allmend, Kant. Freiburg, überraſchte der Nachtjäger den Peter Roth. Eine Menge Thiere kamen des Weges; darunter geſiel ihm ein kleines gefleckles Hündchen am meiſten. Er ſteckte es in die Rocktaſche, trug's heim und machte ihm ein Neſtchen auf der Ofenplatte. Als er aber am folgenden Morgen nachſah, fand er ſtatt des Hündchens nur einen Roßapfel im Lager. Kürnlin, in Henne's Schweiz.-B. 1832, 2te Hälfte. Der Hundstrog an den drei Schlöſſern Wartenberg, bei Muttenz in Baſelland, wird ſchon 1444 urkundlich genannt; er hängt angeblich damit zuſammen, daß die Hunde täglich dorten die Speiſen auf die drei Schlöſſer hinauf tragen mußten. Lenggenhager, Schlöſſer in Baſelland, 250.

---

259. Das Duſſeli bei Moosleeraa.

Das Duſſeli iſt ein kleines Hündchen, das ſich bei Gewittern häufig im Surenthale zeigt. Um Moosleeraa ſieht ein Mann nach einem heftigen Regen zum Fenſter hinaus und erblickt ein Hündlein, welches er für das ſeines Nachbarn hält. Er ruft ihm „Duſſeli-en, da!“ allein das Thier entweicht, und da der nächſte Bach, über den es ſetzen will, eben zu breit angelaufen iſt, ſo ſchwillt es ſelbſt am Ufer zu einer ſchwarzen Mannsgeſtalt auf, geht in einem Schritte drüber weg und iſt da auf der ebenen Wieſe ſo plötzlich verſchwunden, daß des Bauern herbeigerufenes Weib ſchon nichts mehr davon zu ſehen bekommt.

Es iſt verführeriſch, in der Deutung des Namens Duſſeli Grimms Myth. 487 zu folgen, welcher die alta. Aſſimilation Thuſi aus Thurs

(Riese) nachweist und den norwegischen und Salzburger Nachtgeist Thusselin und Tussel daran reiht, um dann beide auf den Riesennamen bibax zu beziehen, welcher als der weingierige Durst auftritt, gleichwie der Jötr der essgierige Riese ist. Unsere Sammlung, Abthl. III., No. 140 weist auch wirklich diesen Riesen in dem Töst nach, jedoch nicht als esuriens, sondern als audax; unser Dürst als W. Jäger gehört zu torreo und gestorbe, und stellt sich dar als der Erfrechte. Der hier vorliegende Name des Gespensterhundes Dusseli steht nach Form und Sinn zur selben Wurzel wie unser Dussel und dusseln (schläfrig, betäubt). Duseliges Getränke ist uns ein trübes unlauteres, düsig Wetter heißt in Lübeck eine neblige Witterung. Düsmig und düsmig ist bayrisch so viel wie matt, schwach, trübe. Die Bedeutung und Wurzel liegt also in unserem düster. Dodobrig ist oberdeutsch hartthörig, taub, betäubt; Dusle ist schweiz. ein betäubender Schlag auf den Kopf. Daher heißt auch der Nachtgeist auf der Salzburger Alp Dusel. An die welschen Hausgeister Dusii zu denken, wie Mone, Gall. Sprache 185 thut, ist für unsern Zweck Verschwendung; gleichwohl entgeht mir nicht bei dem vorliegenden Hund, der mit einem Schritte über den breiten Bach springt, die in Grimms Jr. Gl. CIX. aus Ducange citirte Stelle über den die Kinder und Hausthiere schädigenden Wassergeist, welcher equaticus vel dusiolus genannt wird.

---

260. Der Trottengeist in Frick.

Früher getraute sich kein Bürger bei Nacht in der Fricker Gemeindetrotte Trauben zu pressen. Denn die Alten berichteten von einem häßlichen hagern Manne, der dem Arbeiter Wasser in die Mostbütten schütte, das Preßbett falsch stelle, und jeden, der ihm dies wehren wolle, ungeschaffen mache, daß man ein Ansehen bekomme, wie eine aufgeblasene Kalbshaut. Jedesmal, wenn die Mutter von dem Ungeheuer erzählt, macht sie die Kinder auf dessen Gewalt aufmerksam, sich in alle möglichen Gestalten wandeln zu können, und ermahnt die Kleinen, wenn sie des Nachts etwa beim Krämer noch Kaffee holen, und also gerade bei jener Trotte vorbeigehen müssen, sich ja fleißig zu bekreuzen, damit ihnen der Geist kein Leid zufüge. Ich rede, spricht sie, aus einer traurigen Erfahrung! denn der Vater gieng einmal zur Nachtzeit aus dem Hause und eben auch an jenem Orte vorbei, ohne daß er sich mit Weihwasser besprengt hatte, da sah er den gefürchteten Geist in Riesengestalt herzutreten, in der Hand einen Spieß, einen Weidsack umgeschnallt und einen Dreiröhrenhut auf dem Kopfe. Der Anblick war so schreckhaft, daß der Vater in eine stundenlange Ohnmacht fiel. Als wir ihn fanden, war ihm der Kopf bis zur Größe eines Viertels angeschwollen, die Augen feuerroth aufgetrieben, und athmen mußte er, als läge der ganze Homberg auf ihm.

Aber nicht nur deshalb iſt der Geiſt gefürchtet, auch durch Stehlen ſetzt er die Nachbarn in Beſorgniß. So nimmt er im Sommer die reifen Kirſchen frech von den Bäumen, ſchüttelt im Herbſt die Birnen und nicht ſelten holt er dem Büchſenſchmied noch die Weihnachtsnuß aus der Obſtkammer; und was er dabei nicht ſtiehlt, das ruinirt er doch. Er wirft die Ziegel von den Dächern, würgt die jungen Hühner vor dem Fenſter ab, knickt die Pfropfſchößlinge, ſchlägt die Scheiben ein, macht die Schweine krank, und plagt das Vieh dergeſtalt, daß ſie in jedem Stall einen Schafbock halten müßen. Die Unterdörfer wollten einſt dem Uebel abhelfen und den Geiſt durch Kapuziner beſchwören laſſen. Allein dieſelben konnten ihm nichts anhaben, ſo ſehr Alles betete und ſo gut ſie ihn auch ſiengen. Schon trugen ihn vier Männer auf einer Miſtbahre im Kupferkeſſel in den Wald. Betend giengen die Kapuziner dahinterher; als einer der Träger unter der immer ſchwerer werdenden Laſt leiſe zu ſeufzen anfieng: „Daß dich der ——!“ und wie vom Sturmwind ergriffen flog der Keſſel in die Höhe — wohin? weiß Niemand. Der Geiſt aber hatte wieder ſeine alte Wohnung bezogen und that nun ärger als zuvor.

Auf dem Schloſſe — ſo heißt ein Theil des Dorfes — gilt er auch als ein guter Wetterprophet, und ſo oft die Witterung ändern will, bläſt er der Hebamme das Feuer auf dem Herd aus oder fährt brennend durch den Schornſtein.

Die Geſtalten, in denen er ſich heute noch am öfterſten zeigt, ſind folgende. Als rother Hund mit baumlangem Schweif kommt er mit großem Geräuſche durch den Bach herauf, hütet die Brücke und läßt niemand darüber, und verſchwindet dann unter der Laube eines benachbarten Hauſes, wo er überhaupt ſeinen Aufenthaltsort haben ſoll. Sein Herankommen gleicht dem von vier Pferden in der Schwemme. Ein andermal reitet im Heibalderbach ein Mann mit Degen, Dreiſpitzhütchen und einem langen Mantel auf einem Schimmel. Sein Weg geht immer im Bache von des Maurers Haus im Hinterdorfe bis hinab zur untern Trotte. Bei dem Hauſe an der Brücke reitet er dann wie ein wachhaltender Offizier auf und ab. Einſt gieng ein Jagdliebhaber Morgens vor Tag auf den Anſtand und kam auf ſeinem Wege hinter den Baumgärten des Dorfes an dieſe Stelle. Er ſchleppte ein großes Schinkenbein hinter ſich her, das er den Füchſen als Luder legen wollte. Hier ſtand er plötzlich vor dem Schimmelreiter, das Roß that ſo ungeſtüm und bäumte ſich, als wollte es ihn in die Erde treten. Der Reiter ſchwenkte plötzlich, und der Jäger kam mit dem bloßen Schrecken davon; aber ſein Schinkenbein hatte er in der Angſt verloren.

261. Dorfpudel in Wettingen.

Das Herrengäßli wird jener Theil des Dorfes Wettingen genannt, in welchem die Kloſtergeiſtlichkeit des zunächſtgelegenen Stiftes Wettingen einige Häuſer beſaß. Hier hält ſich der Dorfpudel auf, den man für den Geiſt eines Selbſtmörders hält. Er läuft mehrere Wege, jedoch in ſehr regelmäßiger Richtung. Er geht auf dem Fußwege im Biſang nach dem Wirthshaus zur Sonne, dann vom Steingäßli her am Abhange des Lägerenberges bis zur Neuen Trotte, endlich vom Ackerfelde Langenſtein in die Landſtraße. Von da aus läuft er gegen die Stadt Baden bis zur alten Brücke beim ehemaligen Kreuz, wo ein ähnlicher Nachthund mit ihm zuſammentrifft, welcher von den Kleinen Bädern in der Unterſtadt herkommt. Der Dorfpudel iſt groß und ſchwarz und ſeine Augen leuchten.

Nicht mehr einig iſt man über die Geſtalt des Wettinger-Bachflotſchi; er gilt jedoch auch für einen Hund, hält ſich aber nur im Dorfbache auf und macht ſich da durch Schnauben und Plätſchern bemerklich.

---

262. Der Bergſchwarz.

Zwei Brüder hüteten zu Birrwil einſt in einer mondhellen Nacht einen Birnbaum, deſſen reifende Früchte ihnen ſchon öfters geſtohlen worden waren. Da erſcheint der verſtorbene Nachbar, Bergſchwarz geheißen, und beginnt an den Markſteinen zu pickeln und zu rücken. Der ältere Bruder ſieht ihn zuerſt und ſagt's dem jüngeren; kaum haben ſie beide das Geſpenſt erblickt, ſo verſchwindet es, und ein großer Hund ſpringt ſo dicht an Beiden vorbei, daß er dem einen über die Beine gelaufen wäre, wenn er ſie nicht eben noch an ſich gezogen hätte.

---

263. Das Hölenthier bei Oberfrick.

Unterhalb der Gipf, einem Dorftheile der Gemeinde Frick, wohnt das Hölenthier und wird da manchen Leuten hinderlich, die über das Ebnatfeld gehen wollen.

Zur Zeit da die Schweden im Frickthale lagen, ſollte eine Stafette vom obern Jura her nach Frick hinab ins Quartier Bericht bringen; beim unterſten Hauſe in der Gipf angelangt, hielt der Reiter rathlos ſtill. Hier ſcheiden ſich die Wege, und noch dazu war es nicht Morgen.

Von der Scheune her hörte er aber den Schall eines geschwungenen Dreschflegels, er pochte also ans Thor und befahl zu öffnen. Als der Bauer mit dem Dreschflegel heraustrat, befahl ihm der Reiter, unverweilt sein Roß an den Zügel zu nehmen und mit ihm nach Frick zu gehen. Der erschrockene Bauer gehorchte. So kamen beide in der Dämmerung bis zu jenem weiten Graben unterhalb Gipf, den man Höle nennt, das ist Hohlweg, weil hier ehedem ein Karrweg durchführte. Hier machte sich damals schon das Hölenthier gefährlich, wenn man vor Morgenläuten passieren wollte; deshalb ließ nun der Bauer den Zaum des Rosses aus der Hand und trat zurück, um zu sehen, wie der Reiter über den verrufenen Platz kommen werde. Allein dieser vermuthete eine Arglist und es kam zwischen Beiden zum Streit. Da der Schwede drohte und zur Waffe griff, so schlug ihn endlich der Bauer mit dem Dreschflegel todt. Der Getödtete muß seither an dieser Stelle als ein Hund spuken, welcher Augen wie Pflugräder hat. Unbeweglich legt er sich quer über die Straße, damit man stolpere; schlägt man mit dem Stocke nach ihm, so setzt es einen geschwollenen Kopf ab. Er hat seinen Lauf von des Hegels Haus, gegenüber der Kapelle, bis zum Fußweg dahinter, und Hegels Mädchen, ein Fraufastenkind, hat ihn gar oft vom Fenster aus gesehen. Wenn unser Schneider vom Kornberg her Nachts diese Richtung heimwärts einschlug, so ist ihm sogar der Ellenstab unter dem Arm weggezogen worden. Der Geist erscheint auch als ein hagerer langer Mann mit einem breitkrempigen Wollhut auf dem Kopfe. Mit heftigem Windsgeräusch kommt er gegen die Leute hergefahren und nimmt ihnen den Hut vom Kopf. Von dem Holzenstöckli an, einem Wegkreuze, huckelt er ihnen auf und läßt sich bis ins Dorf tragen. Ein Frickerbauer, der etwas zu tief ins Weinglas geschaut hatte, forderte den Geist im Heimgehen heraus. Dieser erschien in Gestalt eines Geistlichen in einem langen Schwarzrock, das Läppchen um den Hals und einen Dreispitz auf dem Haupte, wie die Ortspfarrer im vorigen Jahrhundert einhergiengen. Unschädlich verschwand er sodann.

Auch der Erlisbacher Dorfhund ist ein gewesener Ortspfarrer (Abthl. III. No. 95.) Der Abt des Klosters Drübeck erscheint gleichfalls als grauschnauziger Hund. Pröhle, Unterharz. Sag. No. 230. Ueber diese „Hunde Gottes" vgl. Haupt Ztschr. 6, 117. Ein westfälisches Wort sagt: der Welthund ist überall. Wolf, Ztschr. 2, 99. Er gehört einem Schimmelreiter Weltsjäger. Meier, Schwäb. Sag. No. 125. So oft die weizende Herrenköchin, eine spukende Pfarrermagd, den Leuten erschien, war's „ein schwarzer Pudel mit einem buttawinzigen weißen Brustfleck", ein Zeichen,

daß der Geist noch zu erlösen wäre. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 50. Vgl. die Alte Köchin, I. pag. 152 unserer Sammlung und ebenda pag. 214, die Scheckigen Geister.

---

264. Der Lädelinugger-Xaveri von Tägerig.

Vor mehr als einem Menschenalter wohnte zu Tägerig in den letzten Häusern, die an der Landstraße gegen Mellingen hin liegen, ein gar armer Mann. In seiner bittern Verlassenheit sagte er dem katholischen Glauben ab, ohne daß dieses sein wirklicher Vorsatz gewesen wäre, und ebenso, ohne es selbst zu wollen oder einzusehen, verschrieb er sich leichtsinnig dem Teufel. Der Schneidergeselle, der damals bei ihm zu Miethe wohnte, hat erzählt, wie dies zugegangen ist. Ein schwarzgekleideter vornehmer Herr, an dem außer einem krummen Fuße gar nichts auffallendes war, trat eines Tages in seine Stube. Er gab sich für den Geschäftsreisenden eines kaufmännischen Vereines von Zofingen und Basel aus, für welchen er in der katholischen Schweiz Subscribenten zu sammeln habe. Unter der Bedingung, daß man die Heiligen abschwöre, keine Messe höre, aber diejenigen Tractätlein verbreite, welche einem vom Vereine zugeschickt würden, ward einem jeden Antheilhaber ein entsprechender Wohlstand garantirt und dem Bedürftigen Unterstützung zugesagt. Der Reisende zog dabei ein Buch hervor und las daraus eine große Namensreihe besonders von reichen Zofinger-Geschlechtern ab, die alle längst Mitglieder dieser ausgedehnten Gesellschaft seien. Der arme Bauer merkte zwar, daß dies nur Namen von lauter Reformirten seien und kein Katholischer sich drunter finde, indessen werde, meinte er, was so vornehme Kaufherren vortheilhaft finden, auch einem gemeinen Manne behilflich sein. Und da von keiner weitern Einlage hier die Rede war, so nahm er jenes Subscribentenbuch und schrieb seinen Namen zu den anderen. Dafür bekam er sogleich zwei verschiedene Dinge in sein Haus, die er vorschriftsgemäß verwenden und behandeln mußte. Das erste waren die Bildnisse sämmtlicher Mitglieder des Vereines; er mußte sie zusammen in ein verschlossen gehaltenes Gemach hängen und täglich nachsehen, ob sich an keinem einzelnen Porträte etwas verändere. Denn ein solches Bild, dessen Farbe schwinde, bezeichne das dem Verein untreu werdende Mitglied, und jenes, welches gar zerreiße und verlöchere, künde des betreffenden Mitgliedes Tod an, welcher als Strafe der Untreue unausbleiblich erfolge. Zum andern bekam der Bauer ein eignes Thier ins Haus, welches der Geldschißer hieß und ebenfalls seinen eignen finstern Winkel in der Wohnung ange-

wiesen erhielt. Wie man den Legehühnern immer ein Ei läßt, so mußte man demselben alle Abende ein kleines Geldstückchen unterlegen, dann wuchs dies über Nacht zu einem ganzen Haufen gleicher Münzen an und man konnte sich alle Tage die Tasche füllen. Jedoch durfte man stets nur eine gewisse Summe und ja nicht alles zugleich dem Thiere wegnehmen, denn damit wäre dieses entkräftet worden und man hätte ihm sogleich selber nachsterben müßen.

So hielt es denn nun der Mann lange, beobachtete seinen eingegangenen Vertrag und lebte in Wohlstand. Allein späterhin erkrankte er an einem langwierigen und seltsamen Uebel, und ebenso eigenthümlich und geldfressend waren die Mittel, welche ihm die Aerzte dagegen verordneten. So mußte er z. B. tagtäglich zehen Pfund Anken auffessen, also einen ganzen Marktkübel, und dazu eine Flasche Leberthran trinken. Daß diese Quantitäten wirklich täglich ins Haus geschafft wurden und des Abends regelmäßig aufgebraucht waren, dies hat der Schneider selber bemerkt, der damals bei ihm in Miethe war. Allein der Kranke besserte sich nicht, er quälte sich vielmehr mit Vorwürfen, daß er von seinem alten Glauben abgefallen sei, und redete manchmal davon, wie er den ersten Tag seiner Genesung dazu anwenden werde, wieder in die katholische Dorfkirche zu gehen und eine Messe lesen zu lassen. Er kam jedoch nicht mehr aus dem Bette und entschloß sich endlich, an den Verein nach Zofingen zu schreiben und diesen um eine Pille gegen sein Leiden zu bitten. Indessen hatte man in Tägerig schon erfahren, in welchem Verhältnisse er mit den Stündlern in Zofingen stehe, man fieng deshalb die von dorther kommende Rückantwort beim Briefboten auf. Darin war dem Lädeliguggers-Xaveri gemeldet, man werde ihm künftigen Freitag um drei Uhr die verlangte Pille überschicken, die so groß sein solle wie eine Bombe. Die Gemeinderäthe zerrissen hierauf diesen Brief und begaben sich am anberaumten Freitag in das Haus des Patienten. Er lag in der hintern Kammer und ließ niemand zu sich herein. Sie warteten also in der Stube bis um drei Uhr; da ließ sich plötzlich ein dumpfer Schlag hören, als ob in stundenweiter Entfernung ein Geschütz abgefeuert würde, und aus der Kammer her zugleich ein kurzes Geächze. Als sie hinein drangen, lag er getödtet im Bette, kein Tröpfchen Blut floß, aber Nase und Mund war zerschossen und das ganze Gesicht geschwärzt von Pulver. Zugleich saß unter der Bettstatt eine riesige Kröte und blieb so lange drunten, bis der Mann begraben war, dann marschierte sie in Gesellschaft eines unbekannten schwarzen Hundes, der mit einem Male zum Vorschein kam, zum Haus hinaus. Nun läuft in der Häuserreihe, die nach Nesselnbach hinliegt,

ein ſchwarzer Hund mit blutrothen Augen durch die Gaſſe und weicht vor niemand zurück.

(Vgl. No. 267.)

---

265. Verſchiedene Dorfhunde. a — s.

a. An der Zurzacher-Straße beim ſogenannten Brünneli liegt Nachts ein gewaltiger Mann quer über den Weg; man muß über ihn hinwegſchreiten. Andere ſehen an der gleichen Stelle ſtockſteif einen Hund. Aber er und der Mann fahren krachend in den Wald hinein, ſobald man flucht. Man hat an dem einen rothe Strümpfe bemerkt, übrigens iſt er ſchwarz.

b. Am Grütt, nahe beim Schachen, wo der Waldweg nach Neckingen führt, hat eine Familie in der Einöde gewohnt; aber der furchtbare Lärmen eines Nachthundes vertrieb ſie; derſelbe liegt an der Kreuzlikapelle in Neckingen, und läuft des Nachts um die ehedem dazu geſtifteten Landgüter, welche Gotteshöfe heißen; er trägt einen beſonders großen Schinnhut, ſeine Augen glühen und ſind groß, wie ein Teller.

c. Letztes Jahr am Oſtervorabend waren zwei Burſche auf ihrem Heimgange nach Dettingen, als plötzlich der Dorfpudel zwiſchen ihnen lief, pechſchwarz, in der Größe eines Maſtkalbes. Aber am Steg, der über den Bach führt, mußte er ſie verlaſſen. Seinen gewöhnlichen Standpunkt hat er beim Nußbaum am untern Ende des Dorfes gegen Klingnau hin.

d. In Obermumpf heult der Angerhund; es ſetzt einen geſchwollenen Kopf, wenn man dabei zum Fenſter hinausſchaut. Der Schloßhund daſelbſt und in Münchwiler zeigt durch ſein heiſeres Bellen ſchlechtes Wetter an.

e. Der Dorfhund in Muri iſt der Schloßherr jener Burg, die im dortigen Heiterech-See (No. 19.) verſunken liegt; er läuft zwiſchen der Bächelematten und Täfelitanne im Tüfelsgäßli.

f. Der Dorfhund in Wohlen wirft auf einer Wieſe unterhalb der Jeleriſchen Fabriken die Vorbeigehenden zu Boden.

g. Das Dorfthier zu Denſchbüren läuft in Hunde- und in Stiergeſtalt um und heißt Langbörl. Beherzte Nachtwächter haben ſchon nach ihm geſchlagen, doch war's, wie wenn man in einen Aſchenſack hane.

Vgl. Müllenhoff, die aſchenfreſſenden Hunde der W. Jagd, und Kuhn über dieſelben, in Haupts Zſchr. 6, 117. Lavater, Von Geſpänſten (Zürich 1578) Bl. 135 b.: Etwan hat einer vermeint, er habe vff das vnghür

ghauwen, da ist im nit anderst gsyn, dann er habe in ein lind küsse gehauwen.

h. Straßenhund heißt auf der Kreuzstraße zwischen Aarburg und Zofingen jener Berner-Bauherr, der zur Anlegung der neuen Postwege ins Aargau gesendet war und dabei die Bauern um ihre Grundstücke betrog. Jetzt zeigt er das schlechte Wetter an.

i. Der Bornhund läuft mit seinem W. Jäger und auch allein auf dem Bornberge und um Aarburg herum; er trägt ein Schellenhalsband und klingelt laut, wenn das Wetter wechseln will.

k. Der Baschishund in einem Hause zu Wallbach trägt eine rothe Mütze und soll ein heidnischer Edelherr sein, der hier die Kriegskasse vergraben. Einmal ist er auch als ein Jäger, den Federbusch am Hute, am Tage durch die verschlossenen Thüren des Hauses geschritten. Vgl. No. 155

l. Der schwarze Dorfhund in Tegerfelden kommt in der Sylvesternacht von der Schloßruine herab, bis zu des Rief Büngerte (Baumgarten) an der Surb; legt sich den Leuten mit den Vorderpfoten auf die Schultern und sprengt sie umher, bis sie halbtodt sind. Dem Wächter soll er zwar auch, aber schadlos nachlaufen, dieser muß jedoch das Ungethüm dann eine Strecke weit „chretzen", d. h. wie einen Tragkorb über die Achsel hernehmen. Er ist schwarz und trägt ein hochrothes Halsband. An Sommertagen badet er in der Surb beim Cheibengraben. Vgl. No. 167.

m. Eine allgemein gültige Redensart sagt „heulen wie ein Trübelhund." Es ist damit der gespenstische Hund gemeint, der allenthalben in den Weinbergen unter verschiedenartigen Namen haust.

n. Der schwarze Hund läuft zu genau bestimmten Fristen durch die Dörfer Stein und Möhlin nach Basel; er ist ein ehemaliger Fuhrmann.

o. Zwischen Obermumpf und Schupfart geht auch ein Thier, bald Hund, bald Katze, seinen gewiesten Weg. Man heißt es die Rochelenmoor. Vgl. No. 89. Wenn es aber von der Bühlmatt zu Schupfart durch des Martinis Gaß und des Linggen Schopf läuft, hat es den Namen Pudelhund und Bachpflätschi. Ein solcher Pflätschi wandelt im benachbarten Dorf Hellikon bis zu des Baschis Haus. —

p. Das Jonenthier im Freienamte ist von vielfach wechselnder Gestalt und hält sich nicht blos im Jonengewässer, sondern überhaupt im oberen Freienamte auf. Es hat hervorquellende rothe Augen von besonderer Größe und sein Rücken ist blutunterlaufen.

q. Das Dorfthier in Kulm ist ein so geselliges, daß es die Leute in ihrer Behausung heimsucht.

r. Das Zofinger-Stadtthier iſt ein Hund in der Größe eines Kalbes. Seine Farbe iſt brandſchwarz, ſeine Haare ſind zottig und rauh, ſie reichen bis zur Erde, das Rund ſeiner Augen gleicht einem glühenden Teller. Er läuft in den heiligen Nächten von der Oberſtadt hinab über den Kirchhof zur Kellnerei. Wer ihn erblickt, bekommt einen gebunſenen Kopf, wer ihn ſtreift, ein böſes Bein.

In Niederwil im Wiggernthal wird dieſer Hund das Mätteli-thier und Rollenthier genannt. Er ſtreicht auf dem nächſten Bergrücken bis zum Hölzli, und bei einem dortſtehenden Hauſe ſteckt er ſeinen Kopf in die Küchenthüre hinein. Im Walde von Ryken nach Niederwil läßt er ſich in Begleitung eines Herrn und einer Dame ſehen. Man darf nicht nach ihm deuten. Einem Manne erlahmte in dem Augenblicke der Arm, als er die Hand gegen die Matte hin richtete und zu ſeinem Begleiter ſagte, dorten hat geſtern der Mätteli-hund gebrüllt. Sein Name verräth Zuſammenhang mit dem reichen Schloßvogt Metteli, No. 131.

s. Der Bachpfadeli, auch Bachpflotſchi geheißen, läuft zwiſchen den Frickthalerdörfern Wölfliswil und Oberhof und hockt unter dem dortigen Brücklein. Wer da Nachts darüber geht, ſieht oft ſtatt ſeiner, zwei Mädchen drunten im Waſſer ſitzen.

Wart, es ſteigt der Blutſchik (der Blutſchige) herauf! ſo warnt man in Tirol die Kinder vor dem Spielen am Waſſer (Wolf, Ztſchr. 1, 237. No. 25.); alſo iſt derſelbe „pflotſchende“ oder plätſchernde Waſſergeiſt damit gemeint.

Zwei Geiſterhunde hüten nach indiſchem Glauben die Todtenbrücke Chinvat und begleiten den Todesgott Yama (Spiegel, Aveſta 1, 192), ſie ſind vieräugig und buntſcheckig. Ebenſo benimmt ſich der Trottengeiſt in Frick No. 260 als rother brückenhütender Hund. Der Vogt von Andermatt prellt den Teufel, der ihm die dreizehnte Brücke (die jetzige Teufelsbrücke) über die Reuß geſchlagen hatte, damit um die erſte hier paſſierende Sennenſeele, daß er einen rothen Hund, dem er einen Kupferkeſſel (Käſekeſſel) an den Schwanz gebunden hat, zuerſt hinüber jagt. Den anſchwellenden Bach in einem Schritte überſchreitend zeigt ſich das Hündlein Duſſeli. No. 259. An der Runſe (Wildwaſſer) in Häpingen ſpukt das Landesgeſpenſt der Ruſelihund, ein gräulich Unthier mit zerbrochener Kette. Blumer-Herr, Kant. Glarus, 316.

---

266. Die Störche zu Veltheim.

Wer den heiligen Störchen und Rauchſpiren Leides thut, der lebt nicht lang und kommt einſt zu unterſt in den Rollhafen. So wiſſen auch die Störche bei ihrer jährlichen Wiederkehr genau, ob derjenige noch am Leben iſt, der ihnen in frühern Jahren Gutes oder Böſes

gethan. Regelmäßig mit Petri Stuhlfeier (22. Februar) erſchienen die Störche ſonſt zu Veltheim und niſteten. Da geſchah es, daß ihrer einer auf den benachbarten Schloßwieſen zu Wildenſtein herumlief und drüber vom dortigen Lehensbauern geſchoſſen wurde. Im Dorfe hatte man großen Abſcheu vor dieſem Frevel und um ſo eher merkten ſich die Leute Tag und Jahrgang dieſer Begebenheit. Petri Stuhlfeier kam wieder, ein ganzer Sommer gieng vorbei, ſo vergiengen zehn Sommer; nie mehr hatten ſich ſeitdem die wohlbekannten Störche hier wieder blicken laſſen. Da ſtarb im zehnten Winter jener neidiſche Schloßbauer, und mit nächſtem Jahre waren auch die alten Dorfſtörche wieder da. Und man ſagt, daß von da an alle Abende die Kinder dorten auf den Kirchhof gegangen ſeien, um die Thiere noch zu Nacht beten zu hören. Reime im Aarauer-Tagblatt (1855 No. 50) lauten darüber:

All Johr am Petri Stuehlfier-tag,
zwor mängist nit grad äffe schlag,
do chunnt, er blibt üs gwüss nit äs,
es gnat und sprecht zum stuehl es hüs.
er luegt de winter o und seit,
ehs pfingsten ist, bist z'bode gleit!
do butze d'schwalmli d'nestli üs,
d'ambeissli flicke flink am hüs,
und d'lerche juble, 's got der spier,
vor lüter freud und früehligs-fier.
blos d'möntsche luege müdig dri,
es gäb's für sie kei sunneschi,
es b'reicht 'ne's nit noh ihrem schnitt,
sie singen eusem herrgott nit.
drum glaubt der storch, sie chnubie dra:
wie jeder All's chonn einzig ha.

Wenn das Storchenpaar ſein friſches Neſt bezogen hat und brütet, erſcheinen oft noch ein bis zwei Paare fremder Störche, welche dasſelbe Neſt gleichfalls in Anſpruch nehmen wollen. Dann ſind die Neſtſtörche genöthigt, zu faſten, und müſſen wie Belagerte eine Hungersnoth aushalten, wenn ſie nicht während des Ausflugs ihren Wohnſitz an den Feind verlieren wollen, der ihn tagelang ſcharf bewacht. Als in Baſel ein gleicher Neſträuber den Storch auf dem dortigen Rathhauſe bedrängte, ſtieg ein alter Rathsherr zuoberſt auf die Zinne hinaus, und ſchoß den Eindringling mit einem Piſtol zuſammen. Er wollte, ſagt man, damit nicht nur dem gekränkten Rechte Beiſtand leiſten, ſondern, wird hinzu geſetzt, auch den Mitbürgern beweiſen, daß in dieſer Stadt die Todesſtrafe, die auf vorſätzlichem Mord ſteht, nicht ſo leicht abgeſchafft werden ſolle. Man

sah einst im Aargauer-Wynenthal, wie einer der Belagerer nach mehrtägigem Zuwarten sich in die Luft schwang und mit Macht auf den Neststorch herabstürzte. Dieser aber war bereits in Position, um gegen den Angreifer einen kunstgerechten Fechterstoß zu führen. Der Getroffene stürzte vom Dach, brach sich den Flügel und mußte unten auf der Gasse bald verenden. Ein andermal waren die Angreifer zu viert. Der Schauplatz war das Dorf Veltheim bei Schinznach. Schon tagelang hatte der ungleiche Kampf gedauert und die Neststörche waren nahe daran zu unterliegen. Die ganze Dorfschaft war in Aufregung. Da holte die Storchenpolizei noch rechtzeitig eine Flinte; ein Schuß, und dem Streite war ein Ende gemacht. In einer benachbarten Matte wurde nachher einer der Angreifer todt gefunden. Die Befreiten waren dankbar und das Flintenfeuer verscheuchte sie nicht. Ganz anders aber nahmen sie dasselbe im Frickthaler-Dorfe Eiken. Seit mehr als zwanzig Jahren schon hatten sie auf dem dortigen Thurme genistet. Als aber vor etwa drei Jahren ein neuer Pfarrer seinen Einzug hielt und bei dieser Gelegenheit aus Flinten und Böllern stark geschossen wurde, warfen die Störche ihre Eier aus dem Neste und zogen fort. Man machte ihnen ein neues Nest, allein sie sind seither nicht wieder gekommen. — Ein Schöftländer-Bauer wünschte zu erfahren, wohin der ihm benachbart bauende Storch regelmäßig ziehe; er hieng ihm also einen Zettel um, auf dem die Bitte stand, man möchte anderwärts gleichfalls darauf bemerken, in welchem Lande das Thier zu überwintern pflege. Als der Storch wieder erschien, war auf dem Zettel zu lesen:

Ei ei, du G'wunderomd,
In Ostindie
Uf eme Schachmachershüs!

Der Storch ist selbstherrlich und will durch Niemand in seinem Hausregiment überwacht sein. Dies erfuhren die Brugger. Sie hatten sich längst gewünscht, von ihrem Kirchthurme herab das Geklapper nistender Störche ebenfalls zu hören, gleichwie es ihrem Nachbarstädtchen Lenzburg zu Theil wird. Sie beorderten deshalb den städtischen Baumeister, ein Rad auf den Kirchthurm zu setzen; und siehe, das nächste Jahr baute wirklich ein Storchenpaar auf dem Rade. Allein es kam ein neuer Baumeister ans Ruder, und dieser, der es noch besser machen wollte, ließ bei Renovierung des Kirchendaches auch das Rad darauf säubern und hübsch anstreichen. Aber nächsten Sommer flogen die Störche eben so hübsch an Brugg vorbei.

Wenn die Frickthaler-Störche sich an Maria Geburt, 8. Septbr., zum Fortziehen schaaren, so haben sie ihren Sammelplatz auf dem

Weiherfeld bei Rheinfelden, ebenſo auf dem Haltingerfelde im Badiſchen, benachbart bei Baſel. Hier ſieht man ſie den Zug anordnen, „Muſterung halten“, die Paare abzählen und dabei „welſchen“, d. h. ſo laut klappern, daß man ſein eignes Wort nicht mehr verſteht. Bleibt bei dieſer Anordnung ein ungerader übrig, „der keinen Geſpan findet“, ſo iſt ihnen dies ein Zeichen, daß er wegen ehlicher Untreue allein ſtehe. Dafür zieht ihn das Storchengericht zur Strafe und das Urtheil wird auf der Stelle vollſtreckt, indem ihn der Storchengeneral mit dem Schnabel erſticht. Vor Jahren wurde auch auf dem Sißlerfelde ein ſolches Gericht über ein Storchenpaar abgehalten, das ſich nicht vertragen konnte, dabei wurde Männchen und Weibchen hingerichtet; man ſoll daſelbſt jetzt noch zuweilen ſolche durch Schnabelhiebe getödtete Störche finden.

Als in Säckingen, gegenüber am badiſchen Rheinufer gelegen, vor einigen Jahren ein Bürger Namens Storch ſtarb, ſollen gegen vierundzwanzig Störche in das Städtchen geflogen ſein; während der Mann zu Grabe getragen wurde, ſaßen ſie auf dem Kirchthurme und klapperten. Da der Storch ſehr vieles weiß, was die Leute Unwahres ihm nachſagen, ſo begiebt er ſich ſelten auf ein ſolches Haus, in welchem ihm mißgünſtig Geſinnte wohnen; aber er ſtellt ſich ihnen manchmal gerade vor dem Haus auf, und dann entſteht ein Sturmwind, der das ganze Strohdach abdecken kann. Da er zugleich der Kinderbringer iſt, ſo rächt er ſich an ſeinen Feinden auch dadurch, daß er ihnen ein ungeſtaltetes, oder gar ein ſchon geſtorbenes Kind aus dem Teiche herausholt. Man erzählt, die Störche hätten in der Stadt Lenzburg ſowohl, wie auch im Ruederthal und im Uerkenthale ein eignes Stipendium beſeſſen. Ein Mann im Dorfe Kölliken hatte eine ſo große Liebe zu dieſen Thieren, daß er bei ſeinem Tode ihnen ein Legat teſtamentlich ausſetzte, aus deſſen Zinſen diejenigen, die im Frühlinge verfrüht ankamen und zum Froſchfang noch kein offenes Gewäſſer finden konnten, mit Fleiſch gefüttert wurden. Das Storchenſtipendium im Dorfe Schöftland ſchreibt man einer Burgfrau von Rued zu. Dieſe hochbetagte Wittwe wohnte allein in ihrem Schloſſe; Knecht und Magd ſchliefen entfernt von ihr, im Oekonomiehauſe, das unten am Schloßhügel ſtand. Plötzlich brach einſt Nachts Feuer bei ihr aus, und niemand ſah's und weckte die alte Frau. Da kam der Schöftländerſtorch vor ihr Fenſter und pickte ſo lange, bis ſie erwachte und noch rechtzeitig ſich rettete. Da ſie kinderlos war, ſetzte ſie ihn zu ihrem Univerſalerben ein. Er ſoll täglich ein Pfund Leber oder Gelüng zum Leibgeding gehabt haben.

Ueber unsere an den Storch sich knüpfenden Landesbräuche erklärt sich die Schrift Aargau. Kinderlied, No. 170. — Während der Kirchenversammlung zu Basel 1431 schreibt Aeneas Sylvius, nachheriger Pabst Pius II, von dorten: die Basler sagen, wenn man den Störchen ihre Jungen nehme, brächten sie Feuer ins Haus. Basl. Neuj.-Bl. 1825, 20.

267. Die Alrune und der Schneider.

Die Alrune, so sprach der Rheinfeldener-Kapuziner zu einem armen Schneider, ist ein wunderliches Thier, das Nachts mit Rollaugen umläuft. Wenn du dir aber meine Vorschriften merkst, so kannst du es leicht fangen und brauchst dann weder am Tage Hosen zu bletzen, noch Abends erst Mist zu stehlen, um deinen kleinen Acker düngen zu können. Aber ihr selbst mußt du hübsche Kleider machen und alle Tage frisch anlegen. Dies ließ sich der Schneider nicht zweimal sagen, und lauerte gleich in der ersten Nacht bis zwölf Uhr auf dem Kreuzweg. Das Thier erschien. Zwar paßte es nicht genau zur Beschreibung des Kapuziners und glich, wenn man die funkelnden Augen des unbegreiflichen Kopfes übersah, nur einem mittlern Haushund. Um so geschwinder gieng der Schneider auf das Glücksthier los, packte es in seine Hutte und warf es daheim in den Geisenstall; aber ehe er wieder zuschloß, legte er ihm den einzigen Sparthaler sorgfältig unter den Bauch. Er konnte den Morgen nicht recht erwarten, und war kaum wieder in den Stall getreten, als er statt des einen nun hundert neue Thaler auf der Streue fand, dem gestrigen ersten haargleich. Schnell raffte er die Thaler alle zusammen, kaufte den an sein Rübenfeld stoßenden Acker des Nachbars um hundert und einen Thaler, und morgen, dachte er sich, wenn ich den Stall wieder aufgemacht habe, zahle ich ihm die daran grenzende Wiese dazu. Der Morgen kam, der Alraun lag geduldig auf der Streu, aber nicht ein einziger Thaler dabei, kein Rappen war zu sehen. Der Schneider hatte den erst gelegten Thaler zu behalten vergessen, nun war dieser ausgegeben und die Zauberkraft des Thieres mit versiegt. Was war zu thun? Er holte seine Hutte, trug das Thier in den Wald zurück und sprang heim, um sein neues Feld schnell wieder zu verkaufen. Allein nun schwanden nicht bloß die hundert Thaler, sondern der Schneider wurde noch viel ärmer, als zuvor, und seit man ihn bei der letzten Hungersnoth begraben, sieht man auch den Alraun stets bei seinem Todtenkreuze liegen.

268. Die Alrune zu Buckten.

Zu Buckten in Baselland wohnte ein Ehepaar, das nur zum Schein posamentirte, denn diese Leute konnten ganz aus ihren angelegten Kapitalien leben. Gleichwohl begriff niemand, wodurch sie so reich geworden waren, und man erzählte sich, der Mann müße eine Alrune besitzen, die ihm alle Tage einen Thaler lege. Deswegen habe er wohl seinen frühern Wohnort zu Rümlingen verlassen, um sich von dem verfluchten Thiere dorten loszumachen, nachdem er reich genug geworden war. Als er aber das erste Mal in seinem neugekauften Haus zu Buckten schlief, da sei ein starkes Sausen durch das Thal gegangen, und ein alter Mann habe gesehen, wie die Alrune zu einem Mauerloch in die frischbezogene Stube hinein geflogen sei. Ein Vogel sei's gewesen mit grünen ins Goldgelbe spielenden Flügeln; aber über den Augen sei ein blutrother Kamm gesessen. Als der Mann starb, soll er besonders schlechtes Wetter zur Reise in die andere Welt gehabt haben, und sein Weib haben die Läuse gefressen.

Hier ist der Alraun als Vogel gedacht, mit Feueraugen und rothem Kamm (über die Farbe der Geistertracht vgl. Anmerk. Abthl. III, No. 166 a). „Die Alrune des Schneiders" hingegen ist nur ein gewöhnlicher Haushund. Daß man ihn baden und mit einem Mäntelchen bekleiden muß, ist bekannt, und stützt sich schon auf den Götterdienst, den uns Tacitus vom Nerthuscultus erzählt. Einen solchen Alraun hat auch Koschewitz im Hause, Abthl. IX, No. 371: drei Vögel, die schwarz, weiß und grün gefiedert, ihm zumal dienen. Auch der Weizen-, Korn- und Gerstendrache ist ein Vogel und zündet das Haus an, wenn man ihn nicht mehr füttert. Firmenich, Völkerstimm. 2, 309. Vgl. Grimm, Myth. 1153.

Der Hinkende Bote, ein Berner-Kalender v. J. 1753, fügt einer Erzählung über diesen verbreiteten Volksglauben die Bemerkung bei: „Man glaubet nicht ohne Grund, daß mit denen Alraunen noch etwas aus dem finstern Heydenthum herkomme; dann die Teufels-Priesterinnen bei denen alten Teutschen Alraunen genennet wurden, weilen sie durch Raunen und Murren ihre Antwort gaben.

---

269. Der Bauer Riesli.

Rüßli und Riesli nennt man im Lande die letzten und kleinsten Verzweigungen der künstlich angelegten Wassergräben, durch die das befruchtende Wasser über Wiesen und Matten hingeleitet wird. Eben so nannte man schimpfweise einen Dätwiler-Bauern, der bei dieser landwirthschaftlichen Arbeit sich nie genug thun konnte und es mit den nachbarlichen Grenzgräben, die man Eh-Riesli nennt, gar nicht genau nahm. Der Name paßte auch noch deshalb besonders auf ihn, weil

er mit seinem Eheweibe in stetem Unfrieden lebte und immer neue Ursachen zu finden wußte, sich mit ihr herum zu zanken. Zuletzt, da er einmal in ärgerlicher Stimmung von Baden heimkehrte und wieder von dem losen Maule der Frau übel empfangen wurde, brachte er das Weib um und erhieng sich selbst. Sobald man nun seine Leiche aus dem Hause trug, schoß ein großer schwarzer Vogel mit heraus und schwebte den nahen Weihern zu, welche zwischen Dätwil und der Stadt Baden liegen. Sogleich fiengen die Wellen an, unruhig zu werden, und wenn diese nun sich trüben, so meint das Volk noch, dies thue Riesli.

Der verwünschte Bauer scheint seinen Namen von den Wässerungsgräben des Mattlandes zu tragen, welche man Rues, Rüß, Reuß und Riesli nennen hört; auch das lat. rivalis hat darnach ähnliche Begriffsanwendungen von Bewässerungs-Streitigkeiten erhalten: Pott, Etym. Forsch. 2, 83. Die hier mitgetheilte Sage wird im Spessart als ein Criminalfall geglaubt, und derselbe wird in Bumüllers Lesebuch für katholische Volksschulen (Freib. i. Breisgau 1852) 4, 16 neuerdings mitgetheilt. Die in Vogelsgestalt ausfahrende oder geistende Menschenseele wird Abthl. V, No. 208 Anmerk. besprochen; hier folgen noch einige Zusätze über die gefiederte Seele des Verdammten. In Gestalt eines Vogels ruft der Missethäter im Bruderholze bei Basel: o ewig, wie ist das lang! Als ein Vögelein mit blutrothen Füßen erscheint bei Kyburg an der Töß die Kindsmörderin: Alpenrosen 1812, 298. Die alten Jungfern läßt der Volksscherz in Kibitze verwandelt in eignen Sumpfgegenden auf dem Giritzenmoos fortleben, von welchem Abthl. I, No. 34, Abthl. VI, No. 250 wiederholt die Rede ist. Eben dahin gehört der Glaube, daß das Wilde Heer aus einem Flug schnatternder Raubvögel und Wildgänse bestehe, Abthl. III, No. 80. Es wird so die Seele des Menschen zur Taube, No. 272, oder zur Nachtigall, I, pag. 231. Namentlich letztere ist der Vogel der Erlösung und Seligkeit; er beruft auch die Schlüsseljungfrau, No. 167, wiederholt aus ihren Gesprächen mit den Menschen ab. In Bayern hört man Leute auf dem Lande sagen, wenn sie lebenssatt sind und ihres Siechthums los zu sein wünschen, „wenn nur die Nachtigall käm' und thät uns auflösen!" Auch ruft man gern die Mutter Gottes darum an, sie möchte die Nachtigall schicken und den Kranken zeichnen zum Leben oder Tod. Leoprechting, Lechrain-Sag. pag. 79. Die bösen Menschen aber werden zu verwünschten Raben. Die Kaiserchronik, ed. Diemer, sagt von Neros Tode: die tiuvel komen dar mit einer micheln scar in swarzer vogele pilede. Dieser verwünschte Vogel wird dann zum anklagenden, die Unthat meldenden und rächenden. Nach indischem Glauben sitzen auf jedes Menschen Schulter zwei unsichtbare Wesen, seine Thaten zu betrachten und einstens bei Gottes Gericht zu melden. Wolf, Beitr. 1, 27. So sitzen die Raben Huginn und Muninn, Gedanke und Erinnerung, auf Odhinns Schultern, so flattern Rothbarts Raben um den Kyffhäuser, Meinrads Raben verrathen im Wirthshause zum Raben in Zürich die dahin von Einsiedeln entflohenen Mörder, und auf der Schulter der Schüsseljungfrau von Tegerfelden sitzt gleichfalls ein solcher Vogel (Abthl. IV, No. 167). Nach altarabischem Glauben, den

Mahomed verbot, wächst aus dem Kopfblute schuldlos Erschlagener der Vogel Ham und schreit nach des Mörders Blut. Daumer, Alterth. I, 46 (Nürnb. 1833), führt hierüber andere entsprechende Beispiele an. Es kostet dir dein Leben, ruft im KM. 58 der Sperling so lange, bis seines Bruders Mörder todt ist. Träume von Vögeln gelten uns für unglückskündend, wie schon in den Nibelungen 1449; unser Abgl. sagt: Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so pickt dir ein Vöglein ans Fenster.

270. Das Elsterngeschrei.

Wenn die Elstern wiederholt um einen herum rätschen, so muß man beten, denn es steht einem dann jedesmal Schlimmes bevor. So pflegte die Frau des Urban Waldmaier in Münchwiler anzufangen, wenn sie auf eine ihrer Hauptgeschichten überspringen wollte, welche also lautet:

An einem Sommernachmittag arbeitete sie im Weinberge, als eine Elster wiederholt herauf geflogen kam, sich auf den nächsten Rebstecken setzte und sie heftig anschrie. Das Weib wußte wohl, daß es in einem solchen Falle das Beste sei, ein Ave Maria im Stillen herzusagen, um damit ein drohendes Unheil noch abzuwenden; als aber die Elster darauf neuerdings schreiend zu ihr kam, erschrak sie, packte zusammen und eilte heim. Auf dem Wege zu ihrem Hause trifft sie auf den Buben, ihren jungen Dienstknecht, der mit den Ochsen eben vom Heuhaus ab dem Berge hergefahren kam und so verdattert und blaß aussah, als ob er noch vom größten Elend befallen wäre. Jetzt war die Geschichte nicht mehr zu verheimlichen, und der Bub mußte ihr alles haarklein erzählen. „Als wir, sagte der Bub, unsern Wagen voll Heu droben in des Chrumben Scheune einfahren wollten, in die es so jähe durchs Thor hinaufgeht, stellt sich der Meister, während ich vorne die Stiere antrieb, an den Wagen zwischen die Räder, um durch Lüpfen nachzuhelfen. Im Sprunge gieng's jetzt durch die Einfahrt hinein; der Meister aber kam dabei so enge zwischen das Wagenrad und die Steigleiter der Obertenne, daß er in der nächsten Minute an der Futterwand wäre erdrückt gewesen, wenn die angetriebenen Stiere nur noch einen Ruck weiter vor gethan hätten. Das sah der Chrumbe, der an beiden Füßen lahm, auf seinen zwei Krücken hinten in der Scheune stand. Schnell gab er den Stieren einen solchen Treff mit der Krücke auf die Schnorren (Vorderkopf), daß sie in diesem entscheidenden Augenblick wie angenagelt stehen blieben. Gottlob, dem Meister ist nichts geschehen und das Heu ist nun auch unter Dach!"

271. Das Erhängen-ſpielen.

Man ſagt, jedem, der ſich erhenkt, ſpiele der Teufel auf; ja ein wieder vom Stricke Geſchnittener ſoll ſeine Retter arg geſchmäht haben, denn ſo luſtig habe er ſein Lebtag noch keine Tanzmuſik gehört. — In Würenlos liefen die Buben des Dorfes müßig auf der Weide herum und beriethen ſich, welche Spiele bis zu Ende des langen Tages etwa noch zu machen wären. Da ihnen kein neues einfiel, ſo ſollte nun derjenige, welcher in allen vorigen ſtets verloren hatte, zur Spielſtrafe ſich eine Zeit lang aufhängen. Er willigte ein unter der Bedingung, daß man ihm, ſobald er die Füße ſchlenkern laſſe, gleich helfe, beſtieg den nächſten Weidenbaum und ließ ſich mit der Geißelſchnur an den Aſt knüpfen. Im gleichen Nu rauſchte ein prächtiger Vogel mit ſchimmerndem langem Gefieder aus dem Weidenbaum auf, und während die ihm nacheilten, die ihn zuerſt geſehen, vernahmen die andern eine ſo verführeriſch lockende Muſik, daß auch ſie zuſammen der Gegend zueilten, von welcher der Ton herüber zu ſpielen ſchien. Als beide Haufen enttäuſcht wieder zur Weide zurückkamen, hieng ihr Kamerad völlig erſtarrt an der Geißelſchnur.

Vgl. No. 287. Das Erhängen am Strohhalm iſt eine weltalte Sage, weil dem Stroh dieſelbe magiſche Kraft zugeſchrieben werden konnte, die man in Korn, Aehre und Brod verſetzte. Der Strohhalm, das Schwächſte, wird deshalb zu einer Wirkſamkeit erhoben gleich dem Stärkſten, gleich der goldenen Kette des Zeus bei Homer, an die ſich alle andern Götter hängen können, ohne daß ſie reißt. Vgl. Anmerk. No. 84. — In Grimms altdän. Heldl. pag. 394 ſagt der ausfordernde Held:

Ich ſehe davor Stamm und Stang, darzu einen Balken dick:
Nicht iſt geboren der Mann vom Weib, der's mit Händen wegrückt.
Da war kein anderer Balken dick, den vor der Thür gerichtet er ließ,
Das war eine Strohgarbe, leicht und weich.

Deshalb ſcheint der Strohhalm, den des Zauberers Hahn trägt, den Zuſchauern ein übergroßer Wiesbaum zu ſein; darüber erzählt auch unſere Legende No. 471: das wirkſame Stroh. Deshalb wandelt ſich Here und Toggeli in Strohhalm und Aehre. In Haupts Ztſchr. 7, 477 berichtet Grimm über eine ähnliche nordd. Sage und fügt die altgriechiſche aus Athenäus 4, 42 bei, die dem alexandriniſchen Seleukus nacherzählt iſt; auch der untergelegte Stein und das Meſſer zum ſchnellen Abſchneiden des Erhängten fehlen hiebei nicht. Verſionen hierüber finden ſich: Meier, ſchwäb. Sag. No. 45. 189. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 244. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 94. — Ein Sturmwind, ſtatt einer lockenden Muſik iſt es, der im Bayriſchen die Kinder beim Erhängenſpielen vom Spielplatze vertrieb; doch wird dorten der Kamerad noch rechtzeitig vom Stricke abgeſchnitten und iſt gegenwärtig Soldat. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 103.

272. Die untreue Magd zu Laufenburg.

In Laufenburg war vor langer Zeit eine arbeitſame Magd bei einer reichen Wittwe in Dienſt. Die Frau ſuchte ſeit ihres Mannes Tod ganz den ſtillen Tugenden der Mildthätigkeit zu leben und ließ reichliches Almoſen durch ihre Magd vertheilen. Allein die Haushälteriſche gab die ſchöne Spende nicht an die Dürftigen ab, ſondern behielt das Meiſte zurück und bewahrte es in einem geräumigen Kaſten auf. Wie aber erſchrak ſie einſt, als ſie darinnen ſtatt ihrer Geldſtücke eine Menge Kröten und Nattern gewahrte! Da rief ihr zugleich eine Stimme zu, daß ſie noch bei lebendigem Leibe in dieſen Kaſten verſperrt und von dieſen Thieren verzehrt werden ſolle. Die Magd ſtarb eines unbekannten Todes. Als nach langen Jahren die Erben jener Wittwe den Wandſchrank öffnen ließen, flog eine weiße Taube daraus hervor.

Die reiche Frau in Apenrode war eben ſo geizig, als ihre Magd mildthätig; um nun die Herrin nicht aufzubringen, reichte die Magd den Armen das Almoſen durchs Goſſenloch und erhielt dafür allen Gotteslohn. Als dann die Frau geſtorben war, mußte man ihren ſpukenden Geiſt aus dem Hauſe wegfahren in das Kibitzbruch (Giritzenmoos). Pröhle, unterharz. Sag. No. 125. Unſere Erzählung kehrt das Verhältniß um; da die Frau um den Gotteslohn gebracht wird durch die Unterſchlagungen ihrer Magd, ſo iſt der erſtern Seele in jenem Schatzſchranke zurückgehalten und kann erſt ſpäter einmal als Taube erlöst daraus hinwegfliegen. Dieſes Sinnbild der Seele iſt nicht bloß chriſtlich. Als aus dem Grabe der Kteſylla auf der Inſel Keos eine Taube flog, erbaute man auf des Orakels Geheiß der Aphrodite Kteſylla einen Tempel. In Taubengeſtalt erſcheinen homeriſche Göttinnen, Il. 21, 493. Die Langobarden ſetzten hölzerne Tauben auf einer Stange auf die Gräber und ließen ſie nach der Richtung blicken, in der das Grab eines in der Fremde Verſtorbenen lag. Außerhalb der Stadt Ticinus hieß ein Ort um deswillen Bei den Stangen, und dorten gründete die Königin Rodelinda eine Marienkirche. Paul. Diacon. langob. Geſch. 5, 34.

---

273. Die Krötenthaler zu Veltheim.

Eine junge Frau von Veltheim fand bei einem Waſſergraben einen ganzen Haufen Thaler. Schnell, wiewohl nicht ohne Befremden und Furcht, las ſie dieſelben in ihre Schürze, trug ſie heim und leerte ſie vor ihren Verwandten aus, die bei dieſem Anblick heftig erſchraken. „Jeſus Maria — ſagte die Mutter — was bringſt du uns da!“ Ich habe es ja alles gefunden, ſagte tröſtend dagegen die junge Frau. Ihr Mann wollte eben anfangen, die Thaler zu zählen, da verwandelten ſie ſich alle in lauter häßliche Kröten, und bis heute hat man dieſe nicht mehr aus dem Hauſe bringen können.

---

274. Kröten in Goldstücke verwandelt.

So oft der Fuhrmann Peter Schmied von Laufenburg nach Basel zu fahren hatte, und das geschah jede Woche, lag ihm sein Weib mit der Bitte in den Ohren, ihr doch einmal ein Marktgeschenk mit heim zu bringen. Er war aber gar kein gefälliger Ehemann und hielt auf diejenigen Liebhabereien der Frau am allerwenigsten, die seine Kasse anstrengten. Endlich sagte er doch zu, als man ihm seine eignen Wirthshausschwächen und die Drohung zu hören gab, daß man ihn das nächste Mal, wenn er sich wieder so lange beim neuen Weine versäume, gar nicht mehr einlassen werde.

Solche deutliche Erklärungen hatte es denn schon öfter abgesetzt, aber noch immer war der Marktkram nicht eingekauft. Eben befand sich unser Schmied auf seiner neuesten Rückfahrt nach Laufenburg, und wiederum nur verspätet erreichte er jetzt Sisseln. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht und jedes Blatt am Boden zu erkennen. Da sah er am Kreuzwege beim Dorfe eine ganze Partie Frösche rastlos auf so schmalem Raume durch einander hüpfen, als ob man sie dazu dressirt hätte. Wie die Gedanken sonderbar laufen, so schien ihm zwar diese große Menge von Thieren in so bestimmter Grenze wohl wunderlich, aber erst jetzt auch erinnerte er sich zugleich des abermals versprochenen und wiederum vergessenen Baslergeschenkes. Noch dazu war es heute schon wieder viel zu bald für ihn Nacht geworden; und seine Frau pflegte nicht umsonst zu drohen, das wußte er. Da schien es ihm denn ein ganz lustiger Einfall, wenn er ein halbes Duzend dieser Frösche in den Sack thun und sie daheim statt des Marktkrames übergeben würde. Das müßte, dachte er mit Lächeln, einen solchen Schrecken absetzen, daß er aller kostspieligen Zumuthungen ins künftige bestimmt überhoben bliebe. Gedacht, gethan. Sechs fette Stücke, die sich leicht fangen ließen, waren bald in einem Zwilchsacke, und fest zugebunden wurde dieser in den Wagenkorb gelegt.

So spät er auch heute heimkam, so war diesmal die Frau doch freundlich und fragte schon vom Fenster herab, ob er ihr das Versprochene mitbringe. Ei freilich, war die Antwort, komm nur herab und hol's selber, im Sacke liegt's wohlverwahrt dahinten im Wagenkorb. Haus ab und Haus auf springt nun das Weib und sucht droben beim Lichte den festgeschnürten Sack aufzudrehen, während sich ihr Mann drunten noch mit der Fuhre zu schaffen macht, um ja dem bestimmten Spektakel auszuweichen. Jetzt war der Sack offen, die Neugier ließ keine Zeit, erst hinein zu greifen, sie schüttelte ihn, wie er war, auf den großen Tisch aus. Welche Freude! Einen so kost-

baren Marktkram hatte ſie niemals gehofft: ein halb Dutzend gewichtiger Goldſtücke rollten auf den Tiſch, ſo glänzend, als wenn ſie eben funkelnagelneu aus der Münze kämen. Während das Weib ſie beäugelte, trat der Fuhrmann zur Stube herein und wollte kaum ſeinem Weibe, geſchweige ſich ſelbſt trauen, als er ſah und erfuhr, in welche Goldfüchſe die häßlichen Kröten ſich verwandelt hätten. Nun ward ihm eine vollſtändige Verzeihung zu Theil, und daß dieſe nachhaltig zwiſchen beiden Eheleuten geweſen iſt, hat mir meine Großmutter ſelber erzählt, die den Schmied und ſeine Frau noch wohl gekannt hat. (J. A. Rueb in Laufenburg.)

Schnaken in Gold verwandelt: Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. No. 476.

275. Schneckenhäuſer und Kronenthaler.

Eine Frau von Bünzgen am Schwarzwälder-Rheinufer wollte am Charfreitag ins Dorf Hochſol zur Kirche gehen. Auf dem Wege dahin ſah ſie einen Haufen hübſcher Schneckenhäuschen liegen und ſteckte zwei davon für ihre Kinder ein. Wie ſie aber in der Hochſoler-Kirche ihren Roſenkranz aus dem Sacke ziehen will, findet ſie zwei Kronenthaler drinnen. Auf dem Rückwege ſuchte ſie auf der alten Fundſtelle vergebens nach einem fernern Schneckenhäuschen; nur der Boden war da ein wenig eingeſunken und man hörte drunter ein leiſes Poppern, zum Zeichen, daß nun ein Geiſt ſelig geworden ſei. (A. Birrcher in Laufenburg.)

276. Die ſchatzhütende Kröte bei Laufenburg.

Auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Laufenburg und Bünzgen, in dem felſigen Thale des Antlesbaches, ſollen bis zum dreißigjährigen Kriege Hammerwerke geweſen ſein, und Mauertrümmer und Schlaken im Boden reden noch dafür. Aus jener Zeit der Zerſtörung her, ſagt man, liege daſelbſt viel Geld vergraben. In dieſem Waldthale holte ſich ein Laufenburger um die Zeit von Fronfaſten Holz. Im heißen Mittage ſetzt er ſich unter eine Eiche und ruht aus. Plötzlich ſieht er, unferne von ihm, gewöhnliche Kohlen langſam aus dem Boden hervorſteigen und allmälich zu einem Haufen bis zur Größe eines Korbes anwachſen. In demſelben Augenblicke zeigte ſich auf dem Kohlhaufen eine gewaltig ſich ausſpreizende Kröte, die ihn mit Feueraugen anſtarrte. Unverwandt ſtaunte der Mann dieſe Erſcheinung an, bis eben ſo unvermuthet, wie ſie gekommen, Kohlen und Kröte

in den Boden verſanken. Alles war wie weggewiſcht. Er erzählte dieſe Begebenheit bei ſeiner Nachhauſekunft und man erklärte ihm, daß er eine ſo ſeltene Gelegenheit, reich zu werden, nicht ſo unbenutzt hätte vorbeigehen laſſen, ſondern ohne alle weitern Umſtände ſich der Kohlen und Kröte bemächtigen ſollen. Ein Haufen Geldes ſei's geweſen, und der Böſe, der ihn in Geſtalt der Kröte hütete, würde mit Beſegnung und paſſenden Sprüchen leicht vertrieben worden ſein. (Schweiz. Bl. 1833, 227.)

277. Das Dorfthier zu Seengen,

am Hallwiler-See, iſt ein in eine Kröte verwandelter Junker von Hallwil. Dieſes Thier ſchwillt bei Begegnungen zur Größe einer Wanne (Fruchtwerfel) an und hat Augen gleich Zinntellern. Sein Wanderweg geht bis Egliſchwil hinab zum Heidengraben und jener Heidenkirche, von welcher Abthl. IV, No. 168 erzählt iſt.

278. Die Ringgenberger-Schloßkröte.

Eine halbe Stunde von Bremgarten beginnt am linken Reußufer der Wald Buhholdern. In ſeiner Mitte zeigt ſich, gegenüber dem Kloſter Hermetſchwil, eine Umwallung, die das Volk für den Schloßgraben des Schloſſes Ringgenberg anſieht, das an dieſer Stelle geſtanden haben ſoll. Hier liegt ein Schatz verborgen, von einer Kröte bewacht, die den Schlüſſel dazu im Rachen trägt. An ſchönen warmen Tagen kriecht ſie hervor und ſonnt ſich im Graben, und wer ihr da den Schlüſſel mit Liſt oder Gewalt abzugewinnen wüßte, wäre der Glückliche, dem der ganze Schatz heimfiele. Bis jetzt aber ſind alle, die ſich an das Unternehmen gewagt haben, gänzlich verblendet wieder zurückgekommen.

279. Die Schatzkröte in Kirchdorf.

Ein Bauer von Kirchdorf im Siggenthale war mit einem Male erſtaunlich reich geworden, ohne daß er einen deutlichen Grund dazu angeben konnte, und erregte dadurch den Verdacht ſeiner Nachbarn. Da dieſe einmal aufs Feld giengen und an des Reichen Haus vorbeikamen, ſahen ſie dort eine Kröte in der Größe eines Erdäpfelkorbes ſitzen und wollten ſie ſogleich erſchlagen. Aber der Bauer, welcher ſich gerade auf ſeiner Hausbank ſonnte, wußte ſie ſo dringend um

Schonung zu bitten, daß sie das häßliche Thier sein ließen und sich weiter machten. Nun läßt er seit vorigem Jahre bei allen Nothhelfern für das Heil seiner Seele Messen lesen; ob er damit der Kröte los geworden ist, weiß man nicht.

Die Geltung der Kröte ist besprochen Abthl. V. Anmerk. No. 3.

---

280. Hirschbock im Kamhölzli.

Ein Jäger aus Beromünster, Kant. Luzern, jagte die ganze Gegend durch bis herab nach dem Walde Kamholz, der beim Aargauer-Dorfe Gontenschwil ist. Hier traf er auf einen großen Hirschen und schoß ihn mit der Freikugel zusammen, die er gerade im Laufe stecken hatte. Weil er aber dem Schusse auf ein bloßes Thier nicht zuvor den Zauber gelöst hatte, muß er nun selbst in Thiergestalt in den Wäldern umgehen. Auch erzählt man, da er alle Thiere zu bannen verstand, so habe er nicht mehr nach ihnen, sondern mit Freikugeln gegen die Sonne geschossen; darauf seien ihm drei Blutstropfen auf die Hand gefallen und er erlahmte.

(Vgl. Abthl. II. No. 75: das Kind und die Blutstropfen.)

---

281. Der gespenstische Hirsch und der Jägerhans.

Auf der aargauischen Rheinseite hatte sich ein Jäger zwischen zwei eng verzweigte Waldstöcke gestellt, um auf einen Hirschen zu lauern, der wegen der Höhe seines Geweihes, das ganz über den jungen Anflug hervorsah, lange berühmt war; in gewaltigen Sätzen kam bald der große Hirsch. Der Schütze fehlte. Der Hirsch aber rannte in Wuth auf den Jäger los, nahm ihn zwischen die Geweihe, und trug ihn blitzschnell über das steile Ufer hinab durch den Rhein. Ein unbekannter Mann sah zu und rief nach: „Jägerhans, b'heb de, b'heb de!"

(Vgl. No. 413a Wiehizi.)

---

282. Katze auf der Freudenau, bei Stilli.

Abends im Heimgarten hatten einige Burschen und Mädchen aus der Umgegend von Stilli zusammen ein Gewette gemacht, wer von ihnen beim Nachhausegehen es wage, allein in die Ruine der Burg Freudenau zu gehen und drinnen laut einen Spruch herzusagen, der solle von den Andern ein Geschenk zu fordern haben. Das größte

der Mädchen übernahm's gegen einen neuen Rock. Sie stieg in den alten Thurm hinein, dessen eine Seite zusammengebrochen das Ufer der Aare überdeckt, und wollte eben eine alte Besegnungsformel zu sprechen anfangen. Allein nun saß oben im Mauerkranze eine schwarze Katze, darüber vergaß sie ihre Formel und gerieth nur in ein confuses Plaudern über ihren gewetteten Rock; sie begann:

E rock chost mer wol
für mis g'hiometa chamisol.

Da fiel ihr die Katze ins Wort und sprach:

chota oder chol,
dir wird's dinor lebtig nimme wol!

Das Mädchen entsetzte sich hierüber sehr und kam krank heim; nach ein paar Tagen starb sie wirklich.

Gegen ein versprochenes neues Kleid läßt sich ein Mädchen Nachts in das verfallene Kirchlein von Pappelisee schicken. An der Thüre trifft es nebst einem Schimmel ein Streitroß mit einem aufgepackten Bündel. Das Mädchen nimmt den Bündel, entspringt damit, verbirgt sich, als der Schimmelreiter ihr nachgesprengt kommt, hinter einem Düngerhaufen und bringt dann ein prächtiges Geschmeide heim. Hr. Mihm, toburg. Sag. 1845, pag. 145.

---

283. Die Nähterin.

Ein Nähermädchen sitzt in einem Bözberger-Bauernhause auf der Stör (im Taglohn). Wiederholt zieht ihr die Katze an der Garnchlungele (Knäuel) und verwirrt ihr Knäuel und Faden; endlich schlägt sie das muthwillige Thier mit dem Ellenstab auf die Pfote. Sogleich reißt draußen die Bauernfrau zornig die Küchenthüre auf und schimpft in die Stube herein, daß man sie eben draußen heftig auf die Hand gehauen habe. Darüber wird es dem Mädchen unheimlich, es packt auf und läßt sich nie mehr in jenes Haus bestellen.

---

284. Müllersfrau als Katze.

Ein Müller ist lange mit einem Eheweibe geplagt, welches sich dem Hexenwesen ergeben hat, er kann sie aber dessen nicht überführen. Während er nun des Abends noch mit dem Mühlhau beschäftigt ist, kommt ein ganzes Rudel Katzen auf den Mühlstein herauf gesprungen und hindert ihn mit dem frechsten Herumgetöbel die Arbeit. Er lauert der zunächst Springenden auf und haut ihr endlich mit dem Beilhammer eine Pfote ab. Am Morgen liegt sein Weib mit verbundener Hand im Bette.

Vgl. Kuhn, nordd. Sag. 225: die Katzenmühlen, nebſt Anmerkung ebendas S. 493. Bei Paul Diaconus 6, 6 erſcheint der Böſe in Fliegengeſtalt und auch da wird ihm ein Bein abgehauen. Mythol. 951. Bei Zingerle, Tirol. Märch. 1, 253 verliert die Müllersfrau als Katze gleichfalls ihre Hand, und ſo anderwärts noch häufig. Die Sage fügt ſich auf die Göttin Frouwa, die nicht allein mit einem Katzengeſpanne fährt, ſondern auch das Geſchäft des Säens, Erntens und Backens überwacht. Inſoferne verwandelt ſie ſich in das der Häuslichkeit geheiligte Thier oder tritt als Gute Frau und Frau Müllerin auf, der man einen Schlumpen beſten Breies entgegen wirft (Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. pag. 227).

---

285. Der unerfüllte Traum.

Einer armen Frau von Laufenburg träumte es in drei Freitagsnächten vor dem Charfreitage, daß ſie an dieſem Tage Mittags 12 Uhr an einem beſtimmten Platze auf der Ruine daſelbſt, welche Habsburg heißt und die dritte dieſes Namens in der Schweiz iſt, einen bedeutenden Schatz erheben könne. Was einem in ſolchen Nächten träumt, das erfüllt ſich, behauptet der Volksglaube; und da ihr der Traum dreimal nach einander ganz gleich wieder gekommen war, ſo entſchloß ſie ſich und gieng zur beſtimmten Zeit hinaus an den einſamen Schloßthurm. Mit dem erſten Mittagsſchlage durchbebte ein leiſes Schüttern den Boden unter ihren Füßen, und ganz in ihrer Nähe erblickte ſie einen großen Topf, neben dem eine ſchwarze Katze mit Feueraugen ſaß, die jetzt eben davon wich. Gleich näherte ſich die Frau und nahm den Deckel davon ab, aber ſtatt mit Geld ſah ſie ihn nur mit Glasſcherben angefüllt. Sie gieng verdrießlich heim und erzählte das Vorgefallene einem Kapuziner. Der machte ihr ernſtliche Vorwürfe und ſchob auf ihre Zweifelſucht allein alle Schuld, daß eine ſo höhnende Verwandlung mit dem Schatze vorgehen konnte.

Jene ſchwarze Katze war der Schloßgeiſt geweſen; er hat noch in neuerer Zeit ein Zeichen von ſich gegeben. Es iſt nämlich dem Andenken der Laufenburger-Schloßherren eine Jahrzeit in der Laufenburger-Stadtkirche geſtiftet, und alle Jahre ſoll für ſie eine Seelmeſſe geleſen werden. Als dies nach und nach in Vergeſſenheit gekommen war, hörte man Nachts an der Ruine ein heftiges Schnauben und Stöhnen. Seitdem lieſt man die geſtiftete Meſſe wieder, wie es ſich gebührt. — Schweiz. Merkur 1835, 121.

Die Behauptung, es ſei für die in Katzengeſtalt hauſenden Schloßherren eine Seelmeſſe geſtiftet, deutet auf die religiöſe Verehrung zurück, welche ſonſt der Katze, als dem Lieblingsthiere der Göttin Freyja, galt. In der Stadt Ilz war noch zu Hormayrs und Hoffmeiers Zeiten eine Katze bei

allgemein verehrte Thier, man trug es einmal jährlich processionsweise in einem blumengeschmückten Reliquienschrein durch die Straßen. Hermann, Histor. Taschb. 1849, 232 ff.

---

286. Verschiedene spukende Katzen. a — g.

a. **Brunnenwiesler** heißt die schwarze Katze, die einem zu Ober-Endingen am Fußwege bei der dortigen Brunnenwiese begegnet und in die vorbeifließende Surb zu verführen trachtet. Der Weg ist daher Nachts gemieden; sie soll der frühere Besitzer der Wiese sein, der sich ein neues Wässerungsrecht herausprocessirte und diese Gestalt damit gewonnen hat.

b. Das **Heuthier** hieß man in Jurzach jenes böse Weib, von dem man sagte, daß es alle ungeraden Nächte durch den Kamin zum Herenrath ausfahre und auf der Rückkehr die Schlafenden in der Gestalt des Schrätele quäle. Als schwarze Katze erkletterte es dann die Betten. Neben andern Künsten konnte sie auch einen Blick in die Hölle thun.

Heu ist hier nicht foenum, sondern ovedo, bei. Mit erheitertem wiste: vento ovente. Massmann, Gl. Vindobon. 1841. Woeste, Volksüberlieferungen pag. 40 nennt den feurigen Luftdrachen hiowenbrost, d. i. nhd. Höhen- und Herrrauch. Das Heuthier ist die Wetterhexe. „Heu ist dem Leipziger alle Luft, die auf Wetterveränderung deutet. Die Leipziger warnen als erfahrene Heu- oder Wetterbeschauer die Reisenden, wenn sie ein Ungewitter vor sich sehen." Scheuchzer, schweiz. Nat.-Gesch. 1, 221. Ebal ist Höhenrauch im Salzburgischen. Journal v. u. f. Deutschl. 1783, 405. Das Haimandl wohnt im Walde und verlockt die Kinder. Schmaisch, Deutsche in Böhmen 1851, 100. Vgl. die weitern damit zusammenhängenden Spottnamen: Oberdeutsches Gebildbrod No. 28: Vogelhei und Heirhirzi. Wie man Füchsen und Hasen nachsagt, daß sie das Wetter sehen und brauen, so sah man im Höhenrauch eine Wirkung wetterkochender Hexen, die sich in Katzen verwandelt hatten. Denn die Katze ist selber wetterkundig. Leckt sich die Katze gegen das Haar, so folgt Sturm und Wind. Nordwest heißt im Harz Katzenmast. Journal v. u. f. Deutschl. 1790. 2, 37. Da die nordische Mahrjägerin Mala den Bauern Thorbrü besucht ihm zu prophezeien, trägt sie eine Mütze aus weißem Katzenpelz und Handschuhe aus Katzenfellen. Meinhold, Deutsche Frauen 60. Da sich die Hexen eben so häufig in Hasen verwandeln, so ist auch dem Haarbalg eine ähnliche Wirksamkeit beigemessen worden. Haarhaar, sagt Troll, Winterthur. Gesch. 3, 221 — pflegte man auf Wunden, Haarschmalz auf Geschwüre zu legen; und bei öffentlichen Aufritten gab es bis in die Neuzeit keine andere Kopftracht, als die mit Hasenpelz verbrämte.

c. Auf der Kleinen Enzig bei Brugg ist ein Platz, wo eine Hexe in Gestalt einer schwarzen Katze einen Schatz hütet; es war bis jetzt vergebens, das Unthier wegzujagen.

d. Die Ruine vom Weißen Schloß, das auch Weißwasserstelz heißt, liegt in der Nähe des Städtchens Kaiserstuhl, auf dem rechten Rheinufer. Gegen die heilige Zeit hin sieht man dorten Lichter durchs Gemäuer fahren, verlöschen und wieder kommen. Zugleich giebt's ein Schreien und Poltern, als sollte alles zusammen geschlagen werden. Einem wandernden Handwerksburschen, der sich Nachts am Schloßhügel niederlegte, schoß eine Katze feurig am Kopfe vorbei, daß er, obschon todmüde, auf und davon stürzte. Als er den Leuten seinen Schrecken erzählte, hieß es: Im Hornig sind d'Chatze zornig.

e. Mitten zwischen dem Kloster Wettingen und dem eine Viertelstunde davon gelegenen gleichnamigen Dorf standen zwei große steinerne Pfosten hergebaut mit einem Gitterthore, hinter dem die Mönche die Straße durch die Klostergüter gegen die Bauernwagen abzuschließen pflegten. Man nennt deshalb jene Stelle jetzt noch „beim schweren Gatter". Seit man es abriß, hört man in der Luft ein Katzengeschrei, das einen des Nachts bis zum Rebberge des Klosters verfolgt. Der letzte, der es vernommen hat, blieb stehen und wollte abwarten, was sich weiter entwickeln werde, da sah er vor sich eine Katze auf die Erde herabstürzen, und suchte das Weite.

f. Eine Hausfrau in Schwyz wollte vor 12 Uhr Nachts nie zu Bette gehen und erklärte ihrem Manne, der das lange Spinnen bei Licht nicht dulden mochte, sie lege sich deshalb nicht früher schlafen, weil sie sonst von einer schwarzen Katze geritten werde, als ob Berg und Thal auf ihr lägen. Der Mann wußte augenblicklich Rath. Er befahl dem Weib, hinter den Ofen zu sitzen und sich dorten stille zu verhalten. Dann setzte er ihre große Schnallkappe auf, hieng eine scharfe Hechel über die Schulter und spann nun selber emsig am Rocken drauf los. Mit dem Schlag zwölf Uhr hieng ihr plötzlich das Nachbarweib blutend und schreiend über der Schulter in der Hechel. Sie bat und bettelte, man solle ihr nichts weiter thun, und ist seit jener Zeit nicht wieder gekommen.

g. Leute zu Häggligen im Freienamte hatten bei einem Zauberer erfahren, mit welcherlei Mitteln man einem Schatz beikommen könne, von dessen Vorhandensein man in jenem Dorfe schon längst erzählt hatte. Sie verschafften sich daher eine schwarze Katze, die weder an der Schwanzspitze, noch an der Brust ein weißes Härchen hatte, schlugen ihr unter genauer Beobachtung verschiedenartiger Bräuche den Kopf ab, steckten diesen auf eine Stange und begaben sich damit um Mitternacht zur Stelle, wo der Schatz liegen sollte. Alle hatten sich ein fortgesetztes Stillschweigen gelobt und so gruben sie drauf los.

Da wurde aber demjenigen, der die Stange mit dem Katzenkopf zu halten hatte, dieselbe wegen ihrer Länge beim Graben hinderlich, und er theilte seinen vernünftigen Gedanken, sie abzusägen, in aller Kürze dem Nachbar mit. Hol d'Säge, sprach er. Nach diesem einzigen Wörtlein blieb jedes fernere Arbeiten vergeblich. Noch findet sich auf einer Anhöhe bei Häglingen ein Platz, welcher den Flurnamen trägt Katzenkrützli.

287. Erhängen am Strohhalm.

In dem kleinen Dörfchen Rieden unterhielten sich die Bursche beim Dreschen über einen Selbstmord, welcher in der eine Viertelstunde entfernten Stadt Baden vorgefallen war. Das hat eben auch der Teufel gethan, sagte einer der Drescher, denn wo der mit im Spiele ist, da kann sich einer an einem Strohhalm erhenken. Nach mehrfachem Hin- und Widerreden erbot sich nun einer der Bursche, es auf den Versuch ankommen zu lassen, die übrigen möchten ihn nur schnell herunterlösen, wenn sie wirklich bemerken sollten, daß er darüber in Lebensgefahr käme. So erklettert er denn gleich den Strohhalm in der Tenne, schlingt um die oberste Stelle (Sprosse) desselben einen frisch vom Scheunenboden genommenen Halm und steckt nun den Kopf in die Schlaufe. In diesem Augenblick schießt an den Zuschauern vorbei ein fetter großer Hase durch das eine Tennenthor herein und durch das andere offenstehende hinaus. Alle Burschen jagen ihm nach. Er läßt sich anfangs die Verfolger nahe auf den Leib kommen, dies steigert ihre Lust; und so jagen sie ihm noch lange zu, ohne ihn erwischen zu können. Unverrichteter Dinge kehren sie endlich um. Aber wie erstaunen sie, als sie ihren Kameraden auch jetzt noch am Strohhalme hängen sehen. Er scheint wirklich todt. Einer erklimmt den Strohhalm, um den Halm zu zerreißen: es geht nicht; mit dem Taschenmesser zu zerschneiden: umsonst! Nachdem man den Entseelten mit sammt der kindischen Schlinge am Hals in die Tenne herabgehoben, entwindet und entwickelt man den Halm freilich ohne Mühe, aber durch ihn hindurch gezogen findet man jetzt einen Eisendraht.

288. Dietrich von Muriorf.

Jäger Dietrich lebte vor einigen sechzig Jahren in Muriorf, und kannte einmal in den nahen Murimald auf einen Fuchs. Dem selben erschien gleich ein Hase und machte in geringer Entfernung

sein Männchen. Dietrich zielte genau und schoß. Dennoch war der Hase nicht nur gefehlt, sondern wich auch nicht von der Stelle. Noch einmal lud der Jäger und noch einmal fehlte er. Verdrießlich geht er vom Stande. Nun fällt ihm ein, der Hase möchte behext sein; rasch holt er daheim Tierkohlen, mischt sie unter sein Pulver, kommt damit an die vorige Stelle zurück und noch ist der Hase da; wieder springt er unter allerlei Männchen nur wenige Schritte vor dem Jäger über den Weg. Doch jetzt kam ein so derber Schuß, daß er über und über purzelte; er erhebt sich aber wieder und humpelt auf drei Beinen in ein nahes Gebüsche. Dietrich läuft ihm nach und findet dort zu seinem Erstaunen eine alte Frau aus dem Dorfe, die allgemein als Hexe gefürchtet war. Sie wollte so eben ihr linkes Bein mit dem Sacktuch umwickeln. Wer kommt denn Ihr hieher? sahe sie den Dietrich an; und dann setzte sie ganz kaltblütig hinzu: Weil ich vorhin gefallen bin, gieng ich ein wenig aus dem Wege, um mich hier zu verbinden. Erzürnt über eine solche Unverschämtheit ließ Dietrich das Weib liegen und erzählte alles Abends noch dem alten Arzte im Dorfe. Am Morgen aber fand man Dietrich todt im Bette.

Die Frau soll sich von dieser Zeit an nicht mehr mit Herrenjägern befaßt haben. Sie starb noch nicht sehr lange in hohem Alter.

Hexe und Hase sind abwechselnd der Teufel selbst; vgl. No. 58. 333. Bei den Hexenprozessen gegen die spanischen Basken wird 1610 Maria von Zozaya verbrannt auf die Selbstaussage, sie habe einen Priester, der ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, dadurch in die Irre geführt, daß sie Hasengestalt angenommen. Soldan, der Wahnsinn. Halle 1848, 134. Dies geschah zu derselben Zeit in Spanien, da Cervantes seinen altritterlichen Don Quixote sagen (2. Buch, Cap. 73) und dessen groben Schildknappen über derlei Zauberhaken spotten ließ. 1663 wurde die alte Juliane Ger hingerichtet auf die eidliche Aussage eines Jägers, während sein Hund einem Hasen nachgelaufen, habe er selber die Ger auf der andern Seite des Dickichts so abgehetzt und atemlos betroffen, daß nur sie selbst das abgejagte Wild gewesen sein könne. Ein Herr von Gemmingen traf einen Hasen, folgte seiner Blutspur und kam zuletzt in eine benachbarte Hütte, in der er eine alte Frau mit blutendem Schenkel fand. Grin, Jn. Myth. 1, 126. 282. In Villarsexel, Kant. Freiburg, wurde Catharine Repond 1731 zu Corbières verbrannt, weil sie als Hase und Schwein die Jäger geneckt hatte. Eine Romanze über sie in Freiburger-Patois findet sich: Schweiz. Alterthümer 2, 291. Der Ratsherr von Vogt berühmte sich selbst, er habe während seiner Amtsthätigkeit im welschen Jura 600 Angeklagte verbrennen und verbannen lassen, welche, da er ihnen ihre Zauberhaube einmal weggenommen hatte, sich nicht mehr in Hasen verwandeln und ihm entspringen hätten können. Grellmann chron. pag. 101. Ein Hexenmann,

welcher die Gabe erhielt, sich in einen Hasen zu verwandeln, wird noch im Wertheimer Archiv im Badischen aufbewahrt. Meier, Anz. 1839, 180. Von Hexen in Hasengestalt handeln: Luther, Tischreden. Leipz. 1621, 103. Kuhn, westf. Sag. No. 305. Sommer, thür. Sag. No. 54. Märchen No. 7. Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. pag. 230, No. 316. 317. erwähnt des Wolfstrauen, mittelst dessen die Hexe sich in Hase, Fuchs und Wolf verwandelt; dem entspricht es, daß eben das Weib aus Muri ihr Bein mit dem Gaishuk umwickelt.

289. Der Reni Jäger.

Dem alten Jäger Reni (Herrenname) lief beinahe täglich vor oder nach der Jagd noch ein Hase über den Weg. Er schoß nie nach ihm, denn er wußte wohl, daß es ein Mensch sei. Endlich wurde er aber doch des Dings überdrüssig und rief ihm zu: Wenn du mir morgen wieder kommst, so lege ich dich ins Bett! Tags darauf hatte er sein Gewehr mit Geigenstern geladen, und da der Spektakel wieder kam, schoß er dem Hasen einen Lauf ab. Dieser hinkte auf drei Beinen davon. Reni setzte seine Jagd unbekümmert fort, hatte diesmal Glück und da er Abends ins Dorf heimkam, vernahm er, daß man heute ein Weib mit zerschossenem Bein hereingetragen habe.

290. Sigrischin von Bermgarten.

Im Städtchen Bermgarten wissen die Kinder noch jetzt von einem Weibe zu erzählen, das die alte Sigrischin hieß und sich auf allerlei Kunststücke verstand. Wollte sie backen, so fuhr sie im Brodkorbe oder in der Backmulde Nachts die Reuß hinab, um sich in Rellingen erst die Zwiebeln zu holen und sie auf jene Brodwähen zu streuen, die sie aus der Schurren (Trichterrinne in der Backmulde) trefflich zu machen verstand. Sah man sie nun in Rellingen Zwiebeln jäten, so konnte man sie doch zu gleicher Zeit auch zu Bermgarten in ihrem Hause schelten, schwatzen und schmatzen hören. Dabei ging sie niemals auf dem gebahnten Wege, sondern stets über Wiesen und Wälder querfeldein. Einst hatte in ihrer Nachbarschaft ein Jäger einen Hasen geschossen, fand aber, da er zur Stelle kam, statt seiner nur einen alten Schuh. Er schöpfte Verdacht und ging gleich in ihr offen stehendes Haus. Da lag sie nun im Bette und erzählte ihm mit tausend Umständlichkeiten, wie sie eben das Bein verrenkt habe. Ein andermal meldete sie ihrem Ehemanne, wie so viele Hasen in ihrem Krautgarten stecken; er möchte also kommen und sich einen

Braten schießen. Er kam mit seiner Doppelflinte, schoß einmal und wieder und traf im ganzen Rudel kein Stück. Als er der Sigristin sein Mißgeschick melden wollte, lag die am Hausgang und hatte beide Beine ab.

Das Hahren in der Backmulde erzählt Geiler von Keisersberg, Ameise (Straßb. bei Joh. Grüninger 1517) Bl. 37 einem Weibe nach, die einer seiner Amtsbrüder gekannt und wegen dieses Zauberkunststückes selber auf die Probe gestellt hatte. Das Backen der Zwiebelwähen ist Abthl. IX. No. 391: Die Bodere von Zurzach — als ein den Hexen besonders zukommendes Geschäft besprochen. Dazu ist nachzulesen der Artikel No. 26 „Hasenbrod und Hasenkäse" in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod.

291. Die Zofinger-Hasenfrau.

Eine Frau in Zofingen aus vornehmem Geschlechte, welches aus Südfrankreich in die Schweiz eingewandert kam, stiehlt in eine Katze verwandelt in der Stadtmetzge das Fleisch, und in einen Hasen verwandelt auf dem Felde die Früchte. Ein guter Schütze machte sich lange hinter diesen Hasen her, bis er ihm eines auf den Kopf brennen konnte; trotz des sicheren Schusses entwischte zwar das Thier, aber seitdem ist jene Frau einäugig. Man hatte einst KornGarben, die der Gutsherr hatte überreif werden lassen, in der Nähe der Stadt aufzuladen, und vor der Menge armer Aehrenleserinnen, die begierig den ausfallenden Halmen nachgiengen, konnte der Erntewagen kaum vorwärts kommen. Der verdrießliche Gutsherr wies die Kinder unsanft vom Acker. Nun aber stand der Wagen wie verhext fest und die Stiere wollten nicht weiter vom Flecke. Weil man gleich Böses befürchtete, so half man sich nach altem Brauch; man schlug nämlich einem Rade die ungerade Speiche aus, und wirklich fuhr hierauf der Wagen weiter. Jene einäugige Zofingerin aber ist seit jener Zeit auch noch hinkend geworden.

Ebenso wird dem einsinkenden Lastwagen eine Radspeiche ausgebrochen, an deren Stelle aber der Fuhrmann selber treten muß: Abthl. III. No. 145 Wildjäger am Tegernbache.

292. Hanucle von Eckwyl.

In der ganzen Umgegend von Eckwyl war noch in diesen letzten Jahren ein Weib geflohen und gemieden, weil sie für eine Hasenfrau gehalten wurde. Diesen Glauben zu rechtfertigen, erzählt man sich

ein ganzes Schock abenteuerlicher Geschichten, wie hier ein paar aus den Dreißiger Jahren folgen.

An einem Sonntags-Nachmittag hatte sich das Militär der Sektion Mäggenwil auf dem Eckwyler Exerzierplatze einzufinden. Es stellte sich ganz in der Nähe jenes Hauses auf, welches Hannele bewohnte, und bei der es heute, da es ein sehr harter und rauher Novembertag war, an neugierigen Besuchen nicht fehlte, die da aus dem Fenster zuschauen wollten. Eben fieng die Waffenübung an, als im Zimmer plötzlich ein Hase den Leuten durch die Füße fuhr und ohne daß er sich erwischen ließ, endlich zum offenen Fenster hinaus sprang. Unter Lärmen und Lachen setzte man ihm nach. Draußen war aber indeß der gleiche Tumult auch unter den Soldaten entstanden, denn schon kam der Hase auf sie angerannt und hatte sie umsprungen, während sie einzeln aus dem Gliede liefen und nach ihm warfen. Endlich verschwand der Hase ins Dorf hinein. Erst als er allen wieder aus dem Gesichte war, bemerkte man, daß die Hannele diese ganze Zeit über weder in noch außer ihrem Hause von irgend jemand gesehen worden war.

Ein andermal hob sie ein Stück Tuch von der Straße auf, von dem sie wohl wußte, daß es dem Eckwyler-Schneider gehöre, gab es ihm aber nie zurück. Der Schneider lachte nur darüber und fieng an, sie zu bannen. Als es die Alte verspürte, blieb auch sie nicht müßig und begann ihn ebenfalls zu treiben. Allein diesmal war sie die Schwächere und verlor; sie konnte sich nur noch durch Schweinefett vom Tode retten.

Nun sind's fünf Jahre (1837), daß sie durch das Dorf Bublikon gieng und ihr dort die Kinder ihren Spitznamen Hannele nachriefen. Einem davon gab sie eine solche Ohrfeige, daß es erlahmte und sterben mußte, nachdem selbst die Kapuziner ihre Besegnungen umsonst versucht hatten.

Ihre uneheliche Tochter vermag es so wenig als andere Leute bei ihr auszuhalten, sie hat sich schon oft von ihr entfernt und bei fremden und ferne wohnenden Leuten sich verdungen. Sie mag dies aber noch so heimlich anstellen, sie bleibt dennoch in der Alten Gewalt und muß nach dem zweiten Tage schon ihr wieder zulaufen.

Wenn sie betteln geht und ein Weib schlägt ihr was ab, so klopft sie dasselbe nur auf die linke Schulter, und dann setzt es unfehlbar einen geschwollenen Kopf oder ein sonstiges Uebel. Deswegen schließt auch Jung und Alt die Hausthüre, sobald man sie des Weges kommen sieht.

293. Das Fraufastenkind und die Hasenpfoten.

Man sagt, alle diejenigen, welche um Fraufasten in der Mitternachtsstunde geboren werden, seien geisterſichtig. Wüßten ſie aber vierundzwanzig Stunden lang über das zuletzt Geſehene zu ſchweigen, ſo könne ihnen keinerlei Spuk Schaden thun. So ein Kind war im Dorfe Holderbank.

Als dieſes Mädchen einſt zwiſchen 10 und 11 Uhr Nachts mit mehreren Geſpielinnen vom Schloß Wildegg aus, in dem ſie gearbeitet hatten, über den Berg in ihr Dorf heim gehen wollte, trat ihr plötzlich ein grüngekleideter Mann mit Gewehr in den Fußpfad. Sogleich kehrte ſie zurück und gelangte auf einem großen Umweg erſt um ein Uhr zu ihrem Haus. Die andern Mädchen wußten nicht, wo ſie hingekommen war und hatten ſchon verbreitet, ſie ſei durch einen Jägersmann erſchoſſen worden. Später einmal, da ſie als Braut mit ihrem Bräutigam von Holderbank nach Saffenwil auf dem Wege war, kam ein ſchwarzes Hündchen zwiſchen ihnen hergelaufen; ſie begab ſich alsbald auf die andere Seite der Straße, und trotz aller Fragen ihres Bräutigams, warum ſie ſich von ihm entferne, blieb ſie ihm die Antwort volle 24 Stunden lang ſchuldig.

Ein Mann im Solothurner-Biet war ebenfalls ein Fraufastenkind; als dieſer einmal nach Solothurn wollte, begegnete ihm ein Weib, das ein Kind auf dem Arme und dazu eine glühende Stange in der Hand trug; darüber erſchrak er ſo ſehr, daß er unter lautem Schreien ſeiner Heimath zufloh. Hier angekommen erzählte er ſein Begegniß und klagte ſich über Brennen am ganzen Leibe. Man entkleidete ihn und fand ſchwarze Blattern auf ſeiner Haut, die ein Ausſehen hatten, wie Haſenpfoten im Schnee abgeſpürt. — Seine Leute erſahen daraus, daß er nicht hätte ſchreien ſollen.

Die auf die Tortur gebrachten Hexen mußten vorher vom Henker unterſucht werden, ob ihnen der Teufel nicht ein Malzeichen in die Haut eingedrückt habe; ein ſolches nennt Hildebrands Zauberei (Frankfurt 1631) pag. 258 „Haſenpfoten“; denn, — ſagt Joh. Prätorius, Blockesberg 1669, 401 — dieſe Malzeichen findet man wie mit einem Haſenläplein gezeichnet. Philo, Magiologia 1675, pag. 1019 nennt dieſelben Zeichen Krottenhand und warnt den Henker, beim Torturverfahren nicht darein zu ſtechen mit Nadeln oder Pfriemen, weil hier die Hexe unempfindlich gemacht ſei; ſie würde ſich ſtellen, als fühlte ſie darüber Schmerzen, da ſie doch wirklich keine empfände.

294. Haſe am Kreuzwegli bei Remetſchwil.

Noch nicht vor langem kamen zwei Schweſtern, die eine von Bellikon aus, die andere von Spreitenbach zu ihrer dritten Schweſter nach Baldingen auf Beſuch. Beide hatten abgeredet, ſich in Killwangen zu treffen und von da aus zuſammen nach Baldingen zu gehen. Auf der letzten Wegſtrecke ſahen ſie Elſtern unter immerwährendem Gekreiſche vor ſich herfliegen; dieſelben waren bis Baldingen mit gezogen und ſchwärmten ihnen auch dort noch nach, als man nachher ins Freie gieng und mit dem Schwager die Felder beſchaute. Deßwegen vermuthete dieſer auch gleich nichts Gutes; er ſchärfte den Beiden, da ſie ihn nach zwei Tagen wieder verließen, beſonders ein, auf ihrem Heimwege ja recht vorſichtig zu ſein. In Killwangen trennten ſich die zwei Schweſtern wieder, die eine, um gegen Spreitenbach zu, und die andere, um auf ihrem gewohnten Wege nach Bellikon heimzugehen. Jene kam glücklich nach Hauſe, an dieſer aber erfüllte ſich jetzt das Mißgeſchick, das durch die Galgenvögel ihnen angeſungen war. Als ſie nämlich in den Remetſchwiler-Weidgang kam, ſah ſie zwiſchen dem Holz und den Gemeindematten ein ſchönes kleines Häschen vor ihr herſpringen. Hätt' ich doch ein Flintchen! ſagte ſie bei ſich ſelbſt, und ergötzte ſich herzlich darüber, daß das Thier ſo artig ihr im Wege voraushüpfte. Als ſie aber an das Kreuzwegli kam, rannte der Haſe mit einem Male in der Richtung nach Remetſchwil zurück. Die Frau wendete hier gleichfalls um, ohne zu bedenken, was und warum ſie's that, und lief nun anſtatt den Bellikoner Weg, denjenigen nach Killwangen zurück, immer des ſichern Glaubens, in der nächſten Viertelſtunde an ihr Wohnhaus kommen zu müſſen. Nun ſtieg ſie aber mehrere Stunden durch Buſch und Strauch, gerieth an abſchüſſige ſteile Orte und war gänzlich abgemüdet und verirrt, als ſie endlich in Killwangen an ein Haus gelangte, wo zufällig noch einige Burſche zu Licht waren. Sie war ſo ganz der Meinung, ſie ſtehe hier am eignen Wohnhauſe, daß ſie den erſten, der ihr die Thüre öffnete, mit Staunen über ſein Hierherkommen befragte und ob denn ihr Mann Hans nicht daheim ſei. Nur ſchwer konnte man ſie von ihrem Irrthum überzeugen und ſie bereden, ſich nun von den Burſchen heimführen zu laſſen.

---

295. Das Regiment am Marſch.

Ein Regiment konnte auf ſeinem Marſche nicht mehr weiter; endlich merkte man, daß ein Haſe Urſache daran ſein konnte, der

vor demſelben beſtändig hin und her ſprang. Schon hatte man vergebens von allen Seiten her auf ihn gefeuert. Da trat ein Soldat zurück und goß aus einem Marienthaler einen ſilbernen Poſten. Auf der Stelle war der Haſe damit erlegt; das Regiment rückte vor, fand aber dort ſtatt des Haſen nun ein altes Weib auf der Erde liegen.

296. Tegerfelder Schloßhaſe.

Zwei Mädchen von Tegerfelden gingen zuſammen vom Grafen heim. Es lief ihnen ein Haſe entgegen, ſie fürchteten ſich und traten auseinander. Er ſprang mitten zwiſchen ihnen durch und ſtreifte das eine am Fuß. Beide dachten ſich gleich, wer das ſein möchte, denn alsbald ſchwoll der Berührten der Kopf auf. Daheim ließ man ſchnell einen Mann von Würenlingen kommen, der zu helfen wußte. Weil das Mädchen ſich weigerte, mit ihm in ſein eignes Haus zu kommen, ſuchte er draußen etliche Kräuter und übergab ſie mit dem Auftrag, dieſelben auf einem Kohlenfeuer langſam bähen und dann überſchlagen zu laſſen. Während dies geſchah, begab ſich Jemand in das Haus der beargwöhnten Herrenfrau. Dieſe ſaß eben am Rocken und ſpann, nach wenigen Minuten aber ſprang ſie wüthend vom Rade, entlief in ihre Kammer und vollführte da einen Höllenlärm. Dem Mädchen aber war geholfen. — Der Haſe hat es indeß doch nicht gelaſſen und iſt auch nachher noch ſtets am Berge umher gelaufen, wo die alte Schloßruine ſteht; noch kein Jäger hat ihn etwas anhaben können. Der Dettinger Doktor hat ſchon oft, aber immer vergeblich auf ihn geſchoſſen.

297. Verſchiedene Haſenfrauen. a — e.

a. Das Schloß Schwarzwaſſerſtelz, im Rheine unterhalb Kaiſerſtuhl gelegen, beſaß früher ein Baron von Tſchudi. Dieſer war eines Tages im Walde Schleifert auf der Jagd, und traf auf einen Haſen, der im Wege ſchlief. Der Jäger zielte, der Schuß ging los und ſtatt des Haſen lag der Baron ſelbſt im Blute. Man ſagt, ein altes Weib ſei's geweſen, welches den Baron ſehr haßte und den Schuß auf den Schützen zurückwarf.

b. Der Haſe im Langenbag läßt ſich zwiſchen Klingnau und Ober-Endingen bei Tag und Nacht ſehen und bleibt unerſchrocken auf ſeiner Stelle. Betrifft man ihn jedoch gerade an jener Stelle,

wo schon vor einem Jahrhundert eine alte Eiche die Grenze des Klingnauer-Stadtbannes bezeichnet hat, so ist er wie in den Boden versunken.

c. Mein Großvater hat, so lange er zu Murchstwil im Luzernerlande diente, einen Knaben gekannt, dem man einst eine Flinte gab, um den Hasen zu schießen, welcher regelmäßig den Krautacker abfraß. Beim Schusse meinte man, es fahre in einen Blechhaufen hinein, und am Platze lag statt des Hasen ein Schlüsselbund. Nicht lange gieng's, so kam die Nachricht, die alte Magdalena sei todtkrank.

In der Rheinprovinz wird der M. Jäger der blecherne genannt, er hat einen Eisenhut und einen blechernen Stock. Wolf, Zschr. 3, 53.

---

196. Der Geisbock im Stall.

's isch einisch a ma in es riche hüs cho, und isch im stal übernachtet. eso um zwolfe umme chunt eine mit eme seckel voll güld, und het ne verlochet und gseit „jetz, tüfel, hüet, bis so en wisse geisbock dur der stal hindere jage. am andere morge isch der ma einer warge gange. aber vo der zit a händ si e kein veh meh ha könne i dem stal; alles isch drüf gange. übers johr isch de ma wieder dert verbi cho, und wo ner ghört het, wies nu mit dem stal stoht, so het er nes gseit, was er i sälber nacht gseh gha het. do händ se en wisse geisbock gchouft und ne dur der stal hindere gjagt, und alles isch wieder gsot gsi, und 's güld händ se üsse ggrabe und dem ma nu en schwarze theil dervo gge. —

Wanderer in Schweiz 1835. p. 158. — Haupt, Zschr. 3, 35. Dieselbe Erzählung und beinahe gleichlautend gilt auch am rechten Rheinufer zwischen Eglingen und Waltshut.

Ziemlich ähnlich erzählt findet sich unsere Sage in B. Baaders bad. Sag. No. 235; Schambach-Müller, niedsächs. Sag. No. 261, 2. Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 41. Dagegen wird ebenda No. 267 erst die Lösung unserer Erzählung gegeben; der übertölpelte Teufel zerreißt aus Wuth den Bock, und nun erst können die Leute des geizigen Bauern gefahrlos den vergrabenen Schatz erheben. Landru-Geschenke, die in Bockgestalt spuken, sind der Bock zu Contay im Walliser Heune, Schweiz. Bl. 1833. Der Mattiriteibock auf der Alpe Mattiriten: Blumer-Herr, Kant. Glarus 316.

Gegen den Trottengeist in Brig No. 200 muß man einen Schafbock in den Viehställen halten; der Hausgeist in Hermenches No. 309 vermag alle Stallthiere zu ertragen, nur eine schwarze Ziege nicht. Der Bock,

als Donars Thier, das seinen Götterwagen zieht, tritt in Abth. M. Jagd No. 146 noch hervor; ein Vermöglger ruft nämlich dem Zuge des M. Ehrenfried entgegen: Du reitest wie ein Schneider! d. h. auf einem Geißbock.

---

298. a. Der Esel in der Tenne.

In Wile nennt sich eine kleine Ortschaft im Bezirk Wolleraw, Kant. Schwyz. Bei dem dortigen reichen Hofbauern pflegte ein armes altes Männlein, das vom Kräutersammeln sich nährte, alle Jahre einmal seine Einkehr und Nachtherberge zu nehmen; öfter zu kommen war ihm bei den geizigen Leuten nicht erlaubt. Auch wies man ihm über Nacht niemals ein Bette an, obschon da ein paar hochaufgerüstete allzeit ledig standen, das Kräutermännlein aber fügte sich und übernachtete auf dem Heuboden. So lag er hier einmal wieder im Heu auf dem obern Stock, als sein Hofbauer drunten in die Tenne trat, eine Laterne, eine Haue und einen Kupferkessel mit sich schleppend. Er grub den Boden der Tenne auf, senkte den großen Käskessel in die Grube hinab und machte sich dann wieder fort. Bald kam er abermals zurück, brachte einen Sack Thaler mit sich und warf ihn mit den Worten in den offenen Kessel, du mußt in drei Teufels Namen vergraben sein! So gieng der Bauer dreimal ab und zu und warf dreimal seine Säcke in den Kessel. Ebenso oft war aber inzwischen auch das Kräutermännlein vom Heustock herunter gestiegen, und weil es dessen gar zu wenig hatte, was seinem Geizhals zu viel war, hatte es sich jedesmal eine Tasche voll Thaler aus dem Sack genommen und sich rechtzeitig damit wieder unters Heu verkrochen. Nun kam der Mann zum viertenmale herein. Diesmal brachte er ein schneeweißes Eselein mit sich, auf dem ein rother Mantel lag. Mit diesem umgieng er dreimal den Kessel, wiederholte eben so oft seine Verwünschung „du mußt in drei Teufels Namen vergraben sein!“ hierauf schüttete er den Kessel zu, schlug dem Esel in drei Teufels Namen ein Bein ab und schleppte das arme Thier mit sich hinaus. Das Kräutermännlein schlief nach diesem auch nicht lange mehr, sondern machte sich mit dem Frühesten aus der Scheune fort auf den Weg.

Als aber die Zeit um war und es das nächste Jahr wieder in dieses Haus kam, fand sich hier alles verändert. Der Bauer war schon seit einem halben Jahre gestorben. Die zwei Töchter wußten von nichts als Kummer und Verdruß zu sagen. „Seitdem Ihr das letztemal bei uns gewesen seid, ist in unserm Hause nur Noth und Elend. Der Vater hat keinen gesunden Tag mehr gehabt, und da

er starb, hat sich von dem großen Vermögen, das er nach dem Glauben der Leute besitzen hatte, gar nichts vorgefunden. So ist auch die gute Bekanntschaft, die wir hatten, ausgeblieben, wir bekommen allerlei keine Männer und wissen uns nicht mehr zu helfen.“ Jetzt ging dem Kräutermännlein plötzlich ein Licht auf. Wenn es weiter nichts ist als dies, sagte er, so kann ich euch wohl diese Nacht schon helfen, schafft mir nur in aller Stille und ohne daß man es merkt, einen Esel und einen rothen Mantel herbei. Der Esel stand noch immer im Stalle, schneeweiß, aber nur dreibeinig, seit ihm der Bauer den einen Fuß abgeschlagen hatte; bei der Frau des Dreibeins entlehnte man ohne Aufsehen den rothen Amtsmantel. Damit gingen sie in die Tenne und gruben an der alten Stelle nach, trieben dann das Eselein mit dem rothen Mantel wiederum in drei Teufels Namen um das Loch herum, aber diesmal nach links, weil der verstorbene Bauer einst damit nach rechts gefahren war, und siehe, da lag das Geld in den drei Säcken. Die Töchter wollten sogleich mit dem Kräutermännlein theilen. Er erzählte ihnen aber den einstigen Hergang und wie er sich vordem schon seinen Theil zu dreien Malen davon genommen hatte. Nun sei dies freilich längst aufgebraucht, lasse man ihn aber noch einmal aus jedem Sacke einen Griff thun, so habe er für seine noch übrige Lebenszeit vollauf genug. Die Töchter thaten es und das Männlein verlieh sie unter großem Danke. Von nun an ging im Hause alles wieder gut. Der Geist, der seit dem Tode des Vaters in der Tenne gepoltert hatte und mit vielen Seelenmessen doch nicht abzutreiben gewesen war, legte sich jetzt zur Ruhe, und mit dem wieder gefundenen Gelde stellten sich auch die Freier wieder ein. Bald waren die zwei Töchter hübsche Weiber. (Marie Stöhel aus Wellerau.)

Vgl. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 302, No. 276. Der goldene Esel, der bei Brieg in Schlesien im Gebirge vermünscht liegt, soll nach Peschkens Diogh. No. 648 den Gebenedeyt haben:

Mach di mein Kindes,
Mach dobei liegt meine Mutter.

Dieser entstellte Reim deutet stark auf die in Kuhnert. No. 129 erwähnte Göttin Mutter Erd. Vgl. dazu No. 467: die Esel gräbelnden Dreibeinen.

---

220. Das Dornröschen.

Dichte Dornhecke bewirkt in Oberhof und Mühlthal bis gegen Mittnacht hinab beinahe ganze Thal, so weit das Dornröschen es

durchläuft, und macht sich in fast zahllosen Gestalten und Meinungen geltend. Es sind also auch die Berichte über seine wesentliche Art und Bedeutung sehr schwankend. Allgemein angenommen ist jedoch, daß sein bestimmter Wohnplatz der Torfen, und daß es selbst der Geist eines Ermordeten sei. Diesen letzteren aber macht man bald zu einem Wölflinswiler Bauern, den die Schweden sengten, mit Mistjauche füllten, einem Rosse an den Schwanz banden und ihn so lange im Bache hin und her schleiften, bis er den Geist aufgab; bald sieht man ganz umgekehrt in ihm einen Schweden, den die Bauern auf eine ähnliche martervolle Weise umgebracht haben sollen. Als nämlich die Schweden von den eroberten Städten Rheinfelden und Laufenburg her auch in diese kleinen Gebirgsthäler plündernd vordrangen, wurden ihrer viele, da sie nur in kleineren Haufen und ordnungslos umherstreiften, von den lauernden Juradauern getödtet. So lag hier am Wege neben dem Torfenbache ein schwerverwundeter Schwede. Die Bauern sprangen auf ihn los und zerschlugen ihm noch die Glieder. Er bat um Schonung; sterben müsse er doch, sagte er, aber trotz aller Qualen werde er nicht vor Sonnenuntergang sterben können, man möge ihn also nicht weiter mißhandeln. Allein darüber höhnten sie nur, und als er unter ihren wiederholten Streichen noch immer lebte, banden sie ihn zuletzt an einen Pfahl unter das Wasser des seichten Bächleins. Auch damit war er nicht zu ertränken, sondern soll wirklich erst nach Sonnenuntergang verschieden sein.

Der Geist geht nun als Thier und als Mensch. Der alte Mühlknecht auf der Mühle zu Gipf, beim Dorfe Frick, traf auf dem Heimwege von Wittnau einst auf ein herrenloses Roß, das querüber die Straße dastand. Er dachte gleich an das Torfenthier und vorsichtig umging er daher das Roß, ohne ein Wort zu sprechen. Wenige Schritte weiter hatte es sich ihm schon wieder quer in den Weg gestellt, und abermals mußte er es in gleicher Weise umgehen. So trieben Beide ihr stilles Wettspiel miteinander, bis sie zu der bestimmten Wegstelle kamen, wo des Torfenthieres Grenze ist. Hier mußte es verschwinden und der besonnene Müllerknecht hatte gewonnen. Manchmal soll es ihm unsichtbar die Räder seiner Mühlkuhr gehemmt haben; alsdann umging er dreimal den Wagen mit frischem Feuer, er schlug sich nämlich sein Tabakfeuer an, und alsdann konnten die Rosse wieder vom Fleck (vgl. Meier, schwäb. Sag. pag. 287: das Gundswolf). Auch in Gestalt eines großen Mannes erscheint der Geist und geht von einem Hunde begleitet den Torfen auf und ab; dann soll sich das Wasser hoch empor. Da bringt er bisweilen

eine Scheune, welche sonst die Schwedenstallung gewesen sein soll, jetzt aber durch einen Neubau erweitert ist und dem Karli Waldmaier gehört; und so oft er in diese Scheune will, vergißt er nie, vor dem Fenster des Wohnhauses vorbeigehend seine Verbeugung in die Stube hinein zu machen. Er ist überhaupt dem Hauseigenthümer freundlich gesinnt, nicht aber ebenso den andern Leuten. Denn wie oft auch der vormalige Bezirksrichter diesen Weg zu fahren hatte, so lange er allwöchentlich in die Gerichtssitzung nach Aarau hinüber mußte, jedesmal doch mußte er aussteigen, sobald er an dieser Scheune vorbeikam, denn sein Rößlein stellte sich hier holzgerade; dann wendete er das Chaischen um, verhielt dem Roß die Augen und führte so Beides rückwärts die etlichen Schritte weiter. In der Nähe der Scheune stand ehemals ein besonders alter Birnbaum, welcher Frühbirnen trug. Zwei freche Bursche erstiegen ihn einst des Nachts, um ihn zu leeren. Darüber kam ein Mann dazu von geringer Größe mit einem breiten Hute, und beide Theile betrachteten sich schweigend. Mit einem Male aber wuchs der Mann immer höher und breiter auf, so daß er drängend zwischen die Aeste hineinreichte, auf denen sie saßen; zugleich loderte von allen Seiten ein Feuer mit empor, daß die Obstdiebe eiligst entspringen mußten. Ein andermal stand er als ein großer Mann an der Bachbrücke im Dorfe. Er trug eine weiße Zipfelkappe und einen schwarzen langschwänzigen Rock. Eine vorübergehende Bäuerin grüßte ihn, erhielt aber keinen Dank. Kaum aber war sie ein halb hundert Gänge weit von ihm weg, so brach ein ganz entsetzliches Gewitter los.

Das Gundesvolk, in Meiers schwäb. Sag. No. 320 besteht aus Heiden, Oesterreichern, Rothmänteln, lateinischredenden Räubern, Franzosen, die gleich unsern Schweden ins Murgthal plündernd einfallen. Ihr Anführer Schlotti wird von den Bauern gefangen, und mit Holz und Steinen beschwert in das Bett der Murg versenkt. Aber er konnte so nicht sterben, bis er selber ein Todesmittel angegeben. Seitdem ist die Murg roth geflossen. Der Name Gundesvolk wiederholt und erklärt sich in unserer Sammlung Bd. 1, pag. 162, 165.

---

300. Trottenthier zu Oberflachs.

Das weinreiche Dorf Oberflachs hat mehrere Trotten, die außer der Herbstzeit alle verlassen stehen, eine ausgenommen, und diese wird, so weit die Oberflachser sich erinnern können, beständig vom Trottenthier bewohnt. Man hört es, wenn es ander Wetter geben

ſoll, deutlich im Hauſe herumpoltern, den Wein aus Züber und Kübel ſaufen, wenn auch alles weinleer iſt, und die Kufen zornig mit der Schnauze herumwerfen. Man hält es für das Geſpenſt eines unredlichen Trottmeiſters, der den Leuten an Trauben und Moſt abſtahl.

Bisweilen ziehen in Oberflachs auch zwei Nachtwächter zugleich herum, der eine angeſtellte, der andere — das Dorfthier. Es erſcheint in allerlei Thiergeſtalt, ſogar als Eſel. Gewöhnlich kommt's vom Schloß Caſtelen im Bach herabgewatet, man ſah es auch ſchon im Weier baden. Einige halten es für einen ehemaligen Dorf-Ammann, andere behaupten, es ſei von jeher ein Thier geweſen.

301. Das Nachthier am Solenbach.

In der Haushalden geht der Solenbach zwiſchen alten Eichen durch Mooswieſen in die Aare. Wo er die Straße erreicht und überbrückt iſt, in der Nähe der Waldbäume, da haust ein böſes Weſen. Es führt die Leute in den Sumpf und ſchreckt die über die Brücke Kommenden, indem es im gleichen Augenblicke plumpend wie ein ſchwerer Stein, vor ihnen in den Bach ſpringt. Als dies neulich einer abergläubiſchen Frau begegnete, und dieſe ſich durch Gebet dagegen zu helfen ſuchte, erhoben ſich ihr zu beiden Seiten hohe finſtere Mauern, die um ſo höher und beengender anwuchſen, je mehr das Weib Ave-Maria's herſagte. Sie fürchtete, erdrückt zu werden. Wenn das Beten nicht hilft, dachte ſie, ſo thut's vielleicht das Fluchen. Sie that aus Leibeskräften einen Schwur, und die Mauer war verſunken.

302. Das Dorfthier in Suhr.

Ein junger, luſtiger Schuhmacher zu Suhr befand ſich im Beſitze einer großen gläſernen Flaſche, welcher weiter nichts als der Boden fehlte. Nachts ſtellte er ſich damit ins Gebüſch am Dorfe oder hinter Bäume zwiſchen den Wäſſerungsbächen, blies ſein Inſtrument wie eine Trompete an, und lockte jämmerliche Töne daraus hervor. Bald verbreitete ſich bei dem abergläubiſchen Völklein die Meinung, ein gräßliches Geſpenſt ſtoße ſolches Klagegeſchrei aus. Mancher Furchtſame floh in ſein Bett, wenn das Plärren des Dorf-

thieres näher kam. Lange genug währte der Spuk. Endlich überraschten kecke Leute den Bläser und zerschlugen ihm die ominöse Flasche. Der Schuster hieß nun bis an seinen Tod unabänderlich Torftbier. — Bronner, Kant. Aargau 2, 76.

---

303. Das Ungeheuer in Ueken.

Ein Uekener-Bauer besaß ein großes Vermögen in Grundstücken; aber er suchte es auch dadurch zu äufnen, daß er den Nachbarn das Obst stahl und ihnen die Hälfte ihrer Pünten und Baumgärten wegmarchte. So marcht und stiehlt er nach seinem Tode bis auf diesen Tag fort, aber welchem Herrn er jetzt angehört, zeigt er damit, daß er als Schaf, als Bock, als Hund herumlaufen muß. Gleichwohl dient er den Leuten als ein untrüglicher Wetterprophete. Sieht man ihn Hecken setzen, Hagstöcke frisch in den Boden schlagen, auf Bäume steigen und das gewonnene Obst in den Korb thun, dann hat der kommende Tag gewiß Regen. Bis zum Abend hält er sich hinter dem Ofen des Nachbars. Mit der Betglocke macht er sich auf und wandert bis zum Rank oberhalb Frick, wo er den Reisenden auflauert und sie irre führt. Doch kann ihn da ein jeder Tabakraucher verjagen, man braucht blos Feuer aus der Pfeife zu blasen. Als schwarzer Zottelhund stellte er sich einst zweien Fremden entgegen. Als ihnen das Beten nichts helfen wollte, fiengen sie an alle Zeichen vom Himmel zu fluchen. Jetzt ließ er sie unter der Bedingung weiter, daß sie ihn in ihrer Rocktasche hinter den Ofen nach Ueken zurücktrügen. Der eine von ihnen war so thöricht, es zuzusagen; dem preßte er den blutigen Schweiß aus und trieb ihn auf den Matten bis zum Morgen umher.

Das Ungeheuer in Ueken kann jeder Tabakraucher verjagen, wenn er Feuer aus der Pfeife bläst. Im Badischen fürchtet man einzelne Irrlichter so wenig, daß man die Tabakspfeife an ihnen anzündet. Der Fuhrmann in No. 299 umgeht tabakrauchend seinen Wagen gegen den Geist. Man schlägt auch deswegen blos Stahl und Stein aneinander. Feuer und Rauch vertreibt Gespenster. Entzündung des Feuers ist außerdem Symbol rechtlicher Besitznahme, wie dem Rechtlosen das Feuer gelöscht und der Ofen eingerissen wird. Bei Gutsübergaben wurde das alte Herdfeuer gelöscht; Schiffe entfrachten heißt noch löschen. Der in Island anlandende Norwege bemächtigte sich des ganzen Grundes, den er von sechs Uhr Morgens bis sechse Abends durchreiten konnte; wo die Tagreise begann und endete, wurde Feuer entzündet. Grimm, RA. 195. Die Erben brennen daher Kbbl. I., No. 29. 30, das ihnen zugefallene Haus in Oelfein der Erblasserin früh nieder, während jenes Haus von Grund aus verbrennt,

aus dem der Hausgeiſt nicht weichen will; gleichfalls löſcht das Dorfthier in Frick der Hebamme das Feuer in der Küche aus: 2, pag. 31, vgl. Bd. 1, pag. 385.

304. Das Uuthier bei der Kaiſtnerbrücke.

Wo unterhalb Laufenburg der Bach, welcher vom Dorfe Kaiſten ſeinen Namen hat, in den Rhein mündet, führt eine Brücke in den weiten Hardwald; dort kommt man rechts ab zur Rheinfähre und kann ſich nach dem gegenüberliegenden badiſchen Dorfe Murg ſchiffen laſſen. Dies muß aber bei Tag geſchehen; ſonſt wird der Fährmann, der drüben im Dorfe wohnt, beſtimmt nicht herüber rudern. Denn ſchon oft hat er bei einbrechender Nacht von dieſem hohen Ufer her den Ruf „hol über!“ vernommen und auch ganz genau über das jähe Uferbord Jemand herabſteigen geſehen; doch wenn er nun erſchien, war Niemand zu erblicken, und blos von einer Tanne herab ſchallte ihm ein höhniſches Gelächter entgegen. In der ganzen Umgebung dieſer Kaiſtnerbrücke hauſt ein Spuk. Wer dann hier in den Quatembernächten paſſiert, der fühlt etwas ſo drückend im Nacken ſitzen, als ſollte er geritten werden. An gewiſſen Stellen ſpringt es wieder ab, und höhnt aus dem Hardwalde nach; oder der Fußgänger meint, es gehe gleichen Schritt haltend neben ihm her. Fuhrleute kommen oft nicht von der Stelle, und den Reitern wollen die Roſſe umkehren.

Und würden es die Leute nicht noch aus neuerer Zeit erzählen, ſo ſtünde es gar nicht hier. (Mittheilung von J. A. Kuch in Laufenburg.)

Die mancherlei ſogenannten Bach- und Dorfthiere, von denen meiſt jegliches Thal für ſein Flüßchen und Bächlein ein beſonderes hat, bieten ein reichliches Material zur deutlicheren Erkenntniß der Fluthſagen dar, häufig aber ſind ſie das offenſte Bekenntniß, das der Glaube an die Lehre von der Seelenwanderung abzulegen fähig iſt. Was nützt es alſo dem Gebildeten, ſich bei dieſen älteſten Religionsreſten gar nichts zu denken, wie der gemeine Mann, oder gar mit einem Lächeln über die angebliche Dummheit desjenigen Volkes, zu dem man doch ſelbſt gehört, vornehm drüber hinweg zu gehen. So lange wir dieſe nach Erklärung ringenden Geiſterthiere nicht richtiger faſſen, bleiben ſie unerlöſte Geſpenſter; der rationaliſtiſche Prediger wird alsdann fortfahren, treulich gegen ſie zu predigen, und der Alltagsmenſch ebenſo, ſich treulich vor ihnen zu fürchten. Iſt's nicht ſchreckliche Dummheit, daß man ſich bereden läßt, die Seele des Menſchen ſeye eine rothe Maus! ſagt Pfarrer Männling zu Stargard i. J. 1709 (Curioſitäten und Albertäten. Frankf. 1713); und Leſſing, ein halbes Jahrhundert ſpäter, ſtellt die Frage entgegen in ſeiner Erziehung des Menſchenge-

schlechtes: „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist?“ Nach Käfern berechnet unser Landmann den Lauf der Jahre (Troll, Gesch. v. Winterthur 7, 172), nach einer Kuh die Zukunft des Vaterlandes (Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. No. 509), nach Raben die Dauer des Reiches (Kiffhäuser und Unterberger-Sage), nach einem Schimmel das Ende der Welt (Apokalypse). Die ganze Thiersage wurzelt auf den Trümmern der Götterwelt, äußert Weinhold in Haupts Ztschr. 7, 79, und ist dorten am üppigsten, wo diese Trümmer am längsten offen lagen. Bis ins Jahr 1780 dauert im Zürcherlande die Rechtssitte fort, für die Katze Mordbuße und Wergeld zu zahlen, wie dies von der Edda einst beschrieben war. Mone, Anz. 1836, 42. Ebenso leicht beinahe hätte es geschehen können, daß wir die geheiligten Figuren des neuen Glaubens in derselben Gestalt der Thier-Symbolik, in welcher wir sie ursprünglich verehren lernten, bis auf die Neuzeit fortvererbt hätten. Eine Evangelienhandschrift vom Ende des X. Jahrh. aus St. Eloy bei Arras stellt die vier Evangelisten mit den Häuptern ihrer Attribute dar: Matthäus hat den Kopf eines Jünglings, Lukas den eines Rosses, anstatt eines Ochsen, Johannes den eines Adlers, mit Klauen statt der Hände. Pertz, Archiv 8, 78. Diejenigen Leser, welche die wahre Poesie für bloße Poesie halten, werden in solchen Fällen statt eines wahren religiösen Glaubens gleichfalls nur willkürliche Künstlerlaune vermuthen wollen; man muß sie deshalb daran erinnern, daß nicht blos unsere Heroen, sondern selbst noch einzelne im Lichte unserer Geschichte auftretende Volksfürsten thierische Gliedmaßen an sich tragen, wie aus der Thüringer- und Sachsengeschichte bekannt ist. Wie der Heiland sich unter dem Bilde der Henne faßt, welche unter ihre Flügel Jerusalem sammeln will, so heißen Homers männliche Gottheiten Falken, die weiblichen aber Tauben; so ist auch des Skandinaviers Schutzgeist ein weibliches geflügeltes Wesen, die Fylgja, die mit der Geburt zu ihm trat und vor seinem Tode prophetisch sich ihm zeigte. Dies ist der Bote, den das Andenken eines entfernt lebenden oder in der Fremde verscheidenden Geliebten uns ans Fenster schickt. Oft nimmt dieser Genius die Gestalt eines solchen Thieres an, welches dem Wesen oder Namen des einzelnen Menschen zukommt. Die Fylgjen tapferer Männer zeigten sich als Eber und Eisbären. Weinhold, deutsche Frauen, 49. Aber auch das umgekehrte Verhältniß fand und findet statt. Der Italiener verehrt, wie unser katholischer Landmann, einen S. Antonio del porco. Alle einzelnen Thiergattungen hatten ihre eignen Schutzgötter und später ihre Schutzheiligen im Himmel. Letztere, wie sie bei den Slaven hießen und galten, zählt Mone auf, Gesch. des Heidenth. 1, 154. Weiß man dies, so lernt man die Sprache des Volksliedes, das den Helden gerne Stier und Hirsch benennt, anders lesen als man sonst sagen, poetische Figuren und Gleichnisse liest. Auf der religiösen Thierverehrung, wie sie unserem eignen Alterthum geläufig war, beruht also der zunächst noch herrschende Glaube, wornach man das Thier als ein wissendes und weisendes, mit einer Seele begabtes, heilbringendes oder verwünschtes betrachtet, und Menschenseelen in dasselbe übergehen läßt. Der Glaube, daß nichts in der Welt ohne Bedeutung und göttlichen Hauch ist (Weinhold, bei Haupt, Ztschr. 7) nimmt in der Sage zwar mancherlei sinnlichkomische Formen an, darf aber von uns deshalb nicht schon Aberglauben gescholten werden. Dem-

dies hat uns erſt eine nähere Unterſuchung deſſelben belehrt, daß auch die Einzelheiten der altklaſſiſchen Mythe eben nach dieſer Seite der in Thierſeelen verwandelten Menſchen urſprünglich durchaus religiöſen Ernſt hatten. Die Mythe von Tereus, Philomele und Procne konnte nie eine aus blos dichteriſcher Willkür ſtammende Metamorphoſe geweſen ſein, wenn wir ſelber vom Kukuk noch ſagen, es ſei der in einen Vogel verwünſchte Bäckerknecht, welcher armen Leuten vom Brodteig ſtahl, oder wenn es in Shakespeares Hamlet ebenſo heißt, die Eule ſei eines Bäckers Tochter geweſen. So wird der Banndieb und Grenzſteinfrevler in unſerer Abthl. VII. allenthalben zum Irrwiſch, ſo die mit ihrer Menſchenliebe geizende Alte Jungfrau zum Kibitz am Girißmoos (Bd. 2, pag. 20), wie die mit ihren Schätzen geizende zur Schlange und Kröte (Bd. 2, pag. 6. 47). Und in gleicher Weiſe, bemerkt Grimm RA. pag. XIV. kannte der altindiſche Rechtsglaube mythiſche Strafen durch Seelenwanderung, denn nach Manu's Geſetzbuch wird der Kuhdieb in eine Eidechſe, und der Dieb des Herdfeuers in einen Vogel verwandelt.

Bachthiere aus unſerer Nachbarſchaft mögen hier zum Schluſſe mit aufgezählt ſtehen: Das Gräägi ſchreit als geſpenſtiſches Thier im Sarganſerlande, um Pfäfers heißt es Bachgeſchrei. Henne, Schweiz.Bl. 1832. An der Thurquelle im Toggenburgiſchen Münzenried wandelt das Thurthier, aus ihm ſchreien ſieben verwünſchte Knaben. Illuſtrirt. Schweiz.-Kal. 1851, 153. Vom Bogener-Ungeheuer, das mit dem Flüßchen daherkommt, behauptet der Bregenzer Aelpler, es heule um Thannheim ſo oft ein Gewitter naht, ſtundenweit vernehmlich. Wanderer im Algäu 1847, 43.

VII. Brennende Männer.

305. Die beiden Wartburger.

Die beiden Wartburgen im Aargau liegen in der Nähe des Städtchens Aarburg auf zwei benachbarten zierlichen Bergspitzen und sind weithin durch das Winen- und Aarthal sichtbar. Das eine noch wohlerhaltene Schloß wird Säliſchloß, das andere gänzlich zerstörte die Wartburg genannt. Beide gehörten zwei Brüdern, die zusammen um ein Enkelin ihres Vaters freiten. Sie hieß Bertha, und da sie dann dem jüngeren Bruder ihre Hand reichte, erbaute ihnen der Vater auf dem gegenüber liegenden Hügel das neue Schloß. Als beide Eheleute eines Tages zusammen draußen auf der Brüstung sitzen, erscheint der ältere Bruder jenseits auf seiner Burg, stellt eine Scheibe auf die Mauer und ruft dem Gemahle Berthas zu, ein Gleiches zu thun, um jetzt zusammen ein Wettschießen abzuhalten. Es geschah, und nun flogen die Pfeile beider Schützen herüber und hinüber kunstgemäß ins Schwarze. Jetzt gilt's den Meisterschuß, rief zuletzt der Aeltere, aber stelle mir deine Scheibe noch besser ins Licht! Der Jüngere thut's und in demselben Augenblick hat auch der jenseits abgedrückt, statt in der Scheibe sitzt der Pfeil mitten im Herzen des Jüngeren. Da ergreift Bertha die Armbrust ihres sinkenden Gemahls, zielt, und ehe noch der drüben die Mauer verlassen kann, muß auch er sich in seinem Blute wälzen. Dann eilt sie in ihr Schloß hinein, zündet es an und läßt sich unter seinen Trümmern begraben. Die Leute des nahe gelegenen Dörfleins Oftringen wollen sie jetzt noch auf dem Felsen oben erblicken, wie sie weinend und händeringend über der Leiche eines Mannes sitzt.

Auch zeigt man nach einer anderen Erzählung unten an der Burg ein Stück unfruchtbaren Landes, auf welchem mitten unter schönem Weideland kein Gras mehr wächst; dies sagt man, sei die Stelle, wo der Bruder vom älteren erschossen wurde. Man hat schon öfter, aber vergebens, den Versuch gemacht, den kahlen Fleck anzubauen. Wenn es nun ein Landesunglück geben soll, so sieht man droben zwei feurige Männer, die so lange mit Schwertern fechten, bis einer verschwunden ist, oder der Tag anbricht.

So wiederholt sich in einer großen Reihe von Schloßsagen der Zug, wie hier auf diesem einen Schlosse der mißgünstige oder eifersüchtige Ritter

seinem Nachbar oder Bruder auf der gegenüber liegenden Burg durch einen weittragenden Pfeilschuß ein Ende gemacht habe. Erzählungen dieser Art giebt es von den Aargauer Schlössern Königstein und Wampflen I, 142; von Wildenstein und Wildeck, von der Homburg und dem Rechberg im Frickthale No. 114. Im St. Gallischen nennt man dafür gleicherweise Wildenburg und Ruine Steinach (Merz, Poet. Appenzeller 1836. pag. 46). Im Kant. Solothurn ebenso die Burg, eine Jurahöhe zwischen Bettlach und Grenchen: da stellt das buhlerische Eheweib ihrem Abends am Fenster spinnenden Gemahl ein Licht so an den herabgelassenen Fenstervorhang, daß ihr auf der Nachbarburg lauernder Buhle mit seinem Pfeile hereinzielen, dem Ehemann das Lebenslicht auslöschen, sie selbst aber zu seinem Weibe nehmen kann. Dieselbe Sage gilt von der Solothurner Bolmflub, Pfarrei Günsberg. Strohmeier, Kant. Soloth. pag. 214. Gleiches kommt auf Schloß Rappoltstein vor (Stöber, Elsaß. Sag. No. 96); auf Alten- und Neuengleichen bei Göttingen (Bechstein, DSagb. No. 382).

Auch in der welschen Schweiz kehrt diese Sage wieder. An der Schlucht bei Vuitte boeuf im Waatlande stand das Bruderschloß. Alte Leute erinnern sich noch jene zwei Thürme davon gesehen zu haben, von denen herab sich alle Abende zwei Brüder grüßten, der Herr von Chompvent und der von Ste. Croix. Allein das Schloß wurde in einem Streite eingeäschert, der eben zwischen diesen beiden Brüdern ausgebrochen. Vullicmin, Kant. Waat. 2, Abthl. 2, pag. 53. Der Burgherr von Fragstein, im Bündner Hochgericht Schiers und Seewis, war ein Mädchenräuber und wurde vom Bräutigam der Entführten mit einem Pfeile vom gegenüberliegenden Felsen her aus weiter Entfernung erschossen. Röder-Tscharner, Kant. Graubünd. 1, 121. Die Würzburger Domherren ließen sich an ihren neben einander liegenden Häusern Schießscheiben über die Hausthüren machen; die des einen war schwarz, die andere grün oder roth angestrichen, daher stammt die dortige Rothescheibengasse. Wolf, Ztschr. 3, 69.

---

306. Der brennende Bräutigam.

Ein Mädchen kehrte vom Jahrmarkte nach Hause und erwartete, von ihrem Bräutigam auf dem Heimwege eingeholt zu werden. Als sie in solchen Gedanken gegen diejenige Rüti kam, die ihrem Liebsten gehörte, sah sie im Felde drinnen einen Mann stehen, dessen ganzer Körper ein bloßes Knochengerippe war, aber von einem grellen Feuer in allen Lücken fürchterlich durchschlagen. Nur der Kopf der Gestalt war noch ganz, und mit Entsetzen erkannte sie darin die leibhaftigen Gesichtszüge ihres Geliebten. Sie entsprang und war an ihr Haus gekommen, ehe sie es recht wußte. Da aber lag ihr Schatz schon drinnen auf der Ofenbank und wartete getrost auf ihre Ankunft. Jesus, Maria! rief sie, bist du da? Schon lange, antwortete er. „Und doch habe ich dich erst draußen auf deiner Rüti gesehen!“ Da mußte du, versetzte der Bursche, vierfache Augen vom Markte heim-

gebracht haben, denn seit einer Stunde schon hab' ich hier lange Weile nach dir auszustehen. — Ach Schatz, rief das Mädchen, ich lasse mir's nicht nehmen, ich habe es mit meinen gesunden Augen gesehen; was hast du angestellt! Der Bursche läugnete fort, und das Mädchen nahm sich vor, ihn von nun an zu meiden. Sie beichtete es dem Pfarrer, und dieser erklärte ihr, sie dürfe Gott auf den Knieen danken, daß er ihr ein solches Geheimniß noch in diesem Leben geoffenbart. Nun ließ er den Burschen kommen und setzte ihm auseinander, was das heißen wolle, Marchsteine versetzen, und welch schreckliche Strafe auf ein Verbrechen folgen müße, das der allwissende Gott sogar noch in diesem Leben aufzudecken suche. Solche Vorstellungen erschütterten den jungen Mann im Innersten, und schluchzend bekannte er, wie er dem Nachbar die Hälfte seiner Rüti durch Verrücken der Marchen weggenommen habe. Dankend gieng er vom Pfarrer und bestellte alles, wie er es gelobt hatte, in der rechten Ordnung. Ob er aber dann seine Braut wieder besucht und ihre Liebe wieder gewonnen habe, davon wußte das Mädchen nichts zu sagen, das diese Geschichte in unserm Hause erzählt hat, als sie ihre Lebkuchen zum Verkaufe herumtrug.

Die Feuerlohe, die aus dem Leibe Lebender verzehrend herausschlägt, findet sich erwähnt, Grimm, DS. 1, 283. Die hess. Sage No. 10 in Wolfs Ztschr. 1, 246 erzählt, der Teufel zieht der Leiche eines wucherischen Bauern die Haut ab, stopft sie mit Stroh aus, wirft Feuer hinein und läßt es als brennenden Heerwisch davon fliegen. Ueber den Brauch der Hexen, dem Mann das Herz zu nehmen und Stroh an dessen Stelle hinein zu stopfen: Myth. 1035. Mich gemahnt unsere Erzählung an die von Cäsar Bell. Gall. 1, 4. 6, 16 gemeldete Strafe des Feuertodes, wornach man Bildwerke von ungemeiner Größe aus Weidengeflechten machte, mit Verbrechern füllte und sie den Göttern zu Ehren von der Lohe durchzüngeln ließ. Beim Mai- und Osterfeuer wird hier zu Lande noch ein solcher „Mann" gebaut (im Elsaß mit Katzen angefüllt) und angezündet. Die häufig wiederkehrende Sage vom Zwingherrn, der seine Opfer ebenso als brennende Pechfackeln am Schloßwege aufstellen läßt, mag sich daraus entsponnen haben.

---

307. Die Schatzgräber im Adlisberg.

Wenn du schon vom Böglberge über Adlisberg ins Ueberthal gegangen bist, so wirst du gesehen haben, wie dort an Oelbache herum alles durchgraben und zerrissen ist. Jetzt zwar singen Vögel in den Waldrosenbüschen, aber gerade zwischen jenen öden und dichten Buchsbäumen geht man Nachts noch immer nicht gern vorbei, und

man muß kein Sonntagskind ſein, um zu bemerken, wie hier Spuren von gewaltigen Erdarbeiten und tiefen Höhlenbauten ſich verrathen. Hier auf der Höhe meint man, ſei vor alter Zeit das Schloß geſtanden, wovon nur noch der Name Adlisberg übrig geblieben iſt. Nichts weiß man von ſeinen Bewohnern und der Urſache ſeiner Zerſtörung. Gleichwohl grub ſchon mein Urgroßvater mit andern Männern hier nach Schätzen; in einer Neumondsnacht gelang es ihnen einen Schacht zu finden, und in dem Augenblicke, da ſie ihn beſteigen wollten, fieng mit großem Rauſchen der Boden unter ihren Füßen an zu wanken. Betroffen ſahen ſie nach dem Himmel hinaus und in das Thälchen hinab, und gewahrten dort ein brennendes Viertel, das ſich über den Oelbach immer größer werdend und flammender herauswälzte. Es flatterte und kniſterte, als ob die ganze Gegend in Feuer ſtände, und deutlich konnten ſie im Widerſcheine dabei die Kirchenfenſter im Dorfe blitzen ſehen. Da brach unter Brauſen und Knallen in ihrem Rücken der Schacht zuſammen und eine Stimme rief:

„Ach ich wollte allzuviel,
Meine Qual iſt ohne Ziel.“

Noch weiß man nicht, ob dies der Müller am Oelbach geweſen, der den Leuten zu viel abgenommen, oder die Ritter des Schloſſes. Weiter gegraben hat Niemand mehr.

---

308. Der Grenzfrevler im Siggenthal.

Betrügt ein Nachbar den andern um ſein Land, ſo erſcheint er nach dem Tode jede Nacht als ein feuriges Gerippe auf dem unredlich erworbenen Acker; und wenn man um Mitternacht zum Fenſter hinausſchaut, ſo kommt er bis unter die Dachtraufe heran, um nur angeredet zu werden; denn alsdann wäre er erlöst. Darüber weiß man im Siggenthale folgendes: Ein Schneider war noch um die Geiſterſtunde in dem fremden Hauſe auf der Stör; plötzlich geht ihm das Licht aus und vor dem Fenſter ſteht ein feuriges Gerippe, das fortwährend hereinjammert: Hacke! Hacke! Der Schneider antwortet wohlweislich nichts, aber er ruft doch die Hausleute zuſammen und bittet ſie inſtändig, das Verlangte her zu geben. Sie holen eine Hacke und werfen ſie zum Fenſter hinaus. Am Morgen fand man ſie noch draußen liegen, aber den Hackenſtiel daran verbrannt und das Eiſen noch glühend.

---

309. Der erlöste Götti in Bilmergen.

Weidknaben bei Bilmergen hüteten ihre Geisen am Wiesenrain gegen einen Waldsaum, als sie bei einem Grenzsteine einer schwarzen Gestalt begegneten und in Schreck sogleich entliefen. Der Kleinste von ihnen rief anfangs den Kameraden zu: Haltet, es ist ja mein Götti! da sie aber nicht aufzuhalten waren, gieng er ihnen ebenfalls nach und erzählte daheim mit aller Freude, er habe seinen lieben Götti wieder gesehen. Es half der Einwand nichts, daß dieser ja schon gestorben sei, der Knabe blieb auf seiner Behauptung. Also dachte man daran, dem Geist zur Ruhe zu verhelfen. Man versah das Büblein mit allerhand geweihten Sachen, um sich folgenden Tages wieder an jene Waldstelle hinaus zu begeben, doch mußte er auch Karst und Schaufel mit sich nehmen, und wenn dann das Gespenst dergleichen thun würde, als wolle es im Boden arbeiten, so sollte ihm der Kleine diese Werkzeuge stillschweigend nur einhändigen. So geschah's. Der Götti gieng bereits gekrümmt um einen zwischen der Waldwiese und dem Nachbargute stehenden Grenzstein herum, als sein Pathenkind hinauskam; er erhielt die mitgebrachten Werkzeuge, grub damit den Stein aus und setzte ihn an eine andere Stelle weiter zurück, und als dann alles in kürzester Zeit abgethan war, begann er: Nun bin ich erlöst, und du, mein liebes Gotte, bist dafür nach drei Tagen auch ein Kind der Seligkeit. — Das Büblein starb nach drei Tagen. (Ziemlich ähnlich erzählt das Frickthal dieselbe Begebenheit mit Nachweisung eigner Oertlichkeit. A. Birrcher in Laufenburg.)

---

310. Der verwünschte Feuermann erlöst.

Vor Jahrhunderten machte sich ein Reicher sein Spiel daraus, die Armen unter dem Scheine der Freigebigkeit ins Haus zu locken und sich an den Schmerzen zu ergötzen, die seine Gräusamkeit da für sie ausgesonnen hatte. Er ließ dazu auf der inneren Seite der Hausschwelle eine Fallthüre anbringen, durch die jeder Eintretende in ein finsteres Gemach hinabstürzte; dort nahmen ihn gleich zwei schwarze Fanghunde in Empfang und schleppten ihn vor den Herrn, der sich dann am Schrecken seines Opfers weidete. So sah er denn einst einen kleinen Mann von sonderbarer Gestalt unten auf Almosen warten, und winkte ihm, in den Hausgang herein zu kommen. Der Kleine that's und versank dorten ebenfalls, wie jeder vor ihm; gleich stand auch der Reiche unten, begierig den zwergigen Bettelmann

durch die Hunde herbei gehetzt zu ſehen. Dieſe aber rührten ſich diesmal nicht, ſondern das Männlein, ſo alt und gebückt, daß ihm ſein Hut beinahe übers Knie herein hieng, trat auf den Unbarmherzigen zu und ſprach: Ich will dir mit Sonntagsbrod Fiſche fangen! Im Weiher draußen kannſt du warten bis dein Fluch kommt! — So geſchah's.

Schon einige Tage ſchwamm die Landſtraße im Regen, und noch goß es vom Himmel herunter; rechts war der Sumpf ausgetreten und hatte den Weg überdeckt, links hin war alles unfahrbar, und eine finſtere Nacht hatte ſich zudem ſchon frühe eingeſtellt. Da ſollte heute noch ein Fuhrmann vorbei, der überladen hatte und zu geizig geweſen war, im letzten Dorfe Vorſpann zu nehmen. Der Wagen ſank immer tiefer, die Pferde blieben ſtecken, der Knecht mußte im Bodenloſen und Stockfinſteren endlich aufhören, die Thiere zu peitſchen. Da kein Antreiben, keine Wagenwinde mehr half und die ganze Fuhre nun unbeweglich daſtand, brach er zuletzt in ſo ungemeſſene Verwünſchungen und Flüche aus, daß Himmel und Erde hätten zittern mögen. Plötzlich war Licht um ihn, ein feuriger Mann tanzte drüben auf dem Sumpfe und ſchien von Funken ſich zu ſchütteln. „Daher gezündet, Hallunke!“ ſchrie der grobe Knecht hinüber, „oder ich will dich kuranzen.“ Sogleich ſtand der Irrwiſch in der Nähe, leuchtete zwiſchen das Rad, wo es ſchief geſeſſen, flackerte den Roſſen voraus, bis jedes Kettenglied glatt lag, und bediente die Fuhre ſo gut, daß ſie bald wieder von der Stelle war. Am Ende des Sumpfes ließ der Knecht ſeine Pferde verſchnaufen, da hielt auch der Irrwiſch ſtill. „Willſt auch noch Trinkgeld, Donnerſchelm?“ ſchnauzte der Kutſcher, erſchrak aber nicht wenig, als eine ſchmächtige Stimme erwiederte:

Nummen ăſbohre
Und -aum Chillef fahre!

Gerade noch ſo lange war's hell, daß der Knecht ein vor dem Wagen querüber liegendes hölzernes Kreuz ſehen und aufladen konnte. Dann ſchien der Irrwiſch verſunken; der fluchende Fuhrmann hatte ihn wohl verſtanden, und warf das Kreuz im Vorbeifahren am nächſten Kirchhof über die Mauer hinein. Um jenen Ort iſt nun Ruhe.

Ueber den Ort dieſer Begebenheit erzählt man Widerſprechendes; die einen verſetzen ſie in die Gegend der Stadt Baden, andere ins Freienamt bei Muri und zwar in jenes alte Haus, das die Probſtei heißt und an der Stelle eines gräflichen Schloſſes errichtet ſein ſoll, welches hier einſt in die Erde verſank.

Vgl. Bechstein DSagb. No. 569: das dienstfertige Licht. — Schambach-Müller, nbsächs. Sag. No. 225, die gespenstische Leuchte. — Müllenhoff pag. 186, das Tümmeling.

311. Die Marcheversetzer z'Rinach.

Einisch het z'Rinach bi der burg obe e chnæcht mit sim meister z'acher tribe. do chomme zwe der berg ab, und me het ene alles gseh, weder der chopf nit. wo se do nöch bi de marchsteine gstande sind, sind die zweu vordere ross vor umme gange. do het der chnächt zum meister gseit „meister, i fare nümme.“ he, worum nit? „he, gsehst denne zwe dert oben abe cho?“ abba! i gseh nüt: far du zue! „i fare miner seel nit zue. chum, trib du: i wil hinde ha; gsehst, d'ross wänd au nümme fürse!“ — jä, do chömme di zwe und spanne d'schnuer über all drei marchstei hindere, und bim letste händ se enand g'ge und ufgleit mit de haggene, dass es bi miner wohre seel gstobe het; und do sind se wider gange unt furt gsi und verschwunde.

Vgl. die mit feurigen Meßstangen sich prügelnden Untergänger: Meier, schwäb. Sag. No. 306. Wanderer in der Schweiz, 1833, S. 180. Haupt, Ztschr. 3, 35.

312. Der Brünnlige bei Wohlen.

Ein Fuhrmann von Wohlen im Freienamte, der jeden Herbst ins Elsaß fuhr und dorten Wein holte, traf außerhalb seines Dorfes in den Matten einen Irrwisch und rief ihm zu: Daher und mir geleuchtet! Der Brünnling that's gegen das Versprechen, ihm hiefür eine Messe lesen zu lassen, und der Fuhrmann gieng es auf die Bedingung ein, daß ihm der Feurige in angemessener Entfernung vom Wagen bleibe, um nicht etwa von ihm verzehrt zu werden. Die Fahrt gieng glücklich von statten; vierundzwanzig Herbste machte so der Fuhrmann seinen Weg ins Elsaß, der Irrwisch leuchtete ihm und der Wohlener besorgte ihm dafür jedesmal seine Messe. Im fünfundzwanzigsten Jahre aber, als es wieder auf die Fahrt gieng, bat der Irrwisch, man möchte ihm nun sechs Messen auf einmal lesen lassen; dann sei er erlöst und der Knecht werde ein Kind der Seligkeit. Auch dies geschah sogleich nach der Rückkunft nach Wohlen. Seitdem blieb der Irrwisch aus, der Knecht aber hat noch lange glücklich gelebt.

313. Der Riedligger-Brünnling.

Zu Wohlen in der Riedligger-Matte, über welche die dortigen Fabrikarbeiterinnen zum Theil ihren Heimweg nehmen müßen, war ein Feuermann, an deſſen Daſein einige luſtige Mädchen nicht glauben wollten. Sie giengen gefliſſentlich einſt in ſpäter Mitternacht noch durch dieſe Wieſe, um ihn zu treffen. Als er wirklich dorten ſtand, riefen ſie ihm mit Gelächter zu: „Chumm, brünniger Mä, zünd' is! Er näherte ſich ihnen augenblicklich auf den letzten Schritt und die erſchrockenen Mädchen flüchteten ſich ins nächſte Haus. Hier ſchwebte er nun vor den Fälladen der Fenſter ſo dicht hin und her, daß dieſe anzubrennen drohten. Jetzt begannen die Mädchen zu flehen, er möge ſich doch nur entfernen, ſie wollten ihm lieber etwas beten. Nun ja, ſagte er, aber einen Roſenkranz! Sie begannen einen ſolchen durch alle Vater unſer und Ave Maria hindurch. Beim letzten Vater unſer war ihnen das Herz wieder leichter geworden und ſie lachten unandächtig mitten über dem Gebete. Sogleich fegte der Brünnling mit erneuter Hitze an den Fenſtern auf und nieder und befahl ihnen, friſch von vorne anzufangen und beſſer zu beten, ſonſt werde er nicht weiter gehen. Erſt als dies geſchehen war, entfernte er ſich, und die Mädchen konnten aus dem fremden Hauſe fort in ihr Bett kommen.

---

314. Handſpur des Brünnligs in Meerenſchwanden. a — b.

a. Ein Meerenſchwander Bauer verhöhnte einen brennenden Mann, den er Nachts auf der Futterwieſe traf, und rief ihm wiederholt zu: „Nimm mi, Brünniger, nimm mi!“ Als Letzterer alsbald anmarſchierte, entſprang der Bauer ins Haus und verriegelte hinter ſich die Thüre. Der Brennende aber griff mit den fünf Fingern ſeiner Hand ſengend in das obere Thürblatt ein; die Spuren davon ſind ſo tief, daß die Kinder der Umgegend häufig ihre eigne Hand hineingelegt und ihre Spanne daran gemeſſen haben. Deshalb hat nun der Bauer ein Brettlein über den Brandfleck nageln laſſen.

b. Es buebli in Spreitebach isch z'nachts üs em hüs üsse üf de mist, wil's sini höseline gäng hät kehre müesse, und wo's do ennet em berg en brünnlige mä gseht, rüefts: chumm, brünnlige ma, putz mer s'hinter! aber do mag's blos 's tenns-thor noch zueschletze, se isch der brünnlig scho am tenns-thor a und het es loch durh 's thurli durhe bronnt mit de fingere. und do hant selle

lut 's loch g'seh, wie-n-es no fü'rig gsi isch, und hant's gschwind muesse go loche.

Brandspuren auf ähnliche Weise vermacht: Stöber, Elsäß. Sag. pag. 223. Das Irrlicht zu Heiß brennt ein Hufeisen in die Hausthüre, das kein Tischler verbrettern kann, und erst verschwindet, als man die Schatztruhe ausgräbt, auf welcher ein gleiches Zeichen eingebrannt ist. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 186.

---

315. Der Kahlofen-Bauer

ist jener Feuermann, der zwischen Endingen und Würelingen auf einem Grundstück erscheint, das Kahlofen heißt. Hier hatte er ehedem die Grenzsteine verrückt; jetzt neckt und plagt er die Vorübergehenden. Doch geht er niemals weiter als seine Marke reicht.

---

316. Der Hölderli-Jokeb

ist der brennende Mann, der im Güllihau bei Endingen erscheint, einem Walde, in welchem er sich erhenkt hat.

Der feurige Mann zu Wohlen erscheint in der Brunnenmatte.

---

317. Der Feuermann bei Ehrendingen.

Eine Ehrendinger Frau wollte spät von Baden heim; bei der Ehrendinger-Trotte war es schon so finster geworden, daß das Weib hier über den ihr sonst so wohl bekannten Weg zweifelhaft wurde. In diesem Augenblicke gaukelte ein feuriger Mann vor ihr. Ei, was hilft mir dein Tanzen! sagte das beherzte Weib, geh lieber voran und zünde mir heim, wer weiß, zu welchem guten Werke du mich wieder brauchst. Der Brünnlig begleitete sie sogleich bis nach Hause.

---

318. Feuermann bei Lengnau.

Ein beherzter Mann gieng außerhalb Lengnau durch jenes Kornfeld an der Surbe, das man G'wandle heißt; da steht ein feuriger Mann vor ihm. Sogleich fragt er ihn um sein Begehren; als aber der Brennende ebenso rasch blos eine Hanf verlangt, entsinkt jenem ganz der Muth und er entläuft.

---

319. Das Hackengeſpenſt in Tegerfelden.

In der Nähe des ſogenannten Bernerlandes beim Dorfe Tegerfelden ſteht ein Bauernhaus, vor dem alle Nacht ein Weib erſchien und die Leute weckte. Wenn man ſie aber um ihr Anliegen befragte, ſo wußte ſie nichts anderes heraus zu bringen, als: Haue gä, gö gè hacke! — Sie gieng nicht eher, als bis man ihr eine Haue herausgereicht hatte, und ſtammelte dann „Wiederbring“. Immer ſtand am Morgen das entlehnte Werkzeug richtig wieder am Platze.

---

320. Irrlicht am Lorenzobad bei Erlinsbach.

Abends hatte eine Frau in der Mühle zu Erlinsbach Mehl geholt und mußte nach ihrem Hauſe am Berge über das Lorenzobad zurück. Dorten auf den Matten bemerkte ſie ein tanzendes Licht. Sie glaubte da Jemand, der eine Laterne trage zu finden, und freute ſich ſchon, den Heimweg mit ihm machen zu können. Doch dies kam immer näher und ſie ſah, daß es eine feurige Kugel war, in der man feurige Rippen erkennen konnte, ohne daß ein Kopf ſichtbar geweſen wäre. Es ſprang ihr auf den Mehlſack, der ihr nun zweimal ſo ſchwer wurde. Schon von ferne ſahen die Ihrigen die Feuerkugel auf der Mutter Rücken ſitzen, ſo wie ſie aber unter die Dachtraufe kam, ſprang der Geiſt ab und lief den Bergweg wieder zurück. Der Frau ſchwoll alsbald der Kopf an und ſie hatte eine Krankheit zu überſtehen. Hätte ſie gerufen: „Alle guten Geiſter loben ꝛc.“, ſo würde das Irrlicht nichts geſchadet, ſondern ihr geantwortet haben: Nun bin ich ein Kind der Seligkeit, und du wirſt in einem Jahre mit mir ſein.

Auf dem Rümlisberg im Wiggernthal ſollen früherhin häufig feurige Männer geſehen worden ſein; welche mit Meßtiſchen ſich um die Markſteine herum zu ſchaffen machten und mit einander im Kampfe waren. Der ganze Brünnligsberg ſoll von dieſen Geſtalten her ſeinen Namen haben, in den Dorfurkunden aber ſtets Bühnenberg genannt ſein.

Die Brennenden Männer und Irrwiſche heißen mit ihren allgemeinen Namen: Brünnlig, Herrfackel, Druckfackel, Strauwelle, Marcheverſetzer, Hoppelirüter, Wäſſerma, Landmeſſer. Im Toggenburgiſchen ſind es Züeler (Illuſtr. Schweiz. Kalend. 1851, 154.) Sie führen aber auch vielerlei Lokal- und Perſonennamen, und aus dieſen läßt ſich nicht ihre gefährliche, ſondern mehr ihre auf Fruchtbarkeit zielende Erſcheinung ſchließen. Bei uns iſt Stäuble ein redender Müllernamen. Jo, jo, ſell glaub ech, d'Muller nu

strubig, scherzt unser Kinderreim. Am Schwarzwälder-Rheinufer ruft man dem Irrwisch als einem Müller zu: Stäuble, Stäuble, mach dich leicht. Journal v. u. f. Deutschl. 1787. 2, 343. In Entfelden bei Aarau gilt ebenso: do alt Jegemüller rott so, es gît es unglück. Denn dorten hielt man das Irrlicht für einen erst seit etlichen 20 Jahren verstorbenen Gipsmüller. Auch sagt man daselbst vom Irrlichte: der alt vogt mit em kaput zohgt se, es gît dammel regewetter. Demnach ist das Irrlicht ganz wie unser Thalwind genommen, den man den Landvogt und Thalherren nennt, und der Kaput, den es trägt, gleicht dem Mantel Mucianus. Diesem Einfluß, welchen Irrlichter auf die Witterung und auf das Mühlenwesen haben, entspricht der Ruf, den man ihnen in den Mund legt „Ninovê, Ninivê." (Kuhn, nordd. Sag. pag. 425). Denselben Ruf legt man im Aargau dem Schrei der Buchfinken unter (Aarg. Kind.Spr. No. 151: Rehende Thiere), und es läßt sich in diesem Namen mindestens die Wurzel fê, pecus und pecunia gewahren, also wiederum eine der vorausbemerkten landwirthschaftlichen Beziehung ähnliche. Damit stimmt nun aber sehr genau die persönliche Ausstattung zusammen, die man ihrer Erscheinung und Figur giebt. Man vergleicht ihr Auge und ihren Kopf einem feurigen Viertel (Kornscheffel, vgl. Schatzgräber im Adlisberg No. 307) und der Fensterscheibe einer bei Nacht erleuchteten Kirche, einem glühenden Backofen, oder einem feurigen Korbe (wobei man immer einen Kartoffelkorb vorauszusetzen hat, wie beim Backofen immer das Brod) vgl. Küenlin, Schweiz. Bl. 1833, 107. Nur Mißverstand könnte hinter diesen bildlichen Ausdrücken bäurische Plumpheit wittern wollen; es hellt sich vielmehr damit erst die Phrase einer Romanze von G. A. Bürger auf, welche gleichfalls dem Volksmund entnommen besagt:

Ein schwarzer Hund geht in dem Schloß
Mit Feuraugen tellergroß.

In unserer Sammlung wiederholen sich diese Behauptungen. Der Wassergeist im Trottenbach, Abthl. I., No. 43 trägt die Augen auf einem Teller und brüllt als wie zu einem hohlen Hafen heraus. Der Langbörl und der Chäch zu Uëp (Abthl. VI. No. 265, g.) haben Augen wie Pflugräder, und der nach ihnen geführte Streich trifft wie in einen Aschensack. Wie Kornviertel und Fleischteller sind auch die Blicke der Dorfthiere beschaffen (Abthl. VI. No. 265, b.), Schlangen und feurige Drachen fliegen in Gestalt eines Wiesbaums um (Stöber, Elsäß. Sag. No. 227), in der Dicke eines Güllen- und Jauchefasses, in der Länge eines Heuseiles, mit Warzen bedeckt, gleich den vollen Zweigen eines Wallnußbaumes. (Jungfrau v. Tegerfelden, Bd. I., pag. 235). Einen an diese landwirthschaftlichen Werkzeuge geknüpften Segen drückt die ihnen ähnliche Erscheinungsweise solcher Geister aus. Aus der segenspendenden Art des Pfluges folgt es, daß abd. Glossen das Sternbild des Orion Pflug nennen, denn Gottes ist der Pflug, man legte Eide auf ihn ab, man ließ Beweisuchende über glühende Pflugschaaren wandeln, man zaubert noch mit dem Pflugglöcklein (Abthl. IX. No. 382, Dürrjoggeli von Teufenthal). Wo ein Schloß versinkt, liegt ein goldner Pflug; entlaufen die Hunde der W. Jagd, so pfeift man ihnen durchs Pflugrädlein. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 65. Einem weichen Aschensacke gleicht sodann das Gespenst insoferne, als man auch allen Zwergen Asche streut. (Abthl. V. pag. 335) um ihnen ersprießlich sie zu bewirthen; oder in so ferne als die Hunde der

M. Jagd, wenn sie in der Menschen Wohnung gelaufen kommen, ein ganzes Jahr nichts als Asche fressen, nächstes Jahr dies Haus aber mit allem Vorrath segnen. Haupt, Ztschr. 6, 117. Asche ist hier so viel als Aschenkuchen, Opferkuchen, und mit diesem beehrt der gastfreundlich gesinnte Mensch die bei ihm einkehrende Gottheit. Sogar mit einer gelben Rübe bezahlt das überfahrende Irrlicht den Fährmann: Abthl. I, pag. 50 Räuberschiff bei Rietheim. Wenn aber durch das gleichnißweise genannte Feldwerkzeug die Größe des Hauptes und Blickes einer gespenstischen Erscheinung gezeigt werden soll, so ist damit ferner noch auf den Blick der göttlichen Wesen hingedeutet, der von einem Feuer glüht, Sterblichen nicht ertragbar. Der Blick der Wolsungen blendet wilde Thiere, schreckt Riesen zurück und verjagt die Meuchelmörder. Grimm, altdän. Heldl. No. 27. VII.

Daher heißt es denn auch in unserm Aberglauben: Niemand wagt es, sich einem Irrlicht zu nähern; denn man bekäme sonst ein Rüfengesicht, einen geschwollenen Kopf. Man wird mit Aussatz geschlagen: Abthl. I., No. 42. 46, Wässermann in Seengen. Tribächli am Lindenberg. Auch schwankt man über ihre gute oder bösartige Natur; es heißt: Irrlichter sind die Leuchten guter Seelen, aber die Gespenster der Marchenversetzer ziehen hinter ihnen drein. Wirft man Steine nach ihnen, so verschwillt die Hand, hetzt man Hunde nach, so gehen diese drauf. Dagegen bringt der Brünnling dem Hause Glück, dem er sich nähert, denn es ist dann seine Büßungsfrist bald vorüber und er wird ein Seliger. Weil die Geister sieden und kochen, so kann man, nach dem weitspringenden Bilde, in welchem der Volksgedanke zu gehen pflegt — an dem Irrlichte auch die Tabakspfeife anzünden. (Zauberthiere, Abthl. VI. No. 303, Ungeheuer in Ueken.) Durch Fluchen verscheucht man es, durch Gebet lockt man es an. Abthl. I. No. 36, Brünnlig durch Gebet verscheucht. Ebenda No. 39 wird der Schwarze in der Au durch Fluchen verjagt. Letzteres ist ein so fester Glaube, daß Scheuchzer, Nat.-Gesch. 1, 294 dagegen zu lehren sich gedrungen fühlte: „Es ist ein dem höllischen Feuergeist angenehmer Wahn, daß durch Gebet diese Feuermänner nur desto mehr ergrimmet, hingegen aber durch Fluchen und Schweeren weggetrieben werden. Wer aus Angst vor dergleichen natürlichen Gespenstern bei sich selbst seufzet und betet, folglich den Athem an sich ziehet, der ziehet auch zugleich die Feuermännlein selbst an sich. Wer hingegen mit gewaltiger Fluchstimme die Luft von sich hinweg treibet, der jaget auch die Irrwische hinweg. Hieraus ist zu sehen, daß gar nicht nöthig, zu schweeren, weil man sonst stark reden kann und ein lautes Pack dich fort! eben so wohl die Luft wegtreibet, als ein Hol dich der T . .!"

Häufig ist das Verlangen der Brünnlinge, über den Strom gesetzt zu werden; sie erscheinen dabei in ganzen Schaaren, sie rufen dem Fährmann mit dem üblichen Schlagworte (auch in Harrys ndsächs. Sag. 1, No. 21 rufen sie hol over! und ähnlich in Kuhns Märk. Sag. No. 129). Sie nehmen sich selbst noch ein Fäßchen Weggehrung mit über den Fluß (Abthl. I., No. 33. Brennender Räuber in der Reuß) und durchwaten damit wie ein Riese den tiefen Gebirgsstrom; sie bieten die Hand, um den Fährlohn auszuzahlen, und wenn man ihnen die Fischerschalte entgegen bietet, so drücken sie ihr die Brandspur der glühenden Finger ein, wie sonst noch ihr eigenes Sichleber dem Kahnbrette: Abthl. I. No. 37, Laufenburger Feuermann. Hand und

Fußspur führt auf Riesensagen. So richten die Bauern dem Riesen Botti, dessen zwanzig Fuß langes Grab im Grauholze bei Bern ist, statt der einschlagenden Hand stets nur den Pflugsterz entgegen, so oft er ihnen auf dem Felde den Gruß bot, und immer verblieb darin die Spur seines gewaltigen Händedrucks. Jahn, Kant. Bern, 411. Die Irrlichter gleichen nach dem Allen den Dämonen des Zwischenreiches, sie sind wie unsere Elben halb unsterblich, halb unselig, und damit übereinstimmend nennt auch der Mongole das Irrlicht Albinskamme, Elbendämon. Berlin. Akad. Abhandl. 1851, 266.

VIII. Rechtsſagen.

321. Die Freiheiten um die Homburg.

Nordweſtlich vom Dorfe Oberfrick liegen ſich der Homberg und der Thierſteinberg gegenüber, ihre Rücken verlängern ſich dann zu einem Bogen, an deſſen ſchmaler Thalſohle die Seſſeln liegt, ein Ackerland, deſſen Beſitzer bis heute noch beſondere Vorrechte genießen.

Der Urſprung dieſer Sonderrechte wird alſo erzählt. Jeder der beiden Berge, jetzt mit Hochwald bewachſen, trug früher ein gewaltiges Schloß. Von dem auf dem Homberge iſt noch der breite Wallgraben nebſt vielen mächtig auf einander geſetzten Felsblöcken übrig. Zur Verbindung beider Burgen diente eine lederne Brücke. Hier wohnte der Graf von Thierſtein; ſeine gleich mächtigen Nachbarn waren Hans von Rechberg, der bei dem Dorfe Wittnau auf dem Reichſtein ſaß, und Thomas von Falkenſtein mit ſeinen mehrfachen Schlöſſern in den Bergpäſſen des Jura. Die Macht dieſer Herren war weithin gefürchtet, ihre zahlreichen Vaſallen ſchienen unbeſiegbar, die Mauern ihrer Veſten unerſchütterlich. Dazu lachte dem Thierſteiner-Grafen das Glück im eignen Hauſe; ſeine Frau war fromm und mild und hatte ihm eben ein Töchterlein geboren. Da brach jenes berüchtigte Erdbeben los, welches i. J. 1356 neben vielen Burgen des Jura auch die Stadt Baſel verſchüttete.*) Als die Homburg zu beben begann, riß jener Theil des Schloſſes zuerſt los, in welchem eben die Gräfin mit ihrem neugebornen Kinde im Wochenbette lag; aber der Zufall wollte, daß der Burgthurm für ſich über die Felſen hinabſchoß, während Mutter und Kind zuſammen in ihrem Rollbette unbeſchädigt den Abhang des Berges hinunterglitten und eine beträchtliche Strecke weit in die Kornfelder des Dorfes Oberfrick hingeſchoben wurden. Aus Dankbarkeit für dieſe wunderbare Erhaltung machte die Gräfin alles Land, ſo weit das Rollbette gekommen war, auf ewig zehnten- und bodenzinsfrei, und dieſe Strecke vom Scheitel des

*) An ſant Lucastag zuo herbeſt kam diu grez erdbidem, daz vil ſtett vnd burg nieder fielent vnd grezer ſchade beſchach. des erſten fiel Basel nieder vnd verbran. es fielent ouch die feſti Honberg, zwo Schewenburg, dri veſtin, hiezent Wartenberg, es fielen Kienberg, Barnsburg, Wildenſtein, Augenſtein, Froburg. Aelteſt. deutſches Jahrb. der Stadt Zürich, bis zum Jahre 1336 reichend. ed. Ettmüller, 1844.

Berges bis ins Thal hinab, die solches Recht erhalten hat, ist die Sesseln.

Auch wird erzählt, die Gräfin von Thierstein habe sich eben zur Zeit, da das Basler-Erdbeben 1356 diese Stadt und die meisten Burgen der Umgegend zerstörte, auf ihrem Schlosse zu Pfeffingen aufgehalten, da habe ein Erdstoß die Schloßmauern umgeworfen, die Gräfin sei in die Tiefe des wilden Tobels hinuntergestürzt, aber unbeschädigt wieder gefunden worden, und mit ihr zugleich ihr Säugling in der Wiege. In der Chronik heißt es: „des Kindes Götti war der Bischof von Basel. Der kam morndrigs reiten und wollt gen Basel. Da fragt er, ob sein Gotten wär umkommen. Da sprachen sie, Nein. Da hieß er das Kind suchen in der Halden; da ward es funden zwischen zwei großen Steinen, und weinet in der Wagen. Das ward ein Weib und gewann viele Kinder." Joh. Mart. Usteri hat darüber ein Gedicht geschrieben: Graf Wallraff von Thierstein. Basler-Neuj.-Bl. 1841, 14.

Nachmals traten die Ritter von Aristorf und Bärenfels mit dem Thiersteiner-Landgrafen in ein Bündniß, und sie versammelten sich sammt all ihren Edelknechten und Reisigen feierlich auf einer Bergwiese in jenem Frickthalerwalde, den man seither das Junkernholz nennt. Als sie sich hier die Versöhnungshand boten, jauchzte das zahlreich zuschauende Landvolk. Dann setzten die drei Ritter einen Stein auf jener Stelle der Erfenmatte, welcher heute noch gekannt ist. Er bezeichnet auf der Spitze des Berges den Platz, welcher herrenloser Boden ist, weil da die drei Grenzen der Kantone Baselland, Solothurn und Aargau in einem Dreieck zusammenstoßen. Er gilt für eine Freiung und wird von den Heimatlosen oft aufgesucht, weil den Landjägern da keine Macht über sie gegeben ist.

„Es ist ein uralter Ausdruck für Gemeinschaft und Nachbarschaft, daß Menschen zusammen am Tische sitzen und Brod essen, wie das salische Gesetz sagt: in heudo pultes manducare. In einem Weisthum 1, 395 heißt es, daß 4 Hirten, nachdem sie geweidet haben, zusammentreffen und auf einem gespreiteten Mantel mit einander essen. Da wo das Gebiet dreier Markgenossen aneinander stößt, ahd. drimarcha, lat. trifinium, ward bei den deutschen Markbegängen in jede der drei Ecken ein Stuhl und in die Mitte ein Tisch gestellt, so daß jeder auf seinem Grund und Boden sitzt, alle Markgenossen von dem gemeinschaftlichen Tisch essen. Auf der Desburg, einem Vorgebirge der Rhön, steht ein Grenzstein, in welchem eine schüsselähnliche Vertiefung und daneben drei Löffel ausgehauen sind. Aus dieser Schüssel, erzählt man, haben die Amtsleute dreier hier aneinander stoßenden Aemter Suppe zusammen gegessen." J. Grimm, Grenz-Alterthümer, Abhandl. der Berlin. Akad. 1845, 135 f., mit Aufzählung weiterer einschlägiger Weisthümer. Jene Milchsuppe ist bekannt genug, welche die

Vorpoſten beider ſchweizeriſcher Heeresabtheilungen zuſammen aus einer Schüſſel eſſen, als ſie ſich im Kappeler-Bürgerkriege gegenüber ſtehen. Aehnliche geheiligte Grenzmarken, durch den Frieden der Nachbarn oder durch feſtliche Schmäuſe geweiht, ſind nachfolgende:

Der Dreifingerſtein an der Grenze zwiſchen Zürich, Zug und Schwyz hat einen landräuberiſchen Sennen in dem Augenblick verſchlungen, da dieſer auf ihm einen falſchen Eid über die unredlich erworbenen Matten ablegte. Reitbard, Sag. d. Schweiz, 152. Hohe Rone und Dreiländerſtein heißt urkundlich und ländlich das Grenzgebirge, das die Länder Zug, Schwyz und Luzern ſcheidet.

Am Bündner-Malirerberge, dem höchſten Punkte der Gebirgsgruppe zwiſchen dem Churwalden- und dem Domleſchgerthale ſteht der Dreibündenſtein, ſo genannt, weil an ihm die drei Bünde des Kantons zuſammengrenzen. Meyer-Knonau, ſchweiz. Erdkunde 2, 59. Der Dreiherrenſpitz in den Salzburger-Alpen wird einen ähnlichen Grenzpunkt bezeichnet haben. Ein alter Markſtein am Stalden bei Flüelen trennt die drei Bernerämter Brandis, Sumiswald und Trachſelwald. Wer von ihm ſich ein Stücklein abſchlägt, leidet nicht mehr am Zahnweh. Alpenroſ. 1822, pag. 64.

Hochſtetten, „Aus dem Böhmerwald", Allg. Augsb. Ztg. 1855, No. 219, ſchildert den Dreiſeſſelſtein, eine Felſenwildniß in der Nähe der Dreieckmark, bei welcher Bayern, Böhmen und das Erzherzogthum Oeſterreich zuſammenſtoßen. Von den angeblichen drei Seſſeln dort iſt noch der eine zu ſehen, eine durch Auswitterung des Geſteins entſtandene Vertiefung mit Felſenlehne auf der Höhe eines Grates, zu dem Granitſtufen emporführen. Alljährlich am 25. Juli feiern die Bayern hier oben ihr Schützenfeſt, dann fließt oben auf Böhmerwaldeshöhe köſtliches bayriſches Bier.

Das Grafengeſchlecht deren von Homberg ſtarb aus nach 1223. Ihre Stammburg lag auf dem gleichnamigen Juraberge bei Frick, eine neuere am Untern Hauenſtein. Nach ihnen nahm ein geborner Graf von Froburg, im Solothurner-Jura ob Loſtorf ſeßhaft, den Namen der Homberger an und trug ihn auf die Rapperswiler-Linie über. Kopp, Eidgen. Bünde 2, 350. J. M. Uſteri hat die das Zehntenland freigebende Thierſteiner-Gräfin bedichtet. Noch ums Jahr 1537 umgeht ſo die Neuenburger-Gräfin Wilhelmine von Vergy die Gemeindäcker von Gezard, und was davon die achtzigjährige Frau an einem Sonntage umſchritten hat, das entrichtet jetzt nur die zweiundzwanzigſte Garbe ſtatt der eilften. Schweiz. Ritterburg. 2, 45. Die älteſte deutſche Spur von dieſem Landumgehen, das aus der Pflichtigkeit befreit, liegt in einer Urkunde Chlodowigs v. J. 496. Grimms RA. 86. 89. Rettberg, Kirch. Geſch. 1, 548. 2, 66. Grimm, DS. No. 422. 432. 518. 519. 287. Harry, nbſächſ. Sag. 1, No. 46. Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. pag. 65.

---

322. Reichthum der Grafen von Froburg.

Man weiſet noch heut zu Tage im Gaſthauſe zum Weißen Kreuz in Olten einen Saal her, in welchem bei vierundzwanzig Grafen und Freiherren des Froburger-Stammes ihre gewöhnlichen Zuſammen-

künfte abhielten, die alle bei Sonnenschein aus ihren Schlössern dahin und wieder zurück gelangen konnten. (Herrliberger, schweiz. Topographie 2, 435.) Der Erntegewinn des einen Froburger war allein so groß, daß wenn der erste Kornwagen einer ununterbrochenen Reihe geladener Erntewagen bereits droben am Schloßthore ankam, der letzte dieses Zuges noch unten im Thale bei Olten fuhr. Und doch beträgt von da aus der Weg aufs Schloß ein paar starke Stunden. Nun ist die Stelle am Jura, wo einst die Burg stand, nur noch an einigen geringen Mauerstücken erkennbar, neben denen der Holzhauer da und dort alte Pfeilspitzen findet. Alles umliegende Gelände nennt man auf Burg.

323. Ende des letzten Froburgers.

Der letzte der Froburger-Grafen war Eberhard, ein harter Mann gegen seine Unterthanen und ein unersättlicher Jäger. Er kam an einem Julitage aus der Zofinger-Gegend von Adelboden her und ritt scharf auf Olten zu, um dieses Städtchen noch vor dem Losbruch eines drohenden Gewitters zu erreichen. Gerade Richtung eingehalten, schrie er seinen Vorreitern zu, es kommt auf einige Garben nicht an! und so sprengten sie mitten durch die reifen Saaten mit allem Trosse der Oltener-Aarbrücke zu. Da erbebte die Erde von einem Donnerschlag, und zugleich steht auf den Höhen des Hauensteinpasses die Froburg in Feuer, als ob alle Blitze des Himmels auf sie niederregnen wollten. Was ist das! rief der Graf betroffen aus, als er droben im Jura das Feuer lodern sah. Eure Burg geht in Flammen auf! antwortete ihm die heisere Stimme eines alten Weibes. Sie stand vor ihm am Stalden des Städtchens, nahe bei dem Bogen der bedeckten Aarbrücke. An dem höhnischen Tone erkannte er sogleich das Weib wieder; sie hatte ihm schon heute Morgen, da er nach Aarburg durchritt, an dieser gleichen Stelle Unheil verkündet gehabt. So soll, rief der Frevler ingrimmig aus, mir das Volk so lange an einer neuen Burg bauen, bis kein Pflug mehr im Lande geht; und wo's der Mörtel nicht thut, da behebt Bauernblut! Aber im gleichen Augenblicke reißt ihn ein Blitzschlag vom Rosse, und als die Knappen nach ihm sahen, lag er schon entseelt am Boden. Sie weckten die nächst Wohnenden und trugen dann, als diese nirgend öffnen wollten, die Leiche in die alte Kirche, die noch das einzige Gebäude von jenen vielen Häusern war, die ehemals das Rittergeschlecht hier besessen hatte. Er ward hier ausgesetzt und bestattet. Am Brückenrain besagte eine öffentliche Inschrift, hier an dieser Stelle sei einst das Fro-

burger Geschlecht erloschen. Die Inschrift wurde später mit einem Gemälde vertauscht, das den vom Blitz unter das Roß geworfenen Grafen darstellt. Ein Eisendrathgitter schützt es; es ist durch Wetter und Zeit verblichen. Die Froburg ist nicht wieder erbaut worden, an ihrem Platze steht heute ein hübscher vielbesuchter Sennhof.

Die Chroniken Basels lassen den Grafen von Froburg zugleich mit seinem Schlosse untergehen zur Zeit, da das Erdbeben i. J. 1356 die ganze Stadt Basel verschüttete und in der Umgegend 84 feste Burgen und Schlösser zusammen in Trümmerhaufen stürzte. Der Graf wird Hanemann genannt. Man weiß nun zwar aus sichern Nachrichten, daß Graf Hanemann erst neun Jahre nach dem großen Erdbeben starb; gleichwohl hat kaum an einem Schlosse das Erdbeben so große Spuren der Zerstörung hinterlassen wie an seinem. Die [illegible]ile Fluh, auf der es lag, über die benachbarten Gebirgsköpfe emporblickend, 1500 Fuß über der Aare, zerriß in ihren Grundfesten und öffnete tiefe Klüfte, Schlünde und Spalten. Basl. Neuj. Bl. 1841, 14.

Vgl. Ildephons von Arx, Gesch. der Stadt Olten, 18, wo vom Ritter von Büttikon, dem Herrn der beiden Wartburgen bei Olten, die gleiche Begebenheit erzählt und ins Jahr 1356 gesetzt wird.

---

324. Das Butterbrod der Wittwe.

Unterhalb Sins stand vor Zeiten an der Reuß das Schloß Rüßegg. Jetzt ist es bis auf den Grund zerstört. Der letzte Besitzer desselben war ums Jahr 1480 der Junker Albin von Silinen, ein tapferer und menschenfreundlicher Herr. Nun mußten viele Höfe der Umgegend alljährlich Bodenzinse und andere Abgaben in das Schloß bezahlen. Und auch der Hof im Wiesthal war dem Schloßherrn solche Abgaben schuldig. Auf diesem Hofe aber lebte damals eine Wittwe mit sieben Kindern. Dieselbe war eine thätige und rechtschaffene Frau. Eines Sommers aber wurde die Gegend von einem Hagelwetter betroffen und die ganze Aernte der redlichen Wittwe war vernichtet. Da nahm die Frau zwei von ihren Kindern und gieng mit ihnen traurig nach Rüßegg. Daselbst klagte sie weinend dem Junker ihr Unglück und bat ihn, daß er ihr für dieses Jahr die schuldigen Abgaben schenken möchte. Der tröstete sie und ließ ihr und den Kindern Milch und Brod vorsetzen. Darnach gieng er in seine Nebenstube und als er wieder kam, legte er der Frau etwas Geschriebenes auf ihr Stück Brod und sprach: Braven Leuten, wie ihr seid, giebt man zur Milch auch Anken aufs Brod. Diese Schrift aber

besagte, daß der Hof im Wirthal fortan der Herrschaft von Aüßegg keine Abgaben mehr schuldig sei.

Mit Thränen der Freude dankte die Wittwe dem menschenfreundlichen Herrn, und das Volk behielt den Namen Albins von Silinen in dankbarem Andenken.

(A. Keller, Aargauer Erstes Lehr- und Lesebuch 1853. 117.)

---

325. Elise Pagan in Castelen.

In Castelen auf dem Schlosse diente eine fromme Magd Lisette beim Landvogt Bucher. Da hatte sie bald Gelegenheit, ihre Reinheit zu bewähren. Denn als sie einmal Holz vom Estrich des Schlosses in die Küche tragen wollte, sah sie sich droben ganz fühlbar von einem Arme aufgehalten. Erschrocken eilte sie die lange Treppe hinab und suchte sich das Gesehene wieder auszureden. Aber es wiederholte sich. Jetzt erklärte sie ihrer Herrschaft den festen Vorsatz, nie mehr jenen unheimlichen Ort betreten zu wollen. Der Landvogt beruhigte sie aber und stellte es ihr als ein von der Frömmigkeit gebotenes Werk dar, wenn sie das nächste Mal der Erscheinung Stand halte und dieselbe befrage. Mit Todesangst gieng das Mädchen wieder zum gefährlichen Platz. Jener Arm blieb ebenfalls nicht aus; auf ihre nunmehrige Frage gestaltete sich auch ein Oberleib, und eine Stimme sprach: „Bete für mich, dann werd ich erlöst!“ Sie wollte es versprechen, aber bereits war der Spuk wieder verschwunden. Schon meinte Lisette, durch ihr langes, eifriges Gebet einen Sünder erlöst zu haben, da trat ihr eine Gestalt grün und nach altfränkischem Schnitte gekleidet entgegen, und bat, doch diesen feurigen Splitter hier vornen aus den Zähnen zu ziehen, und durch den Schornstein hinabzuwerfen. Ohne eigentlich hinzublicken, that sie's; die Gestalt verschwand unter großem Danke und dem Versprechen, nicht mehr zu kommen.

Die Magd that mit jenem Splitter, wie ihr befohlen war; der fuhr laut prasselnd durch den Schornstein hinunter. Aber trotz des gegebenen Wortes erschien der Geist bald noch einmal, und nun mußte sie seinen grünen Rock nehmen und ebenfalls durch den Schornstein werfen. „Jetzt ist's endlich Ruhe,“ sprach der Geist, „habe Dank; hinfort will ich dich nicht mehr plagen.“ Damit verschwand er. Froh legte sich nun Lisette Abends zu Bette, im Bewußtsein einer guten That. Aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie am Morgen niemand anders im Schlafzimmer erblickte, als wieder den Geist. „Willst

du mich denn ewig verfolgen?“ schrie sie. „„Fürchte nichts,““ erwiederte dieser freundlich, „„nur noch Eins fehlt mir zur gänzlichen Ruhe; thue mir auch dieses. In Bern habe ich noch Söhne, die muß ich warnen, bessere Wege zu gehen; begleite mich nach Bern, und du wirst glücklich sein. Dort werden dir meine Söhne eine große Summe auszahlen. Aber in tiefem Schweigen mußt du diesen Weg wandern.““

Der Tag der Abreise wurde auf die nächste Woche festgesetzt. Der Landvogt wußte von allem. Da begann eine neue Verwicklung. Auf der Schloßwiese trat ihr ein schön gekleideter Herr entgegen, und bat sie sehr höflich, ihm ihren Namen zu sagen, — und fast zugleich rief eine zweite Stimme aus den Schloßfenstern herunter: „Lisette Pagan, nicht!“ Sie weigerte sich standhaft, auch als er ihr stumm ein Blatt vorhielt, worauf sie nur ihren Namen schreiben sollte. — Nun wurde sie im Traume mit Bildern gequält, wie ihr ein Gärtner die Schürze voll Goldstücke vorhalte, damit sie ihm ihren Namen schreibe; oder wie bei ihrem Widerstreben eine Stimme höhnte:

Kurzer Muth, lange Zöpfen,
Kleines Herz und lange Züppen.

So kam endlich die andere Woche herbei und die Magd sollte fort. Mit schwerem Herzen gieng Lisette auch noch an dies letzte Werk.

Vom Geiste merkte sie auf dem Wege nichts; nur schien immer Jemand neben ihr zu sitzen, oder gleichen Schrittes hinter ihr drein zu gehen. Als sie zum Klösterlein Frienisberg kamen, sagte der Unsichtbare zu ihr: „Hier habe ich gesündigt, hier habe ich das von meinen frommen Ahnen gestiftete Almosen den Armen abgedrückt, Wittwen und Waisen betrogen. Darum mußte ich noch zu dir kommen und meine Schuld aufdecken.“ Von hier weg gewahrte sie ihn nicht mehr, bis sie nach Bern kam. Da gieng er bald zu ihrer Rechten, bald zur Linken, und klopfte ihr freundlich auf die Schultern. Hier wurde das Erlösungswerk vollbracht. Das versprochene Geld erhielt sie richtig, und wanderte damit wieder heim.

Man fügt bei, diese Erzählung sei ehemals als fliegendes Blatt vorhanden gewesen, von jener angeblichen Berner-Familie aber aufgekauft worden.

Obiger Volksreim variirt. Kurzen mut und langes har haben die meid sunderwar. Fastnachtspiele des 15. Jh. 3, 1375.

326. Der Schaffner im Schlosse Castelen.

Schloß Castelen im Aargauer-Jura war vor noch nicht langem eine an Frucht und Wein ergiebige Staatsdomäne gewesen. Die Regierung veräußerte sie, als das Gut zuletzt fast nichts mehr abwarf. Die Schuld daran hat man den Schloßschaffnern beigemessen. Der letzte soll S. geheißen haben. Dieser war auf dem Heimwege von Aarau bei dem Pfarrer von Denschbüren eingekehrt, hatte da getrunken und ließ sich nicht abwendig machen, noch am späten Abend über das Gebirge nach Castelen heimzugehen. Er verfehlte im Dunkeln den Weg, gerieth auf die Höhe der steilen Wasserfluh und stürzte da in einem wilden Krachen zu todt. Man hörte ihn wohl schreien, aber die Leute glaubten, es sei das Thier in den Rüschelen und suchten nicht nach. Endlich machte sich sein Bruder auf und fand ihn ganz zerkratzt und zerrissen unten in der Tiefe liegen. Seitdem sah man ihn zu allen Tageszeiten in den Schloßräumen wieder. Gleich seine eigene Magd erblickte ihn, da sie im Schloßkeller Wein holte, wie er hinter dem größten Fasse saß und ihr die kreidenweiße Hand vorbot. Sie hätte sie aus Mitleiden gerne angenommen, aber der Schrecken trieb sie davon. Auch die Gabelmacherin von Oberflachs hat ihn schon oft in schwarzem Fracke über die breite Schloßtreppe herunter gehen sehen. Man fürchtet ihn kaum mehr, denn er thut Niemandem was Leides und trägt jetzt schon ganz weiße Hosen.

Vgl. Schwarz und weiße Geister, Bd. 1, pag. 214.

---

327. Der Wildi-Küfer in Oberflachs.

Vor etwa dreißig Jahren lebte in Oberflachs ein Mann, der, weil er gar gut mit dem Weine umzugehen wußte, die Aufsicht über den Zehntenkeller der Gemeinde übertragen bekam und darum Wildiküfer hieß. Zusehends wurde er dabei so reich, daß es den Leuten nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien. Auch wollte ihn der Dorfwächter schon öfter gesehen haben, wie er des Nachts ganze Tausen (halber Eimer) Wein aus dem Zehntenkeller in den seinigen spedirte. Da jener allein nichts gegen ihn wagen wollte, verabredete er mit einigen starken Männern, zusammen dem Gemeindedieb aufzulauern, und so stellten sie sich Nachts hinter das Haus, an dem er vorbei mußte. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam er richtig, und gleich traten die Männer vor, um ihm zu beweisen, daß er nun entdeckt sei. Der aber roch den Pfeffer schnell, gieng mit seiner vollen Tause am Rücken, als ob gar nichts geschehen, seinem nahen Baum-

garten zu und leerte dort den Wein neben einem Baum hin, wie wenn er nur Gülle darin getragen und hier hätte düngen wollen. Dann schritt er ruhig, ohne sich weiter umzuschauen, seinem Hause zu. Unsere Bauern waren jedoch auch nicht auf den Kopf gefallen, sie liefen, anstatt dem Küfer nach, gleich jenem Baume zu, zogen ihre Schuhe aus, und schöpften damit die ausgeschüttete Flüssigkeit auf. Sie hatten ganz recht gerathen, es war alter, trefflicher Wein. Doch was war da zu beweisen? Und so geschah dem Wildiküfer weiter nichts, er wurde nur noch immer reicher. Aber bei seinem Sterben schwärzte sich sein ganzer Leib, und vier Wochen nach seinem Tode sah man ihn schon durchs Dorf laufen und hörte ihn im Hause rumoren. Meine Base weiß davon auch eines zu erzählen, seit sie bei seiner Familie einmal auf dem Taglohn gewesen ist; die bringt man nicht mehr hin. Damals war die alte Küferin eben ins Bad nach Schinznach gegangen, um sich dort wie reiche Leute wohlsein zu lassen, und niemand war sonst mehr im Hause, als ihre Tochter allein; bei dieser nun sollte damals meine Base so lange schlafen. Dies gieng bis Mitternacht auch ganz gut. Da aber wurde sie auf einmal durch den heftigsten Lärmen geweckt. Anfangs meinte sie, der Knecht schleppe die schweren Spannketten über den Holzboden; als nun aber auch die Küferstochter drüber erwachte und meiner Base mit verhaltener Stimme sagte: „Pst! sei nur still, er thut dir nichts," da erinnerte sich diese auf einmal an den spukenden Küfer, und jetzt erst wurde ihr es fürchterlich angst. Mit dem Frühesten lief sie aus dem Hause.

Noch jetzt erscheint der Wildiküfer dem steinalten Münz, der oben um den Zehntenkeller wohnt. Da stellt er sich ihm alle Nacht vors Bett und stößt den Daumen der rechten Hand fortwährend in die linke Faust, um mit dieser Geberde auf seinen einstigen Frevel hinzudeuten. Bisweilen steigt er in den Keller hinab und klopft fleißig an alle Fässer, damit dem Münz der Wein nicht abstehe. Das Volk hört dies und sagt dann, er kündige damit Regen an.

Die Sage kennt auch einen unterirdischen Küfer zu den mancherlei uralten Weinkellern, in denen der Wein ohne Faß in seiner eigenen Haut liegt. Ein solcher Küfer klopft unter der Erde zur Zeit der Sonnenwende zu Aschaffenburg: Herrlein, Spessharts-Sag. pag. 19, ein anderer am Perchtentage (6. Jan.) zu Waldhausen bei Wertheim: Schnezler, Bad. Sagb. 2, 637. Unter dem Falkenstein im Philippsburgerthal klopft er, um ein gutes Weinjahr anzuzeigen: Stöber, elsaß. Sag. 388, ein anderer unter dem Büttenfels: Helfrecht, Fichtelgebirg, 154. Menzel, Odin pag. 261.

Der Wildi-Küfer stößt den Daumen der rechten Hand fortwährend in seine linke Faust, um mit dieser Geberde seine ehemaligen Wirthsfrevel

auszudrücken; es ist dies der Diebsdaumen und Kaufleutsfinger. Die Wirthin, welche in jede neu eingeschenkte Maß den Daumen gesteckt hat, wird deshalb vom Teufel zum Beschlagen in die Schmiede geritten. Vgl. Abthl. V. Zwergensagen: Lindegger am Ruckfeld, Bd. 1, pag. 381.

128. Trog im Binzenhof bei Aarau.

Der Binzenhof ist ein artiges Landgut, das nahe bei Aarau am Distelberge unter dem Gönhardwalde gelegen ist. Ein Feldmesser Trog sollte es den Eigenthümern Binz ausmessen, übervortheilte sie, und da er entdeckt war und das Gericht fürchtete, erhieng er sich oberhalb im Gönhard. So oft es nun schlechtes Wetter geben will, oder wenn in der Umgegend ein Unglück statthaben soll, tritt er Nachts auf dem Distelberge aus der Waldung heraus auf die Landstraße. Ein Schweinehändler kam mit seinem Wagen voll Thiere Nachts da vorbei und wollte von der Höhe hinab sein Fuhrwerk spannen. Trotzdem, daß er an seiner Kette riß und glich, blieb sie ihm jetzt zu kurz. Er lief in das nächste Haus am Wege. Ein Schneider, der da wohnte, gab ihm Strick und Seil, um damit die Spannkette zu verlängern; nun aber zerrissen beim ersten Versuche auch diese Seile. Der Schweinehändler dachte sogleich an den guten Trog, dessen Spuk er hier, wo ihn sein Weg gar oft vorbeigeführt hatte, schon aus Erfahrung kannte. Er bat deshalb den Schneider, ihm die Hand so fest als möglich zu geben, und verrichtete so mit ihm die Höhe hinab den Dienst der Sperrkette. Es gieng ganz gut bis unten zum Markstein. Da aber wollten die Pferde durchaus nicht mehr weiter. Zugleich schlug es in Aarau zwölf Uhr und siehe, Trog trat aus jenem Fußwege, der hier in den Binzenhof führt, in die Straße hervor, auf dem Kopfe eine weiße Zipfelkappe, in der Hand eine Meßruthe. Unbekümmert fieng er an, die nächsten Felder auszumessen und verschwand, als er damit fertig war, ebenso unbekümmert wieder im Walde. Gleich darauf giengen auch die störrischen Pferde von selbst weiter.

Ist Trog gerade oberhalb der Scheune des Binzenhofes auf dem Stege nächst dem Walde hin, so sind die Hunde im Hofe drunten nicht mehr zu bändigen. Sie bellen und laufen in den Wald hinauf, setzen quer über die Landstraße und durchrennen den ganzen jenseits gelegenen Suhrerwald. Wenn sie wieder heimkommen, sind sie todmüde und können sich manchen Tag nicht mehr rühren.

Die unredlichen Feldmesser sind auf den großen Bölchen im Elsaß gebannt, um ihn fortwährend auszumessen. Stöber, elsaß. Sag. No. 37. Aehnliches in Schnezlers Bad. Sagb. 1, 114. 2, 237, 238, 249. Vgl. Grimm, Myth. 870[1]. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 223.

Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 180. Mone, Anzeig. Jahrg. 36 und 38. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 232. Einzelne Züge weisen hier wohl genug auf die W. Jagd zurück: Das Fahren eines Wagens voll Schweine, der statt mit Spannkette und Strick durch zweier Männer Armverschrenkung gesperrt wird; sodann die Haushunde im Landgute, welche zur Jagd ausbrechen, sobald Trog erscheint. Das hier gemeinte Sagenlocal ist zugleich dasselbe, welches in Abthl. III, No. 144 durch eine genau bezeichnete „Weidbahn der W. Jagd um Aarau" angegeben wird.

329. Die Ammannsmatte in Würenlingen.

Im Dorfe Würenlingen, unfern Baden, saß ein Ammann, dessen lange Geschäftserfahrung sich der Gemeinde immer wieder nöthig machte, wenn auch seine wucherische Habsucht nicht minder bekannt und längst allgemein verabscheut war. Im Geschäftchen mit einer Wiese trieb er es aber zuletzt auf die Spitze. Da war nämlich eine Wittwe gestorben, und hatte mehrere unerzogene Kinder hinterlassen. Unter ihrer Habe bot man nun eine schöne, fette Wiese zum besondern Verkauf aus, weil man hoffte, aus deren nicht geringem Anschlagspreise die Waisen erziehen lassen zu können. Allein des Ammanns Ränke wußten es durchzusetzen, daß man das Landstück ganz niedrig abschätzte und dann ihm zuschlug. Er zog auch noch manches Jahr großen Nutzen daraus. Doch schon einige Wochen nach seinem Tode wollten die Würenlinger ihren verstorbenen Gemeindevorstand in der Mitternachtsstunde auf jener Matte wieder gesehen haben; aus einer kleinen Vertiefung mitten im Grundstücke sei er emporgestiegen, mit gebeugtem Haupte dann wie tiefsinnig um die Stelle herum gegangen und nach kurzem immer wieder verschwunden. Das Gerücht davon kam nun auch seinen zwei reichen Söhnen und der ganzen stolzen Verwandtschaft zu Ohren; alle beschlossen, nächste Nacht zusammen dahin zu gehen, den Verstorbenen zu sehen und wo möglich anzureden. Um Mitternacht standen sie an der verrufenen Grube, und nach wenig Augenblicken stieg des Vaters Gestalt an ihnen auf.

Als er seine zwei Söhne erblickte, wartete er nicht ihre Anrede ab, sondern begann sogleich selbst und bat sie mit bebender, flehentlicher Stimme, die auf so sündige Weise erstandene Wiese den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben; würden diese ihren Lebensunterhalt haben, so könne er erst seine Grabesruhe finden. Die Verwandten, die mit zuhörten, waren aufs Tiefste gerührt, nicht so die zwei Söhne, die in der Zucht des Ammanns groß geworden waren; verhärtet suchten sie nun den Vater mit folgendem, gleißnerischen Trostspruche zu entfernen:

Lido, Bido, Aetti,
S'ist gar e schön Kalb!

Sogleich versank die Gestalt. Seither will auch keines den Ammann weiter gesehen haben. Das Landstück blieb in den Händen der Söhne.

Lide, leide dich, gedulde dich: eine in den Schriftwerken des 16. Jahrh. noch gangbare Formel. „Leid dich und hab gedult, es wird etwan besser." Hutten im Karsthans (ed. E. Münch. Bd. 5, 456).

330. Der Giesischmied von Mörikon.

Vater und Sohn pflügten. Der Sohn stand vornen bei den Thieren, die einträchtig vorwärts zogen; aber plötzlich wurden sie störrig und giengen durchaus keinen Schritt weiter. Hör auf zu peitschen! schrie ihm der Vater mit einer sonderbaren Stimme zu. Der Sohn gehorchte und sah auf den Vater zurück. Dieser stand hinter dem Pfluge regungslos, und erst nach einer langen Weile betete er, dann hieß es wieder: Vorwärts. Am Ende der Furche angekommen, wollte der Junge die Unart der Thiere erklärt wissen. Sie haben den Giesischmied gesehen, sagte der Vater, er stand mit einem Prügel hinter dir und drohte dem Vieh. Was brauchst du davon weiter zu wissen; schweig! er ist wie der Wolf; wenn man von ihm redet, kommt er.

331. Der Buchlisberg bei Schöftland

war ein Wald, um dessen Besitz ein Junker und die Gemeinde Schöftland bis zum Losbruche der französischen Revolution sich stritten. Mit ihr änderte sich vieles, so fiel nun auch der Wald durch Rechtsspruch der Gemeinde zu. Der Junker ergrimmte darüber so sehr, daß er das Dorf verfluchte und den Wald seiner Lebtage nicht mehr mit eignen Augen anzuschauen schwur. So geschah's von Stund an, er wurde blind und blieb's sein Leben lang.

332. Der Chobleger im Ebbenlöh.

Eine Viertelstunde unter Klingnau kommt man in der Richtung gegen Koblenz auf die Zürichstraße, die in die Rütinen führt; von dort geht ein Weg links ab in eine Waldung, die das Ebbenlöh heißt. Davon will ich jetzt erzählen. Das ganze große Ebbenlöh hat ehemals an das Städtchen Klingnau gehört; man ließ aber der benach-

barten Gemeinde Koblenz, die nur wenig Waldung beſaß, anfangs unentgeltlich, ſpäter kaufsweiſe ein Stück davon ab. Plötzlich hielten die Koblenzer einen Waldumgang und meinten, ihr Waldbann ſei nicht nur zu klein, ſondern die Klingnauer hätten mit ihnen die Marken zu beſchauen und nach deren Ausweis gleichauf zu theilen. Allerdings ließ nun Klingnau durch die Aelteſten die Marken beſchauen, aber man befand ſie wie die Urkunde darüber will, und ſie blieben unverändert. Jetzt kam's zum Prozeß und die Schiedsmänner beider Parteien erſchienen vor dem Landvogt zu Baden. Noch einmal mußte der Wald vermeſſen und jede einzelne Marke beſtimmt werden. Die Koſten liefen groß auf. Die Koblenzer wurden endlich abgewieſen, in die Tragung der Koſten und noch zu beſondern Bußgeldern verfällt. Auf dies hin pflanzte man den Klingnauern den Feind ins eigene Neſt; man beſtach einen aus ihren Machthabern, und dieſer ließ die ſtädtiſchen Marchen heimlich alſo verrücken, daß die Koblenzer das bald in der That gewonnen hatten, was ihnen vorher im Rechtswege aberkannt war. Darunter gehörte auch derjenige Theil, den ſie nachher in Mattland umgewandelt und Geißwieſe genannt haben. Aber gerade auf dieſer geht es nun auch darnach her; denn unrecht Gut — jedoch man höre nur, was ſie ſelber darüber erzählen. Wer als Bube je die Kühe hingetrieben hat und im Ebbenlöh auf die Geißwieſe kommt, der hat gegen Abend doch gewiß bald eine Geiß weiden ſehen, oder iſt wohl auch auf den Rathsherrn geſtoßen, der ſeit ſeinem Tode dorten die Grenzſteine reitet. Und was zweien Jägern um Weihnachten daſelbſt begegnete, das kann man aus ihrem eigenen Munde vernehmen, denn beide ſind noch am Leben.

Beide waren zuſammen im Ebbenlöh auf dem Anſtand. Beiden kam ein dreibeiniger Haſe ſo nahe, daß ihn jeder hätte mit dem Stocke erſchlagen können. Beide fehlten ihn; und kaum war er vorüber, ſo zitterte der ganze Boden ringsum und es pfiff, als ob man hundert praſſelnde Kugeln gegen ſie herſchöße. Die zwei ſuchten ſich nun auf und wollten es für diesmal gelten laſſen. Weil ſie aber noch junge ſtarke Leute waren, ſchämten ſie ſich ihrer Bedenklichkeit bald, und begannen auf einem entferntern Punkte die Jagd wieder. Das Nämliche wiederholte ſich hier, nur daß diesmal ſtatt eines dreibeinigen Haſen ein anderes kaum erkennbares Unthier im allgemeinen Getöſe an ihnen vorbeifegte. Nun giengen ſie heim. Sie hatten den Forſt ſchon hinter ſich, da krachte es nochmals in den Bäumen, als ob alles durcheinander ſtürze, und eine abſcheuliche Stimme ſchrie aus vollem Halſe drein: O je! Durch die ganze Zürichgaß-Straße und genau demjenigen Hag entlang, der bis gegen Klingnau reicht, ſcholl ihnen dieſe Stimme

nach. Erst beim sogenannten Käpeli war's vorbei. Als sie's daheim erzählten, hieß es überall: aha, der Choblezer!

Der dreihundertjährige Prozeß zwischen einem habsüchtigen Kloster und schutzlosen Gemeinden liegt uns bänderweis vor; er behandelt Bann- und Weiderecht zwischen dem Hermenstifte zu Zurzach und der St. Blasier-Commende zu Klingnau einerseits, und anderntheils zwischen den Gemeinden Klingnau, Döttingen, Koblenz und Riethen. Die hauptsächlichen Urkunden darüber ergeben Nachfolgendes: Lüpelt, Herzog zu Oesterreich, urkundet zu St. Blasien 1369 diesem Stifte, also auch der zu demselben gehörenden Klingnauer-Probstei, „daz sie vß den holtzern die geboren zu iren dörfferen Euding und Tegerfeld, brennholtz und bauholtz nemen sollen und mögen zu ihrem Hauß zu Clingnauw, wie sie daz bedörffen ohn meniglichs irrung und hindernuß, doch daz es den aignen holtzern unwieſtlich und unschedlich seye." Gerade über die Nichtbeachtung dieses Nachsatzes von Seite der Klingnauer-Probstei beschweren sich Endingen und Tegerfelden 1490 bei der Tagsatzung zu Baden und wiederholen 1548 vereint mit dem Städtchen Klingnau diese Klage. Sie erbieten sich bis 30 Klafter Bauholz jährlich ans Kloster abzuliefern. Letzteres aber weist nebst der obigen Urkunde Leopolds einen Kaufbrief v. J. 1276 vor, wornach Klingnau und Tegerfelden mit Wald, Grund und Boden des Gotteshauses Eigen sei. Die Tagsatzung trifft ein Uebereinkommen zwischen beiden Theilen, dieses ist jedoch der Gemeinde so nachtheilig, daß sie aus Noth nun an ihrem eigenen Waldeigenthume sich selbst vergreifen muß, während auch da das Stift den Dörfern noch die letzten Waldreste abzwackt. Dies gieng so weit, daß der Konstanzer Kardinalbischof Markus Sittich ein Schutzschreiben für Klingnau und Döttingen erläßt i. J. 1578, weil diese Gemeinden nachweisen, „was maßen die Gotts- und Ordenshäuser, von denen kein Widerfahl an die Burgerschafft zue gewarten seye, durch allerley gesuchte mittel und weg sich unterstanden haben, die beste güetter in ihren gwalt und inhabung zue bringen und also männiglichen darvon verstoßen und treiben, daß zue besorgen und sich keins anderen zue versehen, dann es möchten nit allein die besten güetter wie bishero an die Ewigkeithen (darvon dann die burger und alle ihre nachkommen Ewiglich ausgeschlossen sein müßten), sondern undt noch alle güetter auß der burger hand wachsen und gerathen, darauß dann Ihnen höchster nachtheil und abgang burgerlicher narung, auch gewisses euserstes verderben, und daß sie undt Ihre kinder dardurch von Ihrem Vatterlandt vertriben und dasselbe verlassen müeßen — inmaßen solches bishero und aus diser ursach auch von etlichen burgeren beschehen ist — entlichends zue gewarthen sei." Daher folgt dann der Tagsatzungsbeschluß 1588:

In diesem Jahre verordnen die Städte und Länder unter Caspar Theman von Zürich, Landvogt in Baden, den Bürgern von Klingnau und Döttingen wegen Verkaufs von Gütern an die Ewigkeit:

1) daß kein Bürger, Einwohner, Hintersaß oder Fremder mit Haus, Hof, Weingarten, Holz, Feld, Matten, Acker und anderem liegenden Gut einem Ordenshaus, oder geistlicher und weltlicher Ewigkeit, eine Stiftung mache, weder durch Kauf, Tausch, Wechsel, Bargeld, Borg, Leibgeding, noch anderer Weis und Weg. Jeglicher Tausch und Kauf solcher Art wird in Zukunft für kraftlos erklärt und mit 10 Gulden auf beiden Seiten bestraft.

2) sollen der Bürger Kinder in den Klöstern nicht mehr mit liegenden Gütern, sondern mit Geld oder in anderer Weise fürohin ausgesteuert werden; feiles Gut aber soll von nun an einer ganzen Gemeinde feilgeboten werden und der Bürger vor dem Fremden den Zug voraus haben.

Copeienbuch der Klingnauer-Probstei, scripsit Probst Sebast. Ziegler 1657. pars I, pag. 50, 51.

1599 stehen die beiden Parteien abermals vor Gericht; es erkennt Landvogt Anton Erlach zu Baden abermals zu Gunsten des angeklagten Klosters.

Anno 1600 erkennt die Tagsatzung nach Einsichtnahme der St. Blasianer Grund- und Zinsbücher, daß die Endinger-, Lengnauer- und Klingnauer-Waldungen mit Grund und Boden dem Gotteshaus nicht eigen zugehören; doch soll Endingen je fünfzehen Jahr alle drei Jahre, und Tegerfelden eben so lang alle zwei Jahre die Probstei Klingnau mit Holz versorgen und nach Ablauf dieser 15 Jahre jegliche Gemeinde je ums andre Jahr dasselbe fortsetzen. Sämmtliche Urkunden, mit Ausnahme der v. J. 1578, finden sich in des Klingnauer Probstes Sebast. Ziegler Documentenbuch, pars I, geschrieben 1657.

Man könnte glauben, hiemit sei nun der Prozeß zu Ende und den Gemeinden geholfen gewesen; dies ist so wenig der Fall, daß sich in den spätern Präpositurschriften Klingnau's folgende Notiz in dem Tagebuch des Probstes eingezeichnet findet: „1713. in Praepositura Clingnoviensi, 24. April: Ritte Hr. Landvogt von Baden in den Endinger- und Dägerfelder Wald umb zu sehen, ob dasige Gemeinden dann so großen mangel an Holtz haben, wie sie vorgeben. Haben zwar eine große Waldung, aber jung Holtz. — 7. Mai: Weilen die Dägerfelder verbotten meinen Holtzmachern Holtz zu machen, Ritte ich nacher Baden zuo Hr. Landvogt, mich dessen zu beklagen, welcher mir ein Befehl an die Dägerfelder gab. — 9. Mai: Schicke den Stattschreiber nacher Baden umb die Bauern bei Hr. Landvogt zu verklagen, der dann abermahl befahle, man sollte meine Holtzmacher lassen holtzen, und versprache die schuldigen gebührent abzuostraffen." Handschrift im Privatbesitz des Gemeindeschreibers Stäuble von Frick.

Dieser Aktenauszug dient dazu, das geschichtliche Recht darzuthun, welches in den vielerlei Aargauer-Sagen enthalten ist, die von einer ähnlichen Beraubung, an Gemeindewald und Almend durch geistliche oder weltliche Uebergewalt erlitten, bis heute erzählen.

---

333. Die Gleichaufshöhle bei Meisprach.

Oberhalb dem Frickthaler-Dorfe Meisprach kommt man durch die Waldung des Jura zu einem wenig bekannten Bade; noch einige Gänge höher zu Berge, und man steht vor dem Herrlichkeitssteine und seiner großen Höhle, die über fünfzig Schritte weit und so hoch im Felsen fortführt, daß ein Mann aufrecht darin umhergehen kann. Hier grenzt das Baselland ans Aargau, darum halten sich auch die Heimatlosen häufig hier auf, wo sie leicht der einen Kantonspolizei entgehen, wenn sie der andern nicht mehr ausweichen können. Zehn

Jahre lang soll eine ganze Schaar unentdeckt hier gewohnt haben; als sie der Bannwart vor zwei Jahren betraf, hatte er sich mit seinem Knotenstock gegen ihre Messer lange zu wehren, so sehr fürchteten sie, durch ihn den Landjägern verrathen zu werden. Neben dieser Höhle zieht sich noch eine zweite schief in den Berg hinab, welche man erst einige hundert Fuß weit untersucht hat. Diese ist noch verrufener; sie heißt von dem Betrüger her, dessen Geist nun in ihr hausen soll, die Gleichaufshöhle. Er war Klosterverwalter des Stiftes Olsberg und gerieth über den Besitz eines Waldes mit der Gemeinde Magden in Streit. Vor Gericht erklärte er den Bauern: Es geht alles gleich auf; was Ihr da auf einer Seite zu wenig habt, kommt uns auf der andern zu gut; es geht also alles gleich auf! Er bestach auch die Richter, bestritt die Aussage der gegnerischen Zeugen, und so verloren die Magdener den ganzen Waldberg, der dann dem Klosterstifte zugesprochen wurde. Sie nannten seitdem den Verwalter nur den Gleichauf. Es half ihm aber nicht lange. Das Stift wurde aufgehoben, und der Wald gehört heut zu Tage zum Hofe Iglingen. Was aus dem Gleichauf geworden ist, das hat der Mähder einst gesehen, der Nachts in hellem Mondschein von seiner Wiese nach Iglingen heim gieng. Oben vom Herrlichkeitssteine her kam unter starkem Lärm ein doppelter Fuchs den Wald herab. Mit feurigen Augen lief er heulend allen Marken und Rainen nach von einem Grenzstein zum andern und strich im Dampfe wieder seiner Höhle zu. Das ist der diebische Klosterschaffner, und so muß er jede Mitternacht seinen Grenzfrevel ablaufen.

Der feuerschnaubende Fuchs am Herrlichkeitsstein deutet auf Wuotan-Donar. Das Thier heißt in Island seiner rothen Farbe wegen Holtbonnerr, Holta-Thorr. Myth. 162. Reinh. Fuchs 445. Bei dem diesem Gotte geweiht gewesenen Osterfeuer ruft man daher noch in Westfalen: kyk di mit üm, dat /laken dat küemt. vdHagen, Germania 9, 288. Auch den Hunden, die den W. Jäger Au (Wuotan) begleiten, brennt ein Lichtlein im Schwanze. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 495. Beim Glarner-Fridolinsfeuer, einem Landesfeste, bei welchem alle Kinder Nachts mit Feuerbränden und Lichtern das Thal durchlaufen, ist es der Jugend das einzige Mal im Jahre gestattet, Nachts nach Betläuten noch auser Hause zu sein; in dieser heiligen Zeit ist dann keine Gefahr vor Schaden, „da darf der Sigrist die Füchse nicht loslassen" (mündlich). An sonstigen Tagen aber sagt man den auf der Gasse sich verspätenden Kindern: Gund hei, der Fayer lat d'Füchs üs! Der Fayer ist im Lande Name des Wilden Mannes und spielt eine große Rolle als Berggeist. Die Füchse gehören ihm zu und sind deshalb gespenstisch. Selbst wenn sie der Jäger einmal ausnahmsweise hat schießen können, verwandeln sie sich sogleich nach dem Schusse wieder. Blumer-Heer, Kant. Glarus 316. 319.

334. Wie die Stadt Bremgarten den Fischbacher-Wald bekommen.

Wo heute das Dorf Fischbach ist, waren vor etlichen hundert Jahren nur drei Brüder, die Seiler, haushäblich angesessen. Hans und Jakob wohnten sich zunächst; Joachim, der dritte, etwas entfernter von ihnen in der Mühlimatte, da wo man es heute zum Hohen Kreuz nennt. So sparsam die beiden ersten lebten, so groß und übermüthig that Joachim, der Aelteste. Er mochte nicht bauern, errichtete eine Schenke und that sich in seiner Einbildung gar viel darauf zu gut, daß ihm die Bremgartner die Ehre erwiesen und fleißig seinem Weine zusprachen. Da schwatzte er dann in seinem Herrendünkel geringschätzig vom Landgewerbe und vermaß sich einstens vor den Gästen, daß ihm sein Bauernhof sammt Almend und Waldung feil sei an jeden Städter, der ihm dafür binnen drei Stunden einen Metzen Zürcher-Angster auszahlen könnte. So hieß man Silberpfenninge, auf denen die abgeschlagenen Häupter der Zürcher-Stadtpatrone Felix und Regula geprägt waren. Während dieses Gespräches zechten die Bremgartner-Rathsherren tüchtig fort, bis dem trunkenen Wirth die Augen zufielen. Dann sendeten sie eilends einen Reiter nach Zürich, der ihnen aus der dortigen Münzstätte den Scheffel Angster herbeibringen sollte, und stellten zugleich den Uhrenzeiger in der Stube zurück. Als indeß Joachim wieder erwachte und zu besserer Besinnung gekommen war, gereuete ihn sein Wort, und er hätte den übereilten Handel gerne rückgängig gemacht; allein nun trat der rückkehrende Bote in die Wirthsstube und leerte den bedungenen Scheffel voll Angster vor ihm aus. Da es nun zu spät war, so erbat er sich zuletzt noch das Recht, jederzeit nur so viel Holz und so oft in dem verkauften Walde fällen zu dürfen, als die drei Brüder inskünftige für ihre vier Häuser und zwei Scheunen in Fischbach brauchen würden, falls sie diese durch Brand verlieren oder wegen Baufälligkeit sonst einmal abbrechen sollten. Die schlauen Rathsherren bewilligten dieses unter der Bedingung, daß diese Häuser stets auf der alten Baustelle wieder aufgeführt werden müßten. Damit war für Bremgarten ein zweifacher Vortheil gewonnen. Denn da die verkaufte Waldung zwischen den drei Brüdern bis dahin unvertheilt gewesen war, so war nun auch der Waldantheil der zwei andern mit an die Stadt verwettet; zugleich aber waren auch sämmtliche Nachkommen der drei Brüder von der ausbedungenen Waldnutzung ausgeschlossen, sobald sie einmal in jenen vier Wohnhäusern nicht mehr Raum fanden und auf andern Stellen ihres eingebüßten Erbes sich anbauen mußten. Bald geschah

es auch so. Das Geschlecht der Seiler in Fischbach macht heute zwei Drittheile der dortigen Bevölkerung aus und hat für ihre stärker angewachsene Zahl außer zwei einzigen Jucharten Gemeindewaldung keine andere Vergünstigung, als eben das Anrecht an jenes Bauholz, das ihnen Bremgarten zu den vier Häusern und zwei Scheunen liefern muß, so lange dieselben nach Beding an der alten Stelle und innerhalb desselben Raumes erneuert werden. Die Häuser stehen noch und eine Urkunde über den Vertrag ist im Besitz des Seilerschen Geschlechtes. Vor einiger Zeit wollte sich Bremgarten auch noch von dieser letzten Verpflichtung losmachen und erbot sich, gegen Herausgabe dieser Urkunde, dem Dorf einen Wald von etwa vierzig Jucharten abzutreten. So lockend dies Geschenk für ein holzarmes Dorf war, so ließen sich die Bauern doch nicht zum drittenmal fangen. Man schlug den Wald aus, denn er ist gänzlich am Wasser gelegen und wird von dem wilden Reußfluße alljährlich mehr unterfressen und hinweggeführt. Die Stadt soll dann hierüber sogar einen Prozeß versucht haben, von den Gerichten aber abgewiesen worden sein.

Der Bruder Joachim ward seines zu späten Verdrußes nicht mehr in der Heimat Herr, er wanderte nach St. Gallen aus und starb als Mönch im dortigen Kloster. In der Nähe seiner alten Wohnstatt, die nun eingegangen ist, liegt an der Landstraße der sogenannte Herrenbrunnen. Dorten zeigen sich noch die Schatten jener schlauen Rathsherren als murmelnde Gespenster. Seit dem Jahre 1712 hat sich ihre Gesellschaft weiter vermehrt. Damals lieferten sich auf dieser Stelle die fünf katholischen Kantone und die Berner die Staudenschlacht, im Spotte also von den Reformirten genannt, weil der Anführer der Katholiken, Oberst Sonnenberg, 500 Freiämtler vor dem Gefechte längs einem Waldsaume so versteckt hatte, daß die nachrückenden Grenadiere und Dragoner der Berner in ein heftiges Kreuzfeuer geriethen. Gleichwohl wurden diese nach zweistündiger Anstrengung Sieger. Die geschlagenen Katholiken hielten deshalb ihren Anführer Sonnenberg für einen Verräther, und sein eigener Sohn soll ihn während des Treffens vom Gaul geschossen haben. Vom Wasser dieses hübschgelegenen steinernen Brunnens scheuen sich die Kinder zu trinken, sie sagen, es laufe über lauter Todtenschädel und Wildenten.

Ein Vertragbrief vom J. 1471 bestimmt zwischen der Stadt Bremgarten und dem Dorfe Fischbach, daß von nun an jede der zwei Gemeinden auf ihrem Grund und Boden verbleiben und kein Theil den andern überfahren solle: „namlich daß die von Bremgarten vß iren Fron- oder Hochwällen denen zu vischbach verer vnd mer nit gezimberhöher, denn zu vier puenckhöfern vnd zwey schützen zu vnderschützlichen Hofstatten vnd lachung,

die zu buwen gemeiner lantzbruch, sitt vnd gewonheit vermag, an ord vnd enden jnen vnd gelägen vnd dienstlich hinweg ze bringen vnd füeren, ze geben verbonden vnd schuldig syn sollen." Anno 1565 wird hierüber ein weiterer Vertrag aufgerichtet, ohne daß derselbe gehalten worden wäre. Deswegen wenden sich beide Parteien, die Vettern Joachim und Heini Seiler, genannt die Mäder, und die Stadt an das Schiedsgericht in Baden, und werden durch der Freien Aemter Landvogt Hans Rud. Raan, des Rathes von Zürich, und durch Gebhart Hegner, Landschreiber, in einem auf Pergament gefertigten Schiedsspruch vom J. 1593 vertragen. Gleich unmittelbar nach diesem letzten Vertrag muß durch den Landvogt abermals dem Joachim Seyler von Vischbach Recht gesprochen werden, dem die Stadt Bremgarten das zur Erbauung seines Hauses schuldige Bauholz vorenthält. Das Erkenntniß lautet: „Bremgarten soll hinfür zu ewigen zyten den Besitzern der Höfe zu Vischbach zu den vier tarierten purenhüsern vnd zweyen schüren, so viel die Tachungen vnder sich begryffen, gezimber Holtzes vnd Tachlatten der gebürenden nottursft nach vorzeigen und geben; doch ueber die gezimber holtz vnd tachlatten wyters holtz, hüser vnd schüren damit jnzuwanden, Raiten, Flecklinq vnd dergleychen gentzlich nit verbonden syn. Anno 1594." Auszug aus der Originalurkunde, im Besitze des Geschlechtes der Seiler im Dorfe Fischbach.

Auffallend lautet die Schlußbemerkung der Sage, das Wasser des Brunnens laufe über Todtenschädel und Wildenten. Letzteres Thier wird indessen noch häufig unter die nothwendigen Begleiter der wild. Jagd gerechnet, ja man hat früher das unerklärliche Luftgetöse derselben mittelst hochziehender und herabschnatternder Züge von Wildenten zu erklären versucht. Um so mehr Interesse gewinnt dabei der Name Follente für Wildente, den Escher, Beschreib. des Zürichsees 1692, 141 unter anderm Wildgeflügel mit aufzählt; er erinnert an Phol-Baldar (Myth. 205) und an Phuluß, einen Namen, welchen die Eule in Baselland führt. In den Anmerkungen I, 332. II, 44. 47 ist hingewiesen, wie oft die Geister entenfüßig sind. Der Entibüchel beim Balgrist, unweit Zürich, ist ein heidnisches Grabfeld, in dem man 27 Gerippe noch jüngst ausgegraben hat. Ein Jäger suchte auch diesen Localnamen aus den Wildenten zu erklären, die sich früher des Nachts dorten aufgehalten hätten, um ihre Nahrung in den gefallenen Eicheln zu suchen. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1839, 7. Vergl. die in Abthl. IX auf Beförderung und Vogelgestalt hindeutenden weiblichen Schelt- und Herennamen. „Daß dich boz tausent sack soll enten schend!" Montanus Gartengesellsch. 9b, in Grimms Wb. 1, 229. Ente, Gans und Schwan sind ihrer weißen Farbe nach Wuotansvögel, und die Gans geht so auf Wuotans Stellvertreter, den manteltragenden Martinus über. Daher allerlei wunderbares, das man der Ente nacherzählt: Eine solche, die man in die Quarges-(Zwergen-)Höhle zu Helsungen hineinsetzte, kam auf dem Schlosse von Blankenburg wieder heraus. Pröhle, unterharz. Sag. No. 71. In dem Born auf dem Haselkopf schwimmt Gänsebreck, und dies ist ein Zeichen für die Silberhaltigkeit dieses Berges. ibid. No. 395. Auf dem Schlachtfelde von Gamelsdorf lag lange Jahre eine steinerne Gans und wurde von den Bauern, als beim Pflügen hinderlich, bald hierhin, bald dorthin gewälzt. Ein fremder Mann kam hieher gereist und öffnete die Gans mit einem Handgriff; sie war mit altem Gelde angefüllt. Schipp., bayr. Sb. 1241.

335. Hieno auf dem Katzenstriegel bei Zurzach.

Vor Alters reichten die Waldungen des Dorfes Tegerfelden fast bis gegen die Matten des Fleckens Zurzach hinunter. Dies dauerte so lange, bis sich eigennützige Ortsvorstände der Waldvogtei bemächtigten; unter ihrer schlechten Verwaltung kam der gute Gemeindebrauch ab, alle Jahre einmal einen Umgang um den Gemeindebann zu machen und die Marksteine der Reihe nach zu besichtigen. Da nun diese Gemarkungen nach und nach umsanken und weggeräumt wurden, so gieng die sichere Waldgrenze gegen den Flecken Zurzach hin verloren, und es nahmen sich's die Zurzacher heraus, einige Tegerfelder im Walde beim Holzen zu fangen und abzustrafen unter dem Vorgeben, dieselben hätten auf fremdem Boden Holz gefällt. Allein die Bestraften verblieben auf ihrer Behauptung, wie dieses ihr eigener Grund und Boden sei, und riefen ihre Mitbürger um Schutz an. Die zwei Gemeinden konnten nicht einig werden. Die Zurzacher sprachen den ganzen Wald bis auf den Kamm des Zurzacher-Berges für sich an, und gerade so meinten die Tegerfelder, es habe der ihnen zukommende Waldtheil bis auf eben diesen B[illegible]nd noch jenseits bis zur Bergwiese im Beckenmoos zu reichen. E[illegible]ieben sie ihren Prozeß vor den Landvogt in Baden. Da die Urkunden fehlten, so sollten Zeugen entscheiden und diese von den Zurzachern gestellt werden. Den einen sollten sie aus ihren eignen Bürgern wählen dürfen, der andere Zeuge mußte ein fremder sein. Da gelang es ihnen, einen alten Tegerfelder zu bestechen, und dieser war wirklich so ehrvergessen, nicht bloß ihr Schiedsmann zu werden, sondern nun seine eignen Heimatgemarkungen selbst zu schmälern. Bei der neuen Setzung der Grenzsteine, die nun erfolgte, sprach er den Zurzachern alles zu, was ihnen nicht gebührte; und wenn ihm die Seinigen dabei ins Wort fielen, so schwur und schrie er ihnen ins Gesicht mit seinen aufgehobenen Schwörfingern: Hie nöche und hie nein müend ihr d'Marche setze!

So giengen den Tegerfeldern durch zwei Böswichte mehr als hundert Juchart schönster Buchenwaldung für immer verloren. Allein die Strafe blieb nicht aus. Der falsche Zurzacherzeuge kam auf eine unbekannte Weise aus der Welt. Nun läuft er in dem Buchenwalde herum und legt sich sogar dem Postwagen, der hier durchfahren muß, in den Weg. Am liebsten thut er dies vor den drei heiligen Zeiten, da läuft er von der Grenze des Dorfes Reckingen bis zu der von Mettheim auf einem nun armseligen Waldhau, der den Zurzachern gehört und nur Tannzapfen trägt; früher aber stand derselbe voll

herrlicher Buchen, denn dies ist eben jener Waldhau, der sonst den Tegerfeldern zur Bannbeschreitung gedient hatte.

Aber auch dem Zeugen aus Tegerfelden gieng es nicht besser. Derselbe war daheim Gemeinderath und Gastwirth im Gelben Löwen. Trotzdem und sammt dem erworbenen Judasgelde sank er nun bald in tiefe Armuth herab. Zuletzt zog er gar aus dem Dorfe weg. Er fristete sich noch einige Zeit damit, daß er den Lederhändlern, die auf der Zurzacher-Messe besonders zahlreich erscheinen, die Häute aus dem Lagerhause in ihre Gewölbe karrte. Dies Taglöhnerbrod ward ihm zu sauer, und so fand man ihn endlich auf der Heubühne an einem Knüttelseil erhängt. So oft sich nun jener Schwurtag wieder jährt, kommt er im Gelben Löwen aus einem Hinterhause, welches man für das alte Wirthschaftslocal hält, während das Vordergebäude neuern Ursprungs ist, auf einem Schimmel geritten und wendet sich dann hinaus ins Grütt, einem Tegerfelder-Waldstrich. Dort wartet schon sein schlechter Kamerad auf ihn. Unter dem fortwährenden Geschrei: „Hie nöh und hie nein!“ ziehen sie auf den Katzenstriegel zu allen Punkten, wo die Marken heute rechtlich stehen sollten. Dann streckt er auch den Leuten, die ihm da begegnen, seine Hand zum Gruße dar, und wenn man so klug ist, ihm statt der eigenen den Stock entgegen zu bieten, so hat man des andern Tags das Vergnügen, die Brandspuren seiner drei Schwörfinger deutlich darauf eingedrückt zu sehen. Er trägt kurze Pluderhosen bis zum Knie, einen weißen und einen rothen Strumpf, auf dem Kopf einen Dreiröhrenhut. Die übrige Zeit des Jahres ist er daheim im Hintergebäude des Wirthshauses. Hier hatte er sonst die Fremden geärgert und ihnen das Deckbette weggezogen; deshalb hat man jene Zimmer in einen Tanzsaal umbauen lassen. Aus Verdruß hierüber hat er sich dann in den Taubenschlag hinauf gemacht. Seine Urenkel sind ein angesehenes Geschlecht, und so redet man überhaupt nicht gerne mehr von ihm.

Je nachdem man sich diese Begebenheit von einem Tegerfelder, oder von einem Bürger aus Zurzach erzählen läßt, ist der angeschuldigte Bannbetrüger natürlich aus der andern Gemeinde. In Zurzach beschuldigt man sogar das kleine Städtchen Klingnau, man habe durch dieß den vormals größern Waldbann einbüßen müßen. Darüber redet die nachfolgende Geschichte.

---

336. Der Hünemauch bei Zurzach

war ein berüchtigter Dieb von Klingnau. Zuletzt fieng man ihn und thürmte ihn in dem festen Theile des Zurzacher-Rathhauses ein,

welchen man das Heichel- (Heinrich) und Gäuchelnhaus hieß. Dieser Name deutete an, daß man darin jeden pfiffigen Schelmen, der sich als Narr (Heichel) anstellt, gescheit machen könne. Als er sich hier nicht mehr befreien konnte, erhenkte er sich. Man begrub ihn anfangs am gewöhnlichen Waldrain. Er kam aber von dort alle Nacht in den Ort herunter, und erregte einen solchen Lärmen, daß Niemand mehr schlafen konnte. Also grub man ihn da wieder aus und verscharrte ihn weiter am Berg droben, auch warf man einige Fuder Steine darauf, damit er ja nicht wieder auferstehe. Dieser Waldplatz heißt seitdem ebenfalls Hünemauch.

Mittelst seines Eßlöffels betrügt Hieno seine Rechtsgegner um einen Theil ihres Gemeindebannes. Die Erzählung etymologisirt in diesem Namen und läßt ihn aus dem Rufe des Betrügers entstehen, der bei der Markenbestimmung wiederholt gerufen habe, hie nöche: hier meiner Markweisung nach! Allein Sage und Sprache verstehen beide zusammen denselben Eigennamen noch besser. Güne und Gone ist in der Sennensprache theils das Milchgeschirr (die Gepse), theils die Kelle zur Ausschöpfung der Cirpe geheißen; Hiene ist in Aargau und Schaffhausen der Henkel des Milchgefäßes (Kirchhofer, Sprichw. pag. 363), und im Rothwelsch (Anton, Wörtb. der Gaunersprache 1843, 39) ist Heine der Löffel. ansa, hieno. Hoffmann, Sumerlaten pag. 2, 3. Mithin erzählt die Sage, daß der Betrüger Hieno einen Eid mit Vorbehalt, nämlich bei seinem im Hut versteckten „Schöpfer", dem Sennenlöffel, geschworen habe. — Der andere dem Betrüger beigelegte Name Hünemauch ist Schelte und bezeichnet den für teuflisch angesehenen Mistkäfer, der bald Mauch und Mückel (wie in Fischarts Kebrab Vers 120 vorkommt) genannt wird, bald Heinimeukel, und Feldgrille bedeutet. Ueber das Fuder Grabsteine vgl. I, 72.

337. Wie die Freienämter unfrei wurden.

Das Stiftbuch des Klosters Muri erzählt, wie in frühesten Zeiten freie Bauern in den Ortschaften zu Buttwil, Geltwil und Wallenschwil gewohnt, Freie ihr Land zu Wohlen bebaut hätten, wie der Ort Muri schon vor dem Jahre 1024 seine eigne Taufkirche besessen habe. Die Landesgeschichte und Sage aber dieses Theils des Freienamtes berichtet, wie eben diese Ortschaften um ihr Recht und dann um ihr Eigenthum gebracht worden sind.

Es hatte sich ein elsaßischer Graf Guntram in eine Verschwörung gegen Kaiser Otto I. eingelassen, verlor darüber seine Lehen und kam in die Acht. Er zog sich nun auf ein kleines Erbgut zurück, das auf der Landzunge beim Zusammenflusse von Aare und Reuß im Aargau gelegen war und heute noch Im Eigen genannt wird. Hier nahm er von den Ruinen zu Altenburg und Habsburg den Namen

an, baute sich alsdann auch in den Freienämtern ein Herrenhaus und mischte sich als neuer Landgraf in die Zwistigkeiten der Leute um Muri und Althäusern. Diese umfahrenen Leute wählten ihn öfters zum Schiedsrichter, allein damit hatten sie, nach dem Ausdrucke der Klosterchronik, gerade der Katze den Speck empfohlen. Er wußte sie so zu beliſten, daß die Gemeinden bald nicht mehr in ihren eignen Waldungen Holzen durften; und die einzelnen Bauern, die ihm anfangs das Land rodeten oder es von ihm in Zins nahmen, machte er nach und nach zu Leuten seines Bodens. Seine Söhne setzten diese Erpressungen fort und die Enkel steigerten sie noch. Als Graf Ratbot die Gräfin Ida von Lothringen zum Weibe nahm, schenkte er ihr das Freienamt zur Morgengabe, als ob es ihm schon seit ewig gehörte. Darüber ergrimmte nun aber in gleich großer Habsucht sein Bruder Rudolf, es kam zwischen beiden zu Fehden und sie äscherten sich gegenseitig die Dörfer ein, über deren Theilung sie nicht einig werden konnten. Mittlerweile war jene Lothringer Gräfin Ida im Aargau angekommen, und da sie das Land bis Zofingen hin verwüſten sah und die Städtchen Aarau und Brugg in Flammen aufgehen, fragte sie dem Grunde dieser betrübenden Ereigniſſe nach. Aus dem Munde Werners, des dritten und jüngſten der Brüder, der unbetheiligt als Biſchof zu Straßburg lebte, erfuhr sie das alte, schon vom Ahnherrn des Hauses begangene Unrecht. Die menſchlichfühlende Frau entsetzte sich darüber, aber nach dem Begriffsmaße ihrer Zeit glaubte sie nun, das Böſe zu ſühnen und noch drüber hinaus Gutes zu thun, wenn sie den Raub, anſtatt ihn den beraubten Bauern zurückzugeben, zum Aufbau eines Kloſters verwende. So gründete sie auf eben jenen Ländereien, die ihr zur Brautgabe geſchenkt waren, die Benediktiner-Abtei Muri i. J. 1018.

Die ganze weitere Geſchichte dieſes Stiftes und der umliegenden Landſchaft iſt in den Worten eines Mönches enthalten, der die Chloſterchronik von Muri geſchrieben hat. Dieſelbe iſt begonnen im Jahre 1145, und da ihr zweiter Fortſetzer im J. 1210 auf die neuen Gewaltthätigkeiten ſeines Convents gegenüber der damaligen Bevölkerung zu ſprechen kommt, ruft er mit Unwillen aus: Was ſoll's denn helfen, daß es nun der Mönch verzehrt, was der Räuber geſtohlen hat! „cogitet, quid prosit, si latro rapiat, et monachus comedat.“ Frid. Kopp, Acta Murens. Das Kloſter aber war mit der urſprünglichen Schenkung keineswegs zufrieden; ſchon der erſte Abt Rupert kaufte der Grafenfamilie allen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Landbeſitz in der Umgegend um einige hundert Pfund Silber ab, und da ſich der Kaufſchilling hiefür nicht augenblicklich aufbringen ließ, ſo machte er nun

dieselben metallenen Kruzifixe, Kelche und Reliquienschreine wieder zu Geld, welche so eben neu von den frommen Frauen Ida und Euphemia dem Kloster vergabt worden waren. Auch jetzt noch gab es einige freie Leute in jenem Landstriche. Aber ein von Gott gezeichneter Bösewicht aus dem gierigen Geschlechte der Gerunge trat nun dorten gegen seine eignen Landsleute auf, bedrängte sie zu Gunsten des Stiftes, stieß sie von ihrem Erbe und trieb sie endlich ganz zum Lande hinaus. Er ist darüber hernach von ihrer einem umgebracht worden. Die Klosterchronik erzählt auch von dieser Schandthat, allein sie thut es mit folgenden Worten des Mitbetheiligten: „Die zwei letzten Freien sind bei uns Brüder geworden, die übrigen sind in den Bifang unseres Klosterbodens hereingezogen und haben uns das ihre zugebracht; und nur diejenigen Güter, die zuletzt Gerung raubte, stehen noch im Streite, ob sie uns, oder deren Erben gehören."

Dieser Streit war bald zu Gunsten des Convents entschieden. So ist es auch nachher geblieben. Der Abt wurde sogar in den Fürstenstand des Reiches erhoben, aus welchem sein weltlicher Vorfahr einst als Verschwörer ausgestoßen worden war; und den Unterdrückten verblieb von ihrem Rechte nichts als, wie zum Hohne, der historische Namen Freie Aemter.

„Spätere Weisthümer und Urkunden gebrauchen den Ausdruck Freiheit und freie Leute zuweilen von Unfreien, nämlich im Gegensatz milderer Hörigkeit zu härterer Leibeigenschaft." Grimm, RA. 1, 282.

---

338. Der Stiefelschreiber von Muri.

Während das Kloster Muri vor alten Zeiten beschäftigt war, seine Besitzungen im Freien Amte durch Kauf, Vertrag, Erbe und Prozeß zu vergrößern, erhob es auch Ansprüche auf den zur Gemeinde Bützikon gehörenden Wald Bärholz. Die Leute glaubten, dieses seit uralter Väterzeit unangetastete Eigenthum ohne Sünde gegen ihre Enkel nicht so leichtfertiger Weise an das Kloster abtreten zu dürfen. Ein darüber entstandener Streit sollte vom Landvogt bereits zu Gemeindegunsten entschieden werden, als sich der Klosterschaffner zum Eide anerbot, daß dieser Wald von jeher kirchlicher Grund und Boden gewesen sei. Er füllte seine Stiefel mit Erde aus dem Klostergarten, steckte unter seinen Hut die Milchkelle, welche die Sennen den Schöpfer oder Richter nennen, und schwur mit aufgehobenen Fingern, daß der Wald so gewiß des Klosters sei, so gewiß er selbst auf des Herrn Grund und Boden stehe und ein Schöpfer und Richter über ihm. Seither

wandelt von den Höhen des Lindenberges bis Wohlen ein grüngekleideter Jäger, so oft in diesen Waldungen Holz gefällt wird; oder er sprengt als Reiter mit gewaltiggroßen sporenklingenden Stiefeln die Holzfrevler in die Flucht. Alsdann reitet er einen Schimmel, schwingt eine feurige Peitsche und speit zugleich Feuer aus dem Munde. Andere behaupten, sein Geist sei mit geistlichen Mitteln und Exorcismen ins berüchtigte Enziloch im Entlebuch verwünscht worden und lasse sich wenigstens in Muri seitdem nicht mehr sehen. Dagegen im Entlebucher Enziloch oder Sentiloch, bei der Blumalpe, sei eine Höhle, deren Eingang stets frisch gekehrt ist, aber auch versperrt durch einen Fels, der an einem Seidenfaden vom Gewölbe herunterhängt. Ein vier Ellen dicker Hag schließt den Platz ein. Die benachbarten Sennen am Napfberge vergessen am Abend nie, den englischen Gruß durch ihren Milchtrichter gegen den Schreckensplatz hin zu rufen, damit ihnen kein Stück der Heerde behext oder versprengt werde. Scheint gleichwohl eines Schaden zu leiden, so schneidet man ihm schnell ein Kreuz ins Bauchfell.

Ueber die verschiedenen Schimmelreiter dieser Sammlung erklärt sich Anmerk. No. 161. 253; über die mehrfach vorkommenden landräuberischen Stiefelreiter, Stiefeli und Stiefelschreiber handelt Anmerk. 213. 489.

---

339. Der Stiefelirüter vom J. 1740.

Wenn die Leute der um das Stift Muri liegenden Gemeinden diesem Kloster Frohndienste zu thun hatten, so stellte sich auch regelmäßig ein Mann bei ihnen ein in sehr hohen gewaltigen Stiefeln, und schlug mit einer Peitsche grausam auf die müden Tauner los. Er hieß Stiefelirüter und soll der Klosterschaffner gewesen sein. Ganze Dörfer brachte er um ihr Gemeindegut. Der Gemeinde Merenschwanden machte er den Besitz des schönen Maiholzes bei Muri streitig, der Gemeinde Müswangen das Recht auf die Waldung Schlatt. Der Stadt Bremgarten spielte er das gleiche Stücklein, und wieder umgekehrt soll er als Bremgartens Advokat die Gemeinde Wohlen um ihren Wald betrogen haben; immer und überall mit Glück. Denn da die Leute unter des Klosters Gerichtsbarkeit gehörten, so fiel der Rechtsspruch nicht blos regelmäßig zu ihrem Nachtheil aus, sondern sie mußten zu ihrem verlornen Gemeindegut auch noch die aufgelaufenen Prozeßkosten bezahlen. So trieb der Schaffner seine Kniffe bis in sein siebenzigstes Jahr fort und muß nun dafür auf den unrecht erworbenen Klostergütern umgehen. Bald reitet er auf einem Schim-

mel im Eichholz und heißt davon Schimmelreiter; bald hopt (ruft) er im Breithau, bald dröhnt die Reußbrücke in Bremgarten unter dem Hufſchlage ſeines Roſſes, daß man es bis zum Kreuzwirth hinein hört. Alsdann holt er ſich in der alten Schaffnerei daſelbſt, die ſonſt zu Muri's Beſitzungen gehörte, einen Gaul aus der Stallung heraus. Ueber die Ringmauer des Kloſters Muri ſprengt er mit ſeinem Roſſe in einem Satze weg, und alle Jahre muß ihm dorten im Kloſterſtalle ein friſcher Gaul bereit ſtehen. Bald zieht er durch den Wald von Bünzen, als ein zaundürrer langer Kerl, dem das Gitmaleins zu den Augen herausſchaut; bald reitet er auf dem Schimmel ins Maiengrün und wird dann in der Gegend von Häggſlingen der Marktſtaller genannt; bald läuft er im Rohrdorfer-Moos herum und heißt dann wegen ſeines Schreiens Hopelirüter.

Die Mönche haben Meſſen für ihn geſtiftet und dadurch den Graus ſeiner Erſcheinung etwas gemildert, auch macht er ſeit einigen Jahren nicht mehr ſo viel Lärm wie früher; doch auch jetzt noch hört man von älteren Leuten Verwünſchungen gegen dieſen Stiefeli ausſtoßen, deren Eltern oder Großeltern ſeine Zeitgenoſſen geweſen und einſt von ihm mißhandelt worden ſein ſollen. Denn man will feſt behaupten, er habe i. J. 1740 noch gelebt. Ja im Kanton St. Gallen ſoll jetzt noch ein Mann leben des Namens Stiefelirüter, und wenn man nur wüßte, ob er wirklich des Kloſtervogtes Sohn oder Enkel iſt, ſo würde man ihn auch nicht mit heiler Haut ſelig werden laſſen.

Wie man hier vom Stiefelreiter zu wiſſen vorgiebt, wann er gelebt und wo noch ſeine Nachkommen heute ſich aufhalten; wie ferner (I., 375) verſichert wird, er ſei ein Schwarzwälder von St. Blaſien Namens Bläſeli geweſen; mit eben ſolcher Beſtimmtheit behauptet auch die Sage vom Kinzhalden-Joggeli (I., 184), derſelbe ſei der Bauer Winter von Kaiſten, und ſein Enkel der gleichnamige Ortspfarrer daſelbſt geweſen und beider Erbhaus ſtehe noch im Dorfe.

---

340. Stiefelreiter am Schongauer-Hof.

Der Stiefelreiter von Muri war nicht blos ein boshaftes und jähzorniges Männchen, er war auch ein Religionsſpötter und Rechtsverdreher. Er ſpeite die Flurkreuze am Wege an und beſchädigte ſogar noch die Landleute, die ſolche friſch errichteten; da ſtahl er ihnen Nachts das Heu, holte im Baumgarten das Obſt aus den Zweigen herunter und hob ihnen die Scheiterbeugen ab. Und weil er beim Abt von Muri im beſten Anſehen ſtand, ſo wagte Niemand ihn zu verklagen, und ſein Unweſen wurde immer größer.

Jenseits Schongau auf Luzerner Grund wohnte eine fromme Person, die in ihren alten Tagen ihr hübsches Bauerngut der Abtei Muri vermachte. Das war dem habsüchtigen Stiefelireiter ganz erwünscht, sogleich ritt er auf jenen Hof hinauf und durchmusterte ihn. Dann trat er ins Haus ein, wo die alte Frau eben bei der Suppe saß, und erklärte ihr, die Besitzung sei für das Kloster nicht sehr von Nutzen, so lange dieselbe noch durch ein kleines dazwischenliegendes Gütchen unterbrochen werde, das nothwendig mit zum ganzen Bauernhofe gehöre; die Frau möge also zum Frommen des Klosters und ihres eignen Seelenheils durch einen Beisatz in ihrem Testamente es verschaffen, daß dieses Gütchen mit in das Erbe des Stiftes falle. Darüber wurde die Frau so aufgebracht, daß sie von ihrer Suppe aufstand und dem Stiefeli mit kurzen Worten die Thüre wies. Denn eben jenes Gütchen, das nur aus ein paar Wiesen und Aeckern bestand, gehörte ihrer Bruderstochter, die hier in einer Strohhütte wohnte, und gerade in der sorgsamen Absicht, diese verlassene Frau in ihrer ärmlichen Hütte auch später noch geschützt zu wissen, hatte die Schongauerin im Testamente das Kloster zum alleinigen Gutsnachbar ihrer Anverwandten gemacht. Der Stiefeli aber wußte sich hierin zu helfen. Er bemächtigte sich der Pergamentrolle, welche die Schongauer-Vergabung enthielt, und da er sich schon frühzeitig mit Erfolg auf die Nachbildung aller möglichen Handschriften verlegt hatte, so setzte er mit glücklich verstellter Hand zwischen Text und Unterschrift des Testamentes jener Schenkung noch die Worte hinzu: „sammt dem Hüttlein und dem Gute, das bis dahin meines Bruders Tochter inne gehabt hat.“ Bald kam es nach dem Tode der Stifterin über die verfälschte Urkunde zum Rechtsstreit, aber der Stiefeli beendigte ihn damit, daß er auf dem strittigen Grundstück den Eid ablegte „so wahr sein Schöpfer und Richter über ihm, so wahr stehe er auf des Klosters Grund und Boden.“ Kaum war der Schwur heraus, so stieß er einen Wehschrei aus und wälzte sich in Todeszuckungen auf dem Wieslandr herum. Als man ihm die Kleider aufknöpfte, sah man, daß es sein falscher Schwur war, der ihm den Hals gebrochen hatte; denn in seiner Kappe fand man Schöpfer und Richter (Löffel und Kamm) versteckt, seine Stiefel aber waren mit Erde aus dem Klostergarten von Muri angefüllt.

Nun ist er zum Landesgespenst geworden, das mit verdrehtem Haupte auf einem Schimmel Nachts auf allen Feld- und Waldwegen umher reitet.

---

341. Der Ring von Halwil.

Der alte Edelmann von Halwil hatte einen einzigen Sohn; er hieß Walther, nannte sich aber nach Christi Jünger Johannes, seit er mit andern Adeligen das Gelübde gethan, das Kreuz zu nehmen, und eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu machen. Obwohl der Greis seinen Stammhalter nicht gerne ziehen sah, so mußte er es doch geschehen lassen; aber zum Wahrzeichen, daß sein Johannes der alleinige Erbe und Nachfolger in der Herrschaft sei, zog er einen Goldring vom Finger und brach ihn vor allen Dienern entzwei. Die eine Hälfte übergab er seinem Beichtvater, der einst das Testament vollstrecken sollte; die andere Hälfte reichte er dem scheidenden Sohne; damit sollte dieser bei der Rückkehr seine Ansprüche männiglich erhärten, unbegründete fremde zurückweisen. Zwanzig Jahre waren indeß vergangen, der Greis war längst gestorben, keine Kunde vom Sohne war je gekommen. Niemand vom ganzen Herrengeschlechte war übrig, als ein habsüchtiger Oheim, das war der reiche Abt des benachbarten Stiftes Muri. Also zog dieser das Schloß an sich und verwandelte es schleunig in ein Kloster. Schon lange hatten sich hier die Mönche an den großen Hechten des Halwiler-Sees gütlich gethan und an dem Edelwilde der Hochwälder am Homberge, da pochte eines Tages ein fremder Ritter an die Klosterpforte. Auf die erste Frage um sein Begehr nannte er sich Halwil. Der erschreckte Pförtner lief nach dem Großkellner, der Großkellner nach allen Patres und Fratres, der ganze Convent endlich nach dem berühmten halben Ring, den ihnen des verstorbenen Grafen Beichtvater zur Urkunde ihres Besitzes ausgeliefert hatte; und hinunter gieng's damit vor das Thor, wo eben der Ritter die andere Hälfte den Betroffenen vor die Augen hielt. Man paßte sie an einander, sie waren wie zusammengegossen. Allein sogleich erschien auch der Prior, triumphierend brachte er noch eine dritte Hälfte jenes Ringes auf der Hand daher getragen. Was für ein Lärm! ruft er; hier ist schon längst unser ganzer Ring, in seinen beiden Hälften, wie ihn unsere Sakristei verwahrt; ein Pilger hat uns diesen hier zu jenem Theile des Grafenringes vor langem gebracht, und zwar aus der Hand des armen Johannes selbst, der im Morgenlande an der Pest gestorben ist, dessen letzter Athemzug uns sein Schloß übergab, damit wir darin für seine Seele beten und ihm Verzeihung der Sünden erwerben. Hinaus mit diesem frechen Betrüger, der die Grabesruhe des Stifters und die Andacht unserer Brüder stört! So sprach der Prior, und die Thore des Klosters fuhren zu. Wie ein Bettler stand der junge Graf draußen vor sei-

nem Erbe. Welches Gesetz hätte sich gegen solche Arglist vorgesehen gehabt, welcher Rechtsspruch solche Schlingen entwirren können! Hier konnte nur das Gottesurtheil entscheiden. Johannes berief die Mönche in die Schranken vor Aarau und entbot ihnen den Zweikampf. In ihrem Namen stellte sich des Klosters Schirmvogt, der Ritter von Rüßegg. Unter dem Geleite des Freien von Mülinen ritt der gerüstete Johannes in die Bahn, der Abt von Kappel besetzte das Gericht. Draußen an der Stadt unter der großen Linde am alten Aarufer (I, 83) vor geschworenen Zeugen und allem Volk geschah der Kampf. Der von Rüßegg wurde vom Pferde gehauen und getödtet, sterbend bekräftigte er seines Gegners Recht. Die erbschleicherischen Mönche mußten ihren Raub fahren lassen, Johannes bezog sein Schloß, noch besitzt es sein Stamm. Dies soll im Jahre 1272 geschehen sein. Zwei Jahrhunderte später rettete sein Enkel die ganze Schweiz durch seinen Sieg in der Schlacht bei Murten.

Hans Rud. Grimm, Buchbinder, Trompeter und Flachmaler zu Burgdorf: Schweitzer-Cronica, neugedruckt Basel 1786, pag. 212. — Alpenrosen, Jahrgänge 1815, 71; 1821, 329. — Oelhafen, Aarauer-Chronik 9.

R. Wyß, Schweiz. Idyll. 2, 302 erzählt Aehnliches von dem Ritter Wernhart von Strättlingen am Thuner-See; er wird in einem Stücke seines ihm gestohlenen Mantels vom Teufel aus Lamparten heimgeführt, um da gegen den fremden Freier die Ringprobe zu bestehen. Dies und unsere Sage bedarf keiner Erklärung aus der Landesgeschichte, es ist beides ein Nachklang der Sage vom heimkehrenden Hildebrand, der sich seinem Weibe Uote auf dieselbe Weise, wie der Strättlinger dem seinigen, und der Hallwiler den Muri-Mönchen, zu erkennen giebt mittelst der Ringprobe. Uhland, Volksl. No. 132. Viele hier einschlägige Sagen hat Menzel, Odin pag. 94 f. zusammengestellt; ebenso Müller-Schambach, ndsächs. Sag. in der dorten angehängten Abhandl. 2: „Die Fahrt in den Osten." Dieser Mythus ist ein frühes Gemeingut gewesen und hat bei den meisten deutschen Stämmen seine besondere Färbung angenommen; er findet sich bei den Gothen, Schweden, Bayern, Franken, Niedersachsen, Hessen; so auch in der Normandie und Italien, wohin er durch Gothen und Langobarden gebracht worden sein kann. Er knüpfte sich an die Volkshelden Hildebrand, Dietrich-Sibich und Möringer an, später an die bedeutsameren Stammkönige, an Karl d. Gr. und Heinrich d. Löwen, und giebt so den Nachweis, wie und daß das Volk den Inhalt seiner politischen Geschichte dann am ehesten behält, wenn es dieselbe mit altreligiösen Ideen in Verbindung zu bringen vermag. Die hier zu Grunde liegende Mythe hatte sich übrigens schon in der alten Sitte verkörpert gehabt. Fredegar, cap. 11 erzählt, wie Childerich, König Merovechs Sohn, aus dem Reiche vertrieben, mit seinem Diener Wiomad ein Goldstück bricht zum Zeichen steter Treue, dann nach Byzanz flieht, dorten durch die ihm zugeschickte Hälfte des Goldguldens zur Rückkehr gemahnt wird und von seinem Reiche glück-

lich wieder Besitz ergreift. Gregor. v. Tours, deutsch v. Giesebrecht 2, 271. Neuere Ausgrabungen haben vielfach auf solche Ringstücke geführt, die als Zeichen unverbrüchlicher Treue einst mit dem Geliebten gebrochen, ja wie der Augenschein beweist, entzwei geschnitten, und so ins Grab mitgenommen wurden zum Zeichen, daß die Liebe über den Tod hinaus daure.

342. Schimmelreiter in Gättibuch bei Linn.

Wer von dem Dörfchen Linn am Bötzberge südwestlich sich wendet gegen die aufsteigenden Höhen, der kommt an einen Wald, der recht eigentlich in seiner Mitte eine lustige Wiese hat. Der schöne Wald war ein uraltes Eigenthum der Linner, aber ihre Urkunden darüber waren längst verloren oder in der Gemeindekiste verfault. Nun hatten die Thalheimer, die jenseits des Berges wohnen, ihr Auge ebenfalls auf dieses Besitzthum geworfen, und wie man sie jetzt noch Hegel und Wetzer heißt, so hieben sie sich da nun ungefragt ihr Holz und frevelten so frech, daß man sie in Thalheim beim Vogte anklagte. Da aber hieß es nun gar: der Wald ist der Thalheimer. Die Linner aber ließen es nun auf einen Landtag ankommen und der Vogt sollte entscheiden. Mitten im Walde auf der schönen Wiese versammeln sich beide Gemeinden; wer unten nicht Platz findet, steigt auf die Bäume, die Aeste wimmeln und schwanken von Zuschauern. Plötzlich wird's stille, es bildet sich durch die Menge ein Weg und hoch zu Roß zieht der Landvogt, mit dem Federhut auf dem Haupte, hindurch und auf das Gerüste los, das im Kreise für ihn aufgezimmert ist. Er sitzt ab, aber die Bühne besteigt er nicht, damit man den Schwur ja nicht mißdeute, den er jetzt sprechen soll. Nun erhebt er die Hand und streckt drei Finger auf, alles zieht den Hut, nur er bleibt bedeckten Hauptes und spricht: „Bürger von Linn und Thalheim, höret! So wahr ich meinen Schöpfer und Richter über mir habe, so wahr stehe ich hier auf dem meinen und der Thalheimer Grund und Boden!“ Sogleich verließen alle Linner in höchster Entrüstung die Gerichtsstätte; aber schon am nächsten Morgen kam die Nachricht, es sei der meineidige Vogt auf dem Heimritte vom Blitz erschlagen worden. Als seine Getreuen ihm beistehen wollten, fanden sie in seinen Stulpstiefeln Erde, die er nach dem Wortlaute seines Eidschwures im Thalheimer-Schloßgarten drein gefüllt hatte, und unter dem Federhute stak Kamm und Schöpflöffel, die man Richter und Schöpfer nennt. Seitdem spukt es in dem freundlichen Walde, der Landvogt durchreitet ihn Nachts und ruft nach allen Seiten ein wildes Hohoy!

Aehnliches erzählt man in Linn über den Wald Gättibuch, der an der Grenze des Linner Gemeindewaldes liegt, mit in die Dorfgemarkung gehört hat, seit langem aber das Eigenthum des Dorfes Schinznach ist. Der Landvogt von Castein, der aus seinem Schinznacher Schloßgarten Erde in den Stiefeln mittrug, unter der Alongenperücke aber seines Sennknechtes Kamm (Richter) und Kelle (Schöpfer), leistete für die reichen Schinznacher den falschen Eid. Seither reitet er o[illegible]lich in der Frist des Landtages durchs Gättibuch; sein Pferd ist [illegible] das mit ihm laufende Hündchen schneeweiß, in gebrochenen Worten stößt er seine falsche Schwurformel unaufhörlich aus. Weil man aber nun nicht mehr an diese Erscheinung glaubt und sie nur auf die Einbildung derjenigen schiebt, welche zu viel trinken, so sagt man dort mit einem Scherzsprüchlein:

Im Gättibuch isch nid gar schön,
Es hed so schwarze Buschli;
Mandli, wenn d' is Wirthshüs gohst,
So bring mer nu kes Rueschli!

---

343. Der Schimmelreiter von Homburg.

Als der Feind einst von dem Frickthaler-Dorfe Schupfart aus gegen das Schloß Homburg anrückte, auf dem gleichnamigen Jurabergе bei Wittnau gelegen, nahm er alle Bauern, die er auf seinem Wege traf, gefangen und stand also unangemeldet plötzlich vor der überraschten Burg. Der Schloßherr sah sich außer Stand, die Vertheidigung zu wagen, aber auch an ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, denn bereits war jeder geheime Ausweg von der Uebermacht umzingelt. Hierauf versammelte er seine Leute und erklärte ihnen, er wolle sein Leben für sie alle einsetzen, und nur so lange, bis dieses geschehen, möchten sie die Burg noch zu halten suchen; werde er darüber zu Grunde gehen, so stehe es bei ihnen, dem Feinde unverweilt das Thor zu öffnen. Er bestieg seinen schneeweißen Schimmel und that folgendes Gelübde. Auf derselben Stelle, die er im Sprunge mit seinem Roß erreiche, wolle er eine Kapelle bauen und ihr so viel an Ewiggeldern vergaben, daß sie bis auf fernste Zeiten zum Angedenken seiner eignen Rettung erhalten bleiben solle. Alsdann ritt er bis auf den Rand des Walles hinaus, unter welchem der Homberg in einer ununterbrochenen Steile abfällt bis an die Sohle des Wittnauerthales. Hier setzte er über den jähen Berg und durch den Hochwald hinab, und erst auf einem Hügel in den Feldern ober-

halb Wittnau faßte sein Schimmel wieder Fuß. Alsbald sammelte er die Bauern um sich, fiel dem Feind listig in den Rücken und befreite Burg und Mannschaft. Auf dem Platze, auf dem er gerettet mit seinem Rosse gehalten hatte, ist dann die versprochene Kapelle errichtet worden. Sie ist heute noch in gutem Stande. Das Altarbild stellt den Ritter auf seinem Schimmel vor. Da aber das Patrocinium der Dorfkirche zu Wittnau in der Ehre des hl. Martinus steht, so erzählen einige Leute, jener Ritter sei der hl. Martinus selber gewesen und in dieser Kapelle sei sein echtes Ebenbild zu sehen.

344. Der Schimmelritter von Liestal.

Der hohe Bergrücken zwischen Arisdorf und Liestal heißt die Scheuerhalde; sie gehört bis gegen Arisdorf hin meistens der Stadt Liestal, und nur ein ganz kleiner Theil davon dem Dorfe. Der Liestaler Schultheiß war Ursache an dieser so ungleichen Waldvertheilung, der mit Hilfe einiger Böswilligen die Nachbargemeinde um ihr Eigenthum zu betrügen wußte. Nun vernimmt man ein Gemurmel in jenem Walde, ähnlich dem Wasserrauschen über Felsenwände oder der gedämpften Sprache vieler versammelter Männer, auch hört man Hunde um die verrückten Grenzsteine bellen und sieht dann dann einen Mann auf weißem Pferde leichenhaft vorüberreiten. Diese Erscheinungen sind bei uns etwas so gewöhnliches, daß man nicht mehr Aufhebens davon macht, als wie wenn man die Feldarbeiten je nach dem Regenwetter einrichten muß. Auf dem Berge aber schätzt man es anders, denn da haben schon Manche geschwollene Glieder nach Hause gebracht, oder sind auf lange krank geworden.

345. Der Müserugeist von Gebistorf.

Wie einst das Kloster Muri und die Gemeinde Bütikon um das Bannholz prozessirten, so die Stadt Baden und das Dorf Gebistorf um die Müseren, einen bedeutenden Wald oberhalb Gebistorf und Birmenstorf. Zur Zeit großer Noth mußte Gebistorf den Forst gegen eine kleine Summe an den Spitalfond von Baden verpfänden. Als aber nach ungefähr sieben Jahren die Gemeinde das Geld zurückstellte, wollte Baden nichts mehr von Rückgabe und Austausch wissen, sondern behauptete, der Wald sei um jenes Geld förmlich der Stadt verkauft worden. Zu allem Unglück für die Gebistorfer war diesen

der Pfandbrief verloren gegangen, doch ließen sie es im Vertrauen auf ihr Recht nun auf einen Eid ankommen, mit welchem die Badener vor dem Landvogt darthun sollten, daß sie den Wald wirklich gekauft. Die Stadt Baden schickte ihren Schultheißen, einen finstern Mann. Er leistete vor dem Landvogt den Eid ab, und Gebistorf verlor den Wald. Von Stund an hatte der Schultheiß ein blasses und verstörtes Aussehen, und als er nach sieben Jahren gestorben war, mußte er jede Mitternacht in einer Chaise im streitiggewesenen Holz herumfahren. Die Birmenstorfer erzählen, daß er einen Schimmel reite, einen weißen Regenschirm offen durch die Luft umschwinge und seinem Rosse „Hüscht umme“ zuschreie. Ein ruchloser Bursche, der aus Uebermuth oft Nachts im Bette aufstand und rief: „Tufel, chumm und nimm mi!“ wurde erst in diesen letzten Jahren noch vom Schimmelreiter arg zugerichtet, als er sich von ihm im Besenreis betreffen ließ. Einem Glashändler von Bünzen, der mit vielen grünen Guttern beladen durch den Wald kam, schlupfte er in eine Flasche und drückte ihn so lästig, daß dieser die ganze Tracht abwerfen mußte. Nun war alle Waare zusammen hin.

Das Archiv der Schweiz 2, No. 422 giebt aus den Regesten der Stadt Baden die Urkunde, wornach der Landvogt Hans Spiller 1584 urkundet, daß Hans Karle, Untervogt zu Gebistorf den Gebistorferwald Urbau dem Schultheißen Klingelfuß zu Handen der Stadt Baden verkauft habe. Der Müserengeist ist ein Moos- und Sumpfgeist; sein Name wiederholt sich in dem des Müselisfräuleins No. 128, 9. Müserengeist nennt man ferner ein Moosgespenst beim Ursprung des durch Hebels Gedicht bekannten Waldwassers Wiese am Feldberg im Breisgau.

Hier folgen diejenigen einzelnen Züge, die in unserer Sagenreihe den Stiefelreiter zum W. Jäger machen. Die Reußbrücke zu Bremgarten dröhnt unter dem nächtlichen Hufschlag seines Rosses, No. 343. — Alle sieben Jahre steht ihm ein Klosterroß frei I, 302. 368. II, 112. — Er tränkt es vertraulich am Brunnen der Bauern I, 301. 176. 177. 198. — Man hört den Sporentritt seiner großen Stulpstiefel, No. 338. — Er trägt einen breiten Federhut, No. 342. — Eine Sichelfeder hinterm Ohre, No. 216. — Er hat sein eignes Schlagwort und heißt darnach Hoppedihop, No. 160; Hopelirüter und Marstaller, No. 343. — Er fährt in einer Chaise durch den Wald, No. 345. — Sein Umzug tönt wie Wasser über Felsen rauschend, oder wie das Reden vieler versammelter Männer, No. 344. I, 217. — Er ist witterungsverkündend und man richtet die Feldarbeit nach seiner Ankunft ein, No. 344. — Er trägt einen offenen weißen Regenschirm, No. 345. — Ein schneeweißes Hündchen läuft hinter seinem schneeweißen Rosse nach, No. 342. 343. — Er hilft den überlasteten Lesholzsammlern die Reiswellen im Walde tragen, No. 214. — Er ladet Heren in Gestalt einer Reiswelle auf den Bauernwagen, bis dieser nicht mehr vom Flecke kann, No. 160. — Als doppelter Fuchs kommt er No. 333. — Sein Händedruck prägt sich glühend ein, seine Augen gleichen glühenden

Kohlen I, 302. — Seine Tabakspfeife glüht, seine Peitsche ist feurig, er selber speit Feuer, No. 338. — Den ihm entgegengebotenen doppelten Hut durchsengt das von ihm hineingeworfene Almosen I, 300. — Er wird in Ketten geschmiedet und liegt in einem Steinbette, das selbst in eisernen Ketten hängt, No. 216. Ebendasselbe in Grimms DS. 1, 295. — Sein Gemach muß unverändert bleiben. I, 302. — Einem Glashändler schlupft er in die Gutteren, No. 345. — Er wird ins Enziloch gebannt, No. 338. — Seine Nachkommen kennt man noch jetzt, No. 343.

Von seiner Stiefeltracht handelt die Anmerkung I, 377 u. II, No. 489. Ferner reden von diesem Rechtssymbol folgende Sagenzüge. Alle sieben Jahre verbraucht der Geist zu Neustadt a. d. Hard in der Pfalz ein paar Bleischuhe und legt seine durchgelaufenen auf dem dortigen Bleifelsen aus. Schöppner, bayr. Sagb. No. 935. Das Wappen von Schwandorf führt neben den Löwen und Rauten der Wittelsbacher zugleich einen schwarzen Stiefel; dies soll daher rühren, daß hier Pfalzgraf Friedrich von Neuburg badenden Mädchen nachschlich und darüber seinen Stiefel im Sumpf verlor. An der Ringmauer des ehemal. Klosters Wechterswinkel im gleichnamigen oberfränkischen Pfarrdorfe, unweit dem sagenberühmten Frickenhauser-See, ist als Wahrzeichen eine verkleinerte Schuhsohle zu sehen. Schöppner, ibid. No. 588. 1023.

346. Der schwarze Pfaff in Wettingen.

Der Brunnenleitung nach, welche vom Berge Lägern ins Kloster Wettingen geht, wandelt eine schwarze Gestalt in Mönchshabit, der schwarze Pfaff genannt. Er trägt einen Bund Schlüssel, mit dem er rasselt und die Begegnenden schreckt. Seine Lieblingsplätze sind das Gewelbe, das den Brunnen über den Bach führt, dann das außer dem Dorfe gelegene Fehrenmätteli und die Großmatte beim Kloster. Man sagt ihm nach, er sei jener Brunnenmeister der Klosterwasserleitung gewesen, der den Landeigenthümern ihre Güter und den Arbeitern ihren Lohn verkürzt hat.

Die Streitigkeiten des habsüchtigen Klosters Wettingen gegen die Gemeinden Wettingen und Würenlos um den Wald Tägerhard ziehen sich durch volle drei Jahrhunderte fort. Rechts-Erkenntnisse in diesen Prozessen stehen: Aargau. Beitr. S. 569.

347. Der trügerische Banntheiler in einen Hund verwünscht.

Die Herren von Trostburg und Liebeck hatten zusammen den ganzen Bann des Thales zu beschreiten und neu unter das dortige Landvolk zu theilen. Statt der alten hundert Banntheile machten sie diesmal nur neunundneunzig; sie wurden dafür vom Landgerichte

um beinahe zehntausend Pfund Berner-Währung gebüßt. Nun zeigt man am Trostburger-Schloßhof noch das sogenannte Hundsloch, eine Felsenspalte, in welcher die in der gespenstischen Schloßkutsche anfahrenden Burgherren wieder zu verschwinden pflegen.

Hund ist hier als allgemeines Zahlwort in der Bedeutung von captura gebraucht und etymologisch auf den Thiernamen übertragen; denn Huntari hieß in unserer Rechtssprache der hundertste Bezirk oder Theil eines Gaues. Grimm, RA. 532. Dies ist weiter besprochen: Anmerk. Taufpathin auf der Wartburg, Abthl. III., No. 117.

348. Der Bowäldler von Wittnau.

Der Gemeindebann der beiden Frickthaler-Ortschaften Wölfliswil und Wittnau stieß von jeher aneinander, es waren aber an manchen Stellen die beiderseitigen Bannmarken schon lange verschwunden. Um dies nach der Weisung der alten Markbeschreibungen, die man jetzt noch besitzt, wieder in Ordnung zu bringen, erschienen eines Tages beide Gemeinden auf der Grenze und setzten gemeinsam die frischen Steine, so nämlich, daß diese einer zum andern in schnurgerader Richtung auf den Kirchthurm von Wittnau hinliefen. Der gegenwärtige Lauf der Marken von Wölfliswil ist aber ein ganz anderer geworden und widerspricht den urkundlichen Bestimmungen durchaus. Daran ist der Bowäldler schuld, ein Mann, der damals Sigrist und Gemeindeammann von Wittnau war. Er grub schon in der folgenden Nacht die neugesetzten Marken zu Gunsten seiner Gemeinde wieder aus und stellte sie so, daß den Wölfliswilern ihr Banntheil um viele Jucharten geschmälert war. Als sie dagegen klagten und einen gerichtlichen „Augenschein" verlangten, fand sich an der Stelle ihres ersten Weissteines bereits ein großer Birnbaum aufgewachsen, den der betrügerische Feind hier eingesetzt hatte, und dadurch war die sichere Richtung für alle folgenden Marksteine unterbrochen. Den Wölfliswilern verblieb die Einbuße, dem trügerischen Ammann aber von da an der Schimpfname Bowäldler. Als darüber sein Gewissen erwachte, fand man ihn einst erhängt an den Stricken der Kirchenuhr. Daher neckt der Wölfliswiler einen ihm begegnenden Wittnauer jetzt noch mit dem Gruße: Hängt der Bowäldler noch am Zeitstein oben? Auch Oerkensünder und Balmerainsünder schilt man sich, weil der Ammann die falsche Markung über jenes Gemeindeland von Wölfliswil hingeführt hat, welches die Oerkenhalde und der Balmenrain ist; und solcherlei Namen führen zwischen beiden Dörfern öfters zu hitzigen Raufereien.

Der Bowäldler muß auf allen dieſen Stellen umgehen. Im Walde begegnet er den Leuten als Jäger, grün gekleidet und mit breitem Hute; dabei iſt ſeine Frechheit noch immer ſo groß, daß er gegen manchen Wölfliswiler ſchon das Gewehr gefällt hat, als wollte er ihn erſchießen. Ruft man hop-hop! in den Wald hinauf, ſo iſt er oft plötzlich zur Hand und ſchleppt den vermeſſenen Schreier in den Oerlenbach.

349. Der blutende Knochen bei Baden.

Nicht weit von Baden liegt an der Mellinger-Straße eine Sägmühle; zwiſchen ihr und dem nächſten Berghange iſt die Wieſe mit den zwei ſonderbaren Grasringen, die ineinander liegen und zwiſchen denen das Gras immer größer und grüner ſteht, als innerhalb und außerhalb. Ein mürriſcher Knecht pflügte hier einſt und warf nach dem heimatloſen Knaben mit einer Erdſcholle, der ihm vorne die Stiere nicht gut genug lenken konnte. Gegen Vermuthen ſank der Knabe augenblicklich auf den Wurf zuſammen und blieb todt. Der Knecht vergrub ihn da und konnte daheim das Ausbleiben des Jungen glaubhaft genug darſtellen. Letzterer galt als entlaufen und wurde vergeſſen. Manches Jahr hernach ſchnitt der Knecht auf demſelben Felde Garben. Die Rede der Arbeiter war auf das Sprichwort gerathen, nichts ſei ſo fein geſponnen, was nicht endlich an die Sonne komme. Der Knecht wollte von deſſen Zutreffen nichts glauben und meinte, es möge wohl auch auf dieſer Wieſe ſchon manches geſchehen ſein, was die Sonne noch nicht an den Tag gebracht habe. In ſolchen Reden ſchnitt er mit der Sichel tiefer in den Boden und traf einen daliegenden mürben Knochen. Augenblicklich fieng dieſer zu bluten an. Vergebens wiſchte er die Sichel ab, deckte den Knochen mit Erde und gab vor, ſich ſelbſt geſchnitten zu haben. Aus dem morſchen Knöchlein hervor brach vor aller Augen ſo vieles Blut, daß der Burſche endlich ſelbſt ſeine Mordthat bekannte, die er hier vor langem verübt hatte, und dem Richter übergeben wurde. Man ließ ihn enthaupten und auf dieſem Ackerfelde verſcharren. — Das Gleiche erzählt man im Frickthale als eine im Dorfe Wölfliswil vorgekommene Begebenheit.

350. Der ausgebrochne Knochen vor Gericht.

Einſt wurde zwiſchen den Dörfern Gontenſchwil und Zetzwil ein todter Mann auf der Straße gefunden, der alle Spuren eines ge-

Univ Bibl. München

waltſam erlittenen Todes an ſich trug. Als man dem vergebens nachgeforſcht hatte, kam man auf den Einfall, der Leiche einen Knochen auszubrechen, und ihn an den Zug der Schloßglocke zu Lenzburg zu hängen, wo Jeder läuten mußte, der beim Landvogt Recht oder Almoſen ſuchte. Lange Jahre war der Knochen zwecklos ſo angebunden geweſen, als einmal ein bettelnder Greis die Schelle zog und plötzlich darüber mit Blut beſpritzt war. Er wurde verhaftet und geſtand, in ſeiner Jugend jenen Mann angefallen und ermordet zu haben.

Franciſci Schaubühne 1669 führt 656 aus Laſſenii bürgerl. Tiſchreden eine dem Chyträus nacherzählte Begebenheit an, man habe in Holſtein einer vorgefundenen Leiche, die niemand erkannte, die Hand abgeſchnitten und dieſe ans Gefängniß zu Itzehöe gehangen. Nach zehen Jahren fieng die verdorrte Hand bei Annäherung eines da eingeführten Diebes an zu bluten.

---

351. Der Züriheiri von Zurzach.

Vor manchem Jahrhundert kam einmal ein armer Knabe aus dem Zürcherlande her nach Zurzach gelaufen und bettelte vor dem Wirthshauſe zum Ochſen. Dem Wirth gefiel der Knabe und er nahm ihn probeweiſe als Stallbuben an. Da nannte man ihn den Züriheiri, wie man auswärts jeden Zürichbieter ſchlechtweg zu nennen pflegt. Er ließ ſich gut an, wurde allmählich Hausknecht, verdiente ſich bei der großen Einkehr, welche die Zurzacher-Meſſen damals mit ſich brachten, viel Geld und konnte ſich endlich aus ſeinem Erſparten ein Haus kaufen und die Handelſchaft beginnen. Allein von nun an verſchlang die Habſucht in ihm alle ſonſtigen Neigungen, mit Ausnahme einer einzigen; dieſe beſtand in der getreuen Freundſchaft zum Sohne des Ochſenwirthes, mit dem er aufgewachſen war. Und auch dann noch, als dieſer endlich Bürgermeiſter im Orte geworden war, hörte dieſes Bündniß nicht auf; aber es ſollte bald auf eine ſehr harte Probe geſetzt werden. Der Züriheiri, der nicht blos in Handel und Wandel ſeiner Habſucht nachlebte, ſondern auch in ſeinem häuslichen Weſen aufs allergeizigſte ſparte, ſah mit tiefem Aerger, wie alljährlich jedem geringſten Ortsbürger Zurzachs das Gabenholz unentgeltlich aus den Gemeindewaldungen verabreicht wurde und wie nur er, der Ortsfremde und Ausbürger, leer dabei ausgehen mußte. Schon aus Trotz mochte er dann dem Nachbar das Holz nicht abkaufen. Er ſtahl ſich's alſo bei Nacht und ſchlug es herkömmlich in jenem

Theile des Zurzacherbannes, welcher Grüt heißt. Der Schaden war schon lange bemerkt worden, der Bannwart wurde zu schärferer Aufsicht angehalten. Allein die faulen Wächter mochten nicht Nächte lang im Walde lauern; da sie aber an jener Stelle des Grüt, wo der Züriheiri seine Stauden zu hauen fortfuhr, ein beständiges Knistern und Brechen der Zweige hörten, so war es ihnen sehr bequem das Märchen zu ersinnen und selbst dran zu glauben, es hause hier im Grüt ein Geist. Wenn dann der Holzfrevler mit seiner Last Reiswellen schnaufend und keuchend auf dem nächtlichen Schlichwege an ihnen vorbeikam, konnten ihn die lahmen Leute freilich nicht sehen, aber je deutlicher sie ihn schnaufen hörten, um so mehr verbreitete sich diese Spukgeschichte. Da hatte nun einmal der Bürgermeister, jener Sohn des alten Ochsenwirthes, spät Nachts vom Dorfe Tegerfelden nach Zurzach heimzugehen, und sein Weg führte ihn durchs Grüt. Hier war der Holzfrevler wiederum daran, beim hellen Mondschein seine Reiswellen zu hauen und zu binden; aber sein Schnaufen und Husten, das Knicken und Knistern der Aeste hielt den Bürgermeister nicht zurück, er trat ins Dickicht hinein und erkannte auf den ersten Blick seinen Freund. Wart, Züriheiri, sprach er entrüstet, der Rath wird dich lehren! und damit wollte er seines Weges weiter. Aber der Ertappte griff blindlings nach seinem Hag-Gertel (Faschinenmesser), rannte dem Bürgermeister nach und hieb ihm die krumme Spitze ins Genick. Der Getroffene konnte nur noch sagen, o wie übel hast du gethan, ich hätte dich nicht verzeigt! dann starb er. Darüber erwachte im Mörder alle Liebe plötzlich wieder; er warf den blutigen Gertel weit weg, stürzte sich heulend nieder, wälzte sich auf der Erde und wollte verzweifeln. Dann aber kam die Angst über ihn, er zog die Leiche ins Gebüsch und vergrub sie unter dem Laub, dann entfloh er. Auf Umwegen erreichte er noch bei Nacht sein Haus und hielt sich seitdem eingeschlossen. Allein die Leiche war bald aufgefunden nebst dem blutigen Gertel in ihrer Nähe, und diesen erkannten Alle sogleich als den des Züriheiri. Vergebens waren nun alle Schwüre und Eide, zu denen der Angeschuldigte sich vor dem Blutgerichte erbot; der Richter zog eine schwarze Decke von der Tafel und befahl ihm seine drei Schwörfinger in die Wunde des Leichnams zu legen, der hier plötzlich enthüllt war. Mit wankenden Knieen versuchte es der Angeschuldigte, da sprang ihm aus der Leiche ein Blutstrahl ins Gesicht und bedeckte ihn so lange, bis man ihn von dem Ermordeten hinweggebracht hatte. Der Allwissende hat gerichtet! riefen die Richter, und der Ueberwiesene sprach, ja, das hat er. Auf derselben Stelle des Grüt, wo die That geschah, erlitt er dann

den Tod und wurde verscharrt. Noch jetzt sehen ihn dorten die Holzhauer auf Reiswellen reiten.

Das Bahrgericht hat in unsern Gegenden bis auf neuere Zeiten in Kraft bestanden. Den luzernischen Rechtsfall v. J. 1503 aus Valer. Anshelms Chronik 3, 254 hat bereits Grimm bemerkt. Des Freienämter Recht besagt: beschicht ein Totschlag, da sol ein Richter von dem totten Lichnam denne zemal ein Wortzeichen nemen, in dem er tod vnd leben was; dasselb Wortzeichen sol man fürren zu den zweien Lantgerichten, vnd mag man denne darab richten vnd klagen in all wiß vnd maß, als ob der tod lichname zegegen were vnd stunde. Aargau. Beitr. pag. 99. Der Ritter von Eptingen legt dem Sissacher Landgerichte das Wahrzeichen seines erschossenen Knechtes vor, welches am nächsten Orte bei der Wunde ausgeschnitten war. Lenggenhager, Burgen in Baselland, 322. Von der Glarner-Sandalp erzählt Schott, Alpenrosen 1838, 131, wie dem Sennen, der auf der Alp den Knaben getödtet und in die Linth gestürzt hat, beim Wasserschöpfen ein Knöchlein in den Hut schwimmt und ihn alsdann gänzlich überblutet. Eine ähnliche Sage ist der Mord bei Ingenbol, berichtet v. Reithard, Sag. aus d. Schweiz, 260. In der Grafschaft Kempten war zur Fasnacht 1510 ein Todschlag begangen worden und man stellte deshalb zwei der That Verdächtige vors „Landgericht". Sie mußten weiße Wolle zwischen die Finger nehmen und diese in die Wunden des Erschlagenen legen. Bei dem einen der Bargwöhnten blieb die Wolle unverändert, bei dem andern fieng sie an „zu schweißen." Er wurde sogleich neben dem Gerichtsstuhle enthauptet. Haggenmüller, Gesch. v. Kempten 1, 579. Vom „Schweißen der Leiche" ist auch die Rede in Simrocks VolksL. No. 80, Der Tod fieng an zu schweißen: Ist das nicht ein Wunderzeichen!

---

352. Die Fährenthaler-Brüder, bei Leuggern.

Das Fährenthal bei Leuggern war vormals ein einziger Bauernhof, dessen Landbesitz von Mandach und Hettenschwil bis Leuggern und da weg der Straße nach bis Böttstein reichte. Ein reicher Bauer hinterließ dieses große Gut seinen beiden Söhnen. Da aber diese sich nicht mochten, so theilten sie; der eine übernahm den Oberhof, den man jetzt Schlatt heißt, und der andere den Unterhof, der seitdem, daß die Aare dort ihren Lauf geändert und Ackerland angeschwemmt hat, wo sonst die Schiffer (Fehren) wohnten und die Leute über den Strom zu setzen hatten, den Namen Fährenthal bekommen hat. Aber auch dies hob den Zwist der Brüder nicht. Der Aeltere, dessen neidisches Herz es nicht ertrug, daß seine Aecker an des Bruders Land stießen, betraf ihn einstens an der Gutsgrenze beim Hardwalde, erschlug ihn und verscharrte ihn im Gehölze, da wo jetzt das Hinterbänkli liegt. Die Gegend war damals noch gering bevölkert, so erfuhr denn niemand das Schicksal des armen Bruders, und der ältere

war nun Alleinbeſitzer. Er verheiratete ſich und lebte bis in ſeine alten Tage, wie es ſchien, ziemlich glücklich. Da pflügt er einmal mit ſeinem Knechte in der Nähe jenes Platzes, und beide ſitzen eben am Pfluge, um zu ruhen und ihr Morgenbrod zu verzehren, als der Haushund aus dem Walde geſprungen kommt, einen Todtenſchädel geſchleppt bringt und den dem Bauern in die Schoos fallen läßt. Dieſer ſtieß den Schädel von ſich, doch augenblicklich war nun ſeine Hand ganz mit Blut überſpritzt. Erſchrocken und zitternd an allen Gliedern wußte er ſich nicht mehr zu faſſen, er geſtand dem Knechte ſeine Unthat, zeigte ihm den Ort, wo der Bruder verſcharrt lag, und bat, daß er die Leiche ausgraben und in der Stille nach Leuggern auf den Kirchhof ſchaffen möchte. Der Knecht gelobte ihm Stillſchweigen und beerdigte dann die Reſte des Leichnams verſprochener Maßen nach chriſtlicher Weiſe.

So lange nun der Uebelthäter ſchon geſtorben iſt, ſo hat er doch noch keine Ruhe. Man zeigt in Fährenthal ein altes baufälliges Haus, das ſein Wohnſitz geweſen iſt, und das er als ſchwarze Geſtalt noch immer umwandeln muß. Bei mondhellen Nächten geht er dann mit einer Hacke hinaus auf die berüchtigte Wieſe — ſie iſt kennbar an ihrem breiten Graben und liegt an der Straße nach Leuggern zu. Hier gräbt er ſtöhnend ein Loch auf, fällt hinein und dann deckt die Erde ſich über ihn her.

---

353. 's Todtebeindli.

's isch einisch e künig gstorbe; si frau und zweü chind sind no am læbe blibe, es meiteli und es büebli. do hand se einisch dmueter gfrogt, weles von ene dass einisch müess künig werde. do seit se zue-n-ene „liebi chind, gænd jetze zämme i wald usse und suechet das blüemli, wo-n-ech do zeige, und das, wo's von ech zerst findt, das muess einisch künig wärde.“ do sind die zweü zämme gange, und im wald sind se bim sueche e chli ussenand cho, und 's meiteli het 's blüemli z'erst gfunde. do denkts, es well sim brüederli no-n-e chli warte, und lit næbem wald i schatte, nimmt 's blüemli i d'hand und schloft i gotts namen i. der wile chunt 's büebli au a das örtli, aber 's blüemli het er nonig gfunde gha. wo-n-ers do aber im händeli vo sim schwösterli gseh het, so chunt em öbbis schröckeligs z'sinn, „i will mis schwösterli ermorde und em 's blüemli neh, und hei goh mit, und denn wird i künig?“ denkt und tho. er hets tædt und im wald verschar-

ret und hard druber deckt, und kei mönsch het nüt dervo gwüsst. no mengem mengem johr isch e hirtebuebli dert uf der weid gsi mit de schæflene, und findt es todtebeindli am bode vo dem meiteli; do macht er e par löchli dri wie am-c-ne flötli, und blost dri. do het das beindli gar erschröckli trurig afoh singe de ganz gschicht, wie 's meiteli vom brüederli umbracht worden isch: me het mæge de hälle thræne briegge, wemme das lied ghœrt het. do goht einisch, wo das buebli so gflœtet het, e ritter dert verbi: dä het em das flötli abgchauft und isch dermit im land umme zoge, und het an allen orten ûf dem beindli gspilt. einisch het do au die alte künigi dem ritter zueg'lost, und isch ganz trûrig worde, und het der sohn abem thron gstosse und briegget erer læbtig.

Wanderer in der Schweiz, 1835. S. 200. Haupt, Zeitschrift 3, 35. Schwed. und schottische Volkslieder erzählen, wie ein Spielmann aus dem Brustbein einer ersäuften Jungfrau eine Harfe, aus ihren Fingern die Schrauben, aus ihren goldgelben Haaren die Saiten machte und der Harfenschlag die Mörderin tödtete. Ein Grimmisches Kindermärchen No. 28 und 3, 57 läßt aus dem Knochen eines Erschlagenen, und das Lauenburger-Märchen aus dem Grabhellunder eine Hirtenpfeife werden, die den Mord verräth. Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 496. Der Zinnen fünfsaitige Harfe bildet der Gott Wäinämöinen aus dem Haupthaar Kalewas (nach Platens Uebersetzung). Das Dichten und das Werkzeug dazu geht von den Göttern aus. Die Gewalt des Spiels stammt aus dem übernatürlichen Ursprung des Werkzeugs. Grimm, Myth. 860. In König Blaubart (Meiers schwäb. Märch. No. 38) bewegt einer Pfeife Schall alle Wälder und ruft die Brüder zum Beistand heran; auf diesen Ton kommen Soldaten ohne Maß und Zahl zur Hilfe anmarschiert; Zingerle, KM. 2, pag. 142. Mittelst eines Pfeifchens wird die Jungfrau von Tegerfelden herbei berufen. No. 167. Ein Kinderreim in der Liedersibel beginnt:

Reiß ich dir ein Beinchen aus, mache mir ein Pfeifchen draus,
Pfeif ich alle Morgen, hörens alle Gierchen.

Zum Wünschelhut und Wunschsäckel Wuotans gehört das alles erweckende Giallarhorn; dies verjüngt sich hier ins Kinderpfeifchen. Vgl. Oberdeutsches Gebildbrod: Rößlibrod No. 20. Aargau. Kinder-L.: Pfeifenschneiden No. 309.

---

354. Der blutende Christus in Dettingen.

Im zwölfer Kriege (1812) kam ein Lügner in die Hochmühle bei Dettingen und rief: man möge fliehen, der Feind sei schon bei Stilli über die Aare gegangen. Gleich fieng das kreuztragende Chri-

stubild daselbst an, Blut zu schwitzen, und über diesem Mirakel bekannte der Mann seine Lüge und daß er die Ortschaft habe in des Feindes Hand spielen wollen.

355. Der enthauptete Hausvater.

Bei der St. Anna-Kapelle zu Baden stand ehedem ein schlechtes hölzernes Kreuz oberhalb an der Straße, über dessen Herkunft man dies erzählt: Ein armer Familienvater war der Brandstiftung beschuldigt und zum Tode verurtheilt, obschon er auch noch auf der Folter die Unthat beständig in Abrede gestellt hatte. Noch auf dem Richtplatze, da wo nun der Bürgerspital steht, betheuerte er laut seine Unschuld und wie er gleichwohl diesen schmählichen Tod standhaft erleiden wolle, wenn ihm die Richter nur den Trost geben könnten, daß für seine verwaisten Kinder gesorgt werde. Versprecht nur, rief er, sie so viele Jahre zu erhalten, als ich noch Schritte machen werde, wenn mir das Haupt abgeschlagen ist. Man versprach es ihm öffentlich, und gefaßt kniete er zum Tode nieder. Kaum war der Streich geschehen, so erhob sich der Rumpf auf der Richtstätte und lief an dreihundert Schritt weit bis zu dieser Stelle an der Anna-Kapelle; und er wäre wohl noch weiter gekommen, hätte ihn nicht einer aus der Menge hier umgestoßen, aus Grauen und Mitleid. An dem Orte seines Falles hat man jenes Kreuz errichtet. Was man sich von der Todesart seiner Richter sagt, ist schimpflich.

Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 57: im J. 1261 wird das Schloß zu Königsberg von den heidnischen Preußen belagert; der Ordensbruder Gebhard aus Sachsen bricht hervor und haut einem Belagerer in der Verfolgung so rasch den Kopf ab, daß der Enthauptete noch neunundzwanzig Schritte weit lief. Hormayrs Tasch.-B. 1835 nennt dafür den Dietz von Schweinburg, der wegen Reichsfriedensbruch 1337 gefangen mit vieren seiner Knechte enthauptet werden soll. Geköpft durchläuft er die zum Tode aufgestellten Knechte und rettet sie damit. Grimm DS. 2, No. 494. Schöppner, bayr. Sagb. No. 73. Als im J. 1815 in Darmstadt fünf Straßenräuber enthauptet wurden, soll ebenfalls einer sich ohne Kopf aufgerichtet haben, und einige Schritte weit gesprungen sein. Nednagel, Sagenb. S. 374.

356. Der todte Mann im Fußweg.

Es war die Nachmittagsstunde in der Erntezeit, und die Großmutter hatte gerade den Schnittern das Brod zum Abendtrunk in

den Handkorb gepackt, als ein hausierendes Lebkuchenmädchen bei ihr eintrat, und da man ihr nichts abkaufte, um ein Nachtlager bat. Die Hausfrau schlug es ihr nicht ab, hieß sie aber mit heraus aufs Feld kommen zum Gardenlegen. So erreichten sie beide, das Mädchen und die Großmutter den schmalen, ersten Fußsteig, achtsam, kein Gräschen zu beiden Seiten niederzutreten. Die Großmutter bedächtig voran, hie und da eine Frage an das Mädchen richtend, dieses hinterher, höflich antwortend und dienstfertig den Handkorb auf dem Kopfe tragend. Nun wohin denn? dahin geht ja der Weg, sagt die Frau, als sie einmal nach dem Krämermädchen umblickt und gewahrt, wie dieses den Fußweg verlassen hat und weitab über einen Acker will. „Ach! schreit das Mädchen, habt Ihr den Mann nicht gesehen? wie habt Ihr doch über ihn hinschreiten können? Mich hat es vor Grausen auf die Seite gedrückt; dort hinter Euch im Fußwege liegt er wie todt!“ Die Frau sah zurück, rief, Herr Jesus Gott! und besegnete sich, denn sie sah nun wirklich einen Mann im Steige liegen, über den sie eben wie blind hinweg geschritten war. „Den Mann da muß ich wohl kennen“, sprach sie dann gefaßter, „den hat mir mein Großvater oft beschrieben, und gerade so sieht der aus. Wie liegst du jetzt noch hier, du schlechter Mann! Wie er heißt, das darf man nicht aussprechen; aber dort auf dem Acker hat er seinen Nachbar mit der Spatenschaufel erschlagen und ihm das Gut gestohlen, und Niemand hat nur einen Mucks thun dürfen, denn er war Meister im Dorfe. Bewahre uns der Herr vor solchem Gräuel! laß uns gehen, denn es hilft nichts, Erde auf ihn zu werfen.“

So erzählte dasselbe Lebkuchenmädchen nachher in der Nachbarschaft die Begebenheit weiter.

---

357. In Spreuer begraben.

In der Stadt Baden lebte ein reicher Kornhändler, der den armen Leuten seine Waare theuer aufzunöthigen wußte und ihnen während der Hungerszeiten manchen Sack Korns oft zur Hälfte blos mit Spreuer gefüllt verkaufte. Nach seinem Tode begrub man ihn stattlich auf dem Kirchhofe, aber die Erde wollte ihn nicht leiden. Jeden Morgen fand sich das Grab frisch aufgedeckt und der Todtenbaum aus dem Grabe herausgeworfen. Zweimal schon hatte man ihn wieder beerdigt, da erkannte man die vergebliche Bemühung. Auf Anrathen des Pfarrers lud man nun den Sarg auf einen Wagen, und wohin ihn die vorgespannten Stiere ziehen würden, da sollte

die Leiche verscharrt werden. Die Stiere zogen ihn in den entfernten Tannenwald auf der oberen Sommerhalde und blieben dort vor einer Grube stehen, die zu unbekannten Zwecken frisch aufgeworfen war und voll Spreuer lag. Hier hinein stellte man den Sarg und überdeckte ihn mit dem Spreuerhaufen; so ist er weiter nicht mehr zum Vorschein gekommen. Als aber ein Nesselbacher unlängst einmal Nachts vom Markte zu Baden heimgieng und hier die frischgekauften Rinder vorbeitrieb, hörte er einen schneidenden Pfiff aus dem Walde und beim Umsehen gewahrte er eine schwarze Gestalt ohne Kopf.

In Spreuer begraben ist eine Behauptung, die sich aus der früheren Redensart herzuschreiben scheint, einen in Mehl begraben. Mehl bedeutet Staub, Mehlbürste Staubbesen, Mehlgraben Hinrichtungsplatz. Man sprichet: wer von vorhten stirbet, daz der im selber daz erwirbet, daz man in sol in mel begraben. Boner, ed. Benecke, 95. Diese Art der Hinrichtung wird näher bezeichnet No. 395.

---

358. Der alte Joggeligeist in Sarmenstorf.

Als die Franzosen in die Schweiz einfielen und im Freiamte plünderten, kam eine Nonne aus dem Kloster Fahr nach Sarmenstorf zu ihrem Vetter geflüchtet, den man den alten Joggeli hieß. Sie brachte eine große Summe Geldes aus dem Klostervermögen mit, gab es dem Alten in Verwahrung und blieb bei ihm, bis der Krieg wieder ein Ende nahm. Aber da sie nun nach Fahr zurückkehren und das gerettete Klostervermögen mit sich nehmen wollte, läugnete der Vetter geradezu, jemals Geld von ihr in Verwahrung genommen zu haben. Niemand war zugegen gewesen, als Joggeli das Geld behändigt hatte, niemand wußte davon; so konnte man ihm also nichts anhaben, und die Klosterfrau gieng leer in ihren Konvent zurück.

Jetzt lebte der Betrüger hoch und herrlich und ritt, anstatt zu arbeiten, alle Zeit in der Umgegend herum. Den Leuten kam's seltsam genug vor, daß er so schnell reich geworden sein sollte und kurz vorher sich kaum durchzubringen vermocht hatte. Allein sie mußten schweigen.

Plötzlich starb er mitten im Wohlleben. In der zweiten Nacht, da er verschieden war, begann er sein eignes Haus so zu beunruhigen, daß Niemand drinnen ein Auge zuthun konnte. Er schleifte alle Ketten aus der Scheune ins Wohnhaus herüber und schleppte sie Stiegen auf und Stiegen ab. Dann öffnete er die Kammerthüren und warf die Leute gewaltsam aus dem Bette. Kein Dienstbote

wollte nun hier weiter im Hauſe ſein, kein Knecht mehr nur in die Scheune gehen. Denn wenn man bei Nacht auf den Heuboden ſteigen ſollte, ſo löſchte er den Dienſtboten die Laterne aus, und machten ſie ſich nicht ſchnell weg, ſo warf er ſie in die Tenne hinunter. Endlich ließ man einen Kapuziner kommen, um ihn beſchwören zu laſſen. Dabei erſchien der Geiſt in einem langen ſchwarzen Rocke und einem beſonders großen Hut; gar ſeltſame und freche Reden ſoll er mit dem Kapuziner geführt haben. Gleichwohl iſt er zuletzt in einen Eſtrichwinkel hinein beſchworen worden. Nun beſchäftigt er ſich noch damit, das Scheunenthor zur Unzeit zu öffnen und in ſeiner ſchwarzen Geſtalt darunter zu treten.

---

359. Der Wolfgrabengeiſt zu Leidikon.

Leidikon iſt ein kleines Dörfchen, welches zur Fricktaler-Gemeinde Sulz gehört. In der dortigen Mühle diente ein Sohn armer Leute und hielt ſich anfangs ſo fleißig, daß man ihm nach und nach das ganze Hausweſen anvertraute. Darüber erwachte ſeine Habſucht und aus dem treuen Knechte ward ein gefährlicher Dieb. Er verkaufte heimlich vom Werkgeräthe, ſtahl dem Meiſter die Frucht, vergipste den Kunden das Mehl und brachte das Geſchäft in Mißcredit. Der Müller kam in Schulden und wurde endlich um Hab und Gut gepfändet. Nun aber übernahm der Knecht das Anweſen; den einen Theil des Kaufſchillings erlegte er aus ſeinen Erſparniſſen, und den Reſt hoffte er aus dem Vermögen eines Mädchens nachzuzahlen, um das er gerade freite. So wie er das begehrte Weib bekommen hatte, ſann er auf alle möglichen Streiche und Plagen, um ihr das Leben zu verleiden. Sogar ins Bett ſtreute er ihr Erbſen, wenn ſie gerade in den Wochen lag, und Erbſen auf die Stiege, wenn ſie wieder aus dem Wochenbette war, damit ſie ſich todtſtürze. Je eher ſie geſtorben wäre, um ſo ſchneller wäre ihm der Alleinbeſitz ihres Weibergutes zugefallen, das jetzt noch hinter ihrer Verwandtſchaft lag. Gleichwohl überlebte ſie ihn. Denn da er auch jetzt ſeine frühern Betrügereien forttrieb und allen Kunden das Mahlkorn veruntreute, ſo ergieng es ihm wie einſt ſeinem Meiſter, und in kurzer Zeit war die Mühle wieder völlig gemieden. Der Verdruß darüber brachte ihn um.

Die Familie meinte mit ſeinem Tode alles Unfriedens los zu ſein und ſuchte durch Redlichkeit und Fleiß das geſunkene Vertrauen wieder zu gewinnen. Zwei rüſtige Söhne übernahmen das Geſchäft. Aber auch hierin ſah man ſich arg getäuſcht. Denn ſchon in der zweiten Nacht nach des Müllers Tode gewahrte der eine Sohn den Verſtor-

benen, wie derselbe in einer erschrecklichen Gestalt zwischen den Mahlgängen hin und her schwankte. Aber damit war es noch nicht genug. Der Unhold störte und hemmte alle Arbeit durch die boshaftesten Streiche. Manchmal leitete er das Wasser vom Mühlenkennel so schlau und verborgen ab, daß es nicht geringer Zeit und Mühe bedurfte, um es wieder zu fassen und das stockende Werk neu in Gang zu bringen. Nun gieng mit Zustimmung der Familie der eine Sohn nach Muri und holte aus dortigem Stifte einen Benedictiner herbei, der den gefährlichen Geist hinwegschwören sollte. Dieser aber wich nicht, sondern erhob im Gegentheil gegen den bannenden Mönch die beschämendsten Vorwürfe. Man rief daher noch einen zweiten Banner herbei aus dem Kapuzinerkloster zu Laufenburg. Als der Geist vermerkte, daß diesem wirklich Gewalt und Recht zustehe, ihn auszusagen, so begann er eine Unterhandlung. Er versprach zu weichen, dagegen aber verlangte er die Gewähr, seinem Hause alljährlich um einen Mannsschritt sich wieder nähern zu dürfen. Der Kapuziner fand dies nicht ganz verwerflich, beschränkte es aber doch auf einen jährlichen Hahnenschritt. Hierauf wurde er in ein Schoppenglas hineingeschworen, und sein Sohn trug dasselbe in den Wald hinaus; doch fand er es von so besonders großem Gewichte, daß er auf der kurzen Wegstrecke wiederholt niedersitzen und ausruhen mußte. Zwischen der Mühle und der Rheinstraße liegt, von beiden eine gute Viertelstunde ab, der Wolfesgraben mit einer tiefen Höhle, die nur einen ganz kleinen und verborgenen Zugang hat. Dorten hinein versenkte man das Gefäß und verschloß das Höhlenloch mit einer Glasscheibe. Man sagt, von da an habe man in der Höhle bei Tage eine Kerze brennen, den Geist aber in Gestalt einer großen Kröte neben der Oeffnung sitzen sehen. Ein rüstiger Bursche, der in der Nähe des Wolfesgrabens oft das Vieh hütete, glaubte nicht an die bösen Streiche des Unholdes und erkühnte sich, denselben herauszufordern; er trat an die Höhle hin und rief: „G'horst du do inne, wenn du öppis chaist (kannst), so chumm usse! ich nimm's mit dir uf.“ Es erschien zwar nichts und nur ein Aechzen und Stöhnen ließ sich drunten vernehmen; aber der Bursche kam mit einem geschwollenen Kopfe heim und die eklige Verunstaltung ist ihm auch verblieben. Ein alter Mann weiß noch, wie sein eigner Vater einst Nachts beim Mondschein in der Nähe der Höhle pflügte, und wie da der Geist, ein hagerer, schwarz gekleideter Mann, herbeikam und ein paar Furchen weit hinter dem Pfluge drein lief. Zuletzt als er beim Kehren der Pflugochsen stehen blieb und diese gar mit der Hand über den Rücken hinab streichelte, bekam der Vater Angst für seine

Thiere und er begann: „Bist e guete, so red; bist e böse, so schwig!“ Statt der Antwort erhielt er hierauf eine ſolche Ohrfeige, daß er ſeine Kappe am Boden ſuchen mußte. Darüber war der Geiſt verſchwunden.

Nach der Meinung älterer Leute in Leidikon iſt er nun dem Dorfe wieder ziemlich nahe gekommen. Die jetzige Magd in der Mühle behauptet, ſie habe ihn ſchon etliche Male um Mitternacht in Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes im Dorfbache laufen ſehen.

Der Langobarde Paul Diakonus weiß vom Gotte Wodan 1, 8 zu berichten, daß derſelbe im Himmel ein Fenſter hat, durch das er früh Morgens auf die Leute herunter zu ſchauen pflege; Haupt, Zeitſchrift 5, 1. — An die Stelle dieſes Fenſters tritt in den Eddaliedern die Thürbank des Himmels, von der aus die Götter alles zu überſchauen vermögen. Im Kind.-Märchen No. 35 iſt der arme Schneider, da er eines Tages allein gelaſſen iſt im Himmel, auf den Stuhl des Herrn hinauf geſtiegen und ſieht, wie drunten eben ein Waſchweib die Schleier ſtiehlt, die ſie waſchen ſoll. Sogleich wirft er nach ihr den Schemel hinunter und wird nachher dafür vor die Himmelsthüre hinausgejagt. Auch die ſerbiſchen Volkslieder legen Gott ein ſolches Fenſter bei. In tändelnder Weiſe nennt die alemanniſche Mundart den Mond noch das Fenſter Gottes, und von einer über den Mond hinziehenden Wolke pflegt man zu ſagen, Gott mache ſein Fenſter zu. Der Aberglaube behauptet deswegen von dieſem Gottesfenſterchen: Eine Unthat, bei Nacht verübt, hat Gelingen, ſobald währenddem der Mond gerade dreimal durch Wolken fahren muß. In naher Beziehung ſteht nun der Gedanke, Abgeſchiedene, bei Gott Lebende hinter einem ſolchen Fenſter zu wiſſen, Särge mit einem ſolchen zu verſehen, Geiſterwohnungen endlich als gläſerne Wohnhäuſer und Kriſtallſchlöſſer ſich vorzuſtellen. Daher das in unſern Sagen ſo oft vorkommende Bannen des Geiſtes in Guttern, Strohflaſchen, u. ſ. w. Vgl. Anmerk. No. 368. Sneewittchen, Kind.-M. No. 53, wird in einen gläſernen Sarg gelegt und auf den Berg der Zwerge hinausgeſtellt. Thu' dich auf, gläſerner Berg! heißt deshalb die Zauberformel, mit welcher der verzauberte Berg eröffnet werden muß. Im Pentamerone wird die Leiche Schneewittchens (dorten die Küchenmagd, la schiavotella) in ſieben in einander geſteckte Glaskiſten verſchloſſen. Die Glaskiſten wachſen mit dem ſcheintodt darin liegenden Mädchen. Da Snäfridr, die ſchönſte Frau Haralds des Haarſchönen geſtorben war, blieb ſie eben ſo roth, als ſie im Leben geweſen war, und ſo ſaß Harald in Erwartung, ſie werde wieder zum Leben kommen, drei Jahre neben der Leiche. KM. 3, 93. Von der geſchichtlichen Johanna von Aragonien gilt daſſelbe; ſie führt ihres ſchönen Gemahls Leiche lebenslänglich in einem Sarge mit ſich, der ein Fenſter hat. Es mag ſich der Geiſterwagen, welcher der Sage nach durch Städte und Dörfer fährt, ebenſo in jene gläſerne Kutſche verwandelt haben (1, 216, Anmerk.: „Wagen des Wild. Heeres“), deren unſere Sammlung gedenkt. Das modernere Märchen macht jene hilfreichen Geiſter daraus, die ein Zauberer zu ſeinen Dienſten in Kriſtall gebannt oder im Steine des Siegelringes mit ſich führt. Die ältere Sage weiß nur vom Fenſter, das den Zweck hat, aus dem Todtenreiche her eine Aus-

ſicht ins Leben freizugeben und zugleich als Schirmdach die Leiche gegen den unwirthlichen Himmel abzuſchließen. In der Bede, einem Sumpfe bei Halberſtadt (erzählt Kuhn, nordd. Sag. No. 197, 2), ſtört ein Fiſcher die Fiſche auf und ſtößt dabei mit der Stange dem drunten wohnenden Nix unverſehens eine Scheibe ein. Augenblicklich bringt dieſer den ganzen Kreuzſtock herauf und dreht dem Manne den Hals umzudrehen, wenn binnen einer halben Stunde das Fenſter nicht wieder heil iſt. Unſere Jurazwerge, Abthl. V No. 184, 3 bewohnen ein ganzes Dorf von gläſernen Häuſern mit gläſerner Kirche. Wie der Wolfgrabengeiſt als brennende Kerze hinter der Fenſterſcheibe in der Höhle wohnt, ſo ſitzt in Wolfs DSM. No. 12 der blaſſe Mann auf dem Meeresgrunde als blaues Flämmlein unter einem umgeſtülpten Topfe.

---

360. Das Geiſterbett am ſteinernen Tiſch im Bönhard.

In dem einen Eckhauſe der Kronengaſſe zu Aarau ſtarb vor mehr als einem halben Jahrhundert ein verrufener Wucherer. Der Volksglaube ließ den Verhaßten bald umgehen, denn ſeine hinterlaſſenen Papiere gaben genugſamen Beweis, daß er Wittwen und Waiſen bis ans Ende geprellt hatte. Man wollte ihn vom oberſten Stockwerke ins unterſte am Glockendrath herabfahren geſehen haben. Die Landleute, die ſich Sonntags in der Stadt ſammeln, konnten ſtundenlange vor jenem Hauſe ſtehen und es mit heimlichem Grauen anſtarren. Da die Erben keinen Käufer finden konnten, ließen ſie einen Kapuziner von Olten kommen, um das Geſpenſt hinweg zu ſegnen. Es gelang ihm, den Geiſt in die Stadtwaldung zu bannen, die Bönhard heißt. Daſelbſt ſteht ein ſteinerner Tiſch, von deſſen Herkunft man allerlei erzählt. Die Einen behaupten, es habe ihn die helvetiſche Regierung ſetzen laſſen, ſo lange ſie in Aarau reſidirte, um dort im Freien manchmal ein Abendeſſen abzuhalten; wogegen die ältere Volksmeinung in ihm den Verſammlungsort der Heren, Beſenreiterinnen und Teufelsſchweſtern ſieht, die hier um Mitternacht zechen und tanzen. Dahin bannte der Kapuziner den Geiſt des Wucherers. Bald aber ſah ihn ein Holzhauer dorten am Tiſche in Geld wühlen und dazu jammern, daß ſich einem das Herz hätte umkehren mögen. Nun waren die Verwandten neuerdings in der Leute Gerede. Da wurde auf des Kapuziners Rath eine Matratze Nachts hinausgetragen und ins Waldgebüſche gelegt, damit der Geiſt ruhiger werde. Nicht lange, ſo kam ein armes Bäuerlein von Suhr dieſes Weges, ſah zufällig die Matratze und lud ſie vergnügt auf; aber ſie wurde ihm um ſo ſchwerer, je weiter er ſie trug, von einem innern Gefühle getrieben, ſchleppte er ſie bald wieder auf die alte Stelle zurück und machte ſich

davon. Indessen hatte das unbewohnte Haus in der Stadt ein fremder Goldschmied um einen Spottpreis gekauft, und soll bei Umgrabung des Kellers eine bedeutende Geldsumme gefunden haben. Von der Zeit an sei es im Hause völlig ruhig gewesen. Die Verwandten sollen zwar des angeblichen Fundes im Keller wegen noch nachträgliche Forderungen an den neuen Besitzer gestellt haben; man legt diesem aber die Antwort in den Mund: Er habe die Hölle sammt dem Teufel gekauft.

Ziemlich Aehnliches erzählt man sich von einem Hause in Zofingen, welches sonst das Seelmatter'sche geheißen wurde.

Das Bettkissen, in welches der Würzburger Weinhändler gebannt und damit ins Feld hinaus getragen worden, verscheuchte der Bäuerin in ähnlicher Weise den Schlaf, als sie es in ihr Ehebett mit heim genommen hatte. Schöppner, bayr. Sagb. No. 723. Mone, Anz. 38, S. 364: Der Geist des Ammanns wird in einem Kohlensacke in den Wald getragen und spukt sogleich wieder im Amthause, als er das ausbedungene Bett nicht erhalten. Als man ihm dann eines brachte, hob es ein Bauer auf und zog sich damit den Geist für immer ins Haus. Einbett am Petersbrunnen hieß die kleine Zelle bei Leutstetten, worin St. Ainpet, Gwerbet und Firbet ein beschauliches Leben führten. Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 370 und 374. Die heidnischen Ausdrücke goth. biuds, abd. piot = Tisch, und goth. badi, abd. petti = Altar, führen zugleich auf unsere alten Localnamen Brunhildebette. Lang, Regest. 1, 225. 239 (Anno 1160) ad altare s. Kiliani, quod vulgo lectus dicitur.

---

361. Der Günnä zu Brugg.

In der Vorstadt zu Brugg liegt unten bei den Ziegelhütten ein kleines Haus hinten in einem Hofe, das einer fremden, im Auslande lebenden Herrschaft gehört. Es wird von einer Magd in Stand gehalten, die in einem Nebengebäude wohnt, alle Läden sind und bleiben geschlossen. Gleichwohl schaut hier zu einem bestimmten Fenster seit undenklichen Zeiten immer derselbe Mann herunter, so oft sich die Witterung ändern will. Er trägt dabei einen grauen Hut auf dem Kopfe. Dies ist der Günnä, von dem man nichts anderes weiß, als daß er ein Einwanderer gewesen ist, der sich hier angekauft und vielerlei Ungerechtes begangen haben soll. Alle Morgen muß ihm von der Magd, welcher er indessen niemals begegnet, das Bette frisch gemacht werden; dafür findet sie jedesmal drei Batzen nebenan auf dem Nachttischlein liegen. Es ist nunmehr jener Termin bald aus, bis auf welchen ihn die Kapuziner in sein Wohnhaus geschworen haben.

(Gleiches gilt von dem hl. Alexander, dem Standbilde in der Münsterkirche zu Einbeck. Schambach-Müller, nds. Sag. No. 34.)

---

362. Die Mutter auf dem Schweinekoben.

Die Müllerin von Wohlen gab ihren Ferkeln Weißbrod zu fressen und Milch zu saufen, ließ aber die Armen hungrig von der Mühle gehen. Dafür sah man sie gleich nach ihrem Tode am Dache jenes hölzernen Stockhäuschens herumsitzen, worin unten der Schweinekoben ist. Die Verwandten wendeten sich darüber an den Pfarrer. Dieser rieth, man solle die Müllerin anreden und befragen, was für ihre Ruhe zu thun sei, jedoch nur unter dem Vorbehalt, daß man dabei das erste und letzte Wort des Gespräches frei habe, denn außerdem liefe man Gefahr, vom Geiste todt geredet zu werden. Dies geschah, die Müllerin erzählte ihre Missethat und nannte auch die Mittel, durch die sie des Herumwandelns los werden könnte. Allein sie verlangte zu diesem Zwecke eine solche Unzahl von Seelmessen, die man lesen lassen, und eine solche Last von Weizen, den man malterweise an die Armen vertheilen sollte, daß es den Erben bange wurde um ihr eignes Vermögen. Man gab also den Armen nichts und ließ bis auf weiteres die Mutter draußen auf dem Schweinekoben sitzen. Dies that sie dreißig Nächte lang, denn so weit reicht die Frist „der Folge", in der man für Abgeschiedene kirchlich beten läßt. Dann mußte sie dorten auf immer verschwinden und ist auch sonst nirgends weiter gesehen worden.

Dem erlösten Kalbe, das der Bauer mit heim in den Stall genommen hat, muß er einen eignen Koben machen lassen, worinnen es jetzt noch ist. Mone, Anzeig. 1838. Einem reichen Bürger aus Dettweiler muß man nach seinem Tode einen neuen Koben machen lassen, und darin schlürft und schmatzt er. Stöber, elsäß. Sag. No. 196. Vgl. Abthl. III, pag. 93, Ferkel der W. Jagd. Die Edelfrau von Lauterburg giebt einer alten Bettelfrau, die mit Feuersteinen hausieren geht, statt des verlangten Stücklein Brodes, noch einen Feuerstein zu den übrigen. Tags darauf ist die Edelfrau todt, die Schweinemagd aber findet im Stalle bei den Schweinen noch eines, groß und schwarz, das den Uebrigen alles wegfrißt. Noch jetzt läuft dasselbe im Walde um. Fr. Mihm, koburg. Sag. pag. 77. Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel fraß aus einem Silbertroge, aus dem die Domglocke zu Halberstadt gegossen worden ist; sie selbst mit dem Rüssel ist an der Dübecker Klosterkirche in Stein ausgehauen. Pröhle, unterharz. Sag. No. 224. Vgl. die in Anmerk. No. 81 gegebenen Nachweise über das mit der W. Jagd und dem Teufel erscheinende Schwein.

---

363. Fritze Böhni in Möhlin.

Mitten im Dorfe Möhlin ſteht ein Haus nach alter Bauart, von dem man glaubt, daß es noch von den Heiden herſtamme. Man hat es deshalb auch das Heidenhaus geheißen. Kapuziner haben hier einſt einen erhängten Geizhals herausgeſchleppt und in ſeiner Gelderuhe in dem benachbarten Tannenwald am Rhein verſcharrt. Man erzählt dies alſo.

In einer langdauernden Hungersnoth hatte der Wucherer Böhni zu Möhlin faſt allein noch Vorräthe auf ſeinen Kornſchütten; deren beſaß er aber viele, ja er ſoll fünferlei ſeiner Scheunen von ſeinem Wohnhauſe aus damals haben überzählen können. Alle Nachbarn wendeten ſich in ihrem Mangel an ihn; allein bei ihm galt jetzt ein Laib Brod ein Viertel Land, und unbarmherzig beſtand er ſo lange auf dieſem Preiſe, bis er die Landſtücke zuſammen beſaß, die ſich ſchön eben vom Dorfe weg bis zum großen Tannenwalde am linken Rheinufer erſtrecken. Noch ſtehen in Möhlin und in Ryburg ſieben ſeiner aus ſolchem Gewinn damals gebauten Häuſer, an ihren ſtaffelförmig aufgemauerten Feuergiebeln unterſcheidet man ſie gleich unter den übrigen. Im ſchönſten, das zu Ryburg iſt, hielt er ſelber Haus, und von dorten aus konnte er ſeinen großen Tannenwald beſuchen, ohne nur einen Fuß auf das Eigenthum eines Andern ſetzen zu müßen. Daſelbſt iſt er von einem Jäger, den niemand kannte, hinter dem Ofen erwürgt worden. Der Blutfleck an der Wand läßt ſich nicht verweißen und nicht vermauern, und der jetzige Hausbeſitzer, Stocker Uerech genannt, ſoll deshalb dies Zimmer verſchloſſen halten und das Mirakel nicht herzeigen.

Kaum war Böhni beerdigt, ſo ſah man, wie er wieder oben am Fenſter ſaß mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, nach Gewohnheit ſeine weiten Güter überblickend. Man traf alſo Anſtalten, den Ungebetenen zu entfernen. Kapuziner mußten ihn hinter jenem Ofen in eine Maßflaſche hinein ſegnen. Sie trugen ihn ſo in den Spitzengraben, bei einem Abhange jenes Bergrückens, der ſich links an der Straße von Mumpf nach Möhlin hinzieht. Da es ihm aber verſtattet werden mußte, alle hundert Jahre ſeinen Bann um einen Hahnenſchritt verkürzen zu dürfen, ſo hat er in der langen Zeit, die ſeither verfloſſen iſt, ſich allenthalben wieder gezeigt, ſo daß man ihn ſchon in mehrern ſeiner Wohnhäuſer und in jeder erdenklichen Thiergeſtalt wieder getroffen hat. Im Dorfe ſelbſt fürchtet man ſich nicht vor ihm und ſchiebt es noch auf manches hundert Jahre hinaus, bis er hier einmal ſeine Wohnung wieder erreicht haben wird. Dagegen

von der Berghöhe an bis gegen das Gaſthaus zur Krone macht er den Fuhrleuten oft die Roſſe ſcheu. Die Wallbacher hören in ihrem Dorfe recht deutlich ſein erbärmliches Geſchrei: „Hubhub, hoho!“ Kriegsereigniſſe ſieht er genau voraus, deshalb hat er ſich auch im Jahre 1848 ungewöhnlich oft blicken laſſen. Als Hund, als kleine Katze, als Kalb mit Glühaugen und als ſchwarzer Mann ſtreicht er draußen im Walde umher. Noch jüngſt hat er einen ſchweizeriſchen Grenzwächter, der hier Nachts am Rheinufer die Runde zu machen hatte, rücklings zu Boden geworfen und ſo gepreßt, daß ihm lange Tage nachher noch die Augen mit Blut unterlaufen waren.

(Der Metzger in Horb, Meier, ſchwäb. Sag. No. 309, muß umgehen, weil er bei der Theuerung eine Wieſe um einen Laib Brod gekauft hat.)

---

364. Der beſchworene Lehrer an der Reppiſch.

Es hat an der Reppiſch, einem Grenzflüßchen des Aargauer- und Zürcherlandes, einſt ein Lehrer gelebt, deſſen Wohnort und Namen deswegen hier ungenannt bleiben ſoll, weil es über ihn und über ſein jetziges Schickſal erſt in jüngerer Zeit noch zu gerichtlichen Verhandlungen gekommen iſt. Man ſagt ihm nach, er habe als Vormund einer Wittwe beträchtliche Summen ſich zugeeignet und dieſelben bei den Abrechnungen wieder abgeſchworen, bei ſeinem Tode aber es den Söhnen noch anbefohlen, das unrecht Erworbene wieder heimzuzahlen. Die Söhne waren alle bis auf einen bereit, des Vaters letzten Willen zu vollziehen; dieſer eine aber wußte es ihnen begreiflich zu machen, daß es vernünftiger ſei, den ganzen Handel und damit auch das Andenken an den Vater für allemal ruhen zu laſſen. So geſchah's, und bald gedachte niemand mehr weiter des Verſtorbenen. Längere Zeit nachher jätete eine fremde Dienſtmagd auf einem in der Nähe jener Familie gelegenen Gute und erblickte hier, während ſie ſich einmal zum Ausruhen vom Felde aufrichtete, den verſtorbenen Lehrer vor ſich ſtehen. Sie ſprang bis zum Tode erſchrocken ins Haus hinein und erzählte es ihrer Herrſchaft. Hier wurde ſie tüchtig ausgelacht. Allein ſtatt dadurch ſich beruhigen zu laſſen, machte ſich das Dienſtmädchen mit ihrem Erlebniß noch an andere Leute, die leichtgläubiger waren, und ſo kam's endlich auch der Familie jenes Lehrers zu Ohren. Hier beſann man ſich nicht lange und forderte die unbehutſame Erzählerin vor Gericht. Da mußte ſie natürlicher Weiſe den verlangten Beweis ſchuldig bleiben und wurde in eine für ihre Verhältniſſe ſehr hohe Geldbuße verurtheilt. Sie bezahlte, blieb aber auch nachher hals-

ſtarrig auf ihrer Behauptung und verſicherte ihrer eignen Herrſchaft, dieſelbe Geſtalt, welche ſie genau und zutreffend beſchreiben konnte, noch immer zu ſehen und ſie Jedem, wer nur wolle, am hellen Tage um jenen Garten zeigen zu wollen. Diejenigen Leute, welche ſich wie zur Probe darauf einließen, haben freilich gar nichts erblickt; man erklärte ſich's aber damit, daß ſie eben keine Sonntagskinder ſeien und alſo dieſelbe Seherkraft des Dienſtmädchens nicht beſäßen. So dauerte dies bis zum nächſten Winter. Da gieng ein Dreſcher morgens um vier Uhr den Weg hinunter, um ſich auf den Taglohn zu machen, und bemerkte an der aus dem Gerichtshandel ſchon bekannt gewordenen Stelle einen Mann, der in Mantel und Hut ruhig daſtand. Der Dreſcher meinte ſchon einen halb erfrorenen Menſchen vor ſich zu haben, anders war ihm dieſes unbewegliche Stillſtehen in ſolcher Winterkälte und Einſamkeit unerklärlich; er näherte ſich ihm und ſchaute ihm unter den Hut hinauf ins Geſicht, und mit Entſetzen erkannte er nun jenen verrufenen Lehrer. Er rannte, um ſich zu retten, ans nächſte Haus und ſank da in der Stube ohnmächtig zuſammen. Als er wieder zu ſich gekommen war, erzählte er den Grund ſeines Schreckens. Hier drangen nun die Leute in ihn, ſein Begegniß doch alsbald den Söhnen des Verſtorbenen mitzutheilen; denn dieſe hätten vor Gericht die Erklärung abgegeben, daß ſie die Begebenheit wohl eher glauben würden, wenn einmal ein Mannsbild perſönlich dafür einſtände, daß ſie aber der armen Dienſtmagd dann jedenfalls die Geldſumme zurückerſtatten wollten, in welche ſie ihretwegen verfällt worden war. Der Dreſcher folgte dieſem Rath und gieng nun zu den Söhnen. Allein anſtatt dem Mädchen das Geld zurück zu erſtatten, ließen dieſe alsbald zwei Kapuziner kommen und den Geiſt in eine Dachrafe des Hauſes bannen; ſeitdem iſt von Niemand dorten weiter etwas geſehen worden.

---

365. Der Flaſchengeiſt im Habsburgerwalde.

Luſtig gieng einmal vor etlichen zwanzig Jahren Nachts eine Schaar junger Leute vom Dorfe Habsburg durch den Wald nach Hauſe. Wie ſie zu dem Weg bei den neuen Waſſergräben kommen, ſtoßen ſie auf ein ziemlich wohlgeordnetes Bett, das vom Pfade nur ein wenig entfernt im Waldſaume hingebreitet lag. Sie decken es in Neugier und Uebermuth auf und finden eine Flaſche drin. Die nehmen ſie gleich mit heim und ſtellen ſie, wie eine Eſſigflaſche, einſtweilen auf den Ofen. Aber die Andern ließ der Fürwitz noch nicht ruhen,

man wollte wiſſen, was in der Flaſche ſei. Alſo nahm man ſie wieder herab und zog den Stöpſel aus. Mit großem Krach ſprang ein Männchen draus hervor. Augenzeugen erzählen nun, dies ſei der Geiſt jenes Brugger-Rechtsagenten geweſen, der einſt daheim todt gefunden wurde; um ihn nicht ewig im Wohnhauſe ſpuken zu hören, hätten ihn ſeine Anverwandten in jene Flaſche bannen und auf die Habsburg tragen laſſen. Jetzt müße er wohl wieder nach Brugg gegangen ſein.

366. Die Strohflaſche im Eiet bei Lütwil.

Eine weite Strecke ſumpfigen Mattlandes bei Lütwil läßt der Glaube von allerlei Moosgeiſtern und verwünſchten Erſcheinungen bewohnt ſein. Zwiſchen dem Gugge-Rain und dem Ei oder Eiet fand man daſelbſt vor einigen zwanzig Jahren eine große Strohflaſche, und während die Leute mit einiger Verwunderung ſie betrachteten, kam auch der Dorfbarbier dazu, ein Menſch, der ſonſt ſchon durch Prahlereien und frevelhafte Reden allerlei Ungebühr angerichtet hatte. Er ſchlug mit einer Haſelgerte der Flaſche den Hals ab. Darüber bekamen alle Umſtehenden geſchwollene Geſichter und der Barbier ſelbſt mußte in kurzer Zeit daran ſterben. Man erfuhr nachher, daß ein böſer Geiſt durch Mönche in dieſe Flaſche gebannt geweſen war.

367. Flaſchengeiſt bei Brugg.

Ein Bauer bei Brugg grub auf ſeinem Felde vor wenig Jahren einen alten Nußbaum aus und fand unter deſſen Stocke eine verſchloſſene Glasflaſche. Sowie er ſie aufnehmen wollte, vernahm man ein fürchterliches Krachen, nichts deſto weniger zerſchlug er ſie ſogleich. Damit hatte er gegen ſein Vermuthen einen darein gebannten Kobold befreit und in ſeinen eigenen Stall gebracht. Weil jetzt kein einziges Stück hier mehr Ruhe hatte, ſo nahm der Mann ſeine Zuflucht zu einem Kapuziner. Dieſer begab ſich in den Stall, ließ ihn durchaus mit eigens gebundenen Beſen kehren, wobei jedoch Niemand umblicken durfte, klatſchte dann dreimal in die Hände, und alsbald fuhr ein großes nicht zu beſchreibendes Unthier aus dem Stalle in die Lüfte.

(Vgl. Schöppner, bayr. Sag. 1, No. 403, die Kanne.)

368. Kruggeiſt in dem Gnadenthaler-Rebhügel.

Auf dem kleinen Rebhügel, genannt Kloſterreben, einige Minuten vom Klöſterlein Gnadenthal entfernt, ſteht ein Wächterhäuschen, das den Feldhütern im Herbſt zum Aufenthalte dient. Es iſt mithin die übrige Jahreszeit hindurch verſchloſſen. Drinnen iſt in die dem Reußfluſſe zugekehrte Wand ein irdener Krug eingemauert. Man weiß noch, daß ſeine Oeffnung mit Kork verſchloſſen und dieſer mit einer Blechkappe außen überzogen iſt. Durch Blech und Kork jedoch hat man einige Luftlöcher gebohrt. Hier hinein wurde durch Prieſter ein Unhold beſchworen, der früherhin den Weinberg durch ſein geſpenſtiſches Erſcheinen unſicher gemacht hatte.

Da man im J. 1726 zu Bern die hl. Geiſtkirche abbrach, welche 1496 bereits zum zweiten Male neu aufgeführt worden war, fand man Heidenkrüge in ihrer Mauer, im Boden ein ſeltſam geſtaltetes Beil mit Silber beſchlagen und mit einer Handhabe, die ſich ausziehen und verlängern ließ. Bern. Neujahrsbl. 1815, 18. Die Oedenbacher-Kirche in Zürich, ſchon ſeit der Reformation zu weltlichen Zwecken verwendet, hat auf ihrer rechten Mauerſeite unterhalb der Bedachung 36 und auf der linken ebenſo 32 noch eingemauerte Töpfe; ſie ſind inwendig glaſirt und noch wohl erhalten. Eben ſolche, nur kleiner, finden ſich im Chor der uralten Dorfkirche im thurgauiſchen Oberkirch. Dieſelben konnten nicht als Reſonanzverſtärker beim ehemaligen Chorgeſange dienen, da ſie ſich in keiner andern Zürcher-Kloſterkirche vorfinden, noch dienten ſie dazu, den Druck der Mauermaſſe in den Seitenwänden zu verringern, da ſie hier nicht die ganzen Mauern entlang, ſondern bloß am Chor hingehen, dieſer aber durch zwei Seitenkapellen hinreichende Stützpunkte hat. Meyer v. Knonau, Kant. Zürich 1, 73. Aufſeß, Anzeiger, 1854, 161. Nach dem naiven Ausdruck einer Sage hält der Waſſergeiſt die im Fluſſe Umgekommenen unter umgekehrten Töpfen bei ſich; dieſe ſtülpt nun einmal ein ihn beſuchender Bauer, und augenblicklich ſteigen alle Seelen durch das Waſſer in die Höhe. Myth. 465. Wolf, DSM. No. 12. Die ſog. Thränenkrüge, die in Gräbern gefunden werden, und die urſprünglich der Leiche als ein gut verſchloſſenes Trinkgeſchirr mit gegeben worden zu ſein ſcheinen, hat die ſpätere Zeit gleichfalls für Flaſchen angeſehen, worein man die Seele des Begrabenen gebannt haben ſollte. Deutlicher redet noch ein intimer Volksglaube hiefür: Frühverſtorbene Kinder, denen die Mutter zu lange nachweint, müßen mühſam einen Krug mit Waſſer ſchleppen und fühlen ſich bei ſolcher Laſt unſelig. Ins Scherzhafte gewendet erzählt darüber No. 447. Die umgeſtürzten Töpfe, unter denen die Waſſerfrau Rahana die Seelen der Ertrunkenen hütet, der Geiſt im Glaſe im deutſchen Märchen, und die in Kirchenwänden eingemauerten Krüge ſelbſt haben den Zweck, der abgeſchiedenen Seele ein Erſatzmittel des von ihr verlaſſenen Menſchenkörpers zu ſein. Unſerer volksthümlichen Vorſtellung iſt es noch eigen, den Körper als Haus und Gefäß der Seele zu denken; das aargau. Räthſel, Kinderl. No. 436 nennt den Leib ein runggedigump-fass. Mannhardt zeigt in Wolfs Ztſchr. 3, 86, aus unſern ältern Volks- und Minneliedern, aus

der Ausdrucks- und Darſtellungsweiſe in Volksräthſel, Märchen und Sage, daß man hierin an eine aus unſerm eigenen Volks- und Sprachgeiſte ſtammende Produktion, nicht aber nur an eine Entlehnung aus der teſtamentlichen Sprache zu denken habe, welcher der Leib ebenfalls ein Töpfergebilde und zerbrechlich wie ein Hafen heißt. Unſere Geiſter wohnen hinter gläſernem Grabesverſchluß, No. 359, unſere Zwerge in kriſtallenen Häuſern mit Glasdächern (No. 184, 3). Im Methgefäße ſchwimmt Siſilias Neugeborenes an die fremde Küſte; auf dem ſteuerloſen Fahrzeuge, auf welchem Scaf vormals als Knabe angeſchwommen kam, übergiebt man ihn, den todten Helden, wiederum der Fluth, „ein zerbrechendes Gefäß".

369. Der Hausgeiſt in Hornuſſen.

Da in Hornuſſen ein reicher Bauer geſtorben war, dem die Leute allerlei Böſes nachgeſagt hatten, war ſchon drei Tage nachher alles Vieh im Stalle bis auf eine ſchwarze Ziege erwürgt. Als ſich dies Unglück wiederholte, nahm man ſeine Zuflucht zum Pfarrer. Der geiſtliche Herr ſuchte zwar abzuhelfen, wußte jedoch nicht heraus zu bringen, wo der Verſtorbene jetzt ſeinen Sitz im Hauſe aufgeſchlagen habe. Zufällig kam gerade eine Schaar Heimatloſer Abends an den Hof und begehrte Obdach für eine Nacht. Man brachte ſie in der Scheune unter. Da hatten ſie eine üble Ruhe; die ganze Nacht waren ſie durch Poltern und Krachen geſchreckt und am Morgen konnte keines ſeine Kleider wieder finden. Erſt als man das Thor geöffnet hatte, um mehr Helle herein zu laſſen, und einer in die Firſt emporblickte, ſah man alles Gepäcke droben unterm Dache durcheinander hangen. Jetzt wußte der Pfarrer, wo der Hund begraben lag, und kletterte gleich unter die Dachbalken, bis zu Stich und Trem hinan. „Gugg gugg! wott'sch mi? Gall, du hesch mi no nigg!" ſo rief ihm der Kobold ſpottend unter jedem Dachziegel entgegen. Allein der Beſchwörer ließ ſich nicht beirren, und ſtand nun am Walbloch beim Seil-Rädchen, an dem man die Garben in die Scheune herein zieht. „Du haſt auch ſchon einmal eine Rübe geſtohlen, Herr Pfarrer!" rief es. Ja, ſagte dieſer, weil mich hungerte; dafür habe ich aber einen Kreuzer ins Loch gelegt und dann Reue gemacht. Hätteſt du das Deine auch bereut. — „Du haſt auch ſchon einmal eine Geißel geſtohlen!" ſchmähte es fort. Geſtohlen nicht, antwortete jener, ſondern nur die Peitſche aufgenommen, um damit zu knallen, und dann Reue gemacht. Hätteſt du das Deine auch bereut. — Es half nichts, der Geiſt mußte in die vorgehaltene Flaſche und ward darin im Walde vergraben.

Genau dieſe hier und in No. 370 vorkommenden Gegenbeſchuldigungen erheben die beſchworenen Geiſter in den Däniſchen und Schleswig-Holſteiner-

Sagen, bei Müllenhoff pag. 259. 261. Letzterer bemerkt darüber: Es wäre eine Thorheit, deswegen zu behaupten, daß man diese Sagen vom Norden her empfangen haben müße. Der fremden Sage glaubt man nicht, ohne Glauben kann keine Sage leben. Ihre Uebereinstimmung hat also die Sage so verschiedener Länder aus derjenigen Zeit, in welcher die heutige Verschiedenheit der Völker und Volksstämme geschichtlich und politisch noch nicht vorhanden gewesen ist.

---

370. Der Gebannte in Gränichen.

Im ersten Hause nächst dem Kaufhause in Gränichen rumorte ein Gespenst.

Der Erzähler von Folgendem war auf Ansuchen der Bauern als handfester Bursche dabei, da die Kapuziner von Olten dasselbe bannten. Nachdem diese, sagt er, in der Stube ihre Vorbereitungen getroffen, befahlen sie mir, jetzt nur recht aufzumerken, und falls es einen von ihnen auf den Rücken werfe, denselben gleich wieder aufs Gesicht zu kehren. Hierauf giengen sie ins Baden, dem gewöhnlichen Aufenthalt des Gespenstes, schritten dem Bauern mit der Laterne voran, ich zuhinterst, rings in allen vier Ecken herum und murmelten ihre Formeln. Noch zeigte sich nichts. Aber als wir wieder die Stiege hinunter kamen, stand im Gange drunten ein großer schwarzer Hund und rief dem jüngern Kapuziner, der auf ihn zugieng, entgegen: „Du bist auch nicht sauber und hast Rüben vom Acker gestohlen!“ Der eine Kapuziner entfernte sich schweigend, und der ältere trat herzu. Wie er aber in den Hausgang kam, stürzte er richtig auf den Rücken, als käme er vom Himmel herunter. Ich wandte ihn rasch aufs Gesicht und richtete ihn auf. Es hatte ihm weiter nichts gethan, und er trieb ruhig den Hund vor sich her in eine zu dem Zwecke bereitstehende Kiste. — Der Hund kroch hinein, und der Kapuziner machte zu. Hundert Jahre hilft's, schloß der Erzähler, eines hernach ist er wieder los.

Mehrfach wiederholt unsere Sammlung, z. B. No. 369: Hausgeist in Hornussen, daß die Gebannten ächt rabulistische Einwendungen gegen die moralische Zulänglichkeit ihrer Banner erheben, aber alsdann gerade auf diesem Wege des Civilprozesses mit ihren eigenen Verklausulirungen überlistet werden. In Sommers thür. Sag. No. 25 heißt's: Du hast auch deiner Mutter zwei Eier unter der Henne weggethan! in Kuhns nordd. Sag. No. 306: Du Kaplan, bist auch durch ein Kornfeld gegangen und hast mit den Schnallen deiner Schuhe Aehren ausgerissen! Schambach-Müller, ndsächs. Sagen, giebt mehrfache übereinstimmende Züge solcher Art an. Grimm, Myth. 481, bringt schon v. J. 856 ein gleiches Histörchen bei: ein Kobold im Mainzer-Sprengel muß dem beschwörenden Pfarrer unter den Mantel hinein schlüpfen, wirft ihm aber dabei vor, wie derselbe sich

mit des Amtmanns Tochter eingelaſſen habe. Die auf den Rücken Geſtürzten muß man aufs Geſicht legen, damit die mit dem Geſpenſte ringende Seele mittlerweile nicht aus dem Munde ausfahren kann; eine Manipulation, über welche die Hexenprozeſſe reichen Aufſchluß geben.

370 a. Die zwölf Weinverfälſcher.

Ein Handwerksburſche, der kein Geld mehr hatte, kam im Zürcherlande Abends ſpät an ein entlegenes Wirthshaus und bat da für die Nacht um freie Aufnahme. Der Wirth verſicherte ihm, alle Betten ſeien beſetzt und alle Zimmer ſchon eingenommen, bis auf eines, in dieſem aber könne er niemand beherbergen, denn wer je darin übernachtet habe, ſei am andern Morgen todt gefunden worden. Doch der Burſche fürchtete ſich nicht und ließ ſich nicht abweiſen. Er brauche, ſagte er, nichts als eine Bibel, eine große Strohflaſche voll Wein, zwölf Gläſer und zwölf Kerzen, damit getraue er ſich, es an jedem verherten Ort auszuhalten. Der Wirth gab ihm das Verlangte und ſo machte ſich der Burſche damit in das gefährliche Zimmer hinauf, ſtellt die Kerzen angezündet auf den Tiſch, die Bibel dazu und legt ſich ſchlafen. Mit dem Schlag der Mitternacht gieng die Thür auf und zwölf ſchwarze Männer kommen an ſein Bett getreten. Der Burſche ſteht unerſchrocken auf, ſchenkt jedem ein Glas Wein ein, trinkt mit ihnen guter Dinge und befragt ſie zuletzt um den Grund ihrer nächtlichen Unruhe. Sie fordern ihn auf, mit ihnen zu kommen, alles ſolle ihm gezeigt werden. Jeder nimmt eine der daſtehenden Kerzen, er ſelbſt ſeine Bibel mit, und ſo ſteigen ſie viele Treppen hinab in einen tiefen Keller. Hier finden ſich drei übereinander geſtellte Truhen, die Männer übergeben ihm die Schlüſſel dazu und erklären ihm, hier liege das Geld verſchloſſen, das ſie einſt mit Weinverfälſchung den Gäſten und Reiſenden ihr Leben lang abbetrogen hätten, vom Enkel und Urenkel bis zum Großvater und Urgroßvater durch zwölf Menſchenalter hindurch. Darauf verſchwanden ſie alle plötzlich. Der Wirth fand ſeinen Gaſt des andern Morgens geſund und friſch, und behielt ihn bei ſich ſeiner Lebtage.

---

370 b. Der Choli im Sennhof.

Im Bernerlande war einmal ein Küher, der die Armen betrog, ſeine Milch taufte und ſeinen Anken mit Ziger verfälſchte. Als er ſtarb, hinterließ er den Hof zweien Söhnen und einer Tochter, allein die waren nun nirgends mehr ſicher vor dem Verſtorbenen, der bei

Tag und Nacht in allen Winkeln herum geſpenſterte. Man hörte ihn am Feuerherd ſeufzen und ächzen, in der Scheune polterte er als ſchwarzer Mann herum, vor dem Eren (Hausflur) machte er ſeinen Gang als Dorfthier. Sie gaben daher den Hof an einen Lehensmann, dieſer ſuchte ſich auch bald wieder einen Afterpächter, der gab ihm einen dritten, und ſo wechſelte das Gut in kurzer Zeit ſeine Beſitzer, ohne daß es einer dabei aushalten mochte; ſtets lagen einem Jeden ſchon am erſten Morgen die Kühe todt im Stalle. Zuletzt ſtand das Gut leer. Nun meldete ſich noch ein letzter Lehensmann, der um den Mißſtand wohl wußte, aber ſich nicht davor fürchtete, ſondern meinte, deſſen gar bald Meiſter werden zu können. Seine Familie ließ er einſtweilen noch zurück und zog nur mit ſeiner Heerde in den Hof ein. Bei der Stallthüre traf er einen ſchwarzen Mann, dem rief er zu: Choli, thu mer d'Thüren üf! Sogleich öffnete ſich die Stallung und die Kühe liefen an die Krippe. Choli, bind mer's Chueli a, bind mer die Stierli a! fuhr der Bauer fort, und alsbald ſtanden alle Thiere angebunden, jedes hübſch an ſeinem beſondern Stoß. Choli, chumm ietz mit mer i d'Kuchi, hieß es; und der Schwarze gieng mit, half Holz ſcheiten, anfeuern und kochen, wie man ihm befahl. So folgte er und hantierte den ganzen Tag, bis in die Nacht. Da mußte ihm der Bauer erſt noch Feierabend bieten, ſonſt wäre des Schaffens und Lärmens noch kein Ende geweſen. Choli, mir wend ietz e chli abliegge! ſagte der Bauer und gieng dem Bette zu. Der Schwarze folgte auch darin und legte ſich wortgetreu zum Meiſter ins Bette. So gieng's drei Tage und drei Nächte. Aber in der dritten Nacht verließ der Schwarze plötzlich das Bette, rief dem Meiſter und forderte ihn nachdruckſam auf, ihm zu folgen. Zweimal gab ihm der Bauer keinen Beſcheid; beim drittenmal merkte er, daß es Ernſt gelte und gieng mit ihm. In der Küche übergab ihm der Schwarze Pickel und Haue, um damit den ganzen Küchenherd wegzuſchlagen. Als dies gethan war, mußte eine große Platte mit vielem Schutt aus dem Boden gehoben werden, darunter lag eine Eiſenkiſte vergraben. Der Schwarze half ſie mit herausziehen und händigte ihm die Schlüſſel dazu ein. Sie war ganz voll Geld. Dies habe ich, ſprach er, den Armen abbetrogen, wenn du es wieder unter ſie und ihre Kindeskinder vertheilt haben wirſt, bleibt dir ſelber noch immer genug. Mit dieſen Worten verſchwand er als weiße Taube. Der Bauer that wie ihm befohlen war, vertheilte das Geld und erſtand mit dem Reſt den Sennhof.

IX. Zauberer und Hexen, Unholde und Teufel.

371. Hans Koschewitz zu Heliken.

Der Wirthsschild zum Ochsen, der jetzt an der Taverne in Heliken hängt, befand sich vormals an dem großen Bauernhofe auf der Anhöhe, eine Viertelstunde vom Dorfe, den man Fürstenzelg nannte. Als man später jenes Haus abriß und den Platz säuberte, wurde der Dachstuhl ins Dorf herabgebracht, und steht da noch. Dort oben konnte man um einen geringen Preis essen und trinken und sich lustig machen, und wollte zur Fasnacht oder Kirchweih ein Bursche sein Mädchen zum Tanz führen, so brachte er sie hinauf zum Hans, von dem man zwar allerlei Unheimliches erzählte, der aber stets die besten Musikanten und das schmackhafteste Wildpret hatte.

Ein Korbmacher kehrte einmal dorten ein und setzte sich, während Koschewitz in den Keller gieng den Schoppen zu bringen, an ein offen daliegendes Buch. Zufällig traf er gerade auf die Stelle, welche die Formel des Festbannens enthielt, und gleich flog ein großer Vogel durchs Fenster und setzte sich auf die Ofenstange. Der Lesende war noch nicht am Rande, als ein zweiter Vogel, ebenso weiß als der andere kohlschwarz, hereinkam; und das Blatt war noch nicht umgeschlagen, so rauschte ihm ein grüner über den Kopf weg und setzte sich zu den beiden andern. Nun aber fiel auch Koschewitz wie wüthend zur Thüre herein und rief: „Kein Wunder, daß es mich kratzt und hackt!“ riß dem Gaste das Buch aus den Händen, las die gleiche Stelle rückwärts, und gleichwie sie gekommen, schwirrten die Vögel nach einander wieder zum Fenster hinaus.

Darin lag die ganze Kunst, durch die es ihm möglich war, die berühmtesten Braten in der weiten Umgegend zu haben. Er las nur ein Gesätzlein, und wie er es wünschte, kam gleich Fasan und anderes Gewild ihm ins Haus und Gehäge; pirschten aber fremde Jäger in dieser Gegend, so brachten es diese den ganzen Tag nicht zum Schuß; denn aus der weitesten Ferne her hatte Hans alles Wild bis aufs kleinste Häslein in einen so engen Kreis zusammengebannt, daß es gar nicht aufzutreiben war. Dafür verfolgten ihn aber Jäger und Bannwart in allen Ecken und Enden.

Er hatte einem Kameraden zu Liebe sich einmal hinaus gemacht,

und deutete diesem just auf einen Rehbock, um ihm die Freude des Schusses zu lassen, da stand der Bannwart vor ihnen und wollte sie gefangen nehmen. „Stell dich hinter mich!“ rief Hans, und im gleichen Augenblicke mußte der Bannwart an ihnen vorbeilaufen, ohne sie weiter sehen zu können.

Ein andermal stand er so dicht vor dem plötzlich aus dem Busch tretenden Jäger, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in einen dürren Stock zu verwandeln. Allein der Grünrock kannte die Schliche des Hans, setzte sich gelassen auf den Stamm nieder, putzte seine Tabakspfeife mit der Messernadel aus und ließ dieses beim Weitergehen wie in Vergessenheit mit der Spitze tief im Stamme stecken. „Bald hätte ich den Flegel heruntergeschleudert,“ erzählte hernach Koschewitz, „der mir seinen Pfeifenraumer so tief in den Kopf stach.“

Koschewitz ist ein ndd. Name, welcher in Potts Familiennamen pag. 672 als Gosswisch, d. i. Gänswiese erklärt wird. Der Name, welcher unter den aargau Geschlechtsnamen nur einmal sich vorfindet, deutet auf eine eingewanderte Familie. Die Geschichte vom rückwärts gelesenen Zauberbuche wird auch dem Heinr. Cornel. Agrippa nacherzählt, in Philonis Magiologie (1675) S. 246. Dessen Schüler las ahnungslos in seines Kostherrn offenliegendem Buche, als schimmernde Vögel herein fliegen und der Scholar darüber vom Teufel erwürgt wird. Das Zauberbuch zu Crailsheim mit ähnlichen Umständen: Mone, Anz. 1837, 309. Koschewitz wandelt sich gegen den verfolgenden Bannwart in einen Baumstumpf. Abthl. I., No. 32 ist der Feuermann ein ins Schiff geladener Baumstamm. Auf diesen Baumstrunk setzt sich der Bannwart und steckt das Messer hinein, mit der er die Tabakspfeife ausgekratzt hat. In einen Pfahl verwandelt sich der betretene Wilddieb von Biedlis und schilt nachher, daß der Jäger die Pfeife ihm an der Nase ausgeklopft habe. Wolf, hess. Sag. No. 123. Ich hab' aber die Zähne müssen zusammenbeißen, erzählt er von jener Gelegenheit, da ihm der Jäger auch das Sackmesser in den Pfahl hineinstößt. Gräße, sächs. Sagensch. No. 589. In Panzers bayr. Sag. 1, No. 74 fährt einem, während das W. Gjaig vorüberkommt, ein Messer in die Achsel, das sich nicht mehr herausziehen läßt. Er stellt sich daher wieder auf denselben Kreuzweg, und da die W. Jagd zum zweitenmale kommt, hört er sagen: „Gestern hab ich mein Messer in diesen Holzblock gesteckt, nun nehm ich's wieder mit!“ So war der Mann befreit. Aehnliches bei Kuhn, nordd. Sag. No. 69; bei Sommer, Thür. Sag. No. 49.; bei Börner, Orlagau. Sag. S. 126, bei Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 78. Die Legende vom Straßburger Bischof Arbogast und seinem Nachfolger Florentius erzählt: Letzterer habe das Wild von seinen Pflanzungen in der Gegend der Breusch und Hasel, durch einen Kreis von Zweigen abgehalten, die er rings in den Boden steckte. Vgl. unsere No. 409 Tannligrotze, Tannlwatter. Die Jäger des Königs Dagobert trafen nun kein Wild mehr im Forste an und fanden es in der Nähe des Heiligfestgebannt. Als sie ihm mißhandelten, erstarrten sie und ihre Rettberg. Kirch. Gesch. 2, 65.

372. Vom Schalemé z'Wölflswil.

„Jo, euse alt Schalemé, das ist en hür gsi! So lang as er bi eus pfarer gsi ist, so hets nie g'haglet, het kei gross wasser eso gä, — er hät chönne 's wetter ane schicke, wo-n-er hät wölle — s'obs is alle johr grothe, es hät gäng viel wi gä und frucht, ass me sie schier nit gwüsst hät z'bhalte. Er hät au chönne banne; und wenn er hät wölle, so hät er numme z'brüche ûf en eich ube, und do hät's dublone, nüthaler und feufliwer abegschüttlet bis gnue. er hat, bi miner arme seel! chönne es loch durh e strauwelle durhe brönne, und der tüfel hät em müesse thue, wie-n-er bigehrt hät. wenn's jo emole brunne hät, so isch er drümol z'rings-ume wie wüethig um's hûs gloffe, hät en Agathesäge herg'seit, und do isch denn zûll fü'r nu einist cherzegrad i d'höchi g'stiege und dernô plötzlich ei'smols abglösche. Aber iz chönne se nüt meh, die pfaffe! sie chönne nüt, wedder e chlî bim tisch zue mit dem löffel schaffe, und d'lüt ûslache. iz, wenn es wetter an himmel chunt, do wüsset se e gott's namme nüd oz'fah, wedder sie müend's lô mache. Me seit amme wol vô de Alte; aber deiss sind anderi manne gsi, wedder as iez gît, jo wärli!“

Ober-Frickerr Mundart. Der vermeinte Pfarrer lebte im vorigen Jahrhundert auf der Pfründe zu Wölflswil im Frickthale, war Jesuite, und hieß Chalomeille. Vgl. über ihn Abthl. X, Heidenhäuser: die Heiden auf den Bilgerhöfen. Hier ist von der übernatürlichen Gewalt eines Landpfarrers die Rede. Die Erzählung ist buchstäblich aus dem Munde eines mit der Gegenwart unzufriedenen Bauern genommen. An ähnlichem Glauben fehlt es auch anderwärts nicht, z. B. in dem benachbarten Luzernerlande: Als 1820 ein Hagelwetter einen Strich Landes vier Stunden weit über Willisau bis auf den Napfberg verwüstete, beschwerten sich die davon Betroffenen, sie hätten es einem benachbarten Pfarrer zu verdanken, der es aus seinem Kirchspiel weg und ihnen zu getrieben habe. An einem andern Ort schrieb man es einer Judenfrau zu, die kurz vorher im Gefängnisse zu Willisau eingesperrt gewesen war und beim Fortgehen gesagt haben sollte, ich will euch schon eine Suppe anrichten! An einem dritten Orte wurde die Faulheit des Sigrist, welcher zu spät über Wetter läutete, als Ursache angesehen; „wenn man wartet, hieß es, bis gekocht ist, so muß angerichtet werden.“ Kas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern (Zürich 1852) 2, 439. Der Priester von Palesieux hatte zur Abwehr des Regens Prozession und Gottesdienst abgehalten. Als es gleichwohl nun zu hageln begann, rief er in seinem Patois: Chein! la prichi tro rudo! Schau, ich hab halt zu stark [illegible]. Vuillemin, Kant. Waat 2, pag. 32.

373. Der General zu Caſtelen.

Beim Landvogt zu Caſtelen lebte ein fremder Graf und General, der nur Spreuer zu ſäen brauchte, um ſo viel Soldaten als er wollte, aus dem Boden wachſen zu laſſen. Er hörte die meuchleriſche Kugel ſauſen, die ihn treffen ſollte; er nahm daher ſeinen Federhut ab, wedelte wie mit einem Fächer und jagte ſie damit wieder des Weges zurück, den ſie gekommen war. Wohl aber wußte er, daß nun gleich die zweite Kugel nachgeflogen komme; deshalb ſpannte er jetzt ſeine Rappen ein und ſprengte damit ſo ſchnell davon, daß jene ins Leere puffte. Als er ſo bei der Nacht vors Basler-Thor gefahren kam, war dieſes noch verſchloſſen; er fuhr darüber weg. Und als ihm drinnen der Thorwächter nicht ſchnell genug Licht machen konnte, nahm er ihm den Feuerſtahl ab und ſchlug ſich aus den Fingernägeln Feuer an.

So windig dieſe Anekdote ſcheint, ſo alt iſt die Glaubensbeziehung, auf welche ſie ſich ſtützt, und daher rührt es, daß ſie ſich in allen möglichen deutſchen Landſtrichen bis heute immer wiederholt. Im Havamal der Edda, Str. 151 zählt Odhinn die Reihe ſeiner Zauberkünſte her: „Ein fünftes kann ich. Fliegt ein Pfeil gefährdend übers Heer daher, wie hurtig er fliege, ich mag ihn hemmen, erſchau ich ihn nur mit der Sehe.“ Die Sage von der Schützenkunſt, abgeſchoſſene Kugeln im Fluge aufzufangen, wiederholt ſich: Abthl. III, Sodbrunnen der Römerſtadt, vom Sodbaſchi. Von Hans Leineweber und einem Fürſten von Heſſen-Homburg erzählt's Bechſtein, thür. Sag. 2, 126.; vom Markgrafen Hans, Kuhn, nordd. Sag. No. 38. In des Hirten Glückstraum, Bechſtein Märch. pag. 154, äußert einer: Ich habe heute einem General ſeinen dreieckigen Hut geſtohlen, und wenn man ihn auf dem Kopfe dreht, knallen aus ſeinen drei Ecken unaufhörlich Schüſſe.“ Wuotans Wind- und Wünſchelhut wird hier zum Schlachten entſcheidenden Siegshelm. Vgl. I, pag. 124.

---

374. Suhrer-Zauberkugeln

gießt man aus reinem Silber, während dem Zwölfeſchlagen der Chriſtnacht, ohne ein Wort zu ſprechen, da wo drei verſchiedene Wege zu einer Kirche führen. So machten es einige Burſche auf dem Kreuzwege zwiſchen Suhr, Gränichen und Entfelden. Als das Silber flüßig war und man nun auf den Schlag Zwölfe wartete, rief der Nachtwächter in Suhr: „D'glogge het Ei's g'ſchlage!“ Da ſagte einer der Geſellen: 's iſt, ſchint's, ſcho lang Zwölfi vorbi?“ und im gleichen Augenblicke ſchlug die Glocke ihr Zwölf. Alſo hatte der

Teufel ſtatt des Nachtwächters gerufen, und die Gießenden waren diesmal angeführt. Daher ſoll denn das Sprüchlein rühren:

Zwusche Gräniche, Suhr und Entfeld
Git's zumme Aergernuss und kein Geld.

---

375. Der Lenzburger Schmied

lebte vor etwa ſechzig Jahren und trieb beſonders an Markttagen ſeine Poſſen mit dem hereingekommenen Landvolke. Da legte er vor ſeinem Hauſe ein Hufeiſen ſo auf die Straße, daß es niemand aufheben konnte, und meinte jemand es mit Gewalt aus dem Pflaſter löſen zu müßen, ſo pfiff er nur, und jener hatte ſich wie an glühendem Eiſen die Finger verbrannt. Betrat man ſeine Werkſtätte, ſo brauchte er blos drei Hammerſchläge auf den Ambos zu thun, und Jeder blieb ſo lange gebannt, bis er ihn wieder berührte; ſo lange er aber da einen warten ließ, wurde man von unſichtbaren Drähten und Nadeln jämmerlich gezogen und geſtochen.

---

376. Der Meiter von Uerkheim.

Der Meiter, der in Uerkheim bei Zofingen wohnte, war ein eingewanderter Deutſcher. Jegliches Geheimniß konnte er durch einen Zauberkriſtall ſehen und entdecken. Jenen diebiſchen Weber, der ihm trotz vorausgegangener Warnung einen Stecken aus der Scheiterbeuge mit fortgenommen hatte, ließ er damit bis vors Thor von Zofingen gehen; und dorten erſt zwang er ihn, die ganze Wegſtunde mit ſeinem Scheit Holz zurückzulaufen und es am gleichen Flecke niederzulegen, wo er es hervorgezogen hatte. Auch ein Nachbar wollte ſich nicht bewegen laſſen, dem Meiter das Geld zurückzubringen, das er ihm vor langem ſchuldig geworden war; dafür ſiechte er allmählich hin. Schon hatte die Sache zwei Jahre gedauert, da ward dem Halsſtarrigen geheimnißvoll erklärt, er habe nun noch eine vierzehntägige Friſt. Die zwei Wochen verſtrichen unbenützt; am beſagten Tage ſtarb der böſe Schuldner; der Zauberer hatte ihm den dritten Nagel in den Thürpfoſten geſchlagen. Beim Begräbniſſe folgte er deshalb dem Sarge zunächſt in weißer Zipfelmütze und trat dann beim Vorzeichen (Kirchenportal) beiſeits. Vor Jahren wollte er ſeinen Bekannten ein Stück Tuch wieder verſchaffen, das ihnen von der Bleiche geſtohlen worden war. Die Leute ſollten deshalb am be-

ſtimmten Tage bis Abends mit keinem Fremden etwas reden, noch Jemandem etwas abnehmen, noch über die Traufe ihres Hauſes hinaus gehen. Doch gerade da kam ein Weib mit ſehr ſchwarzem Geſichte zum Hof her, und die erſchrockene Hausfrau vergaß ſich und ſchrie ihr Geh weg! entgegen; damit war alle Mühe von Stund an verloren. Aehnliche Vorfälle führten zu vielen Streitigkeiten; das Zofinger-Bezirksgericht hatte den Meiter als die Quelle ſolches Verdruſſes einmal eingethürmt und abgeſtraft. Seitdem ließ er ſich auf keinerlei Anfrage mehr ein. Nun war aber gerade ein Mann in der Umgegend erſchlagen worden, deſſen Mörder durchaus nicht zu entdecken waren. Endlich verfügte ſich der Bezirksamtmann ſelbſt zum Meiter und meinte, auf Umwegen vielleicht ihm abfragen zu können, was er ſich über dieſen allgemein bekannten Vorfall denke. Er erhielt jedoch lauter höhniſche Antworten. Als er wieder zur Thüre hinaus wollte, that der Meiter, als ob er mit irgend einer Gleichgültigkeit dem Geſpräche eine andere Wendung gebe und ſagte: Wolltet Ihr alle Landjäger des Kantons zur Stunde verſammeln, ſo würde einer unter ihnen gewiß einen ſchmierigen Säbel haben. Der Amtmann verſtand dieſe Angabe nicht und ſah auch nichts anderes darin, als den alten Haß des Mannes gegen die Polizei. Nach langen Jahren ſtarb ein Landjäger des Bezirkes, der auf dem Todbette jene unentdeckt gebliebene Mordthat bekannte. An ſeinem Säbel fanden ſich unvertilgliche Blutflecken.

Der Meiter von Uerkheim folgt dem Leichenzuge des durch ihn getödteten Herenmeiſters in weißer Müze. Beim Vorzeichen (Vordach der Kirchenthüre; phorzihe, porticus. Scherz Gloss.) tritt er dann beiſeits. Neo sacris adesse nec concilium inire ignominiosis fas. Tacit. c. 6. Die weiße Müze kommt hier dem unkirchlichen Herenmeiſter zu, wie ſonſt die gelbe und rothe dem Ehrloſen und Verurtheilten. Grimm, RA. 712. Vgl. Anmerk. Witterungsgott und ſeine Huttracht I, pag. 124.

---

377. Der Wanzenſchneider in Obermumpf.

Der Wanzenſchneider war als Schwarzkünſtler nicht blos in Obermumpf und Schupfart bekannt; jeder Bauer drüben im Schwarzwalde wußte recht gut, wer daran ſchuld ſei, wenn er des Morgens einmal ſeine Stiere in den gleichen Stoß (Halfter) gebunden, oder ſeinen Pferden die Mähnen ineinander geflochten ſah, daß ſich die armen Thiere über Nacht im Stalle ſchier erwürgen mußten. Durch bloßes Chuchen (Anhauch) machte der Wanzenſchneider den kleinen Kindern Gichter, durch bloßes Beſchauen angeſchwollene Köpfe. Als

Toggeli und Schrätteli beſchlich er die Schlafenden im Bette und ritt ſie halb zu Tode. Als rothes Mäuschen ſchlupfte er jedem, der mit offenem Munde ſchlief, ins Herz hinunter. Wollte man dann die Magd früh wecken, ſo lag ſie erſtarrt da, und lang mußte man ſie ganz gehen und allein laſſen, bis ſie wieder erwacht und ihr der Teufel aus dem Halſe geſprungen war. Freilich legte man ihm auch gar alles bei, was Andere verſchuldet haben mochten, und ſo ſagte ſich das Volk ſchon lange vor ſeinem Tode allgemein, wie er dereinſt als böſer Geiſt zur Strafe werde umirren müßen. Es iſt jetzt anderhalb hundert Jahre her, daß er geſtorben iſt. Kaum war er begraben, ſo ſaß er ſchon wieder hinter dem Ofen ſeines alten Wohnhauſes, und krähte die neueingezogenen Leute aus ihrer Ruhe, oder er lag als ſchwarzer Hund auf der Küchenſtiege, und vertrat den armen Weibern mit der Suppenſchüſſel am hellen Mittag den Weg. Endlich mußte ein Kapuziner helfen, ihn in eine Kratte bannen, und ihn in den Wanzengraben verſenken, der zwiſchen Schupfart und Obermumpf liegt. Doch gelang auch das nicht eher, als bis man dem Unhold zugeſtanden hatte, alle Jahre um einen Hahnenſchritt ſeinem Hauſe näher rücken zu dürfen. Nun aber iſt vor noch nicht langer Zeit ſein wüſtes und längſt verfallenes Wohnhaus niedergebrannt, und man hatte damit Hoffnung, ſeiner gänzlich los zu ſein. Gleichwohl läuft er ſchon wieder bei dem ſchmalen Wege, der über den Bach führt, und zieht dort die nächtlichen Trunkenbolde ins Waſſer hinab; ja die Obermumpfer wollen ihn kürzlich auch in ihrem Dorfe ſelbſt geſehen haben auf dem nämlichen Platze, auf dem ſonſt ſein Haus geſtanden.

Stoß nennt man den Strick, den jede Kuh im Stalle um den Hals hat, gerade knapp genug gebunden, daß ſie ſich nicht los machen kann vom Barn. Es geſchieht aber zuweilen, daß zwei Kühe deſſelben Stalles, die am Abend an ihren beiden Stricken feſtgebunden waren, am Morgen in ein einziges Seil und zwar ſo feſt zuſammen gebunden ſtehen, wie man es mit menſchlicher Gewalt kaum zuſammen ſchnüren könnte. So lange nun niemand die Kühe in dieſer Lage erblickt, ſchadet es ihnen nichts; gewahrt es aber ein Menſch, ſo gerathen ſie in ſolche Wildheit, daß ſie ſich binnen wenig Augenblicken zuſammen erdroſſeln. Es geht daher kein Knecht Morgens zur Fütterung anders als mit einem Sackmeſſer in den Stall, um dieſe Strickverknüpfung, Toggeliſtöße genannt, ſogleich zerſchneiden zu können.

---

378. Thiſcheiri von Schneiſingen.

Der Heinrich des Bauern Matthias hat Nachts auf einer Scheidung Arme und Beine nach den vier Weltgegenden ſo lange aus-

einandergestreckt, bis ihm der Teufel erschien; so sehr sich letzterer Mühe gab, so konnte er doch nichts über das Verlangen aus ihm herausbringen, als daß er Vieh- und Menschenarzt sein möchte. So kam der Thiseheiri mit dem Leben davon und hat dann berühmte Kuren gemacht.

Er saß einst gerade im Wirthshaus zu Lengnau und trank von seinem Lieblingswein, als ihm ein Hausener-Vater zum Söhnlein holte, das am ganzen Leibe geschwollen lag und dessen Leben schon von drei Aerzten verschätzt war. „Es thuet em nüd und i will denn cho", war die ganze Antwort; aber nun trank der Wunderdoktor erst noch so manche Flasche, daß endlich auch der Wirth ihm zusetzte, doch einmal sich zum Patienten aufzumachen. Zuletzt gieng er, kam ans Bette des Knaben, sprach einige unverständliche Formeln her, gab ihm etwas ein, und die Geschwulst legte sich wirklich.

Einer Kuh, die nicht mehr aufstehen wollte, schnitt er unter allerlei Ceremonien auf der linken Seite Haar ab und sagte im Weggehen, das Thier werde, noch bevor er sein Haus wieder erreiche, gesund sein. Nach einer halben Stunde stand die Kuh auf und fraß wieder.

Einer Kuh, deren Milch sich nicht mehr buttern ließ und auf deren Haut ein haarartiger Pilz wuchs, schnitt er Haar am linken Ohr ab, nahm von der Milch dazu, that Beides in eine Schweinsblase, und ließ diese in den Kamin hängen. Dann gab er dem Thier noch einen Kühltrank ein, ließ melken, und da vorher Viele vergeblich am Butterfaß gerührt hatten, fieng er selbst an zu schwingen, und bald war die schönste Butterballe vorhanden.

Der Aberglaube, daß Zauberer und Hexen dem Geschäfte des Butterns besonders im Wege stehen, wird beim Volke noch durch kirchlichen Einfluß aufrecht erhalten. Zufolge der i. J. 1849 zu Zug erschienenen Schrift: „Hexenprozeß und Blutschwitzer-Prozedur, zwei Fälle aus der Kriminalpraxis des Kantons Zug" besteht annoch zu Einsiedeln im Stifte ein eigenes „Teufelaustreibungs-Collegium"; dasselbe bedient sich gegen und für das „Ankenmachen" (Buttern), sowie überhaupt zum Exorcismus, des Buches: Geistliche Rüstkammer gegen Satansanfälle von P. Ubald Stoiber, Freisingen 1725. Daselbst I, 125 sind wirklich Mittel angegeben, die den oben erzählten Maßnahmen entsprechen.

---

379. Der Hexenbauer von Asp.

Der Hexenhof ist ein Bauerngut, das zur Gemeinde Küttigen gehört und zwischen dem Kirchberg und dem Homberg gelegen ist. Es hat seinen Namen von einem ehemaligen Besitzer, welcher von

dem jenseits des Jura gelegenen Bergdörfchen Aby gebürtig war; er hieß eigentlich Joggeli, mit seinem Hausnamen aber gemeinhin Horenbauer. Er hatte dieses Gut, das mehr als den dritten Theil der Dorfgüter umfaßte und vom hintern Homberg bis an die Aare hinabreichte, schuldenfrei übernommen, allein er lebte so unbesorgt drauf los, daß ihm die Gläubiger bald auf den Hals kamen, und da er viel zu ländergierig war, als daß er sich durch den Verkauf etlicher Aecker seines großen Besitzthums hätte helfen mögen, so suchte er anderswo Rath. Nicht weit von jenem Hause liegen noch Ueberreste eines alten Schlosses, welches Löhren geheißen haben soll. Es ist dies dieselbe Stelle, welche sich die Dörfer Küttigen und Biberstein einst zur Erbauung ihrer Kirche ausersehen hatten, immer aber wurde das, was den Tag über dorten an Gemäuer aufgeführt worden war, von unbekannter Hand Nachts wieder abgerissen und an diejenige Seite des Berges versetzt, wo jetzt die Kirche von Kirchberg steht. Man wußte also seitdem, daß jene Höhe droben im sogenannten Rosengarten versegnet und mit verwünschten Schätzen angefüllt sein müße. Deswegen kam dem Horenbauer jetzt dieser Burgstall in den Sinn, und er durchwachte ganze Nächte im Nachdenken, wie er wohl den Schloßschatz erheben solle. Er kaufte alle möglichen Zauberbücher zusammen, lernte die Besegnungen auswendig und gieng dann in einer Augustnacht mit Haue und Schaufel droben im Walde ans Werk. Alsbald war auch der Teufel zur Stelle und sprach: Schätze hüte ich hier nicht und kann dir kein Geld geben, verschreibst du mir aber deine Seele, so will ich dir ein paar Kunststücke zeigen, die dir dein Lebenlang helfen sollen: ich zeige dir, wie man bergab fährt, ohne das Rad zu spannen; wie man mäht, ohne die Sense zu wetzen, und wie man Futter macht, ohne daß es geregnet hat. Um so Geringes wollte der stolze Bauer nicht sogleich seine Seele verkaufen, aber der Teufel that so ungeberdig, daß der Handel doch richtig wurde. Der Trost, das Horengut behalten zu können und doch noch reicher zu werden, beruhigte den Bauern und unterdrückte das bischen Gewissen. Wenn er von jetzt an seinen Erntewagen mit dreifachen Aettern (Garbenschichte) belud, so brauchte er nicht Bindbaum, nicht Wagenseil und Spannleitern; im Galopp fuhr er die steile Bergwand mit hinab ohne ein Rad zu spannen, und nie stürzte die Fuhre, nicht einmal eine Aehre gieng verloren. Bäume, die beim Fällen auf die unrechte Seite stürzen wollten, stieß er wie einen Stock mit dem Fuße nach der entgegengesetzten; den steckenbleibenden Fuhrwagen hob er mit der Schulter aus dem Tobel heraus. Seine Leibesstärke wurde ganz ungeheuer.

Auch seine Bergwiesen ertrugen nun doppeltes Futter, die sonst voll Kalkgerölle lagen und sich schwer hatten mähen lassen; in himmelhohen Fudern fuhr er's zu Thale, denn der Teufel ließ ihm eine Quelle entspringen, welche die Halde in eine wahre Wässermatte umwandelte. Man zeigt noch jetzt dies Brünnlein beim großen Stein am Kirchwege. Sollte man alsdann mähen, so strich er nur einmal über die Sense, tauchte sie in dieses Bergwasser und brauchte sie darauf für das ganze Tagwerk nicht wieder zu wetzen. So hat er die große Reihmatt in einem halben Tage und nur einmal die Sense schärfend, abgemäht; ein Anderer müßte mehr als dreißigmal wetzen und wäre in einem Tage noch nicht damit zu Ende. Von solchen Zauberquellen ist freilich heute an den dortigen Jurawänden nichts mehr zu sehen, aber auch die andern Herrlichkeiten dauerten nicht lange. An einem Sonntage hielt der Horenbauer auf seinem Hofe die Sichellöse, Verwandte und Bekannte waren eingeladen, es gieng laut her beim Trinken und Spielen. Da wurde noch spät draußen an die Thüre geklopft und der Hausherr herausgerufen, ein fremder Herr habe dringend mit ihm zu sprechen. Der Bauer ahnete wohl, daß es der Teufel sein müße, und langte sogleich sein siebentes Buch Mosis hervor, um ihn hinweg zu schwören. Allein es klopfte zum zweiten- und drittenmal und rief, Joggeli! Jetzt flüchtete sich dieser in den Schornstein, um auf solchem Wege in den Wald zu entkommen. Allein schon beim Buchenwäldchen hatte ihn der Teufel eingeholt. Andere behaupten, der Satan habe durch das Schüttsteinloch in die Küche hineingegriffen und ihn da herausgezogen. Der Bauer hatte sich früher oft berühmt, wie er nicht zur Thüre hinauszugehen brauche, wenn er sein Haus verlassen wolle; jetzt hatte es sich erfüllt. Nach einem kurzen Kampfe raffte ihn der Böse in die Lüfte empor, und eine ganze Reihe ausgerissener Weinstöcke und geknickter Kirschbäume bezeichneten über Kirchberg hin die Richtung, in der ihn der Satan zu Tod geschleppt hat. Tags darauf fand man drunten auf dem Sommergrien, einer Insel der Aare beim Rohrerschachen, die Leiche, sie war zerfetzt und geschwärzt, Laub und Reisig hieng noch in den festgeschlossenen Händen.

Der Joggeli hat noch jetzt keine Ruhe. Wenn es Regen geben will, muß er den Homberg herunterfahren; man sieht den Wagen nicht, hört aber die Räder rollen und die Peitsche knallen, daß es im Thale wiederhallt. Er soll darum auf so lange verwünscht sein, weil er einst beim Pflügen über den Mennibuben erzürnt, der ihm die Thiere nicht gut genug führte, von der Pflug-Geitze gegen den Knaben vorsprang und ihn mit dem Peitschenstock erschlug. Die

Gebeine des Knaben sollen nachmals auf dem Ackerfelde ausgegraben worden sein.

Man hörte den Bauern aus dem Dorfe Konarzyn, als er durch die Aeste der Bäume fortgeschleppt worden, laut schreien und den Teufel bitten, er möchte ihn etwas höher führen. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 236. Was hier dem Hornbauer an zauberhaftem Gedeihen seiner Feldarbeit zugeschrieben wird, erzählt ebenso schön die Kaiser-Chronik (Diemer, 1849) 65, V. 24: sin sichel sneit sciere mer denne ander viere. wil er durch einen here varn, der stet iemer im ufgetan.

---

380. Der Geiserfriedel von Unterkulm.

Neben einem tiefen Graben der Binshalde in der Gegend von Unterkulm stand sonst ein altes geborstenes Häuschen, das man Geiserhöhle hieß. Dort wohnte der Geiserfriedrich sammt Buben und Frau, und was er da von gestohlenem Speck, Butter und Schmalz nicht unterbringen konnte, das trugen ihm seine Buben über das Neudorf hinüber und verbargen es jenseits im Brandholze. Oftmals hatte ihn der Landjäger ins Gefängniß abgeholt, und immer war er ihm auf dem Wege vor seinen Augen plötzlich verschwunden. Endlich sandte der Lenzburger Landvogt seinen Weibel, um ihn aufs Schloß bringen zu lassen. Obschon er sich unter die First seines Hauses anfangs versteckt und sein Weib ihn verläugnet hatte, wußte ihn der Weibel zu finden und zu binden. Allein er war mit ihm noch nicht über Liebegg hinaus nach dem Räsenthal gekommen, als ihm der Geiserfriedel auf dem Katzenhübel verschwunden war. Nun schrieb der Landvogt nach Bern, um dort dem Geiser einen Meister zu suchen. Ein unbekannter Mann erschien und fragte, ob der Friedel zu Hause sei. Aber schon hatte dieser es gemerkt und sich nah beim Hause in einen Roggenacker versteckt. Dreimal rief ihn der Mann beim Namen, aber schon beim zweiten Male war der Geiser gutwillig aus dem Roggen aufgestanden und machte sich mit seinem Führer auf den Weg. Beim Katzenhübel wollte er wieder ausreißen und verschwand wie früher. Der Mann aber gieng gelassen weiter und sprach: Er wird mir nicht zu lange ausbleiben; und wirklich kam noch vor Lenzburg der Geiser nachgesprungen und marschierte mit aufs Schloß. Dort warf man ihn ins Gefängniß, und als er auch da wieder zu gefährlich wurde, hiengen sie ihn nebst seinem Buben an den Galgen. Sein Häuschen aber ward umgerissen und hinauf auf die Wüstung des Wannenhofs gefahren. Sie wollten eben das letzte Fuder bergauf führen, als der Geiser hinten mit droben

saß. Und als der Suter-Heinrich die übrigen Bausteine unter seine Fenstersassung geschoben hatte, loderte ihm in der ersten Nacht ein großes Feuer durchs Fenster zur Stube herein, bis er diese Steine wieder auf ihre alte Stelle zurückgetragen hatte.

---

381. Salzheiri und Ueribernet von Leerau.

Der Salzheiri (Heinrich Salzmann) und der Ueribernet (Ulrich Bernhard) von Leerau waren Zauberer und „trieben einander". In einer Nacht, erzählte letzterer, weckte mich eine brennende innerliche Hitze; ich mußte aufstehen, hinaus. Nichts, kein Spruch wollte helfen. Endlich wußte ich keinen Rath mehr, als gerade dem Gewässer der Suhre zuzulaufen. Während ich da über die Matten von Mooslearau kam, erhob sich ein so furchtbares Donnerwetter, daß ich im Sturme die rechte Stelle sicherlich nicht gefunden hätte, wäre mir dieselbe nicht zu wohl bekannt gewesen. Es war da ein tiefer Gumpen (stille Tiefe) der Suhre, in den ich blindlings hineinsprang; bis an den Hals getaucht verblieb ich so die ganze Nacht. — Der Salzheiri wurde seines Feindes gleichwohl Herr; erst vor einigen Jahren starb er auch. Freilich erwartete man, er werde nach seinem Tode wieder kommen, denn er war auch ein berüchtigter Marchsteinversetzer. Doch man hat nichts weiter verspürt; die neuen Hausbesitzer wollen von solchen Sachen nichts mehr wissen.

---

382. Düri-Joggeli von Teufenthal.

Man sah einst zu, wie der Düri-Joggeli (Jakob Dürr) bei Teufenthal sein Pflugrad wie einen Hund auf dem Feld herum sprengte. Da kam alsbald eine Here von weitem athemlos hergelaufen, setzte sich zu ihm auf den Pflug und sagte im ersten Verschnaufen dreimal nacheinander: D'er sind (ihr seid) doch en böse! Nun erst erwiederte der Meister: Heute bist du nur gewarnt, ein andermal laß es dir gesagt sein! Verbuckelt und mühselig schlich sich jetzt das Weib davon, das eben noch wie eine Junge im vollen Sprunge hergerannt war. Diesem selben Weibe, erzählte einer, begegnete ich einmal im Buchholze. Schon von weitem mußte ich mir denken: da kommt doch diese Here auch. Sie tätschelte mich im Vorbeigehen auf die Achsel und begann, ohne alle Veranlassung: Ja, die schlechten Leute im Dorfe drunten sagen's. — Mir wurde katzbange, doch geschah mir nichts.

Der Dürrjoggeli treibt ſein Pflugrad wie einen Hund im Feld herum. Der Dieb von Weſſobrunn in Altbayern (Wolf, Zeitſchr. 1, 451) wird auf dieſelbe Weiſe bezwungen und herbeigebracht. Der Segen, der dazu geſprochen werden muß, ſteht in Wolfs Beitr. 1, 257, No. 21:

Dieb, Dieb, kehr wieder um,
Gott Vater bindt dich,
Gott Sohn zwingt dich,
Der hl. Geiſt wendt dich.

Weil der Pflug geheiligt iſt, ſo wird mit ihm gezaubert. Auf ihn, als einem gerichtlichen Weisthum, legt man Eide ab, um Freiheit und Beſitz zu ergreifen. Grimm, RA. 87, 184. Wer einen Pflug ſtahl, war gleich dem Kirchendiebe todesſchuldig. Zellweger, Appz. Geſch. 1, 234. Ans Pflug und Wagenrad darf man kein Thier binden, weil Kaiben daran gebunden werden (Verdammtes und Luder); wer's that, iſt nach Birmensdorfer Rechts-Erinnerung todesſchuldig geweſen. (Mündlich.) Dies erinnert lebhaft an die Irionsſtrafe. Läßt man den Pflug über Nacht auf der Schleife im Felde ſtehen, ſo ſitzt der Teufel darunter. Aargau. Abgl. Darum iſt der Vogt von Neckersdorf (um Neuſatz und Sagan) in ein Pflugrad verzaubert. Firmenich, Völkerſtim. 2, 305. Daß die Zauberthiere Augen wie Pflugräder haben, daß Jedem, der ſie anſchaut, der Kopf anſchwillt, wie ein Viertel, wie ein Kartoffelkorb: dies gehört in die landwirthſchaftliche Bilderſprache und drückt die Fruchtbarkeit überhaupt aus, welche man ſich von der Erſcheinung der Geiſter verſpricht.

383. Der Mauſer von Lupfig.

Oft trifft es ſich, daß ein Teufelsbanner einen andern Herenmeiſter um Ruf und Erwerb neidig iſt. Kann der andere auch mehr, als nur Brodeſſen, dann „treiben" ſie Beide einander, bis einer von ihnen Meiſter wird. So geſchah's dem Lupfiger-Mausfänger. Er war gottlos und ſpöttelte über alles Heilige; natürlich auch über ſeines Gleichen. Da merkte er, daß er „getrieben" werde, verließ ſich aber auf ſeine Geheimmittel und hielt ſich für ſicher. Eben lud er Heu auf der Wieſe, da warf es ihn dreimal hoch auf und das viertemal auf den Boden mit ſolcher Gewalt, daß er ſogleich ſtarb. Dies verſichern noch viele achtbare Leute und würden einen Zweifel an dieſer Thatſache für ungewöhnlicher halten, als die Begebenheit ſelber.

384. Der Giger-Jokeb,

oder Geigers Jakob, half einem Tegerfeldner wieder zu dem Garne, das ihm geſtohlen war, indem er Knochen vom Kirchhof um Mitternacht in einer Pfanne unaufhörlich hat ſieden laſſen. Freilich ent-

ſtand dabei ein ſolches Brauſen und Rumpeln in und auſſer dem Hauſe, daß der beſtohlene Bauer viel lieber ganz von ſeinem Begehren hätte abſtehen mögen. Bei andern Begegniſſen ſoll er nur Hanf in den Schlot gehängt haben, dann aber muſte der Dieb ſterben.

Der Giger-Jokeb ſiedet Kirchhofsknochen in der Pfanne. Der Hexenhammer wimmelt von Unterſuchungen über gekochte Leichen und Todtengebeine, mit deren Extract, Beſenſchmalz u. ſ. w. gebeißen, man gezaubert. Die Kaiſerchronik (edd. Diemer, S. 64) ſagt vom Zauberer: Er hat ein ungemailtez (ungetauftes) kind erslagen unt hat iz unter sinem pete begraben, damit zoubert er swaz er wil. — Wier, de præstigiis etc. führt weiter aus, daß man damit Backmulden, Miſtbahren geſchmiert habe, dann hin und wieder in Lüften gefahren ſei: „So einer von dieſer Feuchtigkeit trinkt, wird er der Künſten theilhaftig, ja ein rechter Rabbi.“ Geiler von Keiſersb. predigt gleichfalls über dieſen Brauch, bezweifelt aber die Richtigkeit des davon erhofften Erfolges. Ameiſe, Bl. 37. (Straßb. Joh. Grüninger, 1517). Valer. Anshelm, Berner-Chronik, weiß eine ganze Reihe hier einſchlägiger Sittenzüge aus ſeiner Zeit zu erzählen vom Jahre 1521: Bd. 6, 109.

Anno 1459 hatte der Zürcher-Rath eine Summe an die Kirche zu Uſter vergabt zu Seelenmeſſen für die anno 1444 hingerichteten 72 Mann der Greifenſeer Beſatzung, und ließ ein eignes Gebeinhaus für ſie aufführen. Noch im Jahre 1638 mußte man dieſe Gebeine wieder wegtragen, ſo viel Aberglauben trieb das Landvolk damit. Man zerſtreute ſie über den Kirchhof und ließ durch jeden Hausvater eine Fuhre Sand darüber ſchütten. Helvet. Kalender 1786, 105.

Ein Hexen-Maleſiz-Protokoll v. J. 1628 beſteht ausdrücklich auf ſolcherlei Zaubergelöche (Mone, Anzeig. 1829, 126 u. 274). Daraus entwickelte ſich der grauſenhafte Glaube, daß die Hexen ungetaufte Kinder und überhaupt Menſchen fräßen. In Lauſanne fraßen ſie ihre eigenen, im Bernerlande auf einmal fünfzehn fremde Kinder, behauptet der Hexenhammer, und Wier, de præstigiis, nennt dafür wiederum den Berner Ketzerrichter Petrus von Boltingen als Gewährsmann. Dies iſt auch der Inhalt des Volksliedes „Es gieng ein Müller wohl über Feld“ (Simrock, deutſche Volkslieder No. 36). So reicht der Aberglaube aus der Lex salica tit. 67. §. 3: si strix hominem comederit etc. bis auf unſere Zeit herein.

---

385. Der Tubeſtütze zu Entfelden.

Der Tubeſtütze war blutarm und hatte nie Brod genug für ſeine Buben; aber ſeitdem ſein Jüngſter einmal ein paar Tauben in Unter-Entfelden geſchenkt bekommen und dafür fünf Batzen auf dem Aarauer-Markte gelöst hatte, gieng dem Vater ein Licht auf; er kaufte ſich Tauben und fütterte ſie aus einem Schädel, den er auf dem Kirchhof zu Suhr geholt hatte. So kamen ihm die Tauben immer wieder in

den Schlag zurück, ob er sie verkaufte oder ins Feld fliegen ließ. Der Handel trug Geld ein, und wer einige Zeit darnach am Hause vorüber gieng, der konnte es am Geruche merken, daß drinnen Braten gerüstet und Kuchen gebacken wurden. Der Taubenstütze war fleißig auf den Füßen und hieß nun vornehm der Taubenhändler Stutz. Allein er starb mitten in seinem beginnenden Glück, wie, weiß man nicht mehr. Das Wohlleben im Hause verschwand, die vorige Noth kehrte völlig wieder ein. Nun ließ aber auch der Verstorbene sich plötzlich sehen, man hörte ihn wie sonst seine Tauben locken. Damals kam eines Tages der Dorfmüller von Aarau heim und kehrte noch im Bären zu Unter-Entfelden ein; gerade war vom Spuk die Rede. Als der Müller die ganze Sache bestritt, erklärte sich ein Gast bereit, ihn draußen sogleich von der Wahrheit zu überzeugen. Der Müller spielte den Tapfern und gieng mit. Als man ihn auf einen gewissen Platz geführt hatte, mußte er seinem Manne mit dem linken Fuß auf dessen rechten stehen und ihm über die linke Schulter blicken. Was er jetzt sah, brachte ihn in solche Furcht, daß er nicht mehr den Muth hatte, die Viertelstunde noch vollends heim zu gehen, sondern im Bären übernachtete.

Man ist im Dorfe den Spuk los geworden, seit ein Aarauer-Zimmermann jenen gefährlichen Todtenschädel gefunden und wieder auf den Suhrer-Kirchhof zurück getragen hat.

Im Meiningischen gilt derselbe Volksglaube noch: Läßt man die Tauben aus einem Todtenkopfe saufen, so gewöhnt sich keine aus dem Schlage und fremde Tauben gewöhnen sich herzu. Haupt, Ztschr. f. d. Alterth. 3, 366, No. 57. Dasselbe gilt auch im französ. Aberglauben: Wolf, Beitr. 1, 250, No. 609.

Diese Sagen von den Zauberern gründen sich in der Schweiz auf die Thaten der Gauner- und Räuberbanden, von denen noch im vorigen Jahrhundert einzelne Landstriche wimmelten. Im Waatlande, erzählt Vuillemin, Kant. Waat 2, pag. 60, hatte das Räuberwesen dermaßen über Hand genommen, daß die Obrigkeit ein ganzes Dorf in der Nähe von Morsee zerstörte und die Einwohner dem Henker überantwortete. In der Aarauer-Stadtkirche wurde 1732 eine Diebsbande von 88 Köpfen von der Kanzel proclamirt, deren Steckbrief drei Viertelstunden Zeit zum Ablesen erforderte. Eggen, Nachtr. zu Ulr. Fischers handschrift. Chronik v. Aarau, pag. 165. So bekamen unsere zahllosen Erzählungen über Aargauer-Milchstellerinnen, Wunderdoctoren, Schatzgräber und Todtbeter ihre letzte historische Bewährung namentlich durch das Treiben des Konstanzer-Hans; derselbe zog in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zwischen dem würtembergisch-badischen Schwarzwalde und dem Schaffhauser- und Thurgauerlande herum. Seine Bande, 468 Mann stark, stand im Zusammenhange mit 1300 Steifbettlern. Seine an Vieh und Menschen gemachten Kuren, Besegnungen, Teufelsaustreibungen gleichen in den darüber handelnden Criminalakten oft

genau unſern hier erſcheinenden Zauberſagen. Der „Abriß des Gauner- und Bettelweſens in Schwaben und der angrenzenden Schweiz. Nach Acten. Stuttg. 1793“ theilt, pag. 105, ziemlich dieſelbe Begebenheit mit, die unſere Nummer 390, „Gebannte Here von Birmenſtorf“, enthält. Weitere Parallelen dieſer Art ſtehen in der Lebensgeſchichte des Konſtanzer-Hans: Samml. u. Erklär. merkwürd. Erſcheinungen, von Prof. Abel. 2 Bde.

Das Neujahrsbl. der Zürcher-Hilfsgeſellſchaft v. J. 1817 giebt, pag. 9, die für die Abtheilung der hier folgenden Sagen wichtige ſtatiſtiſche Notiz: Im J. 1639 wurden auf einen Tag zu Rapperſchwil 1800, zu Schwyz 1800, zu Baden im Aargau 6370 Landſtreicher angehalten; zu Bremgarten in einem Jahr 236 derſelben hingerichtet.

---

386. Rechts und Links.

Gegen Geſpenſter kann man ſich links wehren; greift man aber mit der Rechten nach ihnen, ſo läuft man immer Gefahr. Folgende Hiſtörchen geben dies zu bedenken.

Einer findet Abends in ſeiner Küche im Dunkeln das Toggeli. Sogleich packt er es mit der rechten Hand und wirft es aus dem Fenſter; dafür bleibt ihm nun lange Zeit an ſelbiger Hand ein offener Schaden. — Ein Anderer geht Nachts durch den Wald, und zwei weiße Hündchen laufen vor ihm her; er wirft mit der Linken einen Stein nach ihnen, da verſchwinden ſie.

Ein Schneider glaubt nicht an die Geſpenſtigkeit der Irrlichter. Als er eines Abends von der Stör mit den Geſellen nach Hauſe gieng, zeigte man ihm eines. Um ſeinen Muth zu beweiſen, tappte er mit beiden Händen drauf zu, und augenblicklich war er verſchwunden. Am andern Tage fand man ihn zwar in jenem Sumpfe wieder, aber er war gelähmt und wußte auf alle Fragen nichts zu antworten.

Noch ſpät des Nachts rieb eine Frau ihren Hanf in der Hanfmühle. Um zwölf kam ein Mann zu ihr herein und tanzte. Aus purer Blödheit tanzte ſie endlich auch mit. Beim letzten Glockenſchlag war er verſchwunden, ihr aber blieb ſeitdem der linke Arm unbrauchbar, mit dem ſie den Tänzer umſchlungen hatte.

Unterhalb Stilli an der Aare heißt ein einſam gelegener Ort Wolfertſtall. In jeder Charfreitagsnacht ſtellt ein ſchwarzer Mann hier eine Kiſte auf, worin ſich Silber und Gold und eine Menge Kleinodien befinden. Allein unter der Kiſte liegt zugleich ein ſchwarzer Hund. Wer nun aus einer gewiſſen Entfernung einen ſeiner Schuhe mit der linken Hand gegen die Kiſte wirft und ſie trifft, wird damit dieſe Reichthümer ihres Zaubers entbinden und in ihren Beſitz kommen; wirft er aber fehl, ſo iſt er zeitlebens vom Hunde verfolgt.

Um das Gespenst des Tubestütze von Entfelden zu erblicken, tritt man mit dem linken (d. h. dem bösen) Fuß auf den rechten des Begleiters und sieht ihm über die linke Schulter, und so geht auf den Unberufenen die Gabe des Zauberers über. Durch eine ähnliche Stellung macht sich Koschewitz unsichtbar (Abthl. IX, pag. 147). Mit dem Tritt des Bräutigams auf den Fuß der Braut beginnt die Ehe, d. h. Besitzergreifung; Haupt, Ztschr. 2, 550. Auch bei der Vindication von liegenden Gründen und von Thieren ist dem Besitzergreifenden, bei Freiung des Verbrechers und seiner Schützung ist dem Richter eine erschwerte Stellung geboten. Grimm, RA. 66. Um die Zwerge zu erblicken, muß man über die rechte Achsel blicken. Hess. Sage, Myth. 428. 891. 1061. Der Kreis schließt die Geister in den Bann ein. In einem aargau. Liede wird deswegen mittelst des Blicks durch einen Ring die Liebesuntreue eingesehen.

Es Ringli am Finger, es Löchli derdur:
Jetz g'seh i mim Schätzli sis falschi Natur.

Ebenso wahrsagt man noch allenthalben mit dem Kreis eines Siebes. Biarco vermag den auf weißem Rosse den Schweden zu Hilfe Reitenden nicht zu erblicken; als er aber einer geisterfichtigen Frau durch den Ring des eingestemmten Armes blickt, gewahrt er Odhin. Myth. 313. Der Raggaler-Pfarrer, der seinem tanzlustigen Knechte die Teufel alle zeigen will, die jeden Tanz begleiten, läßt ihn durch den Aermel seines Rockes wie durch ein Rohr in die Tanzstube schauen. Vonbun, Vorarlb. Sag. No. 19. Es spricht die Vodere von Zurzach (Abthl. IX, pag. 167) mit zerthanen Armen in einem engen Kreise ihre Formel aus, um dann einen Blick in die Hölle thun zu können. Elias, 1. B. der Könige, steckt siebenmal den Kopf zwischen seine knienden Beine, um durch diese Stellung Regen zu erzwingen. „So pflegt, was einmal dem Aberglauben verfallen ist, bis zum Aeußersten ausgebildet zu werden, und je kindischer es wird, um so mehr gefällt es.“ Schwenk, Sinnbilder 1851, 359. Der Thiersheiri von Schneisingen, No. 378, schneidet der kranken Kuh Haar am linken Ohre und an der linken Seite ab, um sie zu heilen. Links ist dem Alterthum Norden und Nachtseite; der Galgen heißt der nach Norden gekehrte Baum. Grimm, RA. 808. Schattenhalb ist schweizerisch synonym mit links und leq, der Schatten synonym mit Gefängniß und Haft. Bei Valer. Anshelm, Bern. Chronik 3, 419 beißt der erscheinende Teufel dem Bauner ein Zeichen in den linken Daumen.

---

387. Das Haupt des Schwiegervaters.

Ein braver Landmann in Auenstein erzählt: Wir Schulknaben sollten eine Leiche herkömmlich mit zu Grab begleiten. Auf dem Kirchhofe stahlen wir uns bald davon und stiegen in den Kirchthurm hinauf; alle meine Kameraden waren bereits voran im Glockenstuhle, ich wollte eben nach. Während ich aber nach oben steigend, gegen das Bodenloch der Treppe blickte, sah ich zu meinem größten Schrecken, wie daraus ein gewaltiges Mannshaupt auf mich herab schaute und in stummer Warnung einen ausgestreckten Zeigefinger gegen mich er-

hob. Ich konnte mich kaum mehr aufrecht halten. Vergebens rief ich den Andern; sie alle hatten nichts bemerkt. Jetzt kam ein Mann den Thurm herauf, und that verwundert, den Sigrist nicht bei uns zu finden, der ja eben zum Schallloch heraus gegnckt habe. Wir wußten aber auch von diesem nichts weiter, als daß er nicht mit uns im Thurme sei. Alles dies zusammen blieb uns unerklärlich und unvergeßlich. Als ich nun ein ausgewachsener Bursche war, verliebte sich ein reiches Mädchen in mich, dem auch ich nicht abhold war und das ich zu heiraten gedachte. Ihr Vater war schon todt, ich hatte ihn gar nicht gekannt; auch sonst lebte niemand weiter aus seiner Verwandtschaft, der uns Zweien einzureden gehabt hätte. Aber ich heiratete sie nicht und mied sie von der Stunde an, als sie des Vaters Aussehen zufällig mir einmal näher beschrieb — denn genau das war sein Haupt, welches mich ehedem im Glockenstuhle so unvergeßlich gewarnt hatte.

Das Blicken durch den Thurm hinab und durch das Bodenloch der Thurmtreppe hinunter vergleicht sich dem Blicken durch den Ring, welches geisterſichtig macht. Vgl. die vorausgegangene Anmerkung „Rechts und Links“. So findet das Heraufragen eines gewaltigen Mannshauptes aus der Brunnen- oder aus der Thurmtiefe in der Sage seine Gleichnißstellen. Als Odhin Rathes bedarf, hält er Zwiegespräch mit Mimirs weissagendem Haupt, das in der Tiefe des Mimisbrunnen liegt. Ein Hirtenknabe findet an der Stelle eines eben gesehenen Weibes einen Brunnen vor, in welchem ein Eisenkopf schwebt mit Löchern statt der Augen. Schles. Sag. in Weinholds Deutsch. Frauen, 27. So kommt auch Orpheus Haupt, nach seinem Tode nebst seiner Leier ins Meer geworfen, nach Lesbos geschwommen und ertheilt dorten in einer Felsenspalte Orakel. Die Uebereinstimmung dieser griechischen Sage mit der indischen, wornach des Dadhyanc abgeschlagenes und in einer Bergschlucht ruhendes Haupt Weisheit mittheilt, zeigt Kuhn, Zschr. f. Sprachf. 4, 117.

---

388. Histörchen vom Wechselthaler. a — e.

a) Der Wechselthaler ist dasjenige Geldstück, welches seinem ersten Besitzer, so oft er es ausgiebt, nicht bloß immer wieder in die Tasche zurückkehrt, sondern ihm auch das fremde mitbringt, bei welchem es unterdessen gelegen hat. Namentlich die Juden sollen solches Geld besitzen. Man verschafft es sich, wenn man um Mitternacht an die Kirchenthüre klopft, indeß man eine ganz schwarze Katze bei sich trägt, die man mit künstlich geschürzten Knoten in einen Zwilchsack gesteckt hat. Sogleich wird alsdann im Rücken eine Gestalt erscheinen und fragen, was man habe und begehre? Hierauf wird geantwortet, man habe einen Hasen; und auf die zweite Frage, wie theuer, ver-

ſetzt man, um einen Thaler. Der Thaler wird einem augenblicklich ausbezahlt; nun aber muß der Empfänger entfliehen, und zwar noch raſcher, als der Andere den überlieferten Sack löſen, die Katze darin erkennen und vor Wuth erwürgen kann. Denn hört der Entfliehende von ferne nur noch ihr Schreien, ſo iſt er mitgetödtet. Daher ſoll das Sprichwort rühren, die Katze im Sack kaufen. Vgl. No. 476.

b) Außerhalb des Städtchens Mellingen — ſo erzählte im J. 1801 meinem Vater ein Unterwaldner als Augenzeuge — war eine Schenke, in der ein vorüberreiſender Handwerksburſche neben uns Sonntagsgäſten ſeinen Schoppen trank und beim Weggehen einen Thaler wechſeln ließ. Die Wirthsfrau hatte das Geldſtück nicht beſonders genau betrachtet, es eingenommen und das Betreffende darauf hinausgegeben. Es kamen immer mehr Gäſte nach, ſie mußte einem Manne aus dem benachbarten Dorfe aufs neue einen Thaler wechſeln und dabei kam ihr derjenige wieder in die Hand, den ſie eben erſt eingenommen hatte. Jetzt ſchien er ihr gar wunderbar zu ſein und ſie erzählte davon den Leuten. Dieſe ließen ihn am Tiſche herum gehen und Mehrere erklärten, das ſei ein Wechſelthaler, auf der Stelle ſolle ihn die Frau von ihrem übrigen Gelde wegthun, damit er es nicht alles zuſammen mit ſich fortführe. Die Frau ließ ſich nicht gerne bereden, doch entſchloß ſie ſich endlich, ihn durch einen Mann, der ſich darauf verſtand, mit einem Nagel an die Holzwand des Schenkzimmers ſchlagen zu laſſen, damit hier jeder Einkehrende erfahre, was für ein Ausſehen ſolch ein Hexthaler habe. Er wurde nun aufgenagelt; nach etwa einer Viertelſtunde bemerkte man, daß er anfange, ſich um den Nagel ruckweiſe herum zu bewegen. Dann ward das Drehen immer raſcher und gieng zuletzt ſo ſchnell, daß es pfiff und ſchnurrte. Zuletzt ſtand er aber ſtill und blieb für immer unbeweglich.

c) Meinrad Schilling von Hornuſſen hat aus der Zeit, da er noch als Schuſtergeſelle in Solothurn arbeitete, folgendes Erlebniß meinem Vater erzählt. Des Meiſters Töchterlein hatte die neue Arbeit in der Stadt auszutragen und bekam einmal die Bezahlung der Waare in lauter kleiner Münze. Als ſie eben drüber nachdachte, wie ſie beim Vater ausgeſcholten werde, wenn ſie ihm nur ſo ſchlechtes Geld heimbringt, wurde ſie auf der Straße von einem fremden Geſellen angefragt, ob ſie ihm nicht für einen Thaler Münze geben könne. Natürlich that ſie es bereitwillig und trug den eingewechſelten Thaler mit dem übrigen Gelde heim, wo es der Vater nach Gewohnheit ins Nähpult verſperrte. In der Nacht darauf hörte jedes im Hauſe ein unaufhörliches Keſſeln und Klirren; als man am Morgen ſich beſſer um-

ſah und an das Nähpult kam, war es zwar noch verſchloſſen, aber der Thaler drinnen ſammt allem übrigen Gelde fort.

Als der Metzger den eingenommenen Heckelthaler erkennt und auf den Hackblock nagelt, tanzt dieſer zum Hauſe hinaus und der eben mit dem eingekauften Fleiſche heimgehenden Hexe nach. Schambach-Müller, nddſächſ. Sag. No. 188. Mit drei Groſchen erbaute die hl. Sura die Kirche zu Dordrecht; dieſe waren immer da, ſo oft ſie in den Seckel griff. Die Baulente erſchlugen die Jungfrau, aber des Seckels Kraft war nun dahin. Wolf, ndl. Sag. No. 29. Wie man dieſes Wechſelgeld gewinnen kann, zeigt Abthl. XI, No. 476: „Heidenhütte zu Uerkheim“. Daſſelbe iſt ſogar gewiſſen Gewerben eigen, im Aargau den Juden, in Irland den Meßprieſtern, weil dorten die Bezahlung der Beichtabſolution als ein Sündenſchacher erſcheint. Grin 6, 450. Auch hierin iſt indeß die Sagengrundlage eine viel ältere. Des Gottes Speer, ſagt Wolf, Beitr. 1, 18, wird im KM. zum unbeln Knüppel aus dem Sack, ſein Schwert wird zum Schickſal erprobenden Meſſerlein, ſeine Wunſchdörfe zum Ranzen (Grimm, KM. No. 54), und zum Heckpfenning wird ſein Goldring Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht eben ſo ſchwere träufelten.

---

389. Die Heuelſchneiderin in Wallbach.

Sieben Jahre hintereinander hatte im Frickthaler-Dorfe Wallbach der Hagel geſchlagen; man erinnerte ſich noch, daß vor dieſer Unglückszeit ein Specht mit ſcheckigen Füßen auf dem Kirchthürmlein geſehen worden war.

Jetzt kam wieder ein ſolcher Vogel, er hatte ein rothes und ein gelbes Bein. Der Odjokeb (Adam Jakob) lud gleich ſein Gewehr, er war ein alter Quackſalber und verſtand ſich auf geheime Künſte. Diesmal traf er nichts. Aber in derſelben Zeit fiel im entfernten Dorfe Zeiningen die Heuelſchneiderin mitten in der Gaſſe um, und die Leute, die ſie aufheben mußten, wunderten ſich, daß ſie einen rothen Wälderſtrumpf, am andern Beine aber einen elben (von ungefärbter Wolle) trug. Man zog ihr die Strümpfe ab, da fand ſich's, daß ihr das Bein entzwei geſchoſſen war.

Vgl. Abthl. XII, No. 517: das Geſchlecht Oelhafen, Anmerk.: der Peſtvogel. Der Name Heuelſchneiderin deutet auf Nachtreule und zugleich auf ein Weib in zerzauſten Haaren. So führt der Name auf die beiden Vorſtellungen, die das dämoniſche Weſen der Hexen ausmachen: daß ſie gleich den heidniſchen Opferprieſterinnen in loſen flatternden Haaren auftreten, und daß ſie ſich in Vögel wandeln, gleich den dem Gotte zum Geleite dienenden Schwanjungfrauen. Die Eule begleitet jetzt noch das tutende Wilde Heer und heißt demnach Tuturſchel (Meier, ſchwäb. Sag. pag. 34), bei uns Huuri, Hauri, Tſchuderevul; in Bayern Tſchuban, während Schubei

dorten der Teufel ist (Firmenich 2, 383. 384), und Wandschopper der Mauerspecht. Schmeller, Wörterb. 3, 377. In Baselland heißt sie Puluß, ein Name, der an Gott Phol (Myth. 975) gemahnt; in Glarus Wilde Gaißer und Wiggle. Wicken bedeutet bei uns klagend rufen; in Osnabrügge prophezeien (Lyra, Plattd. Briefe 1847, 65). Der Specht unserer Sage verursacht Hagelwetter. Das Gleiche gilt noch von der Eule. Aberglaubensfrage: Eine Eule an die Sarwid gehängt, schützt das Haus gegen den Blitz. Gegen den Hagel giebt Palladius de re rust. 1, 35 die Vorschrift: noctua pennis patentibus extensa sulligitur. Noch jetzt sieht man an Scheunen und Mühlen die Eule mit ausgespannten Flügeln angenagelt. Mone, Anz. 1835. 23.

390. Die gebannte Hexe von Birmensdorf.

Einem Birmensdorfer-Bauern erkrankte sein Vieh so häufig, daß er alle Jahre ein oder zwei Stück fällen mußte. Er faßte Verdacht gegen eine böse Nachbarin, die im Rufe schlimmer Künste stand, und berieth darüber den Wasenmeister von Wettingen, der ihm denn auch versprach, nächstens durch einen ganz unversehenen Besuch den Schaden wenden zu wollen. Wirklich kam der Wasenmeister bald darauf an einem Vormittag in jenes Bauernhaus, da eben alles Gesinde auf dem Felde und auch das Vieh ausgetrieben war. Sogleich mußte der Bauer vom Acker heimkommen und sämmtliches Vieh in den Stall thun. Bevor nun der Beschwörer sein Werk begann, fragte er die Leute, ob sie dabei auch die Hexe selbst zu sehen wünschten, die ihnen so lange nachstelle? Da sie es alle in ihrer Angst verneinten, hieß er sie stille vor der Scheune bleiben und begab sich jetzt allein in den Stall. Bald hörten sie draußen ein Getrippel und Geschlarpe, als ob eine Weibsperson hastig durch die Tenne verschleiche. Und da, wo oben an der innern Scheunenwand das Futterloch in den Barn des Kuhstalles hineingeht, stellte sie sich auf die Zehen, streckte ihre Hand mühsam durch die Heurafe dem drinnen stehenden Beschwörer entgegen und bat ihn bald verdrossen, bald vertraulich um eine Prise Tabak. Was nun geschah, sah und hörte keines. Bald aber trat der Wasenmeister wieder aus dem Stalle und erklärte den Leuten, sie hätten nun zwar noch ein Stück Vieh zu verlieren, dürften aber dazu dasjenige selbst auswählen, das ihnen am wenigsten werth sei. Sie willigten in den Verlust eines Kalbes. Dies crepierte bald, es wurde unter der Stallschwelle vergraben, und der weitere Viehfall unterblieb von da an.

391. Die Vodere von Zurzach

habe ich ſelbſt noch gekannt und mit meinen Schulkameraden öfters beſucht, um ſie über ihre Zauberkünſte auszuhorchen, es war aber nichts aus ihr herauszubringen. Sie konnte Menſchen und Wagen bannen, daß es weder mehr vor, noch rückwärts gieng; wollte ſie dies thun, ſo zeichnete ſie drei Kreiſe in ihre Stube, ſtellte in jeden eine brennende Kerze, ſich ſelbſt mitten hinein und ſprach mit zerthanen Armen ihre Verwünſchungen. Ihre Kameradinnen waren auch nicht beſſer. Das war zum Beiſpiel die alte Wagnerin im Wil; wenn dieſe Anken in der Pfanne zerließ, ritt ſie noch inzwiſchen auf einem Beſen bis nach Baſel, um ſich erſt die Zwiebeln zu kaufen, die ſie in der heißgemachten Butter röſten wollte. Die andere war die Sagefilers (des Sägenfeilers) Liſebeth. Wo dieſe ſich einem Hauſe näherte, da hatte man drinnen gewiß ſchon den Beſen bei der Hand, um ihn verkehrt, den Stiel nach unten, hinter die Thüre zu ſtellen. Trat ſie in ihrer Frechheit gleichwohl ein, ſo half gar nichts mehr; ſelbſt das Weihwaſſer mußte man ausſchütten und an der Wand die Weihbrunn-Keſſelchen ſäubern; alles war zugleich unnütz und kraftlos gemacht. Man meint, das Dreifaltigkeitsſalz allein habe ſie gefürchtet.

Das Zwiebeln-Einkaufen, um ſie in der Butter zu röſten, bezieht ſich auf das Backen der Feſtkuchen, die man Zwiebelwähen nennt. Die Opferkuchen an Feſttagen im Tempel zu backen, war das Geſchäft der germaniſchen Frauen. Vgl. Oberdeutſches Gebildbrod No. 38: Waije und Dünneto. Der Glaube, daß die Hexe durch Salz allein abtreibbar ſei, liegt gleichfalls in dem Glauben der Germanen von der Heiligkeit der Salzquellen (Tacitus Ann. 13, 57). Prieſterinnen werden die Bereitung des gewonnenen Salzes verwaltet haben, und darauf wird ſich der Zuſammenhang des Salzſiedens mit der ſpätern Volksanſicht ſtützen von der Zauberei und dem Teufelseinfluß. Luther verſichert, mit dem Teufel manche Salzſcheibe verzehrt zu haben, nämlich öfter als einmal lange Diſpute mit ihm gehabt zu haben. Das Dreifaltigkeitsſalz wird jetzt noch im Frickthal und Schwarzwald kirchlich geweiht und gegen böſen Einfluß verbraucht.

---

392. Die Milchſtellerin zu Tegerfelden.

Stets war dem Bauern, wenn er Milch wollte, die Kuh ſchon gemolken und doch hatte er noch keinen fremden Menſchen im Stalle erblicken können. Der Viehdoktor, den er holen ließ, erklärte, es ſei zwar zu helfen, aber unter großer Gefahr. Denn da ſei ein altes Weib ſchuld, die zwei Lumpen an ihr Ofenſtänglein hängt und ausmelkt, und auf dieſe Weiſe alle die Milch bekommt, die ſonſt die Kuh

gegeben. Vorerſt bohrte der Doktor ein Loch in die Schwelle des Stalles, goß einige Tropfen von der Milch des kranken Thieres drein, ſprach ein paar Worte drüber und verzapfte dann das Loch. Nun aber ſchärfte er Allen aufs Dringendſte ein, Niemandem, wer da immer komme, etwas zu geben oder zu leihen, unter keinerlei Bedingung; ſonſt ſei's umſonſt, und Alle müßten ſterben. Nachdem ſie ihm Alle Folgſamkeit zugeſagt, gieng er allein in den Stall zurück. Bald kam jenes Weib herbei und wollte Milch kaufen. Man ſchlug es ihr ab. Sie aber war unerſchöpflich an Erklärungen und Nachweiſungen, wie da und da im Hauſe noch eine Schüſſel voll übrig ſei, wie unter der Treppe im Keller zwei übervoll ſtänden. Sie erhielt nichts und gieng. Handumkehrt war ſie ſchon wieder da und verlangte nun ein Meſſer zu entlehnen, denn zu ihrem eignen Gänterli (Küchenſchrank) fehle ihr eben der Schlüſſel. Man wies ſie nochmals ab. So aber kam ſie unter immer neuen Gründen wohl noch ein Duzendmal. Zuletzt that ſie ganz wüthend und verließ unter Schimpfen und Schelten das Haus.

Kaum war ſie fort, ſo trat der Doktor aus dem Stalle und verlangte eine Schweinsblaſe. In dieſe molk er jetzt die Kuh, bis die Blaſe gänzlich voll war. Er ließ ſie in den Rauchfang hängen und erklärte: von nun an gebe die Kuh Milch, wie ſonſt; wie aber die Blaſe im Kamin dorre und ſchrumpfe, ſo werde die Milchſtellerin abnehmen und ſie ſei todt, wenn endlich die Blaſe herunterfalle. So geſchah's, und der Bauer erzählte erſt nach der Hexe Tod dieſe Geſchichte. Auf dieſe hier angegebene Art geſchieht das ſogenannte Entheren der Ställe auch jetzt noch.

Ein Holzſchnitt zu Geilers Predigten, „Ameiſe", zeigt Frauen, die aus Lumpen und aus dem Artſtiel melken. „künnent die herßen die kü verſigen und milch aus einer alen, oder einer artheimen melken? ich ſprich, ja durch hilf des tüfels. ſo kan der tüfel in kurzer zeit milch darbringen und ſie ingießen in ir geſchirr und ſieht man in nit, und ſo wenet die heren, ſie lauft uß der faul oder uß dem artheim." Bl. 54. 55. Von der zauberiſchen Verzapfung der Hausſchwelle (ſonſt der Schwellenvogel genannt) redet Joh. Prätorius, Blocksberg 1669, S. 112: Im Stift Münſter in Weſtfalen haben die Bauern die Sitte, daß man am 22. Februar, als an St. Petri Stuhlfeier, vor Sonnenaufgang ſich gegenſeitig mit Artſchlägen an die Hausthüre klopft mit ſo viel Streichen, als der Spruch Worte hat, den man dazu ſpricht: Heruth, heruth Stullevögel! auf hochdeutſch:

Heraus du Schwellenvogel,
St. Peters Stuhlfeier iſt kommen;
Verbaut dir Haus und Hof und Stall,
Haus, Schoppen, Scheuern und anderſall,
Bis auf dieſen Tag übers Jahr,
Daß dir kein Schade widerfahr.

Durch den Schwellenvogel bezeichnen ſie Kröten, Ottern, Schlangen und anderes böſes Gewürme, das ſich gerne in den Schwellen aufhält oder vergraben ſein möchte.

393. Die Butterhexe und der Schneider zu Tegerfelden.

Oft ſah der Nachtwächter von Tegerfelden einem Weibe des Dorfes durchs Fenſter zu, wenn ſie Nachts ſich rüſtete, mit andern Dorfhexen aufs Unterfeld beim Schloſſe zum Tanze auszufahren. Auf jenem Felde wollte kein Gras mehr wachſen, als es aber der Nachtwächter pachtete, vergrub er nur ein Stückchen Brod drein und konnte bald wieder reichlich mähen. Einſt mußte jenes Weib Butter machen, da ſie gerade einen Schneider auf der Stör hatte. Sie that nur ſehr wenig Nidel in den Kübel und hatte unter ſeinen Boden einen Kamm gelegt; bei jedem Stoß murmelte ſie: „Us jedem Hüs en Löffel!“ Bald war ſie fertig, holte eine tiefe Schüſſel aus der Küche und konnte ſie ganz mit einer großen Butterballe füllen. Der Schneider, der ſich alles wohl gemerkt hatte, ſagte Abends beim Heimkommen gleich zu ſeinem eignen Weibe: Geh, hole mir den Kübel, wir wollen anken! — Biſt du ein Narr! antwortete die Frau, haben wir doch erſt neulich gebuttert, und heute iſt ja noch gar keine Nidel da. Doch der Schneider beſtand auf ſeinem Vorſatz, machte Alles treulich ſo, wie er es bei der Alten geſehen, und hatte endlich genau ſo viel Butter wie ſie. Voll Freude legte er ſich zu Bette und dachte ſchon an die guten Ankenſchnitten, die er Morgens zum Kaffee eſſen werde. Aber aus tiefem Schlafe ward er durch ein heftiges Pochen geweckt. Da er das Schubfenſter öffnete, ſtand ein ſchön gekleideter Herr mit Stock und Hut draußen, der hartnäckig Einlaß begehrte; da half keine Weigerung. Was habt Ihr heute gethan! ſprach der Eintretende, da müßt Ihr Euch jetzt entweder gleich in dieſes Büchlein ſchreiben, oder Euch noch in dieſer Stunde mit mir auf den Weg machen. Das Letztere ſchien dem Schneider gar zu ſchrecklich, und aufs Schreiben, das er gelernt hatte, bildete er ſich noch dazu nicht wenig ein, er nahm alſo den ihm dargebotenen ſchwarzen Stift und ſchrieb ſeinen Namen ins ſchwarze Buch. Aufmerkſam ſah der Herr dabei zu; als er es richtig fand, war er verſchwunden. Hätte der Narr, ſtatt ſeines Namens, drei Kreuze hingemacht, es hätte ihm nichts gethan. Schneider und Butterhexe ſind nachmals zuſammen vom Teufel geholt worden.

Gleiches in Pröhle's Harzſagen 1854, pag. 52.

394. Die entlarvte Hexe.

Ein Mann vernahm, daß sein Eheweib eine Hexe sei. Um dessen ganz gewiß zu werden, that er, als wolle er hexen lernen und stritt sich mit ihr über die richtige Art herum, wie man dabei zu verfahren habe. Da führte ihn zuletzt das Weib in einer Mondnacht hinaus auf den Düngerstock, gab ihm eine Haselruthe in die Hand und befahl ihm, mit derselben auf den Mist zu schlagen und dabei folgenden Spruch nachzusprechen:

Jetze stohn i üf em Mist
Und verlougne minen Christ.

Kaum war dies heraus, so fieng der Mann an:

Jetze stohn i üf dem Mist
Und schlo nieder was n'Tufels ist.

Unter diesen Worten prügelte er sein Weib ins Bett.

Der unzarte und schmutzige Murner, Narrenbeschwörung, zeigt, daß obiger Reim seiner Zeit schon sprichwörtlich gegolten habe. Er vertheidigt die grobe Behandlung, welcher damals noch das Eheweib durchschnittlich ausgesetzt war:

Man sagt, die wyber houdt ein art,
wer an jn die deggel spart
vnd schlecht nit druff als in ein mist,
das jm kein dester hoelder ist.

Zarncke, Brants Narrenschiff, pag. 365 a. — Von der Sage wird die Wirkung dieses Exorcismus ins Scherzhafte gezogen; allein Hennebergische Herrenakten v. J. 1662 nennen eine Wittwe Lorenz, die nach zweistündiger Folterung bekannte, mit obigem Spruche den Teufel citirt zu haben (Journal v. u. f. Deutschl. 1782, 526), und hessische Hexen-Prozesse v. J. 1632 (Wolf, Ztschr. 1, 276. 2, 64) berichten, wie dieses Spruches wegen ein Mann zu Büdingen justificirt worden. Beides wird begreiflicher, wenn man erwägt, daß der Reim nur Anfang einer Segensformel war, die dazu diente, Krankheiten hinweg zu segnen: Ich stand uf den Mist und ruf zu dem werden Christ. Grimm, Myth. Beschwörung, No. XXVII. Von dieser Sage ist außerdem Haselruthe und Stab noch nicht vergessen, mit welchen Seherinnen ausgerüstet sein mußten.

---

395. Die Hexe von Aristau.

Noch vor etlichen sechzig Jahren lebten Leute zu Aristau (Freienamt), welche sich eines dortigen Hexenweibes erinnerten, der man Hagelwetter, Viehseuche und alles mögliche zur Last legte, was eben eine Gemeinde gerade betreffen kann. Namentlich das Buttern wollte gar keiner Hausfrau mehr gelingen, wenn diese Hexe gerade im Dorfe sich aufhielt. Man lief darüber oft zu den Kapuzinern nach Brem-

garten, bekam aber kein nachdrucksames Mittel dagegen, und auch dasjenige half nur einmal, welches die Mönche in Zug anzugeben wußten. Man stellte nämlich einen leeren Kessel zugestürzt über das Küchenfeuer und schürte so lange drunter fort, bis es drinnen zu zischen und pfeifen begann. Nun war's Zeit, schnell ans Butterfaß zu gehen, der Anken gedieh sogleich und vortrefflich. Hob man nachher die Stürze vom leeren Kessel ab, so fuhr es mit heftigem Zischen heraus durch den Kamin davon. Aber der stets wiederholte Verdruß wurde doch zu groß und derselbe Uebelstand machte sich auch in allen Feldarbeiten unerträglich. Die Dorfschaft beschloß daher, ihr altes Strafrecht geltend zu machen, und fällte in der Gemeindeversammlung mit großer Mehrheit den Spruch, jene Hexe auf immer zu verbannen. Von Stund an vermißte man das Weib, doch kurze Zeit nachher fand man sie an einer Hecke erhenkt. Freilich war ihr sonst keine andere Wahl mehr übrig, denn in keiner einzigen fremden Nachbargemeinde hätte sie nach solchen Vorgängen Aufnahme finden können. Nach Landesbrauch sollte nun die Leiche des Nachts in einer Wüstung des Waldes begraben werden. Den Wagen, auf den man sie lud, brachte man nicht eher von der Stelle, als bis man, statt des vorgespannten Wucherstieres, acht schwarze Rosse angeschirrt hatte. Da man nun gegen den Heiniweiher hinkam, erschien, trotz des hellen Mondscheines, alles Laub des Waldes schwarz, alle Zweige senkten sich zusammen gegen Wagen und Rosse und versperrten völlig den Weg. So blieb man abermals mit der Fuhre stecken. Endlich setzte sich der Kutscher statt aufs Sattelroß auf die Leiche und ritt sie so lange, bis der Wagen zum Weiher durchgeschleppt war. Dorten warf man die Hexe in das Sumpfloch. Noch jetzt spukt es daselbst. Wer Nachts vorbeikommt, wird unausbleiblich verirren; die Jäger sehen oft Rudel von dreißig Hasen dorten ihre Sprünge machen, jedesmal aber in den Boden verschwinden, so wie man drauf anschlagen will.

Diese Rechtssage findet in der Freienämter-Gerichtsordnung ihren Anhalt. „Kindsverderberin, Mörderin, Vergifterin soll man ausführen auff die gewohnliche Gerichtestatt, allda soll gemacht werden ein tieffe gruoben, dorin soll man legen ein burti dörn und Sie läbendig daruff wärffen, demnach wieder ein bürdi dörn auff Sie, vndt soll man Ihren in den mund gäben ein Lufftröhren und Sie mit Erden bedechen vnd die gruoben zuofüllen, damit Sie weder Son noch Mond bescheinen thüge ꝛc." Dies Urtheil knüpft sich an das Rechtssprichwort: den Mann an den Galgen, die Frau untern Stein. Grimm, RA. 687. Feiglinge läßt Tacitus, German. 12, in Moor und Sumpf werfen und Reisbündel darüber: infames coeno ac palude, injecta insuper crate, mergunt. Auch bei der

Schilderung der Teutoburger-Walſtatt iſt von ſolcher Todesart der damals in Gefangenſchaft gerathenen Römer die Rede: quot patibula captivis, *quae scrobes*. Tacit. Annal. 1. Der Berner-Fabuliſt Boner (ed. Benecke, pag. 95) hat für dieſe Todesſtrafe noch den Ausdruck in mel begraben. Mehl iſt hier Molte, Erde. Dies trifft zuſammen mit der in No. 357 gemeldeten Strafe: In Spreuer begraben. Ebenſo wird die Mutter im Höllhafen „geſotten“ (Abthl. XI, No. 487), der Bauer Rieſli (Abthl. VI, pag. 44) ins Waſſerloch einer Sumpfwieſe verſenkt. Vgl. Grimm, RA. 695.

396. Krötenmacherin von Rietheim.

Dieſe Hexe machte ſich den Leuten um Zurzach dadurch gefährlich, daß ſie den Kühen ſtets die Milch nahm und die trächtigen erweren (vorzeitig kalben) ließ. Durch ein Kind wurde ſie endlich entdeckt. Man hatte daſſelbe auf der Weide allein gelaſſen, da kamen draußen am Felde drei Frauen zu ihm, brachten ein Tiſchlein herbei, gaben ihm zu eſſen und zu trinken und ſteckten ihm beim Weggehen auch noch ein Stück Braten in den Sack. Als das Kind heim kam, erzählte es über dieſe Mahlzeit und über die Kunſtſtücke dazu, die es von den Weibern gelernt habe. Ich will euch Mäuſe machen, ſagte es zur Mutter, und kaum hatte es dies alberne Wort geſprochen, ſo wimmelte die Stube von Mäuſen; ich will euch melken, fuhr es fort, nahm einen Lumpen und zog dran, und gleich gieng die Milch ſchoppenweis davon. Ich will euch meinen Braten zeigen, ſagte es und ſchlug vergnügt auf den Rocksack; darinnen aber fieng etwas Lebendiges an zu ſchlegeln, und das Kind traute ſich nicht, hinein zu langen. Als man jetzt den Sack wegſchnitt, ſprang eine große Datſchkröte heraus und war alsbald verſchwunden. Aber gerade dies Thier half den Leuten auf die Spur; die Hexe wurde eingezogen und dann von der Obrigkeit verbrannt.

Das Mäuſemachen und Fackelmachen (Ferkel) ſpielt eine Hauptrolle in den bairiſchen Hexenprozeſſen, die in Aretins Beiträgen gedruckt ſind. Kinder zu Freiſingen werden deswegen verbrannt. „Die Feſtung macht Mäuſe und will ſich nicht ergeben“ iſt noch eine Redensart bei Göthe, Bürgergeneral, Auftritt 9. Beim Melken aus dem Lumpen iſt die Farbe deſſelben vergeſſen, er muß roth oder blau ſein. Ein blaues Tuch weist auf Wuotans Mantel, ein rothes auf den Donar. Letzteres gilt auch in Norddeutſchland (Kuhn, Sag. pag. 489) als den Buttergewinn vermehrend. Baader, bad. Sag. No. 107.

397. Das Tschofeld bei Waltenschwil.

Zwischen Waldhäusern und Waltenschwil liegt in der Nähe des Eichenwäldchens an der Landstraße ein Ackerland, welches Tschofeld geheißen wird. An seinen Namen knüpft sich folgende Begebenheit:

Nur noch einige verfallene Mauerreste sieht man von jenem Häuschen zu Waltenschwil, worin sonst eine berühmte Hexe gewohnt hat. Mit ihrer Salbe konnte sie Wunder thun; sie strich ein wenig davon an Stock oder Besenstiel, und blitzschnell ritt sie darauf fort, wohin sie wollte. Oft hatte sie schon die Butter zur Zwiebelsuppe übers Feuer gestellt, wenn sie erst noch die Zwiebeln dazu auf dem Markte zu Basel holen sollte; aber auf ihrem gesalbten Stocke kam sie doch immer noch schneller zurück, als die heiße Butter ins Feuer laufen konnte. Von allen solchen Praktiken des Weibes wußte ihr Ehemann kein Wörtchen. Während sie nun einmal ausgeritten ist, will der Bauer seinen Wagen schmieren und geräth hinter jene Teufelssalbe, die wie eine gewöhnliche Schmiere im Topfe unter dem Herde stand. Kaum sind ein paar Zinken (Gabelspitze voll) davon um die erste Radnabe des Wagens gestrichen, so setzt sich derselbe in Bewegung und läuft im Hui davon. Draußen am Waltenschwiler-Felde begegnet er der Hexe, die eben auf ihrem Stocke heimreitet. Sie merkt die Ursache, als sie ihren Wagen ohne Mann und Roß querfeldein schieben sieht, und ruft ihm geschwinde: Tscho, Schnori! Das soll heißen, rückwärts mit der Schnauze! Der Wagen gehorchte und sie kam zugleich mit ihm heim. Dies Begebniß hatten aber Leute aus der Nachbarschaft her mit angesehen, und nach dem Hexen-Commando hieß von der Zeit an jenes Landstück das Tschofeld.

„So erzählt man auch von einem Knechte, der früh aufgestanden, den Wagen zu schmieren; weil er aber in der Finsterniß die unrechte Büchse ertappt, so habe sich der Wagen in die Luft erhoben, also daß man ihn wieder habe herabziehen müßen." Simplicissimus l. 2, c. 18.

---

398. Hexenrache.

Eine Frau auf dem Lande lag todtkrank; Arzt und Hausmittel konnten ihr die unsäglichen Schmerzen nicht lindern, eher schienen sie dadurch noch gesteigert zu werden. Da ließ der Ortspfarrer unvermuthet ihren Mann eines Abends holen und sagte: Du gehst mir ohnedies nicht in die Kirche und verdientest also nicht, daß man sich deiner annehme; aber deine Frau mit ihrem Wehe dauert mich und der muß geholfen sein. Hier ist ein Mittel, das die Kranke pünktlich

zu nehmen hat; du hinggen darfst eben so lange deine Hausthüre vor sieben Uhr des Morgens Niemandem öffnen, komme auch was wolle.

Der Bauer that's, und schon nach zwei Tagen konnte das Weib wieder aufstehen. Da er am dritten Tage eben im Begriffe war, das Mittel wieder anzuwenden, hörte er draußen heftig an die Thüre pochen. Er dachte an des Pfarrers Warnung und hielt sich stille. Das Klopfen wollte nicht aufhören und wurde ganz unverschämt. Der Mann sah auf die Uhr, sie zeigte eben halb sieben. Nun, so will ich denn einmal ein Exempel statuiren, sagte er, und gieng trotz der Abwehr seiner Frau gegen die Hausthüre, um zu öffnen. Da stand denn ein altes Weib und verlangte ganz bescheiden nur Aushülfe in ein wenig Salz; ihr sei's eben ausgegangen und der Weg weit zur Salzbütte (obrigkeitlicher Ausverkauf). Nur herein, sagte der Mann, du mußt haben, was du verdienst. Aber sogleich schloß er hinter ihr ab, ergriff einen Knüttel und zerwalkte sie dermaßen, daß ihr Hören und Sehen vergieng; dann warf er sie hinaus. Sein Weib genas völlig; aber nun soll der Pfarrer krank geworden sein.

399. Die fallende Lichtscheere.

In der Gemarkung von Laufenburg war im sogenannten Blauen ein großer kreisrunder Platz zu sehen, auf dem kein Gras wachsen wollte. Dort sollen noch vor dreißig Jahren die Hexen sich zum Tanze eingefunden haben. In der Abenddämmerung eines sehr schönen Sommertages gieng ein geistlicher Herr dorten spazieren, und als er sich dem Rande jenes Platzes näherte, fiel unter Hohnlachen eine Lichtscheere aus der Luft, die ihm trotz seines Lederkäppchens so tief in den Kopf drang, daß er mehrere Wochen an der Wunde zu heilen hatte. Noch jetzt erzählen Leute davon, die diesen Herrn gekannt haben. (Schweizerblätter, St. Gallen 1833, S. 227.)

Aus dem Engel, dessen Geschäft es ist, die Sterne zu schnäuzen, ist hier eine wettermachende Hexe geworden, die, wenn sie die Sterne ausgeputzt hat, die Putzscheere den Menschen auf den Kopf herunter schleudert. Ein femininer Scheltname heißt daher aargauisch Ampelistock. „Der alt Wienächtstock mit anderen jrs glichen secken und keibinen." Jak. Ruef, Trostbüchle von empfengknussen. Bl. 25. 26. Zürich, Froschauer 1554.

466. Der Hexentanz im Widacher zu Stalden am Nötzberge.

Vor etwa fünfzig Jahren lebte in Linn ein Bursche, der einem Mädchen im Dorfe Schinznach seit langem seine nächtlichen Besuche zu machen pflegte. Nur einmal verbot sie ihm die Mitternachtsstunde aufs Bestimmteste. Verdrießlich gieng der Liebhaber diesmal in die Stadt Brugg und blieb dorten bis spät im Wirthshause sitzen. Als er nach Mitternacht heimkehrte und durch den Wald, welcher Widacher heißt, hindurch kam, bemerkte er auf einem von Laubholz und Busch freien Platze unter einer Eiche viele tanzende Gestalten; und neugierig schlich er sich näher. Oben auf dem Eichbaum saß ein Spielmann und strich die Geige, unten verführte ein Haufen unbekannter Leute den tollsten Lärm. Jetzt griff ein Tänzer, der eine Hahnenfeder am Hute trug, in den Haufen der Weiber hinein und riß eine um den Baum herum. Der Bauernbursche meinte mit einemmale, diese Gestalt kennen zu sollen. Abermals tanzten die zwei hinter dem Baume vor; der Bursche erkannte in der Tänzerin seine Geliebte und entlief. Im Heimweg wurde es ihm deutlich, warum sie das ganze Jahr ihm offenes Haus gehalten und gerade heute ihn abgewiesen hatte: es war Walpurgis. Von nun an sah er sie nicht mehr; er starb unverheiratet.

Jetzt noch, so versichert man, können Sonntagskinder an der gleichen Stelle des Widachers diesen berüchtigten Hexentanz sehen.

Fried. Müller, der Hexenglaube in Siebenbürgen 1854, 57 berichtet aus der Gegenwart: „die zu Gesellschaften versammelten Hexen führen Trommel und Geige mit und ihr Führer heißt der Trudengeiger. Der Neckspruch im Kindermunde heißt daselbst: trudegeger, bömsteger! Damit erweist sich's, warum derselbe Geiger ebenfalls hier vom Baume am Widacher herunter geigt. Aus dem blasenden Gotte Wuotan mit dem schallenden Giallarhorne wird ein Geiger, der alles Lebendige und Lebloſe in rasenden Tanz versetzt. — Der Tanz, zu dem die Hexen Nachts ausfliegen, heißt im Glarnerlande Wuokisen; ein Tanzplatz dieſes Namens liegt im Bodenwalde bei Mollis, ein anderer am Fi'rabend auf der Mutten bei Matt. Blumer-Heer, Kant. Glarus pag. 318. Wueken iſt zwar nhd. deflochtener Spinnrocken; aber noch näher laſſen die Namen Wuot-kisen auf Wuotan, und Bodenwald auf die Sagen vom Bodmann (Wolf, Ztſchr. 1, 64) und von der Pudelmutter, der Frau Berta ſchlichen (Weinhold, Weihnachts-Sp. pag. 11, vgl. dazu Abthl. XI, No. 489: Schuhe des Gw. Juden), und ebenſo führet der Ortsname Mutten auf unſer Muotis-(Wuotanis)-heer.

401. Hexentanz im Mooswalde.

Westlich am Sadenberge im Frickthale standen im Mooswalde drei große Eichen nahe bei einander; diese Bäume sind jetzt gefällt, allein um ihren alten Standpunkt zieht sich ein jetzt noch sichtbarer großer Ring, der frei von Gras und Gestrüppe ist, während beides innen und außen reichlich hier aufwächst. Er heißt Hexentanz, und man scheut sich noch hinzugehen oder gar in ihn hinein zu treten. Vielmals haben die Weidbuben, die des Nachts draußen bei dem Vieh übernachten mußten, zugesehen, wie die Hexen an den drei Eichen zusammen kamen, zechten und schmausten und dann im Kreise, eine der andern nach, um die Bäume tanzten. Besonders mußten die Buben die wunderschöne Tanzmusik rühmen. Es gab Gerichte aller Art, auf- und abgetragen wurde bis der Tag anbrach, dann war stets mit einemmale ihre Wirthschaft zu Ende. Einstens standen zwei Bursche zusammen unter diesen Eichen, als plötzlich ein sonderbares Geräusch über ihnen losbrach. Der Eine lief davon, der Andere kletterte auf einen Baum. Von hier aus konnte er zusehen, wie der Hexenhaufe nach und nach herbeigefahren kam, tanzte und zechte. Ganz zuletzt kam noch eine Steinalte auf den Platz. Weil sie sich verspätet hatte, fielen alle zusammen über sie her und straften sie ab.

---

402. Das getödtete Hexenweib.

Ein Bauer aus dem alten Aargau hatte das Vergnügen, eine Hexe zum Weib bekommen zu haben. Freilich ahnte er bei seiner Verheiratung nichts und würde es auch nie erfahren haben, da er lange ganz glücklich mit dem Weibe hauste, wenn nicht seine Bekannten ihm die Sache entdeckt hätten. Auch da zweifelte er noch daran, allein als er einst an einer Fraufasten später als gewöhnlich heim kam und gegen seine Gewohnheit ein Licht mit in die Schlafkammer brachte, fand er zu seinem Entsetzen seine Frau starr und leblos wie eine Leiche, mit offenem Munde im Bette liegen. Sogleich verließ er Stube und Haus, um beim Nachbar zu übernachten. Diesem vertraute er seinen Schrecken an. Um so unerwarteter war der Rath, den ihm der gab, gleich wieder heimzugehen, die Furcht zu überwinden, bei der Frau zu schlafen, und ja kein Wort über diesen Zufall mit ihr zu verlieren. Er that es. Am Morgen war das Weib vor ihm wach und machte ihm Vorwürfe, daß er gestern so spät heimgekommen sei. Das war dem Manne nun doch zu viel. Er hieß sie eine Hexe und erklärte ihr, wie sich jetzt auch in ihm die

Meinung bestätigt habe, die alle andern Leute über sie hätten. Das Weib sagte nichts dagegen oder konnte sich nicht vertheidigen, allein von diesem Augenblicke an hatte der Bauer keine gesunde Stunde mehr. Da er die Ursache davon wohl zu kennen glaubte, machte er sich eines Tages dem Bethethalerhof zu, wo oberhalb Schafisheim auf einem Berge ein berüchtigter Quacksalber seinen Sitz gehabt haben soll. Nachdem dieser die Geschichte angehört, kam er gleich mit der Frage: ob dieses Weib, das so ausgemacht das Leben Anderer bedrohe, nicht lieber ganz auf die Seite geschafft werden müsse. Als es der Bauer nicht geradezu bejahte, aber auch nicht bestimmt und ausdrücklich verneinte, meinte der Zauberer, man werde wohl noch vor nächsten acht Tagen Ruhe bekommen. Etwas beängstigt gieng nun der Mann heim; aber nach drei Tagen war sein Weib eine Leiche. Diese Geschichte gehört der neuern Zeit an und ist mit genauer Angabe von Namen und Oertlichkeit durch einen achtbaren Ortsbürger erzählt worden, der jenes Weib wohlgekannt und den Fall selbst miterlebt hat.

Gleiches erzählt Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 192; nur ist es des belästigten Ehemanns Bruder, der da zu todt gehext wird, nicht die Ehefrau. Bei Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 565 ist es des Bauern Schwiegermutter.

---

402 a. Die hagelmachende Pfarrerin.

Ein Pfarrer im Zürcherlande hatte eine Frau, die war ihm in allen Dingen zu gescheit und ließ ihn keiner Zeit und bei keinem Worte recht haben. Eben hatten sie die Schnitter, es war heißes und trocknes Wetter, schöner als jemals eine Aernte abgelaufen war; da gieng das Ehepaar Nachmittags zusammen zu den Knechten aufs Feld, und zufrieden sprach der Pfarrer zur Frau: Vor acht Tagen kann's diesmal sicherlich kein Tröpfchen regnen. Ein Tröpfchen aber doch wohl heute noch, versetzte spitzfindig darauf die Pfarrerin. Sie zog dabei ein Gütterlein aus dem Sack, worin klares Wasser und ein winziges Kieselsteinchen war: Darin ist mehr als nur für einen Tag Regenwasser, sagte sie; versuch es nur, das Gläslein auszuschütten, aber gieb Obacht und schütte das Steinchen nicht zugleich mit heraus. Der Pfarrer nahm ihr das alberne Gläschen aus der Hand und zerschmiß es ärgerlich in Trümmer, das Wasser und das Steinchen waren nun mit einander fort. Aber auf der Stelle fieng es an zu regnen und dann herabzuhageln, daß das Korn auf dem Halm zerschlagen und jede gebreitete Garbe fortgeschwemmt wurde.

Jetzt sah der Pfarrer mit Schrecken, daß er eine Hexe zum Weibe habe und machte von Stund an seine Vorkehrung, ihrer los zu werden. Alle Klafter seines Besoldungsholzes trug er zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und ließ sich durch nichts in der Arbeit abhalten; bis er damit fertig war. Immer verrannte ihm dabei die Frau den Weg, wiederholt plagte sie ihn mit der Frage, was er nur mit so viel Holz auf einem Haufen machen wolle. Statt der Antwort ergriff er sie zuletzt, band sie hinauf und verbrannte sie.

---

403. Der Nachtschaden im Lenzburger-Amte.

Eine brave und bei den Leuten gerne gesehene Bauernfrau aus dem Lenzburger-Amte war auf dem Felde mit einer bösen Nachbarin in Wortwechsel gerathen, weil diese ihr die Erdäpfel diebisch aus dem Acker gethan und bei Seite geschafft hatte. Trotzdem, daß die Landfrevlerin überwiesen war, schalt sie noch entgegen und endigte mit der Drohung, man solle gewiß die Folgen zu spüren bekommen, wenn vom heutigen Auftritte je was weiter verlaute. Die Bestohlene gieng heim und zeigte es an. Schon in der nächsten Nacht weckt das heftige Aechzen ihres kleinen Kindes sie aus dem Schlaf. Als Licht gemacht war, fand sie das Kind neben seiner Wiege auf dem Boden, die Wiege selbst stand unverrückt. Obschon dies noch gar nie vorgekommen war, schob es die Frau diesmal doch auf den Zufall, legte das Kind wieder zurecht und band die Decke fest darüber. Allein kaum war sie wieder entschlafen, so begann von neuem dasselbe Aechzen. Das Kind lag wiederum außer seiner Wiege am Boden und hatte ganz verzerrte Züge. Auf dieses hin erinnerte sich die Mutter ihres gestrigen Streites mit dem Hexenweibe, es ward ihr unheimlich, sie weckte den Mann, und Beide beschlossen, die Nacht über beim Kinde zu wachen und das Weitere abzuwarten. Es fiel nichts vor, aber wunderlich schien es Beiden, die nie eine Katze in ihrem Hause litten, daß sich gerade jetzt von Zeit zu Zeit eine Katze mit heftigem Kratzen im Hausgange und an der Stubenthüre hören ließ. Mit Tagesanbruch begab sich der Mann gegen Gränichen — auf den Wannenhof hinüber, wo der berühmte Gespensterbanner und Wunderdoktor wohnte, dem die Leute bis aus dem Schwarzwald her um Rath und um Salbe zuliefen. Dieser machte über die Erzählung ein bedenkliches Gesicht. Als er ein wenig beiseits gegangen war, vermuthlich um in seinem Buche nachzusehen, kam er mit der Bemerkung zurück, freilich sei jenes alte Diebsweib die ganze Urheberin

des erzählten Vorfalls. Dagegen gebe er hier dem Bauern folgenden Rath. Fünf Grundeln müße er aus dem Bache fangen und sie dem Kinde eine Nacht lang, ohne je danach zu schauen, übergebunden auf der Bruſt liegen laſſen; dabei ſolle er zugleich alle Schlüſſellöcher, Käſten und Thüren im ganzen Hauſe wohl verſchloſſen halten. Der Bauer machte ihm dafür ſeine Bezahlung, gieng heim und that Alles nach Vorſchrift. In dieſer Nacht blieb das Kind ruhig und ſchlief bis zum Morgen. Mit dem Schlage Zwölf hörten aber Vater und Mutter, wie auf dem Hausgange wieder eine Katze ihr Geſchrei erhob und etwas ganz vernehmlich außen am Fenſter krabbelte. Als ſie am Morgen das übergelegte Tüchlein öffneten, fanden ſie drinnen nur noch die Gräten ſtatt der Grundeln. Von da an hatte die Familie nichts mehr von Hexen zu leiden.

Gleiches erzählt Malleus maleſ. pars 2, quaestio prima. Der Schauplaz iſt dorten im Bisthum Speier, die Zeit das J. 1484. Als neuere Thatſache ſteht Aehnliches bei Wolf, heſſ. Sag. No. 111. J. Grimm, in Aufrecht-Kuhns Ztſchr. f. Sprachforſch. 1, 79 macht auf den mythol. Inhalt des Eigennamens Schaden aufmerkſam. Selbſt des Nördhr Gemahlin führt den Mannsnamen Skadhi, weil ſie in Helm und Brünne gewaffnet auftritt; und ſo heißt auch die Elſter altn. skadi, dän. skade, ſchwed. skata, in meiner fränkiſchen Heimat schetterhex. Der Scado iſt dem Buchſtaben wie der Bedeutung nach ein indiſcher Nata, Xatrija, Krieger, Held; dieſen von ſkr. xata, vulnus, ableitenden Namensformen entſpricht ahd. scadari, goth. skadhareis. Die den Schlafenden verwundende, ihm das Blut ausziehende Hexe heißt aus ſolchem ſprachlichen Grunde Nachtſchaden, eine den Schläfer reitende Walküre, Brünnhilde.

---

104. Die Glunggeri.

Sie hat ihren Namen von dem dumpfen Tone, den das abfallende Waſſer oder ein ins Gewäſſer geſchleuderter Körper hervorbringt. Glungge iſt daher auch der Name von Pfüze und Waſſerdümpfel („Gumpen"). Berniſch gilt Glunte, zürchiſch Chlungge. Appenzelliſch iſt Boddaglünggerli der Molch (salamandra atra), der nach ſeinem an Sommerabenden vernehmbaren glukkenden Laut benannt iſt. Tobler 64 a. In Glarus heißt das Thierchen Guggemannli (Teufel, Gueg) und Hexli (Hexe). Hexe und Eidechſe pflegen die Milchkühe zu ſchädigen. Des Thieres teufliſcher Charakter und ſein Uebergang in eine dämoniſche Figur obigen Namens iſt in der Schweiz alt. „Da einer, damit die kind rächt thügind, ſich verkleidet vnd die kind brögt, da ſagt man den kinden: es ſeye die Stupffnaß oder mueter Klunglerin (die alten nennends empusas, lamias), vnd weißt das jung

blütli nit anderſt dann es ſeye im alſo, förchtend inen offt gar übel. Der wyß Salomon leert nit, daß man die kind brögen ſölle vnd ſagen, einer oder eine werde ſy fräſſen oder in ſack ſtoſſen. Lavater, Von Geſpänſten. Zürich 1578. Bl. 20.

Oberhalb des Dorfes Waltenſchwil im Freienamte befindet ſich ein Badeplatz, der Herengumpen genannt. Darinnen ſoll eine Hexe wohnen, welche die Badenden unwiderſtehlich in die Tiefe zieht. Reithard, Sag. d. Schweiz 532, giebt an, das Waſſergeſpenſt Chlungge ſei rothhaarig, trage eine Weiberhaube und ein Kleid aus zahlloſen Flecken zuſammengeblept; auch wohne es im Wallenſtatter-See, ſtelle den Kindern nach, hebe ihnen das Deckbette weg und ſitze ſie mit Ruthen.

---

405. Frau Itte.

Sie erſcheint als eine bedrohliche Geſtalt nur noch im Kinderreim, dieſer weiſt ihr den Schwabenwald zum Wohnort an. Nach Stöber, elſaß. Sag. No. 195, iſt Frau Itta wohnhaft in jenem bei der Abtei St. Johann liegenden Steinkreiſe, der die Hexenſchule genannt wird. In Kuhns nordd. Sag. pag. 429 tödtet ſie die kleinen Kinder, indem ſie dieſelben an die eiſernen Zitzen ihrer Bruſt drückt. Damit erſcheint ſie als eine Eiſenbertha und Stempe, welche beide ketten-ſchleppend und gehörnt in eine Kuhhaut gewickelt umgehen. Panzer, bayr. Sag. 2, 464.

---

406. Holle und Heuel.

Aargauiſche Schelte, ein wildes hageres Weib bezeichnend, iſt Houue. Die landſchaftliche Ausſprache unterdrückt im Worte das inlautende l und mouillirt es ins doppelte ll. Mithin gleicht dieſer Name dem der Frau Hulle, welche zur Rettung ihrer Schäflinge wie ein Hund bellt (Herrlein, Speßhart. Sag. pag. 189). Und mit ähnlich benannten, mit dem Hullebetz, Hullepöpel, Hollepeter — alſo mit dem die Frau Holle begleitenden Knecht Klaubauf, geſchweigt man die Kinder. Myth. 1212. Schmeller, Wb. 2, 174. In der Wetterau bedeutet, mit der Holle fahren, ſo viel als im Aargau, mit der Heuel: nämlich mit zerzaustem ſtruppigem Haar, mit verzaustem Kleid oder Spinnrocken erſcheinen, unausgeſchlafen und ungekämmt. Wolf, Beitr. 1, Abgl. No. 434. Mit dieſer Aargauer-Heuel ſtimmt die ſächſiſche Haulemutter, welche zugleich Frau Hel heißt (Harry, nbſächſ. Sag. 2, No. 6), und bei uns auch die Hollets. Hollohoh

in alle Lüfte iſt uns eine ausfahrende Here, ein Wildfang (Tobler 272), in der Baar aber ein menſchenwürgendes Geſpenſt: Schnezler, bad. Sagb. 1, 439. In Schleſien heißt der kinderraubende männliche Unhold Popelhole, der Gerſtenpopel iſt dorten die Vogelſcheuche, der Petzpopel ein ſchmutziges Mädchen. Flögel, Geſch. des Grotesk-komiſchen pag. 24, dazu pag. 13. Zugleich kennt aber unſere Mundart auch noch die gutſinnigen Beziehungen, die in dieſem Namen liegen. Der Holderſtock iſt der Glücksbaum im Kinderſpiele; einen Holderſchoß, Holderſtock ſchießen iſt die Phraſe und Art, mit welcher der Schwarzwälder-Burſche beim Blumenſpiel dem Mädchen ſeine Neigung bezeugt, beim Hanfbrechen einen Hanfſtengel zuſchnellt. Vgl. Alemann. Kinderl. Abthl. II. 4: Blumenorakel. Holden iſt buhlen, Holdſchaft Liebſchaft (Stalder 2, 51), Hölde die Geilheit (Tobler 272). Altn. ſind die hollar voettir boni genii, entgegengeſetzt der däniſchen Meinvette, einer böſen Nymphe. Myth. 1, 247. Holderſtock gilt bald als Liebeszeichen, bald als dämoniſche Holunderſtaude. Der Kinder Zählſpruch nimmt es in letzterm Sinne:

Rompedi-bombedi-Holderstock,
wie manggis horn treit der bock?

So iſt auch die Frau Holla abwechſelnd die Frau Huld und die langnaſige Herodias und Unholdin.

Hans Sachs nennt ein altes Zauberweib bald weiſe Frau, bald Unhuld (Myth. 987). Als Wolle, Wulle und Helle erſcheint ſie vorzugsweiſe in den Zwölften und muſtert den Mädchen Spindel und Rocken (Kuhn, nordd. Sag pag. 468. 519. Sommer, thür. Sag. pag. 8). In Petrarcha's Glücksbuch giebt der Holzſchnitt zum 10. Geſpräche dieſer Göttin Abbild. Ein altes, runzelvolles Weib, deren Haar im Winde fliegt, ſteht in einem kräuterreichen Walde, hält einen mächtigen Rocken in der Hand, der mit vollen Spindeln beſteckt iſt, und hat über ſich den Mond mit den zwölf Sternen im Umkreiſe, welche die zwölf Nächte ihrer Umzugszeit ſind. Bechſtein, DSagb. No. 757. Nach dieſer Zeit ihres Beſuches bei den Menſchen hört die Winterarbeit der Mägde auf: „am oberſten Tag wird die Hollefrau verbrannt," ſagt der Hennebergiſche Volksglaube. Myth. 1212.

407. Lederne Frau.

Neben den mancherlei ledernen Brücken, welche nach ſchweizeriſcher Sage an beſtimmten Burgen und Bergen des Landes beſtanden haben ſollen, giebt es auch eine allenthalben geltende Lederne Frau. Sie heißt in der Kinderſprache gewöhnlich Böggel (Unwuſt), hat eiſerne Zähne, trägt eine lederne Jüppe oder eine völlige Thierhaut und wohnt im finſterſten Theile alter Häuſer. Leder iſt daher aargauiſch

auch femininer Scheltname, aber zugleich noch herrschender Geschlechtsname. Leder lebten nach Zofinger-Zunftrodeln zu Zofingen vom J. 1400—1500. Die Stadtprotokolle von Brugg verzeichnen: Leder, Ursula, zu Brugg an der Pest verstorben, Anno 1667. Der Zürcher-Bölimä, der auf dem Uetlisberge wohnt, hat gleichfalls einen Ledersack, darin trägt er unfolgsame Kinder hinauf in seine Höhle und giebt ihnen Brod zu essen, aus Hobelspänen gebacken. Reithard, Sag. der Schweiz, pag. 532.

Diese Lederne Frau mit eisernen Zähnen erinnert an die Eisenbertha und an diejenigen Verkleidungen, welche ihr zu Ehren noch im Schwange sind. Als einst bayrische Bauern in Mittelfranken, wie ums Neujahr üblich ist, die Eisenbertha vorstellten, wobei sie sich in eine Kuhhaut steckten, an der noch die Hörner saßen, gelangten sie auf dem Wege ihrer Maskerade zu einer Eiche, hier nun stand aber die wirkliche Berta ebenfalls in einer Kuhhaut sammt Hörnern, mit einem Ruthenbüschel in der Hand. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 184. Ueber die in Bayern noch üblichen Verkleidungen in eine Kuhhaut vgl. ibid. pag. 464. Ein oberdeutscher Beichtspiegel (vdHagen, Germania 1, 349. 356. 2, 64) besagt: dy do glauben an die Percht mit der eisnen nasen. Wie diese Berta häufig mit einem Ledersacke erscheint, so ist auch der Lausitzer-Wassermann von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder gekleidet, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondschein nachzuzählen, wobei er sich mit den Händen auf die Beine klatscht. E. Willkomm, Lausitz.-Sag. 1, pag. 25. — Beim schwäbischen Frickenhausen sollen „lederne Mändle" in der Erde wohnen, und man sagt von dem Echo dorten: „das lederne Mändle schreit". E. Meier, schwäb. Sag. Bechstein, DSagb. No. 932. Heinrich der Löwe wird in eine Ochsenhaut genäht und darinnen trägt ihn der Teufel aus der Fremde heim. DS. No. 520. Wolf, Beitr. 1, 3—10, weist darin den Wuotanischen Wunschmantel nach, dessen Kraft den Menschen augenblicklich überall hin trägt, und der auch DMS. No. 36 vorkommt als aus Tausenden von bunten Lappen zusammengesetzt. Die von Panzer (Sag. Bd. 2 pag. 36) neu aufgefundenen deutschen Götterbilder, Wirtinger genannt, tragen einen Lederharnisch.

---

408. Die Frau Luz.

Der Aargauer-Kinderspielspruch thut ihrer Erwähnung; über ihre besondere Gestalt und Art weiß man nichts Bestimmtes zu sagen, doch fürchtet man, durch sie geschädigt zu werden.

Ihr Name steht zum ahd. luzzan infirmare, luzzeds infirmatio, gothl. lats, fallax. lütôn fallere, decipere. Grimm zu Merkels Lex Sal. LXI. In Bayern fürchtet man die Luz in der ersten Rauchnacht, oder auch am Lucientag, den 13. December, an diesem den nordischen Völkern bedeutungsvoll gewesenen Mittwintertag. Da soll sie, gleich der Eisernen Berta, den

Kindern, wenn sie sich des Abends recht voll gegessen haben, den Bauch aufschneiden und Kieselsteine hinein stecken. Schmeller, Wb. 2, 532. L'Oze (Vogel) ist einer der üblichen Namen, den der Teufel im Waatländer-Patois hat. Vuillemin, Kant. Waat 2, 31. In Herenacten heißt er Luzi. Mone Anz. 1839, 124. 278. Darunter kann auch die Osterluzei, aristolochia, eine Zauberpflanze verstanden sein. Bei den Deutschböhmen geht die Frau Luzia als Waswasin um; sie kommt in den Zwölften daher, ein Milchsieb auf dem Kopfe und ein Leintuch drüber gestülpt, in der Hand Spindel und Federwisch, um abzustauben. Wolf, Ztschr. 2, 425.

409. Tannligrotzle, Tannliwatter.

Tannegrotz ist der Wipfel und Strauß des Baumes geheißen; der Klausgrotzen ist die Weihnachtsbescheerung, bei welcher St. Nikolaus in Tannenwedel gekleidet, oder ein junges Bäumchen tragend, seine Rolle zu spielen hat: Tannegrotzle ist weiblicher Scheltname und bezeichnet die im Tannenwipfel reitende Hexe. Man sagt, die Hexe verwandle sich in Reiswellen (Tannenwedel); die an gesunden Bäumen ausnahmsweise verdorrenden Aeste, die Verfilzungen der Zweige, endlich auch die Mistelgewächse und Schmarotzerpflanzen an schlechtgehaltenen, in Saft stockenden Obstbäumen nennt man Hexenbesen und hält sie für Schlupfwinkel von Zauberern und Unholden. In Bayern sind's die Drutenpflätschen (Hexenfüße) und man sagt, die Drut sei darauf geritten. Panzer, bayr. Sag. 2, 298. Ein entsprechender männlicher Schimpfname ist aargau. Tannliwatter (Binder), er bezeichnet den Hexenmeister. In einer Thüringersage (Bechstein DSagb. No. 502) stellt sich dem Jäger, so oft er nach einem bekannten Hirschen zielt, jedesmal ein Tannenbusch in den Schuß. Nach dem Rathe eines Scharfrichters haute er ihn das nächstemal mit seinem Hirschfänger aus, und Tags darauf findet sich in Birnau ein Hexenweib, das an Arm und Bein voll Hiebwunden ist. Da der Homerische Traumgott (Il. 14, 286) den Zeus einschläfern soll, verkriecht er sich dazu gleichfalls in der höchsten Tanne, die auf dem Ida durch die Luft in den Aether reicht. Träume von hohem Baum deuten uns großes Glück. Eine Tanne glaubt unser Volk in nächtlichen Meteoren zu erblicken. Das Wiegenlied läßt Traum und Schlaf von der Tanne herabschütteln, und zugleich warnt man mit ihr obstnaschende Kinder: Abthl. II, No. 64: Der Baum und seine Lösung.

410. Frau Zipperinne.

Grüess ech, frau Zipperinne,
Sind die chinder alle dinne?

ſo ruft man im Kinder-Fangſpiele dasjenige an, das als Hexe oder Teufelsmutter ausgezählt iſt und die außer dem Kreiſe Gebliebenen einfangen ſoll. Der Zipper iſt im Meiſer-Bezirk Name des Nachtvogels, der die Leute an jenem Orte verfolgt, den man den Thiergarten nennt, wo ſich Abends angenehme Muſik vernehmen läßt, und wo ehemals das Landgericht ſich verſammelt hatte. Henne, Schweiz.-Bl. 1832, 21.

Das Gabeneinſammeln der Knechte und Kinder um Faſnacht nennt man in der Mark zempern und zampern. Kuhn, nordd. Sag. pag. 369. Das Feſt der Zimpe feiern iſt weſtfäliſch zimpen, zimpern; die Zimpe fährt in der Faſnacht am Weiberdonnerſtag in einem von Kühen gezogenen Wagen herum. Wöſte, Volksüberl. 112 und Wolfs Ztſchr. 1, 385. Zaupſerin, ein weibliches Ungethüm: A. Zaupſer, bayr. Idiotikon, München 1789. Steht dieſes letztere zu Zauber (sacrificio edo cepar, Diut. 1, 173. 166. 240), oder zu zimpen = Zauberformeln raunen? Der Zemper, in der bayr. Oberpfalz ein Schreckbild. Schmeller, Wb. 4, 262. Der Semper, der Knecht Ruprecht, der Kobold, der den Kindern den Bauch aufſchneidet und Kieſelſteine hinein legt, ibid. 3, 12.

---

411. Windſpiel.

Viele unſerer Windnamen ſind redende Perſonifikationen und haben demgemäß eine entſprechende Reihe von Erzählungen aufzuweiſen. In Uri heißt man den Nordweſt den Geiſtödter (Lusſer, Kant. Uri, 35). Am Wallenſtatter-See ſagt man vom Weſtwinde, die Oeſterreicher geiſtern. (Blumer-Heer, Kant. Glarus, 98.) Am linken Ufer des Thuner-Sees wird die Biſe der älteſte Simmenthaler genannt. Alpenroſen 1825. Im Berner-Oberland heißt der Windwirbel der Harein (Stalder 2, 21.) Daß dies Rieſennamen ſind, geht ſchon aus der noch geltenden Redensart hervor „d'Ruse jaget"; man bezeichnet damit das ſtürmende Ziſchen in der obern Luft. Wir pflegen ebenſo zu ſagen: der Oberländer wiſcht, der Föhn friſst, der Wälderwind hünet (winſelt) und böhlet (vgl. „Bölimä" unter den Teufelsnamen).

Aller Hauptwinde Namen waren ſonſt zugleich Namen der Elben, und wie ſie als blaſende Häupter noch an unſern alten Gebäuden, Sonnenuhren, Kalenderbildern u. ſ. w. dargeſtellt ſind, ſo ſagen wir von den Geſpenſtern und den Figuren der W. Jagd, ſie trügen ihren Kopf unter dem Arme (vgl. Kuhn, Ztſchr. f. Sprachforſch. 4, 113). Dieſer Sturmgott unſeres ehe-

maligen Glaubens verräth sich aus der Ditmarscher Redensart vom Winde: de grote Windkerl is verreist, nu het de Lütje den Sack liegen laten. Claus Groth, Quickborn, Plattd. Ged. 1835, 290. Man streut ihm in Bayern Mehl zum Opfer (Panzer, Bayr. Sag. 2, 528. Myth. 602), und im Bernerlande scheint man ihm Wein oder Essig ausgegossen zu haben. Rebmann, Gespräch Riesens und Stockhorns 1620, 85 reimt:

die Windsbraut, ein Wind,
der aus den Wolken falt,
den Schiffleuten sonders g'fär,
wann ihm nicht Essich zwider wär,
den sie ihm sprützen stark entgegen,
davon er gmeinlich ist erlegen:

Denjenigen Wirbelwind, den man gemeinlich Windspiel nennt, denkt man sich als ein weibliches Wesen. Hier macht sich der Herenname geltend Holleho in allen Lüften, die mit dem W. Heere umziehende Herodias und Frau Holda. Holda und Maria sind Wettergöttinnen, haben Gewalt über Regen und Schnee. (Myth. 837. 607. 246. 159.) Die Katze, Frau Hollas Thier, ist desgleichen wetterkündend: s'git Wind, lit d'Chatz am Grind. Liegt die Katze am Ohr, so kommt Sturm. (Vgl. Alemann. Kinderk. Räthsel No. 71.) Personificationen sind die auch bei uns landesüblichen Benennungen Windsbraut, Windgelle. Bekannt ist der Urnerberg Windgelle mit seinen ungeheuern nackten Felsen auf dem Gipfel; des Windes Kebsweib, die Gelle, steht unter den weiblichen Scheltnamen mitverzeichnet. Ueber die Windsbraut folgen hier einige Sätze aus dem aargau. Aberglauben. Wer in den Wirbelwind spuckt, bekommt ein geschwollenes Maul. In der Windsbraut bläst die Here, drum setzt's geschwollene Backen ab. Der Kutscher, der umwirft, ist durch eine Windsbraut gefahren. Wirft man das Messer in einen Windwirbel, so bleibt's verschwunden. (Vgl. Myth. 599, Note.) Weht der Wind mehrere Tage anhaltend, so hat sich sicher einer erhenkt. (die im Winde nahenden Schwanjungfrauen holen ihn zu Odhinn ab, welcher der Gehenkten Gott heißt, wie ein Windriese den Namen Leichenfresser Hræ-svelgr hat. Myth. 601). Gegen die Windsbraut in der Aernte schlägt man kreuzweis mit der Sichel auf die Garben. Kommt die Windsbraut in den Acker, in dem man eben Korn schneidet, hereingefahren, so ruft man: das walt Gott und die lieb Frau! darauf muß sie von derselben Furche aus, die sie erreicht hat, über den ganzen Acker schadlos hinwegsetzen.

Ein Berner-Bursche bei Langenthal im Obern Aargau, der nicht an die Geisterhaftigkeit der Windsbraut glaubte, that vermessen den Wunsch, er möchte mitten hinein gerathen in ein Windspiel, das gerade in seiner Nähe vorbeiwirbelte. Da hebt sich eine Hand daraus

hervor und warnt gegen ihn mit einem drohend ausgestreckten Zeigefinger. (Dorf Madiswil).

Dieser Erzählung entgegen wird in Bayern der Wind der handlose Mann geheißen. Bauernphilosophie, Passau 1802. 2, 37 (vielleicht analog damit, daß der Wind als ein Enthaupteter dargestellt wird, als ein Gehängter gedacht wird). Joh. Praterius Blockesberg 1668, 29 erzählt dem Bodinus nach, im Herzogthum Cleven sei im Jahr 1535 eine Schaar Reiter und Fußgänger mit Roß und Wagen auf der Landstraße plötzlich umgeworfen worden, und man habe nichts als eine Hand wahrgenommen, welche man Eckerken nennt. Darauf fieng man eine dorten in der Nähe wohnende Hexe Sibylla Dinstops und sobald sie verbrannt worden war, endigte auch jene Gefahr auf der Straße.

Kann ein Windspiel unter einem schon fertiggeladenen Garbenwagen entstehen, so hebt es ihn in die Höhe und zerstreut dann die ganze Ladung nach allen Richtungen. Ein Bauer in Nesselnbach (Freienämterdorf) sah während seines Kornschnittes plötzlichen Regen drohen. Anstatt nun sich zu beeilen, spannte er die Ochsen wieder vom Wagen, lud die übrigen Garben noch vollends auf, deckte sie nach Möglichkeit und ließ sie so auf dem Wagen draußen im Unwetter stehen. Dafür ward ihm die ganze Fuhre umgeworfen, jede Garbe zerstreut und so sehr aufgelöst, daß man sie nachher wieder neuerdings mit der Sichel häufeln mußte. Mehr als die Hälfte war verloren. In J. J. Wagners hist. natur. helvet. (Tigur. 1680) wird pag. 370 aus dem Kant. Zürich über eine Windsbraut erzählt, welche Scheuchzer, Schweiz. Nat.-Gesch. 1, 245 darnach physikalisch zu bemessen versucht. Bei Oberhasien wird eine Ackergegend der Hörrwagen genannt, denn dorten habe der Wind den geladenen Garbenwagen aufgehoben, dreimal rund um getrieben und habe die ganze Ladung bis auf die acht gleichfalls mit geladenen Zehentgarben so entführt, daß kaum eine Handvoll davon wieder zu bekommen war. Scheuchzer bestrebt sich, die Gewalt dieses Wirbelwindes nach der angegebenen Last der Wagenbeladung zu bestimmen. Es hat indeß schon Scheffer in seiner Lapponia die gleiche Begebenheit als eine Maßnahme der zauberischen Lappmarken erzählt, und dieses Factum soll 1670 auf dem Stockholmer Marktplatz vorgekommen sein. Compendieuse Staatsbeschreib. 1719. 1, 695. Die noch ältere Augsburger-Chronika Ph. Ulharts erzählt ad ann. 1535, wie zu Els bei Breslau ein Sturmwind „ain lären wagen auf ain hauß vnd tach gewehet, daz die hindern räder in dem tachwerk vnd latten behanget, mitt den fördern herab vom hauß gehangen."

Ein andermal kam in dem vorhin genannten Freienämter-Dorfe Nesselnbach von einem ungebauten Acker her ein Wirbelwind auf das

Kornfeld hingefahren, auf dem man eben im Kornschnitt begriffen war. Er riß dem Knechte den Hut vom Kopfe und nahm ihn so hoch in die Lüfte, daß man nichts mehr davon sah. Je ärger der Knecht nun um den verlorenen Hut jammerte, um so ärger schrie der Großvater in die Luft hinauf: Säukegel, Säukegel! (d. h. Thierloſung). Dies wiederholte er so lange, bis ſich der Wind legte, dann kam auch der Hut des Knechtes wieder aus der Luft herunter, aber hoch her und bei fünf Minuten vom Felde entfernt.

In Bayern nennt man die Windsbraut gleichfalls Säuwind, Saudreck, Sauwedel. Panzer, bayr. Sag. 2, 366. Man ſpricht am bayr. Wald wenn man verlorenes ſucht: Saubär, thus Geld her; Saudreck, thu d'Händ weg. Schmeller, Wb. 3, 178. Aus dieſen Namen, die man dem Winde zuruft (auch Hammer wird er genannt, Myth. 951), geht hervor, daß manche Hauptfiguren des W. Heeres in ihm ſtecken, wie ja auch dieſes Heer ſelber wieder als eine Heerde grunzend hinziehender Schweine gedacht wird. So iſt das Luzerner-Streggelen die Frau des Dürſt; ſie war einſt eine Prinzeſſin geweſen, da ſie aber am Faſttage ein Wildſchwein verzehrt hat, muß ſie verzaubert jagen. Wanderer i. d. Schweiz 1840, 64. Der Fuchseckſchäfer konnte ſeine Schafe in Mucken (d. h. Schweine) verwandeln, daß ſie durch die Gegend flogen. Meier, ſchwäb. Sag. No. 106. Ein nach ſolchen Sagenanſchauungen benanntes Dorf Muckenſturm liegt zunächſt Karlsruhe und hat ſeine eigne Namensſage (Baader, bad. Sag.), ein zweites liegt im Thurgau; Pupikofer Kant. Thurgau 305. Weil der Eber der W. Jagd gebraten umgeht und ein Vorlegmeſſer in der Schwarte ſtecken hat, wie Hans Sachs (Gödeke, deutſch. Dicht. 1, 80) erzählt:

Jede ein Meſſer hat im Rück,
Darmit ein jeder ſchneid ein ſtück
Und ſteckt das meſſer wider drein —

ſo läßt ſich einſehen, warum man dem Wirbelwind, in welchem dieſe Sau verborgen iſt, ein Sackmeſſer nachſchleudert. Dahin zielen auch ſolcherlei Redensarten, mit denen man zudringliche Kinder abhält: Geh nicht ins Korn, es iſt eine wilde Sau drinnen, — ich gehe in den Sauwald, du kannſt nicht mit, — was ſchnaufſt ſo, haſt das Säule g'ſehen? Meier, ſchwäb. Sag. No. 168, 4—6. Ein Luftgetöſe muß man bei uns früherhin geradezu Sau genannt haben. Der Berner Altmann, Beſchreib. der Helvet. Gisbergen, Zürich 1750, 215 meldet von der Raubſucht der Lämmergeier, daß dieſelben auch Schweine mit ſich in die Höhe genommen hätten: „welches dann etwas ſeltſames ware, ein Schwein in der Luft zu hören und dennoch keines zu ſehen."

412. Weibliche Scheltnamen.

Fernere Scheltnamen aargauiſcher Mundart, welche im Weibe das Herenhafte hervorheben, ſind:

Aegerſi (Elſter). Aegele (Barſchfiſch und Salm). Ampelifleck

(Leuchter, zugleich Verzauberung in eine Holzsäule). Chrai (Krähe). Dosch, Daschelampi (langsam wackelnde Kröte). Durerüteri und Dorfbäsem, Dorfthier. — Federfueß (Unruhe der in einen Vogel sich Wandelnden). Gable (Gabelreiterin). Galle, Gelle (Windgelle, Windsbraut) Kebsweib, Besegnerin. per incantationes, durah kalan. Diut. 1, 494 a. Eine ahd. Gloſſe (Pfeiffer Germania 1, 116 b) überſetzt die Stelle Amos cap. 7, 17: trulla i. e. chella. — Hinterfürhuhn (verhertes. Die Hühner ſind dem Donar geheiligt, vgl. Alemann. Kindk. III., Räthſel No. 21). Hagamsle, Hagber, Haſefrau, Hoggebire (die Reſtbirne, die man allein dem abgeärnteten Baum läßt und die im Spätherbſt am Aſt verhutzelt). Kleekuh, Kleewagen (Schinder-). — Leder (vgl. Lederne Frau). Lande (Deichſel), Liperinli (ahd. luppi, Zauberſalbe). Miſthogge, Nigelinägeli (Elb, vgl. Chrügelinägeli. Zwergenſagen, Abthl. V. pag. 358). Plagg, Pflaag (Knotenkrankheit des Rindviehes, Stalder 1, 179. das pflagg: Aad. Boner Edelstein 73, 26). Schimmel, Schnepf, Schlang, Stempe, (das ſtampfende und drückende Toggeli. Myth. 256). Stiegelrüteri (vgl. Hagber.) Schnädere (als Schnattergans umfliegend). Tschub und Tschudi (Eulengeſicht, Strubelkopf). Wiſeli. Wispel (Zauberformeln raunend. Myth. a. 583). Wetterher. Ziebelegreth.

Dem deutſchen Weibe, in deſſen Weſen Tacitus etwas Heiliges und Weiſſagendes ſah, war eine prieſterliche und die mit dieſer bei allen Naturvölkern zuſammenfallende ärztliche Thätigkeit eingeräumt. Ihr Tempeldienſt erforderte das Singen und Tanzen beim religiöſen Feſte, das Sieden der Opferthiere, das Backen der Opferkuchen; ihrer Heilkunde entſprach es, die Krankheit, die das Alterthum als eine vom Himmel verhängte Strafe anſah, abzuwenden durch linderndes Handauflegen, durch Gebet- und Segenſprechen, durch Waſſerbad und Kochen, ein Geſchäft, das unſere Zeit den Barmherzigen- und Grauen Schweſtern neuerdings eingeräumt hat. Aus dieſem Geſchäfte heilkundiger Prieſterinnen hat ſich das trübe Bild zaubernder Hexen entwickelt, aus der Verbindung der Götter mit den begnadeten Dienerinnen ein Bündniß mit dem Teufel. Wie die Elben ſich in Kröten und Schmetterlinge wandeln, und die Walküren ſich in Schwäne, ſo verwandeln nun die Hexen ſich gleichfalls in ſolche Kröten und Schnergänſe, oder ſie werden zu Katzen und Haſen, die beide urſprünglich Sinnbilder der Häuslichkeit und Fruchtbarkeit geweſen ſind. Hexen wandeln ſich in Strohhalm, Aehre und Feder; denn die Feder weiſt auf die Geſtalt der Schwanenjungfrauen, die Aehre auf die Feldgottheiten zurück, und mit letzterem hängt auch die dem Zauberweibe zur Laſt gelegte böſe Einwirkung auf die Milchthiere, auf das Geſchäft des Butterns und Brodbackens zuſammen. Wie die Götter, wenn ſie andere Geſtalt annehmen, Augen haben, welche brennen und flammen wie Feuersglut, ſo verräth ſich auch die Hexe noch durch entzündete, triefende Augen. Dieſelben Feſtzeiten von Oſtern, Mai, Mittſommer und Herbſt, an denen die großen Opfer, Um-

züge und Schmäuse abgehalten wurden, bei denen die Prieſterinnen das Pferdefleiſch für die Verſammlung zu kochen, das Bier abzuſieden hatten, ſind auch den Herren zur Verſammlungszeit verblieben, allein der Kochkeſſel gehört nun zum Wetterſieden, aus einem Kuhfuße wird getrunken, Roßmiſt liegt auf den Speiſen, auf einem Roßſchädel ſpielt der Geiger zum Tanze auf. „Wir ſind jetzt endlich der Hexenverfolgungen ledig, der Glaube an die Hexen iſt aber geblieben. Er beruhte auf dem altgermaniſchen Glauben an die Hoheit des Weibes und ſeine geheimnißvolle wunderbare Ausſtattung. Er ward erſt profanirt, dann verzerrt und läßt nur wenig von dem Bilde ahnen, das ihm zu Grunde liegt.“ Weinhold, deutſche Frauen, 52 — 73.

---

413 a. Alahirzi.

Unter der Landbevölkerung von Schinznach und Brugg, ſoweit ſie dem linken Aarufer und den nächſten Jurahöhen angehört, hört man jetzt noch den Tod Alahirzi nennen, in nachläßigerer Ausſprache auch Alehizzi. Dieſer Name hat noch außerdem die allgemeine Bedeutung von Tod und Teufel. Entſprechende Wortbildungen ſind in derſelben Mundart: Algrind, Dickkopf; alhübſch, algroß: ein ſtarker oder hübſchgewachſener Burſche (ahd. alafesti, firmissime). Stalder kennt auch alleblind (ſtockblind), allebuſper (munter). Der erſte Theil obigen Namens erweiſt ſich alſo als eine ſinnverſtärkende Partikel, wie ſie ſchon in den älteſten Sprachreſten vorkommt. Goth. ala = omnium, inter omnes. (Maßmann Skeireins VIII b.) ala-thumna, der ganze Daumen, entgegen der verſtümmelten Hand (Merkel Lex Salica XL.) ala-rûn, mandragora (Graff 2, 523), die All-erforſchende, die alles Geld ausbrütende Schatzkröte. almeinda, compascuum, v. J. 1207. alemêne (ager compascuus), König Rother, Vers 5125. (Haupt, Ztſchr. 8, 392). Alahirzi erſcheint demnach ganz gleich gebildet, wie die geſchichtlichen Eigennamen Alareiks (omnipotens) Alamôds, Alaman (vir eximius). So ſagt man auch Allermannshirſch, Allium victorialis, und die Alte Faſnacht hieß ſonſt Allermannsfaſnacht, gegenüber der Herren- und der Frauen-Faſnacht, welche beide auf verſchiedene Tage fielen. Demnach wäre die Bedeutung des Wortes Alahirzi buchſtäblich der Ganzhirſch, und in ſo ferne ein Verlaß iſt auf nachfolgende Stelle, wäre er auch der Königshirſch. Vopiscus in Aureliano 33 gedenkt nämlich eines gothiſchen Königswagens mit Hirſchen beſpannt: fuit alius currus quatuor cervis junctus, qui fuisse dicitur regis Gothorum. Grimm, RA. 263. Das a und e der Wortmitte iſt dabei Compoſitionsvocal, wie bei Alemann (Grimm, Gramm. 2, 628). Was iſt dies nun für ein Hirſch? Das Volk im Jura wird darauf antworten, der

„Holzbirzi", also jener die Seelen in den Wald abholende Todesgott. Dieser hieß sonst auch Holzmeier (Myth. 811), und derselbe Name kommt mhd. dem Todtengräber zu: Ziemann Wb. Holzweiblein ist altbayrisch das Waldgespenst (Schmeller, Wb. 2, 190) und in Sachsen heißt es Buschgroßmutter (Sommer, thüring. Sag. pag. 167). Auch hiefür hat unsere Sprachgeschichte den fränkischen Eigennamen Electrudis, gegenüber dem ahd. Alahtrut, Waldpriesterin. Daß nun der Todesgott früherhin ein Holzhirsche genannt war, dies erweist sich aus dem Todtentanz der Brüder Conr. u. Rud. Meyer, Zürich 1650. Daselbst auf Bl. 53. fährt der Todesgott in einem Wagen, dem zwei Hirsche vorgespannt sind, dem nahen Walde zu. Wir haben also an dem einen Namen Alahirzi und Holzhirsche sowohl einen reitenden als einen fahrenden Todesgott, und dies ist ein Zeugniß für die besonders hohe Würde, welche ihm im Glauben zukam. Im Altn. bedeutet allr, qui vivere desiit, mortuus est. Grimm, Wb. 1, 211. Dies ist der Hirsch, dessen Warnung, nicht während des Gottestages zu jagen, vom Weltjäger in den Wind geschlagen wird, und dafür muß dieser nun ewig durch die Welt jagen. Kuhn, nordd. Sag. No. 325. Wer auf ihn schießt, erlahmt; wer auf ihn lauert, wird von ihm aufgegabelt, über den Rhein genommen und geht im Schwarzwald verloren: No. 280. 281. unserer Sammlung. Dennoch mit dem Leben dabei wegzukommen, ist ein Wunder, das zur Erinnerung in Bergfelsen eingehauen wird: Gräße, sächs. Sagensch. No. 168. Wenn nun Grimm, Myth. 726 bemerkt, der Tod sei an die Stelle des Winters getreten und es habe vielleicht schon frühe ein heidnischer Name des Winters der christlichen Vorstellung von dem Tode weichen müßen, so wird man jetzt zum Beweise dieser richtigen Vermuthung den neugefundenen Namen Alahirzi aufzeigen können. Er ist der zum Wald fliehende oder zurückgejagte Winter, von dem man bei der Austreibung des Winters überall in Süddeutschland zu singen pflegte: Wir haben den Tod vertrieben, den Sommer bringen wir wieder! Dann wurde der Frühling auf einem neu gezimmerten Maiwagen, mit Pfingstkränzen geschmückt, feierlich in die Stadt abgeholt. Dies war Unsere Frau um Fraufasten, die Göttin Ostara um Ostern, die Frau Fromut um Weihnachten, die Frau Bertha am Berchtelistag: unsere Schlüsseljungfrau, auf dem Hirschen um die Thurmzacken von Tegerfelden reitend, No. 167.

Zur Unterstützung dieser Voraussetzungen folgen hier einige redende Belege; sie sollen den noch so wenig behandelten mythologischen Hirschen ins Licht setzen helfen. W. Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann 1, 191 erzählt ein Märchen aus dem Leben jenes Thomas von Erceldoune,

der uns durch seine Bearbeitung von Tristan und Isolt bekannt ist. Am Eildonhügel am Huntlyufer erschien ihm eine vornehme Jägerin. Trotz dem, daß sie Bogen und Pfeil führte und drei Jagdhunde an der Leine hatte, hielt sie Thomas beinahe für die Mutter Gottes selbst, so sehr schön war sie. Allein kaum hatte er sich um ihre Gunst beworben, so verwandelte sie sich in die scheußlichste Hexe, er mußte Abschied nehmen von Laub und Gras, drei Tage lang ihr durch dunkle Höhlen nachfolgen, Ströme von Blut durchwaten. Da mitten auf einer Wiese traf er einen Apfelbaum, aber Thomas durfte nicht von dessen Früchten kosten. Im Schlosse, das sie dann betraten, tanzten die Leute, dreißig Rehe lagen frisch zerwirkt in der Küche, die Hunde leckten das Blut am Boden. Auch hier noch wurde Thomas von seiner Führerin gehütet und von der Gesellschaft ferne gehalten; dafür aber mit der Gabe der Weissagung beschenkt und nach Verlauf von sieben Jahren, die ihm hier rasch wie eine Woche verflossen waren, wieder entlassen. So saß er in seiner Heimat einst beim Gastmahl mit dem Grafen von March, als im Dorfe Geschrei entstand über das Erscheinen eines Hirsches, der aus dem Walde ohne Scheu bis zu Thomas Wohnung gelaufen kam. Augenblicklich bezeichnete dieser es selbst als eine Mahnung seines Geschickes, folgte dem Hirschen in den Wald und hat sich niemals wieder unter Menschen begeben. — So ist also dieser Hirsch ein Bote, seine Herrin aber die Göttin des Todes gewesen. Menzel, Odin 290 bietet ein paar entsprechende Sagen aus dem Harz, deren Inhalt kurz folgender ist. Am Lurlenberge bei Wesel wohnt eine liebe Gottin Lobra, ein Fels im Walde heißt nach ihr die steinerne Jungfrau. Armen reicht sie Geschenke, Getreue führt sie in ihre unterirdischen Blumen- und Fruchtgärten, aber sie bricht plötzlich in Gestalt eines Hirschen aus der Erde hervor und Flammen schlagen ihr nach aus dem Boden, wenn eines der Ihrigen treubrüchig wird. Der Graf von Klettenberg wird ihr Gemahl, denn er allein ist im Stande, ihr Schloß auf dem obern Rand der Burgmauer zu umreiten. Derselbe kühne Reiter kehrt wieder in Th. Körners Romanze vom Kynast, und in Henningers nassau. Sag. 2, 130. In Schambach-Müllers ndsächs. Sag. pag. 253 wird dieser für die Jungfrau sich Opfernde in Stücke gehauen, dann aber fügt ein Hirsch, mit einem Oelgläschen im Munde, ihn heil wieder zusammen. Die Gesta Roman. deutsch von Gräße, Anhang No. 18 berichten, wie Antiochus sich durch Ritter Leontius drei gleichschwarze Dinge, Roß, Falke und Jagdhorn geheimnißvoll aus einer alten Burg bringen läßt. Kaum hat er sie und sitzt auf dem neugebrachten Rosse, so wird er von einem plötzlich erscheinenden Hirschen in die Hölle verlockt und bleibt verschwunden. Der Tübinger Pfalzgraf jagt mit seinem wunderkleinen Jägermeisterlein Eppe und mit dessen beiden Hündlein Will und Wall einen fremden Hauptbirschen von Tübingen über Nürnberg bis nach Prag. Da geräth er in des Böhmenkönigs Hand und muß um seiner Sicherheit willen diesem den Eppe sammt den zwei Hündlein überlassen; aber seitdem begann er an Leib und Gut abzunehmen. Sein Grafengeschlecht starb aus. Der letzte Sprosse desselben war im vorigen Jahrhundert eine Jägersfrau auf dem Schwarzwalde. Uhland in Pfeiffers Germania 1856. Bei Erbauung von Schloß Künigenberg ließ man einen großen Hirschen von Gold machen und stellte ihn über das Thor, daß er weithin glänzte und schimmerte. Nun

ist die Burg zwar versunken, aber der Schlossbrunnen spült noch Gold aus, denn aus ihm wusch die Königin ihr Auge wieder heil, als sie sich blind geweint hatte über ihres Gemahls Tod. Schöppner, bayr. Sagb. No. 779. 784. Die Gräfin Falkenstein schießt im Weyarngrunde an der Mangfall nach einem Hirschen, aber die Kugel prallt vom Geweih gegen die Gräfin zurück und tödtet sie. Zum Heil ihrer Seele ist Kloster Weyarn gegründet worden. ibid. No. 1256. Zu Furth im bayrischen Walde ist seit etlichen Jahrhunderten ein dortiger Stadtschreiber Lanner bekannt, der als Jäger einen unfreiwilligen weiten Hirschenritt gemacht haben soll. ibid. No. 94. So geht auch König Theodorich zu Grunde, nur vermeldet Otto von Freisingen dabei nicht zugleich auch den vom Könige gejagten Hirschen. Friedrichs des Weisen Tod verkündet ein Hirsch, der sonst im Thiergraben des Schlosses zu Lochau gehalten worden war, nun aber diesen verließ und, wie M. Luther selbst bezeugt, sich nur noch bei nächtlicher Weile sehen ließ. Gräße, sächs. Sagensch. No. 23. Im Irischen Märchen von Fion setzt dieser jagend einer Hind nach, bis ihm eine Fee aus dem Berge entgegen tritt und ihn bittet, ihren verlorenen Ring im See zu suchen. Er braucht so lange dazu, daß er darüber ein runzliger Greis wird; doch ein Trunk aus dem Becher dieser Fee im Berge, verleiht ihm seine Jugend wieder. Wolf, Beitr. 1, 182. In Schreibers Sag. 1, No. 60. wird ein jagender Ritter durch einen Hirschen bis zur Burgruine verlockt, aus dieser tritt alsdann das gespenstische Fräulein von Windeck hervor mit einem Becher Weins, giebt ihm zu trinken und verschwindet. Er trinkt sich Liebe nach der zu schnell Verlorenen ins Herz; lange nachher erscheint sie wieder und tödtet ihn durch einen Kuß. Jägerartig auf diesen Hirsch anzuschlagen bringt Erstarrung und Lähmung (Schambach-Müller, nddsächs. Sag. No. 207); wer den Weißen Hirsch schießen will, wird zum Ewigjäger und muß in einer rothglühenden Kutsche fahren (Hocker, Volksglaube pag. 21). Zum Lohne, daß man nicht nach ihm geschossen, legt er sein goldenes Geweih bei der Waldquelle ab, die dann der heilkräftige Hirschhornbrunnen wird. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 104. Selbst wenn man ihn geschossen hat, verwandelt er sich sogleich in etwas anderes, oft sogar in eine liebebietende Jungfrau; dies liegt in der Liedstrophe (Simrock, Volksl. No. 261):

Hubertus auf der Jagd
Der schoß einen Hirsch und Haas,
Er traf ein Mädchen an
Und das war achtzehn Jahr.

Die Wunschmädchen in Walhöll sind die ewigjugendlichen Freundinnen des sterbenden Helden der Schlacht und der Jagd, sie locken ihn in Hirschengestalt in ihr Todtenreich. Der ahd. Frauenname Hirizpirin ist gleich dem der Ospirin nach dem Glanz des Gestirns und des Thieres zugleich geschaffen, und besagt demnach dasselbe wie Hoh. Lied, Kap. 2: Mein Geliebter ist wie ein Reh und wie ein junger Hirsch. Den Ring treuer Liebe bietet daher der Hirsch so oft an im Volksliede (bei Uhland 1, No. 32):

dort niden in jenem grunde
schwemmt sich ein hirschlein fein,
was führt es in seinem munde?
von gold ein ringelein.

Aus meiner Heimat ist mir die Jägersitte bekannt, Hirschzähne in Fingerringe fassen zu lassen; man sagt, das Auge Gottes stehe auf der Spitze eines solchen Zahnes. Gott Odhinn selbst jagt nach einem solchen Hirschen, wenn er auf der Insel Möen im Grünewald als Grönjette der Holzfrau nachsetzt (Myth. 896. 905), oder wenn er als Nachtjäger das schwarzbraune Mädchen aus dem Busche sprengt. Das darüber noch gesungene Volkslied (bei Hoffmann, Schles. Volksl. pag. 193 — 201) hat Menzel, Odin 215, mit Glück erkannt und erklärt. Da wandelt sich der erlegte Hirsch in die schöne Wunschjungfrau, die im Liede von sich sagt:

Und wenn ich ausgeschlafen hab,
So steh' ich wieder auf aus meinem Grab;

und von welcher der W. Jäger selber preisend erklären muß, daß sie ein zartes Jungfräulein und „kein wildes Thier" sei:

Es ist kein Thier und auch kein Schwein,
So heißt man sie willkommen sein.

Die Todesgöttin legt ihr rauhes Gewand ab, badet im Jungbrunnen und ist nun die Frau Sigeminne, die schönste über alle Lande. Deshalb haben die vier Hirsche, welche die Knospen abweiden auf dem honigtriefenden Eschenbaume des Götterhimmels, viererlei Namen der Seligkeiten; sie heißen der Schmerzstillende (Duneu), der einschläfernde (Dwalin), der dem Donnergott liebe (Dunneir) und der die Thore sprengende (Dyrothror). (Wedderkop, nord. Bilder.) Thror, der Hirsch, ist zugleich ein Eddischer Name Odhinns. Man muß die Bedeutsamkeit der hier vorausstehenden Einzelheiten gelten lassen, wenn sich zeigen läßt, daß dieser Hirsch der Mythe seine Heiligthümer und Heiligen, seine Festtage und Festmahlzeiten, seine typische Gestalt in Bild, Maske und Brod bei uns gehabt hat.

Als Bildwerk ist dieser Hirsch beschrieben in Wolfs Hausmärchen pag. 73. Wenn ihm die Decken abgenommen sind, die ihn sonst verhüllen, leuchtet er mächtig in der Sonne. Seine Augen sind von dunkelm Glas, seine Ohren fein zum Horchen aufgerichtet, in seinem Haupte trägt er ein Glockenspiel aus kleinen und großen Silberglöckchen, das wunderbare Lieder spielt. Eine Königstochter hat ihn zu eigen; wer ihre Hand besitzen will, läßt sich, in sein Inneres verborgen, zu ihr tragen, muß aber dabei das Leben wagen. Dies ist der Goldhirsch. Bei einer andern Gelegenheit ist dieser Hirsch der Heidenkönig selbst gewesen, Herr einer nun untergegangenen Stadt. Wolf, hess. Sag. No. 160. 166. Des Thieres Schmuckwerk hat die größten Fürsten der Welt betheiligt. Cäsar, Kaiser Karl und Rothbart beschenken der Reihe nach einen eingefangenen Hirschen mit einem prächtigen Goldhalsband, um ihn damit wieder in seine Freiheit zu entlassen. Grimm, DS. No. 440. Kirchenstiftend, Klosterstiftend zeigt er sich vielfach in der Legende, daher sind St. Eustachius und Hubertus, die zwischen seinen Geweihen des Gottes Bild erblickt haben, die ersten durch ihn bekehrten Jäger und so die christlichen Schutzpatrone des Thieres. Er hat seinen himmlischen Schutzengel: „alle hirtzen haben einen engel, und alle hasen" Geiler, Brösamlin 2, Bl. 19. Um so größer ist des Haßjäger Hackelberend Sünde, auf diesen Hirsch zu schießen, der das Leiden Christi zwischen dem Geweih trägt; das Thier bekommt dann Menschenrede und verdammt einen so frevlen Sabbathschänder. Kuhn, nordd. Sag. No. 281. 210. 325.

Städte- und Abteiengründende Hirschen ergeben sich aus folgenden Traditionen. Der hl. Sebaldus, sowie die hl. Ida von Borkenburg gehören unter diejenigen Kirchenheiligen, deren Attribut ein wegeweisender Hirsch ist, auf jedem Geweih-Ende ein Flämmchen tragend. Attribute der Heiligen, Hannover 1840, 73. Ein schneeweißer Hirsch trägt die Kirche von Schotten an ihre jetzige Stelle. Wolf, hess. Sag. No. 197. Kloster Doberan führt einen Hirschen im Wappen und beim Hochaltar steht das Hirschhaupt als Wahrzeichen auf einem Pfeiler; dasselbe schützt das Kloster und den daselbst über Nacht entstandenen Heiligendamm gegen die Ueberströmungen der Ostsee. Studemund, Meklenburg. Sag. pag. 31. Im Johannishospital zu Leipzig giebt die Jungfrau Maria den Armen aus einem Becher zu trinken, der dorten noch verwahrt ist, und reitet auf einem laubbekränzten Rehe hinweg in den Wald von Connewitz. Gräße, sächs. Sagenkb. No. 385. Kloster Preetz entsteht auf jener Stelle, wo ein Hirsch mit wunderbarem Kreuzgeweihe dem Grafen von Orlamünde furchtlos Stand hielt. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 110. Der schneeweiße Hirsch mit goldenem Halsbande, der keine Fährte hinterläßt, ist von einer Nonne aus Kloster Michaelstein begleitet. Pröhle, Unterharz.-Sag. No. 92. Dem Magdeburger-Roland gegenüber stand auf einer Steinsäule der Hirsch mit goldenem Halsband, den Karl d. Gr. beschenkt entlaufen und erst Friedrich Rothbart wieder einfangen ließ. Grimm, DS. No. 440. An der nördlichen Eingangspforte des Zürcher-Großmünsters steht, eine Arbeit aus dem 13. Jahrh., zierlich ausgebauen der Hirsch mit den Kerzen auf dem Geweih. Auf der südlichen Innenwand der Kirche ist er abgemalt und zwar nicht später Entstehung, wie er Nachts mit leuchtendem Geweihe vor der Burg Baldern am Albis erscheint, die deutschen Königstöchter Hildegard und Bertha aus dem väterlichen Schlosse durch die Gebirgswälder ins Thal hinunterführt bis zu der Stelle, wo sie mit ihrem Vater Ludwig dem Deutschen, Karls des Gr. Enkel, das Münster zu Zürich erbauen. Im Siegel des Kapitels dortiger Abtei, sowie in dem der Aebtissinnen wird dann dieser kerzentragende Hirsch geführt i. d. J. 1316, 1398; erst später wird ihm ein Kreuz statt der Kerzen beigegeben. Sämmtliche Abbildungen und Belege hiefür finden sich: Zürcher Antiquar. Mittheil. 1851. Im Münster von Schaffhausen liegt Adelheid, das Schloßfräulein von Randenberg, neben dem Abte Hün bestattet, der dorten 1353 gestorben ist. Ihr Grabstein ohne Namen und Zahl hat die Aufschrift: dominus mirabilis in Sanctis suis. Vom Gebirge herab aus ihrer Randenburg führte sie in jeder Nacht ein Hirsch mit leuchtendem Geweih drei Stunden weit nach Schaffhausen zur Kirche, in solcher Morgenfrühe, daß die Thurmwächter oft noch schliefen, wenn sie Einlaß begehrte oder Schutz vor den nacheilenden Räubern suchte. Dann öffneten ihr aber die heiligen Engel das Thürlein, das seither das Engelbrechtsthor genannt wird. Jedesmal vor Tagesanbruch gieng sie dann mit ihrem „Laternenhirschen“ wieder in das Gebirge zurück, und die Hemmenthaler-Bauern zeigen einem noch Weg und Steg, auf dem das Fräulein ihren frommen Gang gemacht hat. Schalch, Schaffhaus. Gesch. 1, 74. Die Nachkommen dieser Randenburger waren Schaffhauser Schultheißen und hießen die Rothen; sie sollen im Bauernstand zu Gächlingen ausgestorben sein. Schaffhauser Neujahrs-Bl. 1827, 10. Einen gleichen Wegweiser hatte auch Gräfin Ida von

Toggenburg, so lange sie, von ihrem Gemahl verstoßen, aus ihrer Wohnung nach dem Kloster Fischingen zu wandern pflegte. Aus der nordd. Sage ist die Jungfer Lorenz durch Rauchs hübsche Statuette bekannter. Von einer dreitägigen Irrfahrt kam sie einst auf einem Hirschen heim nach Tangermünde geritten, und was sie dabei an Wiesen und Aeckern umritten hatte, das vergabte sie der Nicolaikirche daselbst; dorten ist sie nun in ganzer Figur abgebildet auf einem Hirschhaupte stehend. Volkssag. der Altmark, Tangermünde 1845. 2, 170. Kuhn, Märk. Sag. 7. Im Altar der Kirche zu Stelzen meinte man, sei gleichfalls ein goldenes Hirschgeweih verborgen (Bechstein, DSagb. No. 717), sowie das Thüringer Bergwerk Goldlauter einen goldenen Hirschen in sich versenkt hat (Bechstein, thüring. Sag. 3, 160), und andere Silbergruben mit einem Hirschgeweih „versetzt" d. h. durch ein solches, das man hier geopfert hat, magisch verschlossen sind (Pröhle, Unterharz. Sag. No. 209). Oder auch, es hat z. B. das Wirths- und Lagerhaus zum Gelben (also goldnen, leuchtenden) Hirschen in Frankfurt seinen Namen und Schild von jenem Thiere, welches Karl dem Gr. hier die Furth über den Main gewiesen hat. Dasselbe weisende Thier erscheint bei Gründung des Stiftes Hildesheim: Seifart, Hildesh. Sag. No. 1. Aufzeichnungen verwandter Art bietet uns Jornandes und Sozomenus: Grimm, Myth. 1094; aus dem Volksmunde: Wolf, Beitr. 1, 105. 182. Eine ganz nothwendige Folge ist es, daß dieser Hirsch der Legende, durch den der Kirche so mancherlei Stiftungen zugekommen sind, vorher und nachher noch mancherlei Gütern den Namen gegeben haben werde, die seinem früheren Dienste zu eigen gewesen sind. Auf welche Weise mehrere Waldgebirge in Schwyz, Zürich, St. Gallen und Glarus wiederholt zum Namen Hirzel gekommen sind, lasse ich dahingestellt: jedoch trägt ein Bauernhof, der am Sonnenberg bei Iberg gelegen ist, den Namen Hirsch und hält auffallender Weise eine volle Stunde im Umfang. Meyer-Knonau, Kant. Schwyz, pag. 277. Auch haben die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Aarau u. s. w. bis auf unsere Tage in ihren Schanzengräben Hirsche gehalten. Blingbirschen ist der Spitzname der Bewohner des Bernerdorfes Oberbipp, weil sie einen blinden Hirschen eingehandelt hätten für sehend, um ihn in ihren Thiergraben zu thun und damit den Brauch der Großstadt Bern nachzuahmen.

Die Feste, bei denen dieses Thier vorzugsweise seine Rolle zu spielen hatte, sind zwar meistentheils und nach ihrer inhaltsvollen und sinnreichen Art schon lange in Abgang gekommen, ihr Hauptnamen aber, der Hirsmontag und dessen Feier, ist bei uns noch übrig. Seine Frist ist je nach unsern Landschaften verschiedenartig anberaumt, gewöhnlich fällt er auf ersten Montag nach Aschermittwoch und wird noch immer mit kriegerischen Spielen „und Jagdübungen" begangen, (schreiben die Zürch. NeujahrsBl. der Musik-Gesellsch. 1786). Die Haupt-Comödie dieses Tages besteht darin, daß sich zwei Nachbarorte einen Strohmann oder sonst ein maskenhaftes Ungethüm zuzuführen suchen, jede aber diese ihr zugedachte Bescheerung mit Waffengewalt und in einem förmlichen Feldzug abzuwenden trachtet. Das Unvermeidliche geschieht schließlich dann doch, der Strohmann zieht in den Ort ein, wird dann feierlich verbrannt, und Sieger und Besiegte vereinigen sich zu einem reichlichen Schmaus. Ich unterlasse hier jede Beschreibung der Einzelheiten, welche ich in einer Schrift über Landschaftliche Feste

mitzutheilen gedenke, und hebe hier nur die Rolle hervor, welche dabei dem Hirschen zugekommen ist. Am Hirsmontag wurde die Zeit des Frühlingsempfangs und des Winteraustreibens gefeiert, und wie unser Alterthum die Namen zweier kämpfenden Jungfrauen für diese Begriffe der Jahreszeit kennt „Osterhilt und Winterhilt", so bestand auch dieser Tag in einem Zweikampf zwischen Winter und Sommer, in einer Schlacht zweier Heere, Gemeinden u. s. w. Dieses Scheingefecht hieß man hirzen, Hirsstoß, Hirsmontagsschwung, wie mhd. hirzen ein Stangenturnier halten heißt. Die Hauptperson dabei war der Hirsnarr, ein Reiter. (Stalder, Entlebucher-Fragm.) Daß derselbe ehemals in einer Hirschenmaske erschien, ist unbezweifelbar. Geilers Predigten über das Narrenschiff beschreiben ihn in seinem zu Straßburg üblich gewesenen Aussehen und sagen, er stamme aus dem Heidenthum her, obschon er doch nur aus dem jener Stadt nächstgelegenen Dörflein Geisboltsheim herrinkam: habent larvae procul dubio originem a gentilitate: sicut et der hyrtz et das wild wyb von geispitzen (Geisboltsheim). Bacchus hirsutus depingebatur. his omnibus consonat hyrtz. Diese Hirschen-Maskerade verboten schon frühe Concilien und ältere Beichtspiegel unter dem Namen solemnitas cervuli. Flögel, Gesch. des Grotesk-komisch. pag. 162. „Was ist so verrückt, als sich in wilde Thiere verkleiden, einen Hirschen spielen?" sagt eine Predigt de Kalendis januariis. Philippi, Abhandl. über Ursprung der Katzenmusiken. Freib. i. Breisg. 1849. Aber der Vorzeit erschien eine Vermummung in solcherlei Thierlarven keineswegs entwürdigend. Der altd. Dichter hieß Hirsch. Liodersaze, der zum Schmaus aufspielende Musikant, choragus und cervulus sind Namen, die in den ahd. Glossen mit einander abwechseln. Graff, Sprachsch. 6, 302. Haupt, Ztschr. 5, 347. Bonushirtz, ein Bauer von Lostorf, ist kirchlicher Donator im Jahrzeitb. von Schönenwerth, bei Aarau. Urkundio 1, pag. 83. Im Liede vom König Rother halten die deutschen Helden ihren Turnieraufzug am Hofe zu Byzanz; da werden sie alle in ihrem Aussehen geschildert und derjenige nicht mit vergessen, der dabei den Springhirschen macht:

Widolt mit der stangen
vór dar sprickande
in allen den gebéren,
alser hirez ware.

Widolt sprang mit seiner Lanze hervor und gesticulirte in der Rolle des Hirschen. Wackernagel Leseb. 1, 231. Hirzensprüngler nennt man jetzt noch schimpfweise die Oberrieder im St. Gallischen; man sagt, von dem nahen gleichnamigen Engpaß Hirzensprung. Albersterz (Weißschwanz), Arnold Cervola und Springhirz hieß zugleich jener Edelmann aus Perigord in Frankreich, der an der Spitze des räuberischen Heerhaufens der Gugler stand, 1365 Straßburg bedrohte und 1376 bei Fraubrunnen, Kant. Bern, geschlagen wurde. Eidgenöss. Lieder-Chron. 1835, 21. Springhirsch, Name einer Gegend bei Rendsburg: Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 90. Der Zürcher Antistes und Reformator H. Bullinger eiferte in seiner Chronik 1, lib. 8, cap. 2 gewaltig gegen diesen zu seiner Zeit noch üblich gewesenen Stadtbrauch, wo man sich in solchem unflätigen Narren- und Butzenspiel „mit schällen, trincklen (Alpglocken), kühschwänzen und allerley wüsts" behänge. Dies hat nichts gefruchtet. Noch jetzt wird bei der Grausiete

der Muotta-thalbewohner, und beim Posterlisjagen der Entlebucher- und Berner-Aelpler der gleiche nächtliche Glockenlärm, Peitschenknall und Hörnerschall aufgeführt, und ganze Thalschaften betheiligen sich daran. Selbst Kinder halten ihr Jugendfest, das allenthalben kirchlichen und militärischen Anstrich zugleich bei uns hat, noch auf diese heidnische Weise. Am Schulfeste behängen sich die Knaben im Bündnerischen Bergell, trotzdem daß sie als Soldaten und Kadetten ernstlich uniformirt erscheinen, zugleich mit allen möglichen Stallglocken, und wenn sie ihr [illegible]pfarrer über den Zweck eines so närrischen Lärmens befragt, so antworten sie: „wir machen, daß das Gras wächst." Leonhardi, rhätische Sitten, 1844, 5. Der Hirsch selbst erscheint hiebei meines Wissens freilich nicht mehr, aber doch häufig noch die Geis und die Ziege, welche ihre direkte und indirekte Aufgabe jederzeit dabei noch hat. So wandelt sich auch der Hirsch der Legende in die Geis der Sage frühzeitig um; statt vieler Beispiele nur eines. Die Greyerzer Weiber sehen, wie ihre Männer in einem Gefechte mit den Freiburgern in der Ebene von Pâquier und Pringy noch am späten Abend hart bedrängt werden; da stecken sie ihren Ziegen, die sie eben vom Gebirge her heimtreiben, angezündete Kerzen zwischen die Hörner, jagen sie in den Feind hinab, und dieser zieht sich überrascht zurück. Meyer-Knonau, schweiz. Erdkunde 1, 431. Der Bock mit der Leuchte führt die Verirrenden aus der Wittorfer-Kamp. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 598. Ein riesiger Gemsbock mit silbernem Hörnerpaar lebt seit manchem Jahrtausend auf dem Solstein beim Dorfe Zirl. Tirol. Sagen-Kränzlein v. Meyer 1856, pag. 137. So zieht man am Hirsmontag im Freienamte gemeindeweise gegeneinander zu Felde, um sich in einer Schlacht den geraubten „Geisbirten" spaßhaft zurück zu erobern. Wer dabei am tollsten sich geberdet, die Kriegs-Erklärung am neckischesten vorzutragen weiß, der hirzet, der ist der Hirsnarr; ganz so wie der Dichter Marner zum aufschneiderischen Zweter Reginmar sagt: dir springent hirze dur den munt. (Wackernagel, Leseb. 1, 693. II.) Ebenso beschreibt Fischart, Gargant. 178 dergleichen Spiele: nachgehends lief er der harr, der eier, des hirzes. Das Festbrod, das man außer dem gekochten Hirsbrei, an diesem Tage verzehrte, ist das in Form von Hirschgeweihen gemachte Küchlein „Hirzehörndli". Winterthurer- und Zürcher-Conditereien bieten das Jahr über das Stück zu einem Batzen aus, die Speise ist demnach eine landläufige. In Steier backt man das Weihnachtsbrod in Hirschform (Weinhold, Weihnachts-Spiele 26.), in Schwaben nennt man es gemeindin Springerlen (Meier, schwäb. Sag. 462. 465) und diese versetzt Kühlers Kochbuch (das Hausweſen 1850, 221) unter jenes allgemeine kleine Backwerk, das mit dem Backrädchen abgeränbelt, ausgeschnitten wird. Daher rührt auch der Glaube, daß die kirchenstiftende Jungfrau von Tegerfelden, die auf dem Hirschen die Thurmzacken ihres Schlosses umreitet, eine Kornstiftung hinterlassen habe (No. 167); daß die Zürcher Frauenmünster-Abtei, gestiftet auf Anlaß des Hirsches mit leuchtendem Geweihe, von Karl d. Gr. wegen der wohlschmeckenden Semmeln, die es buck, einen eignen Pfister erhielt, welcher alle Jahre einmal für die ganze Stadt Frei-Semmeln backen mußte. Dieser Brauch galt zu Zürich bis z. J. 1600 (J. Müller, schweiz. Alterthümer, 1776) und das Brod wurde in einem Festaufzuge durch die Stadt getragen. (Helvet. Calend. 1787, 77). Es bestand aus 101 Küchlein, die zusammen

in Einer Schüssel der Metzgerzunft übergeben wurden. Bluntschli, Memorab. Tigur. 129. Diese als Zunft warf dann auf eigne Kosten noch die z. J. 1728 den Gr[illenbändern] am Aschermittwoch die Freikügelein durchs Fenster des Zunfthauses herab. Alles dieses ist weiter ausgeführt in der Schrift: Oberdeutsches Gebildbrod, No. 14. Das Ergebniß aus diesen vielfachen Anknüpfungen ist folgendes: der Todesgott Alabirzi gleicht dem Winter. Den Hirschmonat benennen wir nach beiden, er war der agf. Blotmonath, mensis immolationum, an dem man alle Mastthiere schlachtete, vorher aber den Göttern weihen ließ. So fiel der Tod der Schlachtthiere in eine Zeit mit der todesgleichen Ruhe der Erde, und das einzige Geschäft des Mannes war währenddem die Jagd. Dies liegt in dem Namen der Jungfrau, die walkürenhaft diesen Zeitraum bezeichnet „Winterhilt". Mit dem Frühjahr erscheint die Jungfrau Osterhilt, der Hirsch wird in den Wald zurückgetrieben, er ist besiegt, und auf dem bekränzten Maiwagen zieht der Maikönig siegreich ins Land ein. Dann erfüllt sich die Prophezeiung, welche sich beinahe überall der Sage von den verwünschten Geistern und unerlösten Jungfrauen anschließt. Erst dannzumal, heißt es, wird der gebannte Geist selig werden können, wenn der Hirsch zu Walde springt und mit heilbringender Fährte die Eichel in den Boden tritt, daß daraus das Bäumchen aufwachsen und zur Wiege desjenigen verschreinert werden kann, der, wenn er zum bestandenen Manne erwachsen sein wird, das Hügelimaidli zu Holziken (No. 119), die Tegerfelder Schlüsseljungfrau (No. 167) zu erlösen vermag.

Steht das Wort Alabirzi als Genetivus singularis, so entspricht es jenen genitivischen Fluch- und Scheltformeln, welche aus Zürcher- und Berner-Schriften des 16. Jahrhunderts, Grimms Wb. 1, 213. 230 besonders reichlich aufzählt, z. B. aller gurren, aller suw, alls manes! Diese Genitive hängen von einem ausgelassenen Vocativ ab, der etwa Haupt, Anführer aller Hirschen, Säue ꝛc. bedeutete. Fälle, wo es nur adverbial steht, giebt Stalder, Landessprachen der Schweiz, pag. 93. Von diesem Haupt und Führer aller Hirschen aber singt das sog. Sonnenlied in der Edda:

Den Sonnenhirsch sah ich
Von Süden kommen,
Von Zweien am Zaum geleitet.
Auf dem Felde standen
Seine Äste,
Die Hörner hob er gen Himmel.

---

413 b. Der Bölimann.

Er wird in unserm Volksglauben nach einer doppelten Erscheinungsweise und Wirkung aufgefaßt, als ein polternd und zugleich als ein heimlich herbeikommender Geist. Erscheint er mit Gelärme, so stellt man den Eigennamen zu Bohl und Balken, und dieses Zerbohlen und Böhlen alles Bollwerkes (propugnaculum), das man gegen das Gespenst aufgerichtet hat, macht dann einen bösartigen

rumorenden Geiſt aus ihm, der alles zertrümmert. Lo Cassaron, der Zerbrecher, iſt in Waatländer-Patois der Teufel genannt. Bulliemin, Kant. Waat 2, 31. Boleeten heißt im Solothurniſchen rumoren, im Frickthal anbellen, durch Hundegeheul Unglück voraus melden. Der ndl. Kobold Bullermann iſt gleich dem ſchwäb. Poppele von Hohenkrähen ein anklopfendes Geſpenſt und todkündend; der Tod, der klopft an meiner Thür! lautet der Text in einem Canon Haydns, ganz wie bei Horaz 1, 4: pallida mors pulsat pauperum tabernas regumque turres. — Nach ſeiner zweiten Wirkſamkeit hingegen iſt der Bölimä in Vorſtellung und Benennung ganz gleich dem Butzimä, Butzibau, Butzmummel, nämlich ein Mann, der ſeinen Hut tief in die Stirne gedrückt oder bis über die Augen herein gezogen trägt. Bölimengel, verkürzt aus Mannöggel, gilt im Freienamte überhaupt als der Schwarze Mann. In Zürich:

S'iſcht halt e Stroſ, der Bölimä
Git's mängsmol eim gar liſtig a.

Firmenich 2, 635. Bei einem während der Aernte anziehenden Gewitter pflegt unſer Bauer zu ſeinen im Acker helfenden Kindern zu ſagen: Buben, macht ſchnell, der ſchwarze Mann kommt! (Lengnau). Dies gleicht ganz dem Bölwerkr oder Nebelwirker, ein Beiname, den Odhinn in der Edda hat. Der Bölimann iſt damit ein larvatus, in dem Sinne, in welchem Wuotan-Mercurius den alle Seelen bergenden Tarnhut (umbraculus) trägt, und daher heißt der Teufel als Seelenverführer, in heſſ. Hexenakten, Bolemolo. Wolf, Ztſchr. 2, 64. Balos Grab heißt jenes Loch, in welchem ein Frevler zwiſchen geſpaltenen Felsſteinen verſunken liegt: Kuhn, nordd. Sag. No. 57. Der eiſerne Polenz iſt in der Lauſitz eins mit dem W. Jäger und Blauhut. Gräße, ſächſ. Sagenſch. No. 675. Bollecker iſt ein weſterwäldiſches Geſpenſt. Myth. 1210. Ein dorten gemuthmaßter Zuſammenhang dieſes Namens mit Pallor ergiebt ſich für oberdeutſche Mundarten nicht.

---

414. Böggel.

Es bezeichnet einen wüſtausſehenden, ſchreckenerregenden, vermummten Menſchen, eine Kinderſcheuche, eine Faſnachtsmaske. Der Böckenſchlitten, in Augsburg ein Maskeradeſchlitten. Schmeller, Wb. 1, 152. Von den Faſnachtsnarren ſchreibt Seb. Brant, Narrenſchiff cap. 110 b:

eyn beyl, die dannt sich vast beruhmen,
enthöt vnd lib sie gantz verbutzen
vnd loufen so jm bruchen wiss,
dss man sprech, schow, min herr von Runckel,
der kumbt vnd bringt im erm eyn knuckel.

Aus dieſer Böggen-Maske, genannt Herr von Runkel, bildete ſich der Name des mit derſelben aufziehenden Maskenweibes, die eine Runkel mit ſich führte und daher Runk-Gunkel genannt wurde. Vgl. Fiſchart Garg. 91. Im Luzerner- und Zürcher-Lande hatte das Wort die gleiche Geltung. Das Luzern. Rathsbuch verordnet zum Jahr 1401: Hemmann von Büttikon und Ritter Wilhelm Meier von Stans luſſent an der Faſnacht böggenweiſ über das, ſo es bei eim Pfund verbotten war. Kaſ. Pfyffer, Luzern. Geſch. 1, 153. Die Zürcher NeujahrsBl. Ab dem Muſikſaal, v. J. 1786, geben eine Beſchreibung des dazumal ohne Maskerade begangenen Nationalfeſtes des Hirsmontags, des erſten Montags nach Aſchermittwoch; dabei wird den um dieſe Freude gebrachten Stadtkindern geſagt:

Heut zu Tag geht's anders her,
Keine Mummereyen,
Keine Böggen ſieht man mehr,
Keine Schlägereien.
Kreidenglade bleibt zu Haus,
Läßt ſich nicht mehr ſehen,
Eiſens Herrlichkeit iſt aus,
Iſt um ſie geſchehen.
Wollt ihr doch verkleidet ſein,
Möcht ich lieber rathen,
In Monturen ſchlüpft hinein,
Kleid't euch als Soldaten ꝛc.

Die Zürcher feierten dieſen Tag mit der Mummerei der ſogenannten Metzgerbraut, nannten dies in ihrer Mundart Böggen und weil dabei ein Banner mit dem Bocke umgetragen wurde, ſo leiteten ſie von dieſem den Namen der Böggen ab. Dieſelbe Ableitung aus gleichem Grunde giebt dem Worte Geiler v. Keiſersberg in ſeinen 1499 über das Narrenſchiff gehaltenen Predigten: böggen, inde bechten, a Baccho quasi bechen; quod dum fit, in larvis curritur a pueris clericis nostris Argentinensibus. Geiler etymologiſirt alſo aus dem am Faſching mitumgetragenen Bock erſtlich ein bechten heraus (das die Verkürzung des Berchtoldens am Berchtoldstage iſt) und aus dieſem folgert er den Bachus. Die Zürcher ſchloſſen anders. Die Böggen waren ihnen ein Ueberbleibſel der Böcke, einer

Waffenverbrüderung und Freischaar, welche im Alten Zürichkriege 65 Mann ſtark die belagerte Vaterſtadt durch kühne Ausfälle vertheidigt hatte. J. v. Müller, Schweiz. Geſch. 4, 45. Sie ſollen auch Schwertler geheißen haben und zu ihrer Erinnerung trug der Faſnachtsnarr, erklärte man, am Hirsmontag ein Pritſchenſchwert.

Alles dieſes iſt hier dazu angeführt worden, um zu zeigen, wie der Name Böggel als Ableitung von Beck galt und damit die Maske desjenigen Geharniſchten bezeichnete, der unter den Fahnen des Bockes ſonſt Waffendienſte gethan hatte. Waffenverbindungen und Freiharſte dieſes Namens beſtanden in Schwaben 1450—53 mehrere, welche Schmid, ſchwäb. Wörth. 83 aufzählt, eine gleiche von 1440 aus dem bayr. Walde verzeichnet Schmeller, Wb. 1, 151.

Groß iſt nun der Ideenabſprung, welcher von der Knappenmaske, Böggen genannt, erſt auf die Langnaſigkeit der Larve übergeht und zuletzt bei dem Böggel (mucus) in der Naſe und dem Böggel (Putzen, Kernghäuſe) im Obſt ſtehen bleibt. Alles was ſich verbuzt und ins Dunkle verpuppt, iſt in dieſem Sinne buzenhaft, unflätig (mucosus) und gleich dem Buzemann, Hullepöpel, Fettpöpel, Popanz und Böggel geſpenſterhaft geworden. Myth. 475. Der Treue Pöpel heißt im Koburgiſchen der unabtreibbare Hauskobold, der mit der Familie in den Neubau überzieht; die dortigen Pöpelhäuſer entſprechen genau dem Sinne unſerer Heidenhäuſer (No. 427) und ſind zugleich wie dieſe die Wohnungen der Zwerge. Fr. Mihm, Koburg. Sag. 1845. No. 22. 24. So wird endlich aus einem „bollwerkigen“ Hauspolterer (Pröhle, Unterharz. Sag. No. 187) und Pophart der widerwärtige Pöpel und Böggel, den wir ſchweizeriſch den Knecht Schmutzli nennen.

---

415. Donner.

Donnersketzer wird der große Mann angerufen, No. 84, der auf dem Gucmisheerwagen über die Häuſer fährt, er iſt ſonſt auch der dreibeinig Donnersteufel (vgl. Alemann. Kinderl. No. 28). Schwurformel: Potz Donnſtig! Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. XLVIII, führt einen Zwerg an, Namens Hans Donnerstag. „Potz Donnſtig vorm Fritig!“ ſcherzhafte Formel, ſtatt der mehr verabſcheuten „bim Donner!“ Verſtärkter Fluch: Donnersdonner! Donnersſchieß! Schieß! Schieß dich der Schneck! — Das indiſche Geſetzbuch Yajnavalkya (ed. Stenzler 1849) büßt 1, 136 dieſe Fluchformel mittelſt Hauptentblößung: „daß mir dieſer Donnerkeil ... u. ſ. w., dieſes ausſprechend

gehe der Brahman, wenn es regnet, unverhüllt.“ Donnerbesen, Herrenbesen (Abthl. IX, No. 409) ist uns die große Mistel, eine Schmarotzerpflanze, namentlich auf Obstbäumen. Donnerkeil und Windling ist Aargauer-Name jenes großen Nachtschmetterlings, den man süddeutsch Tannen- oder Fichtenschwärmer nennt; Donnergueg heißt der Hirschschröter; Donnerstein und Strahlstein die Belemniten-Versteinerungen im Jura. Durchlöcherte Steine an einen Baum gehängt, machen ihn grün. Abergl. Für die Donnerwurz (sempervivum tectorum) errichtet unser Landmann am Wohnhause allenthalben einen eignen Pfahl mit einem Deckelbrettchen drüber, und so ist die Pflanze wie auf einem Altärchen gehegt. Euphemismus: Bim Dolder! Donner und Dolder wird hier hinüber gedeutet auf die obere Laubkrone des Baumes, welche Dolder heißt, und zugleich auf die Kappelköpfigkeit des Bösen, von dessen Zorn man figürlich sagt, es sei ihm in den Dolder gefahren. Tannegrotzle, ein weiblicher Schimpfname, deutet auf die im Tannenwipfel sitzende Hexe. Reckholderdonner, ein Aargau. masculiner Scheltname, bezieht sich auf den juniperus, der gegen den Blitzschlag schützt. Man wirft bei Gewittern drei Wachholderbeeren ins Herdfeuer. Man flucht und schwört, statt beim Donner, gemeinhin auch beim Strahl und Strahlhagel.

Francisci, Schaubühne (Nürnberg 1669) bemerkt 214 hierüber: Ich gedenke, warum in Oesterreich und etlichen anderen Orten die erzörneten gemeine Leute, wann sie schelten, sagen: du Strahlhur, Strahldieb! sie wollen damit anzeigen, ein solches Mensch sey würdig, daß es der Wetterstrahl erschlage. — Der Fluch, Potz Donnstig, bezieht sich auf die sonst üblich gewesene Heiligung des Donnerstags. „Man soll den Abend am Donnerstag feyern und soll kein Stall gemistet werden. Diese abgottische Weise ist an vielen Orten und in dem Jahr Christi 1626 in dieser Landsgegne in vielen Häusern auf der Landschaft (Basel) noch sehr üblich gewesen.“ Philo Magiologia, pag. 133. In den Städten der deutschen Schweiz waren noch im vorigen Jahrhundert der Sonntag und Donnerstag Haupttage der Versammlung für geschlossene Gesellschaften. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 2, 177. Die nordd. Kirmeßfeier, die Montags schließt, beginnt mancherwärts heute noch am Donnerstag von neuem und wird Abends geschlossen. Colshorn, Gesch.-Biblioth. 1, 176. Im südlichen Schweden wird am Donnerstag noch nicht begraben, getauft oder copuliert, während man in ndd. Gegenden aus einem ähnlichen Grunde gerade umgekehrt auf diesen Tag alle Wochenpredigten, Copulationen u. s. w. verlegt hat, ähnlich wie man auf der Stelle heidnischer Opferstätten christliche Kirchen zu errichten pflegte. Kirchner, Thors Donnerkeil 1853, 64. — Der Donnerbühl, Tonrbül schreibt Justinger, ein durch den Sieg der Berner 1298 berühmter Hügel, war früher das Hochgericht der Stadt Bern gewesen und macht heute den höchsten Theil der Stadtschanze beim Falkenplätzlein aus. Von diesem Orte hinweg wurde der geschlagene Feind bis ans Ufer der Sense verfolgt; das Thal, durch welches er entfloh, heißt Jammerthal, die Ebene,

wo er am Ufer bei Thörishaus zuſammengehauen wurde, Kriegsmatten: lauter Localnamen, die einen Schluß auf Donar erlauben. Vergl. Bern. Neujahrsbl. 1818, pag. 11, 12, 17. Des Hügels Namen ſoll früherhin Dornbühl gelautet haben (Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1816, 7); dies verſchlägt nichts in unſerer Namensdeutung. J. Grimm zeigt (Berlin. akadem. Abhandl. 1854, 322), daß die mhd. Liedſtelle: ob sluhe mich ein donnerstein! überſchrieben heißt Dornstein, und daß dieſes dorn (tonitru) lautgeſetzlich dem nordiſchen Thor und dem celtiſchen taran (tonitru) entſpricht. Ein aargau. Dornrain liegt im Kreiſe Gontenſchwil; er wird in alten Schriften als Feldmarke angegeben, und das Volk verſetzt in die Wüſtung ſeines Schuttes von jeher die Nachtgeſpenſter. Bronner, Kant. Aargau 1, 252.

416. Meiſter Geißfuß.

Bock, Bocksfuß, Geisbock. Herein, und ſollt's der Geisbock ſein! ſagt man ſcherzend zu einem bekannten Beſuche, der anklopfend zwiſchen der Thüre ſteht. Im Waatländer-Patois lo Bocan, der Teufel. Vulliemin, Kant. Waat 2, 31. Bocksblut, Bocksſchweiß, Bocksmarter, Bocksritten, Bocksleiden, Bocksleichnam, Bockshuld, Bockswunden ſind Schwurformeln des 16. und 17. Jahrhunderts, durch zahlreiche Mandate ſchweizeriſcher Kantonsregierungen bei mehrfacher Strafe verboten. In den Abtheilungen Zauberthiere und W. Heer iſt des Bockes, unter welchem bald Satan, bald Donar verborgen iſt, weiter gedacht. Da der Teufel auch Kueni und Velten genannt wird, ſo beginnt ein ſchweizeriſches Söldnerlied gegen die Landsknechte, mit denen man ſich im Treffen bei Bicocca 1522 gerauft hatte, mit der Verwünſchungsformel: Botz Marter-Küry-Välty! Eidgen. Liederchronik 1835, pag. 370. In den Heren-Acten des Rheinfeldner-Stadtarchivs v. J. 1540—1624 (rubriziert K. fol.) giebt ſich der Teufel ſeinen Buhlſchweſtern unter folgenden Namen zu erkennen: Belgenbock (weil er auf dem elſaßiſchen Bölchenberge (Balon) und auf dem Schwarzwälder-Belchen wohnt); Küenzlin, Junker Volant, Poppelin. Ueber die geisfüßigen und in Geſtalt des Ziegenbocks erſcheinenden Zwerge vgl. Abthl. V, Anmerk. No. 2, pag. 332.

417. Der Grüne.

Der Grünrock iſt ein Teufelsname, inſofern man ihn als den Wilden Jäger denkt. In ſolchem Sinne ſind ſeine Namen auch Rebhanſel, Rebhund, Trübelhund, Rebmeſſerli, Gugger, Drak, Holzhirzi, Alahirzi, inſofern er dabei in Wald und Feld Thiere jagend

und Früchte einheimſend gedacht wird. Seine Geſellen heißen in Hildebrands Zauberey (Frankf. 1631), pag. 26, nach dieſer jägerhaften Beziehung: Haſengreifer, Nachthaſen, Kugelfänger, Treffſchützen u. ſ. w. Wie er in Märchen und Sage Junker Grünewald und Grünwedel genannt wird, ſo heißt er im liber vagatorum, gedruckt 1510 (Auszug bei Adelung) mit einem redenden alten Namen Lögötlin, Waldgott. In den Anmerkungen zu den Zwergenſagen und in denen zum Wild. Heer iſt aufmerkſam gemacht auf die bei Geiſtern wiederkehrende grüne Tracht. Als ein auf dem Feld und im Rebberg Arbeitender hat er den Tragkorb bei ſich, den Rebiſchratten, den Korb aus dem Abyſſus. Und wie er in Norddeutſchland als Wirth gedacht wird, der im Rebiskrug, in dem Grenzwirthshauſe, Wein ſchenkt (Myth. 954), ſo führt er bei uns den Rollhafen und Rollkeſſel, ein Geſchirr, das voll heißen Waſſers auf dem Grunde der Hölle kocht. Daran knüpft ſich die Vorſtellung eines teufliſchen und hölliſchen Bades, Abthl. XI, No. 487: der Höllhafen. Des Teufels Bad, Badſtube, Heizenſtube ſind gangbare Localnamen. Ein Wiesland, unter welchem römiſche Grundmauern wegziehen, die man auf ein Römerbad gedeutet hat, nennt man im Aargau Heizenſtube.

418. Meiſter Hämmerli.

Inſofern der Teufel auch als abholender Todesgott gedacht werden kann, welcher ſchleunig abberuft (er b'rüeft) oder nur am Fenſterladen klopft (er pöpperlet), ſpielt der Kinder-Auszählreim mit ſeinem Namen:

Poppe-Poppe, Hämmerli,
Stegen üf i's Chämmerli,
Stegen üf i's Tübehüs,
Fluegen alli Tüben üs!

Conr. Meyer, Todtentanz (Zürich 1650) Bl. V, giebt dem Todesgott das Siegesgeſchrei: Hier ſteh' ich G'waltiger, der Erden Hammer! Ebenſo ruft König Ethele (Attila) in der catalauniſchen Schlacht; da ſeine Feinde fliehen, läßt ihn die ungariſche Chronik des Thwrez, die ſich auf Traditionen ums Jahr 1358 ſtützt, ſprechen: stella cadit, tellus tremit, en ego malleus orbis! W. Grimm, Held.-Sag. Das zur Zerſchmetterung aller Hexen 1489 verfaßte Geſetzbuch iſt der Hexenhammer, malleus maleficarum. Auch der Poltergeiſt und Pickelhäring in den Schauſpielen des Mittelalters heißt Hemmerlin, wie man jetzt noch den pickenden Holzwurm, der den Tod ankündigen ſoll, Erdſchmiedlin nennt. Nnd. gilt verhammert gleichbedeutend mit verteufelt und verdammert. „Dat is en Hamer!“ (ein Teufelskerl) Brem. Wb. 2, 375. Gotts Hamer ja! (Mythologie 1853. 184.) Der Hammer (Teufel) kenne ſie alle! Schütze, Wb. 2, 96. Gleicherweiſe nennt

man aargauisch und elsäßisch (Stöber, Neujahrsstollen 1850, S. 43) die Belemniten Teufelsfinger, Donnersteine und Hämmerli; in Schwaben hält man sie für den Abdruck einer Menschenhand und nennt sie Donnersteine, Schrettelfüße. Meier, schwäb. Sag. pag. 172. Man schabt sie ab und giebt sie kranken Kindern, „wenn sie mit dem Hammer beladen sind"; ein Glaube im Harz: Wolf, Ztschr. 1, 202. Sie werden als Drutensteine im Algäu von der Hebamme mitgetragen und an Wiegen gehängt: Panzer, bayr. Sag. 2, No. 268; und wo sie abgeplattet und durchlöchert vorkommen, nennt man sie Wichtelpfenninge. Bechstein, DSagb. No. 756. Wir nennen im Jura solcherlei Steine auch Alp- und Strahlsteine, Chalützelsteine; sie werden abgeschabt, zerrieben und als Heilmittel getrunken. E. Kirchner, Pfarrer zu Gransee (Thors Donnerkeil, Neu-Strelitz 1853), erzählt, pag. 63, er besitze einen Thors-Steinhammer, welcher in seiner Gemeinde gleichfalls gegen epileptische Anfälle abgeschabt und eingenommen wurde. Ein preußischer Spruch, den die Hebamme über ein leidendes Kind spricht, heißt:

hack, hack hamer: morge äss samer,
hack, hack hinter: morge äss winter.

Wolf, Ztschr. 2, 319. — Wie die Makkabäer ihren Namen haben von dem heldenmüthigen Judas, mit dem Beinamen Makkabi, d. i. Hammer, ebenso der Held Carl Martel, sodann Thomas Hamerken, sonst genannt Thomas a Kempis, ferner der Zürcher-Chorherr Felix Hämmerlein (Malleolus, geb. 1389). Man könnte den Grund aller dieser Benennungen bei Jeremias 51, 20 suchen wollen: „Du bist mein Hammer, mein Kriegswaffen, durch dich habe ich die Heiden zerschmissen." Allein der Hammer als Symbol göttlicher Macht findet sich anderwärts vielfach und zugleich deutlicher. Auf einer etruriſchen Todtenkiste trägt eine Furie, auf einer andern ein häßlicher Genius, beide den Orestes verfolgend, den Hammer. Das Valerische Geschlecht nannte sich in seinem einen Stamme Acisculus, Fäustling, der männliche Theil des Publicischen hieß Malleolus. A. G. Lange, Verm. Schrift. 1832, 266. Beim Germanen führt Gott Thôrr den zermalmenden und den zugleich segnenden Hammer Miölnir. Damit wird das Recht auf Grund und Boden bestimmt. Dies geschieht mittelst des Hammerwurfes im Norden wie im Süden (Grimm, RA. 64). Vgl. die Sage, No. 55, Ringlis-aumatt. Im Lichtensteiner-Statut v. J. 1400 (Tschudi 1, 607 a.) sichert der geworfene „Beschlaghammer" den Weg des Flüchtlings. Derselbe Hammer diente dazu, die Ehe einzusegnen und den Trinkbecher zu weihen (Hamarsheimt 32). Er wird abgebildet in Form eines römischen T, mithin als Hammerstiel, der durch das Mittelöhr des Hammereisens durchgetrieben ist; insofern das Holz weiter über das Hammeröhr hinausragen kann, gleicht der Hammer der Form des Kreuzes, und wie er mit diesem christlichen Kreuze vertauscht und verwechselt worden ist noch in später Zeit, zeigt J. Grimm (Haupt, Ztschr. 7, 538) an der Wortformel eines Segensspruches, worin es heißt: non percutiet eos, qui signati sunt hoc signo T. Daher rührt auch die unverstandene Phrase, welche Abraham a Sta. Clara anwendet in seiner Predigt Gemisch-Gemasch (Taschenb. v. Fr. W. Valent. Schmidt, Berlin 1827, pag. 342): „Das Tau fürcht't der Wauwau; der Teufel scheuet das Kreuz." Der hl. Julianus, dessen Hilfe und Altarmirakel in der Kirche zu Arles das Aufhören

der 546 ausgebrochenen Drüsenpest zugeschrieben wurde, hieß damals der T-schreiber. Gregor. v. Tour. Fränk. Gesch. l. 4, c. 5. Das Attribut, womit die kirchliche Darstellung den hl. Antonius Eremita kennzeichnet, ist ein Stab mit einer Glocke dran, auf welchem das Zeichen des T steht. Die Attribute der Heiligen, Hannover 1843, pag. 209, fügen darüber bei, der Heilige sei öfters vom Teufel versucht und geprügelt worden. Dem Edelmann Gaston, der bei des Heiligen Gebeinen dann um Heilung seines Sohnes betete, befahl Antonius, sich mit einem himmelblauen T zu bezeichnen. An der Kirche zu Ingelheim ist das Steinbild einer Frau mit dem Hammer zu sehen, angeblich einer Tochter Karls d. Gr. Im Carolinger-Sagenkreise kommt dieses Fräulein mit dem Hammer abermals vor: „Dama Rovenza dal Martello". Botz Hammer! soll Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen zum Schwure gewöhnlich gesagt haben und daher seinen gleichen Beinamen bekommen haben. Lange, Verm. Schriften pag. 266. Wie sich der segnende Gotteshammer zum zermalmenden und zum Streithammer verhält; wie man bei des Papstes Tode dreimal mit goldenem Hammer an das Sterbezimmer schlägt und dann den Fischerring zerschlägt; wie die vergantete herrenlose Waare unter den Auctionshammer geräth, so veränderte sich zuletzt die Bedeutung des Werkzeuges ebenfalls bloß in die des Verderblichen, Gespenstischen und Henkermäßigen. Franciści, Schaubühne (Nürnb. 1669, 218), nennt den schlesischen Berggeist Rübezahl einen Meister Hämmerling (Zauberer). Der Raubritter Hammerschlag haust am Todtenberge bei Schweidnitz und tödtet die Menschen auf den dritten Streich. Bechstein, DSagb. No. 648. „Diebe sind Wäsch, die muß der Meister Hämmerle aufhenken, der Knüpfauf." Sutor, Chaos Latin. Kaufbeuern 1716, 218. Hammer ist des Teufels Name bei Wier, de praestigiis Daemon. Frankf. 1586. Hemmerleinsführer ist des Zauberers Name, bei Joan. Scultetus, in Hildebrands Zauberey. Frankf. 1631, pag. 26. Lo Casseron, der Allezerbrecher, heißt der Teufel im welschen Patois (Bullemin, Kant. Waat 2, 31), also ebenso wie der alles zertrümmernde Schloßgeist Poppele auf Hohenkrähen, in Meiers schwäb. Sag., der gleichfalls alles zerschlägt und durcheinander wirft; so heißt auch der die Garben zerführende Wirbelwind Hammer. Myth. 951.

Johannes Rist tractiert den Kritiker seiner Schäfergedichte als den dummen Teufel:

Unser Meister Hämmerling,
Hämmerling, das Haubt der Narren,
Der sonst wolbekannte Hase,
Geht davon mit einer Nase.

Gödeke, deutsch. Dichtung 1, 316. „Sag mir doch", fragt J. v. Müller seinen Bruder Georg an (Sämmtl. Werk. 6, 393), „ist der in gemeiner Leute Mund zu meiner Zeit noch sprüchwörtliche Meister Hemmerlein für den Teufel oder für einen Hexenmeister gebraucht?" Nachher in seiner Schweizergeschichte schreibt er denselben doch wieder auf jenen Zürcher-Chorherrn Felix Malleolus hinaus, und Bergmann begeht noch das gleiche Versehen im Ambraser-Liederbuch (pag. 142) bei Erklärung des Verses:

welchs meister hemmerlein wol gefelt,
das sich die welt so grewlich stelt.

In Fischarts Podagramm. Trostbüchlein wird zur weggewünschten Krankheit gesagt, geh zum Teufel, und dies drückt sich wiederum also aus:

Bis dieweil ein Gaukelſpringer
In ſein Meiſter-Hämmerleinsfinger:

Da ahd. Gloſſen gentiana mit hemer überſetzen (Diut. 3, 354), ſo gehört auch der im Wallis bräuchliche Name Siebenhämmerlen, Sigwurz bieher, womit man allium alpinum bezeichnet (J. Simmler, Valesiae Descriptio. Tiguri 1574, 129). Nünhemmlere nennt man bei Interlaken allium victorialis und denkt ſich nun die Pflanze als eine in neunerlei Hemden und Hülſen liegende. Gleichwohl bezieht ſich der Name nur auf den hämmernden Schmied, auf den waffenſchmiedenden Zwerg, vgl. I, 366 und Alemann. Kinderl. No. 250. Der Kobold in Ilſenburg dient beim Schmied, ſchlägt da einen Nagel am Ambos in zwei Stücke und haut dieſe beiden ins Kreuz gelegten Stücke wieder zu einem Crucifix zuſammen. Mit dieſem macht man ſich kugelfeſt und es iſt tauſend Thaler werth. Pröhle, Unterharz. Sag. No. 296.

419. Hoggemä und Häggele

iſt ein Waſſergeſpenſt, deſſen Beſchaffenheit die volksthümliche Etymologie verſchiedenartig angiebt. Es hockt dem Vorbeigehenden auf, gleich verwünſchten Geiſtern unter Stegen und Brücken, gerade wie die ſpukenden Dorfhunde und Incubi einem auf den Rücken ſpringen und ſich bis zur Flurgrenze ſchleppen laſſen. Die incubiſchen Hockemänner werden in dem Lande Valois und Picardie Cochomaren genannt. Joh. Prätorius, Blocksberg 1669, pag. 337. Hokuspokus, welches Kant als verdorben aus hoc est corpus erklärte, mag etwa mit dieſem aufhockenden Puck zu thun haben. Im Ballſpiele der aarg. Kinder ruft nämlich der reitende Trüller: es hogget, es hocket, es hören Pasteten! (es erwarten uns Paſteten). Da der Glarner-Geishirt den Ober-Bleggiſee durchſchwimmen will, beißt ihm der darin hauſende Haggemann das Haupt ab. Kindern, die des Abends zu lange ausbleiben wollen, droht man, der Hoggemä werde ſie noch holen. Man ſagt denen, die gerne am Waſſer ſpielen: Gang nit a's Wasser, de Hoggemä zieht di abe! Der Volksglaube giebt in dieſem Falle dem Geſpenſte noch eine lange Fiſcherſchalte, einen Fiſcherhaken und einen langen Pilgerſtab mit gekrümmter Handhabe. Haagen, Hägling wird der männliche Lachs und Salm wegen ſeines krummen Schnabels genannt. Eſcher, Beſchreib. des Zürcherſees 1692, pag. 117. Hägling, ein Zürcher-Seefiſch, fünf bis ſieben Zoll lang. Eſcher, ibid. pag. 111. Die Rheinfiſcher nennen den männlichen Salm Hakenfiſch, das Weibchen Lüdere. Burkhardt, der Kanton Baſel 1, 47. Die Waſſerſpinne führt nebſt der großen Libelle aargauiſch denſelben Namen, jedoch gilt dafür auch Huppermann, von Spinnhuppe (-webe). Das Zürcher-Landgeſpenſt Hakenmann iſt ent-

schieden bösartig, auch am Glarner-Wallenser kennt und fürchtet sich jedes Kind vor seinem thurmhohen Haken; mit den Ertrunkenen füttert der Wassergeist seine Fische, die selber wieder so groß sind wie „Tremmel". Reithard, Sag. aus der Schweiz, pag. 532. Dremel gilt auch als ndd. Teufelsname und hat die Bedeutung von Riegel und Höllriegel, ein Scheltname, der auf den satanischen Loki = Grendel führt, welcher sich in Salmsgestalt im Wasserfall verbirgt.

Der Höllhaken ist ein Strudel des Rheinstromes, der bei Rheinfelden über Felsenbänke geht. Seine Namen haben mit der Zeit oft gewechselt. Sonst hieß er Gammerhau, Gaminegg und Adelberg; dann nannte man den aus der Fluth ragenden Felsen den Hellenhaken, und das über ihn strudelnde Gewässer die Wilde und das G'wild. Fischarts Gedicht vom Glückhaften Schiff erklärt sich den Namen nach heute noch giltiger Meinung:

„Dann er genennt ist ein Höllhacken,
„Weil noch den Schiffen er thut zwacken."

Der Volksglaube läßt hier eine Seckinger-Nonne sammt dem Mönche scheitern, der sie im Kahne entführen wollte; als Spukgestalten müßen nun beide ihren dunkeln Tod wiederholen. Wursteisens Basler-Chronik erzählt v. J. 1462, daß hier ein mit Einsiedler-Wallfahrern und Geistlichen überladenes Schiff zerschellte. Alle sechzig Menschen ertranken. Häklimann ist ein an der Ober-Saar im Schilf lauernder Flußgeist, dessen langer Haken die Kinder vom Flusse abhält. Firmenich 2, 562. Im Aargau gilt derselbe Name zugleich dem Teufel. Wenn die Kinder zu Themar, einem hennebergischen Städtlein, in der Werra baden, so schrecken sie sich mit dem Zuruf: Hu, reiß aus, der Hakelmärz kommt! und denken sich darunter einen Wassergeist, der alle sieben Jahre einen Todten haben muß. Bechstein, DSagb. No. 728. Es ist dies also jener Nix, von dem die ndd. Glosse (Diut. 2, 224b) sagt: Neptunus necker. Aber obiger Name erinnert noch drüber hinaus an den des W. Jägers Hakelberend (Grimm, Myth. 133), denn Wuotan tritt selbst als Wassergeist auf, als Nikarr, Nichus; zugleich auch an den Pelzmärtel (Martinus), so daß hier Hakelmartinus, d. i. ein Mantelmartin sich ergiebt, der mittelst der Zaubergewalt seines Wunschmantels (hakol) sich überall im Fluge hinversetzt, aber ebenso den Leuten aufhockt, um sie als Roß schleunig hinwegzureiten. So soll gerade der Augsburger-Patrizier, welcher Langemantel hieß, Luthern 1518 über den Dabinab zu Augsburg aus der Gefahr entführt haben, wie gleicherweise der fahrende Schüler den gefangenen Herzog Friedrich von Oesterreich auf der Trausnitz mittelst eines dargebotenen Mantels retten wollte: Tschudi 1, 302. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. pag. 342 thut des Hakemann als eines kinderraubenden Wassergeistes ausführlich Erwähnung; er führt den Haken, der ihm so eigenthümlich nothwendig ist, wie den spukenden Feldmessern und Brennenden Männern die feurige Meßstange; mit ihm zieht er seine Opfer in die Tiefe, gleichwie sonstige Wassergeister mit Strick, Schlinge und Eisenkette. Die ertrunkene Swanhwita kommt als Ente an einer Kette wieder zum Vorschein. Cavallius-Stephens schwed. Sag., übers. von Oberleitner, pag. 171. Das vom Wassermann geehelichte Mädchen bekommt eine Kette um den Fuß. Hoffmann, schles. Volksl. S. 4. Der

große Hut, der auf dem See ſchwimmt, hängt an einer Grundkette. Märk. Sag. 79 u. 230. Der Hakemann ſingt verführende Lieder; ſo ſingt Wuotans Heer, ſo ſingt Horant (Gudrun 367) ein Lied, das er auf dem Meere gehört hat (von der Meerminne).

419 a. Das Häggele.

Ein weibliches Geſpenſt im Freienamte und Luzernerlande hat unter dieſem Namen ſeine eigene Spuknacht, die Häggelennacht. Hagſch, ein Schimpfwort, bezeichnet ein verſchmitztes Weib; Hagamsle nennt man ironiſch eine Frau, bei deren Beſchaffenheit etwas vom Teufelsvogel mit durchblickt. Hägler heißt der unterirdiſch von Zofingen nach Aarburg fließende Bach: Abthl. I, No. 6.

420. Kindlisfreſſer

heißt eine Brunnenſäule am Kornmarkt zu Bern, welche beſchäftigt dargeſtellt iſt, eine Menge ſich wehrender Buben in den Rachen zu ſtecken. Flögel, Geſch. des Grotesk-komiſchen, pag. 13, erwähnt der altrömiſchen Marionette des Manducus oder Kindleinfreſſers, die in den atellaniſchen Comödien und andern öffentlichen Spielen ein Schreckbild vorſtellte und bei Aufzügen dazu diente, mit ihrem Zahngeknirſche den Pöbel aus einander zu treiben. In Lyon gab es nach Meldung des Rabelais den Masche-Croute, Rindenkauer, mit dem man gleichfalls den Kindern drohte; er entſpricht der Befana der heutigen Italiener, der Tarasca der Spanier, der Croque mitaine der Franzoſen und unſerm Knecht Rupprecht und Klaubauf. Vielleicht ſteht zu dieſen Fürchtebuzen ebenſo die Maze der Walliſer.

421. Euphemismen ſtatt Teufel.

Euphemismen: Tüfelsparnam! (nom de dieu). Tüfelsparhutte! (par de Hutte = Miſtkorb, Tragkorb). Bim Teufacher! (beim tiefen Acker, anſtatt Teufel und diacre). Der Tüggeler und Dügſel, der Dieter und Tütſchel. Tügybrücke heißt eine ſogenannte Teufelsbrücke am Freiburger-Berge Moléſon. Alpenroſen 1824, 55. — Bim Teuner und bim Tüner! Bim Daniel! — Vom Wortwerthe des Namens Teufel erzählt H. Bullinger, Chron. Tigur. fol. 4, 26 b: Den 17. Octb. hat man zu Zurzach in Stifft vnd Pfarrkirchen ouch reformiert, vnd alß man die bilder hinwäg thun wolt, thät der Teufel den erſten angriff. Es war aber zu Zurzach ein geſchlecht, genant

der Tüfel. Der ermelt Tüfel hat euch hiewer dem Meßiſchen Predicanten offentlich in ſein predig eingeredt. Antwortet der Meßpfaff: du heißeſt Teufel, thaſt wie der Teufel und biſt der Tüfel, darumb will ich nit mit dir zu ſchaffen haben! — vnd luff hiemit ab der Cangel.

422. Der Tilder und Teller.

In Conr. Meyers Todtentanz, Zürich 1650, Bl. 42, ſpricht der Tod zum Landſtreicher:

Im ſchwartzen Todtenwald ſollſt finden deinen ſitz,
wann dich der Tiller vor mit langem kraut geſpeiſet.

Die Betheuerungsformel „bim Teller" entſpringt daraus. Ein alter Wirth von Ammerswil ließ ſein Portrait mit dieſem ſeinem Lieblingsworte in den Dreißiger-Jahren lithographieren. Ein Spottlied gegen die Schneider (Mittler, Deutſche Volksl. 1855, No. 1532) ſagt:

Und jetzt iſt es beim Teller verboten,
Es darf kein Schneider kein Degen mehr tragen.

In Gerhards von Minden 1370 gedichtetem Aeſop ſteht die weſtfäliſche Formel: wâne gi, dat ik so dilde si? glaubt ihr, ich ſei ſo böſe. Potters Minnen loop (Leiden 1845) gewährt 3, 40 den Spruch: sal die döcht hoghe staen, diltheit moeter ondergaen: die Bosheit muß zu Gunſten der Zucht vergehen. Mithin iſt diltheit malitia, dilde malus, altn. fordild affectatio. Gangbare Eigennamen ſind Dilther, Dilthei. J. Grimm, in Haupts Ztſchr. 7, 467. Der Steindeckel der Hölle heißt Dillſtein: Myth. 766. Dilldrum, Dolldrum iſt ſowohl Zwergen- als auch Katzenname im Märchen. Kuhn, nordd. Sag. 189, 1. In das toggenburgiſche Flüßchen Neker mündet bei der Schwanzbrücke der Tellerbach. St. Galler-Neujahrsbl. 1832, 18. Beide Wildbäche haben im J. 1831 ihre zwei Brücken niedergeriſſen, und wie der Neker an den Nix, ſo erinnert wohl auch der Tellerbach an einen Teufelsbach.

423. Stäbli und Stabi,

urſprünglich ein Knappen- und Botenname, der zum bürgerlichen Geſchlechtsnamen geworden iſt, z. B. die Stäbli in Brugg, die Setzſtab, deren einer ſich in Mellingen gegen den durchreiſenden Zwingli vergieng i. J. 1528. Deliciae urb. Bernæ, pag. 275.

Der Rügſtab accusatio führt auf den Solothurner-Gerichts- und Zinstag, welcher der Stabtag heißt; daher das mundartliche Verbum ſtäbele, eidlich beſchwören. Belege dafür bei Schmeller, Wb. 3, 602. Glückſtäblin, Name der zaubernden Wünſchelruthe, bei Valerius Anshelm, Bern. Chron. 2, 8. Ein Theil der Brugger-Stadtwaldungen, die der Lärm des

M. Herres durchbrt, heißt das Stäblichäßli: Aarg.-Sag. Abthl. M. Herr, No. 144. Stäbli, Steppchen, gilt auch in Norddeutschland als Teufelsname: Abracadabra, Weimar 1843, 255. In Antons Wb. der Gaunersprache, Magdeburg 1843, 64 ist Stäpchen der Satan. Stepfe, Fü'rdrük, Merkle in derselben Anwendung: Sommer, thüring. Sag. No. 30. Kuhn, nordd. Sag. pag. 422. 520. Wie es einen dummen Teufel giebt, so hat auch unsere Mundart einen Stabi, Tölpel.

424.

Unterschiedliche fernere Namen des Teufels sind:

Gugger (Kukuk), in der Bedeutung von Geier. Die Bedeutung, welche diese beiden Vögel im Volksglauben haben, ist erklärt: Abthl. Zauberthiere; ferner Alemann. Kinderl. Abthl. I, 8: Redende Thiere.

Rebhansel, Rebmesserli, Rebhund, Trübelhund. Der im freien Walde hausende Gott wird dadurch zum Weinberg-Gespenste und Traubenhüter. Heulen wie ein Trübelhund, bedeutet ein überaus heftiges, ein entsetzliches Geheule.

In den Fasnachtspielen aus dem 15. Jahrh. (Biblioth. des Lit. Vereins, Band 30, pag. 1243) wird zu dem in der Neujahrsnacht an der Hausthüre klopfenden Liebhaber gesagt: hat dich der reben-henslin pissen? bist du weintrunken oder in Teufelsangst, daß du so pochest.

Prögeler. Man erklärt sich's aus prögen: prahlen, foppen. Auch der Strohmann, den man allzu stolzen Dorfmädchen zur Schande Nachts auf ihr Dach stellt, trägt denselben Namen.

Butz und Benz. Ueber die an Neujahr und Fasnacht übliche Brodpuppe Chridibenz handelt Oberdeutsches Gebildbrod No. 7.

Butz ist allgemeiner Name für Gespenst, Larve und Unhold. „es mag nyeman lang ein butzen antlit tragen, er tragt es wol ein stund vnd dieselb weil schynet er im butzen antlüt," predigt Geiler, Seel-Paradies, Bl. 227b, über die Maskeraden. Es ist Butz wie Benz: einer so schlimm, einer so wüst wie der andere.

So heißt auch Butze wie Poppel, beides: der Anklopfende und der Unstätige. Myth. 475. Die Ritterstatue auf dem Marktbrunnen zu Biel, Kant. Bern, heißt Benz. Der Penz war das Ingolstädter-Stadtgespenst. Schmeller, Wb. 1, 183.

425. Wauwau.

Der Wauwau vertritt bei uns den Knecht Ruprecht (Stalder 2, 438) und sein Himmel ist da, wo die Engel Wauwau singen und sich die Tabakspfeifen mit den eignen Schwänzen anzünden. Vgl. Schmid,

Wb. 520. Der Name geht durch unsere modernen Sprachen. Das Schreckbild heißt ital. baubau, far baubau alli fanciulli; altfranz. Barbuaud, Popanz; holländ. een Bitebau. Flögel, Groteskkomisches pag. 18. Wie der romanische Bündner ein Gespenst Vut hat, so kennt auch das Patois des Waatländers einen Sturmgeist Vaud, dessen Begleiter die tanzenden Hexenmeister Vaudais sind. Er kommt die Rhone herab gestürmt, in der Hand ein Schwert haltend, in der andern eine goldne Kugel, und ruft: rigou, hai ousson! Strom, hebe dich empor! Dann hob sich einmal die Rhone und riß einen Theil von St. Moriz hinweg. Vulliemin, Kant. Waat 2, 16. 31. Auch der Scirocco oder Föhnwind, der aus dem Wallis hervor über den Genfersee gefahren kommt, heißt waatländisch Vaudaire. Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 258.

Vaud gleicht im Namen ganz jenem Verwüster Oesterreichs, welcher nach Seifried Helblings Beschreibung XV, 750. 774 Woldan heißt und wie ein Sturmwind brennend aus Ungarn bis nach Wien hervorbricht. (Haupt, Ztschr. 4, 238.) Auch sprachlich hält dieses Gleichniß aus: Lotharingisch Vaudemont ist urkundlich Wodeni mons. Der waatländische Name des Teufels ist Einvoudo. Vulliemin, Kant. Waat 2, 31. Unser alemannisch Wouwou hat sich verdeutlichend in den Teufelsnamen weiter gebildet de alt Wuest, Unflat. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag., Vorrede 45 und pag. 369, zeigt die stufenweise Verderbniß, welche mundartlich im Namen Wodan eingetreten ist und wie sich daraus nach und nach ein örtlich geltender Wohl, Woi, Waul und Wau gebildet hat; aus dem Lärmen der anschlagenden Jagdhunde, die den Gott begleiten, ist ihm selbst ein neuer Name Wauwau entstanden. Die Deutschböhmen nennen daher seine Frau die Wauwauin. Rank, Böhmerwald 1843, 136. Es gilt daselbst noch ein Reim, der auch bei uns am Oberrhein verbreitet ist, obschon er seinen hochdeutschen Ursprung verräth. Ein Kiltgänger nämlich trägt sich darin seinem Mädchen als ein Wauwau an und verspricht ihr so die Gaben Wuotans zu überbringen, die in dem Glückskranzen und in der Wunschpfeife bestehen:

Huidli, hue, hue,
iez chunt der Wouwou,
het's Ranzi am rucke
und 's Pfiffli im mül.

X. Heiden- und Römerbauten.

Alte Deutung von Flur- und Ortsnamen.

426. Die Heiden auf den Bilgerhöfen bei Aarau.

In der Gegend der Bilgerhöfe, die droben auf der Waſſerſcheide des Jura zwiſchen dem Aarthal und dem Frickthal einſam liegen, hielten ſich ſonſt Heiden auf. Namentlich in des Boppelers Haus hatte eine ganze Familie Unterkunft, und der Ludi, dem damals dies Haus gehörte, war gar nicht unzufrieden über ſie, denn ihr Weib, die Heidenmarei, brachte ihm vielerlei Nutzen. Sie gieng häufig nach Oberhofen und Wölfliswil ins Dorf hinab, da hatte ſie Brodwürfel an einen langen Faden gebunden und ſchleppte ſie hinter ſich her durch die Dorfgaſſe. Gierig ſchnappten Hühner und Enten, die ſo oft der Bauer zu füttern vergißt, nach dem Brodwürfel, und die Heidenmarei zog ſie dann am Faden unter die Schürze und machte ſich damit ſtaubaus. Gegen etliche Maß Milch vergrub ſie den Leuten auch Kräuter unter das Haus und ſchützte es ſo gegen Blitzſchlag und Feuersbrunſt. Erhielt ſie auf dieſe Weiſe nicht überall die verlangte Milch, ſo achtete ſie darauf, was für Namen die Bauern ihren Kühen gaben; alsdann band ſie ihren Kleiderriemen an die Ofenbank, ſtrich unter Wiederholung dieſer Kuhnamen melkend am Riemen herunter und erhielt dabei alle Milch jeder einzeln genannten Kuh, während dieſer daheim das Euter aufſchwoll und die Milch vergieng. Die Heidenmarei lebte mit zwei Männern, dem Heidenſeppli und dem Heidentoni. Wenn dieſe Speck, dürre Schnitze und ähnliches für den Haushalt brauchten, kamen ſie hinab in den Pfarrhof nach Wölfliswil, zum Pfarrer Schallâme, der alle Zauberbücher zuſammenkaufte und Tag und Nacht darauf ſtudierte, ein Herrenmeiſter zu werden. Gegen einigen Proviant lehrten ſie ihn ihre Kunſtſtücke. Als einſt ſein Sigriſt zu ihm ins Zimmer trat, um ihn zum Gottesdienſt zu begleiten, hatte der geiſtliche Herr eben eine Welle Stroh vor ſich und bohrte mit einer glühend gemachten Eiſenſtange darin herum. Der Sigriſt fürchtete, das ganze Haus möchte drüber angehen, alſo nahm er eilig die Strohwelle und warf ſie auf den Hof hinaus. Aber lachend kam ihm der Pfarrer nach und trug ſie gar in die Zehentſcheune hinein. Hier brannte er ein rundes Loch mitten

hindurch. Die Strohwelle selbst aber blieb dabei schön ganz. Dies war eines der Kunststücke, das er dem Heidenseppli abgelernt hatte.

Einst waren die zwei Heidenmänner sammt ihrem Weibe auf den Jahrmarkt gegangen und hatten dabei zu viel des Guten im Wein gethan. Auf dem Heimwege geriethen sie mit einander in Zank. Die Heidenmarei wurde des Streites überdrüssig, ließ die Zwei stehen und war lange vor ihnen zu Hause angekommen. Lärmend traten endlich auch die Männer zur Thüre herein und ihr erstes Wort gegen die Marei war, was hast du uns Gutes gekocht. Diese aber blieb trutzig und brummend hinten auf dem Ofensitze und gab ihnen keine Antwort. Da nahm der Heidensepp ein großes Metzgermesser vom Tische und mit den Worten pitsch, patsch! stieß er es ihr mit rückwärts gestellter Hand zweimal in die Brust. Sie stürzte vom Ofen auf den Boden herab und war todt. Die Hausleute waren arg erschrocken und der Ludi sprang auf der Stelle zum Pfarrer hinunter und fragte, was nun zu machen sei. Er erhielt folgende Antwort: Unter der Stuben- und der Hausthürschwelle müßet ihr ein Loch graben, die Alte an den Karst haken, sie drunter hindurch zum Haus hinausziehen und draußen verlochen. Machet ihr's anders, so kommt sie euch wieder und geistert! Der Ludi that dies pünktlich so und verscharrte sie auf der Hargeten-Halde. Dorten geht sie nun als ein großes rothes Schwein um und schnaubt und tobt oft, als ob die ganze Halde herunter fallen müßte. Der Hargeten-Jakob hat sie jüngsthin erst wieder erblickt. Auch ihr Heidenseppli kommt in dem Grabmättli, einem Landstücke bei Oberhof, als ein großer bärtiger Mann auf die Leute los, wird zusehends größer und vertreibt namentlich die Holzbauern aus der nächstgelegenen Staatswaldung, wenn sie dieselbe etwa wie ein Dieb für die ihrige ansehen wollen.

Die Begräbnißweise, welche hier der Pfarrer für das ermordete Heidenweib vorschreibt, findet sich bereits in Bertholds Predigten (Wackernagel, Lesb. 1, 665) und ist dorten vorgeschrieben gegen alle Ketzer. ir sült sie niemer bestaten. „Bruoder Berhtolt, wie suln wir in danne tuon?" da sult ir nemen ein seil, und machet einen strik dran, und leget im den strik an den fuoz mit einem haken, und ziehent in zuor tür ûz. „Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne höch ist, wie süllen wir im danne tuon?" da süllent ir durch die swelle graben und sült in derdurch ûz ziehen; und bindet in eime rosse an den zagel, und fuert in ûz an den gewike, dâ die erhangen und die erslagen dâ ligen. — Genau auf solche Art ist ein verhaßter St. Galler-Abt von den Appenzellern zu Grab gebracht worden; es beschreibt's Ild. v. Arx, St. Gall.-Gesch. 1, Zellweger, Appenz.-Gesch. 1. — Ueber den Pfarrer Schalläme vgl. No. 372.

427. Heidenhäuser.

In vorliegender Sammlung iſt von Heidenhäuſern mehrfach die Rede in den No. 130. 223. 248. 249. 476.

Hier folgen noch weitere Gebäude dieſer Art.

Die Kirche zu Ganſingen nennt man Heidenhaus; denn es iſt keine Jahreszahl an ihren Pfeilern zu finden und noch niemals hat der Blitz in ſie geſchlagen. Auch von der großen Kirchenglocke zu Merenſchwanden im Freienamte ſagt man, ſie ſei von den Heiden gegoſſen worden; ſie heißt die Alte.

Ein ſteinernes Bauernhaus mit hohem Feuergiebel, faſt mitten im Dorfe Möhlin (Frickthal) ſtehend, nennt man das Möhliner-Heidenhaus; gegenwärtig bewohnt es die Familie Uerech. Vgl. No. 363.

In dem bei Möhlin benachbart gelegenen Orte Doſenbach, am rechten Rheinufer, ſteht ein kleines altes Gebäude, das Heidenhüsli; es blieb allein rings in den Flammen unverletzt, die vor wenig Jahren das ganze Dorf verzehrten.

Das ehemalige Wohnhaus des Untervogts von Wohlen (Freienamt) ſoll aus der Heidenzeit ſtammen.

„Heiden-Häußlein benennen die Glarner uralte, ſonderbar gebauete, an den Felſen klebende Hüttlein, welche wohl die älteſte Rudera unſeres Landes ſeyn können.“ Scheuchzer, Bergreiſen pag. 75. In den Wildniſſen ob Mollis und Näfels liegen ſolcherlei Heidenhütten; der Volksglaube redet von Waldbrüdern und fabelhaften Weſen, die noch darinnen wohnen ſollen; der Gelehrte meint, Alemannen vor den Hunnen flüchtend, hätten ſich darinnen ſchon vor 900 Jahren geborgen. M. Schuler, Geſch. v. Glarus, pag. 34. Altes Gemäuer in viereckiger Form, wie es auf den unbewohnten Alpen Kuhſittern und am G'heiſt vorkommt, nennt der Glarner-Senne Heidenſtäfeli; viere ſolcher finden ſich dorten auch in einem Seitenthale des Sernſthales auf der Alpe Mühlenbach. Eines liegt eine halbe Stunde über den Alphütten des Ueblithales bei einer Felſenhöhle; ein zweites bei Gambs hinter den Chamwänden; ein drittes an Uebelis gegen das Widderſteinerloch, ein viertes ob den Stelliköpfen (Felſen) am Mühlebachſtaffel — alle alſo in weiter Entlegenheit von den Wohnungen der heutigen Menſchen. Blumer-Heer, Kant. Glarus 634. — Franscini, Kant. Teſſin, pag. 409, erwähnt des Hauſes der Pagani (Heiden) in Nante, gegen Airolo zu gelegen. Daſſelbe wird auch Stalvedro, d. i. Alter Thurm, genannt, und man erzählt von einem Gange, der hier unter dem Teſſinfluſſe hinweg führe. — Der Appenzeller heißt jedes niedere hölzerne Haus älterer Bauart, deſſen Dachſeiten nach Süden und Norden geben, ein Heidenhaus, und meint, es ſei von den Heiden ſelbſt gebaut. Tobler, Sprachſch. 249. Im Berner-Dörflein Hulliſtall befand ſich noch vor wenig Jahren ein Heidenhaus mit dreifach über einander liegenden ausgelaufenen Eichenböden; ein anderes im Bernerdorfe Köniz ſteht noch. Grundmauer, Keller und Gewölbe deſſelben ſind aus großen Granit- und Gneißſtücken aufgeführt und

tragen den Charakter des höchsten Alterthums. Im Ueberbau, aus eichenem Gebälke gezimmert und mit Schnitzwerk verziert, hängt unter dem Giebel des Dachgebälkes der Abwender aller Viehseuchen, ein mit Haut, Hörnern und Knochen getrockneter Rindskopf. Jahn, Kant. Bern, 246. 506. Solche Heidenhäuser mit gleichen Symbolen verrathen sich auch in Preußen: Kuhn, nordd. Sag. No. 328; in Schleswig-Holstein: Müllenhoff pag. 239.

---

428. Die ledernen Brücken.

Die beiden Burgen zwischen den Städtchen Olten und Aarburg heißen Sälischlößli und Wartburg. Sie liegen sich auf zweien Nachbarhügeln gegenüber und sollen über den Abgrund hin durch eine lederne Brücke in Verbindung gestanden haben. Die Burg Königsstein bei Aarau soll ebenfalls durch eine lederne Brücke mit jenem Schlosse verbunden gewesen sein, dessen Lage man auf der Höhe der gegenüber liegenden Jurawand vermuthet. Das Gleiche behauptet man von den Ruinen zu Oberfrick und Schupfart (Frickthal). Eine silberne und eine eiserne Brücke soll vom Tegerfeldener-Schloßberge aus bis auf den Galgenrain des Zurzacherberges gespannt gewesen sein. Die eiserne mußten diejenigen Unglücklichen wandeln, die der Burgherr in den Tod hinüber schickte. Eine herenhafte Frau saß darauf mit einem Horn auf der Brust und einem auf der Stirne. Die Sage über lederne Brücken haftet auch zwischen der Morgen- und Langenthaler-Gegend. Dort stand neben dem Dorfe Madiswil ein Schloß am Galgenlöhli- oder Isenhubel, wo noch das Galgenlöhlithier brüllt. Von hier aus gieng auf die entgegengesetzte Bergreihe die Lederbrücke, welche man Bysigbrugg nennen hört. Man hatte bei ihrer Erbauung nichts sprechen dürfen. Als sich zuletzt doch noch ein Arbeiter verplauderte, stürzte sie wieder zusammen, und seitdem muß man dort mühsam bergan und bergab ackern und gehen. Ueber den Namen Isenhubel und Bysigbrücke vgl. Anmerkung zu Jielisklich (Abthl. XI, No. 484).

Von denselben ist vielfältig in den verschiedenen Nummern dieser Sammlung die Rede. So scherzhaft die Erzählung über solcherlei Brücken heute dem gemeinen Manne erscheint, so bestimmt hat er doch ehemals an deren förmliches Vorhandengewesensein geglaubt, und daß er sie wirklich aus Leder gemacht dachte, gibt schon aus der Sage vom Königstein bei Aarau hervor. Abthl. III, No. 120. Burg Rosenstein und die untergegangene Stadt Hochberg auf der schwäb. Alp waren durch eine Lederbrücke verbunden; ebenso die Burgen Kalenberg und Friedingen an der Donau (Bechstein, DSagb. No. 937), gleichfalls die Appenzeller-Schlösser Rosenburg, an der Burghalden, und Rosenberg, oberhalb Ramsen, beide seit dem Treffen bei

Vögelisegg 1403 zerstört. Appenzell. Monatsblätter. Dabei werden zweierlei Brücken unterschieden, eine lederne und eine eiserne; die eine führt zu Tod und Verdammniß, die andere zu Leben und Heil. Die Lederbrücke zu Tegerfelden wird geradezu als diejenige genannt, über welche man die Schlachtopfer in ihren Tod geschickt hat. Führt diese Todesbrücke zur Frau mit dem Horn auf der Stirne (wie zu Tegerfelden), so ist letztere die Unterweltsgöttin Hel und vergleicht sich damit noch der Ledernen Frau unter den Kindergespenstern (Abthl. IX, No. 407). Ist die Brücke mit einem Seil gehalten und gespannt, so gleicht dieses dem Wiegen- und dem Deiselseil, dem Glückseingebinde für Täufling und Pathenkind, und dem Langen Faden (örlögthättir), welchen die drei Schicksalsschwestern dem Menschen als Lebensfaden spinnen (Aargauer-Kinderspruch, die drei Mareien, No. 273). Es giebt auch vielfache Sagen von Eisendräthen, welche mit einer schellenden Glocke versehen, bei Nacht über das Thal gespannt sind und dem Wanderer den Weg verlegen. Vgl. Klosterfrau im Morenthal, No. 429. Von einer solchen drathschmalen Höllenbrücke, die dünner als ein Haar, schärfer als die Schwertschneide und mit Dornen auf beiden Seiten besetzt ist, reden auch Juden und Mohamedaner. Man nennt sie gewöhnlich eine Zenne, d. i. Schellenzug. Eine solche verband die Schlösser Botenlaube und Trimberg in Unterfranken miteinander, um sich Zeichen zu geben, wenn Gefahr nahte. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 13. 201. Zwischen den Thurgauer-Burgen Bichelsee und Hasenberg trägt ein Eichhorn die Briefe darüber. Felsthal, Sagensch. pag. 72. Vgl. ferner: Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 242. Meier, schwäb. Sag. No. 182. Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 592, Anmerk. No. 25, 2. Man sang in Nordengland bei den Leichenwachen ein Lied über diese „Angstbrücke", gerade so wie der Nierfteinische Todtensegen „vom Schmalen Steg" betet. Wolf, Ztschr. 1, 110. — Weil der Teufel schwarz wie ein Mohr ist (Wolframs Parzival), so heißt der Schauplatz, auf dem sie steht, bei uns Morenthal; und Räuber lauern bei ihr, weil der tôt roubet (Nib. 2163), weil der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht. Ueber diese Todtenwege: Myth. 794. 795. 803. Weil der Teufel in der Tiefe wohnt, in unterirdischen Küchen und Kellern, so liegt eine solche Brücke gewöhnlich auch in der Nähe eines Teufelskellers, oder sie mündet wenigstens in einen Burgkeller. Die Stelle in Brants Narrenschiff, cap. 3: faren zuom linstren keller, giebt Brants Interpolator mit der Phrase wieder: „über die lange bruck. Narrenschiff, ed. Zarncke. Zum Beweise, daß diese ledernen Brücken nicht gänzlich aus der Luft gegriffen, sondern wahrscheinlich Seilbrücken gewesen sind, kann man an die ledernen Kanonen erinnern, die Gustav Adolf in der Schlacht bei Leipzig brauchte, nachdem sie Melchior von Wurmbrand beim schwedischen Heere eingeführt hatte; sie bestanden aus einer kupfernen Geschützröhre, diese wurde mit Tauwerk und Leinwandstreifen so lange umwickelt, und mit mehrern Lagen Firniß überdeckt, bis die Kanone am Bodenstück so dick als ihr ganzer Durchmesser war. Dieses alles wurde mit einem starken gesottenen Leder überzogen, das gefärbt, auch vergoldet war. Die noch im Zürcher-Waffensaale vorhandenen ledernen Kanonen beschreibt: Zürch. Neujahrbl. der Feuerwerker 1852, 64.

429. Die Klosterfrau im Morenthal.

Morenthal heißen einige Höfe oberhalb dem Dorfe und Kloster Hermetschwil; sie sollen früher Mörderthal geheißen haben. Man zeigt an der dortigen Landstraße Gruben, worin die Räuber schliefen und ein Seil oder einen Drath über den Weg gespannt hatten, woran eine Glocke schellte, so oft ein nächtlicher Wanderer an den verlegten Paß stieß. Nachmals soll dort eine Nonne häufig erschienen sein, die einen Bund Schlüssel trug. Das Volk schloß daraus, daß sie das Beschließeramt im benachbarten Kloster Hermetschwil verwaltet habe, und nannte sie daher die Meisterin. Den Grund, warum sie hier wandeln müße, schob man auf die ungerechten Prozesse, womit das Kloster den umliegenden Gemeinden die besten Grundstücke nach und nach abzustreiten wußte. Die Erscheinung war nicht eben gefürchtet, doch benahm sie sich boshaft und schadenfroh; sie warf gewöhnlich Steine nach den Leuten; so begegnete es hier einem Knechte, als er zur Aerntezeit schnitt. Auf wiederholte Beschwerden des Landvolkes verpflichtete sich zuletzt das Frauenkloster, die Erscheinung zur Ruhe zu bringen; sie wurde in einen nahen Wasserfall gebannt, den man ihretwegen wohl noch jetzt gern vermeidet; jährlich aber ließen die Nonnen zur bestimmten Frist eine gewisse Anzahl Klosterbrode als Entgelt in die Nachbar-Gemeinden vertheilen. Auch begegnete hier einem Manne einmal ein kleines grünes Männchen mit einem Spaten in der Hand, das sich anzuschicken schien, hier den Boden umzugraben. Allein bald lief's ziemlich weit mit ihm des Weges und hatte sich unaufhörlich zu ernießen. Immer wünschte ihm der Mann ein Helfdirgott! wohl siebenmal so fort. Als er aber beim achten Nießen bloß mit einem Fluch herausfuhr, brach das Männchen in Wehklagen aus und bejammerte sein Loos, daß es nun wieder fort und fort drunten in den Wiesgründen Wassergräben stechen müße.

Bd. 1, No. 178 ist von einer Waldschlucht die Rede, welche durch Räuber mittelst künstlich gespannter Drähte gesperrt und so den nächtlich Durchreisenden zum Verderben wurde. Diese Dräthe heißen Zehn und Zain. Zaineisen ist Stangeneisen, Zaingitter ein Drathgitter. Ortsnamen, wie fränkisch Langenzenn, Zainach (Schmeller, Wb. 4, 264), aargauisch Zeiningen, Zeinlemattbof, Zinzikon (Kant. Zürich) weisen auf die mit Weidengeflechte eingefriedete Flur. Die Sage über die durch einen Drathzug verbundenen Nachbarburgen (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 201) sind so häufig wie diejenigen über die Ledernen Brücken. Beides drückt den schwanken Todesweg aus, den die eben abgeschiedene Seele zwischen Himmel und Hölle zu wandeln hat. Die Juden reden von einer drathschmalen Höllenbrücke, die Muhamedaner von einer solchen, die dünner als ein Haar, schärfer als ein Schwert, glühender als Schmiedeisen über den Höllenabgrund führt, die

Parsen nennen sie Chinvat, und unsere Ahnen pflegten zur Ruhe ihrer Seele Brücken bauen zu lassen. Daher die vielerlei unter Brücken verwünscht sitzenden und sich ernüchternden Wassergeister, von denen schon Bd. 1, pag. 57 die Rede ist.

430. Des Teufels Wohnorte.

Der Teufel hat vielerlei und verschieden geheißene Wohnorte im Aargauer-Lande. Ein Teufelsloch hat er am Heitersberg beim Egelsee. No. 8. pag. 9. Ein gleiches liegt, laut Zinsrodel der Klingnauer Probstei vom J. 1664, in der Zelgen des Klingnauer Bannes. Eine Höhle des Hasenberges bei Bergdietikon dient dem Teufel noch jetzt zum Ein- und Ausgang und heißt ebenfalls das Teufelsloch. Des Teufels Roßstall liegt bei Dürrenäsch (No. 99), und in der Nähe ist auch des Teufels Tanzplatz, Bd. 1, pag. 112. Teufelsbrücke heißt 1) eine Felswand oben an der Schloßruine Tegerfelden (No. 167); 2) eine Felsbank, die bei Windisch durch die Reuß geht. Ein Teufelsbord liegt an der Teufelsstraße am Tägerbache, im Bezirk Zurzach (No. 145). Die Teufelsmatte liegt an einem Arm der Aare, im Rainer-Gemeindebann; der Teufelsstein ist bei Reutenen; der Teufels Tanzplatz bei Birrwil (No. 99). Eine Teufelsküche ist 1) in Schinznach, 2) am Achenberge bei Zurzach. Der Teufelskeller liegt am Kreuzliberg bei Baden (No. 431) und drinnen in dieser Schlucht heißt ein gewaltiger Felskegel die Teufelskanzel; ein zweiter Fels dieses Namens, auch Geißenkanzel geheißen, liegt bei Schinznach; ein dritter bei Tegerfelden (No. 220). Ebenso zahlreich sind zugleich die Namen, unter denen im Lande der Teufel noch angeführt wird. Sie stehen verzeichnet von No. 413a an. Ueber den Teufel im Freienamt giebt es folgenden Spruch:

z'Muswange hend's de tüfel g'fange.
wo se ne hend lo goh,
hend ne d'Ilenmiker gno.
do chunt er üf Nieli, *)
dot gent s'ehm mit em bili;
z'Jone thuend s'ehm flohne.
z'Bremgarte lond s'en nit warte,
gent ehm e paar chuuss
und g'heien-e i d'Rüss,
und b'hebn-e mit der gable
und lond ne so verzabble.

*) Dorf Lieli am Heitersberg.

431. Der Teufelskeller auf dem Kreuzliberg zu Baden.

Unweit von Badens oberm Thore ſteht der Gaſthof zur Linde, ihm gegenüber das Klöſterchen Mariä Krönung. Nahe bei dieſem, etwa 600 Fuß vom Thore, führt ein Fußweg bergan auf den Kreuzberg. Von ſeinem Bergſcheitel aus erblickt man in ſüdöſtlicher Richtung eine Senkung; und es eröffnet ſich hier ein wildes, rauhes Thal, um welches hohe Bergwände einen Halbkreis bilden. Mitten aus dem Abgrunde erhebt ſich eine fünfzig Fuß hohe Säule von Nagelfluh, welche mit ihrem Tannengebüſche auf dem Haupte einem alten Schloßthurme auffallend ähnlich iſt. Das iſt die Teufelskanzel, von welcher herab der Teufel ſonſt gepredigt haben ſoll. Zerſtreute, eingeſunkene Nagelfluhtrümmer gleichen hier zerfallenen Burgmauern; nur Moos und magere Geſträuche finden ein dürftiges Fortkommen; die Leute ſagen, man höre hier bisweilen einen dumpfen Geſang, oder ein klägliches Geſchrei. Nicht ohne einige Scheu ſteigt man in dieſen Abgrund hinunter, von alten Zeiten her der „Teufelskeller“ genannt; ſeine Steinbrocken ſind aus den Urgebirgen von Glarus und Graubünden zuſammengerollt, er iſt eine Ruine der Sündfluth, und bietet jetzt einen waſſerleeren Schlupfwinkel den Habichten und Uhus, Nattern und lechzenden Eidechſen, Füchſen und wilden Katzen. (D. Heß, Badenfahrt S. 441. 446. — Bronner, Kant. Aargau I. S. 212 u. 206).

Teufelsſteine, — brücken, — kirchen, — mauern, — ketten, — kanzeln verzeichnet Grimm, Myth. 974 ff. Panzer, bayriſche Sagen 2, 436. Bechſtein, DSagb. No. 441. 769. Eine Teufelskanzel wird auch jenes allbekannte Känzeli am Rigi geweſen ſein, das in der Nähe des Kalten Bades bei einer Kapelle gelegen iſt, zu welcher die drei Schweſtern dem Verſucher entflohen. Teufelsküche heißt eine Höhle beim Dorfe Beringen, deren Tiefe noch unerforſcht iſt. Im Thurn, Kant. Schaffhauſen. 157. Des Teufels Kirche heißt ein Tuffſteinbruch der Stadt Winterthur. NeujahrsBl. 1840, 76. An derjenigen Teufelsbrücke des Kant. Schwyz, die zwiſchen Einſiedeln und Rapperſchwil gelegen iſt, zeigt man ein Wohnhaus, in dem der vielnamige Dr. Theophraſtus Paracelſus geboren ſein ſoll. Meyer-Knonau, ſchweiz. Erdkunde 1, 344. Ueber die Schrätteleinskanzeln handelt die Abthl. V, pag. 357.

---

432. Schnellert am Bötzberge.

Auf dem Bötzberge, einem alten Jurapaſſe, der aus dem Frickthale ins Aarthal nach Brugg führt, nennt man eine geſpenſtiſche Erſcheinung, welche beim Dorfe Unterbötzberg im Dickicht des verrufenen Bellenloches ſpukt, den Schnellert.

Dies wird der dritte dieses Namens sein, den man in der deutschen Sage bisher mit bestimmten Local aufgefunden hat. Wolf hat in den hess. Sagen den Odenwälder-Burggeist Schnellerts als den Wuotan erkannt, und in den Beiträgen nachgewiesen 1, 11: daß derselbe mit dem unsichtbar machenden Mantel und dem überall hin versetzenden Wünschelhut jener alldurchdringende, allwaltende Gott sei, der nordisch Svidhr, bei uns Schnellert genannt wird. In der bayr. Oberpfalz liegt an der Straße nach böhmisch Eger der Glasberg, dessen Basaltspitze gleichfalls Schneller heißt und sich manchmal mit einem verzauberten Schlosse krönt. Man sagt daher scherzweise in der Umgegend: Ich hol mir mein Geld vom Schneller, vom Schnellermännel am Schnellerschloß. Panzer, bayr. Sage 2, No. 190. Bezeichnend ist es auch, daß in der Gauner- und Diebssprache Schneller der Jäger genannt wird. Vgl. des Gendarmerie-Sekretär F. C. Anton Wörterbuch der Gauner- und Diebs-Spr. Magdeb. 1843 pag. 62. Im Markgrafen von Limburg wird ein ungeheurer Geist Snellaart genannt. Grimm, Myth. 892 sieht Snelhart, des Schnellharts Haus in der Namensform Schnellerts. Die Gotthardkärrner, die ihre zweirädrige Lastwägelein selber ziehen, nennt der Urner gleichfalls Schneller (Lusser, Kant. Uri 4. 61). Ludwig Fronspergers Kriegsbuch nennt die Stück- und Zeugknechte der Artillerie Schneller: „sie helfen die Züge aufrichten, damit man die großen Büchsen von einem Wagen auf den andern hebt und die Büchsen, so oft es noth ist, helfen schmieren; sie laden den Ladzeug auf und ab und warten, wenn man im Ziehen ist, auf die großen Stücke, um Hand anzulegen." Zürch. NeujahrsBl. der Feuerwerker 1850, 10. Außerdem ist schnellen, eine Last mit außergewöhnlicher Maschinenkraft loslassen, Schnall der Augenblick, das Schnappen eines Hundes, im Schnall: im Nu, blitzschnell. Stalder 2, 339. Der Name entspricht also der geisterhaften Geschwindigkeit.

---

433. Die Teufelsburdi.

So nennt man einen Stein, der auf dem Hügel gleichen Namens etwa eine Halbviertelstunde oberhalb Bremgarten an der Zuger Landstraße liegt. Er ist jetzt größtentheils gesprengt und weggeschafft. In seiner Nachbarschaft steht eine Kapelle zum hl. Antonius. Als dieses Kirchlein gebaut werden sollte, war der Teufel besonders darüber erbost, daß man es dem hl. Antonius weihen wollte, mit dem er seiner Lebtage schon so viele Streitigkeiten gehabt hatte und die alle so schlecht für ihn abgelaufen waren. Er beschloß also, den Bau radikal zu zerstören und kam daher mit einer großen Erd- und Steinmasse durch die Luft herbeigeflogen, um das Kirchlein mit einemmal unter Schutt zu begraben.

Als er aber nun auf der Landstraße vor dem Hügel dastand, konnte er weder den Anblick des Kirchleins länger aushalten, noch

seine schwere Steinmasse weiter schaffen; er mußte alles zusammen fallen lassen, und von daher schreibt sich dieser Hügel und sein Namen.

Auch bei Bern trägt ein Stein den Namen Teufelsburdi, welchen der Satan dorten vergeblich gegen die Stadt geschleudert hat. R. Wyß hat diese Sage in den Alpenrosen bedichtet. Andere Sagen gleicher Art, vgl. Myth. 974. Mittelst Steinwurfs läßt der Rechtsbrauch strittig gewordene Bauten einstellen. Grimm, RA. 181.

---

434. Teufelsbeschwörung.

In Schwaderloch ûf em Weidhof händ sie emel de Bös zwinge wölle, dass er ehne e stande voll geld gäb. d'stande händ sie z'mitts i d'stube gestellt und ihre sechse e chreis drum gschlosse. wo sie ag'fange händ bäte, ist d'stande voll chriesi-stei worde. derno hät düsse öpper a d'thür chlopfet, aber niemer hät dörfe ûfthue. drûf ist d'stande zesprunge. (A. Birrcher in Laufenburg.)

In den „Heidengräbern" hat man in der Neuzeit neben einer bedeutenden Zahl irdener Geschirre, Schüsseln und Krüge, auch große eherne Kessel aufgefunden. Vielleicht daß der Grabhügel, der oberhalb der Kirche zu Stäfa liegt und zu einer Höhe von 50 Fuß ansteigt, seinen Namen Kessihübel eben daher trägt. Alle diese Kessel haben eine bedeutende Größe und halten bis 20 Maß. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1847, pag. 69. 86. Auf einen solchen in der Tiefe liegenden Geisterkessel deutet hier die Sage von der Stande hin; auch die Angabe ist keine zufällige, die Stande sei mit Kirschkernen angefüllt gewesen. Stein- und Kernobst wurde den Leichen mit ins Grab gegeben. Aehnliches erzählt bereits Bullinger, Reformat. Gesch. 1, 161. Da man auf Beschluß des reformirenden Rathes zu Zürich die Reliquien aus den Kirchen entfernt, muß man auch an die Untersuchung derjenigen Särge gehen, in denen die beiden Stadtpatrone Felix und Regula beigesetzt sind: „man fand wenigs gebeins darin, ouch kohlen, ziegelstein vnd ein haselnuß mitt eim löchli." Aehnliches bei Bluntschli, Memorab. Tigur. (Zürich 1742) 339. W. Menzel fand in den von ihm untersuchten Heidengräbern zu Lupfen und Oberflacht bei Tuttlingen in einem Grabe eine Wälschnuß nebst 18 Haselnüssen, in einem andern in einer Holzschale 32 Haselnüsse, in einem dritten stand zu Füßen des Gerippes ein Krug mit 55 Haselnüssen. Man kann diese auf die Zahl der Lebensjahre deuten, die der Bestattete erreicht hatte; aber die Frucht und der Zweig der Haselstaude war und ist noch jetzt geheiligt, wie die Wünschelruthe und, neben vielerlei bekannten Bräuchen, namentlich auch das Ausstreuen von Nüssen und Aepfeln am Nikolaus- und Weihnachtsabend beweist. Zu den Belegen, die Mannhardt in Wolfs Ztschr. 3, 95 ff. dafür giebt, daß die Nuß das Symbol Frô-Donars sei, des belebenden und des tödtenden Gottes, gehört auch unser Aargau. Brauch, 1) am Jahrestage der städtischen Schützenzünfte Nüsse aus den Fenstern des Zunfthauses

auf die Knaben herab zu schütten; 2) die Nüsse der letzten Aernte bis zur Chilbi (Kirchweihe) aufzusparen, um sie dann in der Familie oder in Gesellschaft zu verspielen. 3) Nüsse jenem Mädchen zu bringen oder scherzhaft anzubieten, das man zum Chiltgange besucht. Dem Treffschützen und dem Liebesschützen kommt somit die Nuß zu; der Nußbaum gilt uns als Grabstätte, und das liebebegehrende Mädchen (im Volksliede) bespricht sich mit der Haselstaude. Das erlösungssuchende Hügelimaidli No. 119 ruft klagend: Wenn meine Krähe keine Nuß fallen läßt, so wächst mein Baum nicht! Wenn mein Baum nicht umgehauen wird, so hat mein Kind keine Wiege, und wenn mein Kind nicht schlafen kann, so wächst mein Erlöser nicht! Nach No. 136 e schwärmen in einem Walde so viel Geister, daß man, wenn man jedem nur eine Nuß geben wollte, an einem ganzen Sack voll nicht genug hätte. Nach No. 260 stiehlt der Dorfgeist dem Büchsenschmied die letzte Weihnachtsnuß aus der Kiste.

---

435. Der Wirtel in der Aare bei Besserstein.

Riesen waren die Erbauer des Schlosses Besserstein, das in Ruinen auf dem Geisberge unfern der Aare bei Willigen liegt. Zum Burgbau warfen sie sich die Felsen der Stampfenfluh, des Gaben- und Rothberges wie Bälle zu von Hand zu Hand. Ein ausgerissener Baumstamm war ihr Wanderstab, und Aare und Reuß durchschritten sie so gemächlich, daß dabei nicht einmal der Saum ihrer groben Baströcke naß wurde. Zeigte sich aber ein Kaufmannsschiff unten im Strom, so hoben sie es mit dem langen Arme aus dem Wasser und raubten es aus. War eines ja einmal unbemerkt an ihnen vorbeigekommen, so griffen sie vom Burgwall herab mit ihren eisenbeschlagenen Fingernägeln ihm so hart nach, daß es durchlöchert augenblicklich versank. Dann gieng es oben an ein Zechen und Schmausen des jungen Riesenvolkes, und die Altmutter saß mit beim Gelage und spann. Ihr Rockenstiel war ein Baum, daran kollerte als Wirtel ein gewaltiger Findlingsstein. An diesem Wirtel hieng jedoch das Geschick des ganzen Geschlechtes; darum verwahrte ihn das Weib stets selber, ehe sie sich schlafen legte. So saß sie draußen auf der Schloßmauer einst im Sonnenschein und spann, während der Mann neben ihr müßig auf den Fluß hinablauerte. Da sieht er drüben am jenseitigen Flußufer das Aarweib baden und legt sich, sie zu betrachten, weit über die Felsenwand vor. Sobald dies die Riesin gewahrt, schleudert sie mit eifersüchtigem Grimm ihren Wirtel nach jenem Wasserweibe hinüber. Der Stein trifft in den Strom, die Wellen spritzen bis zum Schloß auf, und an der Stelle des verschwundenen Aarweibes starrt drüben der Wirtel als Felsstück aus

dem Fluſſe. Der Rieſe ſieht ſeines Geſchlechts Talisman verloren und ergreift ſein Weib, um es zur Strafe dem Wirtel nachzuſtürzen. Ringend hält ſie ihn umflammert, im Sturze reißt ſie ihn mit und Beide verſinken zuſammen. — Wenn die Kinder fragen, wann dies geſchehen ſei, ſo lautet darauf die Antwort: das geſchah zu jener Zeit, da die Jurabienen Honigſcheiben bauten, die ſo groß waren, wie die Stadtthore von Brugg, und da die Kühe ſo viel Milch gaben, daß man ſie nicht in die Gelten, ſondern nur in die Weiher melken konnte. Des Sennen Handbube fuhr dann in einem eignen Weidling Abends drinnen herum, um den Rahm abzunehmen; aber er trieb's zu unachtſam, ſtieß mit dem Kahn an einen Ankenballen (Butterballen) und ertrank. Jetzt iſt von all der Herrlichkeit nichts mehr übrig als dieſer todbringende Ankenballen, der noch allenthalben im Jura ſteht, aber in einen Spitzfelſen verwandelt iſt und da gewöhnlich die Hinterſeite ärmlicher Sennhäuſer bilden helfen muß.

Die hundertjährige Dame zu Alſen warf dem Liebhaber, der ſie verließ, Steine nach bis über den Flensburger Meerbuſen. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 270. Die Landmark, welche Elſaß von Lothringen trennt, heißt die Kunkel. quenouille de la Fée heißt die uralte Grenze, zwiſchen Chavannes und Simandre in Burgund, wo Dép. du Jura und de l'Ain an einander reichen. Ein höheres Weſen hat den ungeheuern Felsgrat unter ſeinem Arm dorten herangetragen. J. Grimm, Grenz-Alterthümer. Abhandl. der Berlin. Akad. 1845. 117. Felſen, von boshaften Rieſen zum Verderben verſchleudert: Myth. 974. Zu Ste. Hélène, Dép. Lozère zeigt man einen Felſen lou Bertel (ital. berticello, Wirtel) de las fadas (der Feen). Die ſogenannten localen Spielſteine und Chriemhildenſpiele ſind gleichfalls ſolche Steinkunkeln und bedeuten fusus, nicht ludus. Vgl. unſere Abthl. I., No. 39 „der Schwarze in der Au." Ein zußeiſernes Götzenbild von 280 Pfund Gewicht diente in Bayern als Wirtel zum Werfen und heißt darnach der Wirdige, d. i. Wirting. Panzer, bayr. Sag. 2, 390.

---

434. s'Tüfels Erbarmuess.

Bim ſtærchste Schneeg'hudel chunt e arme Bür hei und ſetzt ſi üf en Bank zun warme Ofe zue. Wie iſt der gangä i der Stadt, ass de ſo dri luegſt? frogt en d'Frau. Schlæcht gnueg, ſeit de betruebt Ma; los iez numme, i will der alls erzelle, aber z'erſt mueſs i gwüss no es bitzeli Wærme ha, denn i bi ſchier halb verfrore. Bi Wind und Wætter — he, de weist jo wol, wie's hüt abeg'macht hed, wo-n-i do furt bi — chummi denn i d'Stadt zu eusem Hêr und ſäg'em, daſs mer unmægli ſei, die drühundert Franke bis am Suntig üfz'bringe. I hanne bittel und

bættet, er mœcht mer doch au no Zit ge bis im Summer, denn bis dethi werdit mer d'Lüt mi Schmidteurbét wol zahle. Er aber seit, er chœn e kei Minute lenger warte, as bis am Suntig; und wenn i bis denn 's Gæld nid bring, so læss er mer 's Hûs und Hei, sammt miner chline Schmidte am Mendig verchaufe, und mi und di und alle Chind zum Hûs ûsjage.

Jez, wa meinist, Frau? Es ist unœgli, dass mir bis übermorn druhundert Franke zämme bringe. Zwor het mer do enes Nochber sächzig Franke ge, aber es blibit mer doch no immer die andere 240 übrig. Wenn mer z'letzt doch nur de Tüfel 's Gæld is Hûs brung! Wenn i em scho müesst e par Johr diene, so wer i doch denn eusen Her ab, und der leidig Tüfel i der Hell cha jo au nit ærger sî, as de det i der Stadt!

Chûm het der Ma das gseit, so het's scho dûsse afoh brüse und stürme, dass dem arme Bûr schier als Hüsli umgrüert het, und der Wind het dur's Hûs ûf und ab kutet und pfiffe, dass es e Grûs gsi ist. Wo das nô e par Minute ûfghört het, so ghört de Bûr und sî Frau, dass öppæ a der Thüri chlopfet. Gschwind goht de Bûr ûse, macht ûf und do stoht e schwarze Ma immena rothe Mantel vor der Thür und seit: Næ, Bûr, de hest vorig gwenscht, wenn der doch de Tüfel numme Gæld brung; jetze lueg, do sind 240 Franke funkelneu, 's fehlt si kei Rappe dra, zell's nur. aber holla! eb der's gibe, muesst mer verspræche, mit mer z'cho und sächs Johr bi mer i der Hell z'diene. Unterdesse wird d'Frau und dîne Chind ni Mangel a öppis ha.

De Bûr verschrocke, weder vo Noth drunge, seit Jo und gheisst de Tüfel le cho und si am Ofe wärme, bis er au sîne par Hœmli zämme packt heig, um mit em i d'Hell z'go. Währed dem gseht er, ass de Tüfel am einte Rossfuess es lse verlore het und seit: guete Fründ, luegid e chli eue Fuesswerch a, er händ, glaub, ûf em Wæg es lse verheit. Wenn er wænd, so chomid mit mer i d'Schmidte le, i will ech es neus ûfmache. De Tüfel hed de Ma scho lang as e guete Hufschmiedt känt, goht mit em und zieht no sælber de Blôsbalg. Wo 's lse rächt gsi ist, so seit der Bûr: händ iez de Fuess äne und do i die Chlemme le, damit i s'lse besser ûfmache cha; denn i weiss wol, rächte Lüt münd au guet bedient sî. De Tüfel dænkt do nüd Bœses, hed de Fuess i d'Chlemme le, und de Bûr schrûbet em e 1, nimmt aber de Schrûbeschlüssel i Sack und seit: So, Gvatter Schwarz, iez wämmer erst luege, wie lang i der für die 240 Franke diene will!

Uf das ist halt de Hœrndlima bös worde und het tho wie ne Wüthige; doch het er z'letzt nôchgê und ist mit em Bûr übereis cho, dass er em nur drü Johr diene müess. Sobald de Bûr de Tufel wieder los g'schrûbet hed, so hed er müesse mit em i d'Hell fahre.

Wo si mit enand det hi cho sind, so stellt de Tüfel de Bûr grad as e Fu'rschürgler a. Am zweute Tag goht der Schwarz mit der Ellermueter furt und seit zue-nem: Wenn d'trinke oder ässe witt, oder wenn d'öppe Gæld brûchst für en arme Ma, der di drum bittet, so gang nur det zu sällem Chistli und sæg:

Chistli, Chistli mi,
Gimmer Brod und Wi,
Alls âf's Tufels G'heiss:
I der Hell isch heiss!

Und was dis Herz nur wünscht, sell wird enanderigsnô i goldige Blatte und Flæsche zue dine Füessi si. Wo de Tufel furt goht, so ist euses Bürli no elei i der Hell gsi und het si denkt: Jez witt au e mol luege, was ächt i dene grosse Chessene inne ist, wo-n-i allewil drunter muess fu're. Bim letzte, wo-n-er âfdeckt, gseht er su-ne so ne Donnerglöubiger, der e vor e par Johre drückt und drængt hed; und voll Zorn leit de Bûr gschwind no sächs Schîter a und seit zu dem alte Schœlm: Wart, i will der iez s'Bad scho heiss mache, de hest mi au mængist z'schwitze gmacht! Am dritte Tag kommt denn der Tüfel wieder hei. Do seit de Bûr zue-n-em: Loset, mi liebe Rothmantel, i euer Burg do inne rücht's, es ist e Grûs, d'Auge ha-n-i der ganz Tag voll Wasser gha; und i sött gwüss no einisch hei, mis Fazenetli go reiche, damit i au cha d'Augen âswüsche und 's Mûl verb'hah, wenn's e so galgenräss rücht.

Drûf het de Tufel d'Stirne g'runzlet und gseit: Los, Bûr, i kann di, de bist en Arige; ellei cha i di nit hei loh, sust chönntist mer öppe nümme ume cho — weder es Fazenetli sottisch ha, das gseh-ni 1, sust chönntist-e-mer no blind werde; drum ist es am beste, me göhnd mit enand.

No-ne par Stund chunt denn de Bûr mit em Rothmantel wieder zu sim alte Hüsli z'rugg, wo d'Frau und d'Chind no trûret und brieget hænd um ihren Aetti. De lang Wæg und das gschwind Laufe hünd aber de Bûr wie de Tüfel hungrig gmacht, drum het der Ghörndlet gseit: Säg au diner Frau, si söll eus Zween es Erbsmuess überthue und choche, aber von lûter schwarzen Erbse. Der Bûr seits, befilt ere aber, au no vo dene Wiss-

Erbs dri z'thue, wo nem einist um Fraufaste im Schlof ûf's Bett grüert worde zige mit dene Worte „do hesch e Nothpfenning". Se ligge det oben — seit ere — ûf der Himlezzi (Balkenkopf der Diele) im ene Papierli. Wo 's Erbsmuess lind g'chochet gsi isch, so sitzid denn die zwee Reisede zue, und de Bûr schœpft dem Tûfel ûse und gid em mit Fliss de wisse Erbs demit. Wie de Rothmantel de wiss Erbs gseht, so het er erschröckeli gfluecht und g'schwore. Aber was gscheht? De wiss Erbs wird e langer e grösser und verspringt zletzt, und es fahrt e ganze Hûfe wisse mit silberige Dœrndlene b'setzte Erbsli dem Tûfel is Gfreess und händ ne so jämmerli verstoche, asse vor Weh lût ûf brüelet hed. De Bûr b'sinnt si nid lang und seit: Wen d'mer alle mine drü Johr erlohst und mer 's Weusch-Chistli gist und versprichst, mir und de Minige nie nüd az'thue, so will i di erlœse. — Vo der Noth zwunge, schreit de Tûfel, jo frili! Und wie s'Chistli ûfem Tisch stoht, so seit de Bûr:

Erbsi, Erbsi, gross und chli,
Lönd das Stœche numme si,
Euse Hœrndlima seit Jo,
Jeze wemmer'n au lo goh.

Und wo denn die Erbsli wieder in ihrer Hulsche binenand gsi sind, so springt de Tufel mit eim Satz zum Pfaister ûs und het si wol ghüetet, i Zuekunft wieder zu salle Hûs zue z'cho. (Vilmergner Mundart.)

Erbsen war die Speise am Festtage Donars. Am Johannistag kocht man Erbsen am Johannisfeuer und braucht sie als Salbe gegen Verletzungen. Meier, schwäb. Sag. pag. 427. Als der Gott sich in den Satan, sein Donnerstag sich in den festlosen Wochentag verkehrte, blieb zwar noch die Speise für diesen Tag übrig: Erbsen und Rauchfleisch, ja sie ist in der preuß. Mark ein stehendes Sonntagsgericht (Kuhn, nordd. Sag. S. 523); aber nun ist sie nur noch eine den verwünschten Zwergen geltende oder beliebte. Die Erdmännchen am Pilatus lieben besonders Schweinefleisch. Eidgenöss. Kalender, Luzern 1851. Ueber Erbsen als Zaubermittel; Meier, schwäb. Sag. No. 269. Ueber Erlösung des Geistes mittelst einer einzigen Erbse; ibid. No. 307. Goldene Erbsen bieten die Geister dar auf dem Ochsenberge und auf Baier in der Rhön. Bechstein DSagb. No. 774. Zwerge stellen in ndd. Sagen (Grimm, Myth. 434) den Erbsenfeldern nach: twerge plegten up et feld to gan und den luen de arften weg to stelen. Darum muß man noch Erbsen und Weizen gemischt am Christabend in den Stall werfen, so gedeiht das Vieh. Tettau-Temme, preuß. Sag. S. 278. Der Hochzeitsbär muß in Erbsstroh (Donars Symbol) eingehüllt und an einer Erbskette vom hammertragenden Ortsschmied umgeführt werden. So verräth sich hierin Thôrr zugleich als der mit seinem Hammer die Braut weihende, die Saaten mit dem Gewitter befruchtende, die Erde mit dem Donnerkeil pflügende Gott. Vgl.

Colshorn, Mythologie pag. 346. Unſer Müller ſchüttet ſeiner Frau Erbſen ins Wochenbette: Abthl. VIII, No. 359. Der Mann im Monde, wie der thüringiſche Frühlingsbote, der Erbsbär, iſt in einen Bund Erbſenſtroh gewickelt. Sommer, thür. Sag. S. 156 u. 160; im Aargau in eine Bohnenwelle gewickelt (Strohgarbe). Aber die Speiſe ſchlägt auch ins Gegentheilige um und darum iſt ſie Menſchen und Geiſtern wiederum verhaßt; Altrömiſche Sitte ſtreute den Manen der Verſtorbenen Hülſenfrüchte. Gegen das Fieber (Kaltes Geſicht) ſagt der oberdeutſche Exorcismus: Kieſelſteine mußt du eſſen, Erbis mußt du brechen! So entſtand gegen den Blatternarbigen, d. h. von Gott Gezeichneten, die Redensart, der Teufel (Donar) hat Erbſen auf ihm gedroſchen. Wenn man den Drachen zwingen will, darf man nur die Hoſen kehren; dann wird er ſeine Laſt fallen laſſen, daß der ganze Brunnen voll Erbſen liegt. Kuhn, nordd. Sag. No. 4. Erſt als Hogen über die verrätheriſch geſtreuten Erbſen hinfällt, beharrt Grimild auf der voraus beſtimmten Kampfbedingung, daß wer einmal geſtürzt ſei, nicht wieder aufſtehen dürfe. Altdän. Heldl. S. XIV. Die getäuſchte Göttin verwandelt die am Herde bratenden Aepfel ſogleich in ein Erbſengericht. Myth. 385. Das Buch von guter Speiſe, aus dem 14. Jh. (Bibliothek des Stuttgart. literar. Vereines Bd. 19, pag. 21.) giebt den Küchenzettel an für eine ſüße Speiſe, genannt heideniſche und behemmiſche Erweiz (Erbſen); böhmiſch und heidniſch iſt in jener Zeit der Huſſiten-Kriege noch ſynonym.

Man wirft mit Erbſen das Loos: Wenn du eine Erbſenſchale mit neun Erbſen zugleich findeſt und hinter die Thüre legſt, ſo erfährſt du vom zuerſt Eintretenden den Namen deines zukünftigen Schatzes. Erin VI. 2 Thl. S. 447. Im Kant. Freiburg muß jenen Leuten, die bei einer Leiche die übliche Todtenwache zwei Nächte lang halten, in jeder Mitternacht Erbſenſuppe gekocht werden. Vgl. Küenlin, der Kant. Freiburg, pag. 128.

Ein anderer Zug unſeres vorliegenden Märchens iſt, daß ſich der Teufel beſchlagen läßt und den Fuß in den Schraubſtock ſteckt. Auch der wandernde Gott Wuotan kehrt Abends beim Schmiede ein und läßt ſeinen achtfüßigen Sleipnir beſchlagen. Auf Wuotan-Donar deutet zugleich das von unſerer Erzählung mitgenannte Wunſchkiſtlein. Der ausreitende Rodenſteiner-Burggeiſt meldet ſich, laut Protokoll v. J. 1758, in Grumbach vor einem Hauſe, worin ehedeſſen ein Schmied gewohnt, und läßt die Pferde beſchlagen; ebenſo Chriſtus bei der S. Eligius-Schmiede (nach Wolf niederl. Sag. No. 17), um dem Pferde neue Hufeiſen aufſchlagen zu laſſen. J. W. Wolf, Rodenſteiner S. 12. Aehnliches in Kuhns Märk. Sag. S. 277 und No. 88, der Schmied am Jüterbogk. Der Schraubſtock ſpielt in Märchen und Sage gleichfalls mit. Als ein Bauer die Großmutter auf ſeiner Schulter zu den Schloßgeiſtern bergan trägt, rufen dieſe: rettet euch, da bringt er gar einen Schraubſtock. Wolf, ibid. No. 11. Inſoferne die zaubernde Schmiedmeiſterin ebenfalls an den Zöpfen in den Schraubſtock geſpannt wird, geht dieſes Schickſal auch auf den Teufel ſelbſt über; dies zeigt E. Meiers ſchwäb. Kinderreim N. 136:

Schmid, Schmid mit dem Hammer,
Jag den Teufel aus der Kammer,
Jag ihn in eine Eck,
Daß er bald verreck!

Das Benehmen, das der Bauer in der Hölle gegen einen seiner harten Gläubiger einhält, wiederholt sich bei Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. Nr. 392.

437. Schmied Jetzer bei Lengnau.

An der Landstraße zwischen den Dörfern Endingen und Lengnau liegt, einige Schritte von dem dortigen Leichenacker der Juden entfernt, ein umgestürztes Steinkreuz. Es macht die Wegscheide aus nach Vogelsang hinüber, und das Ackerland, über das man zur Rechten hinkommt, heißt das Jetzemerfeld, nach jenem Jetzer benannt, der es besaß und dessen Haus hier gestanden hat. Ueberreste von altem Gemäuer werden hier noch immer aufgepflügt.

Dieser Jetzemerbauer war hier der Schmied von Endingen, er lebte im Wohlstand, und zu seinem häuslichen Glücke fehlte ihm auch ein braves schönes Weib nicht. Darin störte ihn mit einemmale der Pfarrer von Endingen. Dieser stattete ihm freundschaftliche Besuche ab, deren Grund sich nicht errathen ließ, die aber auch der Nachbarschaft auffallend vorkamen, so daß man sich bald erzählte, des Pfarrers Herablassung gelte nur des Schmiedes Frau. Der Ehemann war selber so guten Herzens und der Liebe seines Weibes so gewiß, daß er diese Nachreden verachtete; gleichwohl mißstimmte es ihn, daß der geistliche Herr mehr mit seiner Frau als mit ihm zu plaudern habe, und daß er sie am öftesten zu besuchen pflege, wenn er selber gerade auf dem Felde schaffe. Er beschloß daher, wenigstens hierin eine Abänderung zu treffen. Da bringt ihm einmal ein Bote aufs Feld heraus die Nachricht, er möge heimkommen, der Pfarrer sei da. Der Schmied wußte nicht, was diese Worte bedeuten sollten, der Ton, in dem sie gesprochen waren, der fremde Mensch, der sie ihm meldete — alles ärgerte den Mann. Er nahm seine Hacke auf die Schulter und gieng dem Hause zu; hier aber gewahrte er schon von ferne, wie der Pfarrer gerade einen sehr herzlichen Abschied von der Frau nimmt und wieder im Fortgehen begriffen ist. Jetzt übernimmt ihn der Zorn, er geht anstatt ins Haus in seine Schmiede, reißt eine spitze Eisenstange aus der Glut und rennt damit dem Pfarrer nach. Auf der Stelle, wo jetzt das Steinkreuz umgesunken liegt, erreicht er ihn und durchsticht ihn sogleich.

Seitdem sieht man auf diesem Felde, wo sonst die Schmiede gestanden haben soll, Feuer aus dem Boden schlagen und hört dazu ein Rauschen ähnlich dem von aufgezogenen Blasbälgen. Dann sieht

man einen Mann herabsteigen, der sein Eisen in der Glut heiß macht, damit bis zum Mordplatze geht und es dorten rothglühend in den Boden steckt. Alsdann wird die Gestalt selber von einer Feuerflamme verzehrt. Das in Lengnau und Vogelsang verbreitete Geschlecht der Jetzer soll von diesem Schmied abstammen. Der Ausdruck, Jemanden jetzern, lebt noch in der Mundart, und besagt, einen nothdrängen und thätlich plagen (Stalder, Idiotikon 2, 76), doch bezieht man ihn gewöhnlich auf jenen berüchtigten Schneidergesellen Jetzer von Zurzach, der im Jahre 1509 zu Bern bei den dortigen Predigermönchen zum Heiland gemacht werden sollte, und dem dazu die Wundenmale Christi mit scharfen Nägeln eingedrückt wurden. (Vgl. Kirchhofer, Sprichwörter, pag. 84.)

Bei Surawa in Graubünden zeigt man Mauern einer ehemaligen Schmiede, in denen man Nachts Blasbälge knarren hört und einen Schmied mit glühender Eisenstange sieht. Schweiz. Merkur 1835, 311. Donars Hammer (vgl. Meister Hämmerli No. 418) hat schon in Marners und Frauenlobs Gedichten auf das Gleichniß geführt zwischen dem Gotte und der ihm zustehenden Schmiedekunst; er heißt der Smit üz oberlande. Myth. 165. Drei Steinkreuze, auf denen ein Hammer ausgehauen, stehen bei Gernsbach im Koburgischen an der Stelle einer ehemaligen Schmiede; hier erschlugen sich eines Mädchens wegen drei Schmiedgesellen. Fr. Mihm, Koburg. Sag. 1845, pag. 68. In unserer Erzählung ist ein Theil der echten Sagengrundlage dadurch verdreht, daß es der Frau des Schmiedes an die Ehre geht und der Schmied deshalb Rache nimmt. In der nord. Sage aber thut der Schmied Wieland der Beadohild Gewalt an, und Herbäst stellt der Athene nach, als sie bei ihm Waffen machen lassen will; deshalb werden beide zur Strafe gelähmt. Hier aber erschlägt der eifersüchtige Jetzer den vermeintlichen Nebenbuhler.

---

138. Die drei Schlösser von Aarau.

Es soll ehemals zur Bezeichnung ganz vergeblicher Bemühung die Redensart im Lande gegolten haben: Es h'hebt nid, und wenn d'alle drei Schlosser von Aarau dra hanklist. Kirchhofer, Schweizer Sprichwörter. So viele Schlösser in einer so kleinen Landstadt setzen in Erstaunen; gleichwohl lassen sie sich theils geschichtlich nachweisen, theils stehen sie jetzt noch.

Das Schlößli, wie man es jetzt nennt, steht außer der ehemaligen Ringmauern Aaraus, einen Steinwurf weit von der Alten Stadt. Auf einem Felsen am Abhange der Aare zeigt sich ein Thurm aus Findlingen und gewaltigen Aarkieseln zusammengekeilt, die nur an den Kanten behauen sind, die Flächen stehen rauh und uneben

vor, von hohem Alter ſchwarz. Vortrefflich ſind die Ecken der Thürme in den rechten Winkel geſetzt und vollkommen ſenkrecht aufgeführt. Manche halten die Bauart für römiſch, andere ſtellen ſie ins Mittelalter. Die Chronik giebt naiv an, der Thurm ſei anno 36 nach Chr. Geb. gebaut. Am Thurm ſelbſt ſoll unten kein Eingang geweſen ſein; hoch oben habe ſich eine Oeffnung befunden, von ihr aus wurden am Haſpelſeil in einem Korbe die Leute hinaufgezogen oder herabgelaſſen. Die erſten geſchichtlich gekannten Bewohner nennen ſich nach dem Schloſſe Im Thurm. Dies Adelsgeſchlecht ſtarb aus 1323.

Eine zweite Burg war der Hirzenthurm, aus welchem das jetzige Thor mit ſeinen Gefängniſſen und Nebengebäuden geworden iſt. Seine Ringmauern bilden nun zwei Häuſerreihen, die ſich bis in die Grube erſtrecken und mit dieſem Localnamen die einſtige Umwallung noch bezeichnen. Auch ſeine Bauart iſt ſo roh und dauerhaft wie des Schlößlis. Die Bewohner der obern Vorſtadt waren die Eigenleute dieſer Burg. Als geſchichtlich bekannter Adel ſaßen hier zuletzt die Edeln von Stieber.

Das dritte Schloß der Stadt war der Thurm von Rore, über ihn handelt die Sagennummer 243: Freihof von Aarau. Dieſe Burg iſt erſt 1816 theilweiſe geſprengt, theilweiſe in das ſtädtiſche Rathhaus umgebaut worden.

Fiſch, Aarauer-Stadtchronik. Bronner, Kant. Aargau. Kirchhofer, ſchweiz. Sprichwörter.

Die Grafen von Lenzburg-Burgdorf hatten ihre Malſtätte hier zu Rore, wie Gotfr. v. Mülinen in ſeinem Aufſatze, die Grafen von Lenzburg, Bern 1821, urkundlich nachgewieſen. Auch die Vilkinaſage erwähnt dieſer Grafen von Rore und Burgdorf.

---

439. Der Gewappnete am Stättlein.

Ein Thal, das ſich im Aarauer-Jura hinter dem Königsſtein gegen die Benken hinzieht, heißt man das Stättlein; drei Berge ſchließen den Raum des Wieſengrundes ein; außer dem Königsſtein iſt hier nirgend eine Spur von Ruinen zu bemerken. Dennoch behauptet das Landvolk, wilde Kriegsſchaaren, Hunnen oder Ungarn hätten hier zu wiederholten Malen Lager geſchlagen. Wo oben auf der Bilgeren die alte Grenzmarke zwiſchen der Aarauer- und Laufenburger-Gerichtsbarkeit zog, da habe noch lange ein altes Haus als Ueberbleibſel jener Zeiten geſtanden, und weil es halb ſchweizeriſch und halb öſterreichiſch war, habe da allerlei wechſelndes Grenzgeſindel ſeinen Schlupfwinkel gehabt. Der Brunnenberg und das Dunkel-

flühli hätten, wie es schon der Name verrathe, auch zum Stättlein gehört, und da dieses eingieng, seien lange Streitigkeiten zwischen den Dörfern Küttigen und Erlinsbach ausgebrochen, die beide das Recht geltend machten, das Land ihrem Gemeindebann einzuverleiben. Da wo jetzt die Kreuzhalde liegt, zeigt man einen Platz, welcher die Hofstatt heißt. Hier stieß ein Mann während der Landarbeit auf ein gemauertes Viereck, und als er den obern Deckstein davon abhob, schoß plötzlich eine gerüstete Gestalt vor ihm aus dem Boden auf und war sofort verschwunden.

---

440. Die Bärlisgrube.

Am Wege zwischen den Dörfern Oberburg und Hausen, im Bezirke Brugg, gewahrt man im Ackerlande eine lange und muldenförmige Vertiefung. Hier soll das große Schauspielhaus gestanden haben, welches die Stadt Vindonissa den römischen Legionen zum Vergnügen erbauen ließ. Das Gebäude war so groß, daß noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das östliche Thor aus dem Ackerfelde hervorschaute. Damals gab die Regierung das ganze Landstück an zwei Maurer hin, welche das Mauerwerk sammt Inschriften und Säulen brachen und Kalk daraus brannten. Noch war ein großer viereckiger Granitblock übrig, der im Mittelpunkte des Theaters lag; er hatte die doppelten Löcher, durch welche man die wilden Thiere mit Ketten anschloß, wenn man sie zu Tode hetzen ließ. Die Maurer verbauten ihn zum Kellergrund eines Bauernhauses. Als dann in den Neunziger-Jahren die Alterthumsforscher hier nachsuchten, fanden sie nur noch ein unterirdisches Gewölbe, in welchem eine außerordentliche Menge Thierknochen, Ochsenhörner und Bärengebeine zum Vorschein kam. Daher erhielt dieser Platz beim Volke den Namen Bärlisgrub.

Aehnliches meldet auch schon das Königsfelder-Jahrzeitenbuch, geschrieben 1392 (Gerbert, Tapographia 2, 172) über diese Ruinen, soweit auf ihnen das benachbarte Kloster Königsfelden steht: Do man wart graben, do vant man wunderlich gestein von varwen und von gehowen estrich von frömdem werk, des man in der Cristenheit nit spulget ze machen, guldin und silbrin pfening, die do höpter hattent mit bilden, als beyden tragent.

Man glaubt von der Berghöhe aus in den weiten Kornfeldern um Windisch breite hellgelbe Farbenstreifen wahrzunehmen; dies soll von den eben so breitgehenden, unterirdischen Mauern der Römerstadt

herrühren, auf deren Gestein die Aehre früher sich reif färbe. Bei genauer Betrachtung der Landschaft will sich jedoch hievon niemals was entdecken lassen.

F. L. Haller, Helvetien. Bronner, Kant. Aarg. 1, 27. — Wolf, Beitr. 1, 71. Hess. Sagen, Vorrede und No. 31 hat sicherlich recht, wenn er diese sonst mehrfach vorkommende gelehrte Meinung für das bloße Mißverständniß einer alten Volkssage hält. Auch diejenigen Kornfelder reifen strichweise und am frühesten, welche das Dorfbier von Grlinsbach No. 95 zuerst mit seinen großglühenden Augen bemißt. Kornweg heißt derjenige höher stehende Strich der Saatäcker, über welche der ausziehende Burggeist des Rodensteiner seine Luftfahrt macht. Wolf, hess. Sag. No. 31. Den Lausitzer Wenden heißen die feuchten Aecrn in Feld und Wiese der Weg des Dietrichberners, Dyterbjernat, und dieser selbst gilt ihnen zugleich als der W. Jäger. Wolf, Ztschr. 3, 112. Ebendieselbe Erscheinung auf üppigen Flurstrichen wird bei Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 140 den Zwergen zugeschrieben, die den Ackerboden mit dem Schmiedefeuer erhitzen, das sie unterirdisch eifrig unterhalten; sogar einzelne Goldkörner schießen dadurch in die Fruchtähren. Sibyllenfahrt nennt man die Wagenspur, welche der umfahrende Schloßgeist der württemb. Burg Teck zurücklässt, alles Feld, worüber dieselbe geht, bleibt 14 Tage länger grün als das umliegende Land. Bechstein, DSagb. No. 902. In unserer No. 113: Kegelspiel im Walde bei Uezwil, wird ein rothbrauner Grasstreifen erwähnt; so weit derselbe reicht, so weit ist einst die Kegelbahn des Gasthauses gegangen, die zusammen vom Boden verschlungen worden sind. Beim Mauerbubel zu Zezwil No. 171 reift das Korn streifenweise zuerst und gibt sich dann in Striemen, die von der Breite einer Heerstraße sind. In unserer No. 2 leuchtet sogar der Strom der Aare von den Fußstapfen, welche der Gang der frommen Königin darinnen zurückließ. Dies deutet auch auf jene heiligen Orte und Heerwege zurück, die Göttern geweiht und nach denselben benannt waren. So ist der Ort Vodeneswege, den Thietmar v. Merseb. 2, c. 14 erwähnt, zu Gutenswegen geworden, vielleicht weil dem Volksglauben nach Wuotans Roß hier durch das Land gieng; ein Sprichwort sagt noch, des Herren Ritt durch die Saat läßt goldenen Huf zurück. Vgl. No. 166 c. Radspuren auf den Hochgebirgen; und 1, pag. 177, wo bemerkt ist, daß der Reichsvogt Türst mit hundert Hunden und Rossen zur Aerntezeit durch die Saat reitet. Hans Sachs, im Spruche „das Heyltbumb für das unfleißige Haußhalten", v. J. 1554, 24. Nov. (Scheible, Kloster 6, 892):

Des Herren Roß munter und wacker
Tungen gar wol den seinen Acker.

---

441. Ruine Besserstein.

Sie liegt auf dem hohen Geisberge, Bezirks Brugg. Der Freiherr von Villigen, oder wie ihn die Chroniken nennen, der Alte von Uelingen (Schalch, Erinnerung. aus der Gesch. von Schaffhausen 1,

65) war ihr Erbauer, er ließ sie aufs stärkste umwallen und thürmen, damit sie ein noch besserer Stein sei (ein festeres Schloß), als die Raubnester seiner ritterlichen Nachbaren. Kaum stand sie vollendet, so sah er, wie seine eignen Söhne von derselben herunterſprengten, um die reisenden Kaufleute im Thale auszuplündern. Dadurch sank er in der Achtung des Volkes. Das alte gute Vertrauen wieder herzustellen, ließ er das ganze Schloß räumen und dann verbrennen. Besser Stein, rief er, als solche Schande!

So wird dem Chroniſten Stumpf nach erzählt. Rebmann, ein Pfarrer im Berner-Oberlande, beſchreibt dies also in ſeinem Luſtig Poetiſchen Geſpräch und Gaſtmahl von Bergen Rieſen und Stockhorn (Bern, zweite Auflage 1620, S. 433):

Das Beſerſtein, ein altes Hauß,
Vorzeit ein hohes Schloß verauß,
Auf einem hohen berg und ſpitz,
Eins Ritters von Villingen Sitz:
Der hat zween Söhn, die waren z'rbat,
Nach Vatters Tod mit kriegsthat
Auf dieſem Schloß z'ſchetzigen d'Land.
Die red dem Vatter ward bekant,
Berüft die Söhn, gab ihnen z'verſtahn,
Was red von ihnen er vernon:
Nun hab das ſtarck Schloß er gemacht
Niemands zu ſchaden noch zu pracht,
Sonders ſin Nachkommen z'gutt,
Zu ſtrauß, noch übermut!
Do er nun ihren ratſchlag hör,
Damit dieß Hauß niemand zerſtör,
Er nemmend hin dieß fewr und brand,
Verbrennend d'Schloß mit ener Hand.
Alſo ward es in ſtaub gelegt,
Vnd ward darauß kein Krieg erregt.

Schloß Ulrichſtein erhält ſeinen Namen durch die Mutter, die unvorbereitet zum Neubau ihres bauluſtigen Sohnes kommend, über ihr in Steine verwendetes Geld ausruft: Ach Ulrich, was Stein! Wolf, heſſ. Sag. No. 247.

---

442. Die Stadt Bremgarten

hieß anfänglich wegen ihrer üppigen und blühenden Umgebung Roſengarten und war ſo groß, daß ſie ſich nach einer Seite bis an den Brunnen hin erſtreckte, der jetzt eine Viertelſtunde entfernt an der Straße gegen Fiſchbach liegt und der Herrenbrunnen heißt; in der andern Richtung ſoll ſie gar eine Stunde bis zum Dorfe Jonen gegangen ſein. Wegen dieſer prangenden Lage und des Feſtgepränges, das der Adel hier trieb, hieß es damals auch Pränggarten. Als dann der Weinbau an den Ufern der Reuß in Aufnahme kam, erhielt es

den Namen Weingarten, und so köstlich war das Gewächse, daß man einen hohen Ritterthurm auf die Spitze des Stadtberges baute und in die vier Ecken seiner Grundlage vier Flaschen mit Wein gefüllt vermauerte. Das Feuer, das alsdann in einem Bäckerhause ausbrach, äscherte die ganze Stadt ein bis auf ein einziges Haus, und von da an hieß der Ort Brenngarten. Als sich die Bürger wieder erholten, verlegten sie sich auf die Viehzucht und trieben ihre Heerden auf die große Halbinsel, die der Reußstrom hier bildet. Da aber wurde das Vieh so sehr von den stechenden Bremsen geplagt, daß man dieser Halbinsel den Namen Bremgarten gab und ihn auch auf das Städtchen selbst übertrug. Bald jedoch gefiel diese bescheidene Deutung auch nicht mehr; zudem hatte man nach und nach allerlei Alterthümer hier herum ausgegraben und daraus den Schluß gemacht, daß ehedem die Römer hier gewohnt haben mußten. Also dachte man sich hier eine römische Hauptwache, nannte sie in barbarischer Gelehrsamkeit Prima guardia und leitete selbstbefriedigt den Stadtnamen davon ab.

Ahd. brâmo, rubus. — brem, in der Mundart von Reuße, der Ginster. Vieboff, Archiv 1844. 152. Die gleichnamige Aarhalbinsel bei Bern, urkund. 1180 Bremgarton, wurde ebenfalls als römische Befestigung und als prima guardia gedeutet. Jahn, Kant. Bern. s. h. v. — Brembrama botus. Dornstrauch. Dint. 2, 233.

---

443. Dottikon.

Im Dorfe Dottikon im Freienamte steht hart an der sehr alten Kirche auf den noch sichtbaren Spuren einstiger Umwallung ein großes alterthümliches Bauernhaus. Es ist von mehreren Familien bewohnt, vielfach umgebaut und armselig ausgeflickt; gleichwohl weisen seine einzelnen Mauerstücke von gewaltiger Dicke, die mächtigen rauchschwarzen Tragbäume der Diele und einzelne massive Steinpfeiler an Thüren und Fenstern auf eine frühere Stattlichkeit hin. Dies war das Schloß des Ritters Walther von Dottikon. Er war bei König Albrecht zu Besuch gewesen, als dieser vor seiner Ermordung durch seinen Neffen Johann die Bäder zu Baden besucht hatte. Noch auf dem Heimwege in sein Schloß vernahm Walther die Nachricht von dem schauderhaften Ende seines königlichen Lehensherrn und sank vom Schrecken gerührt todt auf seinem Rosse zusammen; als dieses mit der Leiche heimgelaufen kam, riefen die Bauern: Todt ist er ebu! Aus diesem Ausrufe entstand seitdem der Ortsname Dottikon, und ins

Dorfwappen iſt das ſchwarze Roß genommen worden. (Vgl. ahd. Tuoto, Diminution Tuotilo und Dodiko. Grimm, Gramm. 3, 689.)

444. Eicken.

Den Namen des Dorfes Eicken, unfern des Rheines auf der Straße zwiſchen Baſel und Zürich gelegen, leiten die Einwohner von den großen Eichenwaldungen dieſer Gegend ab, worin die Bevölkerung ſo dünn vertheilt geweſen ſei, daß man ein großes Stück Land um ein Stück Speck kaufen konnte. Indeſſen eine andere dortige Sage hilft den Ortsnamen anders erklären und ſtimmt mit deſſen urkundlicher Form glücklich zuſammen. Eine Hauptzelge dieſes Gemeindebannes heißt Bleien. Hier am Wildbache ſollen urſprünglich Hammerſchmiede und Eiſenſchmelze geſtanden haben, worin man das Erz ſchmolz, das die Frickthaler Gemeinde Zeihen bisher lieferte. Man ſucht dieſe Angabe durch die vielen Eiſenſchlaken zu bekräftigen, die man im Boden findet, und der Name Bleien ſelbſt ſoll dies unterſtützen, den das Volk aufblaſen und blähen (mundartlich blaijen) deutet. Der Aufſeher, der über dieſes Gewerk geſetzt war, verfuhr hart und ſchmähte beſtändig ſeine Arbeiter, bis ſie ihn zuletzt in den Hochofen warfen. Damit war das Unternehmen zu Ende.

Der Name Eicken heißt alſo Eithofen, der Hof zum Eitofen oder zur Schmelze. In der Grenzbeſtimmung der Basler Diöceſe heißt es daher von dieſem Dorfe: Eithon est membrum ecclesiae Rhinfelden. Rheinwalo: Episcopatus Basilerensis, limitibus suis circumscriptus anno 1441. So erſcheint der Name auch in den Urkunden des St. Johanſer-Stifts im Archiv der Stadt Laufenburg. Eine Pergamentbandſchrift daſelbſt aus dem 14. Jahrh. Folio, Blatt 9 a verzeichnet: Margret Vogtin für sich und für Elsen Anne Margareten Adelheiten jren schwesteren und mit Hemmon Rosenblat z'Eis geben ein mutt Kernen jerlich gult von einem guet zue Eytkon, buwet jetz der Torbil daselbs. — Die altdeutſche Gloſſe erklärt demgemäß den Scheiterhaufen und Leichenbrand mittelſt des Wortes eitrugum, eit, in struc lignorum. Graff Diut. 1, 272 a.

445. Schloß Halwil Seon und Seengen.

Das Becken des Halwiler-Sees ſoll in der Vorzeit vom Luzerner-Dorfe Meſen, in der Nähe der Commende Hitzkirch, bis Seon herab, und in der Breite von Egliswil bis nach Retterswil gereicht haben. Dieſen ehemaligen Hochſtand der Waſſer beweiſt ſich das Volk aus dem Sinne, den es den Namen der Nachbarorte unterlegt. Der alte

See mündete, nicht wie heute in dem Bächlein Aa, sondern den Landsberg durchbrechend in der Tiefe des Heidengrabens und von da gerade in die Aare. Da stand der Stammsitz der Edlen von Seon droben; das darnach benannte Dorf, welches früher Ser-an hieß, liegt heute eine halbe Stunde von allem Gewässer entfernt und bedeutet See-ohn. Ebenseweit vom heutigen Ufer ab liegt Egliswil, aber auch sein Namen weist auf die Fische Egli hin, die jetzt noch die häufigsten des Sees sind. Das ganze weite Gewässer war nur durch die kleine Anhöhe unterbrochen, auf welcher der feste Thurm der Römerritter Ala stand. Dieß heißt Flügel. Daraus wurde der Adelsnamen der Grafen von Halwil, die noch einen stehenden Flügel im Schilde führen. Auch diese Namensableitung verbürgt sich der gemeine Mann durch die hübsche Bemerkung, daß jeder gelbe Seerosenstengel des Halwiler-Sees, quer durchschnitten, in seinem Sternelmarke das Bild eines ausgespreizten Flügels zeige.

Ueber das Wappen der Stadt Berend erzählt Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 264: zwischen zwei Seen wachsen dorten in einer Wiese Binsen, welche durch ihren Abstand gegen die übrigen Gräser die Gestalt des Stadtwappens sammt den Sternen des Schildes genau wiedergeben. Die Glossae Lindenbrogianae, abgedruckt in Haupts Ztschr. 5, 575 a übersetzen ulgo, aordes limi vel aquae: haliwa. Aus dieser bei Virgil und Varro gemeinten Erdfeuchte ist der Name Halwil und die Wappensage der Ritter von Ala entstanden.

445 a. Seengen.

Das Dorf Seengen war ehedem eine Stadt gewesen, die in einem Halbmond gebaut war; man findet bei Feldarbeiten in jenen Fluren noch manchmal Mauertrümmer, und während die Leute draußen in den Aeckern schaffen, begegnen ihnen allerlei halb schwarz und halb weiß gekleidete, dann aber auch ganz schwarz oder ganz weiß aussehende Männer und Frauen. Der Mittelpunkt dieser alten Stadt soll das Schloß Hallwil gewesen sein. Beim Zurücktreten des Hallwiler-Sees ist jene Stadt versunken. Ein zweites Schloß, das zu diesem Orte gehört hat, lag eine halbe Stunde von Seengen entfernt gegen Sermenstorf hin, in einer Gegend, die man Marchstein nennt.

446. Hermetschwil.

Man behauptet, das aarg. Kloster Hermetschwil habe seinen Namen von einem Götzentempel, der früher hier gestanden. Der Prie-

ster habe das Tempelbild des Hermes mit zwei Büchern und einem silbernen Tisch in einem Gewölbe hier vergraben. Weißenbach, Gesch. v. Bremgarten.

Vgl. No. 93, Pfaffenhöhle in Subr. Kloster Hermetschwil heißt urk. Hermanswilare. H. Meyer, Zürch. Ortsnam. No. 1672. Seine weiteren Formen Hermoates, — Hermothes, — Hermentswile deuten auf den Eigennamen Herimot zurück. So heißt auch das Bernerdorf Hermiswil urk. i. J. 1290 Hermanswiler. Jahn, Kant. Bern, 449; und das Solothurnerdorf Hermesbüel ist urk. 1495 Hermansbül. Soloth. WochenBl. 1846, 66. Uebrigens verzeichnet K. Roth, Klein. Beitr. Hft. 10, pag. 249 v. J. 1093 „reliquiae S. Hermetis martyris, aufbewahrt in der Kirche zu Margretenhun, Amt Fulda.

---

447. Hornussen im Frickthal.

Den Hornusser Bauern regnete es in einem Sommer einmal viel zu lange, sie meinten, es dürfe nun einmal genug sein. Was sie aber den lieben Gott mit Kreuz und Fahne auch bitten mochten, sie bekamen doch keinen besseren Bescheid. Da fand sich denn ein Schalk in der Umgegend, der ihnen den Rath gab, in die Apotheke zu schicken und da schön Wetter zu kaufen, in einer so reichen Stadt wie Basel sei alles um Geld feil. Die Gemeinde wählte einen Abgeordneten, gab ihm einen Batzen Geld und schickte ihn in die Stadt. Dort sprach er: „herr Abbedockter, i hätt do gärn für e batze schonwätter für euse gmein z' Hornusse düsse!" Der Apotheker verbiß das Lachen, bot ihm einen Stuhl und verließ die Stube, angeblich um sogleich das Rezept fertig zu machen, eigentlich aber um sich draußen erst zu besinnen, wie man einen laufenden Narrenstreich schicklich zu Ende bringe. Endlich nahm er eine alte Pillenschachtel und übergab sie dem Manne mit dem Bescheid, sie ja nicht voreilig zu öffnen, weil sonst das schöne Wetter gewiß noch einen Batzen mehr kosten würde. Nun wird es schwer zu sagen sein, was hierauf größer wurde, des Bauern Vergnügen oder seine Neugierde. Als es am Heimwege anfieng in der Schachtel zu brummen und zu surren, hielt er aus Leibeskräften zu; denn, dachte er, wenn das Wetter heraus käme, dann hätte ja der Teufel aufs neue seine Schadenfreude an uns Hornussern. Aber erfahren hätte er doch nun auch mögen, wie denn das schöne Wetter aussehen müße, das sich in einem so kleinen Papierschächtelein in den Sack stecken und heimtragen lasse. Da stand er eben am letzten Hügel, übersah das Dorf und trinnen schon das Haus des Gemeinde-Ammann, dem er das Ding, das er selbst noch

nicht angesehen, in den nächsten Augenblicken übergeben sollte. Einmal ist Keinmal, sagte er, setzte sich nieder, rückte am Deckelchen, und sum — sum! brummte eine Hornisse heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unbefangensten Miene von der Welt gieng er dem Vogel nach heim, und als ihm alles mit der Frage entgegen gelaufen kam, wo er denn das Schönwetter habe, antwortete er: ei, 's ist ja gerade ins Dorf hereingeflogen! Und von diesem Histörchen her wird es Hornussen genannt.

In ähnlicher Weise verschreiben sich die Schöppenstädter ein Gewitter, Kuhn, nordd. Sag. No. 175, b. Die Griesheimer brauchen Heuwetter und winken dazu der Sonne: Wolf, hess. Sag. No. 261. Jühnderstriche heißt es bei Schambach-Müller, nsächs. Sag. No. 258. Was den bayrischen Mistelgauern über ihren Kirchenbau nachgesagt wird, bei dem eine Hummel den Strohhalm der Länge nach tragend, ihnen zeigte, wie man den Balken unzersägt durch die neugebaute Kirchenpforte bringen könne, eben dasselbe wird den Ulmern nachgesagt, die den gleichen Vortheil beim Bau ihres Stadtthores von einem Spatzen erlernten. Meier, schwäb. Sag. No. 403. Panzer 2, 477. Ein Liebhaber möchte erfahren, was seine entfernte Geliebte jeder Zeit mache; zu diesem Zwecke verkauft ihm ein Fazmann (Spaßvogel) einen Muchaim (Grille) in einem Schächtelein, damit er es unter sein Bettküssen lege und sich die gewünschten Aufschlüsse geben lasse. Einem andern wird zu gleichem Zwecke eine grüne Roßmücke im Glas von der Frankfurter Messe mit heimgebracht. Philo, Magiolog. pag. 285 — 287, erzählt Beides zum Beweise, daß der Teufel nicht mit sich scherzen lasse. Zwerge in Gestalt von Fliegen und Raupen bespricht unsere No. 191, Anmerk. pag. 347; Geister in Gläschen und Flaschen gebannt: Anmerk. No. 368. Der Ortsname Hornussen, dessen wörtliche Deutung zu obigem Scherze Anlaß gab, lautet urk. Hornaskon, bedeutet also Sumpf- oder Ebereiche. Vgl. Rheinwald, Episcopatus Basil., limitibus suis anno 1441 circumscriptus. Bern 1843.

---

448. Klingnau.

Schloß und Städtchen Klingnau sammt Thoren, Thürmen und Kirchenglocken war durch eine Feuersbrunst verzehrt worden. In der ersten Noth behalf man sich für den Gottesdienst mit einer hölzernen Glocke. Da fuhr eben die heilige Verena auf der Aare am Städtchen vorbei; die frommen Leute wünschten ihren Besuch, wenigstens die Aufmerksamkeit der berühmten Frau wollten sie erregen, sie rissen an der Glocke aus Leibeskräften, allein sie war kein tönendes Erz und keine klingende Schelle, sie blieb hölzern. Voll frommen Verdrusses riefen die Bürger hinauf: „Kling au!“ So kling doch auch! Indessen war die Heilige schon im raschen Strome vorübergefahren,

und dem Marktflecken Zurzach ward nun die Ehre, sie im Dorfe Koblenz zu empfangen und nach Zurzach zu geleiten.

An diesem Witzchen vergnügte sich manche Nachbargemeinde, so lange man den Ober- und Unter-Vogt damit ärgern konnte, der seinen Herrensitz im beneideten Städtchen aufgeschlagen hatte. Klingnau selber wußte dagegen seinen Namen aus einem gleichen Ereignisse abzuleiten, nur viel würdiger. Es trug sich in dem nämlichen Jahre 1586 zu, in welchem Johannes Stumpf seine berühmte Schweizer-Chronik drucken ließ, und wurde von einem emsigen Klingnauer in das leere Beiblatt dieses neuen Werkes damals sogleich eingeschrieben. Eine Feuersbrunst brach im Hochsommer auf dem Schlosse aus und griff so schnell um sich, daß das ganze Städtchen sammt der Pfarrkirche bis auf vier Häuser in Asche sank. Das Silber der geschmolzenen Glocken floß durch die Gasse. Von diesem kostbaren Metalle konnte nur ein kleiner Theil wieder gesammelt und benützt werden, und daraus beschloß man die erste Glocke für die wieder errichtete Kirche gießen zu lassen. Das dreifache Feuer, durch welches dies Metall nun gewandert war, verlieh der neuen Glocke einen so schönen Klang, daß man von ihr der wieder aufgebauten Stadt den klingenden Namen gegeben hat. Man läutet sie noch am Morgen. Auch eines jener vier verschont gebliebenen Häuser steht noch und heißt in ähnlichredender Beziehung Hellemund.

Klingen nannte man in unsern Gebirgsflüssen die mancherlei aufgehäuften und rasch wieder verschwemmten Kiesbänke und Sandinseln. Scheuchzer, Nat.-Gesch. 1, 354. Im Gebirge nennt man also die beim Landregen entstehenden und wieder mit ihm versiegenden Wildwasser. Zwölfe dieses Namens münden in den würtemb. Kocher, 25 gleichnamige in den Jartfluß. Sie sind aufgezählt: Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1790. 2, 473. 374. Der Klingel ist eine rheinische Kapelle bei Gernsbach, und über die dortigen Felswände floß sonst gleichfalls ein Gießbach; die Kapelle soll gleichwohl von ihrem Glöckchen den Namen haben. Schreiber, rhein. Sag. 2, No. 37. Aus der Teufelsklinge der schwäb. Alp fließt trübes Wasser: Grimm, DS. 1, 184; da holen sich die Leute Augenwasser. Schon eine Glosse des 8. Jahrh. macht aus solcherlei Flußnamen eine Wassergöttin: nimpha, Klincon. Diut. 1, 262 a. Die älteste mir bekannte Aufzeichnung des Wortes als eines Localnamen findet sich in der Markbeschreibung der bayr. Stadt Hammelburg, v. J. 777 (abgedruckt in K. Roths Klein. Beitr., Heft 2, 82): in thio teofun clingun, inde in hunzesbah uuni themo brunnen. Fernere Belege bei Grimm, Gramm. 3, 386.

449. Die Stadt Kronweißenburg,

auch Kroneisen genannt, soll der große Ort geheißen haben, der einst an der Stelle des heutigen Dorfes Tegerfelden sich ausgebreitet haben soll. Diese Stadt reichte von Koblenz, an der Ausmündung der Aare in den Rhein, bis zur Wirzelen im angrenzenden Kant. Zürich. Der Marktplatz lag unterhalb des heutigen Dorfes gegen Döttingen hin. Als eine furchtbare Hungersnoth in diese Gegenden kam, beschlossen die Einwohner auszuwandern, vorher aber die Stadt den Flammen zu übergeben; so gieng sie wirklich zu Grunde. Die Schutz- und Trutzfeste allein blieb theilweise übrig, das alte Schloß Tegerfelden, das unterhalb dem Dorfe auf einem Felskegel an der Surbe in Ruinen liegt. Von ihm aus führte ein unterirdischer Gang hinab in die Stadt, um zu Zeiten der Gefahr sich gegenseitig Hilfe bringen zu können. Zwei in Nagelfluh gehauene Wallgräben am Fuße der Burg, nun gänzlich verschüttet, rechnet man dazu. Oben führte eine lederne Brücke über das Thal weg bis auf den jenseitigen Galgenbuck. Wer in der Stadt ein Verbrechen begangen hatte, wurde durch den unterirdischen Gang ins Schloß hinauf zu Gericht gebracht und dann über die lederne Brücke hinüber zum Galgen. Man hat dorten schon Skelette ausgegraben. Der Gang soll an einem jetzt noch bewohnten Bauernhause begonnen haben, das von jeher das Weierhaus heißt und demnach ursprünglich eine rings von Gewässer umflossene Burg gewesen sein muß. Noch ist im dortigen Keller eine alte Eisenthüre vorhanden. Die alte Here nennt man jenes gespenstische Wesen, das Nachts von dem Thurm der Ruine aus über die Lederbrücke fährt; sie trägt zwei Hörner, eines auf der Stirne, eines auf der Brust. Auf einer Dorfmatte, Brunnenwies geheißen, stand der Stadtbrunnen mit so viel Röhren als Tage im Jahre sind. Ein anderes Grundstück in der Nähe heißt die Pfisterei, da wohnte die alte Bäckerzunft. Die Ackerlänge im Unterfelde, welche Benkel heißt, soll eine Ahornallee mit Ruhebänken für die städtische Gesellschaft gewesen sein. Auf dem Guggenbühl oberhalb dem Rebberge hatte man Lustschlößchen und Sommerhäuser und genoß die schöne Aussicht in den Schwarzwald. In der Strite, einem Holzland gegen Zurzach, hielt man die Turniere ab; am Stampfisbach waren die Mahl- und Stampfmühlen. Zwei weitab vom Dorfe gelegene Matten zeigen, wie groß der Umfang des Ortes gewesen sei; sie heißen die große und die kleine Gaß. Fast überall trifft man in der Tiefe des Bodens auf Mauerüberreste: vor einigen Jahren erst hat man einen ganzen, sonderbar gebauten Feuerherd ausgegraben.

Unter den vielen Zauberbrunnen, welche Simplicissimus aufzählt, ed. Keller 2, 908 ist auch einer genannt ohnfern von Cronweissenburg, daraus nur Kuchwalb und Wagenschmier' quillt.

Wie hier so ist schon in den Zwergensagen (No. 183. 2) häufig davon die Rede, daß man in Geister-Höhlen, oder tief unter dem heutigen Ackerboden alte Feuerherdstellen ausgrabe. Der unter dem Namen „Alterthumsgräber und Bodenschmecker" wohlbekannte Aargauer Bauer Laupper zu Windisch, der seit Jahren den Boden der alten Vindonissa im Umfange vieler Morgen, bis zu einer Tiefe von 6 Fuß aufgedeckt hat, war dabei mehrfach auf einen aus Letten verfertigten unterirdischen Estrich gekommen, der einen kreisrunden mit Kohle und Asche bedeckten innern Raum umschloß. Außerhalb dieser unterirdischen Lettenwände lagen gewöhnlich Knochen von Schweinen und Pferden, Stücke keltischer Thongeschirre, eherne Hafnadeln. Am Ebersberge am Schweizerrhein, sowie zu Oberwinterthur, führten wissenschaftlich geleitete Ausgrabungen zur Erkenntniß ähnlichbeschaffener keltischer Baustätten. Sie liegen meist in ziemlicher Tiefe unter der jetzigen Ackerkrume, sind kreisrund aus Pfählen und Flechtwerk aufgeführt und haben einen Boden aus festgestampftem Lehm, dessen obere Seite glatt, dessen untere aber mit kleinen Steinen, Reisern und Kohlen besetzt erscheint, also mit Dingen, die auf dem Platze, den man in die Wohnung einzuschließen gedachte, vorher gelegen haben mußten. Asche, Kohlen, Knochen verschiedener Thiere kamen dabei zum Vorschein und durch Feuer stark veränderte Steine, welche unzweifelhaft einst zum Feuerherde gehört hatten. Dr. Ferd. Keller in den Mittheil. der Zürich. Antiquar. Gesellsch. 7, 190.

450. Das Ritterschwert an der Kirchenmauer zu Tegerfelden.

Vor zehn Jahren machte man auf der Stelle eines alten Grabes, das an der Kirchenmauer beim Glockenthurm zu Tegerfelden liegt, unbedachtsam ein neues Grab für irgend eine Leiche, und stieß dabei auf ein besonders großes Schwert. Die älteren Leute erinnerten sich nun, daß das Gleiche hier früher schon einmal ausgegraben worden sei, und man kam überein, es liegen zu lassen und frisch mit Sand zu decken. Nun ist diese Stelle eigens mit einer Steinplatte deutlich gemacht.

451. Kulmerau.

Die Einwohner dieses Luzerner Dorfes, das zunächst dem Aargauer Orte Leerau liegt, gehörten früher in die vorder-österreicher Erblande und mußten deshalb, wie die übrige Mannschaft des Aargaues, unter Herzog Leopolds Fahnen mit gegen die Schweizer in die Sempacher-Schlacht ziehen. Mit Angst hatten die daheimgebliebenen Weiber

der Rückkehr ihrer Männer entgegen gesehen. Als nun das Gerücht von der österreichischen Niederlage und bald hinterdrein der Zug der Geschlagenen ins Dorf kam, sahen die Weiber bald, wie viele der Übrigen gefallen waren und wie wenige Männer zurückkehrten, und riefen deshalb weinend, so oft unter den Vorbeimarschierenden wieder nicht ihr Gemahl war: Kum mer nu! (Wenn doch auch du mir kämest!) Aus diesem Schmerzensworte der Wittwen ist der Ortsname Kulmeran geworden.

452. Leibstadt.

Dorf Leibstadt war vor Zeiten eine große Stadt; das hat ein verfahrener (fahrender) Schüler bewiesen, der im Bunde mit dem Teufel stand und so zu allen verborgenen Dingen zu bringen wußte. Als er im Wirthshause zu Leibstadt einkehrte und die Bauern am Zechtische von dem hier untergegangenen Orte reden hörte, erbot er sich, es solle ein jeder von ihnen seine Bücki (Bütte) voll Wein zurückbringen, wenn sie ihm dahin folgen wollten. Als sie nun mit ihm hinweggiengen und aufwärts durch den Rebberg kamen, bückte er sich und hob wie von ungefähr einen Schlüssel auf. Mit diesem öffnete er hier die Pforte zu einem herrlichen Schloß mit großen Gewölben und Kellern, alle voll Wein. Sogleich füllten die Bauern ihre Bütten und trugen sie hinaus. Da trafen sie im Vorbeigehen auch auf offenstehende Geldkästen, doch durfte sich keiner mehr als drei Batzen herausnehmen. Dies ist in der Gegend geschehen, wo die untere Mühle steht. (A. Birrcher in Laufenburg.)

453. Leidenberg.

Wo die Pfaffneren, ein kleines Nebenflüßchen der Aare, den Boowald verläßt und in den Gemeindsbann von Bordemwald tritt, erhebt sich ein ziemlich großer Hügel, welcher den Namen Leidenberg trägt. Er ist von drei Seiten vom Boowald umgeben; an seinem Fuße fließt die Pfaffneren hin, in deren Thälchen die Straße von Zofingen nach Langenthal führt. Auf der Höhe des Hügels genießt man eine sehr schöne Aussicht auf einen großen Theil des Juragebirges, die schönste in jener ganzen Gegend. Darum und seiner Fruchtbarkeit wegen hieß dieser Hügel früher der „Freudenberg"; sein jetziger Name Leidenberg ist ihm aber aus folgendem Grunde beigelegt worden.

Vor sehr langer Zeit, als noch diese ganze Gegend mit so ungeheuren Waldungen bewachsen war, daß sich der Beowald von Zeningen bis nach Langenthal und von der Aare bis über die Luzerner-Grenze erstreckte, wo nur hie und da auf einem Hügel ein Jägerhaus, oder im Thale an einem Weiher eine Fischerhütte stand, da brach im Lande eine große Theurung aus und drang auch in diese Wildniß. Ein armer Fischer mit seiner Familie litt große Noth. Er hatte drei kleine Kinder, die den ganzen Tag nach Brod schrieen; sein Gewerbe, das ihn schon in guten Zeiten nur kümmerlich nährte, trug ihm jetzt gar nichts ein, in der Stadt Zeningen wollte niemand seine Fische kaufen. Darum schickte er seine Kinder Tag für Tag in den Wald um Beeren zu sammeln. So waren sie auch einmal an einem Sonntage nahe vor der Erntezeit ausgegangen, um Erdbeeren zu pflücken. Da sie aber nicht den gewohnten Weg giengen, verirrten sie sich und kamen an einen ihnen nicht bekannten Bach, und diesem folgend gelangten sie an den Fuß eines Hügels, an dessen Abhang sich ein großes, beinahe zur Ernte reifes Kornfeld ausbreitete. Es war der Freudenberg, das einzige bebaute und fruchtbare Stück Land im Umkreis von mehreren Stunden. Die Kinder waren sehr hungrig und fiengen an, Aehren auszuraufen und zu essen. Allmählich vertieften sie sich mehr und mehr in das Kornfeld, so daß sie endlich ganz verirrten und trotz aller Bemühungen keinen Ausgang mehr finden konnten. Sie waren sehr müde, legten sich zusammen auf den Boden und schliefen bald ein. Der Vater verwunderte sich über ihr langes Ausbleiben, ward besorgt und suchte sie mit noch ein paar Fischern im ganzen Beowalde herum, aber vergebens. Er glaubte endlich, sie seien von wilden Thieren gefressen worden. Als aber nach etlichen Wochen jenes Kornfeld geschnitten wurde, fand man die Leichen der drei Kinder beieinander liegend und schon der Verwesung nahe. Deswegen erhielt der Freudenberg den Namen „Leidenberg". Er soll später abermals mit Wald bepflanzt worden sein, der jedoch wieder ausgereutet wurde. Ein Leidenberg scheint er bis heute geblieben zu sein, seine Bewohner und Bebauer stecken noch jetzt in tiefer Armuth.

Die gleiche Sage, ohne Deutung des Ortsnamens: Studemund, Mecklenburg. Sag. pag. 273. Vgl. Bd. 1, 344: Kornengel, Kornkind, le Pluvrant.

154. Löhren

nennt man jene bewaldete Bergshöhe, welche von der Höhe der Küttiger Felder zur Aare hinzieht und an ihrer Steilseite Pfarrhaus und Kirche von Kirchberg trägt. Es finden sich an jenem Punkte vielerlei Scherben und Ziegeltrümmer aus dem römischen Standquartier, das in dieser Gegend angelegt war. Ober- und Unter-Löhrach sollen die beiden Burgen geheißen haben, welche an den zwei entgegengesetzten Gipfeln des Bergzuges erbaut waren. Das eine von ihnen zerstörten die Aarauer, als ihnen hier eine Bürgerstochter entehrt worden war, an seine Stelle kam das noch vorhandene Bergkirchlein. Das am andern Bergende gelegene Schloßlein hieß Rosenburg, von ihm trägt noch der dortige Wald den Namen Rosengarten. Es führte als Wappen eine Rose im weißen Felde. Es war Eigenthum des Geschlechtes der Meyer zu Aarau. Samuel Meyer war Stadtschultheiß und schenkte seiner Vaterstadt i. J. 1465 die sogenannte Meyergülte. Sie besteht in sechzig Malter Frucht, welche Aarau noch in den dreißiger Jahren von den Küttigerbauern und in der Umgegend zu erheben hatte. Der Stifter hatte mit diesem Geschenke seinen Bruder und die Erben in seinem eignen Geschlechte umgangen, das Schlößchen ward den Aarauern überflüssig und es zerfiel. Deshalb schrieb Kupferschmied M. im Jahre 1828 in seine Chronik: „Auf den Trümmern ehemaliger Größe meiner Vorfahren muß ich Thränen weinen. Hätte jener Meyer die Bodenzinse nicht verschenkt, so wäre unsere Familie nie so tief gesunken. Die ihr dies leset, handelt besser für euer Geschlecht!“ (Eggens handschriftl. Sammlung zur Aarauer Chronik von Ulrich Fisch, im Besitze der Familie Eggen.)

155. Die Römerstadt Muheim.

Die beiden aargauischen Städte Zofingen und Brugg sind sieben starke Stunden weit von einander, und in Mitte dieser Wegstrecke liegt als dritte Stadt Aarau. Gleichwohl sollen sie ehedem zu einem einzigen Orte zusammengehört und nur zwei entgegengesetzte Vorstädte ausgemacht haben von der großen Römerstadt Muheim. Dieser Name ist noch in dem Ortsnamen Muhen übrig, einem Dorfe an der Suhre zwischen Entfelden und Schöftland. Daß das ganze große Thal, worin dieses und andere Dörfer liegen, ehedem ein einziger weiter See gewesen sei, dies behaupten alle; ungewiß ist man nur darüber, ob er erst nach der Römer Untergang hier hervorgebrochen ist und

ſich dann ſpäter wieder verlor; oder ob die Römer ſelbſt ſchon ihn ausgetrocknet haben. Diejenigen, die das Letztere behaupten, ſuchen es gerade mittelſt des Namens jener Stadt zu erweiſen. Fröſche nämlich hätten hier Tag und Nacht mit ihrem Geſchrei die Luft erfüllt; ärgerlich über ſolche Unken hätte der Römer das trockengelegte Thal nach ihnen benannt; Muheim und Mauch aber ſei auch jetzt noch der Name des Froſches, und wolle man die Entfelder, Gränicher und andere Nachbargemeinden mit einem Schmutznamen ärgern, ſo nenne man ſie heute noch Fröſche und Dorfmauche. Und ſo feſt ſteht hierüber der Glaube, daß man ſogar noch den Richtplatz jener Römerſtadt zeigt. Er iſt auf einem kleinen, bis zur Stunde unangebaut gebliebenen Landſtücke gelegen, hart an dem Nebenwege, der von Ober-Entfelden nach dem Engſtel geht. Mit letzterem Namen aber bezeichnet man den Bergrücken und die einzelſtehenden Häuſer drauf zwiſchen dem Rüttihofe und dem Dorfe Muhen. Der Dorfs-Rodel von Endtfeld, abgeſchrieben von mir Matthiſen Erben, Predicant zu Entfelden 1531 (handſchr. in der Dorflade) nennt Bl. 4b dieſen Engſtel „ob» Enst-stall in der steinj mür.“ und deutet damit ſelber auf die Entſtehung des Ortsnamens Entfelden. Enſt und nach üblichem Umlaut Eyſt hieß bei H. Bullinger (vgl. Nr. 503) und heißt jetzt noch auch der Spielplatz der Stadt Brugg.

Höher oben, „im Tann“ liegen Waldplätze, welche Wallenland, Raubenſtatt und Alte Gräber heißen. Dort herum hauſen die Ritter der Buckhalde, die einſt von den Bauern des Suhrenthales vor ihrem Schloſſe aufgeknüpft worden ſind. Man hat hier ſchon oftmals mancherlei Alterthümer gefunden und ausgegraben: Münzen, Marmor- und Ziegeltrümmer; der Schloßbauer von Muhen, ſagt man, einſt ſogar eine goldene Brunnenröhre, und der Altvogt von Entfelden einen Kupferkeſſel voll Geldmünzen. Erſt jüngſthin (1854) iſt ein Moſaikboden dorten abgedeckt worden. Eben auf dieſem Engſtel war es, und zwar in der Gegend, welche Büntis heißt, wo ein Mann von Obermuhen, Namens Götz, ein kleines Feld beſaß und drinn ein Roß verſcharren wollte, das ihm an der Seuche gefallen war. Er hatte die Grube fertig und dann das Roß hineingeworfen, aber ſonderbar ſchien es ihm doch, daß nun das Thier ſogleich weit tiefer in den Boden hinuntterſank, als vorher das Loch gegraben war. Deswegen ſtieg er ſelbſt hinab und fand bei kurzem Schaufeln und nicht gar tief den Eingang zu einer Höhle. Schon bei den erſten Schritten ſah er genug Geldſtücke am Boden liegen, auch Schüſſeln, Näpfe und Teller herumſtehen, und ſo trachtete er gar nicht weit in die Höhle hinein zu kommen, ſondern nahm nur mit, ſo viel und

was er gerade mochte. Er warf das Loch zu und trug seinen Fund mit dem Vorsatze heim, Niemandem drüber zu erzählen. So wurde er zusehends reich und seine Nachkommen sind es heute noch. Nur mit jenen Näpfen und Schüsselchen wußte er nichts anzufangen, denn zum Küchengeschirre wollten sie nicht passen, und als Wasserkessel und Milchbecken waren sie zu klein. Vielleicht abndete er ihren Silbergehalt gar nicht, vielleicht war ihm die Waare für den Hausgebrauch zu unheimlich, kurz er that alles in den Hof hinaus und endlich fraßen die Hühner daraus. Da kam eines Tages der Hühnerträger aus dem Freienamte zum Götz, wollte Geflügel einhandeln und stieß im Vorübergehen mit dem Fuße an ein solches Geschirrchen. Gleich am Klange merkte dieser Allerhandtäuschler, daß hier die Sache an den falschen Ort gestellt sei. Er erstand alles für altes Zinn und ließ bald nachher das Hühnertragen ganz sein. Denn er war in Kurzem eben so reich, wie Götz, und die Leute begriffen es diesmal eben so wenig. Nur wenige Jahre später wollte sich der Samuel Häfliger ein neues Haus bauen und brach sich in der gleichen Gegend des Engstel die Grundsteine dazu. Er war gerade auch nicht Schuld, daß die Frösche Schwänze haben, und deswegen hieß er gewöhnlich blos Stoffelisameli. Als er nun da auf eine gewaltige Steinplatte traf, die von allen Seiten ganz glatt zugearbeitet war, dachte er sich gar nichts anderes dabei, als wie sie sich bequem über den breiten Graben zu seinem Neubau hinüber legen lasse, und so pickelte er weiter. Nun aber löste sich auch eine glänzende Steinpflasterung ab, und alte Karrengleise ließen sich deutlich dran erkennen. Da merkte er, daß man auf dieser unterirdischen Straße noch ein wenig weiter kommen könne und gelangte denn auch ohne Mühe von diesem Thorwege gleich zum Thore selbst. Anstatt gerade in die neue Stadt hineinzulaufen, gieng er nur in den ersten besten Saal, der da offen stand. Und weil ihm der ganze Kopf voll war vom Steinbrechen, so nahm auch da wieder nur der wunderbare Steinboden dieses Saales seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Denn da gieng rings an den Wänden ein köstlichblaues Pflaster im Gevierte und war mit weißschimmernden Steinblumen so frisch ausgelegt, als ob lauter große Kamillen in ein blühendes Leinfeld gesetzt wären. Ein zweites Viereck lief dann innerhalb von gelbem Marmor, und sein mittlerer viereckiger Stern sah so weiß, wie gestandene dicke Milch. Jetzt wußte der Stöffelisameli genug Material für seinen Küchenboden und wollte eilig heim, um den Arbeitern zu berichten, daß sie ihre Pickel an den üblen Kalksteinen nicht länger abzustumpfen hätten. Aber noch sieht er im Weggehen eine große Urne in der Nische stehen,

und da er beim Oeffnen das heilige Oel drin findet, mit dem die Heiden ihr ewiges Feuer zur Abtreibung des Teufels unterhielten, so besinnt er sich nicht weiter, sondern hält dies für den feinsten und kostbarsten „Schmutz" (Fett). Er läßt alles Andere liegen, geht zum Thore hinaus und weil sein Wagen schon lange ohne Karrensalbe (Wagenschmiere) gewesen ist und heute ganz unerträglich gequiekt hatte, so schmiert er ihn droben so eifrig und lange damit, bis die ganze Urne leer ist. Was soll er mit ihr selber machen? Salbentöpfe hat er vom Viehdoktor her noch genug am Stallfenster stehen; er schmeißt das Gefäß also in den Steinbruch hinunter, daß es in tausend Scherben zerfährt.

Nun soll heute noch vor dem Steffelsmanns-Haus die größte Steinplatte liegen, die im Thale zu sehen ist, aber das Stadtthor, geschweige den Saal mit seinen Schätzen, hat seither keines mehr finden können.

Dafür fährt zwischen dreien Engpässen und dem Dorfe Entfelden öfters noch eine Kutsche durch die Luft, hinter der ein Reiter auf einem weißen Pferd drein zieht. Auch sie soll Nachts aus der unterirdischen Stadt Mulsum abfahren, aber wohin, weiß man nicht mehr anzugeben.

Im Norden hält man die Unterirdischen für die Verfertiger der alten Urnen und Grabtöpfe. Einen solchen Topf zu zerschlagen, bringt kein Glück, aber Hühner aus demselben gefüttert, gedeihen, und Milch in ihn gethan, rahmt besser und ergiebt mehr Butter. Müllenhoff, Schlesw. Sag. Nr. 385. — Unsere Sage wiederholt die in andern Traditionen öfter auftretende Behauptung, die Kröpfe der Umgegend hätten so unauslöschlich geschrieen, daß sie eigens durch Frohndienste der Bauernschaft vertilgt werden mußten. (Vgl. hierüber Kuhns märkische, — und Tettau-Temme's, preuß. Sagen. Dazu Grimms RA. 356.) Es giebt noch Kinderreime, welche besagen, daß die Hörigen das Wasser im Teiche mit Ruthen schlagen mußten, um die Frösche zu schweigen, so oft der Gutsherr im Orte übernachtete, oder sein Weib in den Wochen lag.

156. Der Hune zu Niederwil.

In Niederwil im Freienamte ist ein Bühl nahe am Dorfe, auf welchem heute ein steinernes Kreuz steht. Man sagt, drinnen liege ein Held mit umgeschnalltem Schwert, den man den Hunen nennt. Nachgrabungen, die man daselbst veranstalten wollte, sind bis jetzt durch den Landbesitzer nicht gestattet worden.

Trotzdem, daß alle ältern Landeschroniken vom Einbruche der Hunnen und später der Ungarn und Saracenen erzählen, die bis zum Jahre 978

fünfzig Jahre lang am Oberrhein gesessen haben sollen (Burckhardt, Kant. Basel 1, 4), so denkt sich die Sage, wo sie dieserlei Volksnamen nennt, gewöhnlich doch ganz anderes und wird dabei durch ältere und neuere Sprachbeschaffenheit unterstützt. Bei Hun und Hunna denkt sie an Wäscherinnen (Abtbl. III, pag. 153), denn altn. hiun und md. Heunmann ist famulus, dedítus, Unterthan (Grimm, RA. 305). Diese Wäscherinnen, Namens Hunen, vermengen sich mit dem Namen der landschaftlichen Hungerbrunnen und Hungerberge, von denen die Ortschroniken zwar wiederholt eine Anwendung auf den Namen der Hunnen und Hungarn machen, die sich dorten einstens gelagert gehabt hätten, während indessen die Sage bei der Behauptung verbleibt, daß ein solcher Brunn und Brunnenberg zu gewissen Zeiten, wenn ihn das Wilde Heer durchzieht, der Hungersnoth wehre. Also ist dann auch Hün Name des W. Jägers, und der Hühnliwald bei Thun (Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, pag. 40) ist Sitz des W. Heeres.

157. Kloster Olsberg.

Noch im dreizehnten Jahrhundert soll Olsberg Odsain geheißen haben, und ein Adelsgeschlecht dieses Namens steht allerdings von selbiger Zeit an in den Zofinger-Jnstbüchern. Das Kloster selbst nannte sich hortus dei, Gottesgarten, und Oelberg, weil seine Lage mit jener des Jerusalemischen Oelbergs Aehnlichkeit habe. Daraus sei der jetzige Name Olsberg entstanden. Gewiß ist, daß des Klosters Wappen der Heiland am Oelberg war. Gründlichere Forscher geben an, es sei von dem ältesten Gaugrafen dieser Bezirke, von Gadalolt erbaut und nach ihm benannt worden; aber die spätere Zeit habe vom ganzen Namen nur noch das Ende Gadal-Olsberg aussprechen mögen.

158. Hunenschlacht und Gründung Olsbergs.

Beseits von Rheinfelden hinauß ist ein thälin, dadurch lauffet ein wasserlin in Rhein, genannt die Heer, zwischen zweien hohen bergen vnd wälden. Do ist gelegen ein closter, wie etlich meinen dodannen also benamset, das es gleich dem thal zu Hierusalem, do der Oelberg, daran Christus angehnder seiner marter gebetet. Nun weiß man je kein gewüsses (von wegen zweier verderblicher brünsten, darinnen dieses Gottshauß vmb das jar zwölffhundert vnd hernach im jar vierzehenhundert an gut vnd brieflichen vrkunden schweren schaden erlitten, stifftungen vnd vergabungen darzu verloren); aber nach fleissigem meinem nachgrüblen vnd auf die verzeichnung, so mir auß befelch der Ehrw. Edl. Frauwen, Frauw Katharina von Herspers, Aptissin doselbß, MGFrw., zugeschickt, will mein vermutung sein,

vnd gibts auch die außrechnung der zeit, vnd die landrüchtig alt benamßunge vmbgelegner orten, daß dieses closter fast vmb das jar tausent n. Chr. G. gestifftet vnd erbauwen worden.

Dann alß darvor etwas bey sibentzig jaren die Hewnen Teütschland vberfallen, den Bodensee, auch den Rheinstrom gantz verwüstet hatten, SantGallen Closter geplündert, die Reychenaw angriffen vnd Seckingen belägert: doselbst theilten sie sich, schickten den einen hauffen vber den Rhein, der meinung, gegen den Schwartzwald zu wäre leichter zu vrucken vnd zu stürmen. Doch bleib jren der meistertheil auff diser seiten des wassers ligen. Nun saß domals in dem Aragaw, das ist jen in dem Sissgow (dardurch die Ergetz, Ergoltz) laufft, ein Graue mit namen Cadeloch. Der hatt auch von dem Röm. Keyser innen zu leben vnd zu verwalten das Frickthal; darinnen hatt er ein statthalter, Hirminger genant. Den mahnet er auff, vnd dieweil er selb ein verrumpter kriegßmann, versammlet er bald ein volck im land, vnd schickt im auch graue Cadeloch die besten, so er gehaben mocht, die Vngern anzugreiffen. Hirminger hat der schantz acht vnd verkundtschafft, wie das etliche der Vngern dem Rhein nach herab streifften, da auff beut vnd futterung zugen, schier bis gen Mely (Mohlin) vnd Rheinfelden ruckten, im willen die thalg'lend doselbst außzuplündern. Des erwartet er einer nacht, das sie sich abermals außgelassen vnd im läger emploßt. Dem Graven gab er etlich wenig volks zu, der solt ein halt stecken ob der höhe des bergs, so nöch zwischen dem Closter vnd Rheinfelden am höchsten vnd sich biß gen Eycken (Dorf) hinauf zeucht. Derselbig stellt sich rottenweiß nacheinander auf die höhe, mit dem befelch, daß auf angehende Kreyden (Chrie) jede ein groß feüwr mächte vnd „Christoleyß" schreiend. Dann die alte griechische wörter Kyrie eleyson, Christe eleyson seind so ausgesprochen und gemeinlich ir Kreyden gewesen. Wo das Getrösch wider die Vngläubigen angangen, vermeint man vnd sicht schier, der warheit gleich, diser berg heiße noch doselbst här an etlichen orten Reuschlinsberg (die Rüschelen), von dem geräusche vnd getöß, so do furgangen; an etlichen orten auch Hirmingersberg, oder Hirmlinsberg.

Nun Hirminger griff eben an, überfiel die Hewnen im läger. Was jenseits Rheins war und den lermen hört, mocht doch nit herüber kommen (dan Hirminger dasselb versehen hatt); sie schossen mit flitschen, warfen mit schlingen, heulten wie das vieh, aber sie mußten sehen vnd hören, das die jren litten. Was auf der füterung vnd preuth was, das war do auch geschlagen. Dann Graue Cadeloch, der ließ überal seine zugerüste wällenhaufen (Reisbündel) anzünden: das gab ein schein viler haufen volcks, also das do nichts was, dann

fliehen von den Hewnen, in den Rhein sprengen, überschwimmen; doch mochten ir wenig zusammen kommen, sie würden an allen orthen getrennet, in summa erschlagen. Der raub, so do die Hewnen überal zusammen gesacket, erlangt do der Grave vnd Hirminger, die selbige beuth vergabten sie zum theil an das closter Seckingen. Vnd dieweil der Grave anfangs gelobet, er wolte der enden etwo ein gotshauß in der ehr Christi stiften (dieweil er mit der frowen Christoleyß den feiend angriffen vnd auß Christi gnaden überwunden), also ward auch das gut zu demselbigen ort eins theils neben sich gelegt. Dieweil aber nach abgang Arnolphi des Keysers vnd seines sons Ludovici in teutschen landen stäts groſse spaltung vnd krieg, die Capetischen stäts mit den Carolinern sich zonckend vnd sie verjagten auß Gallien, also das die Caroliner hin vnd wider in disen bürglanden sich behelffen, an Rhein herauß hausen muſsten: kondt Graue Cadeloch sein gelübt vnrhuw halben nit volbringen, sunder es stund an, bis sein sun, auch Cadeloch genannt, nun veraltet vnd wol sahe, das er wenig erben zu erwarten: fieng an ein stillen platz zu suchen mit rath, auch hilff seiner schwäger, der grauen zu Homberg vnd Froburg, so domals gar mächtig vnd bei den abkommenden (Abkömmlingen der) Carolinern in hohem Ansehen. Vnder disen, die sich künig in Franckreich vnd hertzogen von Lothringen schreiben, was auch Carolus, ankel des Caroli, den Capet in gefenckniß getödt, hauset zur selbigen zeit herauß am Rhein umbher, vnd thet ein groſse steur zu solichem bauw; vnd wie Fraw Elßbeth Oettlin, die jetzige priorin meldet (welche ein Fraw auff 90 jar, über die 70 jar im Closter gewohnet), so ist ein Cron mitten im Chor gehangen, mit frankreichischen vnd lothringischen waapen geziert vnd mit der übergeschrifft eines frankreichischen Künigs, der sie dohin begabet hab, ist im Bawrenkrieg, Anno 1525 jar, wie anders mehr, hingerissen vnd verwüstet worden: eben diselbig sol diser Carolus dargeben vnd das Closter hoch begabet haben. Als nun Cadeloch der jünger mit tod abgangen, ist Agnes, ein geborne von Mörsperg (Mörsburg am Bodensee), sein nachgelaſsenes gemahel, von deswegen das sie on leibserben, in den geistlichen stand getretten, hat zu ir genommen des vmbgesessnen adels töchtern, zu ehr vnd lehr aufferzogen vnd also ein stiftung gethan, das zu volgenden zeiten allwegen vom Adel, vnd sunst keine, in disem Gottshauß als Closterfrauwen aufgenommen werden solten, ja das dieselbigen solten durch acht anen erweisen mögen ir adelich herkommen.

Also das nun, wiewol nicht gewisses, dannocht zu vermuten, diſses Gottshaus habe den nammen Mons Christi, der doch im abgangen, von der kriegßkreyden Christoleyß, oder aber von dem ersten fundator

und nüter Gadeloch Gadelsberg sein nammen bekemmen, der hernach durch auslassen der ersten silben Elsperg verblyben. — Sebast. Münster, Cosmographey, Basel 1567, pag. 585.

---

459. Graf Irminger in Hermenstal.

Ein Frickthaler Gaugraf wird Graf Irminger und Herminger genannt. Es soll jener von den Chroniken genannte Graf Erbanger sein, der i. J. 938 am Oberrhein den Hunen eine Niederlage beigebracht hat. In der Feldgegend von Hermenstal schlug er mit seinen gesammelten Landleuten ein Lager, und davon trägt diese Umgegend heute noch seinen Namen. Gegenüber der Dorfkirche von Schupfart erhebt sich ein freier Hügel mit den Trümmern einer Burg; er wird noch Herrenheim genannt, weil hier der Graf gewohnt hat. Das kleine Thalchen, das vom Dorfe weg gegen das Sisseler Feld mündet, trägt ebenfalls von jener Burg den Namen Burstel, d. i. Burgthal. Hier heraus brach der Graf mit den Seinigen zum Angriff vor. Es war Nacht und der Feind im Lager schlief. Beim Vorrücken hieß der Graf seine Leute Lichter in Töpfe und Krüge verstecken und diese dann vor den hunischen Zelten unter allgemeinem Feldgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirre und Geklesel der zerschmetternden Gefäße, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert gehobenen Händen trieb den erschreckten Feind, der ein gewaltiges Heer sich gegenüber vermuthete, in eilige Flucht. Von diesem Getümmel her soll alsdann jene ganze Gegend die Name Helden geheißen worden. Ein Theil der Fliehenden ward in den Rhein gesprengt, ein anderer jenseits verfolgt. Noch in Rheinfelden versuchte sich ein Haufen festzusetzen, aber auch hier warf sie Graf Herminger hinaus, und das Thor, durch welches sie entrannen, hieß davon fortan Hermannsthor, nun aber Augstthor. Jenseits des Rheines bei Waldshut heißt ein Berg der Hungerberg; die Hungarn, die bis dorthin entkamen, sind auf ihm ausgehungert worden. Andere, die ihre Flucht ins Elsaß nahmen, gaben dorten den ersten Ortschaften unter Basel ihren heutigen Namen: Groß- und Klein-Hüningen.

Auch die Kaiserchronik (ed. Diemer 1849, pag. 482, vers. 5) erinnert sich an diese Begebenheit:

Ja hezen di unger ir ait wol an sein.
si herten unz über den rin.
ain loch haizet hasla,
di zerlorn si da.
ebenzo si herten
daz lut si lobten mit den swerten.

Vorausstehende Erzählungen stützen sich auf Eckehards Casus St. Galli, c. 3 (Pertz 2, 110), da erzählt wird, wie Hirminger im Gau Friccowe den Ungarn bis Seckingen am Rhein entgegen zieht und sie daselbst schlägt: nam et villani quidam praedicti ollas prunas in proximo monte paratas habentes, tumultu audito faces accensas levabant, et ut discretionem sociorum et hostium possent, quasi perlustrum ferebant. Speculabant socionum internecionem transalpinantes hostes olim, iraque armati percurrunt ad prosternendas idas rapidi, missilia furore satisfacientes pinirmo mittunt, commoque ululatu voces horridas miscent. Dieser Stelle nach erzählen die Begebenheit Bullinger, Chron. Figur. 1, c. 36, „vff dem Melyfäld nit wyt von Augst" ist bei ihm die Schlacht; Stumpf, Chron. 4, c. 36. 12, c. 9. Rahn, Eidtgenöß. Geich. Beschreib. 1690, pag. 48. Die Reichenauer Chronik des Hermannus Contractus erwähnt der Zerstörung Basels durch die Ungarn ad ann. 917, dabei ist aber der mitgenannte Graf Erchanger ein Rebell gegen König Konrad und wird auf dessen Befehl enthauptet. Mone, bad. Quellensamml., setzt diesen dem Oberrhein so verderblich gewordenen Einfall der Ungarn (gemäß den Annal. Aug. Pertz Mon. 1, 68) auf das Jahr 926 an. Uns liegt für die Erklärung der betreffenden Sage der Nachweis ob, daß Eckehard von St. Gallen, sowie die ihm nachschreibenden Historiker in dieser Geschichte nur Gideons Kriegslist und Sieg gegen die Midianiter copiert haben: Richter, cap. 7, Vers 16. Diese Entlehnung wäre allerdings vermögend, den Werth der ganzen Erzählung aufzuheben, wenn letztere eben nur in der Gideonitischen Kriegslist und durch die Reihe der sich mit ihrer Wiedererzählung beschäftigenden Chronisten ihren Bestand hätte. Das Fricktaler Volk aber war und ist der Originalerzähler gewesen, und die Chronisten haben nicht einmal alles das sorgfältig genug nachgeschrieben, was es hierüber bis ins Einzelne anzugeben wußte und noch weiß. Ein umgekehrter Schluß, als ob die Bevölkerung den Chronisten nacherzählt habe, ist bei der totalen Unbelesenheit des frühern Geschlechtes dieser Landstriche unerlaubt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war Schreiben und Lesen bei der Fricktaler Bauernschaft eine seltene Kenntniß. Es muß also in dieser vom Volke herrührenden Erzählung ein Sagenkern verborgen sein, und wir versuchen, ihn hier aufzuweisen. Wir beginnen mit dem Satze, daß dieser Graf Irminger, Erchanger und Hermann ein Gott und die hier beschriebene, mit Fackelschein und Siegesgeschrei gelieferte Hunnenschlacht seine Festfeier gewesen sei. Die fränkische Völkertafel aus dem 6. Jahrh., bei Pertz 10, 314 nennt unter den drei Stammesbrüdern den Eponymen Ermin oder Irmin, und der nach ihm benannte dritte Stamm des Germanenvolkes werden die bei Tacitus und Plinius erwähnten Herminonen sein. Dieser Irmin ist längst zum Kirchenheiligen geworden, der seine Hirmensberge, Hirmenswiesen und Hirmensburgen (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 33) hat, seine steinernen Hirmanskirchen und hölzernen Hirmanskapellen (Panzer, ibid. 2, No. 42), und ein Fürbitter ist für Getreide und Vieh. Sein Bildniß war aus einem Sägblock herausgesägt und dann auf einen Grenzstock gestellt worden. Dies Bild war also eine jener Eisenbüsten, die man mittelst eines angeschmiedeten Zapfens in das Bohrloch eines Baumes oder einer Säule zur Verehrung aufstellte, und so findet dieser Hirman seine vielberufene Irminsäl, Ermensäule. Brauch war's, diese Bildnisse theils bei anhaltend schlechtem

Wetter in Sümpfe und Moose zu versenken, in Bäche zu werfen (ins Hirmensbächl bei Bischofsmais: Panzer 2, pag. 39), theils sie aus den Bächen bei guter Witterung wieder herauszuziehen, sie mit Bier zu begießen, mit Kuchen zu belegen. Wie dies in Bayern mit den eisernen Wirtingern, Leonhardsbüsten oder Bach-Lieneln geschah, zeigt Panzer 2, pag. 390. So hat auch nach Bechsteins DSagb. No. 507—509 am großen und kleinen Hermannsberg, in dessen Nähe der Berg Donnersbank liegt, Graf Hermann sein Schloß, ist aber wegen der Tobsüchtigkeit seiner Ritter in die Erde verwünscht. Nun füllt er Bauernmädchen ihre leeren Flaschen mit Wein und schenkt Hirten, die ihm zum Kegeln aufsetzen, das ganze goldne Kegelspiel. Ein anderes angebliches Raubschloß Hermannstein an der Ilm wird vom Volke bezeichnend auch Hammerstein genannt. Bechstein, ibid. No. 512. Der Zusammenhang zwischen dem Gotte und dem Hammer ist gezeigt Abthl. IX. No. 418. Eine Irmenkirche mit einem Irmenbrunnen ist die hochgelegene Dorfkirche von Kreck, eine Stunde von Gisfeld, und die vielen runden Kiesel, die dorten in der Nachbarschaft den Boden decken, sind die Erbsen, welche der Königstochter hier aus der durchlöcherten Tasche fielen. Bechstein, ibid. No. 715. Hermenbüy heißt in Angeln jener größte von vielen Grabhügeln, in denen König Frode seit einer großen Schlacht ruht. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 603. Dieser Irmin hat auch die seiner Gottheit geweihten Pflanzen. Schmalfuß, die Deutschen in Böhmen, Prag 1851, pag. 102, nennt die matricaria, Kamillenblume, Hermännli, und fügt bei, man halte sie für verwunschene Soldaten. Der Pflanzenname entspricht den von Grimm, Myth. 1161, gezeigten Namen, abd. irmanlaup. agf. eormenwyrt. geormenleaf: mahd. bedeutend die „hochheilige" Blume. Hirmin, sagt Widukind in seiner Sachsengeschichte 1, c. 12, ist der Name des Kriegsgottes, dessen Heiligthum man durch die Säulenform verstellt, ein Wort, welches wir in lobendem oder tadelndem Sinne, ohne seine Bedeutung zu kennen, heute noch anwenden. — Wir lassen darüber Beispiele folgen. Zuerst aus Adam von Bremen 1, 5 über die Sachsen: truncum ligni non parvae magnitudinis sub dio colebant, patrio enim lingua Irminsûl appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Diese oft citirte Stelle soll den weiter hier kommenden Sätzen behilflich sein. Die Lecklenburger Sage aus dem Münsterlande (Firmenich 1, 283) erzählt von einem Lindenbaume, auf dem drei eiserne Birnbäume wuchsen. Dorten stand ein so großer Wagen, daß er bis an die Scheunendiele reichte und nicht herausgezogen werden konnte, wenn man kam, ihn zu betrachten. Das Volk war rathlos und rief: O wore hier nuen de Schulten Hiermen! Da kam der gerufene Schultheiß Hiärmen vom Kirchspiel Wechte und brannte des Wagens halber die ganze Scheune nieder. Dabei reitet er ein blindes Roß und jagt so viele Menschen in den von Schneewasser hochgehenden Bach, daß dieser sich noch höher staut, die Gegend überschwemmt und die übrigen Menschen vom Ufer mit wegspült. Man sieht, daß hier die alte Sage in einen Krähwinklerstreich des Schultheißen verdreht werden soll; allein die Sprache redet heute noch darüber Deutlicheres. Heidnisch lautende Zumuthungen weist man westfälisch mit der Phrase ab: du maonsk ok, wese Hiorguot hedde Hiermen! meinst du, Gott und Teufel heißen gleich? Die größte Blutwurst und den größten Kerl im Kirchspiel nennt man kerspels-hiermen: hummel-

hiarmen schilt der Bauer sein Roß. Wäste, Volksüberlief. aus der Mark 1848, 43. Ein Sprichwort des Lippeschen Landvolkes sagt über diesen unchristlich lautenden Namen: man drof sinen vær nich Herm hêten, wenn he auk so hêt. Piedeff, Archiv 1851, 294 b. „Wolt ich darumb nit wöllen Hermann heißen, weil man dem Bock Hermann-stoß nicht! sagt, welches doch ein Antiquitet von den Hörkriegischen stoßenden Teutschen vnd Roachs- oder Bachibock ist, oder weil man die Gäuch Hermann-gut Schaff nennt?" Fischart, Garg. c. 10. Der westfäl. Kinderspruch ist bekannt genug: Hiarmen, slâ diarmen, etc. Neuerlich noch hat denselben Herckel, Geschichtschreiber deutsch. Vorzeit 1, 357 auf Kaiser Karl, der die Irmensäule bricht, gedeutet. Dem aber widerspricht es, daß dieser Reim zur Frühlingsfeier gesungen worden ist und doch zugleich seine heidnische Gefährlichkeit, auch uns noch fühlbar, beibehalten hat. Dies beweist die Schaumburger- und Mindener-Sage: Ein gegen die Existenz des Teufels predigender Pfarrer singt auf dem Heimwege für sich dieses Liedchen Hermen, slâ dermen, und eben darüber erscheint ihm nun der abgeläugnete Teufel (Firmenich 1, 259) und vermacht ihm statt der verhofften Ducaten nur Bockepillen. Im Kriege zwischen dem Maimonat und Augstmonat (Nieb. der Häßlerin, pag. 249 a) spricht der Mai zum prahlerischen August: sieh, welcher hermann! ei, potz tausend, schaut nur diesen Streitbold! Die Bedeutung dieses Ausdruckes war ursprünglich nicht Kriegsmann, sondern Geher und Freier, der in Kriegsnoth zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wird. Grimm, RA. 291. Deswegen galt den Sachsen die Sitte, nach gewonnener Schlacht, wie z. B. nach ihrem Siege über die Thüringer an der Unstrut, den Gott Irmin „gleich einen Mars" zu feiern (Myth. 327). Das von Tacitus mitgenannte germanische Volk der Arimannen bezeichnet die arischen Männer, die Freien, und die Heldennamen Ariowist und Armin entspringen dieser Wortwurzel.

Machen wir den Schluß. Der Festtag des Gottes Irmin wurde nach der Art begangen, wie man noch heute den Hirsmentag, den Mai- und Pfingsttag, den Sonntag Lätare und Stabtag feiert. Knaben mit Ruthen und Stangen, mit Schellen und Kuhhörnern, Kränze und Pretzel tragend bringen auf einem Schleifrade einen Strohmann durch die Gassen gezogen, oder in das Nachbardorf. Wo sie denselben in Bach oder Brunnen stürzen wollen, da wehrt es ihnen eine gleichfalls gerüstete andere Bubenschaar, und ein Scheingefecht der beiden Parteien beginnt unter gegenseitigem Schlachtruf. Der Sieger erobert den Strohmann und stürzt ihn nun selber in den anfangs verwehrten Brunnen, oder verbrennt ihn am Abend, wo dann das Lichterumtragen, Fackelschwingen, Pulvermännchen- und Sprühteufelmachen mit hinzutritt. Daher der nnd. Kinderreim, der bei solchen Gelegenheiten gilt: Homer (d. i. Donner), slâ homer, slâ Bussemann doet! Kuchen, Eier, Würste, Nüsse und Most werden je nach der Jahreszeit entweder aus den Häusern den Spielenden verabreicht, oder letztere haben durch Stiftungen einen schon festgesetzten gemeinsamen Abendschmaus. Wie daran die schweizerischen Feste des Harnischlaufens, des Bannertages, Fritschi-Umzuges, der Metzgerbraut, der Mordnacht u. s. w. getreten sind, dies ist in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod, No. 2, eigens dargethan. Irmin ist nach Grimms Erklärung ein kriegerisch dargestellter Wuotan. Der Irminger unserer Sage ist dies nicht minder, sogar sein Beiname Graf Er-

changer weist auf den Erfan und Erkal hin, agi. Eorklanstan, lauter Namen, die sich auf den kriegerischen Hercules der Germanenmythe beziehen. Er hat gleichfalls seine Kirchen, Burgen und Berge besessen, welche Hermenstal, Hermleste, Herrenheim heißen (gleichwie im Quedlinburger Gymnasialgebäude der Pater Harm spukt. Pröhle, unterharz. Sag. No. 61); sein Name ist gleichfalls in den des Teufels verdreht worden, denn das Hermannsthor, aus welchem er zu Rheinfelden die fliehenden Hunnen hinauswarf, ist dann Fuchsloch geheißen worden. Wenn er mit Heereslärm und Kriegsmusik über das Gebirge zieht, so sind die Hunnen und Hungarn nicht ursprünglich die ihm entgegen tretenden Feinde, sondern die ihn begleitenden Schlachtjungfrauen, die, weil sie Gewänder spinnen und Tischtücher, Wäsche bleichen, Gebirge als Gsttische decken, Weinkrüge schwenken, brennende Brautkerzen und Hochzeitsfackeln in den kühlen Oelkrügen verbergen: für alle diese Geschäfte mancherlei Namen, besonders aber den der schreienden (dünenden), der hungertuchwebenden Hungarn und Hunen führen. Von ihnen und ihrer weitern Anwendung auf bürgerliches und kirchliches Fest, auf Landwirthschaft, Witterung und Aernte handelt die Schrift Oberdeutsches Gebildbrod No. 48.

460. Heidenhügel in Sarmensdorf.

Wer am obern Heidenhügel steht Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, der sieht einen Schatz. Denn hier soll die Burg zu der großen Stadt gestanden haben, welche sich bis Mellingen hinab und bis Muri hinauf ausdehnte. Schon vor langem haben die Bauern auch ein hübsches großes Gewölbe unter dem Hügel aufgedeckt und den Schätzen noch weiter nachgegraben. Bis jetzt haben sie aber nur alte Lampen finden können. Auch im Bettwyler-Walde sollen sich ganz gleiche Gewölbe finden. In der Kronenbrünnlimatte, ob Sarmenstorf, sieht der Fromme in der Tiefe des dortigen Brunnens schwarze Heiden herumgehen. Dorftheile heißen dort Spieltruhen- und Kaibenwinkel.

461. Reitnau und der Suhrenthaler-See.

Wo jetzt die Moosmatten und der Gründelwald von Triengen bis Staffelbach sich erstrecken, soll sich in der Vorzeit ein gewaltiger See ausgedehnt haben. Der Hügelsaum, welcher das Dorf Kirchleerau zur Rechten und Attelwil zur Linken vom eigentlichen Suhrenthal abtrennt, habe dazumal sich quer durch die Gegend hingezogen und den Gewässern als Damm entgegengestellt. Das Volk sieht in den Windungen seiner Berge noch immer die Spuren, wie hoch hier der See aufbrandete, und begründet seine Meinung ganz besonders mit dem Namen des Dorfes Reitnau; denn da man nach schweizeri-

ſchem Sprachgebrauche zu Schiffe reitet, ſtatt fährt (rhedarum, reitwagenn überſetzen altd. Gloſſen in Graffs Diutiska 2, 43 a), ſo hält man den Kirchenplatz des Dorfes Reitnau für die alte Schifflände und ſieht den gegenüber liegenden Landungsplatz erſt im Dorfe Mooslecrau. Dort hatte der See ſeinen Ausfluß, und wo jetzt nur noch der kleine Dorfbach von Kirchleerau ſich dem Thale zu ſchlängelt, da gieng die Suhre im alten Bette hindurch, herum um die Querreihe der Hügel, der ſogenannten Höhle zu. Mit ſeinen untern Ufern ſoll dieſer See bis zum Aarauer-Diſtelberge gereicht haben, eine Ausdehnung von fünf Stunden. Dorten auf der letzten Waldhöhe vor Aarau zeigt man am Diſtelberge ein Bauerngut, das man den Landenhof heißt, weil hier die Schiffe anlandeten und ihre Güter ausluden.

Dieſe ſich bei uns oft wiederholenden localen Seeſagen haben naturhiſtoriſche Giltigkeit. Wenn man heute unterhalb Solothurn einen Querdamm durchs Aarthal aufwürfe, der ſich nur 32 Fuß über den mittlern Waſſerſtand erhöhe, ſo würde man nach angeſtellter Berechnung den ganzen Gau abermals in einen See verwandeln, deſſen Oberfläche 100 Stunden betrüge. Vulliemin, Kant. Waat 1, 158.

---

462. Vilmergen.

Das jetzige Dorf ſoll früherhin der Theil einer großen Stadt, und der ſogenannte Sarmenſtorfer-Heidenhügel deren Mittelpunkt geweſen ſein. Während dorten die Citadelle ſtand, war hier die jetzige Vilmergener-Kirche der heidniſche Stadttempel.

---

462 a. Stadt Brünis bei Wohlen.

Im Felde oberhalb Wohlen, an der Straße von Aarau nach Muri, heißen einige Aecker Seewadel. Dort ſoll ein See und mitten in ihm ein Zwingherrenſchloß geweſen ſein. Jenſeits dieſer Straße trifft man Ueberreſte von Mauern im Boden, die ſich gegen die Brünishalde hinziehen. Hier lag Stadt und Schloß Brünis.

---

463. Die Waglithaler.

Waggenthal und Krummthal nannte man ſonſt die beiden Landestheile der obern Freienämter, weil, wie man ſich's erklärte, das eine Thal ſich an den Reußkrümmungen abgrenzte, während derſelbe

Fluß das andere von Mittag gegen Mitternacht durchwogt. Beide Namen hat der benachbarte Reformirte in den Schimpfnamen der Krummen und Wackler verwandelt, d. h. der Hinterlistigen und Wankelmüthigen. Ueber die Berechtigung dieser Ableitung erzählt der Reformator H. Bullinger in seiner Tiguriner-Chronik (fol. II, lib. IX, c. 17) Folgendes:

Die zwey Bäpſt Johannes XXIII. vndt Pius II. habent die Fürſten von Oeſtrych vmb das Ergouw bracht, vndt hat dieſer Ergouwiſche Krieg im 1415 iar geendet: Die von Lucern warendt nit wol zufriden mit den Landluthen in Freyenämbtern, welche in dieſem Span Kundſchafft geſagt. Dann Lucern verhoffit, ſie wurdint ſagen, daß ſie von Lucernern allein zu Handen Lucern, vndt nit der VI Orten, weerindt eingenommen; da ſagtendt ſie aber das widerſpiel. Dannen etliche Jnen vnbillig vndt muthwillig ſagtendt: die Buren im Wandenthal bettindt gewanckt. Hießendt aber die ynwoner dieſer Freyenämbter von alter har Jm Wagenthal. Darumb ſie es für ein ſchmach vndt faſt vngern habendt, wenn man ſie nambt die im Wanckenthal.

Die voranſtehende Erklärung bedarf der Berichtigung. Das Wagenthal und Krummthal im Freienamte hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit; zum Zeichen deſſen ſtand das Symbol der Landeshoheit an der Grenze: die wägende ſtüden, nämlich der Galgen. Man vgl. hiefür G. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 2, pag. 335. Das Zofinger Münzrecht v. J. 1257 beſagt, die Münze von Zürich ſoll geben durch alles Aargau „unz an die waggenden ſtüden." Tſchudi 1, 155. Des Freienamtes Rechtung beſagt: vnſer Herſchaft offnung ſei vmbgan desshin an die wagenden Stüden nöch by Zoffingen. Aargau. Beitr. pag. 99. Vgl. Bd. 1, Vorrede XXI.

Ueber einen Hauptort des Wagenthales, über das ſchöne Luzerner-Dorf Hitzkirch am Baldegger-See, gilt folgende Erzählung. Auch dieſe Gemeinde wankte in ihrem confeſſionellen Bekenntniſſe lange und hatte ſich in ihrer Mehrheit ſchon auf die Seite der reformirten Zürcher geſchlagen. Da geſchah es, daß ein Hitzkircher vom Pflügen heimkehrend einmal ſein liebes Eheweib daheim in Thränen findet, und da er ſie um ihren Kummer befragt, hören muß, eben habe ein Zwingliſcher Prädikante die Kanzel beſtiegen und ſchelte das Chriſtuskind, das die Mutter Gottes in der Kirche auf dem Arme halte. Der Bauer läuft alsbald in die Kirche und haut den Prediger mit ſeiner Fuhrpeitſche von der Kanzel herunter. Das Chriſtusbild dreht ſogleich ſein Haupt von der rechten auf die linke Seite hinüber zufrieden jenem handgreiflichen Bauern zu, und dieſem und ſeinen Nachkommen iſt von da an die erſte Kirchenbank als Ehrenſitz eingeräumt worden. Von jenem ſich links Drehen des Chriſtusbildes, einer Be-

wegung, welche mundartlich gwaggeln und gwanggeln heißt, hat sich die Gemeinde den Ehrennamen Gwagglitaler selber gegeben.

464. Die Würfelwiese bei der Stadt Baden.

Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstand unter den in den Bädern zu Baden aus allen Ländern versammelten Gästen eine große Bewegung. Am alten Schlosse, unfern dem Stadtthore, fand man damals in einer Matte, welche Stublwiese hieß und seitdem Würfelwiese genannt wurde, eine zahllose Masse Spielwürfel. Bei jedem neuen Spatenstiche kamen neue Haufen zum Vorschein; selbst die Maulwürfe stießen sie aus dem Boden hervor; es schien, als ob man von hier aus die Spielbrüder aller Welt mit den beliebten Knocheln versorgen könnte. Es waren nun zuerst die Gelehrten bei der Hand, die auch schon damals nirgends fehlten, und erklärten, dies seien beinerne Spielwürfel (Knöchel, tessera), die hier in einer römischen Spielhölle bei einer von jenen drei Zerstörungen zerstreut worden wären, mit denen Baden von der Römerzeit an heimgesucht worden ist. Nun wanderten diese Würfel nach Deutschland und Frankreich und wurden für die Curiositäten-Sammlungen eifrig aufgekauft. Gelehrte Streitschriften wurden bis zum Jahre 1717, also ein volles Jahrhundert lang, genug darüber gewechselt. (Altes und Neues [Zürich 1717] II, 235.)

Aber auch die Kirche wollte bei diesem Funde nicht leer ausgehen; sie verbreitete daher bald: Gott habe diese Würfel aus denjenigen, hier verloren gegangenen wieder aufgeben und gleichwie aus einem Samen nachwachsen lassen, mit welchen die Kriegsknechte einst um Christi Rock gewürfelt. Nun fuhr dieselbe Neugier in die Gläubigen, und die Reliquienkrämer machten ihre Einkäufe. Als der Herzog von Rohan an seinen in der Schlacht von Beuden empfangenen Wunden in dem benachbarten Stifte Königsfelden 1638 gestorben war, fand man in seinem Nachlasse ein ganzes Kornmäß solcher aus dem Würfelsamen neu aufgewachsener Badener-Würfel. Lindinner Index memorabil. Helvet. Zürich 1684. Herrliberger-Topographie II, 285. Der damalige Stiftsschaffner von Königsfelden bekam davon ein gutes Theil und verschenkte wiederum reichlich an den Luzerner-Stadtschreiber Joh. Leop. Cysat, welcher dies Histörchen erzählt in seiner Beschreib. des Vierwaldstätter-Sees 1661, S. 250. Aber auch dieses Wunder sollte nicht länger Dauer haben, als der erste gelehrte Glaube an die römische Abkunft des Fundes. Man entdeckte bald an ganz andern und meh-

rern Orten ähnliche Würfel, und verglich sie; die anfänglich und die zuletzt gefundenen waren sich auch darin gleich, daß nun beide nicht beinern, sondern steinern waren, keine Würfelaugen, aber meistens Farben trugen. Und seitdem man weiß, daß es theils bloße vierkantige Stückchen römischer Mosaikböden sind, theils Schwefelkies-Bröckchen, theils sogar ein von Juden auf den Verkauf nachgemachtes neuestes Fabrikat, welches sie hier heute eingruben, um es morgen selbst wieder zu entdecken, hat auch die Nachfrage nach dem ganzen Wunder aufgehört. Selbst der Platz der Würfelwiese scheint vergessen. Noch im J. 1812 boten die Zeitungen aus dem Nachlasse des Sonderlings Beireis zwei solcher Würfel zum Verkaufe aus (Gräter, Iduna und Hermode, Jahrg. 12), aber die Käufer sind ausgeblieben.

---

464 a. Die Wehklage beim Zofinger-Brennhaus.

Zunächst bei Zofingen, draußen an der Mauer des Zwingelhofes, lagen im vorigen Jahrhundert zwei ziemlich große Weiher beisammen. Beide waren durch einen Damm von einander geschieden, mittelst dessen der höher gelegene in den andern abgelassen werden konnte. Sie waren Eigenthum der Stadt und wurden mit einigem Interesse der vortrefflichen Fische wegen betrachtet, die man alljährlich im Herbste drinnen fieng und unter die Würdenträger des Ortes vertheilte. Nicht bloß die beiden Consuln und die übrigen Senatoren, wie dieses damals noch unter eigner Verfassung lebende Landstädtchen seine Regierung betitelte, erhielten alsdann ihre gewichtigen Karpfen und Hechte ins Haus geliefert, sondern ebenso wurden auch sämmtliche Stadträthe bedacht, und ein jeder von ihnen besaß daher vorsorglich einen eignen „gefiesteten", verschließbaren Fischkasten im Stadtbache, in welchem man das Prachtstück bis auf weiteres aufbewahren konnte. So gesucht nun diese Fische waren, so gemieden war gleichwohl der Weiher, aus dem sie kamen. Dies zeigt sich aus folgendem Umstande. Draußen vor dem kleinen Stadtthürlein, das zur Schützenmatte hinführt, stand damals auf dem Platze, den jetzt eine Linde bezeichnet, das sogenannte Brennhäusli; es trug auf seiner Thüre ein Sprüchlein, das ein schalkhafter Lateinschüler hingeschrieben hatte: Figulus figulum odit. Hier außen mußte nämlich die Hafnerzunft ihre Waare brennen, vorsorglich entfernt vom Orte, und immer des Nachts, damit die schlafende Bürgerschaft ja nichts von den giftigen Dämpfen dieses Geschäftes zu riechen bekam. Hatten nun Meister und Geselle abgebrannt, war alles im Ofen glühend und die Glasur

in Fluß, so suchten sie natürlich alsbald den Heimweg ins Bette. Dabei aber würde es keiner gewagt haben, in der geraden Richtung den zwei Weibern nachzugehen und so auf der kürzesten Strecke das Haus zu erreichen, sondern selbst diejenigen unter ihnen, die in der Unterstadt wohnhaft waren und also durchs untere Thor hätten hereingehen sollen, welches des Nachts stets offen blieb, nahmen lieber den Umweg bis zum kleinen Mauerthürlein. Dieses aber wurde jede Nacht verschlossen und der Schlüssel dazu mußte, aus Anlaß früherer Ruhestörungen, durch den Thorwart tagtäglich eigens vom Rathhaus abgeholt und zur Nacht wiederum dorthin überbracht werden. So entstand denn hier für die heimkehrenden Hafner jedesmal eine unbequeme Verzögerung. Doch sie fügten sich in diese Umständlichkeit und bezahlten auch noch die zwei Kreuzer Einlaßgeld, die an dem Thürlein des Nachts von jedem Passanten erhoben wurden; so sehr scheuten sie sich, auf dem kürzern Wege an den Weibern einer Spukgestalt begegnen zu müßen, die dorten ausgemachter Weise ihren nächtlichen Gang machte. Man sagte, dies sei der Geist eines Zofinger-Mädchens. Seit sie sich einst aus unglücklicher Liebe hier ertränkt hatte, zog sie die Vorübergehenden zu sich in ihr nasses Grab hinunter. Jeglichen Unfall, der hier unvorsichtige oder betrunkene Leute betraf, war man gewohnt, diesem gefürchteten Geiste anzurechnen; und so war der Platz so wenig besucht, daß man gar nicht nöthig gefunden hatte, ihn durch irgend eine Schutzlehne gefahrloser zu machen. Hellerdenkende bestritten natürlich die Wahrheit dieser Erscheinung. Das Geschrei, das man in stillen Nächten unläugbar aus dem Weiher her vernahm, erklärten sie sich aus dem Waldlaub, das in den Weiher geweht, den Abzugsgang im Damme verstopfte und das Wasser aufstaute; hatte sich dann der steigende Druck wiederum einen Durchbruch gebahnt, so konnte das dumpfe Geräusche des unterirdischen Abflusses wohl einer fernen klagenden Menschenstimme ähnlich lauten. Allein solche Deutungen überzeugten nur wenig, und als man eines Morgens abermals einen Mann todt aus dem Weiher zog, kam man zu dem Entschluß, diesen gänzlich trocken zu legen. Es geschah. Der Geist jedoch ist damit keineswegs gewichen und sein Geschrei nicht verstummt, er haust vielmehr jetzt am Stadtbache mitten in der Oberstadt selbst. Hier wäscht ein weißgekleidetes junges Weib des Nachts ihre Kleider im Bache und erhebt dabei eine laute Wehklage. Sie geht die Bärengasse hinauf bis zum Platz, dorten trägt sie ihren Kopf in der Hand. So erzählt dies ein nun achtzigjähriger Mann aus Zofingen; er hat es alles aus dem Munde seines Vaters schon so gehört, der im J. 1722 als der Sohn eines Hafners geboren war

und eben in jenem Brennhäuschen an dem verrufenen Weiher seine Lehrzeit durchzumachen gehabt hatte.

Sätze aus dem aargau. Aberglauben deuten auf diese dem Geschäft der Wäsche vorstehende Hausgottheit, von welcher Bd. 1, Anmerk. No. 128 die Rede gewesen; dieselben behaupten, daß bei der Wäsche in der Quatemberwoche die Fronfastenfrau mitwaschen hilft. Wäscht St. Verena am Vormittag ihren Rock und trocknet ihn Nachmittags wieder, so giebt's guten Herbst. St. Verena wott z'Morndes 's Chrueglı lose. z'Mittag 's Chitteli trochne. Vgl. Bd. 1, pag. 14. Dem Mädchen, dem sich das Zeug beim Auswinden knüpft, die bekommt entweder einen krummen Mann oder sie muß nächstes Jahr wiegen. Macht sich das waschende Mädchen immer das Fürtuch mit naß, so bekommt es einen Säufer zum Mann.

465. Zurzach.

Die Stadt behauptet, sie habe römisch Certiacum geheißen, und will dies mit einer Inschrift beweisen, die neben der Thüre der Pfarrkirche zur Hälfte eingemauert ist, während das andere Bruchstück ehemals am Zurzacher Probsteihause gelegen und besagt habe: daß dieser Stein zum Andenken an den von Wien gebürtigen Veteran-Soldaten der dreizehnten Legion, Marcus Junius Certus, von dessen Erben gesetzt worden sei. Derselbe Certus soll nun das verwüstet gewesene Certiacum gebaut oder verschönert haben, und daraus sei Zurzach geworden. (Tschudi, Gallia Comata, 136.) Weniger gelehrte Leute haben seit alter Zeit behauptet, die Deutschen hätten jeden unbedeutendern Stadtbach Ach genannt, und da Zurzach auch an einem solchen liege, der da in den Rhein fließt, so habe es Zur Ach geheißen. Der unmittelbar hinter der Stadt ansteigende Achenberg habe eben daher seinen Namen. Aber auch dies lassen die Curiositätenkrämer nicht gelten und wollen ihn lieber von den Seufzern und Flüchen der Fuhrleute so getauft sein lassen, die über diesen unwegsamen Berg zur Zurzacher-Messe fahren müssen.

Zurzach ist eine jüngere Namensbildung, es hieß ehemals Wrrachn. Geograph. Ravenn. ed. Gronov. in seiner Ausgabe des P. Mela, pag. 782. Mone, Urgesch. des badisch. Landes 2, 125.

466. Die Uebernamen der Alt-Aargauer-Städte.

Die Bewohner der Stadt Brugg nennt man scherzend Chriesisüppler, weil in jener sonnigen Flußgegend die Kirschen besonders voll und süß austreifen. Die Stadt Lenzburg führt von ihrem ab-

geſtumpften Schleifſtein der einen koniſch gekürzten Keil im Wappen, deſſen räthſelhafte Bedeutung das Landvolk mit dem Ausſehen eines Kräuterkäſe vergleicht; darum nennt man dieſe Städter Schabziegerſtöckli. Die Aarauer ſind noch jetzt ſtark in der Kunſt, aus allen erdenklichen Wildbeeren ein ſüßes Mus (Pappe) zu kochen und heißen darnach Pappehauer. Olten liegt an der Grenze dieſer reformirten Landſchaften, iſt zur Zeit der Kirchenänderung ſtrenge beim alten Glauben geblieben, hat ſeine Kloſter und Faſtenbräuche beibehalten, und hat für die letztern ſogar die Schnecken in den dortigen Aarniederungen in eigenen Schneckenhafteln groß gemäſtet und genießbar gemacht. Deshalb nennt man die Oltner Schnecken. Das zunächſt kommende Städtchen Aarburg liegt am Saume einer weiten von Sumpfgräben durchſchnittenen Ebene, ſeine Einwohner heißen darnach Fröſche. In Zofingen hielt das benachbarte Berner- und Luzerner-Volk ſtarkbeſuchte Viehmärkte; die daraus Profit ziehenden Städter, Metzger und Wirthe heißen von daher Ochſen.

Der Volkswitz duldet aber die natürliche Entſtehung ſolcher Sobrikets nicht und hat ſich ſeinen eignen Scherz in folgende hiſtoriſche Anekdote umgedichtet:

Wie der Papſt von den alt-aargauiſchen Städten bewirthet worden iſt.

Die Kirchenverſammlung zu Konſtanz war beendiget, Huß und Hieronymus verbrannt, Papſt Johannes entſetzt, Papſt Martinus V. gewählt, der Oeſterreicher-Herzog Friedrich mit der leeren Taſche durchgegangen. Alſo auch reiste Martinus ins Welſchland heim. Am 16. Mai 1418 machte er ſich in Konſtanz auf mit einem Gefolge von 6000 Roſſen und einigen zwanzig Kardinälen. Schon in Schaffhauſen mußte er der engen und böſen Wege halber einen Theil ſeines Troſſes zurücklaſſen, damit er raſcher fortkommen und namentlich bis zum 20. Mai in Bern eintreffen könne, wo man ihn bereits des Beſtimmteſten erwartete. Mit geringerer Begleitung erreichte er ſo das erſte Aargauer-Städtchen Brugg und hielt hier ſein Nachtlager. Die Bürgerſchaft ſuchte ihm das Allerbeſte zu bieten, was rings um die beſcheidenen Mauern wächst, und kochte ihm eine roſenrothe Kirſchenſuppe. Martinus begnügte ſich mit dieſer illuminirten Faſtenſpeiſe und ritt des andern Tages ins zweite Städtchen Lenzburg. Auch dies beſtrebte ſich, die päpſtliche Mittagstafel mit dem zu beſetzen, was es ſelber für das Vorzüglichſte hielt, und ließ jenen mit Sauerklee gemiſchten grünen Ziegerkäſe von ätzendem Geruche auftragen, den man erſt raſpeln und ſchaben muß, um ihn beißen zu können;

wegen dieser zahlreichen Tugenden und seiner kuriosen Form halber heißt er Schabziegerstock. Auch wieder ein Fasttag! dachte sich der Papst, suchte baldmöglichst vom Tafelgeruche weg in die freie Luft zu kommen und reiste in das zwei Stunden entfernte Aarau weiter. Die Rivalität dieses Städtchens gegen seine übrigen Landesschwestern war damals nicht geringer als heute; um also deren Luxus weit zu überbieten, kochte es die heute noch geltende Lieblingsspeise, eine mächtige Schüssel weißen Breies von solcher stockenden Beschaffenheit, daß man ihn nach Zähigkeit und Consistenz Pappe nennt. Wie strenge doch diese Aargauer zusammen mein Fastenmandat halten, dachte sich der blöde Magen des hl. Vaters. Hier war's Abend geworden. Also schlief man aus Erschöpfung bald ein und reiste am andern Tage in das zwei weitere Stunden entfernte Städtchen Olten. Die zahlreichen Frösche der dortigen Wässerwiesen sind von Alters her von den Kapuzinern daselbst schmackhaft befunden worden; daher kochte man dem hohen Gaste eine breite Froschsuppe. Das sind ja Christen der strictesten Observanz! meinten die hungernden Kardinäle. Doch sie konnten sich heute trösten; Schloß und Stadt Aarburg liegt hier so nahe, daß es mit seinen Thurmspitzen fast in die Froschgräben Oltens hereinschaut. Dahin also brach man baldmöglichst auf. Dort aber sind in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß das kleine Städtchen in der ersten Eile natürlich beschloß, seinen großen Besuch damit zu überraschen. Jedoch fünf Fastenmahlzeiten hinter einander, die schlechten Wege, die harten Betten — das war sogar einem Papste zu viel. Nur mit stolzem Zahne hatten seine Römer die Amphibiumskost berührt; für ihn war es ein bloßes Schaueſſen geblieben, er bestieg seufzend sein Maulthier und ritt der Stadt Zofingen zu. Warum er die paar Stunden dahin in einer machte, läßt sich denken. Kaum war er daselbst im Merizenhofe abgestiegen, so erschienen mit Kreuz und Fahne zwölf Schulbuben in Mänteln und Chorröcken und declamirten ihm — lateinische Verse. Oho, jam satis! — schon saß dies Wörtchen des Ueberdrusses auf den Lippen des geplagten Kirchenfürsten, siehe, da senkten sich Fahnen und Prozessionshimmel, die Reihe öffnete sich und durch ihr Spalier heran schritt ein mit Hahn, Fasan und Rebhuhn überhangener, blumenbekränzter, goldborniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, und erzählte nachher über Tische seine neuesten Tafelerlebnisse mit herablassender Heiterkeit. Und seit dieser Zeit heißen die Brugger Chriesisüppler, die Lenzburger Schabziegerstöckli, die Aarauer Pappebauer, Oltner und Aarburger Schnecken und Frösche; die Zofinger aber, die bis heute

ſtarke Lateiner geblieben ſind, und das angebliche päpſtliche Stipendium auch jetzt noch unter der Benennung Fronfaſtengeld jedes Quartal ihren beſten Lateinſchülern vertheilen, heißen Ochſen. Ein fliegendes Blatt aus der Neuzeit reimt darüber:

Der Scherz mahnt alter Zeiten dich,
Wo man noch ſcherzt, da liebt man ſich.

Die Erzählung iſt kein Scherz und nur die einzelne Beſtimmung der Reiſetage mag irren. Das gleichzeitig geſchriebene Jahrzeitbuch des Stiftes Schönenwerth bei Aarau, gedruckt Urkundio (Solothurn 1851), verzeichnet Seite 102 unter dem 19. Mai: Hic die anno videlicet Domini millesimo quadringen: decimo octavo Martinus papa quintus, in generali concilio Constant. electus ac confirmatus, venit in Arow, ubi pernoctabat. Et hoc fuit tunc dies Jovis seu ferie quinte infra octavam pentecostes. Et in crastino, cum pertransiret in loco isto (Monasterii Schonenwerth) ad supplicacionem dominorum prepositi et capituli hujus ecclesie dedit indulgencias. Die Zofinger Nachrichten, welche den Papſt in ihr Städtlein kommen laſſen, ſtützen ſich nur auf einen erſt im 17. Jahrh. abgefaßten Bericht und dieſer ſcheint aus Juſtingers Bern. Chronik entlehnt, pag. 318. Die Stadt Bern bewirthete ihn nämlich mit 125 Mütt Kernen, 40 Malter Haber, 8 Fuder Wein, 8 Maſtochſen, 400 Schafen, 80 Salmen und täglich quantum satis Weißbrod, Hühnern und Fiſchen. Nach zwölftägigem Aufenthalt ſchenkte Martinus dafür der Stadt eine — Chorkappe. J. Rahn, Gottgenäß. Geſch. 267. Helvetia ord. Bernae. 268. Der Spottname der Ochſen, den die Zofinger tragen, iſt in ſeiner Entſtehung nicht aufgeklärt, findet ſich aber auch ſonſt. Als die Sabeller einen heiligen Lenz von Jünglingen in die Fremde ſandten, führte einen Theil ein Specht nach Picenum, einen andern ein Wolf an, nämlich die Hirpiner, an der Spitze des dritten Zuges gieng der Stier, und ihm nach wurden die Opiker die Ochſen genannt. Wackernagel in Haupts Zſchr. 2, 559. Die wirkliche Reiſe des Papſtes gieng nicht genau in der von dieſem Schwank gegebenen Richtung, ſondern berührte von Konſtanz und Schaffhauſen weg folgende Aargauer-Ortſchaften: Laufenburg, Baden, Lenzburg, Aarau, Schönenwerth, Zofingen, St. Urban; von da aus gieng's über Solothurn nach Bern. Hierzu hatte Martinus V. neun Tage gebraucht. Bern. Neujahrsbl. 1872.

467. Die Eſel geſcholtenen Ortſchaften.

Die Bremgartner haben den Spitznamen Eſel auf folgende Weiſe bekommen:

Im Städtchen wurde ehemals am Palmſonntag ein hölzerner Eſel auf einem Rollengeſtelle in Prozeſſion herumgezogen. Er war behangen und bemalt mit den Standeswappen der Acht alten Orte (Kantone); die Stadtjugend in übergeſtülpten Hemden marſchierte ſingend ihm voran, hinter ihm folgte der geſammte Stadtrath mit Schultheiß und Weibel, alles in Degen und Hut, mit Mantel und Ge-

richtsstab. Bei einer solchen Feierlichkeit fand sich einmal das Straßenpflaster in übelm Zustande, der Eisel auf seinem Rollkarren war auch nicht mehr jung und so stürzte er trotz des Graises, das man in die Straßenlöcher frisch gestreut hatte, mitten im Zuge um und sein schlecht geleimter Schwanz fiel ihm aus. Aber die Jungen stellten ihn schnell wieder zurecht, auch der hinter drein folgende Schultheiß verlor die Fassung nicht, hob den Schwanz auf, zog ihn am obern Ende durch den Mund und steckte ihn wohlbenetzt wieder in den dafür allein schicklichen Ort. Das heißt Eile mit Weile. Als aber das Städtchen der Reformation beitrat, warf es neben andern Heiligenbildern auch diesen Palmesel in die Reuß. Der Strom trug ihn dem benachbarten Städtchen Mellingen zu. Hier waren die Bürger bereits confessionell geteilt; die eine Partei fieng daher das Thier, als es gegen die Brücke heranschwamm, auf und stellte es in die Kirche; die andere aber wehrte sich mit aller Macht dagegen. Der Metzger Halter, der zu den Neugläubigen gehörte, bemächtigte sich desselben, schnitt ihm den Hals ab und stürzte ihn wieder ins Wasser. Diese Unthat rächte sich an dem Manne dadurch, daß er, nach der Behauptung seiner katholischen Mitbürger, von Stund an einen großen Kropf bekam; aber von der ganzen Geschichte her soll den Mellingern ein noch anderes sonderbares Erkennungszeichen geblieben sein. So oft sie nämlich ihre große Holzbrücke über die Reuß zu passieren hatten, an der bis auf die Neuzeit jeder Fremde einen beschwerlichen Brückenzoll entrichten mußte, deuteten sie dem lauernden Zollner ihre Zollfreiheit damit schon von weitem an, daß sie im Gehen einen Zipfel ihres Rockes spitz ans Ohr empor stülpten, und respektvoll zog sich alsdann der Zollner sogleich in sein Häuschen zurück. Diese Sitte hatte aber endlich sehr schlimme Folgen für sie. Es kam nämlich einst der französische Gesandte Caumartin von Baden her über diese Brücke gefahren und sah sich hier plötzlich angehalten. Er sollte das herkömmliche Brückengeld entrichten, aber er weigerte sich, da er eben mit ansah, wie die Mellinger gleichfalls zollfrei hin und her passierten. Die Leute konnten ihm sein Französisch nicht deutlich genug erwiedern, um aber dem Welschen es recht augenfällig zu machen, daß hier nur der Ortsbürger keinen Brückenzoll entrichte, hielten sie alle zusammen ihren Rockzipfel gespitzt an die Ohren hinauf und gestikulierten so in den Reisewagen des Gesandten hinein. Die französische Dienerschaft nahm dies für ein Zeichen frechen Hohnes, es gab eine Prügelei, der Ambassadeur fuhr endlich davon und wendete sich klagend und drohend an die Tagsatzung. Diese beeiferte sich, alle Schuld auf die ehrvergessnen Mellinger zu werfen. Das Ende war, daß der Gesandte

alsbald darauf abermals das Städtchen passierte, an der Reußbrücke aber von dem gesammten Magistrat empfangen wurde, der knieend und den Strick um den Hals hier Abbitte leisten mußte.

Jedoch zurück zu jenem Eisel, den die altgläubigen Mellinger aus der Reuß herausgefischt, die neugläubigen abermals mit abgeschlagenem Kopfe hineingeworfen hatten und der nun seinen Wasserweg weiter schwamm. Derselbe war ohne weitern Anstoß mit der Reuß in die Aare gekommen und trieb nun bis zum Städtchen Klingnau. Hier war es der Familie der Wengi beschieden, ihn zu entdecken und aus der Aare zu ziehen. In diesem vom Verkehr und Zeitgeist wenig behelligten Landstädtchen ist der Eisel dann verblieben und bis auf unsere Jahrzehente alljährlich in Prozessionen herumgeführt worden. Das Geschlecht der Wengi hatte dabei das Vorrecht, ihn aus der Kirche auf „die Eiselwiese" vor die Stadt hinaus zu fahren und wurde dann dafür des Abends von der Probstei bewirtet. Daß Letzteres geschichtlichen Grund hat, beweisen die Consuetudines Clingnovienses, handschriftlich. Extract aus einer v. J. 1597 stammenden Sammlung der Rechtsame, welche die Klingnauer Zunfte in dortiger Probstei zu Sion haben. Die handschriftlichen Probstei-Documente, welche Probst Sebast. Ziegler im J. 1657 zusammengetragen, sagen tom. I, pag. 253: „An dem Palmtag kombt der Statt- und Stubenknecht mit einer Schenckgelten (Butte) in die Probstei und haischt sie voll wein, wegen angedenckens deß palm Eisels, so hat jetten in die Aara gestürzt werden ab adversariis und die eyffrige Geschlechter albie ihn errettet. Begehren aber ein zimblichen trunckh." Im Klingnauer hdschr. Stadtrechte heißt es ferner: „Am Palmentag soll die Statt die weggen oder daß brodt zum Trunkh, welchen die Eiselführer zu Sionen und in der Probstey einziehen, geben. Alt herkommen."

Das Dorfwappen von Schinznacht ist ein Halbmond. Schin z'nacht, scheine uns Nachts, o Mond! wäre nämlich einst der Wahlspruch dieser Gemeinde gewesen. Allein die Nachbarn haben diese Worte in schind z'nacht verkehrt und erzählen: das Dorf sei einmal in so tiefe Verarmung geraten, daß man die allerletzte Milchkuh abschlachten habe müssen, und aus Schamgefühl habe man sie beim Dunkel der Nacht, nicht gemetzget, sondern handwerkswidrig geschunden. Verschiedenen Gemeinden wirft man nun vor, sie hätten nicht nur eine Kuh, sondern einen Eisel auf solche Weise geschlachtet. Daher stammt der Reimspruch:

Zwische Frick und Winterthur
hend s' en esel g'schunde,
hend en alti frau drüss g'macht
und ehe 's mäl verbunde.

Man nennt auch die Freienämter Bschindesel, die Einwohner von Tägerig Eselsohren, ruft diesen Ia und Ha nach und von ihnen gilt, was schon in Don Quixote von den zwei Eselsdörfern erzählt ist, die wegen dieses Spottgeschreies endlich gegen einander zu Felde ziehen.

In den Erzählungen hört man zweierlei Gründe, warum die Bewohner einer Gemeinde sich den stehenden Spitznamen Esel zugezogen haben sollen. Der geläufigere ist der, daß man sie verspottet als standhafte Anhänger am alten Glauben ihrer Kirche, und so wird alsdann gewöhnlich eine Anekdote über den Palmesel beigebracht, dem sie dann noch eine christliche Ehrfurcht geschenkt hätten, als die vorangeschrittene Zeit und eine berichtigte Empfindung dies anderwärts nicht mehr gestattete. So läßt Cervantes seinen Don Quixote auf die Heerhaufen zweier gegen einander zu Felde liegender „Eselsdörfer" treffen (Bd. 2, cap. 27), die so eben das Eselsgeschrei, womit sie sich bisher gegenseitig geneckt hatten, mit den Waffen beendigen wollen. Nach dieser legendarischen Seite hin ist die Sage dann werthlos für eine weiter strebende mythologische Untersuchung, sie stellt sich mit ihrem oberflächlichen Witze ganz den Heiden in Palästina gleich, die zur Zeit der Kreuzzüge bei der neuen Pfingstfeier in Jerusalem ebenfalls äußerten, der Christen Gott sei ein Pfingsteisel. Hier könnte man also nur geschichtliche Erinnerungen und Einzelheiten dazu nennen; wie z. B. die Bereneser einen ausgestopften Esel alljährlich in Prozession umtrugen, von dem sie sagten, er sei nach Christi Einzug in Jerusalem wieder ins freie Feld entlaufen worden, sei dann über Cypern nach Malta und Sicilien gekommen und zuletzt in Verona gestorben. Männling, Curiositäten (1712), zählt sieben Dissertationen auf, die über denselben geschrieben worden sind. So verwahrte Venedig die Haut entweder des Palmesels Christi, oder desjenigen, der bei der Flucht nach Aegypten dienen mußte. Dies ist der asinus, sacra portans, bei Phädrus 3, 20, und seine Stelle vertrat beim Heere der Karolinger und Ottonen das „Aeß Gottes", das Kapelsoum in den Nibelungen 1515, das ja nun auch zum bloßen Schimpfnamen entstellt ist. Ihm gehören jene mittelalterlichen Eselsfeste an und Narrenprozessionen, mit deren Beschreibung Hormayrs histor. Taschenbuch (1845, 322 und ans. Jahrgänge) so freigebig ist. Ihm gehören auch theilweis solche Stiftungen an, wie die Eselsmatte in Klingnau, und die Eselswiese hinter Quarten mit der Kapelle zur Eselsstatt, wo einst des hl. Bruno Eselein hatte gewehret war. Daran knüpften sich später Wallfahrten und die Abhaltung von Jahrmärkten, die bis auf uns fortdauern. Bechstein, DSagb. Nr. 318. „Man kennte, schreibt der Klingnauer Vicepropst 1711 in sein Tagebuch — 20. März Dominic. Palmarum, wegen vielem schnee nit in die Eselmatten mit der gewohnlichen processione." Noch heute wird in Landsberg an der Warthe am Osterfest der Esel aufgeputzt, durch die Stadt und dann auf die Wiese hinaus geritten, wo Tanz und Ergötzlichkeit folgen. Kuhn, nordd. Sag. pag. 372. So wohnt auf dem Eiselwerd bei Marburg der Riese Esel. Myth. 1218.

Allein eine beträchtliche Reihe deutscher Sagen und ebenso verschiedene Sobriquets aus mancherlei Ländern handeln von dem Esel und beschelten auch einen einzelnen Ort oder Landstrich mit demselben, ohne sich je auf den kirchlichen Pfingsteisel zu beziehen, und ohne auch nur mit dem übeln

Prädicate dieses Namens überhaupt beschimpfen zu wollen. Ja der Name konnte ursprünglich nicht einmal den pejorativen Sinn in unserer Sprache haben, welchen er nun durchgehends hat, er wäre sonst nicht auf ehrbare Geschlechter so oft übergegangen. „Ich Achatz Gisel, Schulthaiß zu Waltshut," urk. v. J. 1397. Documenten-Samml. der Klingnauer-Probstei durch Sebast. Ziegler, 1657, bes. Privatbesitz der Familie Stäuble in Frick. (Gleiche Geschlechtsnamen in Franken: Bensen, Gesch. der Stadt Rothenburg, pag. 357.) Die Rittergesellschaft, die auf dem Turnier zu bayrisch Landshut 1439 erscheint, theilt sich in die Verbindung zum Obern Gisel und zum Niedern. Münster Cosmogr., Basel 1567, pag. 1091. Das Rittergeschlecht von Riedesel leitet von einem Gelsritt seinen Namen ab: Wolf, hess. Sag. No. 250. Daß ein solcher Ritt freilich nicht zur Ehre galt, sondern als Strafe, zeigt Grimm, RA. 722. Das alte Baslerthor unten beim Birsiggewässer hieß Gislethor; seinen Namen soll es, behauptete man, von dem einst in der Stadt sehr zahlreich gewesenen Bürgergeschlechte der „Gisel" erhalten haben; nach der Meinung Anderer aber von jenen Müllereseln, welche das Mehl von den vor der Stadt gelegenen Mühlen hier durch trugen. Basl. Neujahrsbl. 1852, 18. Am Regensburger Dom steht der Gislesturm, so genannt, weil in ihm ein Weg, statt der Treppen, hinaufführt, auf welchem beim Dombau die Werksteine durch Gisel hinauf getragen worden. Schöppner, bayr. Sagb. No. 114.

Aus dem Roß Gottes, aus Wuotans Schimmel Sleipnir, aus dem schmausenden Pfingstreiter ist der Pfingstesel, der Gelsreiter, endlich sogar der Gelsfresser geworden. Dies ist das Verhältniß in unsern Sagen, das hier nun belegt werden soll. Volksrede und Volksbrauch verwechselt beide Thiere, Roß und Gisel, gegenwärtig noch sehr häufig. Eine Felsenspitze des Pilatus bei Luzern heißt der Gisel, die Aelpler aber nennen sie murzel, armentum. Beim Emmenthaler-Napfberge um die Gemeinde Trub liegt der Berg Klaushüttenhengst; jetzt wird derselbe dorten Klaushütteneisel genannt. Schweiz. Merkur 1835, 2. 304. Dies erklärt sich, wenn man sich erinnert, daß das Christkindchen im Bernerlande Neujahrsesel heißt, weil der bescheerende St. Niklaus auf einem Gisel an die Häuser geritten kommt. Dieser Niklaus ist aber bekanntlich jener Schatt, welcher dem Reiterhaufen der W. Jagd auf einem Gislein voranzieht, warnend und kinderbeschenkend. Schon hier kann von dem Goldenen Gelsfüllen und vom Goldesel geredet werden, den zwei Thieren in Märchen und Sage, welche Odhinns unerschöpfliche Reichthümer spenden, Gold legen und Gold speien, deren Balg voll blanker Goldstücke ist und die zu Wuotan gehören, dem Herrn der W. Jagd (Wolf, Beitr. 1, 17). Er kommt in unserer Sammlung vor als der Dukaten legende Gisel der Wachleta Jungfrauen (Zwergensagen No. 196); er begleitet die Kutsche der W. Jagd (Bd. 2, No. 455); der Koch des W. Heeres reitet ihn (Bd. 1, pag. 145). Bei der Polterlijagd der Entlebucher, welche oft in ganzen Reitergeschwadern von den Dorfburschen abgehalten wird, zieht die Hauptfigur dieser Gespenster-Maskerade als Gisel mit, kann aber auch ersetzt werden durch eine Hexe oder eine Geis im Schlitten. Stalder, Fragmente 1, 104. Das Bernervolk nennt die antiken Hufeisen, die es aus dem Boden pflügt, „Romaner-, Heiden- oder Gelseisen". Jahn, Kant. Bern 64. Das Zürcherische nennt jede alte Römerstraße Gels- und Maulesleweg. Zürch. Antiqu. Mittheil. 7, 131.

Dem zahnenden Kinde bindet man Roßzähne, Füllizänd, um den Hals; und anderwärts glaubt man (Wolfs Beitr. 1, Abgl. No. 270) das Zahnweh zu vertreiben, wenn man einen Gisel küßt. Wer ein Hufeisen findet, wird reich. Aargau. Abgl. — Der Karrweg von Ringoldingen nach Saffenwil und Jeßingen (Aargau), die Wegstrecke von Huttwil über Mehrenweid nach Grienwil (Bern-Emmenthal) heißt Gielweg. An dem erstern haftet die Sage vom Grundlosen Brunnen. Gielsebren ist der Schimpfname der appenzell. Gemeinde Walde. Tobler 71 b. — Zahlreich sind die Züge, da das Thier auftritt, Reichthum und Glückfülle bescheerend: Das Gielein als Königsfreier, KM. No. 144. Das goldene Gielefüllen, Kern, schles. Sag. Chronik. Breslau 1840, pag. 9. Der Bierefel in Rubla (Bechstein, thür. Sag. 2, 120) sipt den Leuten auf, aber er schafft zugleich Bier ins Haus und wohnt im Keller. Kuhn, nordd. Sag. pag. 423. Halle'e Wahrzeichen ist ein Gisel auf Reisen. Sommer, thür. Sag. 176, 62. Dies erinnert schon an den Namen der sogen. Kellerassel, deren Heilkraft in der Volksmedicin hochgehalten ist. Ebenso reitet die hl. Hunna auf ihrem Gisel zum Gielsbrunnen auf der Gielswiese, um den Armen den Lebensunterhalt geheimnißvoll in die Hütten zu bringen. Stöber, elsaß. Sag. No. 94. Jener Bierefel ist zugleich musikalisch, wie der, welcher im Wallis oberhalb Zermatt spukt, himmelblau ist und die Engel im Himmel singen lert. Schweiz. Blätt. 1833. Reithard, Sag. pag. 494. Da er zum singenden und blasenden Gruenisberr gehört, so gibt die musikalische Begabung auch auf ihn über. Daher rührt die Sage vom lautenschlagenden Gisel und das Sprichwort: „Der nicht kann Pauken schlagen, muß die Säcke tragen." Brachten doch auch die Hyperboreer ihrem Apollo, und dem delphischen die Griechen Gieleopfer. Grimm, Myth. 43. Ein solcher Gisel, der seinem Kaufmann in der Noth mit der Sackpfeife aufzuspielen pflegte, stand aufrecht in einer Kapelle der Hamburger-Domkirche, und so beschreibt ihn Joh. Rud. Grimm, im Poet. Lustwäldlein, Bern 1703, pag. 106. Weil er bescheerend und Erntesegen bringend ist, wie der Götterumzug, welcher den Gefilden die Jahresfruchtbarkeit verleibt, und dem er voraus läuft *), so nennt man ihn geradezu den Müllerefel und läßt ihn am häufigsten in der Nähe der Mühlen spuken; „die Gisin für die Fraw Müllerin", sagt Fischart, Gargant. cap. 12, in Beziehung auf diese Synonymik. Ein Müllerknecht wird in einen Gisel verwandelt: Stöber, elsaß. Sag. No. 183, und Grimm, KM. No. 122: der Krautesel. So wurde das Thier endlich ganzen Ländern theils zum Symbol, theils zum Sprichwort, theils zur üblen Nachrede, je nachdem man es von seiner mytholeg. Seite, oder nur von seiner naturgeschichtlichen Seite betrachtete. Den Göttingern giebt man den Gielsnamen; denn dorten klebt noch jetzt die Sage von einem spukenden Zaunhasen, der so groß sei wie ein Gisel. Harrys, niedsächs. Sag. 1, No. 15. Ein schlesischer Gisel für aller Hasen Großmutter! Fischart, Gargant. cap. 12. Die Vallerber-Einwohner nannten die Nachbarn zu Vallaiques Gielefreßer: Medjanaz, weil diese einen von ihrem Pastor Minsard geschossenen Gisel für eine Hirschkuh hielten und gemeinsam verzehrten.

*) Da die Festspeise zur Feier des Götterumzuges auch in Bohnen und Erbsen bestand, so sagt ein Sas der Meckenphilosophie 3, 94: Wer an Weihnachten keine Bohnen ißt, wird zum Gisel.

Vulliemin, Kant. Waat 2, 62. Das Gleiche thut man den Schlesiern. „Die Schlößinger haben Gisel gfreßen, die Mährer ein Stuhl für ein Faß Bier angezapft.“ Suter, Chaos latin. Kaufbeur. 1716, pag. 771. — Denn auch dorten gilt noch die Sage, daß bei Fischbach und bei Brieg goldene Gisel in die Berge verwünscht liegen. Bechstein, T Sagb. Nr. 646. Die Städter von Rottweil heißen Gisel, und die von Neuffen die Giselfresser; belagert und ausgehungert von den Schweden verzehrten sie ihren Gisel, füllten seinen Wanst mit Dinkel und warfen diesen über die Mauern, daß die Belagerer eine Stadt mit so reichlichen Vorräthen für uneinnehmbar hielten und abzogen. Meier, schwäb. Sag. Nr. 393. 404. — Verliert das Thier den frühern Schimmer dieser religiösen Beziehungen, so liegt seine Umwandlung ins Teufliche zuerst nahe, ehe noch die burlesken oder nur verächtlich gemeinten Einzelheiten Platz gewinnen. Der wildesel bizeichinet den tiefel. Physiol. Diut. 3, 27. hirsa, einthesel. Diut. 3, 292. Teuflisch nahm man das Thier deswegen, weil ihm vorher Verehrung und Opferung wirklich eingeräumt gewesen sein muß; sonst bestände kaum die Sage vom Biereisel zu Schwanitz, dem man auf der Katzenmühle alle Abend ein bestimmtes Maß Bier hinzustellen hatte. Kuhn, nordd. Sag. pag. 203. Schweizer. Volksglaube ist, das Thier werde häufig von bösen Geistern geplagt, und ein Kind leide gleichfalls Schaden, das man vor dem siebenten Jahre auf ihm reiten läßt. Erst nach Erblassung dieser unseligen Beziehung beginnt die bloß spaßhafte. Alsdann aber wandelt sich der Heiligenname des den Schimmel reitenden Martinus in franz. Martin um, ein Name, welcher Gisel und Giselstreiberstecken bedeutet, wie Baldwin, der Erkühnte, zu franz. Boudet wird, Gisel und Dummkopf; eben wie Berthold, der an der Spitze des W. Heeres steht (Roth. 884), ein dummer Barthel (Lastheri) wird, der den Mist holen muß, ohne selber Lohn zu bekommen, oder ein Schimpfname Schmutzbartel, Barthlimé (Bd. 1, pag. 347). So sinken alsdann auch die Gegenden und Ortschaften zur Anekdote herab und der Volkswitz treibt mit denen seinen Spott, welche an solchen Erinnerungen ungewöhnlich lange festhielten oder Satzungen und Bräuche nicht rechtzeitig abschafften, die auf die längstvergangene Zeit zurückweisen. Aus der Art, ein Todtenfeld einzuweihen durch Eingrabung eines lebenden Thieres; aus dem festlichen Abschlachten einer Anzahl von Thieren an bestimmten Feiertagen; aus der Tradition, daß ein bestimmtes Thier als Wegweiser gedient habe, da in diese Gegend die Einwanderung begann, entspann die spätere Anekdote dann Schnurren und Schwänke in demselben Sinne, den schon Sage Gramm. solchen Bräuchen unterlegt, als zehre der Todte von dem Hund oder Roß, die man mit ihm ins Grab versenkte. So deutet Grimm, Myth. 43, das Sobriquet von den Schlesiern als Giselfressern. In der Schweiz haben sich diese Spottnamen aus einem besondern Grunde sehr lange erhalten. Man bemerkt fast immer, daß solche Ortschaften, denen der Beiname Gisel gegeben worden ist, auf oder doch bei alten Römerstraßen liegen. Dies gilt besonders von den Aargauer Ortschaften, die in diesem Sagencomplexe genannt worden sind: Baden, Bremgarten, Klingnau, Mellingen waren alle zusammen einst Standquartiere für die Cohorten der römischen Legionen XI und XXI. Auch die mitgenannten kleineren Ortschaften haben denselben Ursprung. Schinznacht besitzt noch den Habsburger-Schloßthurm, das unleugbare Ueberbleibsel einer zur Stadt Vindonissa gehörenden Specula. Nieder-

Muheim hat römische Gräber und Wohnungen, an denen gegenwärtig neuerdings ausgegraben wird. Tägerig liegt an einer römischen Wegscheide und ist wohl selbst Ueberbleibsel eines Castells. Nicht anders steht es mit Frick und Winterthur, welche ein Spottvers zusammen Eselschinder nennt. Diesen Straßenlinien nach geht gewöhnlich der Zug des W. Heeres, den der alte Mann auf seinem Gielein eröffnet, gerade so wie an der deutschen Teufelsmauer und an der Pfahlhecke die Wilde Jagd ihren Lauf hat, welcher ein Mann auf dem Schweine, der Pfeifreiter, vorausreitet. Wie hier die Anwohner an diesen Römerstraßen Esel heißen, so werden die an jener Pfahlhecke zunächst liegenden Ortschaften wohl auch häufig den Beinamen Schweine führen.

468. Der Esel von Baden.

Wollte man sonst ein durchaus mißrathenes Geschäft mit einer stehenden Phrase bezeichnen, so nannte man nur den Esel von Baden. Warum sich der Name eines so unliebsamen Thieres mit demjenigen eines hübschen und vielbesuchten Städtchens verbunden hat und wie dies widernatürliche Bündniß wieder aufhörte, erzählt folgender Schwank.

Je weiter die Reformation in Zürich um sich griff, um so treuer und eifriger suchte das benachbarte Städtchen Baden im alten Glauben zu verharren. Aus den Zürcher- und Berner-Kirchen riß man die Altäre, Bilder und Orgeln weg; die katholischen Orte dagegen steigerten den kirchlichen Prunk wo möglich noch höher, um die Schaulust zu reizen und schwankende Gemüther neu anzuziehen. Aus solchen Gründen genügte manche bunte Bruderschaftsfahne nicht mehr, manche vergoldete Heiligenfigur nicht mehr, die sonst bei öffentlichen Umgängen gedient hatte; und so ergieng es auch jenem hölzernen Palmesel zu Baden, den man seit alten Zeiten am Palmsonntage prozessionsweise auf Rädern durch die Straßen gezogen hatte; die Badener wollten nun einen neuen noch schönern haben. Gerade dafür lag das kunstgeübte Zürich am nächsten, mancher Bildschnitzer mußte jetzt dorten unfreiwillig feiern; wendete man sich dorthin, so bekam man den gewünschten Esel gewiß am schnellsten und aufs beste. Daselbst also schloß man privatim mit einem erprobten Schnitzer einen Vertrag ab und bald gieng die Figur ihrer Vollendung entgegen. Allein allzufrüh vernahm der bilderstürmende Eifer dortiger Obrigkeit von dieser Unternehmung. Damit nun die von allem Wuste des Aberglaubens gesäuberten Mauern Zürichs nicht neuerdings verunreinigt würden und auf daß man dem abgeschwornen Bilderdienste auch auswärts nicht Vorschub leiste, verfügte sich der Rath noch rechtzeitig in die

Werkstätte seines unberufenen Phidias und ließ „das Gegenbild machen", d. h. man bezahlte dem Meister seine Kosten und verbrannte den halbfertigen Esel.

Badens Erwartungen waren dadurch freilich sehr unerwartet verzögert, allein nicht verändert. Frisch wendete man sich, um völlig gesichert zu gehen und diesmal den Zweck bestimmt zu erreichen, ins Ausland und berief im Jahre 1534 einen Augsburger Bildschnitzer. Der Mann erschien und gieng unter dem besondern Schutze des in Baden residirenden katholischen Landvogtes an den zweiten Esel, auf den diesmal nach ausdrücklichem Verlangen noch eine reitende Figur geschnitzt werden sollte. Bei dieser Arbeit sprang dem Augsburger ein Splitter in die Kehle, und blieb so unbeweglich stecken, daß der Mann daran erstickte. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; Zürich lachte, und dichtete sogar Lieder auf das Mißgeschick der Nachbarn; solcherlei Spottverse hat H. Bullinger, damals oberster Würdenträger (Antistes) der Zürcher Kirche, in seiner handschriftlichen Chronik aufgezeichnet, der Anfang über den Esel mit der reitenden Figur lautet:

Nun will ich eben heben an
Und singen was ich gehen han
Vom neuwen Esel z'Baden.
Es denkt mich wahrlich Gott verachtt,
Uß Einem Holz zwei Gsälzt gemachtt,
Als mit dem Esel z'Baden.

Allein darüber erkaltete der katholische Eifer nicht, er antwortete sogar mit einem Gegenliede und gieng alsbald an den dritten Versuch, zu dem gewünschten Esel zu kommen. Dieser nun wurde fertig; aber wie es mit jeder Sache geht, die zu lange dauert, so blieb gerade dieser der unberühmteste von allen. Nichts weiß man von ihm Besonderes, als daß er eben bloß seinen lokalen Namen für sich und für das Städtchen fortfristete. Als daher die Gemeinde in ihrer allmählichen Entwicklung gleichfalls zu fühlen begann, daß sie ein paar Alterthümer zu viel besitze, so vermachte sie unter anderen Raritäten den lästigen Esel ihren Oberherren. Diese gelehrten Herren durften nicht wagen, eine solche Gabe öffentlich auszuschlagen. Da sich aber im Stifte kein Stall und sonst kein Herz mehr für das Thier vorfand, so stellten sie den Dulder dahin, wo er weder ihnen noch Andern jemals wieder unter die Augen kam, — auf ihre Bibliothek. Erst die französische Revolution sprengte auch sein Gefängniß. Mit dem Moder und Staub des Alterthums bedeckt, von zahllosen Spinnengeweben ein-

gestert, wurde der Verstoßene hervorgezogen und unter offenem Himmel — versteigert. Daß er jedoch auch damit nicht sogleich ans Ziel seiner Laufbahn gekommen war, das wissen die noch Lebenden umständlich zu erzählen. Rath und erbgesessene Bürgerschaft sollen nämlich eine Rechts-Verwahrung erhoben haben, als ein Fremder, welcher eben als Schauspieldirektor im Städtchen wohnte, den Esel ersteigerte. Man wollte das Thier nicht noch auf die Theaterbühne bringen lassen und forderte es dem Käufer deshalb wieder ab. Wie dieser sich weigerte, und im Scherze mit Entschädigungsklagen drohte, und wie man dagegen sein Theater mit dem bürgerlichen Bann bedrohte, bis zuletzt der streitige Esel eben doch einem Salomonischen Urtheil zum Opfer fiel, dies könnte uns nun derjenige Schriftsteller recht anmuthig zu Ende erzählen, welcher die Irrfahrten eines Musikanten (herausgegeben v. L. Bechstein) verfaßt hat.

XI. Legenden und Märchen.

469. Die Bekehrer auf der Heidenburg.

Am rechten Ufer des Aabaches, der aus dem Hallwiler-See fließt, beginnt auf dem Fußwege vom Dorfe Egliswil nach dem Städtchen Lenzburg eine Reihe hoher Felsen, die hier die eine Seite des waldigen Saffersberges abschließen. Auf ihren Zacken gewahrt man einige Mauertrümmer, und tiefer herab zu den Matten im Wylthale zeigt sich in einer Felshöhle ein in den Stein gehauenes Fenster. In der Nähe liegt der Heidengraben. Diese Felsen und Trümmer zusammen, die in noch größeren Ueberresten zu Ende des vorigen Jahrhunderts sichtbar gewesen sind, heißen die Heidenburg. Man erzählt, die ersten christlichen Sendboten, die in diese Gegend kamen, hätten sich vor der Uebermacht der Heidenpriester nicht behaupten können. Drei Bekehrer flüchteten sich deshalb auf diese damals schon verlassenen Felsstätten herauf und verschanzten sich. Allein auch hier witterten die Heidenpriester sie aus, stürmten den Berg und warfen die dreie in die Flammen des angezündeten Burgstalls. Auch sagt man, die dreie hätten sich lange verzweifelt gewehrt und sich endlich freiwillig in die Flammen gestürzt, als sie den Belagerern nicht mehr entrinnen konnten. Nach ihrem Tode sollen sie in ihrem Bekehrungsgeschäfte gleichwohl nicht geruht haben. Jetzt redet man nur noch von drei weißen Gestalten an jenem Orte. Vgl. Spinne auf der Heidenburg, Bd. 1, No. 168.

470. Die Staufberger Kirchenglocke.

Wie die Bauleute ehemals das Staufener-Kirchlein unten am Platze bei der Dorflinde hingesetzt hatten, gerade so trugen es dann die Engel in gleicher Art und Stein für Stein auf die Höhe des Berges hinauf, von dem aus es über Aarthal und Seeland, in den Schwarzwald und in die Alpen hinschaut. Aber zugleich hiengen sie auch eine wunderbare Glocke in den Thurm. Man hat sie früher bis auf die Brücke der Stadt Zürich hinein läuten hören. Gerne hätten die Zürcher ihre eigne Kirche damit geschmückt und boten dafür den Staufbergern so viel Böcke (Vierbatzenstücke), als man deren

eng aneinander von Zürich bis Staufen bei sechs Stunden Weges hat legen können. Allein das Dorf willigte nicht ein und ließ es den reichen Städtern mündlich durch eigne Abgesandte ausrichten. Nun sannen die Zürcher auf Schaden; sie gaben den heimkehrenden Bauern einen Seidenfaden mit, ihn um ihre Thurmglocke zu schlingen, worauf das Geläute dann noch mächtiger tönen würde. Die unerfahrenen Leute thaten's und die Glocke hat seitdem einen Riß.

Gerade so dämpfen die Straßburger die Glocke zu Hauen-Oberstein (Baden) durch einen hinein geschlagenen Nagel. Mone, Anzeig. 1835. Die Keitumer binden dem Klöppel ihrer Glocke ein Roßhaar um, damit sie wie zersprungen töne und die Bewohner von Hoya nicht ferner reize, sie zu stehlen. Bechstein, DSagb. No. 201. Ueber Bedeutsamkeit und Verwendung des rothen Fadens im Volksglauben, genügt es, auf Kuhn zu verweisen: nordd. Sag. 522, XXIV. und auf Grimms Rechtsalth. 182. 810. Insofern man mit diesem Symbol der Besitzergreifung hegt, schützt und belebnt, dient es zugleich auch dazu, dienstbar und leibeigen zu machen. Im altdän. Heldl. S. 50 u. 503 bindet der Held den rothen Faden um den Helm zum Schutze; die brittische Flotte webt ihn durch all ihr Segelwerk. Als Kaiser Karl den von den Römern geblendeten Papst Leo wieder geheilt hat, blieb diesem noch eine Narbe gleich einem feinen Faden. Mönch v. St. Gallen, l. 1. c. 26. Das Gleiche erzählt unsere Legende von den Angelsachsen No. 474, dem Geschlechte der Notter zu Boswil nach. Der Glückswunsch der Kinder, die das Neujahr anfingen, lautet: *'s isch e güter Fade um das Hüs, der Herr spaziert dreimol dri und drüs.* Stöber, elsäß. Volksb. S. 58. Die Bamberger Kirche verwahrt den Seidenfaden, mittelst dessen die Kaiserin Kunigunde die vier obersten Reichsämter zu Lehen des Domstiftes machte; die damit zugleich verbundenen vier Städte sind Prag, Amberg, Wittenberg, Brandenburg. Compendieuse Staatsbeschreib. (1719). 2, 109. Das Kind führt den Uristier an einem Faden zum Todeskampfe No. 246, Grimm, DS. No. 142; und ein Volkslied aus dem schweiz. Bauernkriege, abgedruckt in Balthasars Helvetia 6, 628 singt ironisch von jener Kette, an welcher der Bauernanführer gefangen liegt:

Im Spittel auf dem Laden sitzt er Tag und Nacht
An einem Seidenfaden, wie ihn der Schlosser macht.

Zwirn und Faden sind Rechtssymbole, die gerichtlich hegen und haftbar machen, Lex Salica, ed. Merkel, pag. VII. Daher wird dem Großen Fisch im Egelsee ein rother Faden um den Hals gebunden (Abtbl. Hl. Gewässer No. 8); ein um den Neptuntempel zu Mantinea gezogener Wollfaden schützt gegen Entheiligung (Pausanias 8, 10.); „*ein siden vaden mit wasse*" wird nach dem Basler Dienstmannenrecht (ed. Wackernagel, § 12) dem Gefangenen vor den Rothen Thurm gespannt, und mit einem Faden aus dem eigenen Mantel gezogen, befreit Pipin den Fuldaer-Abt Sturm. Rettberg, Kirch.-Gesch. 1, 612. Aber der Glaube verkehrt sich in Aberglaube, das befreiende Rechtssymbol sich in ein schädigendes: deswegen glaubte man, die Glocke zu Keitum sei gesprungen, weil ein Zwirnsfaden oder ein Pferdehaar um sie gebunden worden war. Müllenhoff, Schleew. Holst. Sag. pag. 117. In Indien ist der rothe Faden Hochzeitsschnur und Vermäh-

lungsring, bei den Esthen wird er der Braut um den Leib gewunden, in Tirol dem W. Mann (Wolf, Ztschr. 3, 200), in Schottland schützt er gegen Hexen. Kuhn, nordd. Sag. pag. 522, XXIV.

471. Das wirksame Stroh.

Unser Herr war nach langen Jahren wieder einmal nach Bethlehem gekommen. Das traf sich gerade auf seinen Geburtstag und den wollte er diesmal zu Hause zubringen. Die Verwandten thaten nun gar stolz auf ihn und rüsteten ihm ein rechtes Gastmahl. Bei Tische war von allerlei die Rede, immer aber kam man wieder auf die Berühmtheit des lieben Sohnes zurück, der jetzt mit seinem Namen schon das ganze Ländchen erfüllte. Wer hätte sich das einfallen lassen, sagte da ein alter Mann, wenn ich zurückdenke, wie du heute vor dreißig Jahren in der Krippe meines Stalles auf Stroh lagst. Ich war damals selber noch arm, und nun in der kalten Nacht noch dazu ein hilfloses neugebornes Kind, wie sollten wir Hirtenleute da uns anders behelfen! „Was sagt Ihr, Freund, Stroh ist mein erstes Lager gewesen? Nun so soll es fort und fort gesegnet sein. Friede den Hütten! und wie etliche Hälmlein damals ein nacktes Leben gefristet haben, so sollen sie an manchem Tage auch der Pflanze und dem Thiere zu Schutz und Schirm, und nur dem eitein Menschen zur Schande sein.“ So lautete hierauf des Heilands Antwort.

Gestützt auf diesen Segensspruch beginnt man zur Zeit des Ostertaufläutens Strohbande zu flechten. Die Thiere, die man damit abreibt, gedeihen; die man damit schlägt, sind jedem Unfall ausgesetzt. Mit diesem geflochtenen „Widstrau“ umwickelt man am Abend vor Weihnachten die Obstbäume, damit sie im künftigen Jahre reichlich tragen; und dies Geschäft nennt man das Chüssen der Bäume, ihr Strohbettchen.

Kommt aber die Neujahrsnacht heran, so machen die Burschen heimlich einen Strohmann und stellen ihn der hochmüthigsten Dorfjungfer vors Haus. Zu ihrer Schmach schaut ihr dann Frühmorgens der lächerliche Bröggler (Prahlhans) zum Fenster der Schlafkammer herein.

Vgl. Myth., Abergl. No. 990. In Schlesien schüttet man die Fischgräten vom Weihnachtsmahl an die Gartenbäume: Weinhold, Weihnachtsspiele S. 28; in der Uckermark und um Görlitz umwickelt man die Bäume mit jenen Strohbändern, auf die man beim Neujahrsessen die Füße gesetzt hat. Kuhn, nordd. Sag. 407. In Bayern, Schwaben und Thüringen geschieht gleiches. (Panzer 1, S. 262. Meier, S. 461. Sommer, S. 156, 162): Alles dazu, daß die Bäume nächstes Jahr reichlich tragen.

Wie da die Menſchen feſtlich vereint das Neujahr anwachen, ſo ſollen auch die Bäume draußen in dieſer Zeit, und im Stalle die Thiere nicht ſchlafen, um beim Nahen der Gottheit und bei der Austheilung ihres Segens nicht übergangen zu werden. Deshalb giebt man ihnen ein Küſſen aus Stroh. So giebt man dem Baum ſein Neujahr. Der Brauch gilt auch in der Bretagne: Wolf, Beitr. 1, Abergl. 359. Grimm, Abergl. L. 47 bringt aus einer mhd. Hſ. denſelben Brauch: die paum chuſt man, ſo werden ſe fruchtper des iars. Vgl. ebendaſ. No. 153 u. 1103. Der Kinderreim von den drei Marcien (Nornen) ſagt von der letzten Norne: die dritt, die ſpinnt haberſtrau. Und dieſe Norne kehrt wieder im Spruche von der Mutter Hausgeſinde: haberſtrau heinst mi frau. Im deutſchen Volksliede wird vielfach eine Geliebte zur Frau begehrt, die aus Haberſtroh klare Seide wänne. Dies iſt der Glückshalm, der dem Walther v. d. Vglw. Erhörung bei der Geliebten ankündet: mich hat ein halm gemachet frö. Es iſt zugleich das Hilfskraut und der Rothhalm: galium verum iſt unſer Lieben Frauen Bettſtroh genannt, Hagen, Apothekerkunſt 1781; und der Senne braucht es als Lab zum Käſen. Schlägt man ein Thier mit einem Strohbande, ſo bleibt jenes Unfällen ausgeſetzt. Wanderer i. d. Schweiz 1842. 304. Brich das Stroh mit ihm, ſagt noch der engliſche Gelte demjenigen, welchem er räth, die Verbindung mit Jemand abzubrechen. Vgl. Grimm, RA. 604. Die Schwinger in den Alpen brechen vor dem Beginne des Wettringens jeder einen Halm; der Geworfene bricht abermals einen. So ergiebt ſich mittelſt des Halmes der beſiegte Lindgaſt an Sifrit, und eine Nib. Hſ. zeigt dieſe Rechtsſitte gemalt zu Strophe 188, 1. Aus der lex salica 53, 3 iſt dieſe Feſtucation in das ſchweizeriſche Landſchaftsrecht allenthalben übergegangen. Aus St. Gallen vermeldets Ild. v. Arx; aus Appenzell Zellweger; aus Baſelland Lenggenhager (Schlöſſer, Baſell. S. 270.); und da in Ueberreichung eines vom eigenen Dache gebrochenen und dem Richter dargebotenen Strohhalmes das Klagerecht beurkundet war, ſo beſagte die Redensart, über einen Strohhalm fallen, ſoviel als gerichtlich den Kürzeren ziehen und die Streitſache im Beginne verlieren. Es zornet und grint daz arme lut echt, so einiger halm an dem wege lit. Berchtold, ed. Kling, 194. Dieſe deutſche Nation ſtolpert durchaus über Strohhalmen, ſagt ähnlich Göthe bei Riemer, Mittheil. 2, 529. Ein iriſches Elfenmärchen über dieſe Phraſe giebt Grimm, XC.

471 a. Das Stroh verbrennen.

Ein Kornſpeicher, den man auf der ehemals zum Kirchenbau beſtimmt geweſenen Bauſtelle um Gontenſchwil aufzuführen begann, wollte in ſeinen Grundmauern durchaus nicht feſt werden. Da brachte ein Mann vom Gaishof ein Füllen auf den Platz, zündete eine Welle Bohnenſtroh ihm unter dem Leibe an und hielt das Thier ſo lange, bis das Stroh verbrannt war. Von da an fiel das friſch aufgeführte Mauerwerk den Arbeitern nicht mehr zuſammen. Es hat ſich dieſer Brauch in jener Gegend bis in die Neuzeit fort vererbt; wollte das

Aufnen oder ſonſt eine landwirthſchaftliche Verrichtung nicht gut von ſtatten gehen, ſo nahm man ein Füllen aus dem Stalle und verbrannte ihm eine Welle Stroh, Heu u. A. unter dem Leibe.

Hexe und Toggeli verwandeln ſich in einen Strohhalm. Bekannt iſt die aller Orten ſich wiederholende Erzählung, wie die Meiſterfrau als Hexe Nachts ihre Geſellen reitet. Der Schuſtergeſelle, der darüber erwacht, wirft den in ſeinem Bette gegriffenen Strohhalm zum Fenſter hinaus, oder der Schmiedgeſelle ſpannt ihn ſogleich in den Schraubſtock. Des Morgens hängt dann die Schmiedsfrau an ihren Zöpfen in den Schraubſtock geſpannt, und die Schuſtersfrau hat über Nacht den Hals gebrochen. Eine Hildesheimer-Sage erzählt, wie man einen Werwolf hängen wollte, ſtatt ſeiner ſah man zuletzt nur eine Gerſtenboſe am Galgen. Die Ansbacher, denen der Verfaſſer dieſes Buches angehört, haben den Spitznamen Wolfshenker. Es ſtarb nämlich der dortige Bürgermeiſter Leicht und ſah von ſeinem Dachfenſter aus ſeinem eignen Leichenbegängniſſe zu. Als man ihn greifen wollte, verwandelte er ſich in einen Wolf. So lief er ein Vierteljahr in der Umgegend umher, zerriß und fraß bei Windsbach vier Kinder und packte die Leute an, daß ſich Niemand mehr über Feld getraute. Endlich ſtürzte er über der Verfolgung eines Hahnes in einen leeren Brunnen und wurde da von den Bauern mit Steinen und Prügeln getödtet. Am 10. Okt. 1685 wurde ihm in Ansbach die Schnauze abgehauen und dafür ein Schembart (Larve) angelegt, eine Perücke aufgeſetzt und ein Rock von Wachsleinwand angethan, und ſo wurde er auf dem Nürnbergerberge bei Ansbach, der heute die Windmühle heißt, an einen Schnellgalgen gehenkt. Man behauptet, ſeine Perücke ſei aus Stroh, Andere aber ſagen, ſie ſei aus Menſchenhaaren gemacht geweſen. Die Haut hatte man ihm abgezogen und ausgeſtopft in die ſtädtiſche Kunſtkammer gebracht. Oertel, kleine Chronik von Ansbach, 1837. pag. 40. Der Brauch, erjagte Wölfe zur Schau an Bäume auszuhängen, verräth ſich bereits in Friedrich I. Schreiben 1165 an ſeinen Sohn: es wären an Einem Tage 22 Räuber an Einem Galgen wie Wölfe, more lupino, aufgehangen worden. Anton, Geſch. d. Landwirthſch. 3, 501. Im Faſnachtliede aus dem 16. Jahrh. (Mittler, deutſche Volksl. 1855, No. 1386) heißt es von einem bäuriſch Maskirten: wenn er stro bindet umb die kuye, kan jn niemand erkennen. Beim Pfingſtwettlauf in der Altmark bindet man dem allerletzten, welcher der Molitz genannt wird, ein Strohband ums Knie und ſingt: Molitz hat ſich ins Knie gehaut! Kuhn, nordd. Sag. pag. 380.

---

472. Vom Frickthaler Landespatron Fridolin.

Als der heilige Fridolin das Stift Seckingen am badiſchen Oberrhein gründete, hörte er unter allen ſeinen Mühen und Sorgen doch nicht auf, beſonders ein Kinderfreund zu ſein. Gar oftmals, wenn er in ſeinem Obſtgarten ſpazieren gehen wollte, traf er die Seckinger Buben droben auf den Bäumen, welche über den Zaun geſtiegen

waren, und ihm die Aepfel unzeitig wegaßen. „Büblein," ſagte er dann, „ſchnell macht euch davon; denn dort kommen auch die Kloſterbrüder, und wenn euch die erwiſchen, ſo geht's ans Hoſenſpannen!" Konnten dann die Knaben vor Angſt nicht ſchnell genug herunter klettern, ſo half er ihnen ſelber und hielt Achſel und Rücken hin, damit ſie darauf ſteigen und ja keinen Schaden nehmen ſollten. Nun waren aber auch etliche Buben darunter aus dem Dorfe Stein, das jenſeits des Stiftes am Aargauer-Rheinufer gelegen iſt, und dieſe konnten dem guten Manne ihren Aerger nicht vergeſſen, daß er ſie einmal mit leerer Taſche heimgeſchickt hatte. So wie er nun das nächſte Mal in ihr Dorf herüber kam, ließen ſie alle Unart an ihm aus, ſie bleckten ihm die Zunge, ſpuckten ihn an und hetzten ihm einen rothen Hund nach. Der Heilige ſtrafte ſie dafür nicht ab. Seitdem giebt man aber ringsum den Steinern den Spottnamen rothe Geifer, und ſagt, ſie kämen alle rothhaarig zur Welt und müßten am allerlängſten mit dem Geiferfleck herumlaufen. (Murer, Helvet. Sanct. 1751 pag. 65.) Noch berechnet der Bauer die Zeit der Ackerbeſtellung und die Witterung nach dieſem Heiligen. Regen giebt's, ſagt man im Frickthal, wenn der Bergfriedli ſchreit. „St. Friedlis Tag ſchwimmt 's Liecht durhe Bach ab." (Kirchhofer, Schweiz. Sprichwörter 318.) „(St. Fridolinus) habuit secum quemdam magnæ ferocitatis discipulum. Sed tamen suus magister tantæ mansuetudinis erat, ut quando pueri, sicut mos est parvulorum, conscenderant arborem [illegible] causa colligendi poma, juxta stipitem stans observaret eorum descensum, quatinus suo blandius impositi dorso nullatenus ruinam timerent eisque tunc suum prædictum fugientibus discipulum ita dixit: „fugite, o miseri, fugite, ne ille veniat, qui vos absque misericordia damnet!" (Walther von St. Gallen, ums Jahr 1000.) Mone, badiſche Quellenſammlung, pag. 14 b.

---

173. Fünf Finger im Kloſterportale zu Olsberg.

Ein früherer Graf des oberrheiniſchen Rauracher-Gaues hieß Kadaloch; er hat im Frickthale in einer ſtillen Gegend das Gotteshaus Olsberg gegründet und dem Schweſterorden der Auguſtinerinnen geweiht. Der nach des Gründers Namen dem Stifte gegebene Namen Kadolsberg wurde zum Olsberg umgeändert, um damit an den Oelberg in Jeruſalem zu erinnern; der Violenbach, der das kleine Thälchen durchfließt, ſollte an den Bach Kidron im Thale Joſaphat gemahnen, auch des Kloſters Siegel bekam die Inſchrift

Hortus Dei; ein Gottesgärtlein sollte ringsum das Ländchen sein. Allein dazu hatte es schon Kadaloch der Graf zu reichlich begabt, und seine frommen Nachkommen vergrößerten sogar noch diese Schenkungen. Man sagt, des Stiftes Besitzthümer hätten einst bis nach Straßburg hinabgereicht. Damit wuchs denn auch die Vergnügungssucht und der weltliche Sinn in seinem Innern. Im Kloster gab's bald lauter Spiel- und Vacanztage. In die großen schattigen Buchenwälder des Jura zog man hinaus und hielt da Maienfesse und Sommerfrische; nicht aber nach der einfachen Weise des Landvolkes, das dann auf etliche Tage von der Arbeit sich auf einem Sennhofe ausruht. Nein, auf den Matten und in der Bergluft der Rüschelen schlug man Hütten auf zu unerlaubten Lustbarkeiten, und vertanzte die Gebetstunden mit den jungen Rathsherren der benachbarten Stadt Rheinfelden. Der Basler Bischof beschloß endlich solchen Ausartungen Einhalt zu thun und schickte einen Abgesandten ins Stift, der es zu den Regeln der strengen Clausur zurückführen sollte. Allein man hatte das Gehorchen verlernt, man wollte nichts mehr vom Bischof mit allen seinen Gesandten wissen. Der ganze Convent stellte sich daher im Chor der Kirche auf und eröffnete dem unwillkommenen Boten, wie man einmüthig zum Beschluß gekommen sei, jeden ferneren Ueberbringer solch unliebsamer Aufträge an dieser Stelle todt beißen und todt kratzen zu wollen. Der fromme Mann bekreuzte sich und gieng. Aber beim Austritt aus dem entheiligten Gotteshause drückte er seine Hand tief in den linken Thorstein, als wär's weiches Wachs, und rief zu den Nonnen zurückgewendet mit prophetischem Schmerze:

Nie ist Olsberg ohne Brod,
Aber niemals ohne Noth!

Die Spur dieser mit ihren fünf Fingern ins Thor gedrückten Priesterhand war noch bis zu den Zeiten zu sehen, da die Schweden ins Land fielen, und da die Bauern im Bauernkriege die Schlösser und Klöster wegbrannten. Der Stein mit seinem Merkzeichen ist verschwunden, keine Klosterfrau ist mehr im ganzen Thale; doch heute noch erfüllt sich jene Prophezeiung fortwährend. Dieses sonst so reiche Stift adeliger Fräulein, dessen Abtissin die Gräfin von Thierstein gewesen war, für das die Kaiserin Maria Theresia noch fromme Fürsorge trug, ist in eine Anstalt für arme und verwahrloste Kinder umgewandelt, die nun auf dem Klosterboden den Ackerbau treiben und ihr Brod verdienen lernen, und heißt jetzt nach dem Namen des bekannten Menschenfreundes Pestalozzi-Stiftung.

Abthl. I. No. 16 hat Olsberg stets Wasser, hier stets auch Brod. — Anders als das Volk erzählt der fleißige S. Münster in seinem Weltbuche

S. 599 die Olsberger Legende. Die damalige Äbtissin Bertha, Gräfin von Thierstein im Fruckthal, hatte einen hartherzigen Kastvogt, der den Armen jedes Almosen mit der wiederholten Bemerkung abschlagen ließ, das Stift sei noch nicht lange abgebrannt und selber arm. Ein Bettler erwiedert darauf: date, et vobis dabitur, und drückt dabei seine offene Hand bleibend in den Stein der Klosterpforte. Die Zurücklassung von Hand- und Fußspur im Gestein deutet aber auf alte Riesensagen, und die Rechtssage behauptet, das gerichtliche Maaß sei nach solchen Spuren genommen worden. Die Mailänder maßen nach Liutprands Fußstapfen: signum pedis ejus in ipso lapide fuit sculptum potentia dei, quod usque in præsentem diem ibi apparet et dicitur pes liprandus, ad cujus mensuram usque in hodiernum diem vendunt et emunt. Pertz, Archiv. 7, 630. Die Schweiz, deren ältere Stadtrechte ebenfalls nach Daumen-Ellen und Zehen messen (Segesser, Luzern. Rechts-Gesch. 1, 81. Zellweger, Appenz.-Gesch. 1), hat solcher Sagen viele. In der Einsiedler-Wallfahrtskirche ist ein über das Gestein gebestetes Silberblech mit fünf Löchern, die Christus nach vollendeter Kirchweihe hier eingedrückt. Landser Enchiridion helvet. 103. Im aargauischen Städtchen Mellingen zog sich erst vor ein paar Jahren ein Geistlicher einen kirchlichen Verweis zu für die Himmelfahrtspredigt, in welcher er behauptete: der Herr habe einen so starken Gump gen Himmel genommen, daß man im Felsen des Berges noch heute seine Fußstapfen erblicke. Aarg. Blätter 1852. Auf dem Kirchenbügel in Glarus zeigt man den Fels, in dessen Gestein Felix und Regula gegriffen hatten, als sie dorten wohnten. Am Schindelnberge bei Elms in Glarus ist das eine Martinsloch durch das Gebirge gestoßen; das andere gleichnamige ist am Berner Eigerberge, und man zeigt dorten den Martinsdruck, d. h. diejenige Stelle, in welche der zum Stoß ausholende Heilige den Rücken eingestemmt hatte. Jahn, Kant. Bern, 328. Eine ähnliche Gebirgslücke im Kant. Freiburg heißt der Mönchstritt. Alpenrof. 1823, 129. Der Pfaffenköchin-tapp (tritt) heißt eine Felsplatte ob der Mellermatte im St. Gallerland, von der aus eine Pfaffenkellnerin dem Teufel durch die Luft auf die Tamonser Wand hinüber entsprang. Reithard, Sag. a. d. Schweiz, 370. Brode, in Steine verwandelt, wiederholen sich in jeder landschaftlichen Sage; hier folgen nur ein paar Parallelpunkte, welche zu der vorstehenden Nummer direkt gehören. Am Eingang in den Freisinger Dom ist der bischöfliche Thorwart Seemoser abgebildet mit einem Laib Brod. Letzterer verwandelte sich in Stein, als Seemoser, der eben auf dem Wege war, heimlich damit die Armen zu speisen, ihn dem geizigen Bischof Gerold vorzeigen sollte. In der Hauptkirche zu Landshut hängt mit silberner Einfassung ein runder Stein in Gestalt eines Brodes, in dem die eingedrückten Finger des Mädchens zu sehen sind, die zu geizig war, es ungebrochen den Armen reichen zu wollen. Schöppner, bayr. Sagb. No. 54. 55.

---

474. Die drei Angelsachsen in Sarmensdorf.

Drei fromme Männer von dem Volke der Angelsachsen waren von einer Wallfahrt aus Einsiedeln her nach Muri ins Freienamt

gekommen. Als sie hier am Grabe des hl. Leontius ihr Gebet verrichtet hatten, wollten sie sich im Dorfe Lebensmittel kaufen und damit selbigen Abend noch nach Sarmensdorf weiter wandern. So wie sie sich aber dem Wirthshause zum Ochsen näherten, war in der Gaststube Musik, und ein fröhliches Brautpaar lud die Fremdlinge ein, am Hochzeitstische sich zu sättigen und auszuruhen; nach der Hand, hieß es, wolle man sie selbst zum Hofe Bühlisacker, dem Heimathsorte des Brautpaares, begleiten und von dort aus sei es nicht mehr weit bis nach Sarmensdorf. So geschah's. Es war schon spät geworden, da Pilger und Hochzeitsleute zusammen Bühlisacker erreichten; um so weniger wollten nun die Angelsachsen das abermalige Anerbieten annehmen, heute hier auch zu übernachten. Sie sagten dem gastfreundlichen Paare ein dankbares Lebewohl, schenkten der jungen Frau einen goldenen Pfenning zum Andenken und setzten unverweilt ihren Marsch fort. Dies hatten aber drei junge verwegene Gesellen mit angesehen, die schon in Muri beim heutigen Tanze sich aufgeregt hatten, und raublustig schlichen sie sich nun den Pilgern nach. Die Straße führt von hier weg bis Sarmensdorf lange bergan und hat zu beiden Seiten Tannenwald. Um so eher waren hier die Landesfremden einzuholen und ungesehen zu überfallen. Die Bösewichte drangen auf sie ein, hieben ihnen die Häupter ab und schleuderten diese weit weg; als sie aber an den Leichen nichts von der verhofften Beute fanden, entrannen sie. Doch die Ermordeten erhoben sich wieder, wandelten ihren abgeschlagenen Häuptern zu, nahmen sie aus dem Staube auf und wuschen sie an einem Weidbrünnlein sauber, das an dem Berge bei Bühlisacker ist. Es fließt seitdem mit röthlichem Wasser; sonst war es eine bloße Bichtränke, nun wallfahrtet man hieher und wäscht alle offenen Wunden, damit sie um so eher zuheilen. Auch der Boden auf dem Mordplatze, obschon er mannstief abgegraben worden ist und weggetragen, läßt sich noch immer in blutrother Färbung auswühlen. Dann zogen die Angelsachsen die Anhöhe hinunter und als es eben zu regnen begann, setzten sie sich zusammen in den Schutz eines großen Steines, der bald als Schirmdach über sie hergewachsen sein soll. Ein Bettelmann aus Sarmensdorf fand sie hier todt, den Kopf in die Hand geschmiegt. Ihre Leichen begrub man in der nahen Wendelinskapelle und erweiterte dieselbe dann; aus ihrer linken Mauerseite ragt ein Fels weit in den Bau herein; das ist der Stein, unter welchem die Märtyrer verschieden sind. Ein alter Bittgesang, der am Feiertage der Heiligen jetzt noch gesungen wird, sagt darüber:

Gleichwie ein Dach
Hat Schatten gmacht
Der Stein und hat Schirm geben.

Neben dem Altar ſteht ein alter Steinſarg, in den man ihre Körper zuſammengelegt hatte; derſelbe trägt eine Inſchrift, welche man auf jenen ſiegreichen Hallwil deutet, der den Burgunder-Herzog Karl in der Schlacht bei Murten überwunden hat; ſie lautet:

In dieſem Stein iſt ihre Ruh,
Man wollt's gar wohl bewahren.
Alt-Halwil gab den Stein dazu
Vor mehr denn hundert Jahren. 1471.

Als man ſpäter ihre Gebeine hier erhob und in den Hauptaltar der Sarmensdorfer Pfarrkirche verſetzte, verlor dieſer Steinſarg gleichwohl nichts von der ihm gewidmeten Verehrung und von dem Glauben an ſeine vielfache Heilkraft. Man beſteckt ihn noch immer mit brennenden Wachskerzen, man läßt den Deckel abheben und ſteigt in den Sarg, um drinnen zu beten und, wie man glaubt, alter Kopfleiden los zu werden. Auch als Wetterheilige gelten die dreie, und die Bauernregel ſagt von ihrem Jahresfeſte, dem 8. Januar: „wenn d' Angelſachſer an ihrem Nammestag ihres Grab nid sunne chönnid, se chan me au i der Arn d' Garbe nid sunne."

Auch ihr Gaſtfreund ſoll ihnen ein Kirchlein haben errichten laſſen in der Nähe ſeines Wohnhauſes zu Bühlisacker, wo ſie ſich von ihm trennten. Es iſt dasjenige, welches an der Straße gegen Muri ſteht, ſchon dem Einſturze nah. Ein Gemälde zeigt drei Männer, die eben angefallen und niedergemacht werden, und trägt folgende verblichene Inſchrift:

Drey Bilger ſind albier zu todt erſchlagen,
Zu Sarmiſterff ligen ſie begraben,
Auß Saren ſind ſie harkomen,
Darum thued man ſie Engel-Saren nännen.

Ueber ihre drei Mörder hat ſich im Stillen ein eigner Glaube fortgeerbt; man hält ſie für Leute aus Boswil vom Geſchlechte der Netter, das in dieſem Orte ein zahlreiches und geachtetes iſt. Jeder Erſtling, der in den Ehen dieſer Verwandtſchaft geboren wird, ſoll, behauptet man, mit einem rothen Striemen um den Hals auf die Welt kommen.

Die Erinnerung an die aus Schottland und Irland in die Schweiz gekommenen älteſten Bekehrer war in mehreren Kantonen Grundlage der Landesgeſchichte geworden, dieſe iriſchen Miſſionäre wurden frühzeitig ſchweizeriſche Lokalheilige und Landespatrone; Fridolin, Gallus, Helir und

Regula werden noch heute auf Banner oder Siegel in Glarus, St. Gallen und Zürich geführt. Ein Pergamentbrief mit der Legendenerzählung „von den seligen Engelsaren anno 1309“ liegt in der Pfarrkirche und in der Gemeindelade zu Sarmenstorf; er ist jedoch nach Schrift- und Sprachfassung durchaus nicht älter als das Datum seiner Vidimierung, gefertigt 26. Nov. 1712 durch Mich. Leont. Eberlin, notar. apostolic. et pastor loci. Der Hof und die Gegend zu Büblisacker und zu Boswil war von Gotteshausleuten bewohnt, die dem Kloster Muri mit Leib und Gut verbunden und zinspflichtig blieben. Das Einsteigen der Leute in den Steinsarg eines Heiligen ist ein alterthümlicher Heilversuch, der auch anderwärts noch andauert, z. B. in Bayern; vgl. Panzer, bayr. Sag. 2, 432. 436. In der Pfarrkirche des Solothurner-Dorfes Wangen ist das Gallengrab. Alle Freitage im Maimonat bringen viele Mütter ihre Kinder dahin und stellen sie in dieses Grab, was sich die Kleinen nicht immer gerne gefallen lassen wollen. Strohmeier, Kant. Solothurn. 266. Ueber den Brauch Heilfelsen im Frühjahr zu erklimmen, redet die Anmerk. No. 477, Gislikirche. In der Dorfkirche von Schwyzerisch Wollerau nennt man ein Grabgewölbe Unser Lieben Frauen Gnd; man öffnets alle Jahre einmal, dann treten die Mütter mit kranken Kindern neunmal hinan und suchen damit Genesung. — Der in dieser Erzählung beargwöhnte Familiennamen Notter hat sein Schicksal in der früheren deutschen Dichtung zu suchen. In Schernbecks Spiel Von Fraw Jutten, v. J. 1480 tritt neben Satanas, Spiegelglanz und Federwisch; ein Teufel Nottis mit auf. Flögel, Kom. Lit. 3, 95. 96. Notir heißt er im Alsberger- und im Friedeberger Passionsspiele, das vor dem 16. Jahrh. datirt. Haupt, Ztschr. 7, 548. Statt Nottis entsteht später Nottir: Fasnachtspiele des 15. Jh. 2, pag. 900. Adalb. v. Kellers Erzählung. aus altd. Handschrift. pag. 23, 34:

her, so herzu ich Nottir,
ich bin hubsch vnd zir.

Nottir ist ein Tanzteufel, und diese Notter kommen ebenfalls gerade vom Hochzeitstanze her. netteln, hnutten ist sich hin und her bewegen (Schmell. Wb. 2, 720), Nötter ist der Rüttelbauch, Stalder 2, 244. — Das Wandeln der Heiligen mit ihren abgeschlagenen Häuptern in den Händen ist dem Martyrologium des 9. oder 10. Jahrhunderts über die Zürcher-Heiligen Felix und Regula entlehnt, die ihre abgeschlagenen Häupter aufnehmen und vom Limmatufer vierzig Ellen weit hinweg zu Berg tragen. Canonicus J. J. Breitinger, Kirchweih-Oration 1755 citirt zum Verständnisse dieses Mirakels eine Stelle aus einer Homilie des Chrysostomus: „Wie dem Krieger seine in der Schlacht erhaltenen Wunden den Muth geben, von seinem Fürsten jegliche Belohnung zu erwarten, eben so ist nichts, was die Martyrer nicht von der Gnade Gottes erlangen könnten, so oft sie ihm ihre abgeschlagenen Häupter in ihren Händen entgegen bringen.“ Breitinger macht keine nähere Angabe über diese von ihm angeführte Homilienstelle. Zürch. Antiq. Mittheil. 1840, 8 Diese Erklärungsweise mag für einen Theil der Legenden zureichen, derselbe Zug aber in der Sage (vgl. No. 387, Haupt des Schwiegervaters) hat einen andern Grund. Der Schimmelreiter, wie man ihn in Schlesien zur Weihnachtszeit darstellt (nach Weinholds Angabe, Weihnachtsspiele), trägt in der Rechten einen Stab mit einem Liebe (Zeichen der Götterherrschaft und des zu gewäh-

renden Ackersegens), unter dem linken Arm aber trägt er seinen Kopf, einen Kürbiß mit eingeschnittener Augen- und Mundhöhle, durch die hinter rothem gewölbten Papier ein Licht hervorschimmert. Dieses ledige Haupt mit offnem feurigen Munde symbolisiert die Winde, die Zwerge Vindálfr und Gustr (flatus), die in Gestalt blasender Häupter noch an den Giebeln unserer Holzbauten, und in den Holzschnitten unserer alten Kalender vorkommen. Kuhn, Ztschr. f. Sprachforsch. 4, 116 weiset in derselben Erscheinungs- und Wirkungsart zugleich die indischen Maruts nach. Unser Schimmelreiter ist ein Witterungsgeist, unsere feuerigen Männer sind dasselbe, und beide tragen desbalb das Haupt unterm Arme. Während der Wassergeist im Trottenbach (No. 43) also erscheint, hält er seine eignen Augen dazu auf einem Teller; nachdem sich der hauptlose Mann beim Hoden-Schüerli gezeigt hat (No. 108), entwurzelt alsbald ein Sturmwind die dicksten Bäume. „Dieses Sturmgeheul ist der Aldleich, der Lebendes und Lebloses mit unwiderstehlicher Gewalt zum Tanz treibt; das des Orpheus Lied, dem Felsen und Bäume folgen; das auch die Musik, die an der Spitze des W. Heeres erklingt." Kuhn, ibid.

---

475. Wandernde Kirchenbauten.

Der Eckstein der Rohrdorfer Pfarrkirche war sonst zu Remetschwil im Dorfe gelegen, wo man ursprünglich jene Kirche hatte erbauen wollen; kam aber Nachts zweimal eine Viertelstunde weit nach Rohrdorf auf die halbe Höhe des Heiterberges heraufgeflogen, bis man ihn endlich da beliess.

Ebenso wanderte auch die Kirche zu Vilmergen von ihrer alten Baustelle im Thale über Nacht auf den Hügel hinauf, auf welchem sie nun eine so malerische Lage hat.

Das Kirchlein zu Kilchberg bei Aarau ziert freundlich den Gipfel einer Jurahöhe, welche rings über das Aarthal hinblicken läßt; dennoch sollte es ursprünglich am hintern Ende desselben Bergrückens, auf dem sogenannten Waidgüpfli aufgeführt und gegen Wälder und Jurawände gerichtet werden. Denn damit wäre es um vieles näher bei seinem Dorfe gelegen gewesen. Aber das auf der Hinterseite dieses Bergrückens Gebaute war alltäglich wieder auf die sonnige Thalseite vorgeschafft. Die Wahrheit dieser Meinung will man aus den noch sichtbaren Bauspuren hinten am Waidgüpfli nachweisen. Doch versichern alte Leute, es seien dies die Ueberreste einer längst eingegangenen Burg Hooren oder Hochrain, welche zuletzt den Chorherren von Münster eigen gewesen sei; und in unerreichbarer Tiefe stecke hier ein großer Schatz. Vgl. No. 379, Horenbauer von Asp. Allerdings haben jetzt noch die Chorherren von Münster im Luzernerlande das Collaturrecht dieser Pfarrei von Kilchberg.

Eine ähnliche Wanderung des Bauwerkes von der ihm zugedachten Stelle auf den Platz eines verlassenen heidnischen Götterhaines zurück, erzählt man in der Schweiz von der Kapelle zum hl. Kreuz am Rigi, oberhalb Wäggis; von der Stephanskapelle zu Matten, bei Interlacken; von der Dorfkirche zu Mühleberg, zwischen Saane und Aare, an der Bernergrenze; hier wandert selbst das Störchepaar zugleich mit dem Thurme auf den alten Platz zurück, um da fort zu brüten. Reitbard, Sag. a. d. Schweiz, 535; und den Kirchenbau des Klosters Pfäfers versetzt eine Taube an seine heutige Stelle: R. Wyß, schweiz. Idyllen 1, 217. Die Einiger Chronik erzählt dasselbe von der Kirche zu Einigen am Thuner See, diese und die ebendaselbst zu Blumenstein haben ihre Baustelle eigenmächtig aufgesucht. Wyß, Reise ins Bern. Oberl. — es vergleicht sich dies dem Zuge in der Legende von Amicus und Amelius, da die beiden Steinsärge der bestatteten Freunde zusammen rücken. Grimm, Arm. Heinrich pag. 194. Sogar auf den Höhen und Schneewüsten des Montblanc ist dieselbe Legende wirksam. Das Dorf Notre-Dame de la Gorge verehrt ein Marienbild, das von seiner Gletscherhöhe in die tieferliegende Thalkirche herab getragen, stets wieder in die alte Kapelle zurückgekehrt ist. Der Zugang zu letzterer ist gefährlich, gleichwohl strömen die Bewohner der Nachbarthäler alljährl. am 15. August hier andächtig zusammen. Der in der Kapelle sprudelnde Quell ist heilkräftig. Die nächstgelegenen Höhen und öden Halden heißen Col du Bon Homme, Plan des Dames, Plan du Mont Jovet (Jovis). Meyer Knonau, schweiz. Erdkunde 2, 419. Aehnliche Baulegenden aus Deutschland verzeichnet und bringt Hocker, deutsch. Volksglaube, S. 43 von der Neefer-Kapelle und der Michaelskirche auf dem Engelberge. Dazu steht Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 142 — 154. Schöppner, bayr. Sagb. No. 469. 616. Stahl, westphäl. Sag. 101. Panzer, bayr. Sag. 2, 414 fg.

---

476. Die Heidenhütte von Uerkheim.

Als die Bewohner des Uerkheimer Thales durch fromme Männer aus dem Welschland zum Christenthum bekehrt wurden, widerstanden unter ihnen nur drei Brüder und verharrten auf ihrem alten Glauben. Sie wohnten beisammen in einem alten Häuschen, das man die Heidenhütte hieß, und schmiedeten in einer unterirdischen Werkstatt lauter Gold und Silber. Darüber brach einmal Streit zwischen ihnen aus, und zwei verloren dabei das Leben; der letzte noch Uebrige bekehrte sich zur neuen Lehre, verbrannte seine einsame Hütte und vergrub auf dem verlassenen Wohnplatze vier Eisenstangen ins Geviert gesteckt in den Boden. Hier wurde er auch begraben, als er nachher starb. Nun war keiner mehr übrig, der widersprach, wenn die Uerkheimer Gemeinde hielten und sich über den Bau einer Dorfkirche beriethen. Bald darauf beschloß man daher ein Gotteshaus zu erbauen und

zwar auf derjenigen Anhöhe, welche jetzt noch der Kirchhübel genannt ist, obschon sie gänzlich leer steht. Was man aber den Tag über dorten gearbeitet hatte, das war am andern Morgen wieder zerstört, die Baustücke und sogar die Zimmerleute fand man immer auf die Stätte der vormaligen Heidenhütte zurück versetzt. Hier stieß man beim Graben auf ein altes Mauernfundament mit jenen vier einst vom Heidenschmied eingesetzten Eisenstangen; darum baute man denn nun die Kirche hier auf und meinte damit zugleich den Mord zu sühnen, den hier die drei Brüder aneinander verübt hatten. Ihre Schatten sollten sich beruhigen, wenn ein christlicher Tempel über ihrem Grabe stehen würde. Als nun das Werk bald vollendet war, entsann man sich erst, daß man Alles vorräthige Geld in den Bau gesteckt und keines übrig behalten habe, aus welchem man den Gottesdienst und den Priester künftighin bestreiten sollte. Da hörte man aus dem Chore her eine Stimme reden, die folgenden Rath ertheilte: „Ein Jeder, der eine stockschwarze Katze Nachts an die Kirchenthüre bringe, solle dafür Schätze genug bekommen, sobald er alsdann so eilig wieder entliefe, daß er das Geschrei der Katze nicht mehr zu hören bekäme, wenn ihr auf der Stelle der Hals umgedreht werde. Der Erste, der sich nun daran wagte, entsetzte sich bei dem Geschrei der erwürgten Katze so sehr, daß er am neunten Tage darauf starb. Einem Zweiten hielt der Muth fest und er entkam zur rechten Zeit; allein Alles, was er dafür an der Thüre eingehändigt bekommen hatte, war ein einziger Thaler. Weil man damals noch nicht wußte, was ein Wechselthaler sei, so legte man ihn bei der ersten Kirchweihe in den nagelneuen Opferstock. Als das Jahr herum war und man den Opferstock öffnete, um nachzurechnen, wie viel indessen durch die allgemeine Freigebigkeit gesteuert worden sei und wie hoch sich nun das Kirchenvermögen belaufe, fand er sich gänzlich leer. Der Wechselthaler nicht allein war verschwunden, er hatte auch noch das übrige Almosen mit sich fortgenommen. So kommt's, daß die Uerkheimer heute noch nur ein geringes Kirchengut haben.

Wie man sich den Wechselthaler zu verschaffen habe, erzählt No. 388 und Kuhn, Nordd. Sag. No. 24. Es ist Odhinns Ring Draupnir gemeint, der die Eigenschaft hat, daß jede neunte Nacht acht gleichschöne Goldringe von ihm tropfen. Hier wird das Glück mittelst einer Katze erworben, dem Lieblingsthiere Freyjas, Odhinns Gemahlin. Daher meint der Volksglaube mittelst einer Katze den Schätze hütenden Teufel kraftlos machen zu können. Die Gefahr, die dabei für den Teufelsbeschwörer entsteht, ist von unserer Legendennummer ausdrücklich hervorgehoben, aber auch noch die Redensart „Katz aushalten" weist darauf zurück. In Lessings Minna von Barnhelm Act 3, Scene 10: „Im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten."

Zu Saint-Jean verſammelte ſich die Bevölkerung alljährlich am Katzentage vor der Kathedrale, ließ vom Biſchof ein Freudenfeuer anzünden und warf die Katzen lebendig hinein. Auf dieſen Brauch bezogen ſich die Mönche der Liga in ihren Streitigkeiten gegen Heinrich IV., indem ſie erklärten, man ſolle den König in den Katzenkorb zu St. Jean werfen. Nach Stöbers elſäß. Sag. iſt der Brauch noch im Elſaß beim Oſterfeuer üblich. Vom Wilden Mann, der die Saligerfräulein, Berchten und Holden unermüdlich jagt, gilt die Redensart: Wer den W. Mann betrügen will, muß ſchlauer als neun Katzen ſein. Meyer, Tirol. Sag.-Kränzlein 1856, pag. 217. Kaiſer Friedrich II. verdammt unter den anderthalbhundert Sekten ſeiner Zeit auch diejenige, der vorgeworfen wurde, daß ſie Katzen küſſe und lecke. Der Schimpfname Katzenküſſer iſt ſprichwörtlich geworden (Kirchhofer, Sprichw. 86) und den Bernern verblieben, die darüber ſogar in einen Grenzkrieg mit den Unterwaldnern verwickelt wurden; in H. Bullingers Reformationsgeſchichte umſtändlich erzählt. Im Zürcherlande hatte das Thier bis zum Jahre 1780 noch ſein eigenes Wergeld behalten, dasſelbe das in England dem Schwane, in Schweden dem Hund zukommt. Laßberg in Mones Anzeig. 1836, 42. und darnach Bluntſchli, Zürch. Rechtsgeſch. Die Bewohner des aargau. Dorfes Au haben den Uebernamen Katzen, weil ſie bei ihrem Kirchenbau ein ſolches Thier vom Thurme geworfen haben ſollen; und den Leuten von Aergenzach, Kant. Freiburg, rufen die Nachbarn ſpottweiſe ebenfalls miau! Nach Küenlin Alpenblum. 1834, 92. In Ypern wurde die Katze am Katteweensdag, Katzenwuotanstag, feierlich vom Thurme geſtürzt. Wolf, niederl. Sagen. Die Stadt Air verehrte noch zu Fenelons und Boſſuets Zeit eine ſolche Katze, die man jährlich bekränzt und proceſſionsweiſe einmal durch die Straße trug. Hormayr, hiſtor. Taſchb. 1845, 232. Dieſes Katzenſtürzen von den Thürmen iſt in der Gölner Chronik (ed. Ettmüller, Zürich 1842) S. 43 eine ſchon geläufige Redensart, die mit dem Katzenſprung eine kürzeſte Wegſtrecke bezeichnet. — Merkwürdig erſcheinen hier auch die vier von den Heiden ins Gevierte vergrabenen Eiſenſtangen, auf deren Grundlage die Chriſtenkirche allein errichtet werden kann. Man iſt damit an die zwei in den Boden gegrabenen Speere erinnert, über welche die Mecklenburger Prieſter ihre Tempelroſſe zur Weiſſagung führten: Thietmar v. Merſeb. 6, 17. Dieſe Schickſalserforſchung weiſt Grimm, Mythol. 627 noch weiter bei Pommern und ſlaviſchen Rügiern nach.

---

477. Die Gislikirche.

Das auffallendſte Bergjoch, das der Aarauer-Jura bildet, heißt die Gislifluh. Ein langgeſtreckter, buchenbewaldeter Berg ſteigt vom Aarthale zu breiten Wänden hinan und erhebt ſich droben in ein ſpitziges Felſenhorn. Auf dem Gipfel iſt ſeit Langem ein kleines Rundplätzchen ausgeebnet und die Spitze des Berges zu breiten ringförmigen Stufen oder Steinbänken ausgehauen. Hier wird alljährlich noch am Auffahrtstage ein Feſtfeuer angezündet, gekocht und ge-

tanzt; denn man hat hier nicht nur die Alpen und den Schwarzwald zugleich vor Augen, man betrachtet an diesem Tage besonders die aufgehende Sonne, welche zu der Zeit ihre drei Freudensprünge machen soll. Einige Schritte abwärts von diesem Höhenpunkte nach Süden zeigen sich auf einem Vorsprunge Spuren eines ehemaligen Bauwerkes, das bis auf den Boden weggetilgt ist. Dies ist die alte Gislikirche. Dann geht das scharfe Grat auf der Rückseite des Berges mit zähen Felsenzinnen in ein engeres Thal nieder, worin die beiden Dörfer Thalheim und Veltheim liegen. Jede dieser beiden Ortschaften ist gleichfalls um ihre ehemalige Kirche gekommen, und jede schiebt den Grund hievon auf diese Gislifluh.

Thalheim erzählt dies so. Zwischen dem Unter- und Oberdorfe daselbst liegt ein Weinberg, den man das Häuptli nennt. Seine Anhöhe hat eine Ebene, welche die Armen der Gemeinde mit Korn bebauen, weil es da am frühesten auszeitigt. Hier hat ehemals ein heidnischer Tempel gestanden; die Knochen der Schafe und Ziegen, die man drinnen den Göttern opferte, hackt man bei der Feldarbeit noch häufig aus dem Boden. Dann kam ein fürchterliches Volk ins Land, zerstörte den Tempel und zog wieder ab. Bald darauf wollte man an seiner Stelle einen christlichen errichten, denn diese Gegend bekehrte sich frühe zum Glauben, und der schöngelegene Häuptliplatz gefiel den Leuten besonders wohl; man überschaut von da das ganze Dorf und sieht Abends in mancher Küche das Feuer brennen. Aber alles Baubolz, das man auf dem Häuptli gezimmert hatte, flog zwei Nächte hintereinander zweimal zur Steig hinüber an den Fuß der Gislifluh. Dort baute man alsdann die alte Gislikirche. Aber noch einmal änderte darauf diese Gegend den Glauben, und nun ist die alte Kirche verschwunden und von ihrem Namen nichts mehr übrig als die schöne Bergweide Gislimatt.

Das Dorf Veltheim weiß noch, daß droben auf den Flühen hinter seinem Gemeindewalde die heilige Gisla ihre Einsiedelei hatte und ihr Leben in frommer Beschauung zubrachte. Weil man damals noch fleißig in ihre Kapelle kam, so gab sie der Ortschaft eine eigene Kirche und bestellte dieselbe mit Pfarrern und Chorherren. Zuletzt wuchs Veltheim immer mehr, es wurde sogar ein mit Mauern umschlossenes Städtchen. Als aber auch hier die Zeit der Glaubensänderung kam und Niemand mehr in die Kirche auf der Fluh hinauf gieng, hörte drunten die Pracht bald auf. Jetzt ist Veltheim wieder ein Dorf; von dem ehemaligen Chorherrenstifte Gißhübel ist nichts mehr übrig, als einige Bauernhäuser, die man noch die Pfaffenhäuser nennt; und seit man die Veltheimer Dorfkirche vor Jahren einmal

gänzlich renovierte, hat auch ihr Name Gislikirche aufgehört. (Vgl. Neu Helvet. Lexikon Bd. 18, 474. — Bronner, Kant. Aarg. 1, 69.)

Das regelmäßig am Auffahrtstage noch vorkommende Ersteigen der hohen Gislifluh geschieht unter Sang und Klang, von Jung und Alt, aus Stadt und Dorf. Derselbe Brauch hatte auch in der Stadt Zürich noch im vorigen Jahrhundert Geltung; man erstieg dorten von der Stadt aus jährlich am Himmelfahrtstage den Felsrücken des Uetliberges, und da es jedes Alter that, so glich der lange Zug emporklimmender Städter „einer heiligen Wallfahrt und Huldigung, die man karavanenweise dem Frühling darbrachte.“ Zürch. NeujahrsBl. Ab dem Musikſaal 1785, Vorrede. Damals mußte man noch Trank und Speise mit hinauf tragen, und man kochte droben im Freien, heute steht dafür ein Hotel droben errichtet. Eine ähnliche Wallfahrt geschah an demselben Tage auch auf den Irchelberg, und stundenweit im Umkreise sammelte sich da die Zürcher Bevölkerung. Eine höhlenförmige Spalte auf der Kuppe dieses Berges wird jetzt noch das Kücheli genannt. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 120. Im Glarnerlande ist hiefür der Gäßlistein genannt. Er liegt, ein ungeheurer Felsblock, am Fuße der Rothrise bei der Alten Landstraße von Gmeuda, und die Frauen dieses Dorfes haben am ersten Tage, da ihnen die Abendsonne wieder ins Thal scheint, auf diesem Felsen gesponnen, um so damit jenes freundliche Zeichen des wiederkehrenden Frühlings zu begrüßen und zu feiern. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 610. Fr. Mihm, Koburg. Sag. 1845 meldet pag. 58 den Koburger-Brauch, an Pfingsten um Sonnenaufgang den dortigen Festungsberg zu besteigen und Jelängerjelieber zu pflücken. Dabei hüten sich die Mädchen nach der westlichen Bergseite zu gehen, wo ein dreijähriges Kind liegen soll, blutig in seinem Hemdchen, und ebenfalls eine solche Blume in der Hand haltend; wer es erblickt, soll dies Jahr keinen Mann bekommen. Daß man dabei durch Klüfte und Löcher des Felsens kroch als durch Heilsteine, geht noch aus den Lokalnamen solcher Berge hervor. Die Gislifluh hat eine enge Schlucht, die bekrochen wird, das Chrügelnägeli geheißen. Man erzählt, ein Schneider, der buckig gewesen, sei hier über die ganze viele hundert Fuß hohe Felswand hinuntergestürzt und habe gleichwohl keinen Schaden genommen. Es liegt zu Einsiedeln am Berge St. Jost ein großer Feldstein, durch dessen Mitte eine Rinne geht. Zieht der Wallfahrter dorten seinen Schuh hindurch, so ermüdet er nicht, wenn er dann alle Stationen des St. Jostberges zusammen besteigt. Lindinner, Index Memorab. helvet. 1684. (Gleiches vom Fels Nadelöhr beim Kloster Ilefeld im Harz: Harry, nddsächs. Sag. 2, No. 37.) Bei Allawinden, Kt. Zug, steht neben der Kapelle ein Nagelfluhstück in der Größe eines gewöhnlichen Gemarkungssteines, In seiner obern schiefen Fläche trägt er eine glatte knieförmige Aushöhlung, man sagt, sie sei durch fortwährendes Anreiben erkrankter Gliedmaßen entstanden. Im Fjölsvinns-Liede, Str. 35 wird vom Hyfjaberge, dem Heilfelsen, erzählt; neun heilkundige Jungfrauen haben ihn inne, und die heilungsuchenden Weiber ersteigen ihn, Opfer darzubringen: Heil wird jede, die den Heilfels, der Stechen und Wunden Freude, erklimmt. Vgl. Myth. 1102.

Der Lokalname Häuptli kommt im Aargauer und Zürcher Lande häufig vor und deutet, wie die Ortsnamen Thierhaupten, Roßhaupten in Bayern

(ad locum, qui nuncupatur caput caballinum. Pertz 2. 278), auf ehemalige Thieropfer und Menschenopfer an diesen Plätzen. Von Alters her nennt man in der Schweiz die ehemaligen Richtplätze noch Haupt- und Häuptlisgruben; sie haben meist ihre eignen Sagen und sind nicht selten Fundorte römisch-celtischer Alterthümer. „Der Zürcher Bodmer von Stäfa wird 1795 als ein Aufrührer vom Scharfrichter auf die Hauptgrube geführt und das Schwert über den Knieenden geschwungen", Briefe an Joh. v. Müller (Schaffhaus. 1840) 5, 157. Ueber den Namen des Aarauer Juraberges Gisliflub schwankt man schon lange und verdreht ihn gelehrt in Gisula; allein Scheuchzer, der seine Naturgeschichte um 1700 schrieb und die Lokalnamen darin streng nach dem Volksmund anführt, weiß nur vom Berge Gyßliflub beim Schlosse Biberstein (1, 412). Auch unter den gegenüber gelegenen Bergzügen trägt ein Wald bei Otmarsingen den Namen Gislisberg. Von einer Gyßlasflue, Gisflue oder Sanct Gislen, als dem Namen eines längst verschwundenen Burgstalls am Buchberg ob Eglisau, redet der Zürcher-Bluntschli, Memorab. Tigurin. S. 200 (1 Ausg.) und gewiß ist's, daß mit diesem Heiligennamen jene Gysala gemeint ist, welche am Zürcher Münsterstifte auf die zweite Aebtissin Bertha, König Ludwigs Tochter, im J. 896 folgte, deren das Jahrzeitenbuch mit dem Verse erwähnte: Gysala abbatissa, deo et hominibus digna. H. Bullinger, chronic. tigurin. Fol. 1, lib. IV, cap. 13.

Der Name einer heiligen Gisela, der hier den ältesten christlichen Gottesdienst im Aargauer Jura bezeichnen muß, wird zu gleichem Zwecke auch in Altbayern erwähnt. Noch ehe im oberbayerischen Kloster Kochelsee die den Franken so sehr verhaßte Gemahlin Tassilo's 788 nach ihres Mannes Entthronung den Schleier genommen, war bereits daselbst eine fränkische Königin Gisela zu beschaulichem Leben eingekehrt; man erblickt in ihr gewöhnlich die Gemahlin des letzten von Pipin entthronten Merovingers. Nettberg, Kirchengesch. 2, 167. Das hohe Alter dieser Lokalheiligen erhellt aus der auf dieser gleichen Stelle noch fortspielenden Sage vom Schimmel und vom Schimmelreiter (No. 254). Wie ehemals der Gott selbst bei der Wahl der ihm heiligen Stätten eingriff, wie namentlich Wuotans hellglänzender Schimmel die Kirchenstelle zeigt, erläutert Wolf, Beiträge 1, 30. Als die Ditmarschen Kirche und Dorf bauen wollten, ließen sie einen Schimmel ledig laufen. Auf dem schönen grünen Platze der Giesela an wo er grasend still stand, erbaute man die Alversdorfer Kirche. Müllenhoff, Schleesw. Holst. Sag. pag. 112, wo zugleich fernere Sagenlokale von gleicher Bedeutung reichlich aufgezählt sind. Es ist Wuotans Roß und zugleich seine speerschwingende Walküre, Gisila darunter zu verstehen. Wolf, Ztschr. 3, 77. Die hl. Gisela hat den Kaiserdom zu Goslar gegründet, ihr dortiger Grabstein zeigt sie stehend auf einem Hunde, der das Hündchen Quedl genannt wird. Spiecker, der Harz 1852. 225.

---

478. Kirchenbau in Ober- und Mittel-Schneisingen.

Als die Heiden die großen Waldungen westwärts am Lägerenberge verlassen hatten, kamen aus dem Thurgau her drei Bauern einge-

wandert und nahmen davon Besitz. Sie mußten dafür den Städten Baden und Zürich alles an Holzbedarf liefern. Die drei Höfe, die sie errichteten, waren Ober-, Mittel- und Unter-Schneisingen, letzteres auch Hünikon genannt; zusammen wurden sie in Regensberg pfarrgenössisch. Weil sie aber bis dahin bei drei Stunden weit hatten, so dachten sie nachmals darauf, sich eine eigene Kirche zu bauen, und begannen damit in Mittelschneisingen, als im Mittelpunkt der drei Hofstätten gelegen; was aber hier über Tag aufgebaut worden war, das wurde des Nachts von unsichtbarer Hand nach Oberschneisingen an diejenige Stelle entführt, wo jetzt noch die dortige Kirche steht. Man warf Verdacht auf die Oberschneisinger, stellte Nachtwachen um den Bauplatz und ließ ihn hüten. Allein um Mitternacht sprang diesen Wächtern eine Katze mit sprühenden Augen und in der Größe eines Hausbundes ins Gesicht und zerkratzte sie; dann machte sie einen Satz über das begonnene Gemäuer, und verschwunden war wiederum Mauer und Katze. Also merkte man, daß die Kirche nicht an diesen verwünschten Platz gehöre und führte sie nun wirklich in Oberschneisingen auf. Allein auch jetzt gab es neuerdings unverhoffte Anstände. Es war damals ein Mann aus diesem Hofe im Kloster zu Wettingen Mönch geworden und diesem fiel es nun ein, als der neue Kirchthurm fertig dastand, eine Glocke dafür zu stiften, deren heimatlicher Klang zwei Stunden weit durch die sieben Mauern seiner Clausur vernehmbar sein sollte. Begreiflicher Weise war nun diese Glocke, als sie ankam, viel zu groß für das kleine Thürmlein. Aber aus Liebe zum Klosterbruder und seiner Glocke riß man jetzt dieses nieder und fieng einen zweiten Thurmbau an. Weil man diesen recht groß und hoch machen wollte, so begann erst die rechte babylonische Verwirrung; die Maurer fielen vom schwindlichten Gerüste herab, die Bauern wollten über lauter Frohnfuhren ihre Felder nicht länger mehr versäumen, und die unbeaufsichtigten Zimmerleute machten den schlechtesten Dachstuhl. Als zuletzt der Thurm gedeckt und die große Glocke drei Wochen droben war, so sprang sie plötzlich mit mächtigem Getöse aus ihrem Stuhle, brach durch die Stockwerke hinunter und schlug sich vierzig Klafter tief in den Boden. Da liegt sie heute noch unhebbar. Sie klingelt leise herauf, wenn dem Orte Feuersgefahr drohen will; eine Brunst jedoch vermag sie nicht abzuwenden. Zwei Jahrhunderte nach einander, anno 1687 und wiederum 1756 ist Oberschneisingen abgebrannt. Zwanzig Häuser geriethen einmal zugleich in Flammen, und man meinte damals, es sei Feuer vom Himmel gefallen. Die Ziegel des Kirchendaches krachten, selbst die Bänke drinnen schwärzten sich, so groß wurde Hitze und Dampf.

Hier herein hatten die Leute ihre Fahrhabe geflüchtet; da sprang mitten im Tumulte ein unbekannter Knecht durchs Schiff der Kirche und schleuderte einen feurigen Balken in das aufgeschichtete Gut. Alles oder nüd! — schrie er — kei's oder au de Herrgott muess verbrönne!"

Ganz anders ergieng es inzwischen in Mittelschneisingen an dem Orte, wohin anfangs die Kirche hatte kommen sollen. Als man später auch hier eine Kapelle und dann ein Schulhaus dazu errichtete, hörte man des Nachts ein klopfen und pickeln, ein zimmern und spalten ringsum am Bauplatze, wie wenn da bis fünfzig Arbeiter zusammen am Geschäfte wären. Die Abends von den Burschen herbei geschafften Tannen lagen am Morgen schon zurecht gezimmert, die Keller waren fertig gegraben, die Grundquadern schon gereiht; und so war Kapelle und Schulhaus bereits nach den ersten drei Wochen hergestellt. Den freundlichen Geist, der sich dabei so dienstfertig benahm, nennt man das Chäpeli-Thierli. Man hält ihn für ein geheiligtes Wesen, das zum Schutze der Gemeinde vom Himmel gekommen sei. Jetzt noch hat er allnächtlich seinen Lauf um das Schulhaus.

Die Legende übertreibt hier an dem bisher. Alter des Dorfes nicht, es erscheint urkundlich anno 840 Sueisanuuane. Verzeichnet in den NeujBl. der Stadt Brugg, und in den aarg. Beiträg. S. 255. — Wo man buwt, hört man Geister. Es beschicht vil wo man nüwe hüser buwt, daß die nachpuren in der nacht hörend zimberen, mit der raanschnuor klepffen, muren, pflaster rüren, nit anderst dann wenn die zimberlüt, steinmetzen, murrer, ruchknecht vnd andere werklüt an jrer arbeit wärind. Lavater, Von Gespänsten. Zürich, 1578. Bl. 51.

---

479. Entstehung der Kirche zu Niederwil.

Die Pfarrei Niederwil, ein Stündchen von der Stadt Bremgarten entfernt, besteht aus den drei Gemeinden Tägerig, Nesselnbach und Niederwil. Diese drei vereinigten sich zum Bau einer Pfarrkirche und meinten dieselbe am schicklichsten in der Mitte der drei Ortschaften zu errichten; dies wäre zu Nesselnbach gewesen. Dorten auf dem sogenannten Löli, einem abgeholzten Hügel, begann die Arbeit; aber alles an „Zimmer- und Mauerwerk hier fertig gemachte verschwand mehrere Male und fand sich auf einen Platz nach dem Dorfe Niederwil versetzt, wo heute die Kirche steht. Die Gemeinde fand dies Alles ganz unbegreiflich; allein es sollte gleich noch wunderbarer werden.

Niederwil, das so gegen den Beschluß seiner Bürger eine Kirche

in den Ort hinein gebaut bekam, hatte damals bereits schon eine. Oberhalb auf dem Bergabhange, wo man jetzt noch häufig alte Münzen findet, stand in jener Zeit das große Frauenkloster Schännis. Da bemerkten die dortigen Nonnen, daß ein Sumpf am Fuße des Berges entstehe und ihr Gebäude plötzlich unterfresse. Die jetzigen Schännismatten sind der Ueberrest dieses drohenden Gewässers. Sie beschlossen daher hinabzuziehen in das Haus ihres Untervogtes. Kaum hatten sie den Berg verlassen, so versank droben das Kloster zusammt der Klosterkirche. Damit nun nicht aller Gottesdienst in der Umgegend mit einem Male stille stehe, begabten sie jene Bergkapelle nur um so reichlicher, die so eben wie durch göttlichen Willen aus dem Nesselbacher-Löhli hieher auf den Niederwiler Kirchplatz gebracht worden war. Sie machten sogar zur dereinstigen Erweiterung derselben noch ansehnliche Stiftungen, sodann wanderte der ganze Convent aus und ließ sich im Gasterlande (im Toggenburgischen) nieder. Noch besitzt in Niederwil eine Bauernfamilie, zum Geschlechte der Mäder gehörend und mit dem Uebernamen Böschel geheißen, eine Urkunde von hohem Alter, worin der Frauen-Convent von Schännis den Grund seiner mildthätigen Vergabungen berichtet. Aber jene Familie giebt weder den Brief heraus, noch läßt sie ihn einsehen, in dem Glauben, ihr eigenes Hausrecht damit verlieren zu können. Und also erfahren auch die Niederwiler nicht, warum sie eigentlich zu ihrer Kirche gekommen sind.

Das Kloster Schännis, im Flecken Schännis im Gasterlande gelegen, später eine gefürstete Frauenabtei Augustinerordens, giebt Graf Ulrich von Lenzburg anno 1045 König Heinrich III. in Schutz und Schirm. Ein Filial dieses Convents erscheint ein Jahrhundert später in Aarau, als Frauenkloster an der Aare. Anno 1279 schenkt Schultheiß und Rath den Schwestern eine Hofstatt zwischen den Mauern und dem Flusse. Aargau. Beiträg. S. 547. Ueber diesen Vertrag lebt noch eine eigene Aarauer Stadtsage und ein bürgerlicher alljährlich begangener Festbrauch, No. 13.

---

480. Lengnauer Kirchenbau.

Der Bauer Knebel von Lengnau war vor manchem Jahrhundert einer der reichsten Leute ringsum. Seinen Namen trägt noch ein Waldplatz oben am Berge, wo die Spuren einer abgegangenen Hofstatt sichtbar sind. Hier hatte er seinen Sitz, und wie er's hier oben sich wünschte, so sollten die Leute drunten thun. Als nun die vielerlei zerstreut liegenden Höfe, welche vormals mit einander die Gemeinde Lengnau ausmachten, übereingekommen waren, eine katholische

Kirche zu bauen, war's wieder der Bauer Knebel, der seinen Kopf aufsetzte und das Gebäude gerade auf dem Feldstück errichtet haben wollte, das seinem Hofe am nächsten lag. Dies ist dasjenige große Landstück zwischen Vogelsang und Lengnau, welches heutzutage Gemeindegut ist, aber noch immer Kirchstätt heißt und einen Abhang hat, den man sogar die Kanzel nennt. Denn von da aus übersieht man die ganze Gegend bis in den Kirchhof von Lengnau hinein. Diesmal aber gieng's anders. Denn was man auf diesem Felde den Tag über aufgerichtet hatte, das wurde über Nacht, Niemand wußte wie es wegkam, mitten ins Dorf auf jene Anhöhe gebracht, wo jetzt noch die Ortskirche steht. Sie soll schon über sechshundert Jahre alt sein.

---

181. Wie die Reinacher Kirche vors Dorf hinaus kam.

Zur Reformationszeit kamen die Ortschaften Reinach und Beinwil überein, sich zusammen ein Kirche zu bauen. Reinach war damals schon bei Geld und bestritt sämmtliche Taglöhne für den Bau; das kleinere Beinwil sollte Holz und Stein dazu liefern aus jener Waldnutznießung, welche bis dahin ihm freiwillig am Gemeindebann zugestanden worden war. So weit gieng alles recht und das Material war bald gerüstet; nur über die Wahl des Bauplatzes konnten beide Dörfer sich nicht einigen. Die Reinacher wollten die Kirche mitten in ihrem Orte haben neben der alten Linde am Schloßchen, das man den Schneckenthurm heißt; Beinwil dagegen blieb darauf, daß man sie auf den Berg stelle, der zwischen beiden Ortschaften liegt, damit man nicht zu jeder Kindstaufe und Hochzeit vom Hallwiler-Seeufer herüber und bis in die Mitte des Nachbardorfes hinein laufen müsse. Diesem Streite suchten die Reinacher dadurch ein Ende zu machen, daß Jung und Alt sich zusammenthat und alle Quadern und Balken mit einander ins Dorf hinaufzog bis gegen den Schneckenthurm auf die Stelle, wo nun das Pfarrhaus steht. Umsonst; die Steine und Tannen waren in der nächsten Nacht wieder genau auf jenen Platz zurückgekommen, den die Beinwiler ursprünglich dem Bau gewünscht hatten. So sah man in dieser Steinwanderung einen Wink des Himmels und führte also die Kirche mitten zwischen den zwei Gemeinden auf, damit keine im Vortheil oder Nachtheil sei. Allein auch damit war der Sache kein Ende gemacht. Den Reinachern ist's noch immer zu weit in ihre Kirche, und die Beinwiler, die sich nicht das gleiche nachsagen lassen mögen, haben sich eine eigene Ka-

pelle bauen müssen. (Vgl. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sagen pag. 114.)

482. Kirchengründung im Jonenthal.

Hat man das Dorf Ober-Lunkhofen hinter sich, so führt ein Fußweg durch Aecker und Wiesen hinab in ein Thal, das sich mehr und mehr verengert und zuletzt als tiefes Tobel schließt. Auf der einen Seite ist es von einer waldigen Bergwand, auf der andern vom Jonenbache eng umgrenzt. Hier trifft man nun auf halber Höhe des Berges ein freundliches weißes Kirchlein, das der Mutter Gottes geweiht ist und folgendermaßen entstand.

Vor Jahrhunderten hütete hier ein Knabe die Ziegen. Beim Heimtreiben fehlte ihm eine; nach langem Suchen sah er sie endlich drunten im unwegsamen Tobel am Bache weiden. Er war schnell durchs Dickicht hinabgeklettert und meinte, jener Stelle nahe zu sein, da fesselte ihn auf einmal eine wunderliebliche Musik. Die herrlichsten Lieder klangen ihm entgegen, bald schwollen sie zu vielen klaren Stimmen an, bald kamen sie leise wie aus dem höchsten Himmel her. Der Knabe vergaß seiner Ziegen ganz, horchte wie gebannt nur auf jene Musik, setzte sich auf einen Stein nieder und entschlief darüber. Im Traume fand er sich in einem wohlgeschmückten Kirchlein, worin der Priester am Altare stand und den Gläubigen die Messe las; strahlend aber war in der Mitte das anmuthigste Bildniß der Jungfrau erhöht, umgeben von Heiligen. Es bedünkte den Hirtenknaben, als wende sie sich zu ihm und wolle mit ihm sprechen. Da zerrann das Gebild und er erwachte. Um ihn sangen die Vögel, er rieb sich die Augen, er schaut sich nach seiner Heerde um, und Wunder, hier vor ihm im Grase liegt ein Mariabild, so schön, wie er es eben im Traume erblickt hat. Während dem hatten seine Thiere ihren Weg schon heimgefunden, er gieng ihnen nach, keines fehlte ihm, und erzählte den übrigen Hirten von seinem wundersamen Fund.

Das fromme Völklein erkannte darin einen Wink Gottes und begann darauf droben auf der Berghöhe den Bau eines Kirchleins. Eines Morgens aber war das dorten aufgeführte Gemäuer wie weggeschwunden und tief hinunter in das Tobel gebracht. Unverdrossen legt man abermals Hand ans Werk, und wiederum war über Nacht das Gemäuer von der Anhöhe in die Schlucht hinunter gerückt, ohne daß die dazu gestellten Werkleute den Hergang hatten sehen können. Man befragte nun darüber einen benachbarten Waldbruder, der im Rufe der Gottseligkeit stand, ob er ihnen gegen solche Tücke des bösen

Feindes Rath wisse. Dieser hieß sie das Kirchlein gerade auf dem Flecke errichten, wo sich das Marienbild hatte finden lassen. So thaten sie und blieben fortan ungestört in ihrer Arbeit.

Erst spät nachher erfuhren sie, wie das Bild zu ihnen gekommen war; es war während der Zeiten der Bilderstürmerei von den Bauern zu Affoltern aus der dortigen Kirche gerissen und in den Bach geworfen worden. So schwamm es in den Jonentobel und wurde vom Hirtenknaben da gefunden. Nachmals wurde dann die Kapelle noch erweitert, um die vielen Wallfahrer fassen zu können, die zum Gnadenbilde herbeikamen. Am Portal, „dem Vorzeichen", ist daher die Jahrszahl 1735 als die Zeit seiner Erneuerung zu lesen.

Wilh. v. Humboldt erzählt in seiner Reise auf den Montserrat bei Barcelona (gesamm. Werke 3, 187) die Veranlassung zum Kirchen- und Klosterbau in jenen Felseneinöden. Schafhirten sahen dorten bei Nacht Lichtschein im Gebirge und hörten melodische Stimmen wie von Engeln. Hinzugehend fanden sie ein hölzernes Bild der Mutter Gottes, das jetzt am Berge verwahrt und durch Alter geschwärzt ist. Sie wollten es dem Bischof von Manresa überbringen, aber es widerstand allen Versuchen, es von der Stelle wegzunehmen. Man setzt diese so berühmt gewordene Legende Spaniens in das Ende des 9. Jahrhunderts. Die Sage gehört zu denjenigen, welche Bd. 1, pag. 380, von tenenden und singenden Bäumen handeln; ein solcher ist auch erwähnt Abthl. V. No. 220, Lindengeiger auf dem Ruckfelde. Legenden ähnlicher Art sind nachfolgende. Die Wallfahrt zur Linde bei Basel entstebt, weil in dem jetzt noch dorten stehenden Lindenbaum ein Marienbild dem Hirtenmädchen zusingt. Schnezler, bad. Sagb. 1, 444. 2, 239. Dazu Temme-Tettau, preuß. Sag. No. 15. Der Pfarrer von Michelstetten in Krain hört eine Stimme aus der Fichte, und man findet darinnen das ellengroße Marienbildniß. Kaltenbäck, Marien-Sag No. 29. Maria ruft im Haselstrauche, und das böhmische Mariakulm entsteht. Ibid, No. 36. So tönen auch die Früchte des hl. Sambhu-Baumes, wenn sie in den Strom fallen: Sambhu, d. h. pflanze! Sanskritsage. Vgl. Pott, Etymolog. Forsch. 1, 217. Das Alterthum (Pausanias 3. 16, 7) nannte die Artemis die Weidengefesselte, weil sie in einem Weidenbusche aufgefunden worden ist, der ihr Bild mit seinen Zweigen ganz umhüllend in aufrechter Stellung erhalten hatte. Artemis gleicht so ganz der Liebenfrau zu Ortb in Bayern, die auf einer großen Kranewitstaude zwischen den Zweigen aufrecht stehend gefunden worden ist. Panzer, bayr. Sag. 2, 378. Der Volksglaube weist den Göttern darum so oft Bäume zu Wohnstätten an, weil Naturgötter sich gegen gemauerte Kirchen sträuben (nec cohibere parietibus deos . . . Germ. 9). Die Sagen von dem Wandern ihres Bildes, vom Fluge, den Nachts ihre Tempel an die alten Wohnstätten zurücknehmen, drücken diesen Widerwillen vollkommen deutlich aus.

483. Kirchenbau zu Wölfliswil und Oberhof, im Frickthaler-Jura.

Dia lut üf dem hofa z'Wil und z'Oberhof hai vor uralta zita go Frick aha oder go Ollga kintara hi z'chilla mussa. Das ist wöl gsi, no gisang jetz mumma so wit. Aber wia dann z'Wil a chilla gworda sig? wo dia chilla jetz stoht, sig a schlosschilchli gsi, dia lut üs dem hofa sigu aber nanna au dri z'chilla. Opa vor 420 jahra haig ma dorta a-n'andare hana zwischa hocha dortara üf 'm Chilchmatthubel. Aber was si im tag dorthi gfüahrt haiga, stai und holz, sig morndarigs allemol awag und dort, wo jetz d'chilla stoht, gsi. Dorta haiga si sie dort buut, wo sie jetz no stoht. (Oberhofer-Mundart. Mittheilung von Hrn. Lehrer Lenzin.)

---

484. Tempel auf dem Iſenberge.

Als man vor Zeiten die Kirche zu Ottenbach, einem Zürcher-Grenzdorfe am Aarganer-Reußthale, erweitern wollte, mangelte es an zureichenden Bauſteinen. Da berichteten die einſamen Bewohner des benachbarten Joliosberg, eines kleinen Torfſteins, das im vorigen Jahrhundert nicht Joliosberg, ſondern Jopisberg genannt wurde (Füßli, im Schweiz. Muſeum 1784, 624), es liege auf ihrer Höhe im Walde noch eine alte Heidenkirche mit vier mächtigen Pforten und den ſchönſten Werkſtücken. Die Gemeinde beſchloß, dieſe Quader herabzuſchaffen. Sowie man aber an die Arbeit gieng, verſchwanden unvermuthet alle dabei verwendeten Taglöhner, und ſelbſt ihre Familien kamen allmählich aus dem Lande. Nach vielen Jahren erfuhr man, daß ſie ſich alle zuſammen in der Rheinpfalz niedergelaſſen hätten und daſelbſt in recht glücklichem Zuſtande lebten. Hieraus ſchloß das Volk, jene Steinhauer hätten im Heidentempel einen großen Schatz erhoben und ſich damit aus dem Lande geſchlichen, um ihn ohne Anfechtung verzehren zu können. Wie lange dies alles ſchon her ſein mag, geht aus der Chronik des Zürcher-Reformators Heinrich Bullinger hervor, der ſich dieſer Erzählung als einer zu ſeiner Zeit ſchon alten erinnert. Er war in Bremgarten gebürtig, nur wenige Stunden entfernt vom Iſenberge. Auch jetzt noch nehmen die Leute, die oberhalb Arni wohnen, dem Filial von Ober-Lunkhofen, den Beſtand dieſes Tempels mit Beſtimmtheit an und folgern dies aus dem Namen einiger Wiesgründe und Zelgen daſelbſt, welche Kanzelried, Himmelsbühl, Sonnenbrunnen und Heiligenmatten heißen. Von einem, der gerne den Gottes-

dienst versäumt oder „hinter die Kirche geht", soll dorten der Volksausdruck gelten: „er sei in Iselisklich gewesen". Zürcher Antiquar. Mittheil. Bd. 3. Brenner, Kant. Aargau 1, 227.

Weil auf dem Isenberge bei Lunnern wiederholt eine Fülle celtisch-römischen Grabschmuckes in verschütteten Grundmauern und Gemächern entdeckt worden ist, abgebildet in den Zürch. Antiquar. Mittheil., so meint man, aus dem Namen Isenberg auf eine Verehrung der Isis und auf einen hier ihr erbauten Tempel schließen zu dürfen. Dieser gelehrte Glaube ist schon seit Jahrhunderten unter das Volk verbreitet worden und wiederholt sich noch an andern ähnlich lautenden Orten. Isebuck heißt ein Hügel des Zürcher Pfarrdorfes Benken, er trägt Spuren eines alten Gebäudes, das man für einen Isistempel hielt. Meyer-Knonau, schweiz. Ortskunde 1, 147. Iserkirchlein heißt eine Stelle bei Goldbach zunächst Zürich, daraus schließt man, es habe hier einst ein Isistempel gestanden. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 65. Isenthal, Urner-Pfarrdorf im Thale gleichen Namens, leitete Sagwarts Luzern. Volksblatt von der Göttin Isis ab. Lusser, Kant. Uri, pag. 97. Schloß Isenburg, beim elsaß. Städtchen Rufach, leitet Sebast. Münster, Kosmographey (Basel 1567, 648) ebenso ab. Isern-Schnidde, ein Schloß an der Milde bei Gardelegen, soll Trusus zu Isis Ehren gegründet haben: Bechstein, Sagb. No. 329. Die Bedeutung dieser und noch vieler ähnlich beschaffenen Ortenamen, deren urkundlicher Nachweis hier nicht Raum finden kann, ist Wasserströmung, Flußgefälle. Isenlauf heißt die wilde Strömung, welche die Reuß bei der Stadt Bremgarten hat. Die Isleten, aus dem Urner-Isitthale kommend, gefährdet mit ihren Anschwellungen Land und See. Lusser, Kant. Uri, pag. 97. Ein Burgstall in ihrer Nähe ist der Isenring. Das Bernerdorf Iseltwald liegt an den Wasserfällen des Mülibaches, auf einer Halbinsel des Brienzersees. Meyer-Knonau, Ortskunde 1, 359. Der bayr. Isigau trägt seinen Namen von dem in den Inn mündenden Isibach, urkund. Anno 964 ad Isanam. Koch-Sternfeld, Beitr. 2, 16—21. Selbst der Eschenfisch, Thymallus minor, der zu andertbalbtausenden oft auf einmal mit dem Hamen aufgefischt wird, heißt im Luzernerlande Iseler. Cappeller, hist. mont. Pelati 1767, 135. Diese Namensreihe soll hier beweisen, daß der in No. 5 angeführte Name des sagenhaften Sees Hem-Isen, der einst das ganze Aargau bedeckt gehalten habe, ein aus der wirklichen Natur der Sprache genommener ist. Aus gleichem Grunde heißt es vom Inselberge Isuringens, er habe sich zuerst über die Fluth erhoben. Bechstein, Sagb. No. 474. Derjenige Fischer, der den schiffbrüchigen König Orendel aus dem Wasser zieht und in sein en Dienst nimmt, ist meister Ise. ein vischer her und wise. Den Eigennamen Isolo (bei Weinhold, Deutsch. Frauen, pag. 9) übersetze ich mir mit Fischerin; Isoudeo (Graff 1, 489) erkläre ich mit Flußdiener. Meister Else hütet je in den Nibelungen 1485 den Uebergang über die Donau. Auch der Schimmelreiter und W. Jäger heißt Eisen. Der Jäger Eisenbein auf dem Schweißfuchs und im weißen Flerrock trägt sein Haupt unterm Arm. Pröhle, unterharz. Sag. No. 246. Im Eisloch von Ischstedt, einer Ortschaft am Kyffhäuser, wohnt die Eisfrau mit dem silbernen Hasen. Nahe beim Eisloch ist das Grüntlingsloch (grundloses Loch), ein Erdfall, welcher die Gewitterregen durch seine unterirdischen Klüfte reißend schnell abführt

und so Ichstedt vor Ueberschwemmungen schützt. Hier schöpft sich die Gichfrau Wasser. Wolf, Ztschr. 3, 84. Die älteste Freisinger-Urkunde ed. A. Roth, München 1853, pag. 8: in heremo, juxta flumini ripam, q. d. Isna. ao. 772. Es wird mit diesem Localnamen die Algäuer-Gebirgsschlucht Isenbrechen gemeint sein; dieselbe ist nach jetzigem Volksglauben Wohnsitz für alle ungerechten Landammänner. In rothflammtnen Wamsen, großen Perüken gehen sie an den Sonntagen dorten auf der Alpe herum. Schöppner, bayr. Sagb. No. 41. Der Flußname in der Sn. Edda 217 ist Ysa und Ysja, er entspricht dem mehrfachen englischen Flußnamen Ouse, neuengliſch ouze, feucht, nord. ausinn, begossen, nord. Ysa = deutsch Visara. Vgl. Dietrich in Haupts Ztschr. 5, 228.

485. Die hl. Mathilde zu Hochsol.

In der Nähe von Laufenburg liegt am badischen Rheinufer weithin sichtbar mit roth angestrichenem Kirchthurm das Pfarrdorf Hochsol. Dorten überm Altar liegt das geschmückte Gerippe der hl. Mathilde, Mächtige nennt man sie. Ihre Gebeine sind wunderkräftig, wer in jener Gegend an Kopfweh oder auch äußerlichen Uebeln leidet, umgeht ihren Altar in sicherer Hoffnung der Genesung. Alle hundert Jahre klopft die Heilige einmal, und zu zweien malen bereits hat es der Sigrist gehört, während er Betzeit läutete. Wird sie das drittemal klopfen, so ist dies ein Zeichen, daß sie aus dem Altare heraus verlangt, und man muß sie dann mit goldener Schaufel und Haue beerdigen. (A. Birrcher in Laufenburg.)

486. Die fromme Zofingerin.

In dem Gemäldebuche der vormaligen schweizerischen Künstlergesellschaft, das auf der Zofinger-Stadtbibliothek verwahrt wird, findet sich zu mehrern Zeichnungen von Martin Usteri's Hand, des Dichters von „Freut euch des Lebens", gest. Zürich 1827, auch folgende Erzählung eingeschrieben:

Anno domini 1519 was die pest zu Zofingen, do was ein alt wittib, die hieß Anna Dulliker, die hat zwei kind, die ouch den pesten hattent, und gieng die gut fraw all tag zu dem bildhüslin, das vor der statt was — gen Brittnowe — und bettet do zu der mutter gottes, das si ir kindlin erhalten wollt, und versprach ir, wenn si das thet, das si ir das hüslin wider wolt bäwen lassen, dann es domalen vast zerfallen was. do genasend die kind, und spart die frowe ir geldlin zesamen, damit si ir gelübden erfüllen möcht. aber do kam die zwinglisch lèr uf, und thet man ouch ze Zofingen die

bilder aller erten weg. die frow aber wolt den nüwen glauben nit annemmen und zog, do man ihr zusagt, heimlich von Zofingen fort, und do si zu dem bildhüslin kam, do warend werkliit da, die das schlissend. do bat die frow, das si ihr das bild liehend und koufi's inen ab und wolt's mit ir enweg getragen haben. das konnt si aber nit, dann es ir ze schwer was, do si ouch ir klein kind und ir bündelin tragen must. do dingt si einn mann, der irs tragen sollt. der was aber der nüwen lér ein ifriger anbenger und spottet der guten frawen, und wenn er ein wil ganzen was, se sagt er, „din götz wird mir ze schwer, ich will in in graben werffen!“ des erschrak dan die frow und bat in weinend, daß er witers gieng. do fordert er wieder gelt von ir und das trieb er so lang, bis die arm kein gelt me het, do warf er das bild in die stüden und luf darvon. aber die frow sagt sich zu dem hinzu und wust nit, wie es witer bringen, und verhoft, daß jemand kem, der irs tragen helf. do hat das einl kind blumen gsucht und fand da zu den füßen des bilds ein silbern pfenning, den zeigt es der mutter, und do si ouch sucht und an dem ert nachgrabt, do fand si einn hafen, der was voll solcher heidnisch pfenning, wie man dann solcher in dieser gegni mer funden hat; und erkant do die gnad der heiligen Jungfraw erst recht, die si von ihr trüwe willen richer macht, als sie vor nie was; und gab do ir bild einre bürsmann, der mit sinem ros nach Sursee fuor, und sagt ir sind ouch darüf und erzalt do in der statt, was ir begegnet. des sich menklich verwunderet und die gnadenriche mutter gottes hoch verehrt.

Die Bildsäule des hl. Vitus, von einem armen Weibe gerettet, wird auf ähnliche Weise gelebringend. Seifart, Hilfesheim. Sag. No. 15. — Das von unserer Sage erwähnte Marienbild gehörte ursprünglich in die Dorfkirche von Brittnau. Bei der 1527 hier eingeführten Glaubensänderung nahm man es aus der Kirche und warf es, damit man's nicht wieder finde, in ein Grab. Das Bild kam aber über Nacht wieder hervor und stellte sich auf seinen vorigen Altar; darauf nahmen es die Brittnauer abermals und pflanzten es zum Hohne im Dorf auf den Brunnenstock. Da kam ein frommes Weib herzu, sah wie das ihr wohlbekannte Bild Thränen weinte, und trug es hinweg aus dem Orte bis auf den Birchberg, der gegenüber dem Schloßberge von Wikken gelegen ist. Hier von der Nacht überfallen, konnte die Frau nicht mehr weiter und schlief bei ihrem Bilde ein. Ueber Nacht aber verließ dieses seinen Ruheplatz und wanderte zu der Kapelle hinüber, die am jenseitigen Berge beim Wilkenschlößlein steht. Dieses gehört zu der Luzerner Gemeinde Reiden. Der Landvogt daselbst, Hans Pfiffer von Luzern, ließ sodann die Kapelle erneuen und das gerettete Marienbild darinnen zur Verehrung ausstellen. Hier ist es noch zu sehen in seiner ursprünglichen Gestalt und abgebleichten Farbe. Die Leute versichern, man könne es weder frisch bemalen, noch [illegible] verschönern, es lasse nichts mit sich machen und wolle bei seinem alten [illegible]lechten Aussehen ver-

bleiben. An der Kapellenwand hat ein späterer Vogt Pfiffer im J. 1711 eine hölzerne Tafel anbringen lassen, auf der diese Geschichte in Reimen erzählt ist.

---

187. Der Höllhafen.

Es Maideli het si Vatter und Mueter verlora, und het wega dem racht brieget. Aber es isch nit gnumme wega dem eso trürig gsi, wil's iez keni Aeltera meh g'ha het, nei; am allermeste het's dessetwega nit hera chenne z'briega, wil si Vatter, wu noch meh from und frei gsi ist, eso gach ist awegg gstorba und si Sach nit me het chenne macha; und do het's ebbe gmeint, de Vatter sig iez wega dem i d'Hell cho. Si Mueter higega-n-aber, wu eisli bös gsi isch und nae schlechta Lebeswandel g'fuehrt g'ha het, dere het do vorm Sterba zue der lieb Gott ihri Sach no racht schwa lö macha, und sie is emole do eso g'ruhelg g'storba, ass me het mussa meina, sie sig iez gwüssgwüss i Himmel cho. Wega dem het's Katherineli eher ämö brieget und ist gar nie meh froh gsi.

Do einist erschint ém amel an der sant Peter und frogt's, warum ass es denn gareg briege? Und es seit ém, was ém am Herza liegi vo wega Vatter und Mueter. Do fuehrt's der sant Peter vor d'Himmelsthüri und heisst's det warta, goht i Himmel ine und chunnt enandernäh mit sim Vattern z'rugg. De git em Töchterli d'Hand und seit: „Ae, willchumm, Katherineli, bist au do!“ Der sant Peter het ém aber halt scho gseit g'ha, warum ass es do sig. Und der Vatter het ém no allerlei gueti Lehre gä, und wenn's so fromm sig, sa chenne es au einist hi, wu-er iez selg, und denn fehl's ém nie nit, wenne de scho nevorg'seh sterbi. Und dernö het er sim Maideli nö nemol d'Hand gä, und ist mit em sant Peter awegg und furt.

Jezze gli ist do en andera cho und het's Maideli abegfuehret vor es fenster Thor, het do e chli ällho und's Maidli ie hegä loh, und do isch ehr d'Hell gsi. Do het's do si Mueter imer Chessel voll heissa Wasser g'seh sitza, und wo die ihres Chind gwahret, het sie gseit: „Ae, willchumm, Katherineli, bist du au do!“ und het ém do au Ermahniga gä, ass es nü einist i d'Hell chenne; und wo 's Maidli wieder het furt wölle, het sie ém d'Hand gä und gseit: „Adie, Katherineli, lah wol!“ Aber dödemit het sie im Katherineli si Hand ganz verbrennt, ehr wil sie i der Hell gsi isch und brunne het. Und wo 's Katherineli wieder üf d'Welt

üßæ cho ist, het's gar es guets ordeligs Maidschi abgw. (Freien amter-Mundart.)

Das Gebet, Todten nicht nachzuweinen, damit man nicht ihre Ruhe störe, geht durch alle Völker (vgl. Grimm, Kindermärchen 3, No. 709 und A. Kuhn in Wolfs Ztschr. f. Myth. 1, 62). Einige muthmaßlich noch weniger beachtete fernere Belege hierüber mögen hier folgen. „Weil der Verstorbene wider Willen den Speichel und die Thränen genießt, welche die Verwandten vergießen, so muß man nicht nachweinen." Vajnavalkya l. ed. Stenzler. Berlin, 1849. 3, 11. — Quodsi quos etiam inferis sensus est; qui illius in te amor fuit pietasque in omnes tuos, hoc certe illa (sc. Tulliola) te facere non vult. So schreibt Servius dem Cicero (Epist. IV, 5. a. u. 709), damit er seine Thränen um die verstorbene Tochter stille. — Wenn man zu viel auf dem Grabe theurer Angehörigen weint, so träufelt, sagt der Ire, jede Thräne durch Sarg und Leintuch ein Loch in den Todten. Grim VI. 2 Thl. S. 449. — Vom Tode des Bischofs Vicelin, Anno 1154, erzählt Helmold, Slavenchronik, cap. 78: Da Gypo um den Hingeschiedenen viele Tage weinte, erschien Vicelin einer Jungfrau im Traume und sprach: sage unserm Bruder Gypo, er möge aufhören zu weinen; denn siehe, ich trage seine Thränen an meinen Kleidern. Mit diesen Worten zeigte er der Jungfrau sein Gewand, das ganz von Thränen benetzt war. — Geiler von Keisersberg, der Irestipiegel, das Siebentglaß (Straßb. Magister Matthias Schürer), erzählt, wie eine Wittwe ihren verstorbenen Sohn hinter einer frohen Jünglings-Gesellschaft müde und beschwerlich drein folgen sieht: „Vnd mit trauren zeigt er ir das hinterteil an seinem rock ganz naß, von welchem Wasser er also beladen vnd beschwärt waz, das er seinen gesellen nit gefolgen mocht, vnd sprach: liebe muoter, ich bit dich, hör auff zuo weinen, als du biebar geweinet hast. das thät sie vnd also ward der suon erlöst." — Mit keinem Vieh, wenn es geschlachtet wird, soll man Mitleid haben, sonst kann es nicht absterben. Panzer, bayr. Sag. 1, 263. — Die Mutter vergrößert das Kindeweh, die ihren Säugling dabei mitleidig anblickt. Aargau. Volksgl.

Höllhafen, Rumpel- und Rollhafen bezeichnet in der Mundart den tiefsten Höllengrund; wegen seiner Lichtlosigkeit nennt ihn No. 488 scherzhaft den Ledersack vor der Himmelsthüre. Er ist hier als ein Kessel voll heißen Wassers gedacht. Im Alemann. Kinderspiel erscheint der Teufel Rollo; er ist nach dem Rollhafen und Rollkessel benannt, von dem bereits Abthl. IX, pag. 204 gehandelt ist. — So steht unter den Wurzeln der Weltesche Yggdrasil der „rauschende Kessel" Hvergelmir; so hat die Todesgöttin Hellia, in innerster Erde wohnend, eine Schüssel, welche Hunger heißt. Darauf stützte sich die Rechtssitte des Kesselfangs, wornach der Beschuldigte einen Stein oder Ring mit bloßem Arme aus dem siedenden Kessel herauslangen mußte. Grimm, R. A. 919.

488. Es Mærli vom æ Schniderli, wu en spanische Chasseur gspielt het.

Uf der Welt muess es gstorbæ si, sust hættæ jo die Jungæ nümmæ Platz. Keis Wunder, wenn denn emol au es Schniderli verzablet und stirbt.

Nu, dæ Schnider stirbt also und si lichti Seel fahrt gradewegs, wie-n-æ Nodlæ-n-am Zwirnsfadæ, derdurch üf en Himmel zue. Er findet d'Thür und hopperlet hübscheli æ, und wie-n-er e chli het hopperlet, æ goht en Lædeli öf und der sant Peter fragt zum Himmel üs, wer düssæ sei. Der Nodlehæld lobt si drüf furæ und seit: „Hæ, es Schniderli, mit Vergaust, möcht au gern in Himmel, Herr Peter.“ Wes Schniderli, seit der, en Blætzhünk? dere chemmæ mer im Himmel nit bruchæ! so schnurret eusæ Peter und thuet sis Lædeli wiederum zue.

Wie iez der Schnider vor em Himmel so trüret und druckset, so gseht er au nes alt-alts Fraueli, wu me-n-im Himmelrich au nit het chemmæ bruchæ.

Die Zwæi hend do enand trostet, so guet's gangæ-n-ist, und hend enand ihræ Lida g'klagt, wie sie iez vor em Himmel üssæ em Ledersack müessæ si. Derwil sæ chunnt æ mæchtigæ Hussær gesprengt und rueft, er möcht inæ in Himmel! Sant Peter lobt de Säverig do nit long wartæ, wil er sportig zue-n-em gseit het, er seig en spanischæ Chasseur. Das do het si der Schniderli hinter d'Ohræ g'schribæ, springt gschwind zum Muetterli ane und g'vischlerlet und flattiert met ere und seit: „Wie war's, Frau Basi, wenn mir zwæi üs au ne so thætit in Himmel inæ schmuggla? es wær, schatz'i, nit g'fehlt is. Lös iez, Muetterli, i will der en vernünftigæ Vorschlag machæ: i bi der spanisch Chasseur, und du treist mi vor d'Himmelsthür, furs ander lass denn nümmæ der Vogt geiferæ oder mi sorgæ. Was gillet's, mer chemmæ allbeedi in Himmel inæ!“

G'seit und thu. Mi Nodlarutter sprengt üf em Muetterli vor's sant Peters Pfortæ. Wer do? ruefi dæ dinnæ mit dem Schlüssel. „Ein spanischæ Chasseur“, brüelet 's Schniderli üs alli Chrafte. 's Thor goht öf und min spanischæ Ritter rütet gravitätisch inæ zu dæ-n-anderæ Lütæ-n-im Himmel.

A so het's der Schnider gmacht,
und d'inne hend's ab em glacht;
und hæn i's eppe recht verstoh,
se hend se's nümmæ-n-dænæ g'loh.

(Preienamter-Mundart.)

Vgl. Simrock, Kinderb. No. 450:

Jetzt kommst du nicht in den Himmel hinein, sprach Petrus:
Ich reit ich auf einem Schimmel hinein! sprach Pilatus.

Aehnlich in Stöbers elsäß. Kinderb. das oberrhein. Reiterliedchen, No. 56:

Der alte Kastalter von siebenzig Jahren,
Der will mit sechs Rappen ins Himmelreich fahren,
Allein es kann leider für diesmal nicht sein,
Der alte Kastalter darf noch nicht hinein.

Bekannter süddeutscher Kinderreim:

Der alte Postkalter von siebenzig Jahren,
Der will mit sei'm Schimmel gen Himmel nauf fahren,
Die Schimmel, die Kümmel, die springen hinweg
Und werfen den alten Postkalter in Dreck.
(Mündl. aus Stuttgart.)

Wie unter solcherlei Zügen das Märchen vom „Himmelsstürmer" verborgen liegt, zeigt W. Grimm in Wolfs Zeitschr. 2, 2.

---

189. Die Schuhe des Ewigen Juden.

Vom Pilatusberge her am Vierwaldstätter-See kommt alljährlich ums Neujahr ein nicht unfreundlich aussehender Mann durch das Aargau an den Rhein gereist. In den Freienämtern wird er Pilatus genannt nach dem Berge, auf welchem er seit vielen Jahrhunderten wohnen soll; an einzelnen Orten heißt er auch der Pilger von Rom, weil er ganz in einer Pilgertracht erscheint mit großem Rundhut, hohem Stab, langer Kutte mit Mantelkragen, und mit stark beschlagenen Schuhen. Als solcher übernachtet er im Freienamte in einigen leer stehenden Häuschen der Weinberge, No. 217. In der Pilgertasche hat er Mondmilch, oder sogenannten Bergzieger aus einer Mondmilchhöhle auf dem Pilatusberge, welche das Ziegerloch heißt; und dieses Gestein nebst Walksteinen, einer Art Guhr, womit man Glitzerzeug tschungen heilt, läßt er beim Weggehen als Schlafgeld zum Lohne der Trottenbesitzer liegen. In Lengnau und Endingen, wo Judengemeinden sind, sowie im katholischen Frickthale ist er unter dem Namen des Ewigen Juden bekannt. Wenn er diesen Landstrich und die angrenzende Basellandschaft bereist, so übernachtet er stets in seinem gleichen Wirthshause, obschon er dann die Nacht außer Bette zubringt und immerwährend in seiner Stube umläuft bis zum Weitergehen am Morgen. Dorten erzählt er, er habe, als er das erstemal an diesen Rheinwinkel gekommen sei, wo nun Basel steht, nur einen schwarzen Tannenwald, das zweitemal nur ein breites Dornengestrüppe, das drittemal aber eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden. Wenn er zum letztenmale dieses Weges komme, werde man stundenweit hier gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammenzu-

finden. Ein andermal, da er über die Gebirge des Matterhorns und der Grimsel in die Stadt Bern kam, gab er an, er habe bei seinem ersten Herüberſteigen auf dieſen Gebirgspäſſen nichts als Weinberge geſehen ſtatt der Gletſcher und Schneefelder, von denen ſie jetzt ſtarren. Bei ſeinem Weggang aus Bern ließ er Wanderſtab und Reiſeſchuhe dorten zurück. Der Zürcher-Pfarrer Ulrich hat ſich beides daſelbſt zeigen laſſen und berichtet darüber, Geſch. der Juden in der Schweiz, Baſel 1768, 154: „Auf der obrigkeitlichen Bibliothek zu Bern wird ein koſtbares Stück aufbewahrt, ein Stecken und ein Paar Schuhe von dem Ewigen Juden. Man muß aus der Bibliothek etliche Tritte herunter in ein Souterain ſteigen, allwo ein türkiſcher Habit zu ſehen, den ein Herr Heerport dahin verehret. In gleichem Cabinet finden auch des unſterblichen Juden Stecken und Schuhe; der Stecken ziemlich grob und ſtark, die Schuhe ungemein groß und von hundert Lappen zuſammen geſetzet, ein Meiſterſtück von einem Schuhmacher, weil ſie mit vieler Mühe, Fleiß und Geſchicklichkeit aus gar vielen ledernen Theilen zuſammengeflickt worden. Der berühmte Gotthard Heidegger macht in ſeiner Acerra, pag. 85, über den Ewigen Juden folgende gründliche Anmerkung: „Der große Chriſtophel und der Ewige Jud gehören zuſammen.“

Dieſer unter ſeinen Menſchenkindern umwandernde Gott iſt Wuotan, der bei Saxo Gramm. victor indefessus, in der Edda vegtamr, Gangrödr, Gönglerr heißt, der wegesmüde Wandler. Er gilt ſchon der Ragnar-Lodbrogſaga, cap. 14, als ein ergrauter Waller mit Langbart, Breithut und Nagelſchuh, und weiſt die Wege nach Rom. Weiſſ, Beitr. 1, 10—21 zeigt, wie Wuotans Mantel im Märchen wieder erſcheint, aber als ein aus Tauſenden von bunten Lappen zuſammengeſetztes Tuch, wie Wuotans Sperr und Siebenmeilenſtiefel zum nackten Knüppel und zum hundertflickigen Fleckſchuh herabſinkt. Selbſt der Name Wuotan hat ein ähnliches Geſchick gehabt, er iſt in den des Ewigen Juden verkehrt worden. Die Lateinlegende über Letztern nennt des Ahasverus unterſchiedliche Namen und ſagt bei: alius ipsum appellat *Buttadeum*, alius alter. Weiſſ, Zeitſchr. 1, 438. Dieſen Namen Buttadeus giebt ihm auch Boullenger, deus seu temperies; und er verräth ſich noch immer in Bertha's Götternamen, welche Pudelmutter heißt (Weinhold, Weihnachtſp. pag. 11), im Namen der rothſchimmernden Preißelbeere, welche Pudelgrünſle heißt (Stalder 1, 239), im altbair. wudeln und pudelwehl (Schmell. Wb.) und im Namen unſerer zahlloſen Dorfgeiſpenſter, welche die Dorfpudel ſind. Nach dem Gotte Buddha nennt das Sanskrit den dies Mercurii Budhavaras, wie wir unſern Wodanstag nach Gott Wuotan benannten. Auf Sill heißt der Mittwoch noch heute Winjedan. Bei Müllenhoff, Schlesw.-Holſt. Sag. pag. 167, ſind Wode- und Winjefeuer die dem Gotte Wodan angezündeten Frühlingsfeuer. Die indiſche Wodhe gewährt aber einen noch verwunderen Aehnlichkeitspunkt; in ihr ſteigt Putakra auf zwei Männer, welche ſich um Wünſchelringe

streiten, um Schale, Stab und Schuhe; indem er sie zu einem Wettlauf darum verleitet, steigt er selbst inzwischen in die Schuhe und steigt mit Stab und Schale zu den Wolken empor. Myth., Vorrede XXX. Diese Symbole Wuotans finden sich wieder als die des mit ihm identischen Gwigjägers. In Bayern sagt man, die Teufelsmauer sei eine Straße, welche um die ganze Welt reiche, und der Ewige Jude müsse selbige laufen. Bechstein, Thüring. Sagb. No. 803. Ich weise deshalb jene von Grüße in Wolfs Zeitschr. 3, 122 mitgeteilte Deutung des Namens Buttadäus zurück, als stamme er von Ibadtäus ab und von Bat, das, gleich Ben, Sohn bedeuten würde; viel näher liegt dagegen [illegible], concussor; es liegt dem gelb. gwib zunächst und dient zur Bezeichnung des windschnell dahinstürmenden und wegbrausenden Erschütterers. Kuhn, Zeitschr. f. vergleich. Sprachforsch. 1, 158. Der Horstgebalte, der am einen Fuß stets nur einen Pantoffel trug, scheint den Leuten mit einem Fußübel behaftet, konnte aber doch nie von einem Läufer eingeholt werden. Leoprechting, Lechrain-Sag. pag. 60. Im Hildesheimischen muß der Gwigjäger alle sieben Jahre die Welt umrennen. Journal v. u. f. Deutschl. 1786, 339. Das Gleiche gilt von der Weltreise Hackelbergs, bei Müller-Schambach, niedsächs. Sag. pag. 347. Wenn Hackelberg jagt, so kann man ihn wohl Stunden weit hören, so gewaltig klappert er mit den Schuhen, und wer sein Grab im Walde wieder finden will, muß Stab und Hut darauf gepflanzt haben. Ibid. No. 98. 99. Der Gott Buddha = Wuotan, der zum wütenden Jäger geworden ist, verwandelt sich so zum Gwigjäger und Gwigjuden, behält aber die göttlichen Attribute noch bei, namentlich den Schuh. Die Geister der W. Jagd in Glarus heißen Schuhmacher. Vgl. Abtdl. V, Anmerk. No. 32. Der Hadenir bei Strebla an der Elbe pflegt seine Schuhe zu flicken. Grüße, sächs. Sagensch. No. 81. Schuhe wirft den Leuten das buttawinzige Heimännel im Schlegelwalde nach. Leoprechting, Lechrain Sag. pag. 128. In Wolfratshausen heißt das Ortsgespenst das Marktgeschlarf. Es ist eine Hebamme, die mit hohen eisenbeschlagenen Pantoffeln durch die Straße schlarft und den Leuten im obern Stock zum Fenster hineinschaut. Schöppner, bayr. Sagb. No. 1253. Nach des Duduläus Relation gab sich Absever zu Hamburg, wo er 1547 erschien, für einen gewesenen Schuhmacher von Jerusalem aus (Welte, kathol. Kirchen-Lexikon s. v. Absever). „Der aus hundert Lappen zusammengeflickte Schuh" ist derjenige Vitare in der Edda, welcher gleichfalls aus solcherlei Lederstückchen gemacht war. Die Heiden sammelten gebotener Maßen die Stücke ihrer zerreißenden Schuhe auf, um damit denjenigen Schuh flicken und vergrößern zu helfen, mit welchem Gott einst dem Wolfe Fenrir unbarmherzlich in den Rachen treten sollte. Vgl. aargau. Kinderz. IV, 2: Was man mit ins Grab gibt. Verwandelt sich der Große Gott in den großen Christkessel, so verwandelt sich des einen Wunschmantel in das hundertfach geflickte Hemde des andern. Daher sang die Antiphona: sanctus Christophorus habet indusium usque ad unes (Ammann, Liturgie, 197), und aus diesem Grunde äußert der vorhin von Ulrich citirte Theologe Heidegger, der G. Jude und der Christkessel seien einerlei Personen. Die dem Gotte Wuotan eigne Wanderlust geht dann auf mehrere andere Gestalten der Sage über; zuerst auf den von unserer Erzählung mitgenannten Pilatus. Die Chronik von Petershausen, welche vom Jahre 976 bis 1249 reicht, berichtet unter dem J. 1077, wie der

Schwaben aufstanden und ihren Herzog Rudolf zum König setzten: es habe damals das Volk Lieder von ihm gesungen, als ob der andere Pilatus wieder gekommen wäre. Mone, bad. Quellen-Samml. pag. 137a. Die Sage von dem noch immer wandernden Pilatus existirt auch anderwärts, pag. 23 in unserer Sammlung; nicht minder lebt sie in Panzers bayr. Sag. Wie unser Pilatus seine eigenen Gebeine und Zeug zum Wechsel hat, die ihm zugleich als Grab dienen, eben so hat Hackelberg einen Eichenwald und einen Berg, die beide nach ihm benannt sind und sein Grab enthalten. Schambach-Müller, niedsächs. Sag. pag. 348. In Westfalen heißt dann derselbe Wüthende mit selbstverstümmelndem Namenübergang Nevel und Hennes. Wolf, Zeitschr. I, 100. Von seiner Wanderschaft wissen noch allerlei Volkssprüche: Komm, wir wollen wandern, sprach Petrus; von einer Stadt zur andern, sprach Pilatus. — Hier kommen die Herren aus Nonnefei, beiha-ß, Pilatus! Simrock, KB. No. 450. 451. — (Vgl. Abthl. V, pag. 377.) Gleich der Berhta und den Perchtlbeeren pflegt der 6. Juli immer um Weihnachten zu kommen; nur dann darf er ausruhen; er trägt einen Korb, aus dem Moos herauswächst. Müllenhoff, No. 449. Edruda pag. 292 klagen die Zwerge über den Tod ihres Königs: Ai Pilatje dood, Natje Pilatje dood! Den Luzerner Pilatusberg nannte man bei uns im Knonauer- und Freienamte im vorigen Jahrhundert noch Fracmünt. Helvet. Kalend. 1798, 41. Nur unter letzterm Namen kennt ihn die Oberrheinische Chronik, pag. 16 (ed. Grieshaber 1850), die älteste bis jetzt bekannte in oberdeutscher Prosa, geschrieben 1334. Der berüchtigte See auf diesem Pilatusberge liegt benachbart jenen Höhlen der Erdmännchen, von denen Abthl. V, No. 231 (50) erzählt ist; und wenn man Steine in diese Gewässer warf, um zu sehen, ob darauf wirklich das vielbesprochene Unwetter erfolgen werde, rief man dazu: Pilat, wirf aus dem Kalk! ouuuus huuus despergo, Pilate! Gappeler, hist. mont. Pilati 1767, 10. Hundert Tagwerke der Flur von Hausen bei Zwiefalten tragen den Namen Pilatus. Einst wird ein Hahn die Thurmspitze der hier versunkenen Stadt Pilatus wieder ausgraben. Zu Hornheim zeigte man sonst des Pilatus rothe Hosen her. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 33. Auf einem purpurnen Sessel sitzend, zeigt sich alle Mittag der Geist auf dem Pilatussee in der Schweiz. Zwischen Rambert und Valliere (Dauphiné) steht ein kleines Schloß, vormals von Pilatus bewohnt. Schleger, Briefwechs. (Göttingen 1780) 4, 49.

190. Sanct Petrus mit der Geige.

Es war Nachmittags am Aermelsonntag, das Volk ruhte von den Mühen der Schnitterwoche, man saß in den Wirthshäusern beim Weine, allenthalben war Musik und Tanz. Da kam St. Petrus von der Kirche her, wo er gerade Kinderlehre gehalten und sich recht müd und trocken geredet hatte. Wie er jetzt auf die brennend heiße Straße heraus trat, fiel es ihm gar schwer, den weiten Weg so ganz allein und unerquickt wieder heim zu sollen, und er hätte auch sein bescheidenes Theil an der allgemeinen Lustbarkeit haben mögen. Da kam es ihm

zu Sinn, da er nah am Hause des Herrn seine vorbei mußte, ob er mit diesem nicht einen Spaziergang machen könnte, wo sich dann der Anlaß schon von selber finden würde, ebenfalls in einem Wirthshause einzukehren. Er blieb also stehen und klopfte ans Fenster. Der Herr saß hinter dem Tische, hatte das sonntägliche Evangelium mitsammt der Epistel durchgelesen, und weil er eben fertig war, so stellte er das Buch auf den Laden und fragte gar freundlich zum Fenster hinaus, wie die Kinderlehre abgelaufen sei? Gar gut und recht, sagte draußen der Jünger; aber sieh doch, wie schön heute das Wetter ist, wollen wir zusammen nicht ein wenig spazieren gehen? „Wie du willst," antwortete der Herr und stand bald darauf wegfertig bei ihm.

Da gingen sie denn mit einander die Landstraße fort, und der Herr nach seiner Weise lehrte dabei aus der Schrift, wo geschrieben steht, du sollst den Sonntag heiligen. Und als über solchen Gesprächen die Zeit verstrich und es bald Abend wurde, rieth er bei der Wegscheide, an der sie jetzt standen, die Kehr wieder heimwärts zu nehmen. St. Petrus aber wußte, daß es hier links ab zu einer Schenke im Walde führe, und er war im Stand der ehrnen Straße noch um vieles durstiger und müder geworden; nun verhüllte er sich und sagte: Herr, laß uns da links gehen, denn dieser Pfad ist schattig und kühl, und im Walde singen die Vögel gar schön. „Wie du willst, erwiederte der Herr; so wollen wir gehen."

Und da sie so dem Rande des luftigen Laubwaldes nachgingen und sich am Gesange der Vögel ergötzten, gedachte der Herr abermals des Bibelwortes und sprach: Kauft man nicht drei Sperlinge um einen Heller? Doch mitten in seine Rede mischte sich mehr und mehr ein dumpfes Lärmen und wuchs an, je weiter sie kamen. Zuletzt hatten sie ein Wirthshaus vor sich, das wimmelte von Bauern, die zechten und spielten mit lautem Getöse. Herr, begann St. Petrus, wie ist's heute so heiß! laß uns hier ein wenig ausruhen bei diesen fröhlichen Leuten; ist doch auch in der Schrift gesagt: es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein. „Ei, Petre, versetzte der Herr und erhob einen warnenden Finger, freilich ist so gesagt für die Kinder Gottes; aber für die Kinder dieser Welt sagt auch ein Sprichwort, einem Juden und einem trunknen Bauern muß man ausweichen. Doch, wie Du willst."

St. Peter hörte diese Warnung nur halb, denn er hatte die Genehmhaltung seines Wunsches mehr als ganz genommen; er ließ den Meister, der noch nicht ausgeredet, stehen und eilte mit hastigen Schritten voraus und der Schenke zu. Dies mißfiel dem Herrn sehr und er bedachte, wie dem ungeduldigen Jünger für heute ein neuer

Denkzettel gehöre; eben als jener auf die Schwelle des Hauses trat, geschah daher ein Wunder an ihm, und eine Geige hieng ihm so plötzlich am Rücken, daß er sie, ohne es selbst zu merken, mit in die Zechstube hinein trug. Da erhob das Volk wie aus einem Halse ein Jubelgeschrei, man schob die Bänke schnell zurück, zog die Mädchen zum Tanze hervor, stampfte mit den Absätzen und rief dem fremden Spielmann zu, alsbald eins aufzuspielen. Dieses Empfanges verwunderte sich St. Peter gar sehr und versicherte mit vieler Ernsthaftigkeit, wie daß er gar kein Geiger sei und all seiner Lebtage noch nie eine Fidel in die Hand gebracht habe. Aber man riß ihm die Geige vom Rücken herab und hielt sie ihm spottisch unter die Augen, dann pferchte man ihn in einen Wandwinkel und befahl ihm, bald gutwillig anzufangen. Da verwunderte sich denn St. Petrus noch mehr über sein neues Instrument und meinte, es sei ihm wohl von den Spaßvögeln heimlich angehängt worden. Aber die Burschе thaten grober und drohender, und so war kein Rath; er begann also mit dem Geigenbogen herumzustümpern und drauf los zu streichen, daß ihm die Herzensangst und die schwüle Bauernstube Schweißtropfen von der Stirne trieb, so groß wie Haselnüsse. Als aber gar nichts dabei herauskam, was einem Tanze glich, hießen sie den Kratzer schweigen und jagten ihn schimpflich hinunter an den kleinen Tisch hinten beim Ofen. Da gab's nun allerlei ärgerliche Stichelreden und noch gefährlichere Bedrohungen. Die Einen sagten, er geige geflissentlich schlecht, und drum müsse man ihm heute noch seinen Heimweg tüchtig versalzen; die Andern aber meinten, ein solcher Pfuscher und Bettelsack müsse auf der Stelle gleich mit grober Münze ausbezahlt werden. Sie tranken ihm höhnisch Gesundheit zu und verboten dem Wirth ausdrücklich, ihm ein einziges Glas Wein zu geben. Sanct Peter saß da in großer Angst, in großem Durst und in großer Schwüle, er fürchtete sich vor dem Dableiben und vor dem Weggehen und wünschte aufs sehnlichste nur den Herrn herbei, der sich bis jetzt noch gar nicht hatte in der Stube blicken lassen. Endlich trat er ein und fand den Schlimmberathenen hinten am Backofen im Schwitzbade. O Herr, begann er leise, hier müßen wir leider heute über Nacht bleiben, ob wir wollen oder nicht. Denn draußen ist's schon finster, und vor diesen Bauern da kommen wir nicht heim, sie wollen uns im Walde mit Knütteln auflauern und im Felde mit Steinen werfen. Bitte daher den Wirth um ein Schöpplein zur Nachtzehrung, damit er uns mindestens im Hause behält und ein Bette hergiebt. Auch diesmal antwortete der Herr: „Wie du wilst; so wollen wir also hier bleiben und um so eher zu Bette gehen.“

Und als sie nun über die Stiege hinauf kamen und in ihre Kammer traten, fand sich da ein einziges Bette hinten längs der Wand, worinnen sie zusammen schlafen sollten. Darüber begann Petrus: Herr, das Gliederreißen, das ich mir ehemals beim Fischen auf dem See aufgelesen habe, macht mir einen stets unruhigen Schlaf; darum wirst du wohl thun, dich hinter an die Wand zu legen, und mir erlauben, daß ich auf der Vorderseite bleibe. Und der Herr entgegnete: „Wie du willst; schlafe du vorne, so will ich mich hinter an die Wand legen."

Als sie nun eine Weile gelegen hatten und gut schliefen, zechten drunten in der Stube die Bauern fort und je mehr sie tranken, um so öfter stieg ihnen der Geiger wieder zu Kopf. Der ausgemachte Lügner, sagten sie, der, die Geige am Rücken, hereingekommen ist und doch noch nie eine Geige angerührt haben will! Für derlei Possen muß dem Hopzagigerlein jetzt noch ein hagenbuchener Schlaftrunk eingeschenkt werden! Also stürmten sie hinter einander in die Kammer hinauf und machten im Finstern nicht lange Federlesens. Den Ersten, den sie vorne im Bette griffen, rissen sie auf den Boden heraus und bearbeiteten ihn nach Vermögen. Als sie müde waren, ließen sie ihn liegen und schoben sich kolternd und polternd wieder davon. St. Petrus beseufzte indessen innerlichst seine gestrigen Wünsche und deren fühlbare Folgen, dann raffte er sich zusammen, um sein Bett wieder zu finden, in welchem der Herr noch immer wie vorher fortschlief. Aber während er ängstlich und irr nach oben und unten finsterlings herumtappte, weckte er damit nun auch noch den Meister. Er fühlte sich zu elend, um etwas Gescheites zu seiner Entschuldigung vorzubringen, und sprach: Ach Herr, mein leidiger Durst von gestern hat mich noch im Schlafe geplagt, und da ich trinken wollte, bin ich drüber aus dem Bette gefallen. Ich will dich nicht wieder stören mit meinen bösen Träumen, sei drum so gut und laß mich lieber an der Wand hinten liegen. „Wie du willst, sprach der Herr; so lege dich hieher an die Wand und ich will vorne liegen."

Beide waren nach einer Weile wiederum entschlafen. Doch drunten saßen die trunknen Bauern noch immer auf und kamen neuerdings auf den mißrathenen Geiger zu sprechen. Diesmal aber, sagten sie dann, diesmal muß sein Begleiter dran, das ist der Meister, der hat ihn vorher dazu aufgestiftet, der soll nun auch seinen Lohn bekommen! Und zum zweitenmale stürmten sie in die finstere Kammer hinauf. Es ist Einer wie der Andere, schrieen sie, nehmt nur den an der Wand hinten auch hervor! Und so rissen sie abermals St. Petrus hervor und tractierten ihn nicht anders als vor einer halben Stunde.

Als ſie endlich fertig geworden und wieder über der Treppe drunten waren, wußte St. Peter nicht mehr zu errathen, auf welcher Seite dieſes Bettes man ſicher wäre, um nicht noch zum drittenmal für den Unrechten heraus genommen zu werden. Er weckte daher in ſeinem Kummer ſachte den Herrn und ſprach: Es will Morgen werden, ſchon zweimal hat der Hahn gekräbet, laß uns aufſtehen und von hinnen gehen! „Wie du willſt, entgegnete der Herr; damit wir aber unſere Schuldigkeit im Hauſe bezahlen, ohne den Wirth und ſeine Gäſte ſo frühe wecken zu müſſen, ſo nimm hier dieſe drei Pfenninge und lege ſie der Magd als Küchengeld drunten auf den Herd.“

Herzlich froh über dieſen erwünſchten Rath, that St. Peter wie ihm geheißen worden, ſchlich wie auf Sammet zur Küche und unbemerkt dann zur hintern Thüre hinaus. Als er den Herrn auf der Straße wieder eingeholt hatte, hatte er das Weinen noch immer zuoberſt auf dem Herzen. Die ausgeſtandene Nacht und die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Beulen wollte ihm bei jedem Wörtchen auf die Zunge kommen. Aber der Herr, der ihn genugſam beſchämt wußte, unterbrach ihn und ſagte mit liebreichem Ernſt: Zwei Dinge, o Petre, laß dir von heut' an zur Lehre ſein. Bei der Küchenmagd, der du die drei Pfenninge Trinkgeld gebracht, ſollſt du dir merken, „ſo hoch du ſchon auf Jahren biſt, ſo nimm dich allzeit vor Weibsbildern zuſammen, ſobald du den Hahn kraben hörſt.“ Und zweitens ſollſt du vom Wirthshausgehen dir merken, was ein Jeder ſagt, der mein Jünger noch nicht iſt und die Sonntagsheiligung noch nicht verſteht:

Wer ſich nicht unter die Kleien miſcht,
Den freſſen dann die Säue nicht.

(Aus dem Frickthal.) Noch übliche Segensſprüche beginnen mit den geläufigen Formeln: „Jeſus und Petrus giengen wandern .... Chriſtus gieng über Land .... Gott Vater fährt zu Acker“; es ſind Nachklänge der Wanderungen, welche die Götter Odhinn und Hoenir zuſammen bei dem Menſchengeſchlechte gemacht, übertragen auf den Heiland und ſeine Jünger. Grimm, Myth. XXXIV. 137. 312. 1195. Die abenteuerliche Lage, in die dabei St. Petrus oft geräth, mag aus dem Vergehen dieſes Jüngers gegen den Heiland ihre Rechtfertigung für die Empfindungsweiſe unſerer deutſchen Vorzeit geſchöpft haben. Eine weſtfäliſche Verſion dieſer Legende (brieflich von J. L. Fried. Woeſte in Iſerlohn) führt Chriſtum und Petrum in einen Bauernhof zum Uebernachten, wo man eben am Ausdreſchen iſt. Der Weſtfälinger weckt daher ſeine Gäſte in jener Nacht zweimal, daß ſie aufſtehen und ihm dreſchen helfen, und der verſchlafene Petrus, der zweimal ſeinen Platz auf dem Lager gewechſelt hat, erhält darüber zweimal Schläge vom handgreiflichen Bauern. Zuletzt erwacht der Herr, ſteht auf, nimmt einen Feuerbrand vom Herde und zündet damit durch die aufgeblaſten

Garben hindurch. Sie brennen zwar lichterloh, aber alsbald liegt Korn und Streb nicht bloß unversehrt, sondern geschichtet auf der Tenne. Als der Bauer dieses Kunststück im nächsten Jahre selber machen will, brennt er damit sein Haus ab. So straft sich das verletzte Gastrecht. Vom zauberhaften Durchbrennen eines Strohbundes, ohne daß dasselbe Feuer fängt, handeln in dieser Sammlung die No. 111. (Anmerk.) 223. 372. 426. — Ein wenig logisch beschaffenes Bruchstück dieser Erzählung bringt Stöber, Alsatia 1851 und elsäß. Sag. No. 169; und einen zu bäurischen Umriß: G. Meier, schwäb. Märchen No. 11. Als walachisches Märchen aus der Bukowina erzählt's Staüfe, als Bonner-Märchen dasselbe Simrock in Wolfs Ztschr. 1, 471; 2, 13. Wolf, Beiträge 1, 95 bespricht den ursprünglich darin liegenden Wandermythus von Donar, wie er dem Eingang der eddischen Hymisquidda, und ferner den Märchen-Spielarten eigen ist; ein solches findet sich neuerlich bei Panzer, bayr. Sag. 2, No. 28.

491. Brod und Wein der hl. Verena.

So lange die hl. Verena zu Zurzach lebte, besorgte sie als Magd eines Priesters kleines Hausweisen. Nahe der Priesterwohnung war eine Hütte, in der Kranke und Elende ein armseliges Obdach suchten. Täglich pflegte sie dorten die Kranken, täglich sah man sie mit einem Brode unter dem Arme, in der Hand ein Weinkrüglein, hingehen, um die Leidenden mit dem zu erquicken, was sie sich selbst an ihrer Nahrung abbrach. Gleichwohl ward ihre Menschenliebe bald von Neid und Eifersucht verfolgt. Es war der Knecht des Geistlichen selbst, der ihre Wohlthätigkeit bei seinem Herrn verdächtigte. Der Priester lieh dem Verleumder sein Ohr und verabredete sich mit ihm, der Haushälterin aufzulauern, um sie auf frischer That zu ertappen. Als nun Verena wieder eines Tages mit ihren Liebesgaben arglos aus dem Hause hervortritt, da kommt der argwöhnische Herr unversehens hinter der Ecke hervor und stellt sie zürnend zu Rede, wie sie ihm sein Eigenthum treulos entwende und verschleppe. Erschrocken erklärt sich Verena, während der Hausknecht hinter ihr herschleicht und mit boshafter Schadenfreude den Deckel ihres Krüglein aufhebt. Siehe, da erscheint dem Priester in dem Gefäße nichts als Lauge zur Wäsche, und statt des Brodkipfes nur ein Kamm zur Reinigung der verwahrlosten Kinder.

Als Verena lange nachher, gerühmt als eine treue Dienerin und beweint als eine Mutter der Armen, in Zurzach ihr Leben beschloß, wurde über ihrer Grabesstätte anfänglich eine kleine Kapelle errichtet, dann aber eine ansehnliche Kirche erbaut. In der Gruftkapelle dieser jetzigen Stiftskirche, gleich am Eingange unter dem hohen Chor, ist ihr steinernes Grabmal. Es ist von allen Seiten frei stehend und

hoch, rings umgeben von einem hohen Eisengitter. Oben auf liegt, in Stein gehauen, ihr Bild in Matronen-Kleidung, in der Linken den Kamm, in der Rechten das Krüglein haltend, ein rohes, von hohem Alter zeugendes und mit diesem ältesten Theile der Stiftskirche wohl gleichaltes Kunstwerk. An ihrem Festtage, den 1. Herbstmonat, stecken die Andächtigen zahlreiche brennende Kerzen in jene Eisengitter, während die Mädchen aus dem Kirchspiele ihre Schäppelein, ein schmucker, zum Theil werthvoller Haarkranz aus künstlichen Blumen, gleichsam als Weihgeschenke, auf das Grabmal dieser reinen und barmherzigen Jungfrau niederlegen. (Zürch. NeujahrsBl. der Hulfs-Gesellsch. 1831, 3. Vgl. Abthl. I.: Verena in Zurzach, Verenabad in Baden.)

492. Das Abhandeln.

Eine Frau war nach Einsiedeln gewallfahrtet und brachte ihren Kindern einen Kram mit. Heimgekehrt traf sie oben auf der Stiege ihre jüngst verstorbene Mutter, welche sprach: Wo bist du gewesen! Weh dir, man geht nicht auf den Markt, wenn man mit Gott reden will. — Die Frau wandert nun noch einmal nach Einsiedeln, kauft gar nichts, aber an ihr Haus heimgekommen, findet sie ein Scheit Holz vor der Thüre und nimmt's mit hinauf. Bleich steht auch die Mutter drohend wieder oben an der Stiege. Der Pfarrer räth endlich der Bestürzten zum drittenmale ihre Fahrt zu machen. — Sie thut's, rührt gar nichts mehr an, und die Mutter erscheint nicht mehr.

493. Der Heiland weiß nicht was Leiden ist.

Ein Bauer aus dem Solothurnerdorfe Erlinsbach war von seiner Frau wiederholt aufs äußerste mißhandelt worden. An einem Markttage, da der Mann eben bereit stand in das benachbarte Städtchen Olten zu gehen, war das eheliche Aergerniß zu einem neuen Ausbruch gekommen und die Spuren davon standen ihm handgreiflich jetzt im Gesichte. Er gieng, aber mit der festen Absicht nimmer wieder zu kehren, sondern von der Oltner-Brücke in die Aare zu springen. So war er in seinem Herzeleid ohne Aufhalt gegen das Städtchen gekommen und näherte sich jetzt der verhängnißvollen Stelle. Wohin, Joggi, des Weges, wie steht's daheim? redete ihn hier plötzlich ein Oltner-Kapuziner an, ein guter heiterer Mann, der öfters als Hilfspriester in Erlinsbach zu predigen und Beichte zu

hören hatte und so mit dem Bauern näher bekannt geworden war. Der Mann gestand ihm Alles; die Zwietracht daheim sei unerträglich, der Spott der Nachbarn nicht minder, in der Wirthschaft gehe es schon längst rückwärts, alle Geduld und rastlose Arbeitsamkeit, alles sei gleichvergeblich gewesen, hier wolle er denn seinem beschwerlichen Leben ein Ende machen. Menschenfreundlich nahm ihn der Kapuziner bei der Hand, beschwichtigte seine erste Aufregung und während er ihm das Beispiel unseres Herren und Heilandes vorhielt, der so viel zu dulden und zu leiden gehabt, hatte er ihn unvermerkt vom Wasser weg in das Städtchen zurück gebracht. Hier standen sie auf der Straße, die nach Trimbach hinaus und von dorten nach Erlinsbach zurückführt. Der Bauer äußerte sich nun um vieles ruhiger, dankte dem Pater herzlich für den gespendeten Trost, und Abschied nehmend schien er ohne Verzug den Heimweg zu seinem Weibe einschlagen zu wollen. Allein noch traute sein geistlicher Freund der Sache nicht ganz, also gienz er noch eine weitere Strecke mit fort und zeigte wiederholt aus dem Leben des Heilandes, wie Geduld und Langmuth dem Menschen geboten sei und wie ohne diese Tugenden der Weg zur ewigen Seligkeit einem Jeden versperrt bleibe. Denn wessen Herz nicht durch Leiden hier auf Erden geläutert worden, der könne dereinst auch den Frieden Gottes nicht verstehen und fassen, der uns doch allzumal aufbehalten sei. Dies habe der Heiland nicht blos gelehrt, tagtäglich habe er es in seinem Wandel uns gezeigt und gewiesen, bis er zuletzt sogar sein eignes Kreuz ohne Murren getragen. Jetzt hielt der Bauer plötzlich stille; ei, fragte er, hat denn der Heiland auch eine Frau gehabt? Der Kapuziner verneinte es, verdeutete aber, wie ungeschickt solches gefragt sei und was denn unser Herr je auf aller Welt hätte mit einer Ehefrau anfangen sollen. Ja dann, erwiederte der Bauer, wenn er niemals ein Weib gehabt hat, dann hat er auch nicht wissen können, was Leiden ist. Lieber einmal ans Kreuz, als lebenslanz ans Hauskreuz! Wer ein böses Weib hat, braucht keinen Teufel! Natürlich unterließ der Pater es nicht, weitere Lehren gegen die Schlüsse des Bauern siegreich anzuwenden und die vierschrötigen Sprichwörter desselben damit aus dem Felde zu schlagen. So trennten sie sich endlich und der gute Pater gienz mit sich zufrieden und in dem Glauben heim, heute eine arme Seele getröstet zu haben. Allein wer zu viel beweist, beweist nichts. Er war nicht lange in sein Oltner-Kloster zurück gekommen, als sich die Nachricht verbreitete, man habe die Leiche des Bauern drunten aus der Aare gezogen. Ein zur Unzeit gewähltes und zu weit getriebenes Gleichniß des Seelsorgers hatte den kaum beruhigten Menschen aufs neue in seinen eigensinnigen Ver-

ſtellungen beſtärkt und in den Tod geſtürzt. Mit Leidweſen ſprach der Pater oft noch von dieſer ſchweren Erfahrung aus ſeiner Paſtoraltheologie.

---

494. Der Faulpelz unter Räubern.

Daß ein Faulpelz den Nachbar in der Noth ſtecken läßt, ſo lange es ihm nicht ſelbſt um den Rock geht, hat der baumſtarke Hans bewieſen, als er in Frick Hausknecht geweſen iſt. Er hatte einem Reiſenden, der ſpät Abends nach Brugg weiter zu fahren verlangte, eilig vorgeſpannt, und es war Nacht geworden, als er mit ihm durch den nahen Stieglwald kutſchierte. Dort an einer einſamen Stelle, wo auch am heitern Tage das Dunkel nicht ganz weicht, verſpürten die Pferde eine beſondere Unruhe und rannten durchaus, als wenn die Räder von der Achſe ſpringen ſollten. Da aber fallen ihnen drei Räuber in die Zügel und fordern den Reiſenden auf, ihnen gutwillig Geld und Gepäcke zu übergeben. Dieſer denkt an Gegenwehr und ruft den Knecht zum Beiſtand auf; aber der bleibt ruhig auf dem Bocke ſitzen und raucht ſeine Pfeife ſo ſtumm und dumm fort, als ſollte er daheim eine Schüſſel weißer Rüben miteſſen helfen. Was kann nun der Reiſende anfangen? Er ſteigt aus und überläßt mit der Reſignation des Hilfloſen den Straßenräubern Hab und Gut. Da ſie nun alles ausgeleert zu haben glauben und ſich fort machen wollen, ſpricht der Fremde: Erfüllt mir jetzt eine Bitte, ihr ſollt ſie mir nicht umſonſt thun. Hier in der Kutſche iſt euch ein Käſtchen mit etlichen Duzend Thalern entgangen; nehmt ſie auch noch. Aber nehmt mir dafür jetzt den Knecht da droben vom Bocke herunter und prügelt ihn nach aller Möglichkeit durch! Die Räuber ſind bei Laune, ſie reißen den Kerl herab und ſchlagen erbärmlich auf ihn los. Endlich verwandelt ſich auch ſeine Geduld in einen langſam wachſenden Zorn; er brummt ein Poztauſend, erhebt die breiten Schultern und eben da ſie ihn zu werfen meinen, macht er ſeine erſte Wendung, in Folge deren der Vorderſte bereits den Boden küßt. Nun ergreift er den Zweiten beim Schopf, den Dritten beim Kragen, und ſchmettert ihnen in angemeſſenen Zwiſchenpauſen die Köpfe mehrmals mit ſo gedeihlichem Erfolg zuſammen, daß ihnen die Eingeweide im Bauche klingen und ſie umſinken wie Fliegen im Spätherbſt. Jetzt erſt kniet er, da ſie alle drei liegen, von einem auf den andern hinüber und giebt ihnen der Reihe nach alles Empfangene doppelt zurück. Der Fremde, der bis jetzt verwundert zugeſehen, bekommt

wieder Muth, packt Stück für Stück ſeiner verzettelten Habe behend in die Kutſche und hat zuletzt nur noch die Mühe, den Hans von den drei Schlachtopfern loszumachen, in die er wie ein Stier mit den Hörnern feſtgebohrt iſt. So machen Beide ſich fort und laſſen die Erſchlagenen liegen.

Aber ſag nur einmal, ſprach der Fremde hernach zum Knechte, als ſie wieder in der Kutſche ſaßen, was für ein ſonderbarer Heiliger biſt du! Warum haſt du mich und dich ſo lange von den Schurken mißhandeln laſſen, die du dann wie auf einen Schlag bezwungen haſt? Ihr fragt eben auch, antwortete Hans brummend, wie einer, der nichts verſteht. In dieſem Walde ſind ſchon viele umgebracht worden, eben weil ſie ſich gewehrt haben; und Ihr wißt wohl nicht, daß ein ſolcher dann als Geſpenſt umgehen muß. Nun wünſche ich mir erſtens nach meinem Tode eine beſſere Anſtellung, als eine ſolche, und zweitens muß ich ſelber erſt recht warm geklopft werden, wenn mein Dreinſchlagen ſo weit nutzen ſoll, daß mein Angreifer allein zu geiſtern hat.

Der Starke, der ſich nicht anders wehrt, als zuvor warm geprügelt, iſt ein echter Zug deutſchen Charakters, den unſere Heldenſage bereits ſchildert. Der Nibelunge Hagen iſt verwundet worden; da ruft er der feindſeligen Kriemhilt zu (Str. 1494): ich bin erste erzurnet, wan ich iuzel schaden hân. Siehe auch altdän. Held.Lieder S. 313 und 533: Dietrich von Bern muß erſt von ſeinem eignen Waffenmeiſter geſchlagen werden, bis er ſich zum Kampf im Roſengarten entſchließt, doch dann fahren ihm vor Kampfwuth Flammen aus dem Munde. Die entſprechenden Züge, die in der deutſchen Sage hiefür erſcheinen, zählt auf Menzel, Odin, pag. 267. H. Lemm in Parchim (das Nibelungenlied, Halle 1852) erzählt ein Beiſpiel, wie die urälteſten Züge in den ſpäten Enkeln wiederkehren. Ein Bauernburſche aus der Umgegend von Parchim (Namen und Ort ſind dorten noch bekannt) wurde auf dem Schützenhauſe der Stadt mit ſeinen Freunden in einen Streit verwickelt. Regungslos ſah er es an, wie ſeine Freunde geprügelt wurden. Einer ruft ihm zu: Na, Krischan, wis en doch ok mal, wat se Hark is. Er erwidert, ſeine Pfeife noch immer rauchend: Ik kan man blot nach mich inne Wut kamen. Dan mi den Gefallen un giw mi eins dat Mul!" Das geſchah. Chriſtian legt ſeine Pfeife auf den Tiſch. „Noch eins" (noch einmal!) ruft er. Da fingen ſeine Augen an zu rollen und ſeine Glieder zu zittern; und nun ſtürzt er in den Haufen; wo er hinſchlug, wuchs kein Gras. Er ruhte nicht eher, als bis ſie alle zu Thüren und Fenſtern hinaus gejagt waren.

---

495. Das Geſchichtchen vom Brodeſſen.

Hans hatte eine Frau und die hieß Beth, und Beth hatte einen Mann, der hieß Hans. Hans und Beth waren Beide gar ordentliche

Leute und aßen Beide gar ordentlich Brod. Hans aß aber nichts unlieber als den Ranft (Brodrinde) und Beth nichts ungerner als die Mutsche (Weiche) des Brodes. Dagegen aß Hans das Weiche des Brodes sehr gerne, und Beth aß den Ranft sehr gerne, und so kamen Beide zusammen gar gut aus. Denn Hans war froh, wenn Beth viel Ranft aß, damit er viel Weiches zu essen bekomme, und Beth war eben so froh, wenn sie recht viel Ranft bekam, weil ihr Hans recht viel Weißes aß. Und das gieng so fort, bis an Hansens seliges Ende. Jetzt aber hatte Frau Beth auf einmal Niemand mehr, der ihr das Weiche wegaß, damit sie Ranft zu essen hatte. Also suchte sich Beth wieder einen ordentlichen Mann, und der hieß jetzt Jörg. Beth und Jörg waren Beide wieder zwei gar ordentliche Leute und aßen Beide gar ordentlich Brod. Aber weil diesmal Jörg nur den Ranft, und Beth gar kein Weiches essen wollte, so hatte nun Keines keinen Ranft mehr und zuletzt konnten Beide gar kein Brod mehr essen. Da sind sie Beide zusammen gar ordentlich gestorben.

In Uplands Volksl. No. 280 streitet sich der Schuster mit seinem Eheweibe um ein Ränftlein Brod, das sie ihm weggeschnappt hat, und will wissen, wem sie es gegeben habe; sie nennt ihm der Reihe nach Kind, Magd und Knecht her, allein er glaubt's nicht;

Do sprach die fraw mit zierr:
Se gab ich's deiner liebe'
„Hausfraw meiner lieben geben,
So laß dich gott mit freuden leben."
Lieber mann, nun mir plas,
Das rindelein ich selber g'aß!

---

496. Geschichten vom Rheinfall in Laufenburg.

Der Name Laufen bezeichnet in oberdeutschen Mundarten gewöhnlich die größeren Strudel, Fälle und Stromschnellen, die unsern Gebirgswassern eigen sind. Selbst der berühmte Rheinfall zu Schaffhausen wird an Ort und Stelle nicht anders genannt; will der Herr gehen den Laufen beschauen? ist die alltägliche Frage, womit man dorten den Reisenden empfangt. So hat auch das Aargauer Rhein-Städtchen Laufenburg von seinem Rheinfalle und seiner Grafenburg den alten, wiewohl noch sehr wenig berühmten Ortsnamen erhalten. Das starke Gefälle des Rheines macht hier eine halbe Viertelstunde weit drei Stromschnellen hintereinander durch, und wo zwischen denselben der Lauf des Flusses ruhiger und ebener werden könnte, verlegt ihm eine Unzahl mächtiger Felsklötze den Weg. So zerschellt er

sich in langgezogener dreimaliger Windung mit aller seiner Wasserlast an diesen Klötzen und Klippen; in Bergesgröße stemmen sie sich ihm entgegen, tiefschwarz von Farbe, während er in milchigen Wirbeln und schneeweißen Wasserschütten unaufhaltsam darüber wegstieben muß. Es kämpft Kraft gegen Kraft, es ringt Farbe gegen Farbe, Licht und Nacht sind in erfolgloser, stets erneuter Arbeit; es ist, als wollte der weiße Stromgischt um diese dunkeln Felskegel das Mohrenbleichen und Mohrenwaschen, dies Sprichwort von verlorener Lebensmühe, in einem großartigen Bildwerke verdeutlichen.

Je näher man dem Ufer tritt, um so dunkler und verkohlter erscheinen die nackten Wände auf beiden Stromseiten. Blickt man aber an den Felsen empor nach ihrer Höhe, so sind sie alle gar freundlich gesäumt vom frischesten Grün, und zierlich bekränzt von Gärten, Matten, Fruchtfeldern. In warmem Sonnenschein, in milder, wohliger Luft tragen diese beiderseitigen Höhen eben da, wo der Strom am tobendsten durch sie hindurchbricht, auf ihrer Scheitel die zwei gleichnamigen Städtchen Groß- und Klein-Laufenburg. Auf Strombreite schaut ein Städtchen dem andern in die Fenster, zählt die Blumengeschirre und den Kanarienvogel im Käfig jenseits am Fenster-Gesimse. Alles, was man nur einmal die Woche über in der Stadt braucht, das haben diese beiden Nachbarstädtchen zum Ueberflusse zweimal verräthig und doppelt eingerichtet; da hat man also rechts und links am Strome ein Rathhaus stehen, man hat zweierlei Taufkirche und Kirchhof, zweierlei Richterschaft und Polizei, zweierlei Amthaus, Schulhaus und Gefängniß; ja manche einzelne Straße schaut, um die Stunde zu wissen, bequemer auf die Thurmuhr der Nachbarstadt, als auf die eigene. Und wie wunderlich umgeben und hüten die vielfachen Thurmzacken und Festungsmauern diesen Doppel-Ort voll ländlichen Still-Lebens. Diese zweimaligen Reihen von Stadt-Thürmen, von Wacht- und Thor-Thürmen auf den beiden Flußseiten, die so trotzig von ihrer Höhe hereinblicken, wie wenig Leute haben sie in den paar Gassen der zwei Städtchen zu zählen, und wie wenig denken diese selber noch an Krieg und Kriegsruhm. Mit der Hacke auf der Schulter kommt der Bürger aus dem Hause, durchs massive Thor voll großer Steinwappen treibt er seine Kühe. Aber gleich beim ersten Schritte außerhalb begegnet der friedfertige und unstreitbare Mann wieder den veralteten Stürmen und Schlachten. Da liegt der verschüttete Wall, die halbgesprengte Bastei, eine geborstene Mauer verengt ihm den Pfad zu seinem eigenen Gartenhäuschen, und dieses sogar lehnt sich auf die Tragsteine einer alten Schießscharte voll Spuren von Geschützkugeln. Unaufgeräumt liegt

noch aller Schutt der Vergangenheit um die zwei Ortschaften her, von den Fehden der Habsburger Grafen an und des übrigen raufluſtigen Mittelalters, bis zu den Städtebelagerungen und Plünderungen der Schwedenkriege, ein verwirrendes Allerlei groſser und unnützer Trümmer. Faſt würde es ein unbefriedigender Anblick sein, so vielerlei Spuren grober Uebergewalt hier beisammen zu finden, die der Kleinbürger erlitt und noch nicht wieder zu tilgen vermochte; allein der schön einherziehende Strom, der die beiden Städte trennt, und die Brücke, welche Beide vereint, giebt dem Bilde die groſse, ordnende Hauptlinie wieder. Die Kleinstadt ist badisch, die Groſsstadt schweizerisch, es sind zwei schon von jeher gesonderte Körperschaften, welche ihr kleines Gemeindewesen politisch und kirchlich nach ganz verschiedenen Zielen lenken.

Zweierlei Ortsrechte galten und gelten auf beiden Plätzen, zweierlei Bisthümer herrschten zugleich auf diesem doppelten Fleckchen Landes. Die Groſsstadt gehörte in das Basler-, die Kleinstadt in das Konstanzer-Bisthum, heute ist diese dem Freiburger-Bischofe, jene dem Solothurner zugetheilt. Und doch gleichen sich Beide in allen ihren kleinen und groſsen Dingen, in den überflüssig gewordenen, wie in den noch mangelnden. Am Ufer der badischen Kleinstadt steigt ein mächtiger Felskegel empor, auf dem die letzten Ueberbleibsel der Ritterburg Ostringen liegen; nun hat sich ein Müller darauf angebaut und läſst die Räder klappern, statt daſs sonst das Schwert da klirrte; eine alte Hollunderstaude umgrünt den nackten Felsen und nährt sich aus dem milchig herabflatternden Mühlenbach. Nicht anders ist es auch herüben in der schweizerischen Groſsstadt. Da steigt die Ruine der rheinischen Habsburg keck von ihrem Felsen auf, die dritte dieses Namens unter den schweizerischen Ritterschlössern. Auf ihrer höchsten Thurmzacke wächst eine Tanne schlank und stützelos aus dem leeren Thurmtrichter. Ein Tannenbaum ist so der höchste Punkt mitten in der Groſsstadt, seltsam ragt er über die alten Hausgiebel und Festungsreste in die blanke Luft hinaus. Auf dieser Stromseite schlieſsen die Buchenwälder und Firsten des immergrünen Jura den Gesichtskreis, jenseits thun es die breiten bräunlichen Züge des Schwarzwaldes. Die Rheinbrücke ist brüderlich unter die zwei Städtchen vertheilt, mitten auf ihr läuft die Reichsgrenze. Auf der deutschen Seite fragt Gendarm und Zollgardist nach Paſs und Contrebande; auf schweizerischer verlangt der Landjäger den polizeilichen Ausweis, und der Zollner seinen Brückenkreuzer. So hat man Republik und Monarchie auf einen Schritt Entfernung in voller Amtsthätigkeit vor sich. Während die beiderseitigen Gewalten uns mustern, ist Zeit genug, die wunderlich

gestalteten Felsbänke unter unsern Füßen zu betrachten, auf deren Höhlungen und Aufsätzen die rothen Steinsocke der Brücke ruhen.

Drunten am Wasser stampfen und klappern die Mühlen, die man nicht hört; da schreien die Flößer, da klettern die Salmenfänger, die man nur sieht; alles übertäubt die brausende Fluth. Blickt man dann von der Brücke weg stromaufwärts, so schwankt und nickt die Wasserfläche des Rheins daher, wie ein Aehrenfeld im Winde. Eben wird es vor uns in eine kolossale Garbe zusammengebunden, die aus eigner Fruchtschwere zu wanken beginnt. Stromab überstürzt sie sich mit ihrem übervollen Aehrenhaupte, in Wirbelwinden ist die schöngeordnete Gestalt augenblicklich zerstreut und entführt. An ihrer Stelle aber zerplatzt plötzlich ein Wolkenbruch, ein ganzer Wasserberg; er senkt die eine Wolke nieder, er läßt die andere in Puder aufflattern, und zwischen seinen gewitterhaften Entladungen starren und zucken träge Felsenlasten hervor, gleich lauernden, falschen Ungeheuern. Dazwischen brennt die Sonne, wie in einen Hohlspiegel weiter unten in ein Becken des Strandes herab, und ein schwerlastender, unbestimmbarer Duft, eine Halbnacht zieht sich von dorten her in unsere Tageshelle herauf. Von drüben bricht eine Felscoulisse steil in den Fluß herein, herüben aber wölbt sie sich zu einer gigantischen Scharte aus, an welcher alle hundert Zungen des Stromes auf einmal lecken. Dann zerschneiden von beiden Ufern scharfkantige Ecken wie Scheermesser die neugediegene Wege und vermehren ihr Gebrülle, bis sie sich mit Schuppen und Kämmen hinter dem nächsten Bergjoche verkrümmt. In der letzten Fernsicht erscheint das Gewässer dann noch einmal, aber schon ist es der wiederberuhigte, gesammelte Rhein. Als wäre nichts geschehen, als wäre ein schauerliches Märchen zum friedfertigen Ende erzählt, so fröhlich blitzt er dorten herüber.

Und ein Märchen ist es auch, an welches man hier erinnert wird, man gedenkt an das alte großartige von Curtius auf dem römischen Marktplatze. Wenn sich diese friedliche Strombucht plötzlich in ein schäumendes Gewieher verwandelt, die eben noch so sonniggrün und pflanzenfrisch daherschwamm; oder wenn der anmuthige Waldgürtel, welchen der Schwarzwald und Jura um diese helle Landschaft ziehen, plötzlich von einer unvermuthet losbrechenden Gewalt zerrissen wird, so ist es nicht anders, als ob ein leidenschaftlicher Riese hinter diesen Hügeln heran geritten käme, um hier die Stelle zum eignen Opfertode sich auszusuchen. Sein schneeweißes Roß schäumt und schnaubt, die Spitze dieses Höhenzuges zu erreichen. Ein Blick ins Thal reizt zum augenblicklichen Hinabsetzen. Jetzt beginnt ein muthwilliges Bäumen und Steigen. Jeder Huftritt bergunter reißt den Boden

auf, die Sammtdecke des Rasen schlizt, schwarzes Gestein klafft in Höhlen und Schrunden auseinander, bis in das Gerippe des Erdleibes bricht das unvorsichtige Thier ein. Um so gewaltiger nimmt es seinen Absprung über die Schlünde hinweg. Auf dieser Platte hat der Fuß noch Platz, auf jener scharfen Kante mißlingt's. Der Abgrund thut sich auf, die Erde verschlingt den Stürzenden. So oft er sich in ihrem Bauche überschlägt, kracht Grund und Grat und reißt in zwei verkohlte Bergwände auseinander. Aber noch jagt er mitten drinnen weiter. Dorten ist er sichtbar im Glanze der verschwebenden Gestalt, hier ist er nur noch am Locken- oder am Mähnenhaar zu erkennen, wenn es im Sausen des Sturmes bis an den Rand heraufflattert. Und jezt ist er hindurch, das Wagniß ist überstanden. Schon zeltet da draußen das Roß durchs Thal, der Recke wiegt sich anmuthig im Sattel, er trägt einen eben geschliffenen Schild, aus welchem Sonnenschein, Wiesengrün, Wald- und Felsennacht klar und erquicklich zurückstrahlen. Aber hinter ihm liegen die ewigen Spuren seiner Verwegenheit. So weit der Sprung gegangen ist, sind zwei lange Berge bis auf ihre Wurzel geborsten, zwei abgebrannte Felsenbänke starren in den Himmel, bloße Nacht schaut aus ihrer Kluft, und ringsum hängt noch der Schaum des hindurch gehetzten Rosses.

Hier handelt es sich keineswegs um eines jener wohlfeilen Gleichnisse, mit denen die Vergrößerungssucht manchmal ein Landschaftsbild kindisch auszuschmücken strebt. Der Laufenburger Rheinfall reicht an Höhe und Gewalt des Sturzes weder an denjenigen zu Schaffhausen, noch an den Aarfall an der Handeck im Hasle. Aber die polternde Heftigkeit allein ist noch nichts Schönes; auch ein begebenheitsloser, einsamer Sturz aus der Himmelshöhe herunter in eine abermalige andere Einöde ist gleichfalls noch keineswegs bedeutsam. Auch Staubwolke, Donnergetöse, hallendes Ufer, schüttende Brandung, sind Vorgänge, welche jedem Strom unerreichbar bleiben, und die der Meer-Anwohner in ganz anderen Verhältnissen kennt. Hier aber springt, wie nirgend, der ganze Rheinstrom mit dreimaligem Schwung durch das friedfertige Kleinstädterleben zweier Schwesterstädtchen mitten hindurch. Recht im Schooße des Ortes, hart an der Schlafkammer der Familie vorbei, treibt er Tag und Nacht sein gigantisches Spiel, und während er den Leuten nichts mitnimmt, als die paar Aepfel, die ihm der Wind von ihren Bäumen zuschüttelt, giebt er ihnen Allen fortwährend ihr täglich Brod. Er bleibt die alleinige Nahrungsquelle und der ganze Wochenmarkt für beide Ortschaften. Dies ist jener Römerheld, der zu den Tempeln der Götter emporblickend, sich selber

todesfreudig zum Opfer weiht; in voller Rüstung und auf geschmücktem Rosse stürzt er sich in jenen Abgrund, der mitten auf dem Marktplatze entstanden war, und den Niemand sonst auszufüllen wußte. Aber die Frauen und Männer schütteten Geschenke und Früchte über den Stürzenden zusammen, bis die ganze Kluft zum See des Curtius wurde und voll Blumen schwamm. Eine gleiche Zahmheit mitten im Bilde der Zerstörung, ein ähnlicher Hausfrieden hart am Krater eines ausbrechenden Verderbens, wo fände es sich wieder? Da geht aus dem Hause der Mutter in der Kleinstadt am badischen Ufer das Mädchen Morgens hinüber in das Schulhaus der Großstadt am Schweizerufer. Mitten auf der alternden Brücke steht es stille. Horcht es vielleicht, wie ihm unter den Füßen die Wasserkräfte sich abkämpfen und zermalmen? Fürchtet es wohl, die Windwirbel des Falles möchten ihm das Schreibheft unter dem Arme aufblättern und entführen? Nein, es langt nur in den Schulsack, ob auch für heute die üblichen Weckbrödchen richtig hineingesteckt sind von der Mutter, dann geht es harmlos weiter. Da betrachtet es den Raben, der hier binnen zwei Minuten auf einer Tanne des Schwarzwaldes und auf einer Buche des jenseitigen Jura ausruhen kann, je nachdem er den Laufen überfliegt; da sieht es dieselbe Welle, die in dieser Sekunde am Schweizergebirge zerschellt, in der nächsten schon an den jenseitigen Fuß des Hauensteiner Bergzuges geworfen. Es betrachtet die kleine Gestalt des Menschen, wie sie drunten tief in dem unermeßlichen Vorgange steht, und nicht an die Gefahr etwa denkt es dabei, sondern an das heutige gute Mittagsessen. Von mancher Felsklippe aus legt da der Fischer ein geringes Brett über den Strudel herein, und bindet es mit Ketten ans Gestein. Kaum sähe er größer aus, als die Forelle, auf die er lauert, wenn er da hineinfiele. Nun zählt er die anschwimmenden Wogen ab bis zur neunten, diese erkennt er schon von ferne am höheren Kamm und an den acht anderen unter ihr begrabenen Vorwogen. Da rollt sie sich auf, rauschend, wie ein prächtiger Seidenstoff, und ihr Puls schlägt an die Felsenbarre, daß nicht diese wankt, sondern das Brett darauf mit dem Manne. Aber sogleich senkt er den Hamen, oder er sticht hinab mit dem Zweizack, mit dem sogenannten Geeren, denn dies ist die Welle, in welcher seine Nahrung liegt, in welcher der mächtige Lachs mit angeschwommen kommt.

Um Pfingsten, wenn die Schneefelder im Gebirge schmelzen, dann kommt hier nicht bloß der Bodensee, wie bei Schaffhausen geschieht, über diese Felstreppen herabgestürzt; auch der ganze Thuner- und Vierwaldstätter See, auch die Reuß, die Limmat und die Aare mit-

einander ſchieben ihre maßloſen Gewäſſer zuſammen durch dieſes enge und widerſtrebende Rinnſal. Unbändig wird dann die Gewalt des Stromes. Schon vom Jahre 1343 weiß man es, daß er die Brücke ſammt zwölf Häuſern davon getragen hat, und in der benachbarten Feſtung Rheinfelden nahm er damals gar die Stadtmauern mit. So meldet aus Baſel Sebaſtian Munſterus in ſeiner Cosmographey. Auch im Jahre 1480 gieng hier der Rheinfall über ſeine eigene Brücke hinweg; und auf ihr vor der noch höher gelegenen Zollſtube fieng man damals zwei Fiſche. Ein Jahrhundert ſpäter wuchs der Strom wiederum ſo hoch, daß „Einer die Händ vff der Brugg vß dem Rhin hat können wäſchen“; alſo iſt es im ſtädtiſchen Rathsbuche zu leſen, in welchem die alte Zeit ihre Denkwürdigkeiten ernſtlich eingetragen hat. Und wem dieſe Meldung der Chroniken etwa unglaublich erſcheint, der laſſe ſich die Höhe des neueren Waſſerſtandes an jenen Häuſern des rechten Ufers weiſen, die dem Falle zunächſt ſind. Trotz ihrer Lage auf den hohen Felſen iſt jede Mauer der erſten Stockwerke noch mit einem mächtigen Schlammſtreifen gefärbt, denn der Strom ſtieg hier in die Fenſter herein. Bei beſonders niederem Stande im Jahre 1811 maß man ſeine Tiefe. Bei der Linde in der „Schnelle“, wo des Waſſers Unruhe beginnt, zeigte das Senkblei 89 Schuh; bei der „Enge“, wo Felsklötze den Fluß unterirdiſch durchkreuzen, fand man 116 Schuh; und weiter unten in der „Netze“ zwiſchen den ſchwarzen Wänden ſoll er gar 200 Schuh haben. Hier liegen nicht nur abgelöste Felsblöcke maſſenhaft im Strome, ſondern andere, aus dem Waſſergrund herausgewachſen, ſtoßen ihre gefährlichen Hörner hervor, und eine Felsbank, „der Laufenſtein“ genannt, zieht quer hinüber. Zweimal ſah man dieſes, in den Jahren 1692 und 1823. Da erſtiegen zehn Männer zuſammen dieſe verborgene Felsbank, lagerten auf ihr und zechten. Der ganze Strom fließt damals durch eine Felſenrinne ab, die keine 17 Fuß breit war, und ein Waghals ſoll dieſelbe mit einer Stange glücklich überſprungen haben. Das anderemal ließ der Magiſtrat die Jahreszahl in den Laufenſtein einhauen, zugleich erbaute der Schiffsmann Xaver Falger ein Gerüſte darauf und ſchenkte mitten im Strome Wein aus; aber noch in demſelben Jahre verunglückte Falger, als er mit ſeinen Geſellen ein Schiff durch den Fall hinabzulaſſen hatte.

Dieſes mühſelige Geſchäft gehört einer eignen Schifferzunft zu, welche vom Aargauer-Dorfe Koblenz, an der Aare, bis zur Stadt Rheinfelden ausſchließlich das Recht hat, jedes Schiff durch ſämmtliche Rheinſtrudel zu führen. Sie heißt die Stüdlerzunft, von der

Bildsäule oder Stock so genannt, welche ihrem Schutzpatron, dem hl. Nikolaus an gefährlichen Stellen errichtet zu werden pflegte.*)

Alle Floßbäume, welche der Schwarzwald und Jura, das Bündner- und Berner-Hochland für den Schiffsbau Frankreichs und Hollands liefert, haben diese Stadler zu überwachen, und jeden Stamm, den der Strom festgerannt hat, wieder flott zu machen. Eben so nehmen sie alle größeren und kleineren Schiffe, die hier passieren wollen, oberhalb der Stadtbrücke in Empfang und führen sie an den Felsen der ins ruhigere Fahrwasser hinab. Wenn oberhalb die Fracht ausgeladen ist, binden sie das Fahrzeug an Stricke und Ketten; mit diesen erklettern sie die umrauschten zerfressenen Felsen und halten es so aus der Höhe im schmalsten Wassersaume, den der Fall am Ufer übrig läßt. Andere stehen aber während dem unten im Kahne. Diese packen den Felsen mit langen Eisenstangen, sobald die anbrandende Fluth sie zu überstürzen droht; oder sie müssen sich derselben Felswand schon von ferne entgegenstemmen, wenn Gefahr ist, hinangeworfen und an ihr erdrückt zu werden. Eine wie die andere Abtheilung leidet dabei viel. Erliegen die drunten der plötzlichen Uebermacht, weil sie in der einzig übrigen Minute die Stange nicht am richtigen Fleck eingesetzt haben: so reißt Seil und Kette die droben mit vom Fels herab, um welchen sie das angebundene Schiff herum heben sollen. Wer nicht dabei ertrinkt, bricht doch die Glieder. Gelingt es aber denen drunten, und es glitschen die Andern droben auf dem triefend glatten Gesteine aus, so entgeht dem Schiffe die Hilfe, und können sie sich selber vielleicht retten, so ist doch das Schiff dahin, dessen ganzen Werth sie ersetzen müssen.

„So kärglich ringt die sauern Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab!"

Zwar sind Tritte und Nothtreppen auf und nieder ins Gestein gehauen; was aber hilft's, wenn im harten Winter bis zu dieser Höhe aller Gischt gefriert und ein starrender Eispanzer den Fels überzieht. Dann hängt oft ein gefrorner Wasserfall in die Schollen des vorbeizischenden Eisgangs hinein. Denn so rauh läßt hier der Winter sich an; daß der Rhein in einem Jahre (1681) fünfmal bis an den Fall überfror und daß das Eis 21 Schuh Dicke bekam (1788).

---

*) Kettner, Quedlinburg. Reicsm. Gesch. v. J. 1710, sagt von diesem Heiligen: Er ist ein Wasser- und Fischergott bei den Papisten und Moskowitern, der denen, so aus Europa in Aegypten schiffen, ein Nothhelfer gewesen ist; sie behaupten auch, daß er von Italien nach Archangel auf einem Mühlstein geschwommen sei. Pröhle, Unterharz. Sag. pag. 21.

Dieſes Hinabeilen war auch die einzige Art, in welcher einſt das berühmte Glückhafte Schiff von Zürich hier vorüber an ſein Ziel gelangen konnte. Sechzig Scheibenſchützen hatten in Zürich ein eigens gerüſtetes Schiff beſtiegen und fuhren damit durch Limmat und Aare in den Rhein bis nach Straßburg, dreißig Meilen an einem Tage. Dies geſchah am 20. Juli 1576, da die Straßburger ein groſſes Hauptſchieſſen für alle ihre Freunde und Bundesgenoſſen ausgeſchrieben hatten. In einem ehernen Topfe von Zentnerſchwere überbrachten an jenem Tage die Zürcher ihren Verbündeten einen noch kochenden Hirſebrei, der Topf war in eine mit heiſſem Sand gefüllte Tonne geſteckt, um das Erkalten des Breies zu verhindern. Sie fuhren durch den Kanal mitten in die Stadt Straßburg und warfen auf beide Seiten des Ufers dreihundert warmgehaltene Semmelringe unter die Stadtknaben als Reiſekram oder Krambrod aus. Zwei Rathsglieder mit Trommlern und Pfeifern ſtanden hier zum Empfang der Ankommenden bereit. Zu dieſen gewendet ſprach der Zürcher Statthalter, Caſpar Thommann, indem er auf die Tonne deutete: „Sie kommend der Stadt zu zeigen, wenn ſie, was Gott verhüt (behüt) von Feinden plötzlich überfallen wurd, daß dann die Nachbarin Zürich Hülf ſchicken könn, eh ein Brei kalt werd.“ Voran der Muſik beider Städte gieng der Zug durch die Maſſe des Volkes auf die Maurerſtube, ebendahin ward die Tonne mitgetragen, und in kleinen Schalen wurden alle Gäſte mit dem Zürcher Hirſebrei bewirthet:

Deſſen ſich Mancher gewundert hat,
Wenn er an Mund ihn brennen that.

Auch die Gemahlinen der Standeshäupter giengen nicht leer aus, man ſchickte jeder ihr Schälchen voll eigens ins Haus (H. R. Maurer, S. 76). Aber was nun die Stadt ihren Gäſten zum Mahle aufſetzte, war Brod von 110jähriger Frucht, Braten mit 197jährigem Salze gewürzt und 104jähriger Elſäſſerwein in den Pokalen.

Dies Alles beſang der Dichter Ulrich Fiſchart mit einer liebevollen Umſtändlichkeit; unſern Rheinfall jedoch ließ er dabei wohlweislich aus dem Spiele, denn eben hier lag ja die alleinige Verzögerungsſtelle für den Eilzug des Glückhaften Schiffes, und ſeine Mannſchaft mußte ſich gedulden und zuwarten, bis man es ausgeladen und an Seilen über die Fälle hinabgelaſſen hatte. Hier endigt nach alten Rechten ohnedies das Schifffahrtsrecht der Zürcher und beginnt das der Laufenburger Steuermänner. Der Dichter, der ſich in ſeinem angenehmen Fluge nicht unterbrechen laſſen mag, meldet daher hierüber nur Folgendes:

Laufenberg hat den Namen
Von des Reins hohem Lauff und fall,
Da etlich Berg mit großem schall
dem Rein auß neid sich widersetzen,
die sich dadurch doch selbs verletzen;
Dann je der Rein on alle schew
Gyt durch sie eine straßen frey.

Noch einmal hat die Zürcher Sängergesellschaft Harmonie im Juni dieses Jahres die Fahrt zum Sängerfest in Straßburg auf dem Rheine hier vorbei gemacht.

In die Schifferzunft dieser Stadler, die ausschließlich die Fahrzeuge durch den Laufen hinabzuleiten haben, gehörte nun auch der vorhin genannte Falger. Er hatte mit seinem Gesellen eben ein Schiff bereits zur „Rusche" herabgebracht; dies ist einer jener großen Balkenkasten, welche wie ein Blockhaus auf dem Felsen stehen, um weit über die wildesten Strudel hineinzuhangen, weil man eben da die meisten Salmen fängt. Hier zerschellte das Schiff und riß beide Männer in die Fluth. Unten bei der „Netze" kamen sie wieder zum Vorschein, und man mußte glauben, der herüberdrückende Fall, welcher hier der Stoß heißt, werde sie packen und mit sich ans jenseitige Ufer schleudern. Allein hier trafen auch die Theile ihres zertrümmerten Fahrzeuges auf sie, und Alles zusammen ward in die Wirbel versenkt. Dies war am 7. Oktober jenes Jahres geschehen, da Falger im Laufen gewirthet hatte; erst zwei Monate später landete seine Leiche unten beim Dorfe Eglisau. Zwei Tage später und noch weiter entfernt fand man die seines Gefährten; dieser hieß Anton Gutmann, und sein eigner Bruder hat ihm auf dem Kirchhofe zu Rumpf das Grab gemacht.

So wandelbar und veränderlich hier alle Gestalten dem Auge erscheinen, die des Stromes Laune baut und wieder vernichtet, so hat doch Gewerbe und Gewohnheit der Einwohner jede Einzelheit in diesem Schaumgebäude längst als einen festen Punkt gefaßt und mit besonderen Namen belegt. So viele Wellen, so viele Geschichten. Ja die Wassertheile selbst und die verschiedenen Bischenzen des Strudels sind strenge gesondert, je nachdem sie einst dem Constanzer Bisthum oder dem Basler Bisthum nach altem Rheinrechte zugehört haben. (Sie verzeichnet ein Revers v. 6. Mai 1601: der Stadt Laufenburg Bischenzen. Stadtarchiv, Copiebuch Georg Beckerts, fol. pag. 167.) Nach der entfernteren Schnelle oberhalb der Brücke folgt der Gießen; zunächst der Brücke liegt der unter den Wellen querüber streichende Felsendamm des Laufensteines. Ueber ihm hebt sich die gesammte Wassermasse des Flusses in einer großartigen Linie

zumal ab; dieſelbe hieß ſonſt das Schapf und erinnert an die Wortbedeutung der Stadtnamen Schaffhauſen und Aſchaffenburg. Dann erſcheinen in den Wirbeln die obere und untere Rüſche, zwei Blockhäuſer mit Klebgarnen und eiſernen Fangkörben; das eine heißt nach dem großen Felſen, über dem es ſchwebt, der Hügen (ahd. daz houc, der Hügel). Bis hieher ſoll alle Weihnachten die Geſtalt eines ſchwarzvermantelten Fiſchers aufrechtſtehend in ſeinem Kahne durch den Rhein herabkommen. Wo das Ufergeſtein nicht lothrecht einſchießt und die Wogen es alſo unterfreſſen und ausſpülen, da beginnt die Breite Wag; ſie theilt ſich wiederum mehrfach in die Fronwag, Bärenwag, Sulzwag und in das Hauenzenwägli. Salmen und Lachſe lauern darinnen, und ſpringen mit der erſten günſtigen Welle über jeden Sturz hinweg, der ihre Wanderung hemmen will. Die aus der Tiefe emporſchimmernden Steinmaſſen geben der darüber hinziehenden Fluth ein reiches Farbenſpiel vom dunkelſten Schwarzgrün bis zum glänzendſten Goldgrün. Schwindende und friſchentſtehende Regenbogentrümmer irren darüber weg. Daher der Name des Ortes Goldſchelle. Da gewahrt man in Quarz und Glimmer jene zirkelrund ausgeſpülten Steinbecken, welche die Gumpen und Keſſel heißen. Hier geht die große Hauptwelle. An ihr fängt man Fiſche von 50 Pfund, und der Ertrag wirft dem Städtchen jährlich mehrere tauſend Gulden ab. Haben die Salmen hier die Röthifluh umſchwommen, einen roth geäderten Felsklotz, der wie der Reſt eines runden Schloßthurmes breit im Waſſer liegt, ſo heben ſie ſich aufwärts gegen die Brücke, an deren Jochen jedes Fahrzeug zerſchmettert wäre. Da biegen ſie den Schwanz mit dem ganzen Körper in einen Ring und ſchnellen ſich mit lautklatſchender Stärke plötzlich wieder zurück. So gelingt ihnen der Sprung über jede einzelne Sturzwelle empor, ſie überſpringen ellenweiſe den Fall, und machen ihren wunderbaren Weg weiter bis zum Waſſerſturz von Schaffhauſen, und aus der Aare bis in den Brienzerſee des Berner-Oberlandes. Gegenüber ſteigt der Felskegel Oftringen empor, ſo benannt nach dem Schloſſe, das ehemals ſeinen Scheitel gekrönt hat. Zierlich rinnt jetzt das weiße Geäder des Mühlenbaches über die maſſiven Narben des Geſteins herunter. Von dieſer Zwingburg entſprang vor vier Jahrhunderten Bürgi Küſer. Er ließ ſich auf die alte Hollunderſtaude herab, deren Nachwuchs noch heute in den Felsritzen ſteckt, und warf ſich von da mit dem Muthe der Verzweiflung in den Strom. Er überſchwamm ihn oder wurde von ihm ausgeſpieen ans ſehnlich begehrte Schweizerufer; kurz, das Unglaubliche geſchah: er kam heim in ſeine Vaterſtadt Brugg an der Aare und meldete, wie ihn und viele ſeiner Mit-

bürger der grauſame Thomas von Falkenſtein in jenem Bergneſte ſeit langem gefangen gehalten habe. (Vgl. Abthl. XII. No. 503.)

Weiter ſtromab folgen dann die Mittlere Spilen, der Grußen, der Fraß, der Brodel, das Gewild. Hier hat der Sturz ſeine andere Sage. Der Volksglaube hört an dieſer Stelle den Geiſt eines Mädchens ſingen und pfeifen, ſie ſoll einſt ihr Kind hier in die Fluth geſchleudert haben. Sie erſcheint in der Tracht der Schwarzwälderinnen, daher heißt ſie das Wäldermaidli und jener Strudel das Frauenloch. Wenn ſie ihre weiße Schürze ſchwang, ſahen die Schiffer hierin eine zuverläſſige Warnung über nahebevorſtehende Gefahr. Der Fall, der ſeinen Halbkreis durch die Wände beendigt hat, prallt hier mit ſolcher Gewalt ans Schweizerufer, daß es in ebenmäßigen architektoniſchen Formen ausgewaſchen ſcheint, und nach Höhe und Farbe den Eindruck einer alten Arena macht. Da werden die Floßbäume ausgeworfen und man hat ſie einzeln wieder in die Fluth hineinzuſeilen, um ſie ihren Handelsweg weiter zu ſchicken. Dieſes Waſſerbecken heißt die Todtenwag, im Volksmunde Todenwag, urkundlich Tauwenwac, weil daſſelbe für Alles im Strom zu Grund gegangene die Auswurfsſtelle iſt. So hatte auch der Schaffhauſer-Fall im eilften Jahrhundert den gleichbedeutenden Beinamen Urwerf. Alle jene Hündchen und Katzchen, die man wegen zu hohen Alters hier erſäufen will, ſind an dieſer Todtenwag ſtets wieder zum Vorſchein gekommen, und haben manchmal noch früher als derjenige heimgefunden, der ſie zum Tod beſtimmt hatte. Denn hier iſt die einzige Rettungsſtelle aus dieſem allgemeinen Grabe. Es mögen wohl jetzt noch der Knecht aus der benachbarten Antlespacher Mühle und jener Maurergeſelle am Leben ſein, welche im Jahre 1815 einen Weidling oberhalb der Brücke muthwilligerweiſe abgebunden hatten und auf ihm durch den Laufen herabgeriſſen wurden. Hier kamen ſie beide lebendig heraus. Aber der Stadtrath ließ dieſe Gottesverſucher nach Verdienſt beglückwünſchen; der Büttel mußte ſie greifen, ihre Strafe war der Thurm und zwölf Hiebe. Der Strom wirft ſich von jenſeits zum Scharfen- oder Pfaffeneck hinüber, einer Felſenreihe, die bei hohem Waſſerſtand zur Inſel wird. Der ſchmale Uferplatz mit allen Arten bunter Kieſel beſät, heißt Badſtube und ſein Hintergrund Oelberg, ein angenehmer Schattenplatz im Hochſommer. Benachbart iſt das Helloch. Der Strom wirft ſich von jenſeits zum Scharfen- oder Pfaffeneck hinüber, einer Felſenreihe, die bei hohem Waſſerſtande zur Inſel wird. Prismatiſch wie kantige Kriegsbauten ſpringen die Wände vor und ſtoßen das Gewäſſer in einem Schock übereinander, ſo daß kein ſchnelles Abſtrömen möglich

ist. Deswegen wirbeln die Wellen schuppenartig zusammen, und gerinnen zum Gewebe eines Zwanghemdes, das jeden Gegenstand in seine magische Klemme nimmt. Noch ein Fels, die Linthi tritt hervor; noch ein Schlund, das Kaibenloch. Dann deuten schon die Namen Jurlachen, Holz- und Weißwag an, daß das Geklüfte wieder lichter und das Wasser ebener wird. Zwei Engländer haben diesen Punkt berüchtigt gemacht, der junge Lord Montague und sein Erzieher, die im vorigen Jahrhundert hieher kamen und alle Erzählung vornehm belächelten, welche sie über die Gefahren des Orts vernahmen. Sie, als Abkömmlinge unbezweifelter Seehelden, setzten ihre Kunst in Schwimmen und Rudern höher an, und giengen mit einem Unbekannten Wetten ein, den Laufen befahren zu wollen. Am 9. Oktober 1793 unternahmen sie das Wagestück. Wirklich gelangten sie über alle Fälle bis zur Scharfen Ecke. So wie sie aber der Enge nahten, wurden sie vom Wirbel kopfüber gehoben; man sah von der Brücke aus, wie sie schwimmend noch zu entkommen suchten. Aber jener stockende Wellenkreis hielt sie fest, trieb sie um, und zog sie hinab. Am gleichen Tage, da hier der junge Lord ertrank, brannte seltsamer Weise zugleich sein Stammschloß Cowdraycastle in England ab. Als die Familie darauf Boten schickte, die Leichen der Unglücklichen heimzubringen, waren diese noch nicht aufgefunden. Jetzt liegen Beide auf dem Stadtkirchhofe.

Ein ähnliches Abenteuer mag hier in derselben einsylbigen Trockenheit nachfolgen, in welchem es das älteste Rathsbuch im Stadtarchive vom Jahre 1550 erzählt:

Wunder vnd ongleublich ding so sich im Louffen zudragen. Zu wissend, das Jerg sigenmüller, sonst genampt Küng, am mitwoch des achten tag Maiens vff dem Rhein in ein wendling schlaffend herab biß fürnieder der deckten Bruggen gerunnen. alß er fürab kommen, ist er vom getöß des Louffen erwachet, hat sich vff das angesicht für sich nider gelegt vnd ein seil oder aren, so ongefar am weidling gewesen, vmb den lingken arm geschlagen, den weidling mit beiden armen vmbfasset vnd also durch den Louffen geflossen, einmal vntergangen, darnach fürnider gerunnen, im gewild in der Netzi zweimal vndergangen vnd beidemal lang vnder wasser gewesen, also das man sich seines todes verwegen. Ist aber wider herfür khomen vnd demnach zu Schäffingen gsund one alle verletzung gelendet worden vnd kein stund darüber nie kranck gewesen.

Die folgende Begebenheit stammt aus unserer eignen Gegenwart; sie soll hier mitgetheilt sein um zu zeigen, wie verschiedenartig sich die Menschen zu ihrer gemeinsamen und unabänderlichen Todesfahrt anzuschicken pflegen.

Am 18. Dezember 1850 kamen vier Männer aus dem badiſchen Orte Hauenſtein mit ihrem Floß den Rhein herab. Die Landung, die ſie oberhalb Klein-Laufenburg beabſichtigten, verwehrte ihnen ein heftig wehender Weſtwind, und jeder wiederholte Verſuch ſchlug fehl. Darüber treiben ſie immer weiter der allbekannten Gefahr entgegen. Sogleich wirft ihrer einer ein Floßbrett querhin ins Waſſer, ſtürzt ſich darauf und ſtoßend und ſchiebend erreicht er ſo noch das rechte Ufer. Indeſſen die drei Andern ihm nachblicken, wird der Floß wiederholt ins Fahrwaſſer getrieben, ſie rudern zwar aus Leibeskräften entgegen, aber unaufhaltſam kommen ſie bereits der Brücke zu. Von allen Seiten ſpringt eine Menge Menſchen rufend heran; aber aller Verſuch zu helfen, bleibt unnütz; ſie ſind zu weit im Strome drinnen, als daß die zugeworfenen Seile noch hinreichen könnten. Nun tritt lautloſe Stille ein. Zwei von den Floßern ſcheinen ſich ein Herz zu faſſen, ſie geben prüfend auf den Balken hin und her und ſuchen Vorkehrungen gegen das Unvermeidliche. Der Dritte allein ſteht theilnahmslos in der Mitte, nur mit ſeinem Entſetzen beſchäftigt; zuletzt ſinkt er in die Kniee und faltet die Hände. Inzwiſchen haben ſeine beiden Kameraden ihre Bundel Seile eilig aufgerollt und binden und ſchnüren ſich an die ſtärkſten Floßbäume feſt. Jetzt kommen ſie zum Sturz; er begräbt den Floß, zerbricht ihn und wirft ihn ſtückweiſe wieder empor. Mit einem Theile des Holzes werden die Zwei an ihren Stricken feſtgehalten und in die Todtenwag geſchleudert. Hier zieht man ſie gerettet aus dem Waſſer, der Dritte bleibt unter den Wellen verſchwunden.

Wenn daher irgend einmal ein hoher fürſtlicher Beſuch dem Städtchen Laufenburg zu Theil wurde, ſo erkannte der Stadtmagiſtrat ganz richtig, wie man eine ſo ſeltene Beehrung den hohen Herrſchaften durchaus nicht beſſer verdanken könne, als indem man ihnen die Uebermacht und die Gefahren des Laufen recht eindringlich erſcheinen ließe; und hiebei erwies man ſich hier häufig noch um ein Gutes erfinderiſcher, als es den fürſtlichen Reiſe-Intendanten wohl ſelber beigekommen wäre. Als der Kaiſer Franz von Oeſterreich und einige Jahre darauf auch ſeine Tochter Marie Luiſe hier durchreiſte, bot man wirklich alle Künſte und Erfindungen auf, die der wilde Laufen auf einen Augenblick duldet, um ihn recht prächtig und mächtig zu zeigen; zugleich gab ſich damit auch die Anhänglichkeit der Bürger an das alte Kaiſerhaus kund, zu deſſen Vor- und Erblanden der Ort ſo lange gehört hatte. Schon auf der Rheinbrücke mußten vielerlei Springbrunnen durch Triumphbogen emporſteigen und zierlich über das Geländer in den Strom hinabflattern. Alsdann ließ man

mehrere bewimpelte Kähne ledig den Strudel hinunter. Gesellig zogen sie zusammen heran, sprangen wie elastische Bälle lustig von Kamm zu Kamm, tauchten unter, wurden vom nächsten Sturz wieder emporgestellt, schlugen um, verschwanden und zerschellten endlich am unvermeidlichen Ziel. Mächtiger aber erschien darauf desselben Weges ein zweistößiger Floß. Ein solcher ist aus doppelt aneinander gestoßenen Längenbäumen gezimmert, er hat also die Länge zweier Flöße und gewinnt in seiner mittleren Zusammenfügung eine Art großgliedrigen Gelenkes. Durch dieses macht er dann seine scheinbaren Selbstbewegungen, wenn er über abschüssigen Wasserfluthungen mit dem Sturze zur Tiefe geht. Wo beide Felsufer so nahe zusammenrücken, daß der ganze Sturz seiner Breite nach einen gediegenen Scheitel bildet, aus dem keine Welle einzeln abzufließen vermag, da kam der Floß mit seinem wehenden Tannenschmuck, mit seinen sich schwingenden Buchenkränzen ebenmäßig einher geschwommen. Jetzt fingen die vier langen Ruder an seinen vier Enden an, einen ungeordneteren Takt zu schlagen, je nachdem die Strömungen verschiedenartig wurden, in die ein jedes Ruderblatt absichtslos eingriff. Noch confuser aber erschienen die Bewegungen von vier lebensgroßen Männerpuppen in Schwarzwäldertracht. Sie waren auf den vier Floßseiten aufgestellt, jede mit ihren beweglichen Armen an einen Ruderbaum festgebunden. Je entgegengesetztere Wogen ins einzelne Ruder spielten, um so eigensinniger, um so lebendiger wurde der Eifer der daran gefesselten Figur, um so rastloser schien sie sich abzuarbeiten. Bald vorgebeugt am Ruder stoßend, bald weit sich zurücklegend, um neu zum Zuge auszuholen, schien sich jeder aus allen Kräften nach den Handgriffen seiner Zunft zu bemühen und auszeichnen zu wollen. Das Gelächter der Zuschauer wuchs, wenn der Zugwind dem einen die lange rothe Weste lüftete, dem andern den Strohhut zu frühzeitig vom Kopfe riß, oder sein eignes Ruder den Dritten so überwarf, daß er die rothstrümpfigen Füße gen Himmel streckte. Nun aber hoben sich die starkgefügten Balken wie Hände und Füße eines Ertrinkenden; nun drückte der ganze Strom nach, hob und unterlief den Floß, einen Augenblick schien er ihn geradeauf stellen zu wollen, dann warf er ihn unbarmherzig aufs Gesicht. Nichts hörte man von seinem Krachen und Knirschen, begraben war er mit all seinem Bänder-, Guirlanden- und Fahnenschmuck. Gleich darauf bedeckte ein Hundert einzelner Bäume, gleich hundert gehörnten Narvalfischen, wieder die Fläche, sie zerstießen sich die Köpfe, rannten blind an die Klippen und warfen sich von allen Seiten zersplittert ans Land.

Spielen ist keine Kunst, aber Aufhören. Mit diesem Sprichwort

hat man seit alter Zeit die launenhaften Musikanten gezeichnet, welche ungefällig und stockend sich geberden, wenn sie ein Stücklein beginnen sollen, einmal aber in den Zug gerathend zur Ermüdung der Zuhörer kein Ende mehr finden. Einen Laufenburger Spielmann pflegte man gleichfalls damit an seine komische Wasserfahrt zu erinnern und brachte ihn dabei oft nicht wenig in Harnisch. Es ist dies eine neue Arionsgeschichte aus dem Aargau, welche sich folgendermaßen verhält.

Johannes Feldmann stammte aus dem Schwarzwalde, kam als Geiger nach Laufenburg, und als da seine Töne das Herz der Magdalena Straubhaar bewegt hatten, gewann er ihre Hand und damit den Rechtstitel eines Stadt-Hintersaßen. Jetzt sollte er auch des neuen Amtes warten, das ihm damit offen geworden war; nämlich beim Hochamte in der Kirche den Tusch zu blasen und mit allen Orgelregistern auf einmal zu celebriren. Allein man sagt, ehe der Spielmann die neue Geige stimmt, macht er noch einen Tanz auf der alten, und so zog auch Feldmann immer noch lieber den Kirchweihen als den Kirchen nach. Schon einmal war ihm dies auf seinen Kreuz- und Querzügen sehr übel bekommen, als er nämlich des Nachts einmal im Walde auf eine Gesellschaft vornehmer Herren und Damen getroffen war, die schmausend und zechend an einer Tafel saßen. Sie nöthigten ihn, ihnen auf der Stelle aufzuzeigen. Dieses Begehren von so hochadeligen Leuten, noch dazu an einem so unziemlichen Waldplatze war ihm sehr befremdlich. Weil sie aber mit Befehl und Versprechen nicht nachließen, so machte er aus der Noth eine Tugend, und geigte stundenlang drauf los. Endlich wollte er heim zu Bette, jedoch die Gesellschaft hatte sich noch nicht satt getanzt und verlangte einen neuen Walzer. Er mußte abermals gehorchen, aber pfiffig wie ein Musikante allezeit ist, stimmte er ihnen jetzt den Englischen Gruß an. Im gleichen Augenblicke schnurrten alle Tänzer in die Luft, und statt an einer wohlbesetzten Tafel fand sich Feldmann unter dem Galgen auf dem Kaistenfelde.*) Als er daheim den Grund seines langen Ausbleibens angeben sollte und von dieser Geschichte zu plaudern begann, entlief ihm sein Weib und war um kein Gut der Welt wieder zu ihm zu bringen. Jetzt sind's gegen achtzig Jahre, daß er in Eggen aufspielte, einem Dorfe auf der Aargauer-Rheinseite. Eben

*) Knaben, welche die Brockenfahrt der Hexen mitmachen, werden daselbst gezwungen, zum Tanze aufzublasen, und erbitten sich's zuletzt zum Lohne, die erhaltene Schalmei mitnehmen zu dürfen. Aber sowie sie vom Berge wieder herunter sind, ist die Schalmei nur eine alte Katze, und statt des Mundstückes hatten sie derweilen einen Katzenschwanz kurz und klein gekaut. Proble. Unterharz. Sag. No. 311

war's Pfingsten, und Wein gab's für die durstige Seele genug. Nachts beim Heimgehen schien ihm der Einfall besonders klug, den nächsten Weidling am Ufer abzulösen und darauf die paar Wegstunden nach Laufenburg heimzufahren. Er gab dem Schiffchen einen Stoß, sprang hinein und überließ sich dem gemüthlichen Zuge der Wellen; bald auch that der gute Markgräflerwein seine Wirkung, Feldmann nickte ein und entschlief. Als er bei Stadenhausen wieder erwachte, fand er es sehr gerathen, alsbald zu landen. Aber jetzt erst bemerkte er, daß er in einem ruderlosen Kahne sitze und nichts anderes bei sich habe als seine Geige. Zugleich entsann er sich mit Schrecken, daß es gerade Pfingsten sei und also eben diejenige Zeit, da der Strom seine größte Wassermasse bekommt und der Laufen am tobendsten ist. Was aber half jetzt alles Nachdenken? Pfeilgerade und mitten im Zuge schwamm der Nachen gegen die Stadt heran. Da war es überall finster, keine Seele am Ufer, kein einziges Licht in allen den Fenstern, die gegen den Fluß herabgehen. Erbärmlich rief er um Hilfe, wer aber hätte ihn hören können? Nur der Pfarrer Gretler war zufällig aufgestanden, er meinte drunten am Hause des Hans Haasen vorbei eine händeringende Gestalt am Wasser vorbeikommen zu sehen und ahnete Unglück; und da hier keine Hilfe mehr möglich ist, so betete er für den Unbekannten, empfahl ihn der Gewalt Gottes und ertheilte ihm von Herzen seine priesterliche Absolution. Jetzt stieß drunten der Weidling ans steinerne Brückenjoch und war in zwei Hälften zerschellt; auf der einen hielt sich Feldmann und fort gieng's hinunter den Laufen. Gerade neben der großen Hauptwelle kam er vorbei, vorbei am Scharfen Eck, fuhr bei der Todtenwag an und wurde hier so unversehrt ausgeworfen, daß sein halber Weidling und die Geige neben ihm zusammen auf dem Gesteine lagen. Die Betäubung wich; an den aufgehäuften Floßbäumen erkannte er die Oertlichkeit schnell; jetzt war er daheim und nüchtern dazu. Also nahm er seine Geige, stieg über die Balken durch die Felsen hinauf bis zu des Sulzers Wag, und weil hier das erste Wirthshaus stand, so gieng er nicht weiter. Er klopfte die Leute heraus, erzählte ihnen seine Geschichte und trank eine halbe Maß Wein dazu. So hat er den Namen des Laufengeigers bekommen. Jedesmal, so oft er wieder zu tief ins Glas guckte, sagten dann die Leute neckend: nicht wahr, Laufengeigerlein, aufspielen ist keine Kunst, aber Aufhören!

Dies Sprichwort paßt aber auch auf den Erzähler dieser Geschichte, und vom Werthe jeder guten Hausregel hinlänglich überzeugt, eilt auch er dem Ende zu. Es wird dies wohl die allererste Erzählung

sein, die aus dem kleinen Laufenburg unter die Lesewelt kommt; wie wenn es auch die allerletzte aus diesem Städtchen wäre? Denn wie lange wohl wird es von seinen paar Alterthümern noch zu reden haben, da jetzt eben Eisenbahn, Telegraph und Gaslicht zusammen daran gehen, alle Schatten der Vorzeit aus dem stillen Orte wegzuzünden. Ein Hundert Arbeiter sprengt dort bereits die Stromfelsen, ein anderes Hundert ebnet die Klüfte aus und durchbohrt der Länge nach den ganzen Berg unter dem Städtchen weg. Wenn dann dem ausgebeneten Rhein seine Löwenstimme verfällt, wenn statt seiner nur noch die Bubenstimme der Lokomotive gellt, wenn sodann der Menschenverstand hier nur noch auf Papierspekulationen vorbeireist und selber wasserklarer geworden ist als der ganze Strom — da wird man achselzuckend diese Gegend messen, abschätzig den vollen Beutel dagegen halten und fragen, wie theuer? Gut denn, Wie theuer? so soll diese jetzige Schlußerzählung heißen, in welcher der erste Vorposten der Neuzeit am Laufenburger-Rheinfall erschienen ist.

Ein belgischer Spekulant hatte in den Thälern von Ob- und Unterwalden Hunderte jener durch ihre Größe genugsam bekannten Nußbäume aufgekauft, die dorten das Staunen der Reisenden erregen, wenn man sie mitten in den massenhaften Verhältnissen der Gebirgsgegend von weitem schon wie einen eignen landschaftlichen Punkt hervorragen sieht. Das gediegene Holz dieser Stämme ließ er durch die gewandten Holzschnitzer des Oberlandes frachtenweise zu lauter Gewehrschäften verarbeiten; es sind nachher jene Ordonanzbüchsen daraus geworden, mit welchen man in der neuesten Zeit die Schützenabtheilungen des englischen Heeres bewaffnet hat. Die rascheste Fertigung und Ablieferung der Waare versprach dem Unternehmer einen bedeutenden Vortheil abzuwerfen, und so handelte es sich beim Transport vor Allem darum, die öftere Umladung zu vermeiden, um die saubere Arbeit keiner Beschädigung auszusetzen, vielmehr in kürzester Frist die Meeresküste damit zu erreichen und vor allen Mitbewerbern zuerst auf dem Markte einzutreffen. Dieser voraussichtliche Handelsgewinnst verlockte den Kaufmann, diesmal ausschließlich den Wassertransport zu wählen, ein Weg, der im Hochlande freilich der raschere, aber auch weitaus der gefährlichere ist. Von dem Gebirgsstocke des Brünig und Pilatus hinweg bis in den Hafen von Roterdam sollte die Waare durchaus nicht auf die Achse kommen; dagegen war der Plan, dieselbe auf starkgebohlten weiten Schiffen durch die vielerlei Flüsse, Seen und Kanäle der innern Schweiz, über Aare und Reuß heraus in den Rhein zu bringen und über die oberen Stromschnellen dieses Stromes den Niederungen zuzuführen. Vom Brienzer-See aus

im Berner-Oberlande würde die eine Abtheilung dieser eigens gezimmerten Boote auf der Aare herangekommen sein; die andere sollte vom Stanzergestade aus über den Vierwaldstätter-See und durch die Reuß in den Rhein fahren. Beide Abtheilungen mußten in Laufenburg zusammentreffen und von dieser ersten Station ihrer Rheinfahrt an, vereint stromab gehen. So hoffte der Kaufmann seinen neuen Handelsartikel schnell, wohlerhalten und noch dazu billig an die See zu schaffen, und durfte sich dann auf dem englischen Markte ein hohes Angebot versprechen. Im Juli 1853 erschien das erste dieser neuen Fahrzeuge wirklich oberhalb Laufenburg, hier jedoch machte der hohe Wasserstand, den um diese Sommerzeit der Rhein durch die schmelzenden Schneeberge gewöhnlich bekommt, alle sorgfältigen Vorberechnungen unseres Kaufmannes unerwartet zu Schanden. Es war unmöglich jetzt mit beladenem Schiffe den Laufen zu durchfahren, aber nicht minder unmöglich war's diesmal, das ausgeladene Schiff, wie man es zu anderer Zeit hier thut, an Tauen über den Strudel hinabzulassen. Gleichwohl versuchte der fremde Steuermann des Schiffes, ein Belgier, wechselweise das eine und das andere durchzusetzen, und wendete sich mit seinen Anerbietungen an alle Schichten der Bevölkerung, an Kaufleute, Fuhrleute, Flößer und Spediteure. Nun ist der Schwarzwälder, der jene Uferstrecken bewohnt, als Handarbeiter stark und rauh, als Schiffsmann wagehalsig, als Speculant unternehmungslustig; Niemand aber fand sich jetzt, der bei solchem Hochwasser für die Leitung des Schiffes oder die Sicherheit der Ladung hätte einstehen mögen. Die hohen Löhne und Procente, von denen des Belgiers Mund überfloß, brachten bei den erfahrenen Leuten ein bloßes Lächeln hervor. Also entschloß sich der Mann zur Umladung seiner Fracht. Auf der Fuhre umgiengen dann die Gewehrschäfte diese kurze Rheinstrecke mit ihrer Stromschnelle, um in den unterhalb der Stadt gelegenen Dörfern das Schiff wieder zu treffen und hier abermals eingenommen zu werden. Allein wie nun dieses selber nachbringen, dem durchaus keine andere Bahn übrig blieb, als das tobende Gewässer? Sogleich versuchte auch der Eigenthümer alle Mittel und Wege bei den einheimischen Schiffsleuten, das Fahrzeug schleunig nachschaffen zu lassen. Alle waren höchst bereitwillig, es in den nächsten Tagen hinabzuseilen, wenn das Wasser wieder gefallen sein würde. Jetzt aber, erklärten sie zugleich, da der Fluß so bedrohlich noch an alle diejenigen Klippen hinanreiche oder gar über sie wegbrause, auf denen man bei solcher Arbeit Stand fassen müsse, jetzt sei der Stoß der Woge ganz unberechenbar; Tau, Kette oder Schalte bleibe dagegen nutzlos in der entschlossensten Hand, alle

Erfahrung laſſe da im Stiche und nichts ſei gewiß, als daß der Verſuch mit dem Verluſt dieſes großen und theuern Schiffes bezahlt würde. Allein wo überzeugen Vernunftgründe und Erfahrungen jemals einen Menſchen, wenn ſie mit ſeinem augenblicklichen Vortheil im Widerſpruch ſtehen; eher ſinnt er darauf, die Vernunft ſelber aus dem Wege zu räumen. Nicht anders dachte auch der leidenſchaftliche Belgier, und die Gegengründe, die er ſich ſelbſt vorhielt, lauteten allerdings wichtig genug. An dieſem Tage noch und an keinem ſpäteren ſollte dieſe Rheinſtrecke zurückgelegt ſein, ſo war ſeine Dienſtvorſchrift: ſchon am nächſtfolgenden Tage war hier das Eintreffen des zweiten Frachtſchiffes gleicher Art zu erwarten, und der nämliche Zeitverluſt von heute würde ſich dann wiederholen und immer höher ſteigern. Auch nur auf dieſen Schiffen, von ihm ſelber gelenkt und beaufſichtigt, nicht aber auf mehreren Nachen, die man fremden und unbotmäßigen Fährleuten hätte anvertrauen müßen, ſollte die Ladung fortgebracht werden, damit alles zuſammen ſeebereit den Handelshafen erreiche. Es läßt ſich errathen, an welchen Schlag Leute der eifrige Mann ſich nun wendete, und welcherlei neue Hebel er bei ihnen in Bewegung ſetzte. Etliche Thaler Handgeld und manche Flaſche Wein, dieſelben geringfügigen Dinge, um welche der Arme überall bereit iſt, die eigne Haut dran zu geben, wiederholten auch hier die alte Wunderthätigkeit. In einer entlegenen Schenke außerhalb des Städtchens ward den beliebigſten Floßknechten offene Tafel gehalten und das Unternehmen verabredet. Alle Verantwortlichkeit, die noch im Wege lag, übernahm der Fremde; er erlegte die Bußgelder gleich im Voraus, in die ein jeder Schiffmann wegen unbefugten Befahrens des Laufen verfällt wird. Obrigkeitliche Strafe aber war nicht zu befürchten, denn dieſer Ort der Verſammlung gehörte nicht in die ſchweizeriſche Gerichtsbarkeit, und die jenſeitige Juſtiz hatte ſich bisher der Strompolizei noch kaum in anderen als in bloßen Zollfällen angenommen. Den Gäſten ſchwand eine Bedenklichkeit um die andere. Je öfter dagegen die Weinflaſche neugefüllt auf dem Tiſche ſtand, und je häufiger der gaſtfreundſchaftliche Fremde auf den klirrenden Geldgurt ſchlug, um ſo großartiger malte ſich in den Köpfen der kunftige Ruhm ab, der ſich neben dem hübſchen Taglohn zugleich verdienen ließ. Endlich war der Plan fertig, die Zeit drängte zum ſofortigen Vollzug und die Geſellſchaft brach auf. Von den vielen Durſtigen, die bis jetzt beigeſtimmt hatten, verblieben dem Belgier zuletzt freilich nur Fünfe, die beherzt mit ihm ſein in der Nähe liegendes Schiff beſtiegen. Dieſe waren ihm genug. Die Uebrigen ſchlichen ſich weg oder liefen zu allerhand angeblichen Hilfleiſtungen,

die noch vorbereitet werden ſollten, ins Städtchen zurück. Hier hatten ſie nichts eiligeres zu thun, als in allen Gaſſen und Schenken ihren Weinſchwindel zu zeigen und das nahende Abenteuer zu verkünden. In einem ſo kleinen Orte bedarf es nicht mehr, um Alles auf einmal aus den Hauſern zu locken. Der Belgier war hier ſeit den paar Stunden ſeines Aufenthaltes ohnedies ſchon etwas Augenfälliges geworden, nun maß er ſich gar noch mit dem Strome, mit dieſer Lebensader des Städtchens, mit dieſer zweiten Allmende für jeden dortigen Bürger. Alſo bedeckten im nächſten Augenblicke ſchon, da die Kunde von dem Unternehmen ſich verbreitete, Hunderte von Neugierigen die Brücke und beide Ufer. Alsbald kam auch das Schiff gegen den Ort herangeſchwommen. Blos auf ihre Ruder und ihren Stern vertrauend ſtanden die fünf Männer arbeitend drinnen, der Belgier lenkte das Steuer. Man rief ihnen von weitem warnend entgegen, winkte ihnen ab, deutete die jetzt noch mögliche Richtung an — umſonſt. Hier ließ ſich das Ufer ſchon nicht mehr gewinnen; nur der eine Weg der Gewalt war noch offen, welchen Wind und Waſſer, wie zwei Rieſengeſchwiſter vereint, zuſammen in die Tiefe wandeln. Das Rufen oben von dem Ufer her verfieng nichts und war nicht mehr zu hören, wo der Tod, alles überſchallend, zu toben begann. Auch des Steuermanns Befehl im Schiffe drunten war vergeblich, die Fünfe hatten keine Zeit mehr auf ihn zu achten, ſie ſahen bereits hin in den Schlund des grundloſen Grabes, das der donnernde Fluß für ſie aufgrub. Jeder ihrer richtiggeführten Ruderſchläge war ein Schritt raſcher zu dieſem Tode, und zugleich ein Schritt, raſcher ihm zu entrinnen; denn auch jedes Verzagen und Raſten brachte augenblicklichen Untergang. Nichts anderes war zu thun, als allein das voraus Verabredete zu thun und unaufhörlich wieder zu thun, ſonſt war an kein Entkommen zu denken. Aber bis jetzt arbeiteten die Männer ſo wacker zuſammen, daß man ihren vorberathenen Plan wohl gewahren konnte. Das Schiff ſuchte der Uebergewalt der Mittelſtrömung ferne zu bleiben und fuhr deshalb ſcharf gegen die linke Seite hin. Hier war es bedroht, von dem ſtahlharten Zug des Waſſers an ein breites Steinjoch geworfen und zerſchmettert zu werden; doch die Fünfe griffen rechtzeitig mit gleichem Ruderſchlage aus, und mit einem einzigen Ruck hoben ſie ſich pfeilgeſchwind gegen das weniger gefährliche linke Ufer hinüber. Hier fließt ein ſchmaler Streifen befahrbaren Waſſers, freilich von Schaum- und Staubregen ganz verhüllt und nur dem Auge des eingebornen Fährmannes erkennbar; dieſer Streifen muß gewonnen und behauptet werden, um nicht ſeitwärts unter die Felsblöcke hinein zu gerathen, die alles zer-

malmen, und um nicht nach der Mitte hin auf den Wasserkrater loszustürzen, der alles versenkt. Bis hieher hatten sie sich gegen die Willkür des Elementes behauptet, aber von dieser Stelle aus vermochte das Schiff den Weg nicht mehr eigenmächtig zu halten; es schoß dem grausigen Strudel zu und das Unvermeidliche begann. Schon bevor die Sprühwellen es ganz überschütteten, sah man noch, wie die Fünfe drinnen unter den furchtbaren Stößen wie Puppen zu Boden geworfen lagen. Wüthend wurde es nach vornen und nach hinten aufgestellt, aufgeschleudert, umgewirbelt. Es war, als ob es ins Lager eines brüllenden Stieres hinabgerathen wäre, der es auf seine Hörner nahm, in die Lüfte schmiß und ehe es noch in die Grube zurückstürzen konnte, es schon wieder aufgefangen hatte zu neuen Todesstößen. Nur einer gab sich nicht auf in diesem Tumulte, das war der seegewohnte Belgier, er hielt Stand. Sein starkgezimmertes Steuer ließ ihn nicht umsinken, wenn die Windstöße hereinbrachen und die Schlagwelle über ihn weggieng. Er hatte die Kräfte abzuschätzen gelernt, über die er in diesem Kampfe zu verfügen, und denen er zugleich zu trotzen hatte. An dem Wasserrande des Kraters noch, an dem man jetzt schwebte, suchte er mit entschlossener Berechnung sein Fahrwasser zusammen; statt hier überworfen und versenkt zu werden, mußte dieser Rand des Verderbens selber dienen, um auf ihm aus dem Verderben hinauszustürzen. Rechtzeitig drängte er sich zwischen den ringenden Gewalten hindurch, er ersah den Moment, den unter sich selber entzweiten Kämpfern zu entschlüpfen. Geistesgegenwart und Glück verließen ihn nicht, so landete er seine Leute unten im Schäffligen. Kaum war das Schiff hinter den letzten Felsenvorsprüngen den Zuschauern aus dem Auge, so lief die Volksmenge am Ufer hinab nach Schäffligen, um dorten das weitere Schicksal der Wagbälse mit anzusehen. Mit Freudengeschrei, mit Bravorufen kam Alles heran; man wollte den Kühnen die Hand schütteln, sie fragen und wieder befragen; herzliche Theilnahme und brennende Neugier stritt sich ums Wort. Sie Alle erhielten keine Antwort, keine Erwiederung. Da lag die Mannschaft zusammen im Grase herum und schien nichts anderes zu begehren, als Ruhe, als Stille, als Alleinsein. Keiner mochte nach den Begrüßenden hinhören und aufblicken; er konnte des wiedergewonnenen Lebens noch nicht froh sein, das Rollen des Todes brauste ihm mitten auf der Wiese noch im Ohre fort, und er zehrte nur an dem noch übermächtigen Schrecken. Hier lernte sich's recht begreifen, wie ganz anders alle wirkliche Erfahrung in unserer Seele sich empfindet, als die im voraus darüber gemachten Vorstellungen es meinen. Das Ausgestandene war noch

unendliche Male größer gewesen, als alle leichtsinnigen Vermessenheiten dieser Leute zusammen. Jubelnd und Hüte schwingend waren sie vor einer Viertelstunde ins Schiff getreten, Jünglinge an Vorsatz und Trotz; nun lagen sie stumm mit müder und gealterter Seele da und begehrten nicht vom Platze. Die herbeigekommenen Städter fanden diese Stimmung der Mannschaft unerklärlich und begannen alsbald ihre grobsinnigen, argwöhnischen Deutungen. Dieser sei noch trunken, hieß es, vom starken Markgräflerwein, der sei vor Angst wie todt, der andere lasse von jeher alles eindruckslos an seinem kalten Herzen vorbei. So lautete das Urtheil ahnungsleerer Weltkinder überall und stets, ob sie nun in der Oede einer winkeligen Kleinstadt aufwachsen, oder alle Ausstellungs-Orgeln der Welt zusammen in Sydenham schlagen hören; sie deuten die Spuren des Allgewaltigen, die sich im Herzen eines Andern gewahren lassen, nach den paar Stirnrunzeln ihres eignen langweiligen Gesichtes. Diese Schiffer hatten mit dem Tode gespielt, und er, er hatte sie zuletzt mit einander zur gefährlichen Bühne hinaus geworfen. Noch saß er ihnen am Nacken und lag ihnen in den zerschlagenen Gliedern; noch blickte er ihnen aus den Augen — da wollten die herbeigelaufenen Zuschauer schon eine lamentable Comödie gesticulirt sehen, schon ein Mienen- und Geberdenspiel daraus gemacht sehen.

Jetzt kamen neue Schaaren herbei, und ihre mitgebrachten Nachrichten veränderten sogleich die Scene. Sie meldeten, so eben sei das zweite Frachtschiff des Kaufmanns oberhalb der Stadt eingetroffen, es sei von derselben Stärke wie das hier liegende und wolle gleichfalls alsbald den Strom herab. Diese Kunde brachte die Mannschaft wieder in ihre ursprüngliche Stimmung; denn Art läßt nicht von Art, eine rauhe Schiffernatur verweilt nicht lange in Contemplationen. Sie machten sich zusammen auf und giengen dem Städtchen zu. Sogleich wurde das neue Schiff entfrachtet. Durch öffentliche Kundmachung ließ gleichzeitig der Magistrat Allen das Mitfahren strenge verbieten; ohnedies aber begehrte Niemand mehr das Abenteuer zu wiederholen. So ließ man denn am andern Tage das große starke Fahrzeug leer und ledig durch den Laufen hinabschwimmen. Es kam bis zum Strudel, da brach's mitten entzwei.

XII. Geſchichtliche Sagen.

(Kaiſerzeit, Mordnächte, Schwedenzeit, Peſtzeit.)

197. Erbauung der Habsburg.

Die ſelben grafen (von Habspurg) waurent von Rom in diz land komen und wärent von gutem und altem geſchlecht zuo Rom, und warent dannocht nit alſo rich und alſo mächtig, alſ ſi aber adenlich mit ir taten waurent. Es fuogt ſich, daz ir ainer von diſem geſchlecht gaiſtlich was, und kam von Rom in diz land und ward biſchof zuo Strazburg, wan daz ſelbe bistuom in den ziten in grozen eren was, und bracht alſo ſinen bruoder mit im herus. Derſelbe herre was ain hübſch adenlich, weltlich man, daz in mannigklich in dem lande lieb hate, edel und gepuren. Alſo fuogt ſich ouch aines mals, daz der ſelbe jungherre rait jagen und baizen in dem lande überal und rait mit andern edlen biz in daz Ergöu. Alſo warf der jungherre ſin federſpil nauch ainem fogel und wolt alſo ſin federſpil betzen; das federſpil gienz uf in die luft, daz ir kainer wiste, war es komen was. Alſo ſuochten ſi den ganzen tag und kunden im nit nauchkomen. Der herre liez nit ab, er wolt ſin federſpil ſuochen. alſo morgens fundent ſie den habich uf ainem hübſchen büchel. der herre was fro und geviel im der büchel vaſt wol und bet in wol gelust da ain veſte zu machen, und ſprach zu den edlen und ſinen dienern: „Iſt ez hie nit ain ganzer luſt? möcht ich ez an minem bruoder und herren han, ich wolt ain hus hie machen.“ Alſo morndes braucht er ez an den biſchof von Strauzburg und ſait im von der hubſchen gelegenhait und bat in, daz er im hulfe, ſo wölt er ain hubſch ſchloz machen. der biſchof was berait ſinem bruoder zu helfen, und was im lieb, daz ſin bruoder luſt zuo dem lande hate, wan er in dar in bracht hate. Alſo huob der jung herre an ain hus ze machen und namt daz Habspurg, Habichesburc, und gewan er den namen darnach, wan er hate vor ainen welſchen namen, und ward dar umb gehaizen von Habspurg, wan er den habich uf dem ſelben burgſtal funden hate. Alſo half der biſchof ſinem bruoder vaſt und gab im groz guot, wan er was mächtig, und alſo tailt der von Habspurg daz guot under

alle herren, ritter und knechte, die im land do umb gesessen waren, daz ü alle sin diener und fründe wærint und gehorsam zu sinen sachen, und lait also den minsten tail an sin veste, die er buwet, und an sin selbes unz. Eins mals fuogt sich, daz der bischof von Strantzburg wolt sehen, waz sin bruoder gebuwen het, und kam also mit vil herschaft zuo sinem bruoder gen Habspurg. Do der bischof die veste sach, da sprach er: Bruoder, mich dunkt, du habest noch gar wenig gebuwen der hilf und ich dir getann han. Der von Habspurg antwort im: Herre und bruoder, morn süllent ir erst recht sehen den buw, den ich getann han, — wan er bate haimlich nach allen sinen dienern und fründen geschicket. Morndes, do die herren uf stuonden, do lag daz feld vol volkes und hatten ir gezelt uf geschlagen, herren, ritter und knechte. Der bischof wonder, er wär belogen. „Nain, herre, sprach der von Habspurg, daz sind min murren, die ich gebuwen hab; swie guot min hus wär, daz hulf mich nut, bet ich kain fründ in dem lande: die sind mir bevolhen zuo allen minen nesten. Ich bin fremd im lande, nu bab ich mir selbe niwan fründ gemacht."

Das älteste deutsche Jahrbuch der Stadt Zürich, bis zum Jahre 1336. Zürch. Antiquar. Mittheil. II, 2. 36.

Ueber die Entstehung dieser Sage vgl. Bd. 1, 174: Eisenmauer. Solche eiserne Mauern zeigte Landgraf Ludwig in Naumburg dem Kaiser Rothbart. Grimm, DS. 2, 552. Sparta hatte keine anderen Mauern als die Brust seiner Männer haben, und Stuttgarts Bürger widerstehen ebenso, Brust an Brust zusammengerückt, fechtend dem Feinde 1286.

Der Berg hatte — meint die Sage — vorher „einen welschen Namen", gleichwie die Grafen von Habsburg selbst aus Rom stammen und Welsche gewesen sein sollen. Ihre römische Abkunft entsprang aber aus ihrem Stammsitze; denn sicher ist's, daß dieser aus Trümmern einer römischen Specula entstand, die zu den Fortifikationen von Vindonissa gehört hatte. Der Berg dagegen führte früher wie heute den Namen Wulpelsberg und lehnt sich damit an unsre deutsche Heldensage. Das Lied von Alexander (Diemer, deutsche Gedichte 1849. S. 220, 20) läßt die Schlacht, da Hiltens Vater fällt, auf dem Wolfenwerde geschehen. Auf diesen „Wulpenwerd und Wulpensand" versetzt sich auch das Epos Gudrun, und während Beewulfs- und Hygelags Halskette in solchem Handgemenge verloren geht, wird eine solche hier auf dem Wulpenberge (Goldkette zu Habsburg) wiedergefunden. Aber zum Unheile des Habsburger Geschlechts; denn dieses verfällt durch eine Kette dem Tode, wie durch den Gürtel und den Ring Andvaranaut auch der Stamm der Nibelungen. Die Sage vom Halskettchen und Schwanenringe ist behandelt im altfranzös. chevalier au cigne, mhd. erzählt in Haupts und Hoffmanns altd. Bl. 1, 128 (Grimms deutsch. Sag. 2, 291 und Hausmärchen 3, 87), und dieselbe kehrt wieder in der Falkensteinischen Geschlechtssage: Bechstein, DSagb. No. 406. Sie erinnert an die Stelle des Volksliedes (bei Uhland Volksl. pag. 308) vom Schloß in Oesterreich:

Der Knabe, der muß ſterben,
Er trägt von Silber eine Kette am Hals,
Die bringt ihn um ſein Leben.

In der alten Kapelle von Seelisberg am Vierwaldſtätter-See hängt ein Ring an einer Kette; er ſtammt von einem Herrenſöhnlein, das mit ihm auf die Welt gekommen war, der Ring wuchs mit dem Knaben. Hier auf der Wallfahrt zur Maria Im Walde betten Eltern und Kind, und mit metallenem Klang fiel er unzerbrochen dem Knaben vom Halſe. Henne, Schweiz.B. 1832, 2te Hälfte.

198. Die Goldkette zu Habsburg.

Ein armer Hirte weidete auf den Abhängen der Habsburg und bohrte mit ſeinem Stabe zufällig einen Goldklumpen aus dem Boden heraus. Als der Graf des Schloſſes davon erfuhr, hatte der Hirte den Klumpen ſchon einem Berner-Goldſchmied verhandelt, dieſer aber ſchon eine Halskette daraus gemacht. Der arme Hirte wurde darüber, bis man dies alles erfahren konnte, zu Tode gefoltert. Seitdem kam Unglück über die Familie dieſer Grafenburg und immer iſt nachher der Schloß-Erbe unmündig weggeſtorben.

199. Rudolf v. Habsburg auf der Jagd.

Ez fuogt ſich ains mauls, daz ain junger grauf von Habspurg mit ſinem diener rait baizen und jagen ie ainer ouwe. Do hort er ain ſchellen, alich als man dem ſacrament vor treit. Alſo rait er ernſtlich dem getoen nach, und wolt ie luogen, waz daz wäre, daz er alſo daz gloggelin in der wite hort: do fand er ainen prieſter mit dem ſacrament an ainem wazzer, und hate der prieſter daz ſacrament vor im geſtelt und hate ſich alſo nider geſetzet und wolte ſin ſchuoh uz ziechen und alſo mit dem ſacrament durch den bach waten. Do der herre den prieſter ſach, do fragt er in, waz ſin geverte wäre, oder waz er da in der wildi tate? Der prieſter antwort im und ſprach: „Ich trag daz hailig ſacrament und wolt zuo ainem ſiechen menſchen, daz in grozer krancheit lit, und alſo den nächſten weg gaun, dar umb daz der franc menſch nit verſumt wurd; ſo bin ich an diſen bach komen, ſo vind ich kain ſteg und muoz alſo mit dem ſacrament waten.“ Alſo fiel der von Habspurg von ſinem pfärd nider uf ſinin knie und bat got ſiner gnauden und hiez den prieſter mit dem ſacrament uf ſin pfärd ſitzen und ſin ſachen nach ſiner notturft werben. Do nu der prieſter wider haim kam, do wolt er dem jungen herren ſin pfärd wider bringen, und hate daz für ein groze gnaud und tugent von dem von Habspurg; alſo ſprach der von Habspurg: „Daz

wölle got mit, daz ich oder miner dienar ainer mit wizzen daz pfärd ernert mer überschritte, daz minen herren und schöpfer getragen hant; bedunket ich, daz ir ez mit got und recht nit haben müezent, so ordnet ez zuo gotes dienste, wan ich han ez dem geben, von dem ich lih, wie er und gnet zuo bichten hab." Der priester sprach „Nu müez got er und würdigkait die in ist und dort in ewizkait an ich legen!" Diser priester was wis und wol gelert und ward darnach des bischofs von Meinze kanzler und gar gewaltig. Diser priester seite etwa dicke dem bischof von Meinze und andern herren des graufen von Habspurg frumkait und redlikait und von sinen adenlichen tauten, und braucht also in die fürsten, daz die fürsten dem von Habspurg nach fragten und in zuo ainem Römischen künge erwalten.

Das älteste deutsche Jahrbuch der Stadt Zürich, bis zum Jahre 1336. — Zürch. Antiquar. Mittheil. II, 2. 57.

Unabhängig von dieser andern Quelle erzählt über die gleiche Begebenheit die Königsfelder Klosterchronik, welche kurz nach der Königin Agnes Tod geschrieben, jedoch aus dem mhd. übersetzt, Leben der hl. Elisabeth, compilirt ist. Diese Chronik, abgedruckt bei Herbert Topographia, 2. beruft sich bezüglich unserer Sage auf noch frühere Handschriften, die von dieser Sage handeln: „man liet, daz er einswalo mit sinem volk dur ein wasser riten wolt." pag. 163. Sie weiß aber dabei nichts vom Weidwerke, auf dem sich Rudolf eben damals befunden haben soll. Tschudi, der dieselbe für seine Chronik benützt und weiter ausmalt, ist verlegen, wie er dem jagenden Rudolf, wenn derselbe nun sein Roß an den Priester verschenkt hat, ohne Roß hernach weiter helfen soll, und setzt daher hinzu: „bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff deß pferd saß er und reit der Weidny nach." Das Zürcher Jahrzeitenbuch läßt Rudolfs Wahl durch diesen Priester beim Mainzer-Bischof veranlaßt sein; Tschudi, der dies Jahrzeiten-Buch sonst wörtlich ausschreibt, hält sich dagegen hierin wieder an die Königsfelder-Chronik, nur weiß er auch darüber neuerdings viel Genaueres als diese seine Quelle, welche blos folgendes besagt: Balt darnach kam Ruotolf der Graeff zuo einem heiligen andächtigen menschen. das mensch seit ihm, daz er kurtzlich solt gebrei werden vm das minnewerk, das er gen dem heiligen Sacrament getaen hatt.

Warum Tschudi aus diesem heiligen Mensch eine Klosterfrau zu Fahr an der Limmat gemacht hat, dies verräth uns wiederum die Königsf. Chronik, welche von der Königin Agnes berichtet: Sy hatt ein stieftochter, die küng Andres von Vngern was, by einer andren frowen, die wurt sy mit ir von Vngern har in dise land vnd macht sy ein Klosterfrowen ze Töß, vnd besorget si erlichen ir leben vnd fuor offt zuo ir gen Töß. (Herbert, Topograph. 2, 176.) Dies war allerdings Elisabetha von Ungarn, die vom 13. bis zu ihrem 41. Jahre bei den Dominicanerinnen zu Töß (Kant. Zürich) lebte und dorten im Geruch der Heiligkeit starb. An dieses Kloster hatte Albrechts Tochter, Agnes, die zunächst gelegenen Güter der Kaisermörder vergabt. Aus dieser Stieftochter der Agnes macht Tschudi die weissagende Nonne, aus dem Kloster von Töß (Zürich) macht er das-

wenige zu Aadr (Aargau); dadurch hat Tschudi den Anlaß gegeben, daß die Veranlassung entstand und gelaufig wurde, der Schauplatz unserer Jagdgeschichte müsse im Aargau sein. Ein größerer Aufsatz hierüber in den Aargau. Beiträgen 1846, S. 78 localisirt nun noch genauer, versetzt den jagenden Grafen auf den Homberg bei der Stadt Brewgarten *), zunächst dem Dörfchen Rudelfingen, den Priester nach dem nahe gelegenen Dorfe Dienken und läßt diesen hier durch die Waldwasser der Reppisch waten. Daher komme es, folgert man, daß die beiden Bauernhöfe jenes Homberges, Hödler und Hohlenstraß, zur Pfarre des Zürcherdorfes Dienken gehören, obschon sie aargauisch sind; daher stamme auch jenes Pferd, welches nebst einer vom Bezirksgericht bestellten Futterwiese bis vor wenigen Jahren noch zur Dienkener Pfarrpfründe gehört habe. Allein beide Pfarr- und Kirchenrechte finden sich von frühesten Zeiten an bis zur Reuzeit bei zahlreichen Kirchen herkömmlich. Das Zehntrecht für Dienken bestimmte ist erst ums Jahr 1310 urkundlich nachweisbar (vgl. Tschudi 1, 252). Die vita Ottonis episcopi Babenberg. (Mirb. 628) vermag daher bereits vom Jahre 1124 ebendieselbe Phrase der Demuth zu sagen über das hl. Tempelroß: „tantaque humilitate conciliatus est mulorum dignoverint sessorem," welche Schiller dem Habsburger Grafen in den Mund legt nach Tschudi's Text:

Nicht weiß das Gott, hier mit Demuthsblicken
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich heimlich tauschen werden,
Das meinem Schreiber gehöret.

Anmerkung 1, 21 berichtet, wie der Frankenkönig Chlodewig dem hl. Martinus sein Pferd weiht und es später ihm wieder um hohen Preis abkauft. Wolf, Beiträge 1, 40. Dem Geiste Stiefeli und Bläßli (Abthl. V.) muß im Klosterstalle zu Muri ein eigner Schimmel gehalten werden. Dem verzauberten Mönch gehört ebenso im Klosterstall ein Schimmel, damit er darauf den Petersberg bei Halle umreiten kann. Kuhn, merkw. Sag. No. 228, 4. In Kerns schles. Sagenchronik, Breslau, 1849, 138 ist der Verfluchte Schimmelreiter ein mit dem Ciborium auf dem Schimmel zum Kranken reitender Priester; er war zur Schwedenzeit ein Trunkenbold. Sagen von Kirchen, in denen der Schimmel durch Zufall eingeschlossen wird und dann verhungern muß: Panzer, bayr. Sag. 2, No. 295 und pag. 567. Vgl. unsere Anmerk. zu No. 299: Herdmändli von Mellikon, und 210: Rueder Schließnigel. Ueber dieses heilige, dann von der clerikalen Habsucht mißbrauchte Thier entstand das Sprichwort: Du heiliger Martin! sie opfern dir einen Pfenning und stehlen dir ein Roß. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. 134. Auch Cervantes im Don Quixote 1, cap. 29 spottet über diesen Reiterbrauch; sein Don Quixote will es nicht schicklich finden, zu Pferde zu sitzen, als sein Ortspfarrer ihm eben zu Hause begegnet. Der Pfarrer lehnt jedoch die Rozinante ab, weil es einem armen Diener der Kirche genug ist, wenn ihn einer der Begleiter hinten auf den Esel nimmt.

Nach einer so allgemein gewesenen Billigkeit dieses Verhältnisses mußte

*) Vitoduranus weiß, daß Graf Rudolf vor seiner Thronbesteigung bleibend im Aargau und zwar in Brewgarten wohnte: nam ille tempore domicilium non mansionem in oppido seu dicto Brewgarten tenens, also in Legow etc.

ſich die Sage von Rudolfs Demuth und Vergabungseifer an mehr als einem Orte localiſiren. In dem Luzerner-Dorfe Meggen, bei Alt-Habsburg am Waldſtätter-See gelegen, hängt ein altes Gemälde am Beinhauſe, den jagenden Rudolf ſammt dem ihm begegnenden Prieſter darſtellend; die Aufſchrift lautet:

Sein Pferd gibt er dem Pfarrer
Und macht ihn reiten,
Empfangt zum Lehn
Die Kaiſerkron'
In kurzerlebten Zeiten

(Schweiz. Ritterburg. 1, 428.) Darauf ſich ſtützend behauptet Buſinger (Luzern und Umgebung, S. 110) hier ſei der Lieblingsaufenthalt Rudolfs geweſen und hier die Stelle des Ereigniſſes. Ihm nach berichtet's, ausführlich und trotz Schillers Romanze noch einmal, Reithard, Sag. a. d. Schweiz S. 71. Auch damit iſt dem hiſtoriſchen Schimmelreiter nicht aufzubelfen; denn eben in dieſen Zuger Gegenden ſpukt heute noch der andere Schimmelreiter, welchen man den Bannbelzler nennt. Er wohnt in einer Felsgrotte am untern Roßberg, welche das Bannbelzlerthor heißt, holt da ſeinen Schimmel heraus und reitet Nachts über die Walchwiler Almend, die er durch Meineid von dieſer Gemeinde weg in den Beſitz der Stadt Zug gebracht hat; gerade ſo, wie der meineidige Stiefel von Muri (Abthl. V.) und die mehrfachen Schimmelreiter in Abthl. VIII alle zu thun pflegen. Den Hufſchlag ſeines Schimmels ſieht man dorten noch im Felſen. Schweiz. Merkur 1835, 189. Nach Reithard (Sag. d. Schweiz, 103) iſt es die Spur ſeiner in den Fels des Kaiſerberges geſchleuderten Kegelkugel. — Beſchrieben über dieſe Jagdſcene haben außer den ſchon Erwähnten und denen der neueren Geſchichtsliteratur, folgende: Joh. Vitoduran. — Anonymus Leobiensis (Pez, script. Rer. Germ.) Trithemius Chron. Hirsaug. — Wern. Schodeler. Chron. — Guillimann, Habsburgica. — Dominic. Tschudi, Origo comit. de Habsburg. — Gerbert, Codex. Epist. Rudulf. — Wirz, Helvet. Kirchengeſch. — Auf welche Art Rudolf von Habsburg in eine frühere, zweite Schimmelreiters-Sage hiſtoriſch hinein verſetzt worden, zeigt die in Abthl. III. No. 161 enthaltene Anmerkung „Schimmelreiter". Wie wenig er auch dorten urſprünglich zu ſchaffen hat, beſagt Tacitus Germ. cap. 10: „Von Gemeinde wegen werden Roſſe, ſchneeweiß und nie berührt von irdiſcher Arbeit, in heiligen Wäldern und Hainen gehalten. Wenn ſie den heiligen Wagen ziehen, begleitet ſie der Prieſter mit dem Könige oder dem Fürſten der Gemeinde, um ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten. Und keine Art der Weiſſagung findet größern Glauben."

500. Begebenheiten vor und nach König Albrechts Ermordung.

Als König Albrecht zu Baden im Aargau lag, kam am Sonntag, 28. April, ein Ritter, der dem König wohl bekannt war, zu Fuß an. Der König fragte ihn, was er für neue Märe bringe, und jener ſprach: Herr, nichts anderes; aber als ich habe hieher reiten wollen, begegnete mir ein Schwarm Horniſſen, die ſo heftig

in mich ſtachen, daß ich vom Pferde ſteigen und zu meinem Schutze den Sattel über den Kopf nehmen mußte; kaum und mit Noth bin ich ihnen entwichen. Sogleich ſetzte ſich dann der ganze Schwarm auf mein Roß, ſtach und peinigte es, und ſo iſt's im Felde todt geblieben. — Darüber verwunderte ſich der König und ſprach: das iſt eine unerhörte Sache, das bedeutet nichts Gutes!

Da nun der Fürſt ſeine Kur zu Baden beendigt hatte, wollte er nach Rheinfelden hinab, um dorten ſeine Gemahlin Eliſabeth zu beſuchen. Sein Neffe Herzog Hans begleitete ihn, es war am 1. Mai 1308. Auf dem Wege dahin ſetzten ſie zuſammen in einem Kahne über die Reuß. Bei dieſer Gelegenheit gelang es dem Herzog Hans, den König von dem übrigen Gefolge abzuſchneiden.

Als ſie drüben landeten, war Niemand mit ihnen, als die Ritter Palm, Tegerfelden, Eſchenbach und Wart. So ritten ſie den Hohlweg hinauf, der von der Reuß zum Aargauer-Dorfe Windiſch und von da gegen das Städtchen Brugg führt. Hier, wo ſie eine Weile allein und ungeſehen waren, erſchlugen die Ritter und der Herzog den König, und entflohen ſogleich nach der Unthat. Den Halbtodten ſchleppte ſein Roß bis in das nachſtgelegene Wäldchen. Da ſaß am Raine eine fahrende Dirne, die von der Reiſe des Hofes vernommen und in Brugg ſich aufgemacht hatte, um dem Troſſe nachzuziehen; ſie erbarmte ſich des vom Pferde ſinkenden Fürſten. Er verſchied unter ihrer Hand, ehe das Gefolge wieder erſchienen war. Und ſo diente der Schooß einer Metze dem Könige der Deutſchen zum Todbette. Zum ewigen Angedenken deſſen iſt das Kloſter Königsfelden gegründet worden; daſſelbe übernahm aber zugleich auch die Verpflichtung, allen fahrenden Dirnen, die an ſeine Pforte klopfen, einen Lehrpfenning zu verabreichen. Und zu Zurzach und Brugg wurde ein Goldgulden geſtiftet und jeder „Landſtürzerin" alljährlich ausbezahlt, welche dorten an den beiden Jahrmärkten den erſten Vortanz that. Die Königsfelder-Chronik, bald nach Agneſens Tod geſchrieben, ſagt von der Königin Agnes, die das Kloſter ſtiftete und in daſſelbe als Nonne trat: Si gab och almuoſen Riſſionbuoben vnd varenden frouwen darumb, dieweil ſy des almuoſens genieſſen, möchtens öch dazwiſchent beſſer münder ſünderen. (Gerbert, Tapograph. II, 177. 30). In den Faſnachtſpielen aus dem 15. Jahrhundert 2, 873 (Bibliothek des Lit. Vereins, Bd. 29) heißt es über dieſe hier im Schluß der Sage erwähnte Tanzſtiftung:

Es iſt iez by siben jaren beheben
zuo Zurzach an dem huorendanz:
darumb so treist du wol ein Kranz.

dann da warend mee dann hundert huoren,
die do all an danz da umbher fuoren,
do hast du den gulden gwunnen,
den man der hupschisten soll gunnen,
dem der vogt von Baden gibt denn zmal
der hupschisten in der huoren zal,
die denn zuomal uff der Wissmatten sind.

Tſchudi I. 241, 242. — Rahn, Eidgenöß. Geſch.-Beſchreib. Zürich 1690, S. 130. Bullinger, Chron. Tigur. I. lib. 7, c. 6: Dannen muß man noch den metzen zu Königsfelden zu äßen gäben, vnd ein gulden zu vertantzen am Zurzach-märkt.

501. Die Bruderhöhle bei Brugg an der Aare und Herzog Hanſens Ende.

Herzog Hauß nach begangenem Todtſchlag iſt, alß etliche Bücher zeugendt, gen Einſidlen geflochen, iſt ein Zeitlang heimlich da vndt im Cloſter verborgen gelägen, hat aber geworben vmb hülff. Da er aber nienen kein Beyſtandt fandt, wolte er dem Teutſchen lande nit vertrauwen, verkleidet ſich vndt zog hinein in Italiam, kam vnbekandt gen Piſa vndt gieng da in ein Auguſtiner Cloſter. Die ſag iſt, er habe dem Bapſt ſelbs ſeine begangene that gebychtet, der habe ihn für Pyn vndt ſchuldt abſolvirt. — Herr Felix Hämmerlin, Decretorum Doctor Bonon. Probſt zu Solothurn vndt Cantor der kirchen Zürich zum Groß-Münſter, erzelt in ſeinem buch de nobilitate c. 26 wie ſechtzig iar nach König Allbrächten Todt kommen ſige auß frömbden landen ein anſichtiger, ſchöner, gar betagter mann, der habe ſich nidergelaßen in ein Bruderhauß, vff zwo meyl bei Königsfälden, dahin er viel von den Cloſterfrauwen, von ſeines ernſthafften anſähens vndt heiligen wandels wägen, berüfft vndt geladen worden ſige. Denen er gründtlich erzehlt, wie es ergangen mit König Allbrächten, vndt wie er vff dem fäldt zu Königsfelden erſchlagen worden ſige: da er (denn) alle gelägenheit des Landts, wie es zu den Zeiten Alberti gſyn, auch alle vndt jede namen, die derſelben Zeit am hoff gewäßen warendt, item der rächten Herzog Hanſen nämen, vndt ihr thun vndt laßen erzelen kondte. Vndt dieweil dieſe Perſon ſo aigentlich vndt grundtlich von der ſachen reden konte, auch groſſes alter vff ihm hat, vndt gar Adenlicher ſitten vndt herrliches anſähens was: wardt er gar viel von Cloſterfrauwen anzogen vndt endtlich verdacht, er were ſelbs Herzog Hans, der ſich jetzund nach ſo viel iaren, wiederumb auß frömbden Landen vndt auß ſeinem elendt herzuzelaßen hätte; doch bewge er der nit ſeyn wollen vndt verläugnet,

wer er were. Nach langem ward er ſehr ſchwach, daß ihn die frauwen in dem Cloſter verſähendt vndt erhieltendt biß er ſtarb. Vndt alß er in ſeinem todtbetth von ſeinem Beichtvatter aigentlich gefragt wardt, ob er doch Herzog Hans were, bekand er ihm in beichtsweyß, das ers were. Auch wie er zu ſeinem letſten endt kam, da er hinziehen wöllen, vndt wiederumb gefragt wardt: deutet er vndt gab zeichen, daß er's were. Bulling. l. lib. VII. cap. VI.

So weit erzählt H. Bullinger ſeinem gelehrten Landsmanne, dem Felix Hammerlein zu Liebe die Sage, daß Herzog Hans in der Gegend, wo er ſeinen kaiſerlichen Oheim erſchlagen hatte, als Klausner geſtorben ſei.*) Auf dieſem Wege mag ſich hierüber ein Glaube unter das Volk verbreitet haben, der heute noch dunkel fortlebt. In dem Berge, der ſich unterhalb Brugg auf der linken Aarſeite gegen Lauffohr hinzieht, iſt eine geraumige Höhle, in ihrem Beginne ziemlich hoch, nach innen immer weiter und gewölbter; ihre mehrfachen Seitengänge und Verzweigungen ſollen noch nicht alle erforſcht ſein. Sie heißt die Bruderhöhle, von jenem Waldbruder her, der ſie zur Zeit Agneens bewohnt hat. Noch zeigt man in einer Ecke den Felsvorſprung, auf dem er am liebſten zu ſitzen pflegte. Wer er geweſen ſei, darüber war man von jeher getheilter Meinung; dennoch iſt ſein Andenken mit einer beſtimmten Ehrfurcht umgeben geblieben. Aus Bullingers Tiguriner Chronik 1, Buch 7, cap. 9 vererbte ſich dann der gelehrte Glaube fort, jener Bruder Berthold ſei es geweſen (Abthl. II. No. 54, die Strebelſtaude), der ſich mit der Königin Agnes über den Kloſterbau von Königsfelden überwarf und ſie dann verließ; alsdann habe er dieſes „Bruder-Heußlin an dem Berg gelägen an Bruck vor Windiſch über bewohnt, da man noch zeichen ſiehet vndt das Bruderheußlin heißet."

502. Die Reinacher Barone und die Eichenberger Bauern.

Auf dem Wege von Reinach nach dem Luzerner-Städtchen Münſter ſieht man auf den vorſpringenden Hügeln des Pfäffikoner-Berges altes nacktes Gemäuer ſtehen, Ueberreſte der Burg des alten Freiherrenſtammes von Reinach. Sieben Söhne hatte der alte Baron

*) Die deutſche Sage nennt einen ſchwäbiſchen Grafen Hubert von Calw, der in der Schweiz zu Teiſlingen Hirte werden muß: Grimm, DS. No. 524; die Aargauer Sage läßt den Kaiſermörder Konrad v. Tegerfelden nach Schwaben fliehen und dorten in Neresheim die Schafe hüten. (Abthl. IV. pag 222. Jungfrau v. Tegerfelden.)

und jeder war ritterlich; um seine Tochter Emma warb der benachbarte Junker von Hatwil, aus einem Geschlechte, das in allen Turnieren und Schlachten den Schild mit Ehren trug, seinen Adel bis zu den Römern hinaufführte und als ein Wunder des Reichthumes und der Pracht galt. Aber während der Vater und der adelige Bewerber drängten, fühlte sich Emmas Herz bereits von einem ganz andern Gedanken erfüllt. Nicht weit vom Schlosse stand die Hütte Heinrichs, eines eben so hübschen als blutarmen Burschen. So oft er am Schloßhofe die Pferde einschirrte, freute es Emma ein Wörtchen an ihn zu richten, ihm einen Auftrag geben zu können; jetzt machte sie ihre Neigung erfinderisch. Auf der Morgenseite des Schlosses führte eine Treppe durch die Keller in den Burggraben hinaus. Hier erwartete sie ihren Heinrich, hier entwarfen sie ihre Plane. Als endlich der Hatwiler den Vater auf das strafbare Verhältniß seines Kindes aufmerksam machte, sollen die Liebenden entsprungen, oder, wie es noch heißt, ins Elend verstoßen worden sein. Nach mancherlei Kummer und Mangel ließen sich beide nicht weit vom Thale auf einem Stückchen waldigen Pachtlandes nieder, und Heinrich begann es umzureuten.

Da brach der Sempacher-Krieg aus im Jahre 1386. Das ganze Herrengeschlecht auf allen umliegenden Burgen folgt dem Aufgebote des Landesherrn, des Oesterreicher Herzogs Leopold. So ziehen auch die sieben Reinacher-Brüder mit dem Heere gegen Luzern ins Feld. Vor Sempach, dem ersten Städtchen, das sich ihnen furchtsam verschließt, entbrennt der Stolz der Adeligen. Rutschmann von Reinach ist es, der gegen die Mauer sprengt und drohend Galgenstricke in die Höhe hält, an denen er den Bürgermeister hängen will. Aber nun naht der Feind, die Luzerner rücken an. Sogleich sitzt der Adel ab und tritt in einen Gewalthaufen zusammen, um zu Fuße gegen diese Bauern zu fechten. Doch da man mit den langen Schuhschnäbeln, die man damals nach üppiger Mode trägt, keinen sichern Tritt fassen kann, so muß man sie jetzt schnell abschneiden.*) Bei dieser Vorbereitung trifft Hemmann, der Jüngste der Brüder, in der Eile oder Hitze zu tief, schneidet sich in die Zehe und muß als kampfunfähig zum Troß zurückgebracht werden. Die Schlacht geht verloren,

*) Eine Stelle auf der Rückseite des Sempacher Schlachtfeldes hat daher den Namen Schnabelweide bis heute behalten. Zürcher Neujahrsbl. der Feuerwerker 1829, 13. Bullinger, Chronik fol. 1, lib. 8. c. 18 erzählt im Appendix gleichfalls von diesem Abhauen der Schuhschnäbel, kennt aber dabei nur „iren vier brüder von Reynach büetig. Der jüngst, der sich in eine zäe hürw, geten."

der Troß reißt aus, der Herzog ſelber mit allem Adel fällt, ſechs Reinacher Brüder mit, ſie haben Rutſchmanns höhniſchen Uebermuth theuer bezahlt. Nur Hemmann ſieht ſich unfreiwillig gerettet und erreicht ſein Schloß wieder. Doch auch hier ſuchen ihn bald die ſiegreich nachrückenden Eidgenoſſen, er flieht und hinter ihm geht Hoben-Reinach in Feuer auf. Noch eine Zuflucht ſteht ihm offen; mit ſeinem Weibe und ſeinen Schätzen wirft er ſich in ſeine Waſſerburg an der Aare, ins feſte Gauenſtein. Hier trotzt er dem aufrühreriſchen Bauernvolke und lauert auf Wiedervergeltung. Aber ſtatt dieſer erſchien eine ganz neue Zeit.

Eine Kriegerſchaar brach wenige Jahre darauf (1389) von Bern auf, vereinigte ſich in Solothurn mit andern Kriegern und fuhr über Wangen und Olten in zahlreichen Schiffen die Aare herab. Jetzt rückte ſie an den Fuß der Gisliflub heran. Hier lag Gauenſtein, die Feſte, in die ſich bereits Gering und Vernehm im erſten Schrecken vor dem Feind geworfen hatte, eine nur um ſo ſtärkere Beſatzung, wie Hemmann meinte. Aber gerade dieſes zuſammengewürfelte Volk verlangte zuerſt, man möge um Friſtung von Leib und Gut mit dem Belagerer unterhandeln. Die trotzigen Berner jedoch beſtanden auf unbedingter Uebergabe. In dieſer Noth von außen und innen unternahm Hemmanns Gemahlin, Urſula von Homberg, den Feind gnädiger zu ſtimmen. Sie erbat ſich, daß man ſie frei abziehen und nur ſo viel mit ſich fortnehmen laſſe, als ſie Tragbares unter ihrem Weibergut habe. Es wurde ihr gewährt. Das Thor öffnete ſich, und der Feind erſtaunte nicht wenig, da Frau Urſula ihren Ehegemahl, den Bauernfreſſer, auf den Schultern über die Zugbrücke ans Ufer herübertrug mit dem Beſcheid: das ſei ihr Weibergut. Man ehrte den hohen Sinn der Frau und ließ Beide ziehen. Die Burg wurde verbrannt, zwanzig Mann von der Beſatzung wurden niedergemacht, die übrigen gefangen. So ſtehts heute noch eingeſchrieben in der Foliobibel der Dorfkirche von Gauenſtein, und folgender Zeitſpruch dazu:

Zu Auwenſtein ein Veſti war
auf einem Felſen in der Aar,
Daraus vor Zeiten Bärn ward g'trapt,
Drumb auch der Bär das Schloß zerg'trapt.

Nun war Ritter Hemmann zum zweiten Male durch ein Wunder dem unvermeidlichen Tode entriſſen, nicht würdiger hier durch ein Weib, als zuerſt durch einen Schuhſchnabel. Von da entweicht er auf ſein letztes Haus, das Schlöſſchen Bernau, das benachbart dem Städtchen Hauenſtein, am äußerſten Ufer des aargauiſchen Rheines

liegt. Dorten iſt er verſchollen. Bernau iſt heute nur noch eine zerfallene Bauernwohnung, auf dem Burgwalle trocknet man Windeln und ſonnt Strohſäcke. Das Schloß ſelbſt gieng in Feuer auf. Dieſes letzte Unheil erzählt der Berner-Pfarrer Rebmann in ſeinem Poet. Geſpräch zwiſchen Rieſen und Stockhorn. Bern, 1620. S. 435:

Bernow am ſtättlein Howenſtein,
ein Schloß auff einem hohen rain
auff hohen Felſen gelegen was,
da von den Felſen Schlangen groß
Herfür an d'Sonnen krochen warn,
Auff Hanffſtenglein ſie g'legen warm.
Als ſolche ein ſchmidtknecht einsmals ſach,
war ihm die würm z'verderben gach.
Ein glüend Eyſen ſtieß er drein,
die ſunken in das Schloß hinein
vnd ſchlugen vnderm Tach in Kammer.
Da ward in Schloß ein groſſer jammer,
das hauß verbrann bis auff den grund,
das fewr man nicht erlöſchen kundt.

Der letzte ritterliche Beſitzer der Ruine und des dazugehörenden Bauernhöfleins war ein Herr von Roll, ein wunderlicher Kauz, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, den XIV. Ludwig von Frankreich nachzuahmen und im Sommer eine Schlittenfahrt in Salz veranſtaltete. Ein Theil ſeines Schlößchens gehörte mit der Kapelle damals zur Grafſchaft Baden und war alſo ſchweizeriſch; der andere Theil lag zugleich auf dem Gebiete der Herrſchaft Laufenburg und war ſomit öſterreichiſch. Dieſe Lage benutzte der verſchuldete Edelmann ſo, daß er ſich in den öſterreichiſchen Theil ſeines Hauſes zurückzog, wenn eine Exekution aus der Schweiz gegen ihn erlaſſen wurde, und daß er ebenſo ſeinen Aufenthalt in der Schweizer-Abtheilung nahm, wenn gleiches von den öſterreichiſchen Behörden drohte. (Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 191.) Er friſtete ſich noch eine Weile am Koſttiſche der Probſtei zu Klingnau, und bei der Freigebigkeit der Aebte von St. Blaſien im Schwarzwalde; dann haben ihn ſeine Bauern vollends ausgekauft.

Die Ueberbleibſel aber des andern Schloſſes, Gauenſtein an der Aare, hat ein Landmann friſch eingedeckt, zu einer Sommerſtube hergerichtet und auf dem Wall mit einem freundlichen Gärtchen umgeben. Dorten kann man ihn finden, wie er in alten Landeschroniken lieſt. Schloß Reinach iſt bis auf eine mürbe Thurmſcharte abgebrochen, rings auf ſeiner Halde iſt das Dörfchen Burg entſtanden;

man ſagt, gerade aus jener einſt eichenbewachſenen Rüti, welche Heinrich und Emma angebaut haben, da ſie ſich vor dem Unwillen des Ritters verbergen mußten. Aus ihrem Ehebunde ſoll das zahlreiche Geſchlecht der Eichenberger hervorgegangen ſein, das heute im Reinacher- und im Hallwiler-Thale beſteht. Auf den Höhen zwiſchen Egliswil und Seringen liegt ein noch gutbewirthſchafteter großer Bauernhof, der Eichenberg, von dem man ſagt, wie das Hallwiler-Adelsgeſchlecht vergebens getrachtet habe, ihn anzukaufen und zum Schloß umzubauen. — So hat der Bauer die Herrenſchloſſer geräumt, ſo hat die Herrentochter das Thal mit Bauern bevölkert.

Obſchon ſich dieſe Erzählung mit faſt reingeſchichtlichen Thatſachen umgiebt, ſo iſt ſie doch nur aus einem ſehr neuzeitlichen Mißverſtändniſſe desjenigen Inhaltes hervorgegangen, den diesmal hier die echte Sage zu erzählen beabſichtigte. Das Denken des demokratiſchen Landvolkes iſt nämlich ſchon ſeit Jahrhunderten durch demokratiſch-höflichdienneriſche Chroniſten über ſich ſelbſt irre geführt. Es gilt der Glaube, der freie Bauer ſei irgend einmal weniger von freier Geburt geweſen als der höchſtgeborene Fürſt; Ehen zwiſchen Bauern und Adeligen ſeien, wie heute, ſo auch von jeher für Mißheiraten angeſehen worden, Bauernblut und Ritterblut habe ſich niemals miſchen dürfen; und mit einer gewiſſen Schadenfreude trägt man dann Erzählungen wie verſtehende, gleichſam im Namen der allberechtigten Liebe vor, und ſucht daran zu zeigen, wie hier ein Standesvorurtheil in der Landesgeſchichte ſelbſt zu Schanden gemacht werden ſei. Wie hergebracht und alt dieſes unhiſtoriſche Denken hierüber bereits iſt, dies beweiſe ein älteres Beiſpiel. Ein Flieg. Blatt v. J. 1621 beſingt (ganz nach dem Wortlaute älterer Landeschroniken) die Schlacht, in welcher die Luzerner- und Unterwaldner-Bauern die ins Land gedrungenen Ritter- und Reitergeſchwader des Grafen Enguerrand von Coucy aus der Picardie vertilgten. Man nannte den Feind die Engländer und Gugler; ſeine erſte Niederlage betraf ihn in Büttisholz, bei Willisau 1375. Das Lied hebt folgende Scene zwiſchen dem dortigen Schloßherrn von Thorberg (Dorrenberg, zwei Stunden von Luzern) und einem Entlebucher Bauern hervor:

Als man die Todten hat erſucht,
War ein Landmann von Entlibuch
Einen Edeln anziehen:
Seinen Helm und Küriß legt er an,
Sein Schild und Speer zu Handen nahm,
Hiemit ein Hengſt beſtiegen.

Das hat erſehn der Edelmann
Zu Thorberg ab den Mauren,
Der redt den Todten alſo an
Mit großer Klag und Trauern:
Ach edles Blut, wie ſteht's um dich,
Daß jetzt ein Baur von Entlibuch
Dein Helm thut prächtig führen.

Als nun der Landmann dies erhört,
Von Stund an redt er dieſe Wort:
Hütige Tags iſt b'ſcheiden,
Daß Griesblut und Roßblut iſt
Vermengt und durcheinander gemiſcht,
Wie man hat klärlich gſehen.

Niemand verkennt hier den meistersängerischen Wehldiener, welcher die Bauern lobt und dabei ihre Gestrengen Herren der regierenden Städte meint. Vielfach kommen Ehen zwischen Rittern und Bauerstöchtern, oder Ritterstöchtern und Bauern in Oesterreich und Bayern während des 13. Jahrh. vor. Auch der Sachsenspiegel schlicht Kinder solcher Ehen nicht aus der Erbfähigkeit aus. Und in Norwegen, dem Lande der freiesten Entwicklung germanischer Volksthümlichkeit, galt es für keine Mißheirat, wenn eine Königstochter einen freien Landbauer heiratete. Dies und die geschichtlichen Belege dazu findet sich weiter entwickelt in Weinholds Deutsche Frauen, pag. 234, wo es heißt: „Noth und Bedrängniß haben das Bewußtsein der Freiheit in einem großen Theile der Gemeinfreien geschwächt, ebenso wie die Monarchie und die Feudalherrschaft zu einer bedeutenden Unterordnung der Edeln unter die Fürsten hinarbeitete."

Der Rettung des Ritters von Reinach durch sein Weib, das ihn auf dem Rücken aus der belagerten Veste herausträgt, liegt die bekannte Sage von der Weibertreue zu Grunde. Dieselbe ist nicht nur schon im alten Achaea erzählt, und von Otto v. Freisingen 7. cap. 5 bereits auf die Weinsberger-Weiber hin, sondern sie wiederholt sich auch in Preußen, Nordbrabant, Böhmen, Schleswig-Holstein, Kletgau (bei Schaffhausen) Schwarzwald, Tirol, Elsaß und Lombardie; in der Schweiz im Appenzeller-, Luzerner- und Bündnerlande. Neuerlichst noch erscheint sie in Herrleins Spessart. Sag. pag. 76 in Prölles Unterharz. Sag. No. 457. in Gräßes sächs. Sagensch. No. 353. in Schöppners bayr. Sagb. No. 659. in Wolfs hess. Sag. No. 236. 237. Daß sich unsere Erzählung gerade in dieser Hinsicht auf historische Zeugnisse stützt, vermag nicht ihre Glaubhaftigkeit zu erhöhen. Grimm, R.A. 102 weist nach, wie alle diese gleichartigen Geschichten aus dem Kriegsrechte entstehen, das in der Lex Salica dem abziehenden Besiegten so viel mitzunehmen erlaubt: tantum, quantum in dorso portare potuerit. Die militärische Ueberlistung, die nothwendig damit verbunden war, erzeugte also diese lebhafte Wiederkehr gleichartiger Erzählungen in verschiedensten Gegenden.

---

503. Thomas v. Falkenstein verbrennt Brugg.

Während im J. 1444 sämmtliche Kantone der Schweiz Zürich belagerten, um es zu züchtigen für sein eifriges Festhalten an Kaiser und Reich, benutzte dies der ältere Adel des Landes, um während dem seinen Haß gegen Bern auszulassen. Als nämlich in Folge des Zwiespaltes, der auf dem Konstanzer-Concilium zwischen Herzog Friedrich und Kaiser Sigismund ausgebrochen war, Friedrich geächtet und sein Erbland preisgegeben worden war, geschah es namentlich auf das Drängen der eroberungssüchtigen Berner, daß die übrigen Kantone in die vordern Erblande einfielen und sie sammt einer ganzen Reihe von Städtchen wegnahmen. Unter diese gehörten Zofingen, Aarburg,

Aarau, Lenzburg, Mellingen, Baden, Brugg. Dieſe letztere Stadt hatte wie die übrigen den Bernern Treue geſchworen, deswegen faßte der ihr benachbarte Adel den Vorſatz, ſie zu ſchädigen, um damit Bern ſelbſt ſo weit als möglich zu verletzen. Wie nun der Ritter Thomas von Falkenſtein von ſeiner Burg Gösgen aus, oberhalb Aarau gelegen, im Bunde mit Markward von Baldeck, dem die Berner ſein Schloß Schenkenberg, im Aarauer-Jura gelegen, genommen hatten, das Städtchen Brugg überfielen, einäſcherten, die Bürger gefangen wegführten nach Laufenburg, bis dorten einer aus dem Burgthurm hinab in den Rheinſtrudel ſprang, den alles verſchlingenden Strom überſchwamm und zum heimatlichen Ufer Kunde brachte von ſeinem und ſeiner Mitbürger Schickſal, — dies alles erzählt im Nachfolgenden der Zürcher-Chroniſt und Antiſtes Heinrich Bullinger (Chron. Tigur. fol. II, lib. XI. cap. 16, geſchrieben im J. 1574), wie er es alles ſelbſt in Brugger- und Königsfelder-, nun verlorenen Zeitbüchern geleſen und aus dem Munde ſeiner eignen Großmutter es gehört hat, die als Kind aus dem brennenden Städtchen entrann, während ihr Vater gefangen nach Laufenburg in den Rheinthurm abgeführt wurde. Hier folgt ein getreuer Auszug:

Es waarendt zween Freyherrn, Herr Thoman, vndt Herr Hanß von Falckenſtein, gebrüdere, welche alß ſie Ire Hüßer hattendt im Solothurner- vnd Bernbieth vndt in der herrſchafft Oeſtrych — alß Gößken, Falckenſtein, Bächburg, Thorburg, Kiemburg vndt Faarßburg, dieſen krieg (während des Alten Zürichkrieges Anno 1444) ſtill ſaaßindt, vndt rittendt aber viel gen Waldtshut, da des Hertzogen von Oeſtrychs Adel lag; da vermochtendt ſie ſo viel an ihnen, daß ſie den Eydtgnoßen auch abſagtendt vndt ihre abſag dem Schuldtheißen von Bern zuſandtindt. Der Schuldtheiß zeigt die abſag nit in der Fußſtapfen an, daz man ſich hätte mögen hüten. Vndt fur aber Thoman von Falckenſtein morndes, alß er geſtern den abſag gethan hatte, am morgen frühe zu für das Stättli Bruckh im Ergöuw. Domalen lagindt alle Eydtgnoßen Bern, Lucern, Vri, Schwytz, Vnderwalden, Zug, Glarus, Solothurn, St. Gallen vndt Appenzell vor der Statt Zürich, in dem Zürichkrieg.

Vß dem Cloſter Künigsfelden iſt mir ein alte Chronick zukommen, vß welcher ich von dieſer ſach nachfolgende meinung geſchrieben hab. Es hat (auch) die Statt Bruckh Ires vndergangs vollkommne hiſtori; darumb Ich an ſie geworben, vndt alß ſie mir da dannen worden, hab ich ein kurtzen vßzug hierauß gethan vndt hernach verzeichnet.

Vndt wie im Jar Chriſti 1444 gemein Eydtgnoßen vor Zürich lagindt, kam an einem Montag d. 27. Juln gedachter Thoman von

Falckenſtein gen Bruckh geritten, in dem ſchein, alß ob Er auß dem Läger herab von Zürich kommen, vndt gab für, wie Er die ſach dahin gebracht hette, daß hoffnung weere, daß Ein guter frid gemacht wurde; doch müßte er in vl mer lüten darzu vermögen. Vndt da er jetzunder vff der Straaß weere zu werben, was nun männiglich fro, dan der krieg lang gewäret, vndt faſt thüwre was.

Vndt dieweyl er dann auch Burger zu Bern was, aße man mit ihm vndt ſchanckte ihm den wyn vndt thäte ihm viel Ehre an, dan man viel guts von ihm hoffete. Er aber ritte dahin vndt macht ſeinen Mörderiſchen anſchlag in einem Schlöſſlin zwüſchent Seckingen vndt Lauffenburg, das dieſer Zyt zerſtört iſt. Vndt vff den Tag 30. Heuwmonat kam er widerumb für Bruck an das vnder Thor vaſt frühe vor tag, vndt warend bey ihm Hans von Rechberg, Balthaſar von Blumeneck, Friderich vom Huß, Veit von Aſt, Jörg von Sultz, Hug von Heggi, Merck von Ems, Thüring von Hallwyl, Panthely von Heimenhoffen, Georg von Knöringen vndt andere viel vom Adel, die ich nit kenn, mit ihrem Züg vndt Knächten; derer warendt mehr dan 400 zu Roß vndt Fuß. Sie kamindt von Lauffenburg har, durch Mewenthal herein, welches auch im abzug verbränt was, für Rämigen vndt Rynnickhen, an welchen orthen ſie ihren muthwillen allenthalben vollbrachtendt vndt die manſchafft verjagtendt.

Da was ein guter frommer LandtMann, genandt Hanß Grießberg, der luff vff Bruckh zu, warnung zu thun; den ereyletendt ſie vndt ſchlugendt ihn jämmerlich zu todt an der kurtzenſteig. Hiemit kam Thoman v. Falckenſtein vngewarnter ſach für das thor zu Brugg vnden an der Aaren, klopfet an, vndt begärt, daß man ihm flur vffthäte. Der Thorhüter fraget, wer er den weere? Antwortet er, ob er ihn dan nit känte vndt wie es zugange, daß man ihn ſo lang warten ließe? Daruff ihm geantwurtet: Herr, wir habendt nit gewußt, daß ihrs ſindt! So wüßindt ihr wol, daß man in dieſen kriegsleüffen by nacht die ſtatt nit gärn öffnet; vndt wie komt es, daß ihr ſo frü kommindt vndt wer iſt mehr by üch? Antwortet Falckenſtein: der Biſchoff von Baſiel iſt by mir vndt ryttindt (wir) in das läger für Zürich, da friden zu beſchlüßen, vndt iſt für hütt oder morn das geſetzte tag, da ich durch geſchäfft verſaumt nit ehe kommen mögen; habe deßwegen auch die nacht g'ritten, daß wir morgen by guter Zytt da ſygindt, vndt liegt gar vil an der ſach, darumb ihr die thor ſchnell vffthun müßindt. Hinderetrendt vns nit länger, Ir ſindt lybs vndt guts ſicher.

Vff ſomliche gute wort vndt wol vertrauwen, daz er Burger zu Bern was vndt vorgeſtern auch zu Brugg, alß obgemäldt, durchge-

ritten, wardt ihm gutwillig das thor vffgethan. So baldt ſie eingelaſſen, gabent ſie ihrer nachbut zeichen, vndt fur Falckenſtein zu, hüw ſeinem guten Schimpffman vndt Gevattern, dem Thorwarter, den kopff ab vndt wurff ihn vber die Bruck ab in die Aaren. Bald wurdindt in die 13. burger erſtochen vnd wurde alſo die Statt vngewarnter ſach vndt vnabgeſagt vngenommen.

Alß der Schuldtheiß von Bern im Rhat die (Abſage) Brieff öffnen mußt, wardt die waarnung zu kurtz. (Das koſtet Bern ein Schloß! rief der Schultheiß Erlach erſchrocken; denn die Abſage kam erſt am Abend vor dem Ueberfall in ſeine Hand.) Vndt alß der Bott, ſo von Bern gen Bruck geſchickt, ſie zu vermanen gut ſorg zu haben, vß dem waldt vnder Habßpurg kam, die Rüttinen genandt, ſahe er die Statt in allmacht brünnen.

Es hat aber Falckenſtein einen guten Kundtmann, genändt Schnyderhanß, welcher die Statt Bruck verwürcket vndt mit dem Eydt daruß verwißen was; derſelb hat kundtſchafft aller vndt yeder Burgeren vndt auch wo die ſchlüßel zu den thoren weerindt, welche dann dem Falckenſtein wurdint. Der beſchloß die Statt, daß niemandt daruß noch daryn kommen mochte. Die Burger warendt alle gefangen; wurdint in deß hertzogen von Oeſtrych hoff näbent der Kilchen vndt Kilchhoff gelegt vndt verwaaret.

Demnach fürt der ſchnyderhanß ihn vndt ſeine mitthafften hin vndt har in der Burger Heüßer, da ſie dann allen mutwillen trybendt vndt Plündertendt. Sie fertigetendt das gut hinwäg zu waſſer vndt zu landt, dann der von Falckenſtein ſchiff gerüſt hat, als er Aarouw überfallen wöllen, vndt dieſelben brucht er Jetzundt. Domalen ſindt die Burger vmb das Ire kommen, vmb der ſtatt Freyheit (Beſtätigung ihres Freibriefes), vmb Brieff vndt Sigel, Vrbar, Rödel, Gerächtigkeiten, daß alles ewigen ſchaden bringt, Abbruch vndt verlurſt an Zinßen, gülten, Holtz vndt fäldt, wunn vndt waydt. Der (Raths-) Stuben ſilbergeſchirr, deßen an der zahl 170. ſtuck gewäßen waarindt, habent ſie ſamt allem haußrhat hinwäg gefürt; ſo der ſtatt Panner vndt Ehrenzeichen, vnder dem das Eygen (-land) vndt Schenckenberg auch reißet (in die Schlacht zieht), das in einem beſonderen Troz verwaaret lag, von reiner Zwilch gemacht, habents hinwäg geürt vndt in die Kilchen zu Lauffenburg vffgehenckt, ſam ſie die ehrlich gewonnen hettindt; auch die yſenen Kettinen genommen von den Thoren vndt an ihre thor zu Lauffenburg gehenckt, da ſie noch heutiges tags hengendt.

Morndes frü am andern tag wollte er die gfangne Burger in des Hertzogen hoff enthaupten laſſen; Hanß von Rechberg aber ſagt,

was er die frommen lüth, die aller dingen vnschuldig, zvchen wolte? Aber am Donstag frühe ließ Thoman die burger, die nit vaſt vermöglich warendt, ledig. Die fürnämmen aber, ſo vermögens warendt, fürt er mit ihm gen Lauffenburg. Deren namen ſindt dieſe: Ludwig Effinger, der zit Schultheiß zu Brugg. Balthaſar, ſein Sohn. Vlrich Grülich. Conrad Würdt. Conrad Mayer. Vlrich vnd Heini die Schmiden, Heini Erhardt, Hanß Dahinden, Vli Stapfer, Burgi Küffer, vndt andere meer.

Man zündet aber die ſtatt an allen ortben an, daß man zu verbrännen ſich beſorgete. Falckenſtein aber warff die Thorſchlüßel Conrad Mayers Frauwen in ihre ſchoß vndt ſprach: Nimb du hur hin, vndt ſchlüß das oberthor vff, daß Ihr nit alle verbrünnindt! Vndt mit dem macht er ſich darvon. Vndt alß er komen was in das Eichholtz, die Kräpffen genandt, kam er wiederumb in den böſen willen, ſeine gefangene zu enthaupten vndt ſagt: Rechenberg, were hie nit alß gut richten alß vor Gryffenſee?*) Rächenberg hat ihnen abermals Jr läben errettet. Alle kinder aber, ſo in der ſtatt waarindt, die wurdindt hin auß gefürt vndt draußen vor der ſtatt geſetzt vff den platz vnder die Linden, Ayſſy genandt (der jetzige Spielplatz der Brugger-Kinderwelt: Fuß vor dem Oberthor). Dann wurdent ſie genommen von Jren muttern, ſo entrunnen, dieweyl die ſtatt braun, wohin ein jedes mocht. Das letzt aber von den kinden, ſo vff das Ayſſy vnder die Linden geſetzt, hab Ich, der dis geſchrieben, dick gehört von meiner Großmutter ſeeligen, Gerthrudt Küfferi oder Bullingerin, welche auch der Kinden eines gſyn vndt ettwan 4 Jar alt gewäßen, deren Vatter Bürgi Küffer auch gen Lauffenburg gefürth vnd da mit andren vngelegt wardt. Dannach kam er widerumb gen Bruck, bauwet widerumb vndt wonet da biß an ſein Endt mit ſeinen kindern, deren die Gerthrudt meinem Großvatter Hänſeli Bullinger zu Brämgarten vermählet vnd ettwan 83järig wardt, vndt ſtarb im 1522 Jar, die mir offt viel von dieſem allem gleichförmig geſagt hat.

Die Gefangene wurdint zu Lauffenburg in den Thurn gelait vndt lagindt da ein gute Zeit, daß zu Brugg niemandt erfaaren kundt, wo ſie hinkomen. Alß ihnen niemandt nachfraget, hattend ſie ſich ſterbens vndt verderbens verwägen, vernamend auch, daß Sie Falckenſtein den Armen Jäckhen (franzöſiſchen Raubſchaaren unter dem

*) Die 69 Mann ſtarke Beſatzung des Zürcher-Schloſſes Greifenſee hatte ſich an die eidgenöſſiſchen Belagerer ergeben und war vom grauſamen Sieger „mit Buz und Betz“ enthauptet worden. Auf dieſen in einer Wieſe vollzogenen Mord ſoll ſich Falkenſtein bezogen und geſagt haben: Wär hier nicht ſo gut mähen, wie auf der Matte zu Greifenſee?

Grafen Armagnac, vom Volke Arme Gecken genannt), die in das land kommen waarindt, zu kauffen ze gäben willens hat; darumb ſie rhatſchlagtind, wie ſie Iren ſachen thun wöttindt. Da was vnder Ihnen Bürgi Küffer, der ſagt, er wolte ſein läben wagen. Darumb zerriſſendt ſie in dem thurn ein Lynlachen, knüpfftendts aneinand vndt lieſſendt ihn nachts hinauſt vff den Lauffenfelſen, da nit müglich was, mit dem läben von demſelben ort zu kommen. Er kam aber vff ein Holderſtuden, daruff enthielt er ſich, biß der tag anbrach, da ließ er ſich mit verwägen ſins läbens vff die gnad Gottes hinab in das waſſer vndt ſchwamm durch den Lauffen nider, vndt halff ihm Gott auß (vgl. Nr. 496, pag. 329). Er kam zu einem Meyer gantz nackendt vndt bloß vndt erbatte ihn, daß er ihm ſeine kleider anlait; vndt damit ylet er vff Bruck, zeiget allen handel an, wie er vß vndt darvon kommen, wie es vmb die gefangene ſtunde, vndt daß man ylends zu den ſachen thäte, gab viel zeichen vndt anlaitung, was eines Iren hauſſfrauw ſolte verkauffen vndt verſetzen, damit die gefangenen gelößt wurdint. Was nun Falckenſtein vnd ſein anhang an ligenden gütern nit konte darvon bringen, das muſt Jetzt mit der löſung dahin vndt hinwäg, daß alſo die Brugger des vnfals kamendt vmb ligends vndt faarendts.

Vndt alß die ſtatt noch in aller macht brann, hubent an die in der ſtatt blieben, ſtürmen, darumb es von Nachburen ein großen Zulauff gab; die bieltendt ſich aber an Brugg übel, ja ſchuldtendt die armen Burger häfftig (die ſie ſoltindt getröſtet haben) vnd ſagtendt: ſie bettindt die ſtatt mutwillig vndt gern vffgäben vndt weerindt noch beßer Oeſtrychiſch, dan Berneriſch oder Eydtgnößiſch, der Pfauwenſchwantz ſtecke ihnen noch im hindern. Vndt lieſſendt ſie die heüſer, die ſie wol löſchen mögen, verbrünnen, namendt ihnen noch darzu, was überbliben was. Damit wardt die ſtatt vnſchuldig von frömbden vndt heimſchen an Ehren, lyb vndt gut häfftig geſchädiget. Vndt waarendt domalß in Brugg 171. Burger wohnhafft, 10 wittfrauwen, vndt Ennliff läre heüſer, darin niemandts wohnet.

Vndt da die von Solothurn vernamindt, wie es der ſtatt durch des Falckenſtein vntrüw ergangen was, waarendt ſie ylendts vff vndt fielendt für Göſſlchen (Falkenſteins Schloß oberhalb Aarau), da ſie vermeintendt, den von Falckenſtein darinnen zu beträtten. Sein hauſſfrauw ward gewarnet vndt entrann. Alß ſie aber vff die Schaffmatthen kam (Jurapaß von Aarau in die Baſellandſchaft), vndt hinder ſich ſahe, da brann die veſte Göſſlchen in alle macht.

Nach den Original-Bürgerrodeln, die dem Herausgeber vorgelegen haben aus dem Brugger-Stadtarchiv, beträgt die Zahl der von Thomas

v. Falkenstein gefangen genommenen Bürger von Brugg 171. Zu Wittwen wurden indeß nur 11 Frauen. Unter den nach Lauſenburg in die Burg Oſtringen abgeführten Gefangenen erſcheint dabei außer einem Bürgi Küeffer auch noch ein Burkhard Küeffer mit dem Beiſatze: „ward auß dem Thurn an alten Lumpen in Ryn hinabgelaſſen.“ Hierüber vergleiche man Nr. 496, pag. 329.

Den Thomas von Falkenſtein erreichte die Nemeſis nicht; ja er entgieng ihr wunderbarer Weiſe mehr als einmal. Die Soletburner zerſtörten zwar ſogleich nach ſeiner an Brugg verübten Unthat ſein Schloß Gösgen; aber er ſelbſt ſammt Hans von Rechberg war bereits auf ſein noch feſteres Schloß Farnsburg in der ihm gehörenden Landſchaft Sißgau (Baſellandſchaft) entwichen. Hier rückten die Berner mit ſchwerem Geſchütze an, vereint mit den Luzernern, Soletburnern und Baslern ſchloſſen ſie, 4000 Mann ſtark, die Burg von allen Seiten aufs engſte ein und beſchoſſen ſie. Da aber erſchien der Daupbin an der Spitze von 32,000 Mann, unter denen die furchtbaren Armagnaken das Hauptkorps ausmachten, plötzlich im Leimenthal und Birsthal. Die Belagerer waren ſichtbar bedroht, abgeſchnitten zu werden; um dies zu vermeiden, theilten ſie ſich; die eine Hälfte zog den Armagnaken an die Birs entgegen, überſchritten dieſe und erlagen drüben bei St. Jakob, 1600 M. ſtark, einer 8000 M. ſtarken Kavallerie. Zehn bis ſechzehn Männer von allen kamen davon. Nun ſandten die Berner den Übrigen nach Zürich und nach Farnsburg ſogleich den Befehl zur Heimkehr, und ſo eilig folgte man, daß ſogar die Geſchütze vor dem belagerten Farnsburg ſtehen gelaſſen wurden. Hans von Falkenſtein führte dieſelben alsbald in den Stein von Rheinfelden, eine feſte Felſenburg mitten im Rhein, und beſchoß daraus die ſchweizeriſche Beſatzung, welche damals in Rheinfelden lag; er ſtützte ſich dabei auf Herzog Albrecht, der mit 7000 M. am rechten Rheinufer zu Seckingen ſtand. Doch der Herzog rührte ſich nicht, die Mauern des Stein waren zerſchoſſen, die Vorräthe aufgezehrt, man mußte den Ort verlaſſen. Auf eine zweideutige Verſicherung hin, daß ſich keine Adeligen unter ihrer Beſatzung befänden, ward ihnen bewilligt, mit den Waffen abzuziehen. Beim Abenddunkel in ſchlechter Rüſtung und ſtaubigen Kleidern ſtieg Falkenſtein mit den Seinigen zu Schiffe und fuhr den Rhein hinunter, zum zweitenmale aus der Hand ſeiner Todfeinde gerettet. Nur noch verwegener gemacht durch ſolches Spiel des Glückes, überrumpelte ſpäter ſein Gehilfe Hans von Rechberg Rheinfelden ſelbſt. Auf zwei mit Holz beladenen Schiffen kam er von Lauſenburg herabgefahren, ſeine Soldaten waren unter dem Holz verſteckt, er und die übrigen Herren trugen Pilgermäntel über den Harniſchen. Sie bezahlten den Zoll und ſtiegen als Pilger, die von Einſiedeln kamen, aus, um ihr Mittagsmahl zu halten. Im Nu waren Zollner und Wächter erſchlagen, zugleich ſprangen aus den Schiffen die unter dem Holz Verſteckten hervor, 120 an der Zahl, und aus der Nähe eilte mit 600 Reitern Ritter Wilhelm von Grünenberg herbei, dem die Stadt von Oeſterreich verpfändet, von den Schweizern aber bisher vorenthalten worden war. Die Bürger, die ſich eben in der Kirche beim Gottesdienſt befanden, wurden erſt eingeſchloſſen, dann aber ſammt Weib und Kind zu den Thoren hinaus geſtoßen, ohne etwas von ihrer Habe mitnehmen zu dürfen. 12 Bürger, die ſich auf der Gaſſe wehrten, wurden erſtochen, die Mitglieder des Rathes gefangen, die Häuſer geplündert. Als

man die Beute vertheilte, kamen auf jeden Krieger 300 Gulden, eine in jener Zeit große Summe. So war durch die Rache eines Mannes daſſelbe Schickſal, welches er der Stadt Brugg bereitet hatte, auch über die Stadt Rheinfelden gekommen, und mehrere tauſend Tapfere, die ihn in ſeiner eignen Burg dafür hatten züchtigen wollen, hatten mittlerweile die Felder bei St. Jakob mit ihrem Blute düngen müſſen. Solcherlei unendliche und ſcheinbar vergebliche Opfer verlangt die Zeit, wenn ſie mit einem Fuße aus verlebten Zuſtänden wegſchreitet und noch die neue Stelle ſuchen muß, wo ſie den andern hinſetzen ſoll.

---

304. Burgermeister Cast vo Rhifelde.

Vor mang hundert Johre sin üf dene Berge und Huble im Frickthal, im Solothurner- und Baselbiet zentume *) gar viel so hochi Schlosser und Burge gstande. Me gseht jetz nur no verrissene Märe dervo, d'Fledermüs und Nachtheuel halten ihri nächtlichi Musterig drinn. Dort hen richi vornehmi Herre gwohnet, wisset er, e so mit iserne Chappe und mit Stachel (Stahl) z'rings um de Lip. Und die hen denn au d'Rhifelder nit am beste möge, wil's *die* scho doz'möle alliwil mit de Schwizere gha hen. Und wie denn selbmöl no kei Ornig im Land gsi isch und numme der Starcher mit der Fäst Meister gsi isch, so hen denn alli Ritter allerhand für Plan gmacht, wie se das Stedtli in ihre Gwalt überchömte.

Sellemöls het e riche Muller z'Rhifelde gwohnet, i glaub üf der Herremühli, und isch no selber im Stadtröth gsi und, wie me sait, Burgermeister derzue .. und ebe da het's mit däne Ritteren verabredet, wie n-er ihne d'Stadt well verröthe. Und er het ene bim e heiligen Eid gschwore, se z'Nacht am zwölfi bim sanct Johannsethorli ine z'loh, wenn s'ehm e paar tausig Gulde gäbte.

S'isch scho spät im Herbst üsse gsi, vor Allerheilige zue, wo in ere finstere Mitternacht der Sturm hatt solle losbreche. Kei Seel het dra denkt, dass in der Stadt, oder selber im Stadtröth e so ne falsche Kerli si chönnti, um es paar tausig Gulde s'Glück und Lebe siner Fruend z'verröthe. Alles het ruehig gschlöfe. Sogar d'Wachter bim Rhithor und am Oberthor hän au nit witers denkt, und wo sie ihre Branzgutterli **) leer gha hen, hent se in ihre Wachtstuehlene guetherrlich g'schnarchlet. Do isch denn niemer meh wach gsi as ellei en einzige falschi Chatz, nit eine

---

*) Im Cest, in der Centgrafschaft.

**) Branntweinflaschlein.

vo dene, die mäse; o nei, b'huetis! die hen si scho alli lang vom Dach abe gmacht, hand 's Schwanzli z'same g'ringlet und sin us iedusiet. Lislig isch do ebe der bös Mullermeister Gust umm g'schlarpet, het ei Sack um de ander düsse vor sim Hüs üfbunde und het d'Spru'r üf d'Strosse-stei sürble*) lò, so tief, ass me drinn het chonne wate. Goht echter d'Welt z'Grund, chunt do bald der jüngst Tag, ass da Gizchrage sl thuri Waar esu verzettlet? Jo frili meint er's, wedder halt da jüngst Tag, wo mer ehm morndrigs alli die Spru'r do in Dublone verwandle sött. Und er cha sech schicke-n und tummle! Denn wie Mitternacht ummen isch und's am Thurn zwölfi schlagt: so rite sie zuem Rhithor ie, und so mängs Rossise über die Spru'r do ung'hört bis zum Stadtbrunne fure cho cha, so mängs tausig Gulde isch ehm vom Fiend zuegseit.

Aber die liebi Muetergottes selber hets nit wolle, dass e so ne schwarz Verröth sött g'linge. Und do isch sie üf dene Stadtmüre z'rings ume gsi lle und het alli Uhre hubschli vorgrichtet, eh**) der Gast no fertig und der Fiend vor em Thor parat gsi isch. Do chunt's denn dem Schmiedlehrbuch im sanct Johannsergassli grad so vor, as wenn scho wott der Morgen a-breche, es het amel, schint's, justamant vieri gschlage. Wo-n-er das ghört, stoht er weidli üf und will am Storchennest-Brunne Wasser go reiche für d'Schmied-ess. Do gseht er bi-n-ere unbegriffliche Helli z'erst d'Gasse dick mit Spru'r bstreut und hoch üf em Oberthorthurn d'*Muetergottes bi der Uhr, mit ere prächtige* Chrone üf em Hör und vo-me goldige Chranz umga; und es isch ehm, as gsehn-er, wie sie mit ihre eige wisse Fingere der Uhrezeiger vo zwölfi üf de Morge am vieri anedreit. De Buch, das gseh und gschwind zruck is Hüs, und weckt si Meister. Da springt üf, macht Larmen und die ganz Nöchberschaft verwacht.

Ghoret ihr ietz d'Sturmglocke lüte und gsehnt ehr, wie d'Burger mit Spiess, Axt, Helleparte und Sagesse z'same springe, d'Ringmüre go b'setze? Und der Fiend? wo-n-er das gseht, ass alles übere-n-isch, se isch ehm 's Herz i d'Hose g'heit und er het si dervo traust.†) Was meinet ihr aber, was me mit em Verräther selber het agfange? In e gross Chessi voll siedigs Oel hend's-en gsetzt dort, wo ietz im Röthhüs d'Fuerspritze stohn,

*) Flüssern, rinnen, sorbere.

**) ehe.

†) trantein, tränzen, träge gehen (Stalder 1, 297) wird burgauisch zu traussen, wie constare zu französisch coûter wird.

und hen en lab-odig versotte, ass Hüt und Her von em gfahren isch. Und s'isch ehm gar recht gsch.

Chum aber hend's-en grichtet ghe, jo, da het d'Angst und 's Elend i der Stadt erst recht g'regiert. Denn ehe der bös Gast, wo lebig scho alles an Fuer und Schwert het welle üsliefere, het au noh sim Tod nonigg üfg'hört. In der Gstalt von eme fotzlige *) Pudel, oder von ere schwarze Chatz isch er mit fierige Auge ietze durh alle Gasse gholle. Wer en vo wittem gseh het, het's Chruz gmacht. Wer em zuefalliger Wis um en Ecken ume-n-entgege g'loffen isch, oder wer erst noh der Betzit heim cho isch, da het di ganzi Nacht nimme chonne bete oder schlöfe; s'isch ehm gsi, der ganz Sunneberg lieg ehm üffem Herz. Doch das alles isch no lang nit gnueg gsi. Wenn i dene Winterabede, bsunders in der Adventzit, wo jeder si vorbereitet uf d'Gburt des Herrn, d'Burgerlut mit ihre Chindere um de Tisch gsesse sin und hen Legande glase oder e Rosechranz z'same betet: so het do der Gast vo der Gass unten-üf sis gruslig G'spangstergsicht z'einmöle durh d'Fenster durhe gstosse und ie gstreckt. Und i hett's niem gruhe, obbe d'Fenster ötz'thue und ehm nöh z'schaue, wo-n-er hiegieng; er hätti si Wunderfitz gwuss thuer müsse buesse. Denn der Chopf war ehm üfg'schwulle wie ne Chernevierte, und er hat en nimme zuem Fenster ine bröcht.

Mangs liebs langs Johr isch es so gange. Do endlich het e fromme Kapuziner **) da wuest Gast ine benedeit und ine banne *in e Burgunderschlegel* ††) *und het en selber* üsetrait in de Grutgraben †††) und dort am Rhin wit düsse verlochet tief in d'Erde, wo-n-er Sunne und Mond gwuss nit gseht. Aber es het der Gast halt dort au ietz no kei Ruch und lasst under Luten au ekeini. Wer ietz no über salle Grugrube gumpe will, chunt gwuss nit übere — i ha's selber probiert! Und alli Johr i der Wichnacht, wenn's z'Nachts zwölfi mit alle Glocke lutet, wo denn die zwölf Burger mit ihre Mantle und Kirchelaterne bim Haupt-

*) Ahd. vahs, Haar.

**) Dem widersprechen die Frickthaler-Bauern zu Wölflinswil, sie sagen: Eusi Pfarer seeliger, der Schallame, hätig au üsi tho, aber das ist a Herr gsi, h Jesuiter. I ha scho mängist ghört, mär chönne käine meh so ooher, gwuss nit, i bi där gaut darfur!

†) Hier Weinflasche. Es scheint aber Verwechslung mit Schlegel, das schwarzsammtene Tonsurkäppchen der Geistlichkeit. Vgl. Schmeller, Wb. 3, 446.

††) Das Gereute, Gewächs: Schandanger.

wachbrunne afange z'singe. „In der heilige Wiehnacht z'nacht“ — so chunt er allimol richtig em Stadtli um so viel nacher, as e Hahn üf eim Fuess erschrite mag, und do brücket er derzue, ass z'ringsum der Erdbodde chracht. Chunt er emol bis zum Oberthor ine, so hem-mer der jüngst Tag. Mi Grossvatter seeliger het mer mangsmol g'seit, da Gast sei ietze bereits scho bis zuem Rosegassli füre cho, ässevor an de Dreikünige.*) grad hinterm Dreifaltigkeits-Cappälleli; und do isch es numme no öppe zwaihundert Schritt in d'Stadt ine. Und wenn do d'Walbacher- oder d'Schworstetter-Schifflut so anne chalte Winteröbed still üf em Rhi durab fahre, so höre sie gruslig brüele: denn mache sie 's Chruz und bete. Denn es isch der bös, unruehig Gast, der in der Oedi düss sis Fegfüer no nit recht gfunde het. (Mundart der Stadt Rheinfelden.)

Der Name des Stadtmüllers Gast ist appellativ, wie er mhd. gilt. Als Siegfrieds Leiche vor die Thüre Kriemhildens gelegt wird und das Weib den ihr bevorstehenden Schrecken ahndet, wird sie dabei von ihrem Gefolge mit der Vorstellung getröstet, es sei vielleicht nur die Leiche eines Fremden, waz ob er ist ein Gast! Nib. 951. So ist dieser Name auch im Luzernischen noch weniger als Bey- oder Hintersäße, nur der Fremdling, dem auf Ruf und Widerruf der Aufenthalt im Orte erlaubt ist. Stalder. Der Fricktaler hat die Formel, mit der er Unarten verweist: du wüster Gast. Der Appenzeller (Tobler 213b) bezeichnet damit ein Ungethüm und Gespenst.

Die Rheinfelder-Gasttage beruht nicht ursprünglich auf einem historischen Vorgang, allein sie ist mit einem solchen zusammengewachsen aus dem Jahre 1464, und dieser hat sich wiederum gepaart mit einer spätern Ueberrumpelungsgeschichte der Stadt durch die Schweden im J. 1633. Es ist meinem geschichtforschenden Freunde Pfarrer C. Schröter zu Rheinfelden geglückt, das Original-Protokoll einer zu Basel veranstalteten Tagfahrt aufzufinden, in welchem zwischen Bern, dem angreifenden Theile, und zwischen Oesterreich, in dessen Erbland das von Bernern angegriffene Rheinfelden gelegen, die Sühnpunkte wegen des hier begangenen Landfriedensbruches verhandelt werden. In diesem Protokoll vom 18. Febr. 1465 ist zwar nicht vom Rheinfelder-Gast, wohl aber die Rede von der vergicht des berichten mullers von Rynfelden, der mit Hilfe einiger aus dem Bernerlande gekommener Reisläufer und Kriegsknechte die österreichische Stadt in der Berner Hand zu liefern gedachte. Berns Mitschuld schien dadurch unabläugbar, daß Ludwig Krummenacher, zweiter Berner Stadtschreiber, die Freischaaren unter Vorweisung obrigkeitlicher Autorisation im Berner-, Freiburger- und Solothurnerlande angeworben und gegen Rheinfelden geführt hatte. Die

*) Dies hängt zusammen mit dem Sprichworte: Nach *Dreikönigtag* wächst der Tag je um einen *Hahnenschritt*; ein bildlicher Massstab der unmerklich langsam wachsenden Zeit. Grimm. Vgl. mit dieser Erzählung auch Alsbl. III, No. 104: der Lälle von Rheinfelden.

Berner-Geſandten ſtellten heftig in Abrede, dieſes Müllers Mitverſchworene geweſen zu ſein, und die Tagfahrt zerſchlug ſich. Das geſchichtliche Reſultat, das übrig bleibt, iſt, daß die eingedrungenen Freiſchaaren wieder aus der Stadt geworfen wurden, der Müller gefoltert und hingerichtet und endlich ein kirchliches Dankfeſt für die Rettung der Stadt eingeſetzt wurde, das man bis 1802 jährlich am 15. December begieng. Als die Stadt an die Schweiz kam, unterblieb's. Die aus der Sage ſtammenden Einzelheiten dieſer Erzählung erläutern ſich zuſammen aus jenen Ueblichkeiten und Geſchichten, die man in den Namen Mordnächte zuſammenfaßt, und welche urſprünglich religiöſe Dankfeſte und Opfermahle waren, die man dem Aerntegott zu Ehren feierte. Hier fällt der dazu anberaumte Tag auf Allerheiligen und man beſtreut die Stadtgaſſe mit Spreuern, wie die Chorſchüler zu Evreux auf ihrem Maigang jedem Begegnenden Kleie ins Geſicht ſtreuen mußten. (Flögel, Groteskkomiſches pag. 171.) Man ſiedet Kuchen in Oel (1, 205), und einer der dabei gebrauchten großen Keſſel, behaupten die Rheinfeldner, ſei noch vorhanden und werde im dortigen Spritzenhauſe verwahrt. Die kirchlichen Wunder, welche ſich mit eingemengt haben, finden ſich bei ähnlichen Begebenheiten wieder. Der Rheinfeldner-Bürgermeiſter Gaſt hat als Ortsgeſpenſt den Namen Läle erhalten. Dieſen Namen hat bekanntlich auch das Wahrzeichen der Nachbarſtadt Baſel geführt, ein Mannshaupt auf dem Thurme des ehemaligen Rheinthores, welches mit dem Pendel der Thurmuhr in Verbindung war und nach deſſen Bewegungen die Zunge herausſtreckte. Vgl. die Anmerkung Abthl. III. pag. 207: „der Läle von Rheinfelden". Es iſt eine zur Verſcheuchung des Feindes aufgeſtellte Maske geweſen. Hanſiöhle iſt noch die Vogelſcheuche am Felde, Ofenlöhle der verzierte Schieber an alten Kachelöfen geheißen. Wie man zum Schutz der Roſſe in den Ställen einen Schafbock hält, den Roßbock, der gegen alle böſen Geiſter die Thiere behüten muß, ſo hält man faſt auf allen Glarneralpen eine Stutte, die ſogenannte Alpenlöhle. Sie dient zugleich als Saumroß, das die Käſe und Käſekeſſel zu vertragen hat. Steinmüller, Alpenwirthſch. 1, 106. Ein Steinkopf am Kiſſinger-Rathhaus heißt Jud Schwed; bald ſoll er die Stadt an die Schweden verrathen, bald letztere mit Treffkugeln von der verſuchten Belagerung vertrieben haben. Er wird auch Peter Heil genannt, und ihm zu Ehren hat man Kirchenproceſſionen abgehalten. Schöppner, bayr. Sagb. No. 272. 273. Man trug am Faſnachtmontag eine Rieſenfigur um, deren Kopf beſtändig wackelte; dies war das Bild des Rieſen, der den belagernden Feind dadurch von Emmerich verſcheuchte, daß er den Kopf zähnefletſchend über die Mauer geſteckt hatte. Welf, Zeichr. 3, 173. Vgl. die Nachträge dieſes Bandes.

Die Jungfrau Maria richtet die Thurmuhren Rheinfeldens zur Täuſchung der Feinde um mehrere Stunden vor; aus gleichem Grunde, ſagt man, iſt auch die Basler-Uhr noch bis zum Jahre 1798 allen übrigen Uhren Europa's ſtets um eine Stunde vorgerichtet geweſen. Eine ähnliche wunderbare Errettung aus Feindeshand durch die Mutter Gottes eignet ſich die Stadt Köln zu in ihrer Fehde mit Biſchof Engelbert 1266. Wenden, Kölns Vorzeit, pag. 75. Speth, Konſtanzer-Chronik 1733, erzählt dieſelbe Art der Marienhilfe, welche den Konſtanzern zu ſtatten kam gegen den ſchwediſchen Belagerer Guſt. Horn i. J. 1633. Schnezler, bad. Sagb. 1, 40; und die Gebweiler Dominikaner-Chronik weiß es für ihren

Ort seit der durch die Armagnaken 1445 erlittenen Belagerung. Stöber, elsaß. Sag. No. 40. Auch Helmstädt wird 1279 durch die hl. Jungfrau entsetzt, die von einem Kirchthurm zum andern Seidenfäden spannt und in ihren Glorien drüber wandelnd den stürmenden Markgrafen Albrecht verjagt. Steinau, Sag. (Zeitz 1838) pag. 190. Damit sind immer wieder diejenigen Fackelsignale betont, welche in der Geschichte der ältern Mordnächte von Seite der Verschworenen dem außenher lauernden Feinde gegeben werden sollen, welche indeß in Wahrheit ursprünglich nichts anderes bezeichnen, als diejenigen geschichtlich nachweisbaren Fackelzüge, Scheibenfeuer, Neujahrsfeuer und Stadtbeleuchtungen, bei deren Freudenschimmer bereits das früheste Mittelalter festliche Nächte gemeindeweis durchschmauste.

Das von den Feinden belagerte Rheinfelden steckt einer mit Weizen überfütterten Kuh einen Zettel an das Horn mit den Spottreimen (1, 205):

So ring as deini Chuch lehet spinne
wird der Schwed Rhiifelde g'winne.

Dasselbe wiederholt sich mit diesem oder einem ähnlichen Thiere, und in Begleit ähnlicher Reimsprüche in vielerlei Sagen.

Neustadt an der Aisch hat die Figur einer Geis als Wahrzeichen am Stadtthurme; denn in Gestalt eines Ziegenbocks, der fett und munter von den Mauern hinunter meckerte, hatte einst ein kluger Bürger die Stadt von der feindlichen Belagerung erlöst. Schöppner, bayr. Sag. 2, No. 655. Die Stadt Kaufbeuern hat ein Gaisthor und das daran stoßende Wirthshaus heißt zum Gaiswirth. Als nämlich der Ort belagert und durch Aushungerung der Uebergabe schon nahe gebracht war, schaute ein langbärtiger Webermeister durch eine Schießscharte neugierig in das Lager hinunter. Sogleich zogen die Feinde ab; sie hatten ihn für einen stattlichen Geisbock angesehen, der noch keinerlei Hungersnoth andeutete. Schöppner, bayr. Sagb. No. 1185. Mit einem Laib Brod auf der Stadtmauer spazierend wußte der Augsburger Bäckermeister Konrad Hackher die belagernden Schweden abzutreiben. Nun ist am Untern Graben in Augsburg der steinerne Mann mit einem Laib Brod aufgestellt zu sehen. Ibid. 1227. Am Marktplatz zu Hof war einst eine Bekanntmachung angeschlagen des Inhaltes, jeder Hausbesitzer solle in jedes Fenster des obern Stockwerkes eine Kandel starken Bieres stellen, für einen langbeinigen Trinker, der sich auf den bestimmten Tag der Stadt zum Gastbesuch anerboten habe. Um Mittag kam ein langer riesiger Geselle die Straße her, schaute zu den Fenstern der obern Stockwerke hinein, trank alle zu beiden Seiten der Straße herausgestellten Kannen leer, zog dann zum Danke seinen Hut und spazierte über zwei Fuhrwagen wieder zum Thor hinaus. Ibid. 184. In gleicher Weise hat der Bürgermeister Gast sis G'spunnstery nicht vo der Gass unten ùf durch d'Fenster z'rummole ie g'streckt. Die von den Mainzern belagerte Burg Ricneck steckt einen Schinken auf eine Stange, läßt eine Kuh auf der Mauer spazieren und giebt dabei den Reim zu lesen:

So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig Burg Ricneck euer ist.

Ibid. No. 974. Gegen die belagernden Franzosen hatte die Bevölkerung von Arras auf eines der Festungsthore den Spruch einhauen lassen:

Quand les Français prendront Arras,
Les souris prendront les chats.

Die Franzoſen erſtürmten die Feſtung und behielten nun denſelben Thorſpruch bei, mit bloßer Weglaſſung eines Buchſtabens; ſie ſchrieben ſtatt des erſten prendront „rendront“.

505. Der Dohar-goht-er in Zofingen.

Zur Zeit als Friedrich II. von Hohenſtaufen in den päpſtlichen Bann fiel, ſuchte der um Zofingen geſeſſene Adel im Bunde mit dem Mönchskloſter in Zofingen ſich der Stadt durch einen Handſtreich zu bemächtigen. Hiefür beſtimmten ſie den Otmarsabend. Ueber das Jahr iſt man ungewiß und giebt wechſelnd 1238, 41 und 42 dafür an. Die Söldner des Adels wurden in Salzfäſſern verſteckt in die Stadt geführt und im Hofe des dortigen Dominikanerkloſters untergebracht; Nachts ſieben Uhr ſollten ſie ihre Fäſſer verlaſſen und dem vor den Thoren wartenden Zuzug dieſe öffnen. Ihr Loſungswort ſoll ſonderbarer Weiſe gelautet haben: Dohar goht er! daher kommt er. So weit bleibt ſich in Chronik und noch lebender Tradition die Erzählung getreu, ſchwankt aber ſchon ſeit alter Zeit vielfach darüber, wie die Verſchwörung entdeckt worden ſei. Einer der Soldaten, ſagt man, hätte während des lang dauernden Zuwartens in ſeinem Faſſe ſich ſo bezecht, daß er das Stichwort zu frühe gerufen habe; oder vorübergehende Bürger hätten Lärm in den Fäſſern gehört und Argwohn geſchöpft; darüber ſeien die verſteckt geweſenen Kriegsknechte entdeckt und niedergemacht worden. Am meiſten Geltung hat folgende Angabe. Knaben und Schüler hätten auf jenem Kloſterplatze, den man nun Schul- und Stiftplatz nennt, zur Zeit des Kalten Jahrmarktes, am 16. November, des Abends Ball geſchlagen, und dabei ſei einem Rathsherren-Söhnlein der Ball hinter jene Fäſſer gefallen, worinnen die Feinde verſteckt lagen. Als er ihn dorten holen gieng und ſeinen Kameraden von der Stelle aus wieder zuſchlagen wollte, bedeutete er ihnen die Richtung, in welcher jetzt der Ball ihnen zufliegen ſolle, und rief nach Landesmundart „Dohar goht er!“ Augenblicklich wiederholte aber eine Stimme aus dem Faſſe neben ihm dieſes Wort. Er winkte die Knaben herbei, begann noch einmal ſeinen Spielruf und auch jetzt wiederholte eine rauhe Stimme im Faſſe neben ihnen abermals das Wort „Dohar goht er“. Sie erſchraken und meldeten es ſogleich daheim. Nun erbrach man die Fäſſer und fand darinnen nicht bloß die Soldaten, ſondern auch diejenigen Briefe, in denen die Mitwiſſer dieſes Ueberfalles ſämmtlich verzeichnet waren. Unter dieſen ſtanden nun die Namen der Zofinger-Predigermönche oben an. Neun dieſer Verräther wurden außen an der Stadtmauer

aufgehängt. Die Grafen von Froburg im Jura, welche der Stadt und des Stiftes Schirmherren waren, jagten die übrigen Mönche aus, gründeten ſtatt des Kloſters eine Probſtei und ſetzten ſich ſelbſt zum Probſt. Der erſte dieſer Art iſt im J. 1241 wirklich Rudolf Graf von Froburg geweſen.

Um das Andenken an dieſe glücklich vereitelte Mordnacht bei der Bürgerſchaft wach zu erhalten, beſchloß man in einer hiſtoriſch unermittelten, jedenfalls ſehr frühen Zeit, dieſen Tag feſtlich zu begehen. Zur Zeit des Kalten Jahrmarktes wurden den Zofinger-Kindern alljährlich Nüſſe und Wecken vom Kirchthurme herab ausgeworfen, wobei zugleich ein vermummter Umzug abgehalten wurde; und es ward feſtgeſetzt, daß die Stadtwächter durchs ganze Jahr des Abends um ſieben Uhr an allen Hauptplätzen und Straſſenecken der Stadt das Loſungswort der Verſchworenen ausrufen mußten. Weil aber die luſtige Stadtjugend in der mildern Jahreszeit dem Nachtwächter zu gerne nachlief und ſeinen Ruf nachrief, ſo ward dies Umrufen vom Jahre 1496 an nur auf die Zeit zwiſchen Otmarstag und Lichtmeß, alſo zwiſchen 16. Novbr. und 2. Febr., verlegt und der erſte Tag mit einem öffentlichen Umzug der Rathsherren durch die Stadt eröffnet, wobei dann die Kinder Weizenbrode, „Mutſchene" beim Stiftsſchaffner ausgetheilt erhielten und der Magiſtrat einen Abendtrunk einnahm. Dieſer Brauch ward erſt im J. 1798 beim Einbruche der Franzoſen unterlaſſen. Lange Jahre nachher, als die franzöſiſche Uebergewalt in der Schweiz wieder vorbei war, erinnerten ſich ältere Leute jenes frohen Umzuges wieder, den ſie ſonſt in ihren Kinderjahren abgehalten hatten, und beſchloſſen, ihn aufs neue zu veranſtalten. Am nächſten Otmarsabend verſammelten ſie ſich auf dem Hauptplatze, jeder mit einer ausgehöhlten weiſſen Rübe, in der ein brennendes Licht ſteckte, und begannen mit dem Glockenſchlage Sieben den Zug, der nun an den üblichen Straſſenecken den gewohnten Schrei wieder hören lieſt. Allein ebenſo, wie ehemals nach der Mordnacht die Dominikaner aufgehoben worden waren, ſo war nun durch die franzöſiſche Revolution jener Stiftsſchaffner aufgehoben, welcher an die Stelle der Mönche getreten war, und ſomit erhielten jetzt die Knaben keine Feſtbrode mehr ausgetheilt. Wie man ſich nunmehr behalf, dies mag hier die Zofinger-Stadtchronik vom Jahre 1825 erzählen, in welcher es wörtlich heißt:

„Dieſer patriotiſche Eifer gefiel indeſſen Eltern und Burgeren ſo wohl, daß einige male durch Souscription denen Knaben die Mütſchen (Brode) konnten ausgetheilt werden, und ſo beſchloſſen nun der Stadtrath, einen ſolchen Umzug jährlich zu veranſtalten. Auf dieß-

jährigen Othmarusabend 1825 wurden daher sämtliche Schulerknaben aufgefordert, des Abends um halb 7 Uhr jeder mit einem kleinen Laternli vor dem Rathhaus sich einzufinden. Es trafen bei 250 Knaben ein. Der Herr Oberbauherr, der Stadtschreiber, der Groß- und Klein-Weibel, sämtliche in Mantel und Degen, nebst zweien Nachtwächtern, welche die Rondölen (Windlichter, ital. rondello) trugen, versammelten sich, und um 7 Uhr begabe sich der Zug vom Rathhaus die obere Gaß hinauf in den Hauptgassen herum bis zur Stift; auf allen gewöhnlichen Plätzen rufte einer der Weibel:

Doher gohl er!
Holz aus dem Ofen,
Wasser ins Haus!
Und das bei der Einung!
Bewaaret Fu'r und Liecht,
Dass uch Gott bihüt!

Worauf der ganze Schwarm von Knaben, der dem Zug nachfolgte, pflichtgemäß jedesmal einfiel:

Salöt, Salöt!

So weit der Bericht der Chronik.

Wer auf der Endsylbe dieses Wortes am längsten aushalten konnte, der hielt sich dieses Jahr über für den stärksten Schreihals in der ganzen Stadt. Hinter diesem Zuge lief Alt und Jung her und suchte die maskierten Buben herauszurathen; kam aber eines der g'wundrigen Mädchen ihnen zu nahe, so wurde es ergriffen und von einer Menge geschäftiger Hände mit Kohlen oder angebranntem Korkholz unbarmherzig gebrämt. Beim Rathhaus angelangt, wurden die Kinder in den Hof eingelassen und erhielten jegliches ein paar Semmelmütschi. (Histor. Zofinger-Notizen, S. 9. — Chronik der Stadt Zofingen 1811. 1, 37. — Mündliche Mittheilungen.)

Von der zweiten Zeile an des obigen Spruches beginnt ein späterer Zusatz, der größerer Feuersbrünste gedenkt, durch welche die Stadt mehrmals beschädigt worden; deshalb wird dem ordnungslosen Hausbesitzer mit jener Geldbuße gedroht, welche, um das gebrochene Gesetz zu einen, an die Mitglieder der Gerichtsbehörde, an die städtischen Einungen bezahlt werden mußte. Abd. einunc ist Gesetz, Zunftordnung, die sich eine Gemeinde selbst giebt, zugleich Verbannungsstrafe gegen den Uebertreter. Vgl. bei W. Wackernagel, Basler-Dienstmannenrecht 1852, pag. 34.

Das Schlußwort Salöt wird als aus Soldat corrumpiert angesehen; mit Unrecht. Auch das Posthorn bläst „Salat, Salat und grüne Peterfilie!" Grimm, Alld. Wäld. 1, 107.

Beinahe jede schweizerische Stadt will ihre besondere Mordnacht bestanden haben und hat die Erzählung hievon herkömmlich der Landesgeschichte einverleibt. Des Materials hierüber ist so viel, daß es seinen eignen Sagenkreis bildet; mit der wachsenden Forschung ist auch einige Klarheit in dieses Kapitel gekommen. Segesser, Rechtsgesch. Luzerns 1, 248 zeigt die historische Unmöglichkeit der für die Luzerner-Mordnacht gewöhnlich angenommenen Thatsachen. Im Urkundio 1854, pag. 239, zerbricht sich ein Geschichtsforscher den Kopf, wie man die sich widersprechenden Angaben über die Solothurner-Mordnacht 1382 in Einklang bringen könnte. Aehnliches wird sich noch ferner wiederholen, wo man überdrüssig werden wird, das seit Jahrhunderten darüber mechanisch fortgeschriebene fernerhin noch abzuschreiben. Auch wo historische Thatsachen wirklich vorliegen, da enthalten diese Mordnächte nicht jene vorausgesetzten Kriege und Belagerungen, die ein übermächtiger Feind gegen eine noch kleine Stadt unternimmt, sondern Händel der Bürgerschaft in ihren einzelnen Gilden und Zünften meistens über das Wahlrecht und die Aemterbesetzung. Die mit den ältesten Mordnächten der Schweiz gleichzeitige älteste Oberrhein. Chronik (ed. Grieshaber. Rastatt 1851) erblickt daher in diesen Vorgängen nichts anderes als, wie sie unbefangen erklärt, einen Streit der „gemeinde wider die rette".

Die Zofinger-Mordnacht nun ist, trotzdem daß bereits Stumpfs Chronik 1586, pag. 510, von ihr erzählt, aus jenen Erzählungen entlehnt und zusammengesetzt, die über die ähnlichen Vorgänge benachbarter Orte im Schwange waren. Dies macht ihren Werth nicht geringer, wenn sie nur den Sagengrund, auf den sie sich stützt, noch deutlich und als etwas eigenthümliches erkennen läßt. Hier in Kürze die Hauptpunkte; eigens besprochen finden sie sich in Oberdeutsches Gebildbrod, No. 2: der Backofen als Erretter und als geschichtlicher Befreier. Der kritische Tag fällt auf den Jahrmarktstag des St. Otmars-Abend. Auf diese Zeit des Wintermonats verlegen auch die übrigen Städte den glücklich bestandenen Angriff. Die Rheinfelder-Mordnacht fällt auf 15. Decbr. 1446. Auf 16. Wintermonat 1315 setzt Tschudi zusammen an: den warnenden Pfeilschuß des von Hünenberg, die Schlacht am Morgarten, das Treffen bei Bürgenstad und Alpnach.

Das geschach wol auff Sanct Othmarstag,
wie dan uns ist der Chronik sag.

Schön newes Lied vom Streit am Morgarten. Getruckt 1621. — Die Solothurner-Mordnacht fällt auf Martinsabend 1382; und wo uns der bestimmte Tag nicht mit angegeben wird, da erfährt man doch eben dieselbe Winterszeit, weil es alsdann der geheizte Ofen ist, hinter dem theils die Verschworenen sitzen, oder dem theils die Entdeckung ihres Anschlages verrathen und gebeichtet wird. Hinter dem Ofen erfährt der Pfisterknabe Eckenwiser die Verschwörung gegen Zürich 1350 (Bullinger, Chronik 1, lib. 8, c. 1—3). Dem Ofen verräth ein Bettelbube die Luzerner-Mordnacht 1333. Eidgenöß. Liederchronik, 287. Die Greyerzer-Mordnacht verräth Mösching dem Ofen. Alp.-Ros. 1829, 281. Dasselbe geschieht bei der Breisgauer-Mordnacht: Schnezler, bad. Sagb. 1, 378. Dieses Ofens wird in der Zofinger-Mordnacht nicht Erwähnung gethan, um so mehr aber der frischen Weckbrode und Mütschen, die in ihm für den altstädtischen Festtag fertig gebacken und an alle unentgeltlich vertheilt wurden. Bei dem allgemeinen Festessen der Bürger darf auch der Wein nicht fehlen, bei der

allgemeinen Fleiſchvertheilung nicht das Salz. Daher ſpielen die Wein- und Salzfäſſer in dieſen Mordnächten eine ſich überall gleich bleibende Rolle. Der vertriebene Stadtſchultheiß Johannes läßt ſich in einem Faſſe Nachts nach Kolmar hinein fahren, in eines Domherren Hof abladen und öffnet dem draußen lauernden Rudolf von Habsburg die Thore. Königsbofens Chronik zum J. 1261. Als die Zürcher Rapperswil auf dieſelbe Weiſe überrumpeln wollen, werden ſie gerade ſo durch Kinder entdeckt, wie es den Soldaten in Zofingen geſchah: dan so vill als die kind hatten gesehen zuo den spundlochlin ein die harnasch vnd mordaxen, etc. Rickenbachs Chronik, in den Zürch. Antiquar. Mittheil. 6, 235. Unter einer Stande (Schaff) betrifft man in der Zürcher-Mordnacht jenen Bauern, den der verſchworene Adel darunter auf die Lauer gelegt hatte. Bullinger, loc. cit. Auch zur Mordnacht von Weſen führt man Gebarnischte in Fäſſern ins Städtchen, ao. 1387. Schuler, Geſch. v. Glarus, 60. Die Verräther werden zur Strafe ſelber ins Faß geſchlagen und erſäuft; ſo die drei Buben, welche der Stadt Altſtätten im Rheinthale eine Mordnacht bereiten wollten. Auch die Knaben zu Neuchâtel entdecken während ihres Knabenſpieles die in Salzfäſſern eingeſchmuggelten Burgunder-Soldaten. Für ihre Achtſamkeit erhalten ſie alljährlich am 2. November einen öffentlichen Schmaus und tragen dabei den gebarnischt aufziehenden Mitbürgern, welche dann Armürins heißen, Fackeln voraus. Alp.-Roſ. 1820, 252. Dieſer Fackelzug erinnert ſogleich an die von den Zofingerkindern in Prozeſſion umgetragenen Rendellen und Rübenlichtlein. Ausgehöhlte Kürbiſſe und Rüben mit Lichtern beſteckt tragen die Kinder um Koblenz, Düſſeldorf, Elberfelde am Martinsabend auf Stangen umher; ihre Reimrufe giebt Firmenich an; ſo rufen auch die Zofingerkinder dabei fortwährend Salat, Salat! Man deutet dies Wort in Soldat um, weil dieſe, in ihren Fäſſern verſteckt, von den Kindern entdeckt wurden; allein es werden heute noch im Baireuthiſchen ſogenannte Salatkirchweihen abgehalten. Die vom Dorfe Ober-Säs beſchreibt Jean Paul Richter, Reimer'ſche erſte Ausgabe XVII, 168. Dagegen iſt die Lichterweihe, das Martinsfeſt und die mit ihm in der gleichen Jahreszeit verzweigten ein dem Erntegott Wuotan gefeiertes Dankfeſt, und der Freudenruf, mit dem es ausgeſchrieen werden mußte, war der ſogenannte Mordioruf. Dobar gobt er! ruft man in Zofingen, d. h. hier zieht der Fruchtwagen mit dem Gotte ein. Petermann (d. h. ebenſowohl Bratapfel, als Pulver- und Sprühteufelchen) hieß die Chrye in der Zürcher-Mordnacht, Geltenbals rief man beim Berner-Aufruhr 1370. Juſtinger, Chronik. Auch dabei ſoll der Stadtthürmer hingerichtet worden ſein, weil er mit dem Biſchof Johann von Vienne in Verbindung geſtanden haben ſollte, der es auf Ueberrumpelung der Stadt abgeſehen hatte. Es gobt ums Leben! überſetzt man dieſen Ruf; allein es heißt Geltenhalts, Gaſtmahl im Freien (Stalder 2, 15: Halt), eine Gelte macht 8 Vokale Wein aus. Anton, Geſch. der Landwirthſch. 2, 282. In der Breisgauer-Mordnacht 1366 hatte der treuloſe Stadtthürmer dem Feinde ein Fackelſignal gegeben; daher darf nun auf jenem Thurme daſelbſt weder Feuer noch Licht mehr unterhalten werden. Schnezler, bad. Sagb. 1, 378. Aus gleichem Grunde, da die Zofinger-Chorherren Verräther der Stadt ſind, ruft man am Otmarsabend auf den Straßen aus: Bewahret Feuer und Licht, und das bei der Einung! Die ſtädtiſche Geiſtlichkeit ſteht in derlei Sagen gewöhnlich

mit dem stürmenden Feinde heimlich in Verbindung. So wird der treulose Solothurner-Chorherr geviertheilt, weil man nach der Mordnacht Haussuchung hält und einen Vorrath von Kerzen bei ihm findet. Schuler, Sitt. und That. der Eidgenoss. 1, 260. Seinem Chorherrenstifte wird dann zur Strafe der Zehnten des Dorfes Selsach abgenommen und der Ertrag davon jährlich unter die Bürger vertheilt, bis derselbe 1567 dem Spital geschenkt wurde. Bern. Neujahrsbl. 1827, 16. Die Zofinger-Predigermönche werden aus ähnlichem Grunde an der Stadtmauer aufgehängt. Zwei Kölner-Domherren werden, da sie 1262 gegen die Stadt und den Bürgermeister revoltieren, unter das Thor des Domklosters gehangen und dies heißt seitdem das Pfaffenthor. Weyden, Kölns Vorzeit pag. 173. Bischof Engelbert selbst wird mitgefangen und in ein eisernes Vogelhaus auf die Stadtmauer gesetzt. Ettmüller, Pfaffentrug. Zürich 1842. Dies sind Züge aus dem heidnischen Religionsbrauche der Lichtweihe; ehe dieser sich in christliche Feste, wie Mariä Lichtmeß und Osterfeuer, verkehren konnte, mußte er den Umweg durch die politische Geschichte unseres Gemeindelebens ablaufen und ist dabei als ein angeblich geschichtliches Ereigniß verhärtet stecken geblieben. Daher erzählt unsere No. 252, die Bevölkerung des Surbthales sei durch brennende Kerzen bei ihrem Alten Glauben erhalten worden. Vom Bachplätschi, No. 252, wird behauptet, dieser Geisterbund sei einst ein General der Zwinglianer gewesen; er habe die Katholiken des Surbthales alle in einer Nacht erwürgen lassen wollen und hätte deshalb in den Wohnungen der dortigen Reformirten gleichzeitig brennende Kerzen aufstecken lassen. So weit damals die Vertilgung der Altgläubigen ergehen sollte, von der Mündung der Surbe in den Aarfluß bis hinauf an die Zürchergrenze, muß nun der General als Pudel im Bache plätschern. Ueber die Bedeutung von Kerze und Licht vgl. Bd. 1, pag. 350.

506. Mordnacht in Aarau.

Auch Aarau will seine Mordnacht gehabt haben. Oesterreichisch gesinnte Edelleute habe der Wohlstand des aufblühenden Städtchens, das sich mit den Nachbarstädten Brugg, Lenzburg und Zofingen zu besonderer Freundschaft und Hilfeleistung verbündet hatte, mit Neid erfüllt. Während nun Hans von Falkenstein vom nahen Schlosse Göggen aus die Gegend unsicher machte, hätten sich die übrigen Schloßherren Nachts vom Gyßbübel oder Hungerberg her in die Stadt geschlichen und wären bis in die Gegend des alten Löwenwirthshauses vorgedrungen. Hier aber sei die Zunft noch versammelt gewesen, und durch den Schein der Lichter wurden jene wieder verjagt. Einige Jahre später stieg hinter der Staffelegg Feuerschein empor, die Bürgerschaft dachte an Bruggs Schicksal, das Falkenstein eben damals überfallen und eingeäschert hatte, und schickte jetzt zwanzig Bürger über den Jura sogleich zu Hilfe. Da sie aber gegen Wölfliswil kamen, geriethen sie in einen Hinterhalt und wurden alle bis

auf einen durch Falkenſteins Söldner niedergemacht. Die handſchriftl. Aarauer-Stadtchronik von Ulrich Fiſch führt die Gefallenen alle mit Namen auf.

507. Buboo auf Muniwolf, bei Eicken.

Zur Zeit des Schwedenkrieges hatte der Feind ſein Zeltlager auf dem Siſſeler-Felde am Frickthaler-Rheinufer nahe bei Eicken geſchlagen. Südlich davon iſt das Thal Bueſtell (Burgſtall) und an deſſen hinterm Ende eine Anhöhe, welche die beiden Namen Brom und Muniwolf trägt. Ein Schloß ſtand ehemals auf dem Gipfel, aber alle Ruinen davon ſind längſt verſchwunden. Doch hütet dorten das Bruchmatt-Maidli die vergrabenen Schloßſchätze und geht, ſchneeweiß gekleidet und ihre Haare ſtrählend, herab zum Thalbrunnen. Das Merkwort, das ſie dabei zu rufen pflegt, heißt Buboo! Unter dieſem gleichen Rufe ſammelten ſich einſtens die Bewohner von Eicken beim Herrn jenes Schloſſes auf Muniwolf, ſahen entrüſtet, wie ihre Felder ringsum noch immer von Feindeszelten bedeckt waren, und brachen dann unter ſeiner Anführung mit furchtbarem Schlachtgeſchrei von der Waldhöhe ins Schwedenlager herab. Der Feind konnte ihre geringe Zahl, wie ſie aus dem engen Bueſtallthale einzeln hervorſprangen, nicht bemeſſen, ſondern hielt ſie für den Vortrab einer ganzen Armee, und flüchtete ſich in aller Eile über den Rhein in den Schwarzwald. So waren nun die Eickener nicht blos wieder Herren ihres Gemeindebannes geworden, ſondern erbeuteten auch das ganze Lager. Noch findet man in jenen Feldern allerlei große Kugeln, und erſt in den letzten Jahren hat man bei Eicken ein Gerippe im Acker ausgegraben, bei dem ein langes Meſſer lag, faſt ganz von Roſt zerfreſſen.

Ein Buo-Widle führt auf dem Heuberge irre: Meier, ſchwäb. Sag. 1, S. 92. Bubo iſt Interjection, daher im Gutlebuch buchöſ, munter, wohlauf. Stalder 1, 236.

508. Der Schwertlimann in Laufenburg.

Vier Jahre nach des Schwedenkönigs Ankunft in Deutſchland nahte der Krieg auch den vorderrheiniſchen Waldſtätten. Seckingen, Waldshut, Rheinfelden waren die Beute eines jeden Siegers und wechſelten häufig in einem Jahre verſchiedene Herren und Heere. Endlich fiel auch das ſtark befeſtigte Laufenburg. Es wurde ausgehungert. Volle vierzehn Jahre blieb es in der Schweden Hand und

hatte jede Woche hundert Thaler Contribution zu zahlen. Als Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar den Befehl übernahm, setzte er die wöchentliche Abgabe der erschöpften Stadt auf 100 Gulden herab. In der Schlacht bei Rheinfelden hatte er vier kaiserliche Generale gefangen genommen und hieher bringen lassen. Unter ihnen war der römische Duca Savelli. (Ein römischer Fürst dieses Namens ist gegenwärtig 1855 Cardinal unter Pio IX. und zugleich päpstlicher Finanzminister.) Man sperrte ihn aufs Rathhaus in ein anständiges Gemach, stellte ihm aber Tag und Nacht einen schwedischen Feldweibel ins Zimmer und eine Schildwache vor die Thüre. Gleichwohl wußte der schlaue Welsche zu entwischen. Es gelang ihm nämlich, sich mit einer Wäscherin, die aus dem Geschlecht der laufenburgischen Nüßlin war, ins Einverständniß zu setzen, und wenn diese seinen Bündel Weißzeug mit einem Stricke zusammengeschnürt auf dem Kopfe zum Rathhaus herauf und herunter trug, war immer ein Zettelchen mit drinnen an den Gefangenen oder an dessen verborgene Helfershelfer. In der Fasnacht gab er nun in seinem Gemache den Offizieren der Besatzung ein reichliches Tractament. Man zechte bis tief in die Nacht. Als die Gäste sich zurückzogen, wußte er seinen Feldweibel zu bereden, das Zimmer ebenfalls auf einen Augenblick zu verlassen und den aus dem Hause Gehenden die üblichen Honneurs zu machen. Kaum war der Schwede draußen, so verriegelte der Fürst innen die Thüre. Es war die zur Entspringung verabredete Nacht. Savelli öffnete das Fenster, und ließ sich an jenem Waschstrick über das Vordach des Rathhauses und von da auf die Straße hinab. Die Nüßlin, welche hier seiner wartete, zog ihn sogleich ins nächste Bürgerhaus, und führte ihn aus diesem über eine hier wieder bereit stehende Leiter zum Rheine hinab. Damit hatten Beide die unzugänglichen Felsen, die hier das Rheinufer bilden, in kürzester Zeit überschritten und zugleich alle Verfolger abgeschnitten. So schlichen sie in höchster Stille dem Gutleuten- oder Siechenhaus zu vor der Stadt, da aber hielten schon die Pferde, auf denen Savelli sammt seiner Wäscherin über die gebirgige Waldgegend von Hettenschwil bis nach Leuggern ritt. Dies ist eine Deutschherren-Commende gewesen, welche an der Aare, gegenüber dem Städtchen Klingnau liegt, und jenseits begann die damalige Grenze der Schweiz. Hier fanden sie ein Schiff zur Ueberfahrt, und kaum waren sie im Strome, so erschienen auch schon die schwedischen Reiter hinter ihnen am Ufer und schossen ihre Pistolen ab, ohne Schaden; Savelli im Dunkel der Nacht entkam glücklich. Seinem als Gefangener gegebenen Ehrenworte gemäß resignirte er die kaiserlichen Dienste, zieng wieder nach Rom

und erhielt und verpflegte ſeine Erlöſerin daſelbſt bis an ihr Ende. So iſt die erſte Laufenburger-Wäſcherin nach Rom gekommen. Aber dieſes ganze Abenteuer wäre nicht nöthig geweſen, wenn der römiſche Fürſt ſeinen Geiz überwunden und für ſeine Freigebung jenes Löſegeld wirklich ausbezahlt haben würde, welches mit den Schweden ſchon lange ſtipulirt geweſen war. Nun kam dieſer italieniſche Geiz dem Städtchen Laufenburg erſt theuer zu ſtehen. Kaum war der Lärmen von Savelli's Flucht los, ſo wurden alle Häuſer durchſucht, und jeder Einwohner, vom Bürgermeiſter an bis zum kleinſten Kinde herab, wer nicht gerade tödtlich erkrankt lag, wurde ſchon früh Morgens in die größere Pfarrkirche genöthigt. Hier hielt man ſie unter der Bedrohung eingeſperrt, daß man ihnen die Kirche über dem Kopfe anzünde, wenn nicht bald ein offenherziges Geſtändniß abgelegt würde. Kurze Zeit darauf drang auch ein Commando Soldaten herein, band den Stadtpfarrer Andreas Wunderlin und ſeinen Kaplan Ulrich Zeller und führte beide ins nächſtgelegene Schulhaus zum Verhör. Denn man wollte beobachtet haben, daß die Wäſcherin Nüßlin kurz vor Savelli's Flucht noch zur Beichte und Communion gegangen war, und gerade über dieſen Punkt ſollten nun die Geiſtlichen Auskunft geben. Da die Folterwerkzeuge nicht ſchnell genug aufgefunden werden konnten, ſo brachte man die beiden Männer in das ſogenannte Beinhäuschen, ſetzte ſie auf eine gewöhnliche Hechel und inquirirte ſie ſo ſcharf, daß man ihr Geſchrei bis in die Kirche herüber hörte. Sie geſtanden nichts, entweder weil ſie nicht konnten, oder weil ſie das Beichtgeheimniß nicht zu brechen wagten. Herzog Bernhard von Weimar verurtheilte ſie zum Tode und mit ihnen den ſchwediſchen Feldweibel, der als Gefangenwächter von ſeinem Poſten gewichen war. Der Graf Johann von Naſſau und der Berner-Patrizier Erlach, der als General damals bei den Schweden diente, vollzogen nun den Spruch des Standgerichtes. Der dritte März der Char- oder Marterwoche 1638 war der Tag der Execution. Früh Morgens wurden auf dem Marktplatz drei Bennen Sand abgeladen: für jeden der drei Unglücklichen eine. Der Schweden-Feldweibel, als der ſcheinbar am wenigſten Schuldige, kam zuerſt ans Schwert. Als man dann die beiden Prieſter durch die Reihen der ausgerückten Garniſon herbeibrachte, ſchien der ſchon hochbetagte Wunderlin kraftlos werden zu wollen, und ſchwankte, ſeinen Sandhaufen zu beſteigen. Es iſt nur um eine Handvoll Blut zu thun, dann haben wir den Himmel erſtritten! rief ihm ſein junger Kaplan zu. Dies Wort richtete den Stadtpfarrer wieder auf. Standhaft erlitt Einer nach dem Andern den Tod. Der von den Schweden vorſorglich aufgefahrene Sand

konnte nicht hindern, daß nicht das Blut auf den Marktplatz spritzte; da soll die Spur davon viele Jahre hindurch sichtbar geblieben sein, bis alles endlich unter der neuen Umpflasterung verschwunden ist. Ebenso vergeblich suchte man die beiden Priesterleichen der Ehrerbietung ihrer Glaubensgenossen zu entziehen, da man sie bei eitler Nacht in höchster Stille an einem unbekannten Orte vergrub. Seit langer Zeit schon verkündet ein mannshohes Gemälde in der Pfarrkirche beim Altar der heiligen Secunda die Amtstreue und Standhaftigkeit dieser Hirten. Und was über diese Begebenheit nicht in den Protokollen der Stadt enthalten ist, erzählt das unermüdliche Gedächtniß alter Leute bis auf diesen Tag.

Ob nun aber auch jener eiserne Schwertlimann, der mit gezücktem Schwerte auf der Spitze eines Laufenburger-Festungsthurmes steht, sich auf diesen Vorfall beziehe, bleibt freilich unausgemacht. Die Einwohner selbst deuten ihn ganz anders und höher. Sie sagen, es sei der Schwedenkönig selbst, der die Stadt vergebens belagert habe und dem, noch bevor man den entscheidenden Sturm wagen konnte, man weiß nicht bei welchem Lagertumulte, von seinen eignen Leuten das Haupt abgeschlagen wurde. Zum Denkzeichen daran ließen hernach die Laufenburger einen großen eisernen Mann machen, der hauptlos war und ein Schwert ausstreckte. Er stand oben auf dem Schwedenthurme und hieß der Schwertlimann. Bestimmt gilt, daß die Figur früher hauptlos gewesen ist. Als aber der Spott der Nachbarorte Lust zeigte, daraus ein anzügliches Stadtwahrzeichen und einen Schluß auf die Kopflosigkeit der Einwohner machen zu wollen, ließ der Magistrat die Figur abnehmen, mit Kopf und Helm zugleich versehen, und seitdem dreht sie sich droben als ein Ritter nach dem Winde. (Aus Handschriften des Laufenburger-Archives.)

In dem Tagebuche des Solothurner-Rathsherren vom Stall, „Verzeichnuß vom Denkwürdigsten, so sich zugetragen v. J. 1635 an, gezogen aus meinen schreibkalendern" (Solothurner-Wochenbl. Beiträge 1846, Seite 38) heißt es: Den 15. Martii ist obvermeldter Duca di Savelli, so zu Lauffenburg gefangen gehalten worden, mit sonderem list und behändigkeit auß der weimarischen verhaftung entrunnen; welcher schympf Sy hoch verdrossen, inmassen Sy 2 priester, 2 burger und 2 weiber, so hierumb wissenschaft gehabt, mit dem schwert hinrichten lassen.

Die Strafe, Jemanden auf die Hechel setzen, war sprichwörtlich geworden: Christus hat den Juden mit den fuchsschwanz durch das maul gezogen, sunder ihnen gestrelet mit der hechel. Geiler. — Einen solchen urteil ich in die schul: ein hechel sol sein sein sitzstul, ain igelshaut sol sein sein rock, sein pruch die sei ein nesselstock. Fastnachtspiele des 15. Jh. 710, 25. Zarncke in Brants Narrenschiff 411. Mit Kardetschen oder Wollhecheln wird der Schloßherr von Königsstein zu todt gestriegelt. Abth. III.

No. 120. — Der eiſerne Schwertlimann auf der Spitze des Stadtthurmes iſt bereits in Abthl. III. No. 130 als der hauptloſe Reiter mit der Sichel erwähnt; er hat ſein Gleichniß im Geſpenſte Schwertmann, der im Donnerloche des wilden Moors verſenkt worden iſt. Müllenhoff, Schleſw.-Holſt. Sag. pag. 601, Anmerk. No. 350.

509. Die Große Glocke zu Frick.

Die Große Glocke in der Kirche von Frick iſt von beſonderer Größe und ſchönem mächtigem Tone; ſie ſoll alle Wetter vertreiben, daher unterlegt man ihrem Geläute den Reim:

Susanne, Susanne,
Alle Wetter durh onne!

Als die Schweden Rheinfelden belagerten, nahmen ſie alle Glocken von den Thürmen und goſſen ſie zu Geſchütz um. Daſſelbe ſollte nun in Frick geſchehen. Schon hatten ſie die kleinere Glocke an Seilen vom Dachſtuhle herabgelaſſen. Dem ſah ein Fricker-Bauer von ferne zu. Sein Grimm über ſolchen Frevel gab ihm eine Liſt ein. In vollem Laufe kam er gegen den Kirchenhübel herangerannt und ſchrie hier zurückwinkend wiederholt: „Nöh, nöh!“ Die Plünderer fürchteten einen plötzlichen Ueberfall und entliefen. Die große Glocke war gerettet. Zu Ehren dieſer für das Kirchengut bewieſenen Herzhaftigkeit wird bis heute allen Fricker-Mannsperſonen mit der großen Glocke übers Grab geläutet.

510. Entſtehung des Dorfes Ober-Mumpf.

Als die Schweden ins Fricktal eindrangen, hieben ſie im Dorfe Mumpf alles nieder, was ihnen begegnete, und bis auf das letzte Kind in der Wiege. Ein einziger Mann hatte ſich über den Berg ins Baſelland gerettet und fand da bei einem Bauern Obdach und Nahrung. Als der Friede wieder kam, ſprach der Bauer zum Flüchtling: Siehe, ich gebe dir einen Pflug, ein Joch Ochſen, einen Wagen und ſo viel Korn, als du für die erſte Ausſaat brauchſt; gehe nun heim und bebaue dein Land aufs neue. — Der Mann that, wie ihm ſein Gaſtfreund geſagt hatte, und wurde ſo der Gründer des neuen Dorfes Ober-Mumpf

311. Wiä n ás gangä isch, wo der Schwedi isch cho.

Ja, das goht lang, bis i's verzellä ha! wo d'Schweda cho si, sä dägä sí vor Rhifalda glägä, bin dic i der stadt numma no áis viertal charnä (weizen) und a' n alta chua gha haigä. derno haigä si diä chua úf d'stadtmû'r nä gstellt und ara warch um d' hornar numma gmacht und a d'stirrna gschriba:

Sa wenig as s' chasä lehrt spinna,
so wenig werdat ar Rhifalda gwanna.

derno haigä si si wiedar aba g'no und haig'ara de charnä z'frässa geh und si derno enanderno gmetzgat und der sack (wanst) von ara fur-ûsä gleert. Wo der Schwedi das gseh haig, häig är gseit: mar wai numma goh, wenn si do no 's veh mit am charna fuahra (füttern) chonne! derno sigä si ubera Rhi ubara und do durh's Frickthal ûf cho, und haigä alls umbrocht und verbrannt. I dem hof ûf 'm Buhl sig äs chind i dar wiaga zruckbliba, denn alls isch furt is holz und i ⁂ barg' ûssä gfloha. derno sig á Schwed cho i das hûs iä, häig das chind gseh und äs haig g'lachet gegä n'am. derno haig er wölla furt und ihm nut wölla z'laid thua; aber er häig gseh an andarä Schwed cho und haig gwüsst, wenn er s'chind loss läbä, dass är hig'macht wärd, derno sig er widar z'ruck 'und haig si vo dem chlina chind g'kehrt und haig äm der dägä ûf's herz g'ha und haig's erstochä, o je! Ma het das chind dernô lang hindä-nôhe no ghört briäggä, ämol öppa vor 40 oder 50 jahrä no. s'hûs aber häi si azündt und verbrännt. mä thet gwüss jetz no gwölber und gält dört finda.

Und wo 's Deischniders hûs stoht, (Deischneiders und Toniseppis Haus steht noch in Oberhofen, neben letzterem auch die erwähnte Kapelle) sig dört scho n'es hûs gsi, und siga dia biamtata Schwedä dri gangä. si haigä no na alta-alta mä verwütscht, da haig mit ena maassa i n-alla hauera, und was si no gfunda haigä, zama tragä. wo n' er gsait haig, jatz isch nienä nut meh, sä haigä s' em z'erst s'haar mit ol ag'salbet und haigä n'em se wölla azunda und en halt recht traktiara, bis er tolt gsi war: derno häig de soldat, wo mit dem altmä häig maassa alls go z'samä suachä, gsait; ai, was waimar an schmokkä, was der hund schisst! und haigna hintä n-ûsa gfuhrt und durh's Dundischniders rai úf und furt gschickt. der rai sig aber ganz mit erlena überwachsä gsi, win s' Moos nu. Dia häuser wo z'Oberhof gsi si, haigä si alle verbrannt, numma 's Doniseppis hûs haigä si nit chonna, und si haigna doch so alle vier eggä azundt gha aber

din lut, wo's ihen gsi sig, haigä versprochu, es chäppali hö z'bana und z'unterhalta, wenn's nit verbränn, und da, wo derno is häs cho sig, haig müssä das chäppali unterhalta, und mä haig em dägegä es stucke land im Grabmättli (ein Landstück, eine viertelstunde vom Oberhofen) geh; 's Domis lüt jo isz no es stucke derva.

Mundart von Oberhofen im Fricktal. Mittheilung von Hrn. Lehrer Lenzin.

---

512. Das grüne Schwedenroß.

Wenn Regenwetter über Wölflinswil herzieht, ſo kommt ein grüner Jäger auf grünem Roſſe aus der Staatswaldung der Pfaffenhalde bei Oberhof herab ins Fricktal. Seine Hunde bellen und die des Rohrer auf dem nahen Bauernhofe im Gottlisacker antworten ihnen. Vielerlei Thiere und Menſchen hat er bei ſich, dreierlei Schafe, einen ganzen Rudel von Katzen. Anfänglich ſcheinen ſie nur von gewöhnlicher Art, doch plötzlich blähen ſie ſich zur Größe eines Stieres auf; auch die Mannsgeſtalten in ſeinem Gefolge, ſchießen mit einemmale hinter ihm empor wie rauſchende hohe Bäume. Sie füllen das Thal, als müßte drinnen alles von ihrer Ueberlaſt erdrückt werden, dann ſauſt und dröhnt es, daß Berg und Wald herabzubrechen ſcheint. Dies währt jedoch nur einen Augenblick; kaum ſind dieſe Ungeheuerlichen nahe, ſo ſind ſie auch ſchon wieder hinweg, wie ein Wetterleuch. Bei Tage jagt er durch die Lüfte, bei Nacht kommt er mit drei Rappen auf der Erde daher gefahren. Sein Weg geht im Beginne über das Wald- und Ackerland hin, welches der Kapf, das Juch und das Grabmättlein heißt; dann fährt er zu unterſt oder zu oberſt, entweder durch das Pfeifergäßlein, oder durch das Küferhanſen-Gäßlein nach Oberhofen herein, zieht auf der Landſtraße fort nach Wölflinswil, dorten hinter die Dorfkirche hinauf auf den Bühl, wo ehedem ein Ritterſchloß geſtanden hat; von da weg fährt er noch manche Stunde weiter; vor allem ins Dorf Wittnau hinüber und in die Ruine Homburg hinauf, die daſelbſt auf der Spitze des Homberges gelegen iſt. Von allem, was der grüne Jäger hat, iſt ſein grünes Roß das namhafteſte. Die Geſchichte davon iſt im obern Fricktal überall wohlbekannt, und auch im benachbarten Solothurner-Lande wird ſie erzählt. Sie führt weit zurück auf den Schwedenkrieg.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war das ganze Fricktal

noch öſterreichiſch; es erſtreckte ſich vom Rheine bei Rheinfelden und Laufenburg bis zur Waſſerſcheide und Schneeſchmelze des Jura hinauf, und erſt jenſeits deſſelben begann damals das Schweizergebiet. Allein nach dem Falle dieſer eben genannten beiden Städte ſtand die übrige Landſchaft dem Feinde offen, und er hauſte beinahe unangefochten lange Zeit darinnen. Allenthalben hin legte er ſeine Mannſchaft ins Quartier, in jedem Orte erhob er ſeine Contributionen. Selbſt die höher gelegenen Bergdörfer und Sennhöfe im Jura mußten die Schwere des Krieges mitempfinden; ſie hatten zwar keine Truppen zu beherbergen, allein die verwilderten Soldaten ſtiegen auf eigne Fauſt in dieſe Gemeinden hinauf, plündernd und mordend. Solcherlei Drangſale machten endlich den Bauern erfinderiſch, mit verſchiedenen Mitteln wußte dieſes und jenes Dörflein trotz ſeiner Schutzloſigkeit ſich dennoch zu ſichern oder zu friſten. Darunter gehört das Dorf Wölflinswil, das in einer engen ſtundenlangen Thalſchlucht gelegen iſt, die erſt gegen Wittnau und Frick hinab ſich öffnet, und auf beiden Seiten von beträchtlichen Bergen und Hochwäldern gedeckt wird. Dieſen Bergen entlang ſtellte man Wachen aus, um von jedem feindlichen Ueberfall, der hier nur aus der Gegend von Frick herauf möglich war, rechtzeitig in Kenntniß geſetzt zu ſein. Die Wachen mußten ſich mit den Hüten zuwinken, wenn nur wenige Soldaten ſich zeigten, und Fahnen ſchwenken, ſobald ihrer viele anrückten. Ueber die wenigen fiel man alsdann her und machte ſie nieder; ſo geſchah es gar Manchem, der ſeitdem zunächſt dem Dorfe in der Kreuzmatte verſcharrt liegt. Kam aber eine zahlreichere Truppe, ſo hatten die Leute immer noch Zeit in die Hochwälder zu flüchten. Auf der Buohalde und Schlingbalde hatten ſie hinter Felſen im Walddickicht ein dem Fremden unzugängliches Verſteck. Als nun der Feind ſich endlich doch im Dorfe einquartierte und gar nicht mehr aus dem Thale wich, fieng man an, hier oben den Waldboden aufzuhacken und anzubauen, um nicht ausgehungert zu werden. So hat damals die Noth den Ackerbau aufs Gebirge hinaufgebracht, und wo nun auf Rumismatt und Räbli wiederum Weide iſt, wuchs damals Korn. Das ganze Dörflein, Jung und Alt, war ſo zu Berg gezogen und hatte ſich da neu eingerichtet. Was unentbehrlich war nicht blos zum Leben, ſondern auch zur Fortſetzung der bürgerlichen Ordnung, das hatte man mit hinauf genommen, ſelbſt das Taufbuch. Dieſes, wie es ſchon vor dem Kriegsereigniß gehalten und während deſſelben im Walde fortgeführt worden iſt, findet ſich heute noch zu Wölflinswil vor. Auf die Einzeichnungen darinnen vor dem Kriege, die noch des Pfarrers Hand angehören, folgen ſolche von einer zitternden

und ungläufigen Hand während des Krieges geschrieben, denn der Pfarrer war geflohen und hatte seine Gemeinde im Stiche gelassen. So war also der Wald, wie einst in der Urzeit, wieder zur Kirche geworden, und man hielt sieben ganze Jahre die Taufen und die Hochzeiten in ihm ab. „O! wie manches Kind ist zu der Zeit in den Holzern von fremden Predigern getauft worden.“ H. Lenz, Stendaler Chronik. Scheibles Kloster 6, 240. Nur eines konnten und wollten die armen Leute nicht entbehren, den gewohnten heimatlichen Klang ihrer Kirchenglocken. Eine einzige hatten sie bei der Flucht vom Stuhle nehmen und mit hinauf in den Berg schleppen können. Jedoch ihr Klang hätte den Feind zuerst herbeigelockt, und man mußte sie also vergraben. Dieses ist aber so gut geschehen, daß sie auch heute noch nicht wieder in ihrem Verstecke aufgefunden werden konnte. Da sprach der Dorf-Sigrist zu den Seinigen: Sollen wir den Leuten, die sich heimlich auf ihre Aecker und Felder hinunter wagen müßen, nicht die Tageszeit wieder ankünden? sollen wir unsern armen Kindern, die in dieser Wald-Einsamkeit Beeren suchen müßen, um ihren Hunger zu stillen, nicht das Glockenzeichen zur Heimkehr geben, daß sie nicht verirren, vom Schweden gestohlen oder vom Wolf gefressen werden? Der Pfarrer, den der Schwede doch gewiß gescheut haben würde, ist aus dem Dorfe vor der Zeit weggelaufen und hat uns im Stiche gelassen. Nun bin ich freilich euer Hilfspfarrer gewesen; aber es ist besser, ihr lasset mich wieder Sigrist sein. Ich will's wagen und hinab gehen unter die Feinde und dorten thun, was meines Dienstes ist. Ich will euch die Glocken wie sonst wieder läuten: Morgens, Mittags und Abends, und der Schwede wird glauben, es geschehe um seinetwillen, und wird meines Lebens schonen. Der gute Sigrist gieng; er hatte aber die Kirche noch nicht erreicht, so war er schon kriegsgefangen. In dem harten Verhör, das er auf der Stelle zu bestehen hatte, konnte er nicht verheimlichen, daß er von seinen Leuten oben im Walde herkomme, und so wurde sein beherzter Schritt für diese die Ursache neuer Betrübniß. Sie wurden ausgespürt, und die Erfahrung sagte ihnen, daß es auf die Dauer nichts mehr nützen könne, abermals ein neues Versteck aufzusuchen. In dieser Noth erfanden sie ein politisches Kunststück. Sie gaben sich für Schweizer aus, und dabei gelang es ihnen am besten. Sie versetzten nemlich die Marksteine ihres oberen Gemeindebannes in solcher Art, daß derselbe in den Gemeindebann des Nachbardorfes Kienberg mit eingeschlossen lag. Kienberg aber war damals Solothurnisch, also Schweizerisch. Die Wölflisweiler wohnten mithin nun innerhalb der Schweizergrenze und blieben, da diese Grenze von den

Schweden aus Grundsatz streng respektirt wurde, hier ziemlich unbelästigt. Um so weniger eidgenössisch wurden sie aber nachher behandelt, als der Schwede wieder aus dem Lande war. Alles dasjenige Land nämlich, das die Wölflisweiler in den nachbarlichen Schweizerschutz gestellt hatten, gaben später die Kienberger nicht mehr heraus, sondern verleibten es ihrem eignen Gemeindebann ein. Vergebens beklagten sich die Uebervortheilten, man wies sie auf die von ihnen selbst zu Gunsten Kienbergs versetzten Marksteine; und so ist diesem Dorfe der angemaßte Besitz wirklich bis heute verblieben.

Der gefangen genommene Sigrist war inzwischen einem Roß an den Schwanz gebunden und über Frick in das Hauptquartier nach Hornußen abgeführt worden. Dieses Dorf wußte sich mit den Schweden gut zu vertragen, und hat daher auch jetzt noch manche Stichelei der Nachbarorte auszustehen, die damals sich widersetzt hatten und darüber eingeäschert worden waren. Wenn man salbt, heißt es, so geht der Wagen gut; die Hornußer lieferten daher ihre Kirchenglocken in die Kanonengießerei, ihre fetten Kälber dem General in die Küche, zuletzt ihre silbernen Rosenkränze dem Stabs-Profoßen zu Uniformknöpfen. Als der Sigrist in dies Dorf herein transportirt wurde, gieng's eben lustig her. Die Mannschaft saß jubelnd über eine neue Siegesnachricht unter dem Dorfbaume, man hätte gerne getanzt, nur fanden sich gerade keine Spielleute. Der Sigrist, der wohl errieth, daß er hier kurzweg aufgeknüpft werden sollte, war schlau genug, jede geringste Gelegenheit noch für sich zu benützen. Er ließ also schnell verlauten, er selber sei ein Spielmann, aber leider liege seine Geige unnütz daheim im Dorfe. Er soll sie holen, schrieen die Soldaten unter dem Baum. Alsbald war er noch einmal mit zusammengeschnürten Händen an einen Pferdeschwanz gebunden und so von seinem Reiter heimwärts geführt. Wo ist der kürzeste Weg, Schelm! hieß es, und der Gebundene gab den über das Dorf Herznacht an. So kamen sie, anstatt auf der offenen Fricker-Landstraße, durch das Wölflisweiler Jungholz, eine einsame Bergwaldung. Hier kam das Roß nur langsam den Hohlweg hinauf, viele Bäume lagen da faulend über den Weg hergestürzt, viele Klafter Scheitholz standen ungebraucht zu beiden Seiten; niemand mehr hatte seit Jahren eine Holzfuhre hier abzuholen gewagt. Indessen hatte der hinten Nachgeschleppte seine Hände vom Stricke losmachen können, er riß ein Scheit aus der nächsten Holzbeige heraus, schlug den Führer vom Roß und schwang sich darauf. Erst ritt er übers Gebirge zu seinen Leuten im Kienbergerwalde und dann sogleich, da er diese hungernd und im Elende traf, weiter nach Bözgen an der Aare zum Solo-

thurner Junker. Dem bot er ſein Schwedenroß feil. Der Junker, der auf dem Schloſſe von Gösgen als Landvogt wohnte, war ein ausbündiger Pferdekenner, jedoch ein ſolches Thier wie dieſes, hatte er noch niemals geſehen. Es war von Farbe vollkommen grün. Baare achtzig Doublonen zahlte er dafür dem Sigriſt auf der Stelle aus. Der begab ſich mit dem Gelde wieder zu ſeiner Gemeinde auf dem Kienbergerwalde zurück, und es reichte eben hin, um ſich vor dem drohenden Hungertode zu friſten, denn alle ihre Vorräthe waren bereits aufgezehrt, ohne Geld war kaum ein Stücklein Brod mehr zu bekommen. Dankbar gaben die Wölfliswiler ihm und ſeinen Nachkommen den Sigriſtendienſt auf ewige Zeiten. Einer ſeiner Urenkel ſoll ſich aber ſo vollgetrunken haben, daß er die Zeichen nicht mehr richtig läuten konnte und abgeſetzt werden mußte. So iſt das Amt wieder aus der Familie gekommen.

Ziemlich lange ſchon waren indeß die Wölfliswiler wieder zur Ruhe gekommen, da gieng der Kriegslärm bei ihren Nachbarn, den Solothurnern, erſt recht an; daran aber war das grüne Schwedenroß ſchuld. Warum es der Junker von Gösgen alsbald wieder verkaufte, hat er zu erzählen nicht für gut befunden; kurz darauf aber brachte es ein Jude ins Leimenthal hinüber und verkaufte es da dem Ammann von Leimen. Da lief denn auch das ganze Dorf zuſammen, ſtaunte das niegeſehene grüne Thier an und pries den neuen Käufer glücklich. Gerne hörte ſich der Ammann rühmen, Alle ſollten es betrachten und abſchätzen, man that es alſo nicht gleich in den Stall, ſondern ließ es draußen im Baumgarten vor den Leuten graſen. Mit einemmale faßte es des Ammanns Büblein am Kleide und trug es in den Zähnen im Galopp davon zum Dorf hinaus. Was war anderes zu thun, als ihm nachzulaufen, als des reichen Ammanns Söhnlein zu retten. Alle Zuſchauer, Mann und Weib, alt und jung, Neugier und Erbarmen, alles rannte athemlos hinterdrein. Allein ſo groß der Schwarm war, ſo wenig war das Thier zu erreichen, ſchon war es allen aus dem Geſichte. Doch als es weit genug vom Orte entfernt war, hielt es an, ſetzte das Knäblein behutſam nieder und wartete auf das herbeikeuchende Volk; dann ließ es ſich ruhig fangen und geduldig ins Dorf heim führen. Hier war inzwiſchen keine Seele zurückgeblieben geweſen, als wiederum ein Sigriſt, ein altersſchwacher Mann, und dieſer iſt nun der erſte, der dem rückkehrenden Zuge begegnet. Wunder! rufen ſie ihm entgegen und erzählen den Roßfang; Wunder! ruft auch er ingleichen und erzählt ihnen ſeine eigene Gefangenſchaft. Denkt nur, ſagt er, daß eben die Schweden hier geweſen ſind und das grüne Roß geſucht haben; es

gehört ihrem König selbst und ist ihm gestohlen worden. Mit einer ganzen Armee läßt er es aufsuchen. Aber als der Anführer unser Dorf wie ausgestorben und, außer mir, keine einzige Seele fand, hat er einen Hinterhalt gefürchtet. Er ließ mich wieder frei und ist schnell abgezogen. Das Roß, das grüne Roß, schrieen alle, hat uns befreit! läutet die Glocken, haltet eine Prozession! Bei Leibe nicht, unterbrach sie der alte Sigrist; vielmehr ist es jetzt hohe Zeit, des Rosses aufs schleunigste los zu werden, wenn wir anders den Schwedenbesuch nicht zum zweitenmale im Dorfe haben wollen. Die Gemeinde stimmte ihm bei und laut Beschluß sollte der Ammann sogleich den Gaul verkaufen. Der meinte nun dies auf eine Weise thun zu können, bei der gleichgut für das Wohl des Dorfes, wie für dasjenige seines Geldbeutels gesorgt bliebe; wenn er es, sagte er, nach Basel auf den Roßmarkt ritte, müßten die Millionäre dorten mindestens theilen mit ihm. Er that's; aber auf dem Wege dahin warf es ihn ganz erklecklich in den Sumpf von Benken und war verschwunden.

Seither ist es wieder in Wölflisswil, aber fangen will es da keiner mehr.

---

513. Die zwölf Rheinfelder Rathsherren um Weihnachten.

Die Pest, welche man den Schwarzen Tod hieß, drang im vierzehnten Jahrhundert auch in die Schweiz. Sie kam den Rhein herauf über Basel her. In dieser Stadt zählte man i. J. 1348 vierzehntausend Leichen; seitdem ist der Tod von Basel sprichwörtlich geblieben. Die Seuche wüthete bald in dem benachbarten Rheinfelden. Da fand sich kein Todtengräber mehr, die Leichen lagen unbeerdigt vor den Häusern auf der Straße und verpesteten die Luft noch mehr. Alles starb hin bis auf zwölf alte Männer. Diesen sang ein Vögelein aus dem Himmel herab von Heilkräutern; solche pflückten sie und erhielten sich damit am Leben. Dann einten sie sich zu einer Todtenbruderschaft, pflegten die verlassenen Kranken und bestatteten die Todten. Diese Verbrüderung besteht noch heute. An dem Tage, wo jenes Vögelein erschien, müssen nun alljährlich zwölf Rathsherren oder auch sonst hiefür bestimmte Männer den Morgen in der Stadt-Kirche zubringen. Nachmittags ziehen sie zu einem gemeinsamen Mahle in ein Haus, das man für das älteste der Stadt hält; es soll aus Heidenzeiten stammen und ein Schatz darinnen vergraben liegen. Zu Weihnachten um Mitternacht halten sie dann in langen

Mänteln und Laternen tragend einen Umzug, und singen an dem Hauptbrunnen erst das vorlutherische Lied ab „der Tag, der ist so freudenreich aller Kreatur", sodann aber nachfolgendes Lied, das aus den Zeiten der Geißler-Sekten herzustammen scheint und den heil. Sebastian*) als Nothhelfer anruft. Landenburger Stadtbücher gedenken eben dieses Heiligen als Nothhelfers, seit dorten im Jahre 1541 die Pest 140 Menschen wegraffte hatte.

In der heiligen Weihnachts-Nacht
Ist uns ein Kindlein geboren,
Von Gott dem Vater wohl bedacht,
Denn er hat's auserkoren;
Es wurde geboren und das ist wahr,
Gott geb Euch Allen ein gutes neues Jahr.
Maria hat Kummer erfahren;
Maria, Du sollst ohne Sorgen sein,
Der Joseph läßt Dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren.

Da es war am achten Tag,
Das Kindelein wurde beschnitten,
Vergoß sein heilig Blut darnach
Nach alten jüdischen Sitten.
Es wurde beschnitten und das ist wahr,
Gott geb Euch Allen ein gutes neues Jahr
Maria hat Kummer erfahren;
Maria, Du sollst ohne Sorgen sein,
Der Joseph läßt Dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren

Als es war am zwölften Tag,
Drei Könige kamen geritten,
Sie brachten dem Kindelein das Opfer dar,
Nach alten jüdischen Sitten,
Gold, Weihrauch, Myrhen brachten sie dar,
Gott geb Euch Allen ein gutes neues Jahr.

*) Eine von Paul Diaconus 6, 5 berührte Pest hört nach Langobardischer Sage nicht eher auf, als bis man dem hl. Sebastian einen Altar errichtet hat. Myth. 1134. Diesem Heiligen zu Ehren bildeten sich am Rhein mancherlei Brudergesellschaften, unter denen die in der Pforzheimer Pest 1501 gestiftete „Singergesellschaft" noch besteht. Schreiber, bad. Sagb. 2, 389.

Maria hat Kummer erfahren,
Maria, Du sollst ohne Sorgen sein.
Der Joseph läßt Dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren.

Gott Vater auf dem höchsten Thron
Sollen wir billig loben,
Es hat uns der heilige Sebastian
Seine Gnade nicht entzogen,
Er ist uns gnädig und das ist wahr,
Gott geb Euch Allen ein gutes neues Jahr
Und schütz' Euch in Gefahren,
Er geb Euch Frieden und Einigkeit,
Gesundheit und Genügsamkeit,
Und woll' Euch vor Uebel bewahren.

Nach Quellen der Simlerischen Handschriften auf der Zurcher Stadt-Bibliothek hat die Zürch. Hülfsgesellschaft in ihrem Neujahrs Blatte 1839 statistische Angaben gemacht über die Opfer, welche vom 16. Jahrh. an die Pest in der Schweiz forderte. Rheinfelden war um Mitte Oktobers 1536 mehr als zur Hälfte ausgestorben, in dem noch kleineren Nachbar-Städtchen Laufenburg zählte man binnen 5 Wochen 400 Sterbefälle. Im J. 1668 starben im Städtchen Baden 1100 Menschen. Rahn, Eidgenöß. Gesch. Beschreib. 1690. pag. 895; während i. J. 1629 zu Aarau bei 700 Personen gestorben waren. Lutz, Aargau. Denkwürd. 1, 23—28. Bis zum Jahre 1791 wurde im Untern Aargau in jedem Frühjahr die Peststeuer erhoben und Ende Aprils die Pestprozession abgehalten. (Handschriftl. Tageb. des Klingnauer-Probstes, in Besitz des Hrn. Stäuble in Frick.) Ein Denkmal dieser Schreckenszeiten ist in Basel das sogenannte Graue Tuch, in welches sich sonst die Todtenbruderschaften kleideten, und das nun als Schülerprämien ausgetheilt wird. Burckhardt, Kant. Basel 1, 6. 190. Den Abdeckern, die während der Seuche Todtengräberdienste thaten, ist heute noch jede Leiche in Basel steuerpflichtig. ibid. 240. Ein anderes Denkmal sieht man an beinahe allen Kirchthürmen und Beinhäusern der Schaffhauser Landschaft und unserer katholischen Landstriche; es sind die mit eisernen Banden und Riegeln versehenen Gemeindesärge, in denen die Todten partienweise zum Kirchhof gebracht und dorten in die Grube ausgeschüttet wurden. Schalch, Schaffhaus. Gesch. 2, 166.

514. Das ausgestorbene Dorf Abbizüs, unter Wallbach.

Gegenüber der Einmündung der Wehre in den Rhein liegt rings von Tannenwald umgeben ein schöner Strich Laubholz; hier stand das Dorf Abbizüs, das mit in die Frickthaler Landschaft gehörte, in der

Pestzeit aber ausstarb und nun ganz vom Erdboden verschwunden ist. Nur zwei ledige Weibsbilder unter sämmtlichen Einwohnern des Dorfes hatten die Seuche überlebt; diese wendeten sich an das Nachbardorf Wallbach, um hier ins Bürgerrecht aufgenommen zu werden, und boten als Einkaufssumme den ganzen Gemeindebann dagegen an, der ihnen als den Ueberlebenden allein anheimgefallen war. Aber die Wallbacher fürchteten sich nicht nur vor der Pest, welche mit den Fremden zu ihnen kommen möchte, sie wollten auch die Zahl ihrer eignen unverheirateten Mädchen nicht noch um zwei herrenlose Jungfern vermehren, und wiesen also die Beiden ab. Diese begaben sich nun ins nächste Dorf Möhlin und drangen hier mit ihrem Begehren durch. Kaum waren sie da eingebürgert, so brach auch in Wallbach die Seuche aus und raffte die ganze Bevölkerung bis auf eine einzige Haushaltung hinweg. Auch in diese kam das Sterben, doch sie gelobte, eine Kapelle bauen zu lassen, und fristete sich. Seitdem ist der Waldbesitz des Dorfes Möhlin so ausgedehnt geworden, daß er bis auf eine Viertelstunde ans Wallbacher-Dorf hinreicht.

Mitten durch ihn zieht sich ein Fußweg, der sich nie bemoost und übergrast. Er heißt das Todtengäßli. Auf ihm sind die zwei Jungfern von Abbizüs nach Wallbach und von dorten nach Möhlin ausgewandert.

Gleicher Weise fällt der Braunschweiger-Wald an die Stadt Einbeck: Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 48. Aehnliches erzählt Herrlein, Speßharts Sag. 268. In der Bündner Landschaft Davos hat der Erbesberg mit seinen hübschen Alpwiesen seinen Namen bei einer herrschenden Pest bekommen, bei welcher er in einer einzigen Nacht durch Erbschaft in die siebente Hand übergieng. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden 1, 326.

515. Der Achenberg bei Zurzach.

Südwestlich vom Marktflecken Zurzach liegt der Achenberg mit einer Wallfahrt zu Ehren Mariä und Josephs, die von den Bewohnern des Schwarzwaldes immer noch fleißig besucht wird, da man glaubt, durch einige hier gestiftete Messen könne manches langwierige Siechthum gehoben werden. Dieser schöngelegene Waldberg hieß früher Stoffelsberg und hat seinen jetzigen Namen auf folgende Art bekommen. Die Bauern auf dem Stoffelsberge waren Zins- und Frohntpflichtig dem Klösterlein Sion zu Klingnau, das schon seit längerer Zeit eingegangen ist. Schon einmal war ihnen ihre Steuerlast zu groß geworden, und auf Vorstellungen hin hatte sie der Prior zu Sion ermäßigt; nun kamen [illegible] Hofbewohner wieder und be-

gehrten unter Drohungen abermalige Herabsetzung des Zinses. Als man ihnen diesmal nicht entsprach, erhub einer die Axt gegen den Prior und schrie: Ich schlag dir ein Loch in den Rüschel (Schnauze), daß der Mond durchscheint! Während die Klosterknechte abzuwehren suchten, wurde der Priester erschlagen. Darauf entstehen die übrigen Mönche, und die Bauern durchsuchten nun das ganze Kloster nach Schätzen und Kostbarkeiten. Nachdem sie alles zerschlagen und verwüstet hatten, geriethen sie im Keller an eine eiserne Thüre und stiessen auch diese ein. Sie trafen dahinter ein kleines Gewölbe mit einem Altar und einer Reihe moderuder Leichen. Der Dunst, der hier herausbrach, jagte die Plünderer rasch davon. Hier waren nämlich die an der Pest verstorbenen Mönche beigesetzt worden, und die Bauern, welche diese Thüre erbrochen hatten, wurden nun zusammen gleichfalls von der Pest befallen. Sie kamen auf ihrem Heimwege nicht weiter als bis zu der Waldstelle, die man Rothkreuz nennt, dort erlagen sie der Seuche unter namenlosem Ach und Weh. Von ihrem Geschrei hat seitdem der Berg seinen Namen. Eine andere Namenserklärung trifft mit dieser gleichfalls zusammen. Man sagt nämlich, der Berg habe vor jener Unthat der Ackerberg geheissen; hierauf aber schwemmten Regengüsse und Bergwasser all sein fruchtbares Erdreich in den Rhein hinab zum Ach und Wehe der Bauern. Eben deshalb heissen auch die dortigen Grenzmatten das Elend.

Die Erzählung schliesst mit einer volksthümlichen Etymologie über Achenberg und Elendsmatten, als ob die Bedeutung beider Namen Ach und Wehe wäre. Das Kreuzzeichen diente dem Alterthum als Zeichen der Grenze (Grimm, RA. 172), die darüber hinausliegende Fremde hieß mhd. ellin lent, Elend, Ausland. Das Elendkreuz machte die Grenze zwischen Luzernerland und Aargau bei Reinach. Bronner, Kant. Aargau; die Elendmatten grenzten Frickthal und Grafschaft Baden ab. Graubünden, als letzte deutsche Sprachmarke gegen das Welschland, wird in L. Suntheims Chronik v. 1499 benannt „Kurwalchen haist Römer ellend". Zum Elenden Gebein hieß das Beinhaus, für die vom kaiserlichen Heere in der Schlacht bei Dornach Gefallenen. Wal. Anshelm, ad a. 1499. Die Elenden Herbergen zu Basel, Bern, Zürich, Einsiedeln, nicht zu verwechseln mit den gleichzeitigen Siechenhäusern, waren Wirthshäuser, in denen die Pilger Tags Trank und Speise, bei Nacht ein Lager und einen Zehrkreuzer erhielten; nach denselben sind die verschiedenen Elendgassen benannt, z. B. die zu Winterthur: J. Troll, Gesch. v. Winterth. 7, 6. Der Zürcher Richtebrief v. J. 1304 bestimmt über die Getränke: „so ein burger ellenden win gen Zürich füret, sol der win besser sin, danne der beste lantwin sin müge. Schweiz. Archiv 5, 241.

516. Der ſchwarze Tod in Wettingen.

Fragt man im Dorfe Wettingen nach, wie es komme, daß das Kloſter Wettingen ſo viel Landbeſitz gehabt habe und die ganze Gemeinde im Verhältniſſe dagegen ſo wenig, ſo erhält man, außer den gewöhnlichen Geſchichten von den Schlichen und Gewaltſtreichen der Mönche, auch noch folgenden Aufſchluß:

Zur Zeit des Schwarzen Todes wüthete in Baden und Zürich die Seuche dermaßen, daß man Stunden weit zwiſchen beiden Städten auf keinen Menſchen mehr traf. So ſtarben auch die Bewohner des Dorfes Wettingen bis auf zwei Burſche alle weg. Dieſe letzten nahm man im nahen Kloſter auf; es bleibt aber unausgemacht, ob ſie ihren Gemeindebann gezwungen, oder freiwillig und aus Dankbarkeit dem Stifte damals vermacht haben. Genug, ſeit dieſer Zeit hörten die Aebte nicht mehr auf, durch Kauf und Schlauheit an ſich zu bringen, was ihren Landereien noch an Rundung fehlte. Der Volksglaube ſieht daher heute noch zwei geſpenſtige Markenumgeher, die für die Räubereien des Conventes büßen. Von dem Mattlande der Neſſelnburg (oberhalb den Rebbergen des Dorfes) wandelt aus der Kloſterſchenne ein Geſpenſt in den Lebegrund; wen es anbläst, der wird kraftlos. Mitten im Laufe trifft es mit einer blauen Flamme zuſammen, die bei der Kloſterkirche ſich erhebt und ihm über den Weinberg bis zum Lebegrund entgegenflackert. In dieſer Linie ſollen die alten Marken des Gemeindelandes laufen, welche das Stift nach und nach ſich einverleibt hat.

517. Das Geſchlecht Oelhafen in Aarau.

600 Aarauer hatte die Peſt i. J. 1565 in dem kleinen Städtchen hinweggerafft. Man fand gar keine Todtengräber mehr. Als man 15 Leichen auf einmal im Roſengarten begraben mußte — da wo jetzt unter den ſchönen Tulpenbäumen*) der Spielplatz iſt, und gar kein Troſt für die vielen Leidträger mehr übrig ſchien, rief ihnen eine Stimme vom Himmel auf den Gottesacker herunter:

Grabt Tormentil und Bibernell,
So ſterben die Leute nicht ſo ſchnell!

Die Einwohner, welche in jener Zeit dieſe Pflanzen noch nicht kannten und denen noch dazu alle Scherer vom böſen Schaden mit

*) Diese sind leider gefällt worden, und der Name dieses Platzes Arenzacker ist jetzt nicht mehr richtig.

weggerafft waren, beschickten einen berühmten Arzt und Kräutersamm
ler aus Deutschland, daß er ihnen die Heilwurzeln suche. Dies war
der Patrizier Doktor Kraft von Oelhafen aus Nürnberg. Er hatte
die vom Himmel bestimmten Kräuter Tormentilla und Pimpinella
bald an den Rainen der Hafnergruben und auf sonnigen Wiesen um
die Stadt aufgefunden, und wie man sie da heute noch wegen ihrer
magenstärkenden Wurzel sucht, so wurde damals vorzugsweise dem
jähen Tode mit gewehrt. Zum Danke schenkte man ihm Ländereien
und lud ihn ein im Lande zu bleiben, und da er sich bald nachher
mit einer Aarauerin verheirathete, gab man ihm das Bürgerrecht.
So blieb er, und von ihm stammen die Oelhafen, deren einer heut zu
Tage der städtische Grosweibel, und deren ein anderer der Verfasser der
neuesten Aarauer-Stadtchronik ist. Das Wappen, das sie führen, ist
unverändert dasselbe, welches Kraft aus Nürnberg brachte: in einem
Querfelde der aufrechtstehende Löwe, den Oelkopf haltend, im andern
der Stadtadler und drunter der Staufring, drüber in der Adelskrone
der Löwe als Helmzier.

Ulrich Fisch, handschrift. Chronik, verzeichnet v. J. 1629: wir auch im
vergnt jahr regiert die pest allhie und andern nächst glägnen örtern also
daß in unser gmein arauw by siben hundert all vnd jung durch den zeit
lichen todt hingezuckt worden. gott wölle jo alle sampt begnaden. Oggen,
handschriftl. Sammlung, pag. 47. Im Jahre 1665 begrub man wieder
um 604 Personen. ibid. pag. 44. Wie in Basel, so mußte auch hier
Abdecker und Schweinehirt den Todtengräberdienst versehen: „Wie vor
etlichen Jahren allhier in Aarau Brauch war, daß der salv. v. Schweine
hirt die Todten begrub, so haben meine Gn. HHerren einen eignen Todten
gräber dazu verordnet. ibid. pag. 128. Ein Vogel verkündet hier die der
Pest wehrenden Heilkräuter und räth das Bibernell graben an. Dieser
Zug wiederholt sich: Bechstein, thüring. Sag. 2, 126. Herrlein, Spessh.
Sag. 217. Meier, schwäb. Sag. No. 274. Panzer, bayr Sag. 1,
No. 280. 281 bezieht des Vogels Reimspröchlein noch bis auf das Seuchen
jahr 1813. Am Himmelfahrtstage gräbt wirklich noch die Schuljugend
in der preuß. Altmark Pimpinellen, und viele Berge tragen derlen den
Namen davon. Kuhn, märk Sag. 328. Der Name der Pflanze ist ndd.
bevernelle, ableitend von bevern, beben, fiebern. Kuhn Aufrecht, Ztschr.
f. Sprachforsch. 1, 9. Die Rapunzel nannte ein weißer Rabe dem Voigt
lande gegen die Pest (Gräße, sächs. Sagensch. No. 559):

Freßt nur recht Rapundica,
Sinsten kimmt fa Pienich herra.

In Leoprechtings Lechrain Sag. pag. 101 meldet der Vogel die Bienenche
als den kommenden Schelm an:

Ihr Leut, ihr Leut, brecht Bibernell!
Der Schelm, das Mutter, fahrt gar schnell

Aber es gab auch einen weißen Vogel, der die Pest verbreitete. Gräße.
ibid. No. 560. So ist in Woeste's westfäl. Volksüberlieferungen pag. 44,

No. 13 der Fiſalter oder Schmetterling ein Peſtvogel; bei Gregor v. Tours, fränk. Geſch. 4, 31 iſt es die Haubenlerche (corydalus), welche die Peſt nach Arvern und ins übrige Frankreich bringt. Namentlich aber giebt man es dem Schmetterling ſchuld, nennt ihn Giftvogel und hält ſeinen Flügelſtaub für Gift. Weeſte in vdHagens Germania 9, 292 No. 73, und Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 248. Hierin treffen nun Aberglaube und Wiſſenſchaft in neueſter Zeit poſſierlich zuſammen. Dr. Vogel, Chemiſche Analyſe der Münchner-Cholerakuft 1854 zeigt, daß nicht allein die Luft das Miasma weiter verpflanze, ſondern der Anſteckungsſtoff ebenſo durch Thiere „wie Vögel und Schmetterlinge“ weiter verſchleppt werden könne. Hiedurch entſchuldigt ſich der Volksaberglaube über Verbreitung der Peſt und über die Giftigkeit manches harmloſen Sommervogels um vieles. Dr. Vogels chemiſche Theorie iſt indeſſen eine ſchon ſehr alt-abergläubiſche. Die Juden ließen gegen den Ausſatz einen Vogel in die eine Hand nehmen und drinnen ſterben, und aus der andern einen zweiten mit des Getödteten Blut beſprengt, entfliegen. Moſ. 3. 13, 14. So entſendeten ſie mit dem Lebenden die Anſteckung. Der abd. Phyſiologus (Wackernagel Leſeb. 1, 166) ſagt, daß ſich die Haubenlerche (curadrius) von dem Kranken wegwende, der ſterben ſoll, daß ſie aber die Unkraft des zur Geneſung Beſtimmten an ſich ziehe. Der mit jeder Peſtſeuche gleichzeitig verbreitete Glaube über eine Vergiftung der Brunnen wird bei Durand. ration. divin. offic. 7, 14 wiederholt, und dieſe Brunnenvergiftung wird den in der Luft umfliegenden Drachen ſchuld gegeben, die ihr Sperma in die Quellen fallen laſſen. Alſo abermals ein Peſtverbreitender Vogel.

Nachträge.

Pag. 29. Die ſchon beſprochene Deutung, wornach das Wort Hund bald in dem Werthe eines allgemeinen Zahlwortes (No. 347), und bald wieder in der Beziehung zur Hundemeute des W. Jägers ſteht, erhellt auch aus einem Aelplerbrauche, welchen Steinmüller, Alpenwirthſchaft 2, 388 meldet. „In Wartau und ſonſt im Rheinthale, deutſch-ſchweizeriſcher Bevölkerung, iſt bei den Sennen der Tag des Milchmeiſens ein beſonderes Feſt. Die Alpeigenthümer kommen dazu auf die Weidſtaffeln herauf, um da allen Käſe- und Ziegergewinn an die Mitgenoſſen je nach der Ergiebigkeit von deren Weidkuhen abzumeſſen und zu vertheilen. Jeder Senne wetteifert mit dem Nachbar-Sennen, den größten Butter- und Käſegewinn aufweiſen zu können. Von einem ſolchen ſagt man, er habe zu höchſt. Wer aber um ein Beträchtliches weniger aufweiſt, der hat den Hund. Ein Hund ſei gekommen, heißt es, und habe ihm Alles aus Milch- und Käſekammer weggefreſſen; die Kinder ſammeln ſich vor einer ſolchen Hütte und bellen und heulen [illegible] wie Hunde. Auch auf der Heimfahrt empfängt man den Sennen im Thal überall mit [illegible]

Pag. 31. Gegen den Trottengeist in Frick muß man in jedem Viehstalle zum Schutz der Thiere einen Schafbock halten. Der Bock, das Thier des Aerntegottes Donar, behütet daher auch jeden Schatz, den man im Stalle vergräbt: pag. 64. Roßböcke nennt man diejenigen, welche in den Roßställen gehalten werden und da von dem Futter sich nähren, das die Pferde aus der Raufe fallen lassen. Man hielt und hält den Bock im Stalle, um die Rosse vor allem bösem Einfluß zu behüten. So meldet Pfarrer Steinmüller in seiner Schrift über die Glarner- und Appenzeller-Alpenwirthschaft 1, 103 und fügt 2, 150 hinzu, daß folgerichtig auch der Geiß eine ähnliche zauberhafte Wirkung beigelegt werde. Das Geißenschmalz hält der Aelpler für ein vorzügliches Heil- und Schutzmittel; etwas von der Butter der Ziegenmilch hat er immer in Vorrath bei sich (unten am Melkstuhl in einer eigenen Kerbe), er streicht sie seinen Milchkühen ans Euter, und je älter, um so wirksamer ist sie ihm.

Pag. 41. Die Störche halten Gericht bei Creutzburg. Heusinger, Sachsenländ. Sag. pag. 285.

Pag. 44. Ueber den Glauben, nach welchem die Seele bei ihrem Abscheiden vom Körper Vogelgestalt annehmen soll, bringt Liebrecht in des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia pag. 115 mehrere bisher noch nicht benützt gewesene Belege, aus denen nur folgendes ausgehoben sein soll. Albericus Trium Fontium, Chr. Licon ad. a. 1130 erzählt, daß isländische Hirten die Seelen einiger Verdammten in Gestalt schwarzer Raben in den Hekla stürzen sahen. Der Koran cap. 17, V. 14 besagt streitend gegen den altarabischen Aberglauben, wornach die Seele der Verscheidenden als eine klagende Nachteule wegflattere: Wir haben an den Hals eines jeden Menschen seinen Vogel befestigt. Vogel mit Menschenkopf ist bei den Aegyptern Hieroglyphe für Seele gewesen.

Pag. 46. Ein Steinkreuz bezeichnet zu bayerisch Horabach bei der Stadt Rothenburg des Knaben Grab, der beim Erhängenspielen erwürgte, während eine gehetzte Bache hervorbrach und die Gefährten verscheuchte. Schöppner, bayr. Sagb. No. 837.

Pag. 51, No. 280 muß statt des Waldes Rambolz gelesen werden Muniholz.

Pag. 95. Geister, die durch Klopfen, durch Peitschenknall und Schellenklang die kommende gedeibliche Aernte anmelden, finden sich in unserer Samml. mehrere, ohne daß dabei ihr näherer Zusammenhang nachgewiesen worden wäre. Bd. 1, pag. 270 ist das Schellenbrünnlein angemerkt; 296, 318, 371 handelt vom Schellengeläute. 38. 297 handelt vom Schellenpeter. Bd. 2, pag. 37 trägt der Bornhund des W. Jägers ein Schellenhalsband und klingelt damit, wenn das Wetter wechseln will. Zu Haßloch, eine Stunde von Wertheim am Main, wächst ein berühmter Rothwein. Will er ein Jahr besonders gerathen, so läßt sich das Gespenst hören, das Weinbergsmann heißt. Er knallt mit der Fuhrmannspeitsche und die Glöcklein der Pferde klingeln aus der Erde hell herauf. Schöppner, bayr. Sagb. No. 1335.

Pag. 102. Der doppelte Fuchs mit feurigen Augen, der die Grenzsteine des Bannwaldes untersucht, erinnert an den goldenen Fuchs, der in dem Weiler Rothenbühl da begraben lag, wo ehemals der Altar einer eingegangenen Kapelle gestanden hatte (Schöppner, bayr. Sagb. No. 1471)

dieser letztere aber gemahnt an das Bd. 1, No. 93 in der Pfaffenhöhle zu Suhr begrabene Goldene Kalb.

Pag. 119. Der Müserngeist von Gebistorf setzt sich einem hausierenden Glashändler in seine Glasflaschen hinein. Er thut also eben dasselbe, was die vielerlei Kruggeister versuchen oder begehren, von denen in No. 368 die Rede ist. Es sind damit die vielerlei Grabesurnen unserer Heidenhügel gemeint. Gläser als Aschengefäße germanischer Gräber sind freilich selten, denn sie konnten nur durch Tausch und Erbe aus Italien nach Germanien gelangen; allein an ihrer Stelle finden sich zugleich allerlei Kochgeschirre, Holzgefäße und Thonschüsseln. Wenn das Landvolk beim Torfstich auf dem Erdinger Moose solcherlei Flaschen und Töpfe findet, hält es sie für Gefäße, in die man unreine Geister hinein benediciert und dann in diese Sümpfe versenkt hat. Schöppner, bayr. Sagb. No. 1212. Natürlich hütet man sich, solche Urnen zu zerschlagen und damit den darin liegenden Unhold ledig zu lassen.

Pag. 133. Der gläserne Grabesverschluß ist aus einem thatsächlichen Brauche der Vorzeit in die Sage gekommen, hat sich aber alsdann namentlich im Märchen zu einer Art poetischen Vorstellung umgewandelt, an welcher wir selber weiter dichten. So schreibt L. Schefer im Laienbrevier von der Sehnsucht der Todten, den wiederkehrenden Frühling noch einmal erblicken zu können:

Die Todten Priamus und Helena
Und Karl der Große und Napoleon,
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienenfurren
Und das Gerus der Vögel anzuhören: ꝛc.

Die Ynglinga-Saga dagegen berichtet cap. 12. 13, daß Gott Frey's Grabhügel, von welchem nach Snorri Sturluson der nordische Grabhügelbau überhaupt ausgegangen sein soll, durch seine Freunde mit einer Thüre und drei Fenstern versehen worden ist. Hier herein brachten ihm die Schweden nach wie vor den Zins; in das eine Fenster legten sie das Gold, ins andere das Silber, ins dritte das Kupfer. Schwedische Heidengräber, aus großen Tragsteinen aufgeführt, zeigen zuweilen in einem oberen Seitenstein eine kleine, rundbogige Oeffnung. Weinhold, altnord. Leben 492.

Pag. 132 ist erzählt, daß in des Wolfsgrabengeistes Grab bei Tage eine Kerze brenne. W. Menzel hat in den Alemannengräbern am Lupfen bei Oberflacht 1847, außer allerlei Mitgaben an Holzschuhen, Wanderstäben, Trinkgefäßen und Speisen auch Lichtstöcke gefunden.

Pag. 135. Der längst begrabene Günnä sieht täglich in seinem Wohnhause zu Brugg zum Fenster heraus; der eben beerdigte Fritze Böhni, pag. 137, schaut den Leuten aus seinem Fenster entgegen, die von seinem Leichenbegängnisse heimkehren. Als des Kinzhalden-Joggeli Leiche zum Kirchhof kam, öffnete man noch einmal den Sarg, aber er war nun leer; und da seine betagte Mutter vom Kirchhofe heimkommt, ruft ihr der verstorbene Sohn übers Hausdach herab zu: Ich bin noch vor Euch daheim! Bd. 1, pag. 185. Diese sich vielfältig wiederholenden Züge reden, so platt ihr jetziger Ausdruck lautet, doch von der Unsterblichkeit des Gottes, der im Kampfe mit der Uebergewalt sein irdisches Leben dran gegeben hat. Der Held der

Sage stirbt nicht, auch von ihm gilt das Merkwort der Einherrschaft: der König ist todt, es lebe der König! In Henfingers Sachsenländ. Sag. pag. 35 wird dies auf eine anmuthig neue Weise erzählt. Als der Sachsenherzog Wittekind ein Christ geworden und zu hohen Jahren gekommen war, beschloß er, noch einmal die Treue der Seinen zu erproben. Zwei seiner Freunde mußten bekannt machen, er sei gestorben und werde auf die bestimmte Stunde begraben. Da kam alles eilends und voll Trauer herbei. Der Bauer aus Bünde kam dem Zuge etwas verspätet nachgelaufen, daher heißt noch heute sein Hof der Nalöp, Nachlauf. Ein Schürmann aus Westerenger hatte nichts als nur die Schuhe noch anziehen können und trat so an den Sarg hin, der verschlossen vor der Burg stand. Da kam plötzlich Wittekind selbst unter die Schaar der Leidtragenden, und alle die, welche da zum Leichenbegängnisse umherstanden, machte er auf ewige Zeiten zehentfrei, den Nalöp mit seinem Hof, den Westerenger mit seinen Aeckern.

Pag. 141. In Skandinavien begann man jene Grabesurnen, welche in den Heidenhügeln beigesetzt worden waren, mit dem sich verbreitenden Christenthum gleichfalls in die Kirchenmauern einzusetzen. Weinhold, altnord. Leben 484. 503.

Pag. 151. Zu diesem aus dem Sennenleben stammenden Glauben tritt ein Bürge aus der Neuzeit, der schweizerische Pfarrer Steinmüller, in seinem Werke über die Alpenwirthschaft 1, 86: „Ich will noch bemerken, daß es im Winter schon oft geschehen ist, daß eine Kuh im Stalle mit dem Kopfe zu der andern in ihre Kette oder Stoß geschlossen ist, das nicht anders als mit dem äußersten Zwange geschehen konnte, indem die Kette gewöhnlich aufgefeilt werden mußte. Man hat auch Beispiele, daß man die Kühe auf diese Weise wirklich sich selbst erwürgt und todt im Stalle gefunden hat. Der leichtgläubige Bauer schreibt dies dem Einfluß der Hexerei zu."

Pag. 155. Der Leichnam des vom Teufel geholten Horenbauers hielt, da man ihn auf der Waldinsel der Aare wieder fand, Laub und Reisig noch in den festgeschlossenen Händen. Wenn der Lochluegenjäger den Leuten begegnet, Bd. 1, pag. 104, so raschelt es so heftig, daß diese meinen, mit jedem Schritte in tiefstes Waldlaub einsinken zu müssen. Andere Unholde werfen sich dem Fußgänger als ein Laubsack entgegen, der bei der ärmsten Volksschichte und beim Sennen noch immer die Stelle des Strohsacks vertritt. Auf einem Laubsack schläft der Hauskobold, 1, pag. 295. Das Laub des Waldes wird schwarz, da man die Herr von Aristau in ihm begraben will: Bd. 2, 171. In diesen Sätzen redet die Erfahrung des Landmanns. Auf dem Boden jener heidnischen Hügelgräber in der Schweiz, welche Dr. Ferd. Keller dem Alemannenvolke zuschreibt (Heidengräber, pag. 63. 70) findet sich um die Leiche der fast immer Eichenlaub, zuweilen auch Buchenlaub gestreut.

Pag. 163. Das übergroße Mannshaupt, das aus der Tiefe eines Brunnen oder Thurmes herauf seine Sprüche ertheilt, scheint in Beziehung stehen zu sollen mit dem Denkzeichen jenes eisernen Mannes, der hauptlos auf den Laufenburger Festungsthürmen stand und Schwedenkönig und Schwertmann hieß (pag. 377). Letzterem muß einst eine besondere Geltung beigelegt gewesen sein, sonst wären die Laufenburger nicht nach ihm

zubenannt gewesen. Wie nun aber des Orpheus Haupt nach Lesbos schwimmt und dorten Orakel aus einer Felsenspalte ertheilt; wie des indischen Dadhyanc abgeschlagenes Haupt, in einer Bergschlucht ruhend, weissagt, so hat auch schon die abd. Weltchronik Kunde von einem solchen Prophetenhaupte und knüpft den Wohnsitz des Frankenstammes an dasselbe. Sie berichtet, wie das Volk der Franken, aus Troja abstammend und schon vor dessen Zerstörung ins Abendland auswandernd, sich niedergelassen habe zwischen Aquileja und Triest beim Wasser Timavus. An der Stelle dieser fons Timavi liegt nun Duino, Stammschloß der Grafen von Dewen, deren einer, Burggraf Hermann von Dewen, bereits in der Wiener Meerfahrt mitgenannt wird. Haupt, Ztschr. 5, 243. Heute ist es San Giovanno di Duino genannt, eine berühmte Wallfahrt zum Haupte des heil. Johannes, das hier aus einem der sieben tiefen Felslöcher ausgespült wurde, aus denen der Timavofluß hervorkommt. Schlözer, Briefwechsel 2, 340. Also in der altdeutschen Legende gleichfalls ein solches aus dem Brunnen herauf weissagendes Gotteshaupt.

Pag. 195. Die Reihe der Beweismittel für die weite Ausdehnung, in welcher die Feier des leuchtenden Hirschen bei deutschen Volksstämmen gegolten hat, vermehrt sich und reicht nun schon bis Island. Weinhold, altnord. Leben 467, erzählt unter Berufung auf Olassen und Povelsen (1, 187), daß zu eben derjenigen Jahreszeit, in welcher die Mummerei unseres Schimmelreiters, Klapperbocks, Weihnachtsbären ꝛc. gilt, es beim heutigen Isländer eine besondere Lustbarkeit sei, „einen Hirschen mit brennenden Lichtern vorzustellen."

Pag. 213. Bekam die Heidenmarei nicht das gewünschte Milchquantum bei den Bauern geschenkt, so achtete sie darauf, welcherlei Namen die Bauern den Milchkühen gaben; alsdann strich sie melkend ihren Kleiderriemen, wiederholte dabei jenen Kuhnamen und erhielt so alle Milch der einzeln genannten Thiere. So oft nun der Senne eine Abnahme seines Thieres bemerkt, ändert er ihm den Namen. Wie alt hier Glaube und Brauch ist, beweist der dagegen schreibende Zürcher-Pfarrer Rudolf Gwerb, Von Leuth- und Vychbesägnen, Zürich 1646, pag. 66: Wenn ein kuh, rind oder ander vych räudig ist oder sonst ein geprästen hat, so soll der Hirt, nicht ohn murmlung gwüsser abergläubiger worten, vnd dann fürhin ein Jeder demselben Hauptvych seinen nammen enderen und jhns anderst, als vorhin, benennen; so werde es seine vorige gesundheit wider erlangen.

Pag. 214. Als großes rothes Schwein geht die Heidenmarei in dem Bergwalde der Hargeten um. In eben derselben Gegend läuft jene Schweinheerde der Rothen, deren Fleisch sonst die Basler wannenweise und saumweise mit Thalern und Wein bezahlt haben: Bd. 1, pag. 211. Die rothe Farbe ist beim Viehzüchter noch in Geltung. Bei der Schweinszucht im Werdenbergischen und Wartauischen liebt man allein die Thiere von rothbrauner Farbe. Ein kleines Ferkel solcher Farbe wird schon um 40 Kreuzer höher bezahlt, ein halbjähriges aber um mehrere Gulden höher, als ein anderfarbiges. Steinmüller, Alpenwirthschaft 2, 402. F. Liebrecht, des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia, führt pag. 65 aus Giraldus Cambrensis Topograph. Hiberniae über die zauberischen Schweine an, diese seien alle roth, entwandeln sich aber stets nach drei Tagen wieder: Nostris quoque temporibus quosdam [illegible]

ut videbantur, porcos, *sed tantum rubros*, ex quacunque præjacente materia producentes, in nundinis vendebant. Sed hi statim ut aquam aliquam transibant evanescentes, in propriam et veram revertebantur naturam. Quantalibet autem industria servatis assumpta species ultra triduum non durabat. Die reinigende und nichts Böses duldende Kraft des fließenden Waſſers entwandelt dieſe rothen Zauberferkel wieder.

Pag. 231. Hügelgräber mit einer großen Steinplatte bedeckt, unter der die Leiche auf nackter Erde oder bloßem Gerölle lag, ſind verbreitet und altherkömmlich. So hatte das Grab Harald-Hårfagers am Kramtſund in Rogaland einen Deckſtein von 13½ Ellen Länge und 2 Ellen Breite. Weinhold, altnord. Leben. In der Schweiz ſchreibt man die gleichen Gräber mit größter Wahrſcheinlichkeit den Alemannen zu. Dr. Ferd. Keller, Heidengräber i. d. Schweiz, pag. 63.

Pag. 250 wird das Schlachtfeld, wo Irminger geſiegt und „wo das Geröſch wider die Ungläubigen angangen, von dem geräuſch vnd getöß der Rüſchlins- oder Hermingersberg geheißen.“ Ebenſo leitet die ſächſiſche Adelsfamilie von Buttlar ihren Namen Treuſch aus einer Schlacht, welche ſie Heinrich dem Erlauchten 1261 bei Wicken gegen das Brabantiſche Heer gewann. „Dort treuſcht das Blut der Feinde wie ein Bach in den Elſterſtrom hinab,“ rief ein Buttlar aus auf jener Walſtatt, und ſeit dieſer Zeit nannte ſich ihr Familienhaupt Iring Treuſch von Buttlar. Henſinger, ſachſenländ. Sag. pag. 186.

Pag. 304. Vgl. Dietrichs Abhandlung über die deutſche Waſſerhölle, in Haupts Ztſchr. 9, 175.

Pag. 366. Zuſehends vermehrt ſich die Zahl jener heidniſchen Figuren, die man heute Lälle nennt und die früherhin als ſchützende Ortsgötter von der Bevölkerung feſtlich umhergetragen, aufgepflanzt und ſchließlich an Stadt- oder Kirchenmauer in Stein ausgehauen worden ſind. Hunenkopf iſt der Name eines altersſchwarzen Steinhauptes, das im Städtchen Brugg von der Thurmwand des Brückenthores (deſſen Grundbau römiſch iſt) hütend herunter ſchaut auf die Aarbrücke. Holzerkopf und Gibel iſt bei Mihla der Name des W. Jägers. Henſinger, Sachſenſagen pag. 346. Ein ſchwarzes Steinhaupt an der Oſtſeite der Kirche in Angerthal giebt man für das Haupt jenes mohriſchen Baumeiſters aus, durch den der neubekehrte Sachſenherzog Weking oder Wittekind die erſte Chriſtenkirche in jenen Gegenden erbauen ließ. Henſinger, ibid. pag. 27. Karl von Münchhauſen meldet die von ihm i. J. 1798 im Schmalkaldiſchen beobachtete Sitte, den Kirmeßtanz um einen friſch aufgerichteten Baum abzuhalten, in deſſen Wipfel eine große Puppe ſteckte, welche aus Lappen zuſammen geſtückt war und der Lalli hieß. Kräter, Bragur 6, 35.

Sachregister

zum zweiten Theil der Aargauer-Sagen.

Die nebenstehende Nummer giebt die Seitenzahl an. reicher ausgestattete Züge und Begriffe der Sage sind hier: Auge, Baum, drei, Hund, hundert, Hut, Heide, Opfer, Ross, roth, Stab, Stein, schwarz und weiss, unterirdisch, Wasser, Wind. diese Wörter sind in dem Register als Leitwörter herausgestellt und die ihnen nächst verwandten Begriffe sind beigeordnet. Man hat also Brunnen unter Wasser, Zipfelkappe unter Hut, Mondmilch unter Stein zu suchen.

Abbizüs, zwei jungfern von, 387. 388.
abhandeln, eine sunde 345.
argerst 187.
Agathensegen, feuerbannend 148.
Alabirri 189 — 198.
alpsegen durch den milchtrichter 141.
alpstein 205.
alrüne 189.
„ gekleidet 43.
Alte, der und die, 84. 215. 226. 244.
Ampeli- u. Wihnacht-stock 174. 187.
Ankenballen 224.
ankenmachen 153. 171.
anken und leberthran 35.
ankenverfälschung, folge der 144.
Armagnaken, Arme Jucken 359.
aschenknochen 95.
aschensack 36. 37. 84.
auferstehung 135. 304.
AUGE.
wie ein backofen 84.
blutroth unterlaufen 36.
wie chaisenlaternen 2. 9.
„ das einmaleins 142.
„ fleischteller 2. 10. 36. 38. 50. 84.
„ kartoffelkorb 84.
„ kirchenfenster 2. 84.
„ marktzwiebeln 2.
„ pflugräder 10. 33. 84. 158. 159.
„ rollen 42.
„ scheffel, feurige 84.
vorquellend 37.
wie zwiebelbollen 2.

Backmulde, fahren in der, 58. 59. 159.
backofen 84.
backofen-augen 84.
bahrgericht 124. 125.
bannen in flaschen 364.
bannraub 382. 383.
pappehauer, schriquet 263.
Basler erdbeben 87 306.
BAUM.
baummänner 380.
besen, geweiht 140.
birnbaum 68. 121
baumchussen 277.
dachstuhl ins thal versetzt 146.
„ ins gebirg versetzt 157
dachtraufe 151.
in die dachrafe gebannt 139.
bim Dokter! 202.
donnerbesen 202.
eiche, thaler herabschütteln 148.
Eichenberg und Eichenberger 354.
eichenlaub in gräbern 155. 171. 395
haseneiche 64.
hirscheneiche 198.
tanzeiche 175. 176.
götterbilder im baum 253. 254. 298
hagenbuchener schlafdrunk 312.
haselgerte 140. 170.
holhunderstaude, 300jährig 329. 360.
gerichtslinde 115.
nussbaum des flachsengeistes 140.
nussbaum des dorfpudels 36. 84.
obstbäume des dorfhirtes 34. 68. 70. 81
in einen pfahl verwandelt 147.
Reckholderdonner 202.
reiswelle 183.
reiswellen reitend 125.
baumsteiger 175.
stöd des S. Nikolaus 326.
tafeltanne des dorfhundes 36.
tanne, ein meteorname 183.
Tannligrotzle 183. 202.
Tannliwatter 183.
tanne des Wissmaidli 5
baum-umstossen 154.
Belgenbock 203.
berg-ersteigen an Himmelfahrt 289. 291
Bergfridli 280.
beten durch milchtrichter 141.
beten, zu kraftig 148.
blasbalge des schmiedgeistes 229. 230
blutfleck unvertilglich 137. 154. 377.
blutschwitzendes bild 128.
blutschwitzer-prozesse 153.
bo Bocon 203.
bock 34. 64. 394.
Bocksfuss, meister Geissfuss 203
Bodenwald 175.

Bodere 167.
Boggel 181. 199. 200. 204.
Bolimä 182. 198.
bohrloch 168.
bombenpille 35.
brandspur des fingergriffs 85.
brod, in acker vergraben 169.
„ als Chriddibenz 211.
„ als hirzehorndli 197.
„ aus hobelspänen 182.
„ hundertzehn-jähriges 327.
„ kipf, zum kamm verwandelt 314.
chüechen sieden 366.
mutschenweckli 369. 374.
brodkorb, fahren im 58.
„ rinde und brodwolle 319.
„ und milch als schweinemast 126.
„ versteinertes 282.
„ wurfel 242.
brücke, von der Alten bewacht 241.
„ eiserne und silberne 216. 217.
„ lange 217.
„ hölzerne 216. 217. 241.
„ mit zenne und glocke 217. 218.
Brünis-stadt 257.
Brünniger 83. 85.
burgunderschlegel 384.
Buboo, bubôf! 374.
buttern 153. 174.
butterhexe 169. 188.
Butz und Benz 211.
Butzinä 199.
Bürgi Küfer 329. 339. 380.
Bysigbrugg 216.

Cadololt, Chadaloh 249. 250. 251. 252.
le Cassaron 206.
Chapeli-thierli 294.
chaisenlaternen-augen 2. 9
chalotzelstein 205.
Choli, hausgeist 145.
chrai 188.
chriddibenz 211.
chriesi-stuppler, schriquet 262.
Christi handspur 282.
Christoleys-chrie 250.
chüchen, durch anhauch behexen 151.
chüssen des leumes 277.

Dachrafe 139.
„ stuhl 146. 157.
„ traufe 151.
daumen 162.
„ ellen 282.
dorfthiers augen 84.
„ badend 69.
„ am feuerherd 145.
„ grinde schlagend 28.
„ kochend 148.
„ obst-lesend 34. 68. 70.
„ weinflaschen blasend 69
dorfthier, weinsaufend, 69.
„ wetterkündend 68.
DONNER.
donner-besen und reckholder-donner 202.
Donner- u. Dornbühl 202. 203.
donnerguez 202.
donnerkeil, schmetterling 202.
donnersketzer 204.
donnerstagsfeier 202.
„ „ speisen 227.
donner-schiess! 204.
„ stein 202. 203. 206.
potz Donnstig? 204.
donnerwurz 202.
Dornrain 203.
drache als gullenfass 84.
„ „ heuseil 84.
„ „ schlange 13.
„ „ strom 12. 13.
„ „ waldnussbaum 84.
„ „ wiesbaum 84.
drachenstein 1. 7.
drak 203.
DRUD.
drei batzen 243.
„ beiniger esel 65.
„ „ hase 99.
„ bündenstein 89.
„ faches feuer 240.
„ faltigkeits-satz 167.
„ fingerstein 89.
„ länderstein 89.
„ rohrenhut 30. 107.
„ sesselstein 88. 89
„ spitzhut 31. 33.
„ stein 88.
„ heidenpriester 275.
„ heidenschmiede 287.
„ hundert sennenringe 327.
„ kornkinder 244.
„ mal klopfende Mechtild 204
„ rappen 380.
„ pfenning küchengeld 313.
„ schafe 380.
„ schlösser 29. 230.
„ schwestern 220.
„ sonnensprünge 290.
„ weidfrauen 172.
„ weisse nunner 275.
Dremel 208.
druckfackel 83.
Dusselhund 30.

Eiche 64. 148. 175. 176. 198.
eichhorn 247.
eidechse 179.
eisenstangen, vierer der beiden 288. 289.
eisenthüre 241. 389
Elbstier 14. 15
Elend 389.

Ellermutter des teufels 226.
Elsz 200.
elsterngeschrei 45. 62.
Englischer gruss 334.
Ensi, Ensi und Aysy 359.
Ensi-stall 246.
ente und gans 104. 105. 188. 208.
Enziloch 111.
erbsen 227. 228.
erbsen- und bohnenstroh 228.
erbsenessen 270.
erbsen, donnerstagsgericht 227. 228.
erbsenmus des teufels 224.
erbsensuppe, ein todtenmahl 228.
erbsen, ins wochenbett streuen 131. 228.
Erchanger 252. 253. 256.
esel 65. 69.
esel, sobriquet, 265. 268. 270.
eselseisen 269.
eselreiter 346.
eselreiter der W. jagd 248. 269. 272.
Esels-schinder 267. 272.
eselsweg 269. 270.
eselswiese 267. 268.
eule, angenagelt gegen hagelschlag 166.
eule des W. heeres 165.
Ensi 246. 359.

Faden und seil 217. 276.
federfuss, hexenname 188.
fenster gatten 123. 385.
zum obern Fenster 'reinschauen 135. 137. 394.
zum obern fenster 'reinschauen 22. 68. 308. 364. 367.
feuer an himmelfahrt 299.
feuer aus fingernägeln schlagen 149.
feurige maenner, fechtend, 74.
feuersbrunst umlaufen 148.
feuriger scheffel 84.
fingergriff feurig 85.
fingernägel eisenbeschlagen 223.
flaschengeist 139. 140. 394.
fleischteller-augen 2. 10. 36. 38. 50. 84.
fluchen erlöset 79. 85.
s. Fridolin 279. 280.
Froburgergrafen 251.
frösche geschweigen 248. 248.
frösche, sobriquet 246. 263.
fuchs, doppelter 102. 393.
fuchs und Fayer 102.
fuchs feuerschnaubend 102.
fuchsloch, stadtthor 252. 256.
fund finger im stein 284. 282.
fuss-stapfenmass 282.

Gang, unterirdischer 241. 423.
gans und ente 104. 105. 188. 208.
gast 163. 365.
gaumer, als träger der sagen 160.
geige des s. Peter 341.
geiger, Trudengeiger 175. 334.
geist, anblasend 390.
„ bettkamerad 145.
„ brüllender 365.
„ im garbenloch wohnend 142.
„ gebannt in den burgunderschlogel 304.
„ gebannt in die essigflasche 130.
„ „ „ „ massflasche 137.
„ „ „ „ strohflasche 140.
„ „ „ s'schoppenglas 132.
„ in den krug verkorkt 141.
„ „ „ kirchlich eingemauerten krug 141. 142.
„ „ krutte und korb 152.
„ „ flasche und gutter 119. 140. 142. 394.
„ kriegskundend 138.
„ die pflugochsen streichelnd 132.
„ processierend um peitsche und rübe 142.
„ das scheunenthor öffnend 145.
„ am schweinkoben wohnend 136.
„ zollgardisten würgend 138.
geisterbette 134. 139. 145.
„ -mauer 69.
„ des haushauses 294.
„ -schlafgeld 135.
„ -schutz durch strohflaschen 144.
„ siedende und kochende 87. 148.
„ tabakrauchend 85.
„ zwölf glas wein trinkend 144.
Geiss, ein rathsherr 99.
geissbock, getauft 14.
Geissfuess 203.
geissenschmalz 393.
geiswiese 99.
gelbschlosser 34.
Gelfenkals? 372.
gerichtslinde 115.
gipsmüller 84.
mehl vergipsender müller 131.
Giritzenmoos 41. 47.
Gisila und Gisli 292.
Gislikirche 26. 290.
gizzi 28.
goldne brunnenröhre 246.
„ hane und schaufel 304.
„ hufspur 233.
„ kugel 242.
„ schelle 329.
glocke, die Alte 215.
„ „ vergrabene 382.
„ der beiden 215.
„ holzerne 239.
„ redende 378.
„ durch 7 mauern tönende 293.
„ mit seidenfaden 276.
„ versunkene 293.

Glunggern 179.
gott verbrennen 291.
götterbild im baum 253. 254. 296.
Gottlisacker 380.
grabkessel 222. 394.
Grabmännlein 380.
grabesverschluss, gläserner 132. 133. 394.
grasringe 122. 174. 178.
das Greiss 15.
grundeln gegen behexung 179.
grungekleideter 61. 92. 111. 122. 203. 380.
grünes männchen 218.
der Grunrock 203.
grünes ross 380.
gugger 203. 211.
Gundesvolk 68.
Guntram und Baltram 8.
Gunna 135. 394.
götterlein voll hagelwetter 177.

Habsburg, Habichtsburg 342.
Habsburger, ein Romergeschlecht 342. 343.
„ halskette 343. 344.
„ ammern 343.
hag, vier ellen dick 111.
hagamsle, hexe 188. 209.
hagebuchener schlaftrunk 342.
Haggemann, haggemä 207. 208.
häggele 207. 209.
Hägglerfuss 200.
haghexe 188.
hahnenschritt 132. 137. 152. 366.
hammer! 255.
hammer des teufels 187. 228. 230.
Hammerli, meister 204.
lo Cassaron 206.
handspur des irrlichtes 84. 82. 107.
handschlag der hölle, verbrühend 303.
Hans, herzog 349.
Hans, der starke 317.
harsthörner Lucerns 16.
harsthörner Uris 14. 16. 17.
haselgerte 140. 170.
hasenreiche 64.
hase als blechhaufen 61.
hase, dreibeiniger 99.
hasen am hexengrab 171.
hasenfrau 57—64. 188.
hasengreifer 204.
hasenpelz 54.
hasenpfoten 61.
hase, dem teufel verkauft 163.
hauptloser eisenmann 377. 378. 395.
haupt, unterm arme 184.
haupt in der hand 264. 283. 285. 286.
haupt steinern 366. 397.
haupt weissagend 163. 285. 286. 395.
Häuptli 290. 291. 292.
hausgeist, mit den miethsleuten umziehend 156. 157.
haus der Pagan 215.
hechel, auf sie setzen 55. 377.
hegel 146.
heidenbestattung 211.
„ -brüder 287.
„ -burg 276.
„ -glocke 215.
„ -graben 237. 275.
„ -haus 19. 137. 215. 287. 385.
„ -hafen 302.
„ -hügel 256. 257.
„ -hütte 287.
„ -kirche 299.
„ -Marei 213. 396.
„ -ol 248.
„ -pfenning 302.
„ -priester 275.
„ -Seppli, -Toni 213.
„ -staffeln 215.
heilfelsen 291.
heimenmoos, soleriquet 108.
Heithier 54.
heizenstube 204.
Hellemund 230.
Hellhaken 208.
Helloch 330.
herdfeuer der hebamme 34.
herdschütze 145.
Hermann 253. 254. 255.
Hermann und Hermes 238. 254. 255.
Hermanns-thor 256.
Hermännlis-thor 252. 254.
Hermen-stal 252.
Herminger 252.
Herodes, Rodes 309.
Herodias 185.
Herrenheim 252.
heu- und Heithier 54.
Hexenbesen 183.
hexenfackel 83.
hexe als huhn 188.
hexe gehörnt 211.
hexentanz 176.
enthexen der ställe 168. 393.
Hiemo 107. 108.
himmelsbild 299.
„ chasseur 305.
„ hussar 305.
„ fahrtsbräuche 289. 261.
„ fenster 133. 305.
„ musik 176. 184. 286. 297.
„ thüre 303. 305.
Hirman und Hirmon 253.
Hirminger 250. 253.
Hirmingersberg 250. 397.
Hirnlinsberg 250.
hirsch, als geiss und geissbock 197.
Hirschirsch, soleriquet 195.
hirschengespann 189. 190.

hirschen mit leuchtendem geweih 191. 197. 397.
„ kloster stillend 192. 193. 195.
„ als liebes-symbol 192. 194.
„ maske 196.
„ ritt 190—195.
„ zum tod abholend 190. 191.
„ verwunschener 54.
hirschrei der Züricher 327.
Hirsmontag 195. 196. 197.
Hirsnarr 196. 197.
Hirzensprangler, schriquet 196.
hirzehörndli-brod 197.
hirzenthurm 234.
Alabirzi 190. 198.
Holzhirzi 190.
Sprunghirz Cervola 196.
Holderstock 184. 185.
Holle, Hollops, Henel 180. 184.
Holle hoh in alle hüte! 184. 185.
hollunderstaude 329.
hol uber! 74. 85.
hohle, frischgekehrt 141
Holenthier 33.
hollenbad 226. 303.
hollhafen 204. 226. 303.
Homisen 300.
honigwaben als stadtthore 224.
Hoppelreuter 83. 117.
hornissen-angang 342.
Hornussen 238.
hufeisen 150.
Huna bl. 270.
Hune, begrabener 248.
Hunen, hungertuch webend 256.
Hunenkopf 397.
Hunnenschlacht 250—256.
Hun 249.
Huningen, Gross- u. klein- 252.
Hunliwald des W. jägers 249.
Hunemauch 108.
hühnerfutter aus grabtopfen 248.
HUND
„ als Alrüne 42.
„ bach anschwellend 67. 133.
„ bachplatschi 22. 37.
Bornhund 37.
hund, brucke hutend 38. 152.
„ ein cleriker 33.
„ dorfhund 36.
„ dorfpudel 36.
„ dusselhund 30.
„ der grenzsteine 118.
„ geister-sichtig 28.
„ gottes 33.
„ ihn haben 392.
„ kuchenthüre u. suppe hutend 152.
„ pudel 364.
„ rebhund 203. 211.
„ s-loch 121.
„ rossapfel legend 29.
hund, rother 31. 38. 299.
„ rothängig 36.
„ rothstrumpfig 38.
Rufelihund 38.
hund der schatzkiste 161.
„ der Schwedenstallung 68.
„ s-trog dreier schlösser 29.
„ trübelhund 203.
„ trunkenbolde verfolgend 152.
„ weisser 117.
„ als zahlwort 120. 392.
hundertflicken-hende 308.
„ flicken-kleid 180. 182.
„ jährig gehaust 43.
„ pletzige lederjüppe 181. 182.
„ pletziger schuh 307. 308.
hungerberg der Hungarn 252.
hungertuch 256.
HUT.
breithut 68. 131.
dreirohrenhut 30. 107
dreispitz 31. 33.
federhut 116.
generalshut 149
grauhutig 135.
hund hutet 36. 37.
hut und mantel 139. 306.
hut, mantel, angelschuh u. stab 306.
hutpilz u. Wäldermann 28.
Langbori 36.
rothmütziger Boschishund 37.
weiberhaube 55. 180.
weisse zipfelkappe 68. 98. 150. 151.
wollhut 33.

Jetzer, -feld, -kreuz 220.
jetzern 230.
Irmen u. Irmin 253. 254. 255.
Irminger 250. 252. 297.
irrwisch, hane fordernd 77. 78. 82.
„ handspuren lassend 81. 82. 407.
„ heimleuchtender 81. 82.
„ mit mehlsack 83.
„ mit messtisch 83. 84.
„ als müller 77. 83. 84.
„ -namen 83—86.
„ schneider lähmend 161.
„ mit glühen rippen 75. 76. 77. 83.
„ als brennendes viertel 77.
„ 24 weinfässern begleitend 80.
Isen, Eisen, Kronreisen 241. 300.
Isenhubel 246.
Isen und Isis 300. 301.
in Iselis ehlich gehen 300.
Islisberg und Ispisberg 299.
Ite, frau 180.
Jude, Ewiger 308—309.

Kaltenemin 24.

Kuhlenstatt 216.
„ winkel 256.
kalb, spukend 18. 138.
kanzel 219. 220.
kanzelberg 296.
kanzelriel 299.
karrengleise unterirdisch 217.
kartoffelkorb-augen 81.
katz-aushalten 268.
„ -bange 157.
„ als bauerin 52. 55.
„ -enfell 54.
„ -enhagein 55.
„ -enhubel 156.
„ feurige 364.
„ kirchengründend 288. 289. 293.
„ kopf auf der stange 55.
„ -enküsser, sobriquet 289.
„ Miau! 289.
„ als müllerin 52.
„ als nachtschaden 178.
„ reimsprechend 52.
„ -rudel des W. jägers 380.
„ im sack kaufen 163. 164. 288.
„ schwanz-schalmei 334.
„ -zeglmesse 54.
„ als sobriquet 289.
„ -striegel 106.
„ -stürzen 289.
„ -wergeld 72. 289.
„ wind und wetter kundend 185.
kaschessel 38. 65.
kegelbohn 233.
kerze, im grab brennend 132.
kessel der hölle 226. 303.
„ kupferner 31. 246.
„ „ des gerichtes 363.
Kessihubel 222.
kette, magische 96.
kieselstein, hagelmachend 177.
Kindlifresser 209.
kind, rufendes 370.
kirschkern 232.
kleekuh, kleewagen: hexennamen 188.
kleinkinderstein 10.
knochen, blutender 122. 123. 126.
„ sieden 159.
„ singender 127.
kochender geist 145.
kochendes dorfbier 145.
koch-herd unterirdisch 211. 212.
kornkinder 244.
kornweg 233.
kratte und korb, dreinbannen 152.
Kreidenglade u. Else 200.
Kreydenchrie 250.
kreuzstellung, beschwörend 152.
„ -weg 149.
Elendkreuz 389.
kristall-schauen 150.
Kronenbrunnlimatt 256.
Kronreisen 241.
Kronweissenburg 241.
krote, als arme Seele 132.
„ „ bratenstock 172.
„ „ erdapfelkorb 60.
„ „ frischtwerfel 50.
„ „ hexe 188.
„ und thaler 47. 48.
krottenhand 64.
krug, kirchlich eingemauert 141. 142. 395.
kuchen, aschenkuchen 85.
kuem, kuenzli und kury 203.
kugeln porjeren 149.
kuhhaut, drein gesteckt 182.
kuhglocken an personen 197.
kuhnamen, deren grund 213. 396.
kuhschwanze, mit behangen 196.
kuh im Schwedenkrieg 367. 379.
kutsche der geister 119. 121.
kutsche durch die luft 248.

Laelle 366. 397.
alpenlohle, hauflohle, ofenlohle 366. 397.
landmesser 83. 96.
Langbort 36.
laub, laubsack 155. 171. 395.
Laufen 319.
Leder 181. 182. 188.
lederne brucke 27. 87. 216. 217. 241.
„ frau 181.
„ kanone 217.
„ sack 182.
„ sack des himmels 305.
legegeld 35.
licht, einem mahlasen 75.
„ einem dahinter fahren 75.
„ -scheere der hexen 174.
„ -stocke im grabe 132. 394.
„ -weihe 372. 373.
linde 115.
links 153. 161. 162.
links und rechts 161.
Liuthi 334.
Lölze, teufel 183.
Lohlithier 216. 294.
Lucerna und Lucerne 16.
Lutz, frau 182. 183.

Mauch, sobriquet 236.
marchfrevler 83.
markenumgehender Laupfende 80.
Maria, stadtuhren richtend 363. 366.
Maria am seidenfaden 367.
Marienbild, begrabenes 302.
„ am brunn 302.
„ landend 298.
„ singend 297. 298.
„ wandernd 302.
Markstaller 112.
Martinsdruck, Martinsloch 282.

Martinus, als schimmelreiter 118.
Mechthild, klopfend 391
messdiener 93.
mass, rothe 152.
masse machen 172.
mass des Toggeli und Schnatteli 152.
Mehlgraben 130.
in mehl begraben 130. 172.
melken aus hosen 167. 168. 172.
melken aus kleiderriemen 213. 396.
menschenfressende hexen 130.
Metzgerbraut 200.
Miau, sobriquet 289
milchgeschirr 108.
milch- und sennenloffel 108. 110.
milchweier 224.
Misthogge, hexenname 188.
mist-stätte, zauberkräftig 170.
Mond, stadthan in halbmondsform 237.
mondmilch 300.
Mohr- und Morenthal 217. 218.
Mordnacht im Surbthal 23. 373.
Muheim, froschstadt 216.
mühlfuhre hemmender geist 67.
muller, gipsmuller 83. 84.
Muserengeist 119. 394.
musik, wunderbare 176. 184. 256. 297.
Muthisee!, Wodesheer und Wodeswör 13.

Nachkommenschaft der gespenster 142.
nachthasen 204.
Nachtschaden 178. 179.
nagel in die thüre schlegen 180.
namengebung der hausthiere 213. 396.
namen des geistes nicht nennen 98. 129.
nase, eisennase 182.
langnase 204.
stupfnase 179.
nennte welle 324.
nessende geister 248. 249.
Nimmé! Nimmé! 84.
Nobis-chratten 204.
nonne mit schlüsselbund 248.
nonhemmlere 207.
nuss 34. 84. 222. 223.
nussbaum 36. 130.
nuss des buchsenschusses 34. 222. 223.

Ochsen, sobriquet 263 265
ochsberg 249. 330.
oel der heiden 248.
in oel sieden 363.
ofen der geister 70. 137. 145. 152
ofen der nordnacht 374.
Olsberg-Cadalottesberg 249. 252.
OPFER.
aschenkuchen 85.
brodopfer 169. 211
Christbitzeg 211
fleischopfer 29.
fretkuchlein 198.
freisemmeln 197.
frischopfer 68. 70. 112.
hirzehörndli 197.
kuchlein 29. 85.
milchopfer 185.
obstopfer Hoggebire 188.
pasteten 207.
rinderopfer 166.
rossopfer 24. 25. 26.
rosshaupter 18. 19.
rossfleisch-essen 25. 189.
rübenopfer 85.
seelbrode 218.
schuppeleinopfer 315.
schinkenbein 31.
stieropfer 18. 19. 189.
wein und essig dem winde 185.
weihnachtsnuss 31.
zwiebelwehen 167. 189.

Palmesel 265 — 268. 272.
s. Petrus, ein tanzgeiger 311.
Petermann! 372.
petschenknollen am Homberg 155.
petsche stehlen 142.
pestleichen, ihre zahl 387.
pestsarge 387.
pestvogel 391. 392.
pfauenschwanz im hintern 360.
pfaffenkäschtapp 282.
pfahl 147.
pflugräder-auge 10. 33. 84. 158. 159.
pflugrad, als hund gehetzt 157.
pflug und pflugrad 84. 158.
pflug-satzung 158.
Phulüss, eule 166.
Pilatus in Basel 306.
" -berg und see 306. 309.
" und Christoffelshemde 307. 308.
" als Ew. jude 23. 306.
" als mullerschimmel 23. 306.
" kothwerfend 309.
" Schimmelritt 306.
" schloss 309.
" schuhmacher 307. 308.
" sessel 309.
" zigerloch 306.
pimpinella und tormentilla 390. 391
Pregeler 211.

Radspeiche ausschlagen 59.
räderrollen am Homberg 155.
rathsherren 99. 104. 107.
Rebhansel, -hund, -messerli 203. 211
reckholderdonner 202.
reiten zu grabe 21.
reiten in den himmel 305. 306.
" auf der leiche 171.
" auf reiswellen 125. 183.

Rauschlinsberg, Röscheln 250. 252.
ring, arm u. ærmel: hindurchblicken 162. 163.
ringprobe, grabring 111. 115.
halsring, wachsend 344.
roggenacker, zaubermächtig 156.
Rolandshorn 16. 17.
Rollenloch 10.
rollenthier 38.
rollhafen 28.
rollkessel 204. 226. 204.
Rollo 304.
Rore u. Burgdorf, die grafen von 231.
Rosengarten 154.
Rossberg u. kalbenstein 24. 26. 248.
rossblut u. adelsblut 355.
rossbock 31. 393.
ross dreibeinig 26.
„ 8 schwarze der hexe 171.
„ fuss des teufels 225.
„ graber 25.
„ haupter getrocknet 18. 19.
„ Rudolfs v. Habsb., zweimaliges priesterross 346. 347.
„ der kirche u. pfarre 346. 347.
„ Stiefelin u. des klosters 112.
„ s. Martini 346.
rösligrube 24.
rossmist 189.
rosse-verschurren 216.
ROTH.
blutrothe vogelfüsse 44.
blutunterlaufene haut 37.
feurige peitsche 111.
„ zahnsplitter 92.
kalb mit glohaugen 138.
purpurseusel Pilati 309.
Rosengarten versegnet 154.
Rosengarten 245.
rother Alrünenkamm 43.
rothäugig 36. 188.
rothes brunnenwasser 283.
rothe erde 283.
rother faden 270.
Rothe Geiferer, sobriquet 280.
roth- und gelbfüssiger specht 165.
rothhaarige Chlungge 180.
rothe halsstricmen 284. 285.
„ hosen Pilati 309.
„ hund 31. 38. 280.
„ hundshalsband 37.
Röthifluh 329.
Rothkreuz 389.
rother mantel 65. 225. 226.
„ mann 152.
„ melk-lumpen 172.
„ mutzig 37. 137.
Rothe in Schaffhausen 194
„ in Stein 280.
„ schweine 214. 396.
roth- und weissen strumpf 107. 165.
rube, gelbe 85.
rüben stehlen 142.
rückwärts lesen 146. 147.
Röscheln 250. 252. 397.

Salut! 370. 372.
salz gegen hexen 167. 174.
„ drinnen schlittenfahren 353.
„ u. weinfässer der verschworenen 368. 372.
Schabziger-stockli, sobriquet 268.
schächtelein voll schonwetter 238. 239.
Schauben u. Schetterhex 179.
schafe des W. jägers 380.
scheffelnugen 84.
schellenhalsband des Bornhundes 37. 393.
schiff Glückhafes 327.
„ der Rheingeister 208. 329.
Schimmelreiter 26. 31. 52. 107. 111. 112. 113. 117. 118. 119. 306. 347.
schlange 3 7.
schlangenkrönlein 5. 6.
„ stein 7.
Schüssel 218. 243.
Schmied, ehebruch rächend 230.
„ Giessschmied 98.
„ heidnischer 287.
„ Jetzer 229.
„ den teufel beschlagend 225. 226.
„ zaubernder 150.
Schnabelweide 351.
Schnecken, sobriquet 263.
schneider, buckliger am heilfelsen 291.
„ gelähmt vom irrwisch 161.
„ Jetzer 230.
Schnellert 220. 224.
schornstein, durch ihn werfen 92.
„ und schuttstein 155.
Schratteli und Toggeli, eine mans 152.
schraubstock 225. 228.
schuhbringender storch 40.
schuhmacher Ahnaver 308.
„ -machende berggeister 308.
„ den Ew. jeden 306.
„ -schnäbel 351.
„ -werfen, schutzbehend 161.
schwarzes buch 169.
„ bergeist Choli 145.
„ -bemantelt 329.
„ erbsen 226.
„ heiden 256.
„ mann 199.
„ frackig und weisshosig 94.
„ und weiss-scheckig 237.
„ rockig, weisshappig 169.
„ ross 236.
Schwarzer tod 385. 390.
Schweden 379. 380.
Schwedentrunk 67.
schweinefett für hexen 60

„ -handler u. schneider bei der W. jagd 96.
„ -heerde in der luft 187.
„ des sturmwindes 187.
„ rothe 214. 396.
„ -russel der prinzessin 187.
„ -blase 153. 168.
Schweine der W. jagd 187.
schwellenvogel 166.
Schwertlimann 374. 377. 395.
schwert des Vaud 242.
„ zweimal begrabenes 243.
Sebastian hl. 386.
seele als kibitz 44. 47.
„ in den mund verschlossen 141.
„ als hache u. haze 56. 393.
„ als nachtigall 44.
„ „ rabe 44. 393.
„ „ taube 44. 47.
„ n-wanderung 74. 73.
seerosenmark geflogelt 237.
seidenfaden 14. 15. 111.
Sesseln, dreisessel-stein 88. 89.
sieben-hämmerlen 207.
„ tes buch Mose 155.
„ Reimacher brüder vor Sempach 354.
sieden u. kochen der geister 85. 148.
silbernäpfe und schusselchen 216. 217. 248.
Sobriquets 108. 116. 121. 195. 196. 246. 262. 263. 265. 267. 269. 270. 272. 280. 289. 377.
sonne, dagegen schiessen 54.
sonnenbrunnen 299.
specht, hagel bringend 165.
speckstuck, ein zukerpreiss 236.
das spinnen auf felsgipfeln 291.
in sprener begraben 130.
„ „ u. mehl begraben 172.
sprener säen 363. 366.
„ „ u. soldaten ärnten 149.
STAB der geister.
Stabu u. Stabli 210. 211.
stab des Ew. juden 307.
ellenstab 33.
baumstamm 223.
besen, Dorfbesen 189.
besen, verkehrt gestellt 167.
besenstielsalbe 173.
fischerhaken und schalte 207.
gefälltes gewehr 122.
gluckastablein 240.
glühende stange 61. 229. 230. 353.
hakenstab, thurmhoch 208.
knuppel 307.
pilgerstab 207.
prügel 98.
rockenstiel 223.
spinnrocken 181.
spiess u. weidsack 89.
stecken der scheiterbeuge 150.
herr mit stock und hut 169.
stallschwelle, drunter vergraben 166.
STEIN.
alpstein 205.
ankenballen 224.
bausteine unverrückbar 157.
brod versteinert 282.
chalatzelstein 205.
Christi handspur in stein 282.
donnerstein 205.
drachenstein 1. 7.
Dreistein, vgl. drei.
drutenstein 205.
fels am seidenfaden 111.
Gasslistein der spinnerinen 291.
grabstein gewachsen 283. 284.
grenzsteine 118.
handspur im klosterportal 281.
heilfelsen besteigen 291.
Hellhaken 208.
Laufenstein 325.
Martinsdruck, Martinsloch 282.
muhlstein 326.
pfaffenkochlappen 282.
schlangenstein 7.
spielsteine 224.
steingrab 108. 397.
steinsärge, einsteigen in 284. 285.
steinerner tisch 134.
steinewanderung 296. vgl. wanderhaufen.
strahlstein 205.
teufelsfinger 205.
kanzel 219. 220.
teufels-stein 219. 232.
wirtel 223.
zeitstein in Wittnau 121.
stellung, erschwerte 147. 152. 160. 162. 167.
Stiefeli 120.
Stiefelreiter, als W. jager 119.
Stiefelschreiber 110.
stier weisser 1.
Steerenbach 15.
elbstiere 14. 15.
stier Langhori 36.
stierhäupter getrocknet 18. 19. 216.
Reuss-stier, Uristier 14.
wucherstier beim begräbniss 171.
Stauble 83. 84.
Stempe, hexenmannen 188.
Stollenwurm 4.
stoskette der hexen 154. 395.
storch, betend 39.
„ brandwehrend u. brandstiftend 41. 42.
„ kinderbringend 41.
„ schuhe bringend 40.
„ des burgers, begrabniss 41.
„ en-ehe 41.

storch landtag 41. 393.
„ musterung 41.
„ -polizei 40.
„ -stipendium 41.
strahldich, -hagel 202.
strahlstein 205.
strauwelle 83.
Streggele, des Dürst frau 187.
strohband 277. 278. 279.
strohflasche, gegen geister 144.
strohgarbe, zauberkräftig 278. 279.
strohhalm 46. 56. 278. 279.
strohmann 76.
„ aufstecken 277.
„ verbrennen 255.
„ -perücke des wolfs 279.
strohwelle, ein loch durchbrennen 148. 243. 344.
stöbl des s. Nikolaus 326.
Stodlerzunft 325.
stumpfgrab der hexe 171.
sumpf, kirchen verschlingend 295.
suppe des wetters anrichten 148.
suppenschüssel des geistes 152.

Tabakmesser u. pfeifenraumer 147.
tabakrauchende geister 85.
„ gegen geister 67. 70.
tafeltanne 36.
tanne 5. 183.
tannligrotzle 183. 202.
tanz auf bergfelsen 289.
„ im bergwalde 284.
„ -eiche 175. 176.
„ unter dem galgen 334.
„ -ender geist 164.
„ -gulden der königin Agnes 348.
„ saal der geister 107.
„ teufel 285.
„ wiesen ohne gras 169.
das Tau 205. 206.
taube 145.
taubenlockender geist 160.
taufbuch im walde 381.
taufe u. hochzeit im walde 382.
Tau-schmied 207.
„ -schreiber 206.
„ wenwüe, todtenwag 330.
teufels-bord 219.
„ -brücke 219. 220.
„ -burdi 221. 222.
„ ellermutter 226.
„ kanzel 219. 220.
„ keller 219. 220.
„ küche 219. 220.
„ loch 219.
„ matte 219.
„ namen: Dieter, Daniel 209. Teller, Tilder 210. Teufacher, Täfelsparhutte, Täfelspurnam, Tuggeler, Tüner, Tütschel 209.
„ ross-stall 219.
„ strasse 219.
„ stein 219 — 222.
„ tanzplatz 219.
„ eingeschraubt und beschlagen 225. 228.
Thalherr 84.
thaler vom baum schütteln 148.
thiergarten mit geistermusik 184.
thürschwelle 214.
tisch, silbern 238.
„ steinern 134.
tod von Basel 385.
todtenbruderschaft 385. 386. 387.
„ „ mahlzeit 385.
Toggeli 152.
Toggelistösse 151. 152. 395.
todesgott mit hirschengespann 190.
todtengässli 388.
todtenschädel, als taubenköder 160.
todten nachweinen 304.
treiben einander 157. 158.
trauschen und trauschen 397.
triefäugig 188.
Tschud und Tschud 188.
tuch Grimes 387.

Ueberfahrende geister 85.
unterirdische gänge 241. 242. 250.
„ glocke 293.
„ karrengeleise 247.
„ kessel 222.
„ kochherd 241. 243.
„ licht 132.
„ schloss 423.
„ schmiedewerkstatt 287.
„ stadt 247.
„ strom 209.
„ stube 204.
„ thüre 241.
„ tisch 238.
„ wein 243. 235.
„ spielwürfel 250.
Urwerf 330.

Wand, Vut, Einvanda, Vandaire 242.
Vellenbuch 220.
verdammungs-strafe, gleich der todesstrafe 171.
Vereen hl. 239. 262.
Vereens brod u. wein 344.
„ kamm u. krug 345.
viertel, geschwollen wie ein kornviertel 364.
vogel der Erhängten 46.
vogel, grünscheckig 146. 147.
„ von heilkräutern singend 385. 391.
vogt, der Alte 84.
„ den Alten geifern lassen 305.

Wagen, fahrend über gebirgswände 154. 155. 156.
„ durch die luft 173.
„ über das stadtthor 149.
„ deichsel u. lande, als bezeichnungen 188.
„ laternen des dorfhirten 2. 9.
wandernde hunden 154. 275. 286. 287. 288. 290. 293. 294. 297. 299.
wandernde götter 343. 344.
wandernde heiligenbilder 299.
„ Pilatus u. Ew. jude 306. 309.
warmgeprügelt: unüberwindlich 317. 318.
WASSER.
bachpfeddli 38.
„ platschihund 22. 37.
brunnenmeister 120.
„ mit 365 röhren springend 241.
„ -röhre, golden 246.
„ wagenschmiere quellend 242.
„ -wiesler 54.
„ des Wissmeidli 5.
„ Bruns-stadt 257.
brunnhein, ernten schürfend 155.
„ des dorfhundes 36.
drache als bach u. quell 12. 13.
Hagler-strom, unterirdisch 209.
Hauptwachbrunnen 365.
heisses höllenbad 303.
Herrenbrunnen 104. 234.
Hexengumpen 180.
Isen, Isler u. Isis 300.
kronenbrunnli 256.
Laufengeigerlein 334. 335.
mühlbach-ableitender geist 133.
Rafelihund 38.
Sonnenbrunnen 299.
Surbach, gegen zauber schützend 157. 396.
sumpf, kloster verschlingend 295.
waschende geister 260. 262.
wassermann 83.
wasserweib 264. 330.
wechselthaler 163. 165. 288.
Wehklage 260.
Weibertreue v. Gamenstein 352. 355.
weinjahr anklopfen 95. 293.
wein 104jähriger 327.
wein vermauert 235.
WEISS.
erbsen 227.
esel 65. 248.
hosen 94.
hund 117.
kapot 84.
regenschirm 119.
rock 84.
schürze 261. 330.
taube 115.
weitschusse 75.
wetterheilige 280. 284.
„ kaufen 238.
„ kochen, sieden 148.
„ schirm des schmiedkreisers 118. 119.
„ schlechter, beim sterben 43.
wetterloch 330.
widdstroh 277.
wiggle, enle 166.
wildente, wildgans 44. 104. 188. 208.
WINDnamen:
Geisstodter 184.
das Gretzs 15.
Hammer 187.
der Herein! 184.
Hörrwagen 186.
Huetsé, Huothisel 13.
Oberländer 181.
Oesterreicher, geisternde 184.
Riesen, jagende 184.
Saukegel 187.
Simmenthaler, ältester 184.
Schwarzer mann 199.
Thalherr 84.
Vandaire 212.
Windsbraut 185.
wind der Erhängten 185.
Windgelle 185. 188.
wind-hand, windfinger 186.
Windspiel 184.
Winter- u. tod-austreiben 190. 196. 198.
Wirtel 223. 224.
Wissmeidli 5.
Wodensheer, Wodenswör 13.
Wuotan u. Buttadeus, Butta u. Ew. jude, Pilatus u. Christophorus mit den gleichen symbolen 307—309.
Wuokisen 175.
Wouwou 211. 212.
Wulpelsberg u. Wulpenwerd 343.
wunschkistlein 226.
würfel-samen 259.

Zauberkugeln 119.
zeitstein, dran erhangen 121.
Zirbele-tierthe, hexe 188.
ziege 64. 142.
ziegenbutter 393.
zigerloch Pilati 306.
zipfelkappe 88. 90. 150. 151.
Zipperinne frau 184.
Zurzach 262.
Zurzacher-metzentanz 348. 349.
Zusler 83.
zwiebeln-auge 2.
zwiebelwähen backen 58. 167. 173.
zwölf rathsherren 385.
zwölf weinverfälscher 141.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Im demselben Verlage sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brandes, Dr. H. B. Chr., Beiträge zur Charakteristik des Herzogs und Churfürsten Moritz und seiner Regierung. Bei Gelegenheit der Errichtung eines Denkmals für diesen Fürsten auf dem Schlachtfelde bei Sievershausen, aus Urkunden und Handschriften herausgegeben. gr. 8. 1863. Geh. 15 Ngr.

Büdinger, Max, österreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. I. Band. gr. 8. 1858. Geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nach den Versicherungen des Herrn Verfassers wird der zweite Band dieses bedeutenden Werkes binnen Kurzem der Presse übergeben werden.

Dietsch, Rudolph, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien und zum Selbststudium. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage.

Ersten Bandes 1. Abtheilung: Die Geschichte des Orients und Griechenlands. gr. 8. 1860. geh. 1 Thlr.

Ersten Bandes 2. Abtheilung: Die Geschichte der Römer und der mit ihnen in Beziehung getretenen Völker. gr. 8. 1861. Geh. 1⅓ Thlr.

Epistolae obscurorum virorum. 16. 1856. Gebunden n. 1⅓ Thlr. [Herausgeber: Ed. Böcking in Bonn.]

Förster, Fr., Wallenstein's Prozeß vor den Schranken des Weltgerichts und des K. K. Fiscus zu Prag. Mit einem Urkundenbuche bisher noch ungedruckter Urkunden. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse und der genau facsimilirten Unterschrift Wallenstein's. gr. 8. 1844. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gieseke, Bernhard, Thrakisch-Pelasgische Stämme der Balkan-Halbinsel und ihre Wanderungen in mythischer Zeit. gr. 8. 1856. Geh. n. 1 Thlr.

Gutschmid, Alfred von, Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Zur Würdigung von Bunsen's „Aegypten. Band IV und V." gr. 8. 1850. Geh. n. 1 Thlr.

Herbst, Dr. Wilh., das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine historische Betrachtung. gr. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Hutteni, Vlrichi, equitis Germani **opera** quae reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking. **Ulrich's von Hutten Schriften,** herausgegeben von Eduard Böcking. Vol. I. II. IIII. u. V. Lex.-8. 1859—1861. n. 22 Thlr. 20 Ngr.

Einzeln:

Vol. I. et II. A. u. d. T.: Epistolae Vlrichi Hutteni equitis Item ad eundem duque eundem ob aliis ad alios scriptae. Collegit recensuit adnotavit variosque quae ad Huttenī vitam libroaque spectant scripta adiecit Eduardus Bocking. Vol. I. [Briefe von 1500—1520.] 1859. Mit Hutten's Portrait. n. 4 Thlr. — Vol. II. [Briefe von 1521—1729.] 1859. n. 5 Thlr. 10 Ngr.

Vol. IIII. A. u. d. T.: Vlrichi Hutteni equitis dialogi item Pseudohuttenici non multi. Collegit recensuit adnotavit Eduardus Bocking. Ulriche von Hutten und drig

Naturmythen.

Neue Schweizersagen

gesammelt und erläutert

von

Ernst Ludwig Rochholz.

Leipzig.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Sr. Majestät

dem

König von Bayern Maximilian II.

dem

großmüthigen Freunde deutscher Vaterlandskunde

ehrfurchtsvoll und dankbarst

gewidmet.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Einleitung.

Naturmythen benannt sich dieses neue Sagenwerk. Indem es hier den Inhalt seines Namens erklärt, giebt es zugleich an, wie es sich von den schon vorhandenen Werken über deutsche Sagenforschung und Götterlehre unterscheidet; und daher findet es auch noch erwünschte Gelegenheit, Nachträge, die sich erst während des Druckes gewinnen ließen, als neue und verstärkende Beweise den im Buche aufgestellten Sätzen anzuschließen. Wir zeigen hier die schweizerische Sagenbildung als bedingt durch den geologischen Bau des Gebirges und den Gang seiner Gewässer. Der unvergängliche Realismus, den die Mythe auf diesen Felsenhöhen, in diesen Hochwäldern, an diesen Sturzbächen gewinnt, ist das Naturwahre selbst. Es besitzt daher nur ein im Genusse solcher heimatlichen Naturverhältnisse ungestört fortlebendes Volk das Vermögen jener gestaltenden Einbildungskraft und jenes gegenständliche Vorstellungsvermögen, von dem das Naturwahre zu leiblich wirksamen Gottheiten umgebildet worden ist. Darum scheint uns auch der Hauptunterschied zwischen Mythe und Sage zu bestehen. Jener ganz allgemeine Umkreis von Erfahrung und Urtheil, in welchem der gewöhnliche Mensch lebenslänglich sich zu drehen pflegt, macht ihn mehr dem Phantastischen zugänglich und verhärtet ihn gegen das Naturwahre. Da erzählt er denn allerdings noch Sagen, nicht mehr aber Mythen. Diese Abschwächung des Volksgeistes ist bei uns schon so alt, als die altnordische Allegorie über die Sage. Sökkvabekkr heißt der versenkende, mit sich fortspülende Bach, an dessen Bord Saga wohnt und mit Odhin alle Tage froh aus goldnen Hörnern trinkt. Der Name des Baches, an dem sie sitzt, deutet an, daß sie zuletzt gänzlich vergehen und enden müßte.

So lautet auch überall das Urtheil des seine Sagen uns erzählenden gemeinen Mannes, denn was er uns vorträgt, glaubt er selber nicht mehr und nennt es ein Märlein. Aber jenes goldne Trinkhorn, aus dem Saga fortwährend neues Leben schöpft, das ist eben die gestaltende Einbildungskraft des mit seiner Natur im Zusammenhange verbliebenen Menschen, und hier ist der Quell der Mythe. Das schon Geistiggewordene unseres Glaubens und Wissens nimmt keine Wiederverkörperung mehr an, trotz aller seiner Wunderfülle wird es daher denkträge Seelen arm, und denkträge Bekenner liebeleer lassen. Auch die Mythe hat keine anderen Wurzeln als Glauben und Wissen, aber anstatt dieselben in Sonne und Luft über dem Boden vertrocknen zu lassen, schlägt sie dieselben rückwärts bis in die Tiefe, wo der Mensch mit der ihn umgebenden Natur einheitlich zusammen lebt. Was dann der Sage selbst als beschämender Aberglauben gilt, das ist in der Mythe ein noch begriffenes Attribut und wird mit der ihr innewohnenden frischen Erfindungsgabe erzählt. Ich verweise nur auf die Gestalt der Sturmthiere, auf diejenige der Jagdthiere, die den Wilden Jäger zu begleiten pflegen. Der dreibeinige Fuchs, der hinter dem Rosse des rothbärtigen Gewittergottes drein lauft; der dreibeinige Windhase, auf den die Kugel aller Schützen lächerlich fehlgeht, die dreibeinigen Rosse und Hunde des Wilden Jägers: sie alle erscheinen dem Verstande des jetzigen Bildungsmenschen als überaus widrige Producte rohen Aberglaubens und Ungeschmackes, und doch sind sie zusammen oder im Einzelnen wirklich kein anderes Symbol als jener delphische Dreifuß war, auf dessen dreifüßigem Sitze die Pythia erst zur Weissagungsgabe gelangen konnte. Denn die Anschauungsweise im Mythus kann und will sich keines andern Gegenstandes als eines solchen bedienen, der ein Gegenstand des Volksbewußtseins geworden ist. Erst die Sage, die diesen Zusammenhang nicht mehr kennt, fühlt sich verlegen der widerspruchsvollen Masse der Endlichkeit gegenüber, ganz ähnlich jenem armen und dummen Teufel, von dem sie erzählt. Sie selbst ist mit einem Verwurf über Köhlerglauben und Unvernunft schnell bei der Hand, wenn ihrer Stubenweisheit ein Volksausdruck zu keck lautet; jedoch durch Thatsachen aus der Natur belehrt, muß sie ihr Vorurtheil bekennen und dem Naturmythus

sein Recht zugestehen. Vielfach wiederholt sich in den nachfolgenden Erzählungen der auffallende Satz: bei Begegnung des Dorfthieres, bei Entgegentreten des Ortsgeistes sei dem Erzähler der Kopf zur Größe eines Kernmetzens aufgedunsen, er sei bis ins Unkenntliche entstellt, mit blutenden Augen und zerrissener Haut heimgekommen (Seite 64). Aber vergesse man nur nicht, wie rasch der Uebergang aus kalten in warme Luftschichten im Hochgebirge erfolgt; das Uebel, das daraus entsteht, hat der Züricher Arzt Meyer-Ahrens beschrieben unter dem Namen Bergkrankheit (Brockhaus 1854). Lippen, Wange und Augenlieder werden dabei blutig gerissen. Als Zumstein im Jahre 1819 jene Besteigung des Monte Rosa unternahm, von welcher in unserer Schrift S. 228 erzählt ist, brachte er sammt seinen Begleitern einen aufgedunsenen Kopf zurück; sie hatten die allmähliche Entstehung der Geschwulst nicht bemerkt und mußten erst bei der Heimkehr von Andern darauf aufmerksam gemacht werden. So konnte der Luftfahrer Robertson, als er 1803 von Hamburg aufstieg, zuletzt seinen Hut nicht mehr aufsetzen.

Dem reichlich ausgestatteten Abschnitt unseres Buches Vom Türst und der Wilden Jagd des Lösjägers wird hier noch eine Gelegenheit geboten, die alles überwältigende Macht jener Naturerscheinungen in den Alpen, aus denen sich die Mythe bildet, in einem besondern Vorgange zu besprechen. Im Thurthale hat der Türst einen goldenen Wagen, gleichwie dies bei uns S. 73 von dem Schloßherrn von Wittenbach gesagt ist; dieser Wagen wird rothglühend, wenn er darauf alljährlich am Tage Johannis des Täufers (24. Juni) durch die Fluren seiner Schloßgüter fährt. H. Runge in Westermanns Illust. Jahrb. 3, 388. Mit eintretender Sommer-Sonnenwende entzündete man nemlich das Sonnenwend- und Johannisfeuer; denn in diesen Tagen hat unser Erdkörper die Höhe des Sonnenjahres erreicht, die Pflanzenwelt prangt und schimmert in den hohen Farben des Sommers; das Sonnenlicht strahlt am frühesten, in vollster Stärke und zum längsten Tage; die Johannisblume (hieracium pilosella), die deutsche Cochenille, die früher bei uns zum Scharlachfärben benutzt wurde, findet sich um Johannis am häufigsten. Lenuis, Synopsis 1, 324. Daher erscheint hier der Türst nicht als die furchtbare Sturmgottheit,

sondern kommt auf strahlenden Sonnenrädern einher. Allein er fährt bereits der Wintersonnenwende entgegen, und sein nächstes Erscheinen um Bartholomäi, 24. Aug. geschieht daher schon zu Roß. Dies nennt unser Buch den Kornritt, S. 17. Um Bartholomäi, wo für gewöhnlich der Hafer auf den Feldern noch grün ist, treten mitunter Nachtfröste und scharfe Winde ein, so daß der Hafer abbleicht und geknickte Halme bekommt. Darüber heißt es dann: Bartholomäus ist auf seinem Schimmel durchs Feld geritten. Schlesw. Holstein. Jahrbücher, Bd. 4 „Weihnachten." Von hier an beginnt also die Verschmelzung des freundlichen Sonnengottes mit Wodan, dem vom Wüthenden Heere begleiteten Nachtreiter. Derselbe ist von S. 34 an einläßlich geschildert; weil es aber unseren Gebildeten, von der Natur ganz oder halb Gesonderten gar nicht gegeben ist, diese Seite der Naturmythe eben viel anders als sonstige fabelhafte und phantastische Dinge zu fassen, so sei hier der in der Wintersonnenwende durch unsere Aarthäler ziehende Türst so dargestellt, wie er einem Halbhunderttausend Soldaten zugleich erschienen ist. Nachfolgendes verdanken wir der mündlichen Mittheilung eines schweizerischen Oberoffiziers. Derselbe stand im Sonderbundskriege 1847 bei jenen Divisionen, welche, indessen sie selbst zum Gefecht vorgeschoben wurden, Augen- und Ohrenzeugen wurden einer über ihren Häuptern nächtlich entbrannten, gigantischen Geisterschlacht. Man gestatte uns die damalige Situation dieser Truppen hier bestimmter anzugeben.

Nachdem sich Freiburg im Uechtland den eidgenössischen Truppen unterworfen hatte, wendete General Dufour seine Heerestheile concentrisch gegen das Luzernerland; es galt hier die Sonderbundsregierung und deren Truppen zu sprengen. Ein Theil der letztern stand in einem verschanzten Lager bei Gislikon, die Reußlinie hütend. Am zwanzigsten November, also zwei Tage bevor man hier zum Angriff schritt, hatten die gegen sie vorgeschobenen eidgenössischen Divisionen also Stellung genommen. An der Reuß stand mit 16253 Mann die Division IV, commandirt von Ed. Ziegler von Zürich; an der Südgrenze des Aargaus und somit schon ins Luzernergebiet hinein reichend stand, 9892 Mann stark, die Division III unter Donats von Bünden, und rechts an diese sich anlehnend die Armeedivision II, 12313 Mann stark unter Burck-

hardt von Baſel. Dies war die Stärke und Aufſtellung der drei bei der nachfolgenden Begebenheit zunächſt betheiligten Heerkörper; denn die fünfte Diviſion unter v. Gmürs Commando ſtand damals 19980 Mann ſtark noch im Zugerlande und kommt bei unſrer Erzählung nicht mit in Betracht. In der Nacht vom 20. auf den 21. November liegen die Soldaten auf Beiwacht, ihnen gegenüber in entſprechender Stärke der Feind. In beiden Lagern herrſcht ſeit eingebrochner Nacht bereits Ruhe. Da ſcheint um 10 Uhr auf beiden Vorpoſtenlinien eine Kanonade immer heftiger loszubrechen. Beide Theile glauben ſich überfallen. Alle Truppen verlaſſen ihre Quartiere und rücken auf die Sammelplätze. Generalmarſch wird hüben und drüben geſchlagen und geblaſen. Nicht nur die zwiſchen den Flüſſen Bigger und Reuß auf der Grenze ſtehenden Truppen, auch die rückwärts gelegenen erſcheinen marſchbereit, ſogar die auf ſieben Wegſtunden entfernt um Aaran liegenden Kolonnen werden mit alarmirt. In der Luzerner Landſchaft aber beginnt zunächſt vom Dorfe Winikon her das Sturmläuten, alsbald heulen die Glocken aller Kirchthürme mit, und auf den Bergen weit hinein ſieht man die Signalfeuer aufflammen. Nach einiger Zeit läßt die Kanonade nach, es ſcheint als ob ſie gegen das Entlebuch hin ihr Ende finde; allein gegen Mitternacht wiederholt ſie ſich in gleicher Stärke und bringt die Truppen abermals auf die Beine. Des andern Tages ſchob man ſich gegenſeitig die Urſache dieſer Alarmirung zu. Doch da in beiden Lagern wirklich gleichmäßig Waffenruhe gehalten worden war, ſo erwieſen ſich ſchließlich alle militäriſchen Erklärungsverſuche dieſes Vorganges als irrig. Nur der „Rothenburger mit ſeinem Geſchütz," nur der Fürſt mit ſeinem Gewitterheere war im Stande geweſen, bei mehr als fünfzigtauſend müder, ſchlaftrunkner Soldaten zugleich von ihrer Streu aufzuſchrecken. Als nachmals Oberſt Ziegler in der Schweiz. Militär-Zeitſchrift 1850, Erſtes Heft, ſeinen Bericht veröffentlichte über die bei der IV. Diviſion während des Sonderbundskrieges vorgekommenen weſentlichen Ereigniſſe, beſprach er wohl jenes ſeltſame Nachtereigniß gleichfalls, doch ohne es genügend zu erklären. Er hatte an jenem Tage eine bewaffnete Recognoscirung an der Luzerner Grenze, gegenüber Gislikon, vorgenommen und nahm an „in Folge derſelben hätte dann die bis in

die späte Nacht hinein durch viele überall im Kanton Luzern erfolgte Kanonenschüsse veranlaßte Alarmirung stattgefunden."

In einer ähnlichen Art, wie in der Schweiz das Rothenburger-Schießen, läßt sich im Odenwalde des Rodensteiners Auszug vernehmen. Auch er ist ein Raubritter, der die eigne Gattin erschlagen hat und dafür ruhelos durch die Nächte lärmen muß; dann hören die um die Ruine gelegenen Ortschaften auf Entfernungen von fünf Stunden starkes Trommeln und Sturmläuten, wie bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst; darunter mischt sich Rossewiehern, Waffenlärm und Wagenrollen. Die Protokolle über die eidliche Einvernahme der Leute von Oberkainsbach und Krumbach, die des Rodensteiners Auszug mit angehört haben, liegen zu Haufen in den dortigen Kanzleien und reichen vom Beginn unseres Jahrhunderts bis 1850. J. W. Wolf hat eine eigne Schrift 1848 in Darmstadt hierüber veröffentlicht. Heute noch kündet dorten sein Erscheinen einen bald ausbrechenden Krieg an; und wie es nach dem Glauben unserer Ahnen Odhins Ergötzen war, mit seinen himmlischen Helden zu Jagd und Wettkampf auszufahren, so nennen wir ja noch immer das Sturmesdröhnen Wüthigsheer, d. i. Wutungsheer, und denken darunter eine Wilde Jagd. Dies ist der Kern des Mythus; aber die daraus entspringende Einzelsage bewahrt nur noch ein geringes Theil des Ursprünglichen. Sie zeigt zum Beispiel Jagelbergs oder Hackelbergs Grab, den sie braunschweiger Oberjägermeister sein läßt (Kuhn, Nordd. Sag. 182. 203, 1); oder sie nennt ihn Wies-Jagl (bei uns S. 43 Wiesberg-Joggeli) und setzt auf seinen Grabstein in Tirol. Kaltenbrunn den Reim:

Hier liegt ein Wildschütz unverdrossen,
Hat 1300 Gams geschossen.

(Zingerle, Tirol. SM. Nr. 561.) So verläuft die Naturmythe vom Wintersturm nach ihrer einen Seite als ein Kriegs- und Weidmannsspiel. Aber sie treibt noch einen andern, gleichsam sommerlichen Ast, und in dieser gezähmteren Productionskraft stellt sie ein fröhliches Glücks- und Wettspiel dar. Wenn der Zwingherr zu Reitnau, S. 70 nicht in sein Jagdhorn stoßen mag, weil Regenwetter einfallen wird, so schiebt er auf seinem Schloßberg

droben Kegel. Oder es heißt S. 58: jene breiten gelblichen Wetterstriemen, die über die Jurawände durch die Waldungen herabgehen, sind entstanden unter dem Wettwurf dreier kegelnder Riesenbrüder. Auch hierüber sei hier noch eine Erklärung gestattet, zu der im Buche selbst die Gelegenheit sich nicht mehr rechtzeitig ergreifen ließ. Was hierbei zu sagen ist, das geizt nicht nach dem Namen einer Entdeckung, sondern ist damit zufrieden, den speculativen Trieb der Mythe richtig eingesehen zu haben, weil uns auch sonst bei unsern Arbeiten jenes Wort Niebuhrs vollkommen beruhigt hat: Wer Entschwundenes ins Dasein zurückruft, genießt die Freude des Erschaffens. Wir beginnen mit dem Mythus vom Regenwinde, an den sich derjenige vom Wetterleuchten unter dem Bilde der Goldkegel anschließt.

Auf der Schloßruine, die beim Hofe Wannenthal im württemberger OAmt Berlingen liegt, ließ sich in der Zeit nach Pfingsten das Schloßweible einen ganzen Monat lang jede Mitternacht hören. Sie pfiff dann auf einer Pfeife die schönsten Tänze. In weißer Gestalt kam sie hinter den Vorbeigehenden her und warf ihnen glänzende Kronenthaler nach. Die ließen aber in der Luft einen so langen strahlenden Schweif zurück, wie wenn eine Sternschnuppe vom Himmel fällt (Birlinger, Schwäb. Sagen 1, Nr. 104). Die Winde sind Riesen und Zwerge, die in der Gewitterwolke wohnen. Der schwedische Riese Visa, schweizerisch die Bise, wohnt in der Bisaborg, d. i. Gewitterburg (Rußwurm, Eibofolke 2, 248). Statt des Sturmwindes weht nun in obiger Sage der milde Nachtwind, der in den Zwergennamen Gustr (flatus) und Vindalfr verkörpert ist und als jene Zaubermusik beschrieben wird, die dem Mutisheere voraus ertönt (S. 62), oder als das Klingeln der Erdmännchen, welches auf eine reiche Weinlese deutet (S. 111). Solche Himmelsgeister sinds, von denen der Psalmist 104, 4 sagt, sie seien Engel, die Gott zu Winden mache. Das entsprechende hebräische Wort ruah, das unsere deutsche Bibel mit Geister übersetzt, bedeutet sinnlicher Seits das Wehen und Blasen, so daß wir damit mundartlich den Blast, eine Wolkenschichte, den Hausgeist Blaserle (spiritus), das Flötenblasen der Geister und endlich den Brauch verstehen lernen, wornach die Schiffer dem Fahrwinde pfeifen, gleichwie unsre auf der Weidenpfeife blasenden Kinder dem Auf-

thauen der Bäche und Quellen locken. Als der Pfarrer Sera Halfdan zu Fell auf Island Seeräuber in der Nähe seines Gutes landen sah, umgieng er seinen Pfarrhof und pfiff nach allen vier Himmelsgegenden; alsbald kam ein Windstoß, das Schiff kenterte und alle Korsaren ertranken (Maurer, Isländ. Sagen, Seite 133). Wirft nun jenes schwäbische Schloßweiblein den Leuten glänzende Kreuzthaler nach, hinter denen in der Luft ein langer Lichtstreif vorüberflammt, so sind damit die Sternthaler, die man aus Grimms Märchen kennt, glücklich gekennzeichnet. Diese Sternenschoße nannte die ältere Naturbeschreibung Iridis flores, guttae Apollinis, beim Volke heißen sie Attelspfenninge, Regenbogenschüsselein. Denn ein Säckchen Gold liegt am Fuße des Regenbogens, und wer sich unter ihn stellt, bekommt eine Wanne voll Geld. Was also die stötende, goldvertheilende Burgfrau von Tegerfelden ist (Aargauer Sagen I, S. 239.), das ist in der nordischen Sage der Riese Aelwaldi, er vertheilt unter seine drei Söhne das Gold, und diese messen es, in dem Jeder einen Mund voll nimmt. Uhland hat darinn den Regenwind gesehen und im Golde die in den Wolken aufgehäuften Schätze; dieses Erbe zertheilen und zerblasen die übrigen Winde, damit der Regenwind, jener Ael herbei schaffende Vater, entweiche. Von jenen Sternthalern ist nur ein kleiner Schritt zu den goldnen Kegeln, deren Sippschaft in der gesammelten Sage bereits groß ist. Der Bauer, der die schwedischen Belagerer heimlich in die Stadt Bregenz führt, darf sich zur Belohnung das goldne Kegelspiel ausbitten, das droben im Grafenschlosse liegt (Vonbun, Vorarlberg. Sagen). — Im Brunnen der Schloßhöhe Stöckelgarten liegt noch das goldne Kegelspiel versenkt, mit dem die Ritter hier einst sich vergnügten (Schöppner, Bair. Sagb.). Im Dorfe Hohengaiß erscheint mit dem Gespenst des Fuchspastors auch ein Fuchs, der mit zwei Kugeln ein Kegelspiel umwirft (Pröhle, Harzsagen). Auf dem St. Galler Schlosse Sulzberg hört man Nachts Kugeln rollen, Kegel fallen und das Beifallsgelächter der spielenden Ritter (Talp, Ritterburgen der Schweiz). Ein Tiroler sieht vom Schlosse Wiesberg goldne Kugeln am hellen Mittag herabrollen (Zingerle, Tirol. SM.). Dazu kommt noch die Erzählung in Sommer's Thüring. Sagen, es hätten die Domherren zu Halberstadt an einem kirchlichen Feiertage den Brauch gehabt,

über den Gewölben der Domkirche Kegel zu schieben. In solcher Fassung läßt die Sage den rathenden Verstand noch leer; aber in Birlingers schwäb. Aufzeichnung, 1, Nr. 143 liegt die Gewittersage bereits versinnlicht vor, und das Symbol des Blitz- und Donnerkegels ist keiner weiteren Mißdeutung mehr ausgesetzt. Sie lautet also. Der alte Schloßherr vom Berg Granecke bei Bisgoldingen hatte ein wunderschönes Kegelspiel aus Gold. War ein Ritterfest, so wurde damit gespielt. Wahrscheinlich in Kriegszeiten, sagen die Leute, sind die Kegel vergraben worden, noch jetzt liegen sie im Berge drinnen. Aber sie kommen heraus und man sieht sie droben, wenn's einen Regenbogen hat, wenn ein Gewitter am Himmel ist und es recht donnert. — Dasselbe Sinnbild begegnet wieder in einem Kinderreim, mitgetheilt in Zingerle's Tir. Sitt. S. 164:

Es donnert, es blitzt,
Im Himmel oben sitzt
Die Mutter des Herrn,
Hat goldene Kegel.
Geh schnell fort,
Sonst trifft sie dich todt!

Durch Anreihung einer nordamerikanischen Sage schließt sich der von uns beschriebene Kreis dieser Naturanschauungen, die in ihrem milden und friedfertigen Sinne aufgezeigte Mythe kehrt damit wieder in ihre alte Wildheit zurück. Wenn nemlich die Kaatskillberge am amerikanischen Hudson, dessen erster Entdecker Hendrik Hudson war, ihre atmosphärischen Donnerschläge bei hellem Himmel rollen lassen, so sagen die Eingebornen: Das ist Hendrik Hudson mit den Holländern, die ihre Kegelkugeln werfen. Viele behaupten, sie in der altholländischen Tracht gesehen zu haben, und ein Landmann Rip van Winkel, als er in den Bergen jagte, soll sogar mit Branntwein traktiert worden sein, den ihm Hendrik Hudson selber reichte. Es war kurz vor dem Freiheitskriege gegen England, als der Sage nach diese Zusammenkunft statt hatte. Rip van Winkel beschreibt Hudson als einen starken alten Mann, mit gefurchtem Antlitz; er habe ihm trefflichen Holländer gereicht und davon sei er so betrunken worden, daß er zwanzig Jahre bis nach dem Kriege von 1789 dorten unter dem Felsen fortgeschlafen habe.

Als er erwachte, fand er sein Jagdgewehr an seiner Seite gänzlich verrostet. — Nachdem die Sagen der amerikanischen Vorzeit mit den Indianerstämmen hingeschwunden sind, kann dorten der Yankee in keine mystische Welt mehr zurückgreifen; aber da das sagenbauende Vermögen bei keinem Geschlechte pausirt, so versetzt er seine Wunder und Hünengestalten in den Beginn seiner eignen Neuzeit und läßt sie ihren Wohnsitz in den Apalachengebirgen aufschlagen, deren Zweig die vom Hudson bespülten Kaatskill-Berge sind. Die Eigenthümlichkeit dieser Berge erfüllt den Bewohner der Umgegend mit Staunen: sie sind nämlich untrügliche Barometer. Für jeden Wechsel der Witterung, sei er wie er will, haben diese Berge eine eigne prophetische Physiognomie in Bereitschaft. Bald zeigen sie den herrlichsten Ultramarin, bald mit Purpur gemischte Tinten, bald erscheinen sie scharf die Formen aus dem Aether schneidend. Sobald aber die Höhen sich mit Dünsten umziehen, die der untergehenden Sonne das Ansehen einer Strahlenkrone verleihen, so wird es nicht lange dauern, dann brüllen die Wetter, und vorüberziehende Regenschauer jagen die Schlange in ihre Höhle, den Hinterwäldler in sein Blockhaus. So wird hierüber aus Reisetagebüchern berichtet in Müller-Ulc's Ztschr. Die Natur 1854, 277.

Dies möge genügen, um die Elementargottheiten im Allgemeinen vorauszuzeichnen, welche die echten Träger unsrer Naturmythen waren und durch ihren Ueberschuß an sinnlicher Kraft auch jetzt noch im Stande sind, die Gemüther vorübergehend in Anspruch zu nehmen. In ihnen liegen die ersten ältesten Gedankenkeime unsrer Vorzeit, sie kennen zu lernen ist kein müssiges Spiel. Kein Mensch weiß, heißt es in J. v. Müllers Briefen (Schaffhausen 1840. 4, 340) wenn's ihm nicht gesagt worden ist, wer sein leiblicher Vater und Mutter sei.

Aarau, an Dreikönigen 1862.

E. L. Rochholz.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung . . . . . I — XIV

Erste Abtheilung.

1. Die Wetterherren 1
2. Der Korawog 17
3. Der wilde Jäger im Jura 34
   1) Der Türst auf Freiburg 34
   2) Der Besenreis-Baten am Grenchenberge 40
   3) Der Brunnenhans am Stalden im Kanton Freiburg 53
   4) Der Senne auf Lobisey 55
   5) Drei Riesenbrüder kegeln 56
   6) Dietrich von Reisenstein in Baselland 58
   7) Die Herrenkutsche bei Wittnau 60
   8) Der Schweinereiter auf Thierstein 61
   9) Das Glückshorn 62
   10) Der Schloßgrün bei Ober-Wöschen 63
   11) Der rothe Jäger im Reggenhanserthal 65
   12) Das Rothenburger Schießen 67
   13) Der kegelnde Zwingherr zu Reitnau 70
   14) Der Sodhubel bei Safenwil 71
   15) Goldener Wagen des Herrn von Wittenbach 73
4. Sturmthiere 74
   1) Gespenstische Forstthiere 74
   2) Forstwald von Auenstein 77
   3) Das Forstthier von Umiken 78
   4) Ochsenkopf zu Tottiken 78
   5) Der Schlachthaus zu Bern 81
   6) Das Aarauer Haldenthier 81
   7) Das Forstthier von Safenwil 82
   8) Das Jonenthier 82
   9) Untergang von Pluvs 83
   10) Forsthund in Muri 85
   11) Der Krümmlihund 85
   12) Frohburger Schloßhund 86
   13) Der Landhund 86

Seite

11) Moosbund in Attelwil 87
15) Der begrabene Hund zu Seon 87
16) Das Schopfthier 88
17) Feurige Geiß 88
18) Der Dorfhund zu Reßelnbach 89
19) Dorfhund zu Reitnau 89
20) Dorfhund zu Magden (Frickthal) 89
21) Sägehund und Bernhund bei Aarburg 90
22) Das Schaf im Birrhard 90
23) Das Nachmittagslamm im Lobelhölzli 91
24) Dorfthiere in Birr am Birrfelde 91
25) Das Dorfthier von Ober-Entfelden 92
26) Der Schlößlibauer zu Sulz 92
27) Der Roßbeiri 93
28) Das Hoggebeer zu Kulm 94
29) Das Oerkenthier 94
30) Schweine im Rebstock 97
31) Dorfloos und Burgfrau in Meerenschwand 97
32) Gutis-Ge in Muri 101
33) Dorfthier zu Lütwil 101

5. Die Zwerge im Jura 102

1) Mortisbrunn bei Wittnau 102
2) Das Pflugbrod im Gitbale 106
3) Lampebrenflub bei Kaiserstuhl 106
4) Erdmännchen am Frickberg 107
5) Das Littiloch bei Thalheim 109
6) Das Kloßer der Erdibeerli 109
7) Teufelsloch auf der Neuburgerhalde 111
8) Zwerge wetterkündend 112
9) Kindendes Erdweibchen in Uri 113
10) Die Schwimmschuhe der Erdmännchen 114
11) Der Schwertfeger 116
12) Ausgelehnte Zwerge 118
13) Kohlen in Gold verwandelt 119
14) Silberne Biezarien 120
15) Die Buchwiler Zwerge beim Schweinefleisch 120
16) Die Zwergkuhl im Ghraitel 122
17) Ende der Genossame zu Waldhausen 124
18) Das Geislech auf der Schafmatt 126
19) Zwergenraub an Mädchen 127
20) Heidenhaus in Zuzgen 127
21) Das Bruderhäuschen auf dem Wiederech bei Gippingen 128
22) Die Katharinenhöhle bei Zuzgen 130
23) Das Nennuhrbrod am Steigfeld 131

6. Waschende Jungfrauen 133

1) Die Rosenkranzjungfer bei Häggingen (Freien Amt) 133
2) Das Wäscherfrauli in Matzingen 134

Seite
3) Das Heumütterli bei Niederwil 135
4) Bachmaidli im Uriwinkel bei Veltheim 137
5) Der Kindsschrei in Oberkulm 137
6) Das Lirenkind 138
7) Fraufaßen bei Gränichen 139
8) Die weiße Frau in Zurzach 139
9) Das Wäscherli bei Birri 139
10) Schloß Reifenstein in Baselland 140
11) Die Waschfrau am Frenkenbach 140
12) Die weiße Frau von Wartenstein (Kant. Bern) 141
13) Das Nachtfräulein in Näfels, Kant. Glarus 142
14) Magdhildenbrünnlein bei Tingten 143
15) Wanzenschneider von Obermumpf 144
16) Der Geißer am Oberlegi-See 144

Zweite Abtheilung.

7. Sortsagen 153
1) Schloßjungfer in Wölfliswil 153
2) Alte Burg bei Waldhausen 155
3) Teufelsloch und Schloßfräulein auf Brunegg 156
4) Der Römerstein im Lintwalde 157
5) Der Keller im Rost 158
6) Gekrönte Schlange zu Niederlenz 159
7) Elfe im Rüeschwald bei Zunsen 159
8) Verwünschte Jungfrau zu Teichgen 160
9) Das Gschersträulein auf der Heidenburg 161
10) Jungfrau auf dem Laubsberge bei Seon 162
11) Der Gein auf Landskron 162
12) Goldkette zu Irchenhausen 163
13) Die Felsenjungfrau im Simmenthal 164
14) Die goldenen Kohlen 166
15) Dreierlei Schatzbohnen 167
16) Erbauung der Kirche zu Montagny 168
17) Schatztruhe an der Brestenegg 173
18) Die Jungfer am Reinacher Feuerweier 173
19) Jungfrau zu Birr 174
20) Wingart zu Beinwil 175
21) Salina auf der Scheidenfluh 175
8. Das Irrlicht 176
1) Strafe für Frevel am Feldgeräthe 177
2) Bestrafung des Thierquälers 177
3) Irrlicht unter Dach 178
4) Der Hockauf am Hausgraben 178
5) Der Feuermann bei Reckingen 179
6) Brennender Aufhock bei Zofingen 180
7) Markenfrevler zu Kirchheim, Oettingen und Arch 180

Seite

8) Hackengeiß in Ober-Endingen 181
9) Erlöster zu Attelwil 181
10) Lodernde Gerippe 182
11) Das Kuchen essende Irrlicht 183
12) Irrlicht bei der Radkapelle 184
13) Tabakrauchender Hausgeist in Lengnau 185
9. Schlange und Drache 188
1) Der Stollenwurm von Wöllisweil 188
2) Drache im Simmenthal 189
3) Die Hausschlange im Emmenthal 193
4) Schlange zu Brittnau 196
5) Schlange zu Linn 197
6) Genuß des Schlangenfleisches 197
7) Kaiser Karl und die Schlange zu Zürich 198
8) Der Liebesstein 200
9) Der Schlangenbanner zu Dettiken 202
10) Schlangenhöhle zu Bavards 203
11) Drache am Spielmoos 204
12) Drachenkampf in der Galtenfluh 204
13) Schlangen gebärende Frauen 205
10. Die Wolken 205
1) Der Wolkenhut 206
2) Das Schiff 209
3) Die Feder 211
4) Lämmerwolke 212
5) Wolke in Form von Roß und Rind 217
11. Das verlorne Thal 221
12. Der Mond 229
1) Mondsymbole 229
2) Der Mondwolf 234
3) Der Hochzeitmond 238
4) Der Mann im Mond 244
13. Die Holenfrauen 259

Sachregister 285

Erste Abtheilung.

1.

Die Wetterherren.

Gott hat mehr Sorgen als wir.

Sprichwort in Schleichers litthauer Märchen 1857, 161.

Bei einer Bevölkerung, die mitten im Maschinengeräusche der modernen Technik auf Viehzucht angewiesen bleibt und von den neuen Lehren der Naturwissenschaft nur eben jetzt erst in die Schule genommen werden soll, stößt der Sprachforscher noch auf naturwüchsige Ausdrücke und Vorstellungen über Jahreslauf und Witterung, über Element und Gestirn, Strom und Gebirg, die weitab von unserer Rede- und Denkweise liegen, und uns förmlich die Urbegriffe der Ahnenzeit verdeutlichen. Wenn wir sprechen, „es regnet, es blitzt", so verlegt der hochdeutsche Ausdruck den Naturvorgang außer der Sphäre seiner Begriffe, er denkt sich ihn ohne eine handelnde Person, ja beinahe ohne eine damit verbundene Handlung.

Dagegen belebt und personificirt die sinnlich scharfe Volksrede alles Geschehende, berücksichtigt aber nur den natürlichen oder mechanischen Vorgang dabei wenig oder nicht. Sie fasst das natürliche Leben als ein beseeltes auf. Das uns Allerallgemeinste, das gute und schlechte Wetter sogar ist dem Volke eine Person, welche in guter oder böser Absicht erscheint, uns zu besuchen.

Es genügt nicht zu sagen, das Wetter wird gut, das Wetter hellt sich auf; man giebt seine leiblichen Theile genau an: es zieht die Hörner ein; oder man nimmt es als den Spiel- und Hantierungsplatz der Herrschenden an: die Apostel kegeln, der Herrgott fährt spazieren, der Alte haut sich mit der Art ein Rad. Daraus ergiebt sich, daß die ursprünglichsten Erkenntnisse der Völker mythologische sind und, weil sie dies sind, sich alle auch religiös ausdrücken. Urreligion und Ursprache kann in nichts anderm

bestehen als in einer wenig umfangreichen Anschauung eines Menschengeschlechtes, das noch unter den einfachsten Lebensbedingungen steht. Aus diesen einfachsten Verhältnissen entspringen alle Mythen in ihrer intellectuellen und in ihrer naturgeschichtlichen Substanz, es kommt dabei auf ihre Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit an, beinahe aber gar nicht auf ihre Schönheit, wie z. B. die Sagen vom Wetterhund, vom Dorfkalb, vom wettersiedenden Hasen beweisen, in denen die Götter die Gestalt ihrer Lieblingsthiere auf eine noch ziemlich geistlose Weise annehmen.

Im Allgemeinen hat man diese Gattung von Volksanschauungen unter dem Namen der Bauernregeln und des Bauernkalenders untergebracht. Dies genügt nicht. Denn dabei geräth man abermals in jene grobe Verwechslung von nationalen und von Fremdbegriffen, die in unsrer deutschen Culturgeschichte schon so lange durch einander geworfen werden. Die wirkliche Bauernregel stammt aus der ungeschulten Naturbeobachtung und bedient sich einer sinnlich scharfen Ausdrucksweise; die gedruckte Kalenderregel stammt aus dem barbarischen Mönchswissen. Jene war ein Glaubensartikel in der Urzeit und genügt jetzt noch dem Glauben, wie er im Kinderlied und im Märchen sich ausdrückt; diese ist eine gelehrte Curiosität aus dem lateinreimenden Mittelalter; jene war ein gesundes Naturſymbol, diese ist ein oft widersinniges Mirakel, jene echt deutschredend, diese immer mit Fremdnamen welschend. Es regt uns wenig an, wenn es heißt: Nepomuk ist gegen Wassersnoth, Nikolaus gegen Stürme, Genoseva gegen Dürre, Jodocus gegen Kornbrand, Barbara gegen Blitzschlag, Johann Baptist gegen Hagel u. s. w. Da schafft ein heiliger Serenus diejenige gute Witterung, von welcher ihm selbst erst sein Name gemacht worden ist, da bringt ein Desideratus ganz aus gleichem Grunde erwünschten Regen. Da wird eine lateinische Schul-Etymologie an die Stelle eines deutschen Bauernurtheils gerückt, da schreibt man dem Plinius und Varro dasjenige noch einmal aufs Wort nach, was diese selbst nicht glaubten. Und noch immer giebt sich solcher Trödel die hochmüthige Miene lichtfreundlicher und volksfreundlicher Herablassung, erneut sich mit jedem Jahre und pflegt sich Volks- und Nationalkalender nachdrucksam zu betiteln. Doch wahrlich vergeblich gegenüber jenem Kern volksthümlicher Begriffe, der durch solcherlei Groschenschriften mit und ohne Stahlstich nicht zu verschütten ist. Denn die Bauernpraxis liest nicht, und auch der lesende Bauer bleibt ein eigensinniger Mensch. Mit dieser bis zur Un-

tugend gesteigerten Hartnäckigkeit ist ihm sein letzter Rest von Unmittelbarkeit bewahrt geblieben; aus seinem Eigensinn stammen auch seine nachhaltigen Begriffsalterthümer, deren sich nun die Untersuchung allmählich wieder bemächtigen wird, um verdrängte alte Gottheiten uns zum Verständnisse zu bringen.

Was jetzt noch der Kalender die Wetterheiligen nennt, das galt dem früheren Alterthum als eine eben so große Reihe von Wetterherren, Gottheiten von milder und furchtbarer Art, in deren Hand Sonnenschein und Unwetter lag. Dies läßt sich schon am Pontius Pilatus unserer landschaftlichen Legende verdeutlichen. Die Kalenderregel sagt vom Wetter in der Osterwoche: Pilatus wandert nicht aus der Kirche, er richtet denn zuvor noch einen Lärmen an. Dies besagt im Allgemeinsten, daß bei uns kein März und April ohne Unwetter ablaufen wird. Allein viel positiver ist Pilatus in unsern Gegenden zum allgemeinen Wetterherrn dadurch gemacht, daß er sein Grab im See auf dem Pilatusberge hat und uns daraus noch seine Schneestürme und Wasserfluthen herabsendet. Er erscheint deshalb im Aargau auch ganz in der Art des ewigwandelnden Juden und des den Bau durchziehenden Wilden Jägers. Ebenso hat man diejenigen Heiligen besonders Wetterherren genannt, welche auf die Zeit der Zwölften fallen, vom 25. December bis zum 6. Januar; denn nach der Witterung dieser ihrer Feiertage pflegt man diejenige der in gleicher Reihe folgenden Monate voraus zu bestimmen. Auch der Franzose hatte diese Berechnung und nannte daher die Heiligen, die zwischen Weihnachten und drei Könige fallen, les petits Rois, die Untergötter. Aber die zureichende Erklärung für diesen Kalenderausdruck liegt doch nur in unsrer deutschen Mythologie. Gott, der von Weihnachten an zu den Menschen auf Besuch kommen wird, sendet seine Boten voraus, ihn anzumelden, den Nikolaus, den Barthel und Rupprecht, den Berchtold und die Berchta. Ist dann die Zeit erfüllt, so erwacht Karl im Odenberge, Friedrich im Kyffhäuser, als Schimmelreiter kommen sie mit der Wilden Jagd durch unsere Thalschaften gezogen; dies ist das wüthende, nemlich Wuotans Heer, die Schaar der Einherien. Dann feiern die Menschen das Julfest, wo sich das Rad der Sonne wieder zu uns heraufdreht; sie tanzen um die Feuer im Freien, obschon es mitten im Winter ist, denn Wuotan, der Sonnengott, wird die Winterriesen verjagen. Denn er selbst ist eine Allen überlegene Sturmesgewalt, so besagt es sein Name. Den Sturmwind, der

aus den ungarischen Steppen nach Oesterreich sengend hereinbricht, nannte Seifried Helbling XV. 759 und 774 (in Haupt's Ztschr. 4, 238) den Woldan. Ebenso heißt Vaud im Waatländer Patois der Wilde Jäger, und der aus dem Wallis über den Genfersee hereinbrechende merkwürdigste Wind des Waatlandes ist der gefürchtete Vaudaire, der Föhn. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 258. Im Engelberger Thale sagt man, hindeutend auf des Gottes grandärtige Gestalt, der graue Thalvogt kommt. Da kommt weißes Gewölke von Unterwalden her thalauf gezogen und bleibt regendrohend am Schallistock hängen. Scheuchzers Ms. (cf. Sulzer) 1, 13. Schiller wiederholte diese Phrase in seinem Tell: Mach hurtig, Jenni, zieh die Raue ein, der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn.

Schnee, Reif, Frost und Hagel sind heidnische Riesengeschwister, die sich nun unter die Kalenderheiligen eingereiht haben. Zwei solche nennt der Kalender am 23 und 25 April, St. Georg und Marx drauen viel Arg's. Ueber die letzten Eis- und Schneemänner des Jahres lautet der Kalenderreim: St. Pankraz (12. Mai), kein Reif nach Servaz (13. Mai) kein Schnee nach Bonifaz (14. Mai). Diese drei Wetterherren entsprechen den Söhnen des eddischen Reifrieſen Fornjotr (Altrieſe) welche heißen: Kari, die Windsbraut; Hlêr, das Meeresdunkel, und Logi, die Gewitterlohe.

Winter, Winterfrost, Reif wird daher noch immer personificirt ausgedrückt. „Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen. Es ist e chalte Ma über Feld g'gange." Will man das Kind nicht im Schnee umher laufen lassen, so warnt man: „'s ist e chalte-chalte Ma vor der Thür." „Der chalte Ma hängt euch den Husten a!" Im Auszählreim gilt dieselbe Anschauung:

Es chunt e Schnee, er will üs g'seh,
es chunt e Ma, er will üs ha.

Man fordert auf, die Fensterladen herab zu lassen und dann die Leute im Hause zu überzählen, ob der Winterrieſe keines gefressen habe:

Vater, loh de Laden abe,
d'ist de chalte Winter duß!
Mini Knecht und dini Knecht
sitzid bi dem Füür;
ich will wette, du witt wette,
es sigid zwänzg und vier.

Wenn der Frühling kommt, sagen die St. Galler, es schnür' der Winter das Bündel und schleppe es auf den Alpstein (Local-

name des Sentis). Im Toggenburgischen heißt der Winter der gefrorene Gärtner, wahrscheinlich weil er Eisblumen auf die Fensterscheiben malt. Spielend wird er der Dachdecker von Winterthur genannt, der Herr Weiß, gleichwie Holda, die den Schnee klein hackt, die Weiße Frau heißt. Wenn im Frühjahre Nachtfröste drohen, so wird im katholischen Frickthal die Kirchenglocke geläutet, um die Leute zum Beten anzumahnen; dies nennt man das Reiflänten. Glockenklang bricht den Donner; daher auch das übliche Wetterläuten bei drohenden Gewittern. Hier ist der Gewitterregen eine alte langnasige Base, sie stürzt aus der Wolke nieder, wenn die Glocke klingt; dorten ist der Schnee ein Menschenfresser, dem jene Hexe haushält. Grimm KM. Nr. 29. Der Winter schüttelt seinen Bart aus, sagt man beim Schneegestöber. Ebenso hat der eddische Frostriese Hymir eine neunhunderthäuptige Mutter (von Hagelkörnern, oder von Eiszapfen strotzend) und von seiner Erscheinungsweise heißt es in Simrocks Edda 47: Er gieng in den Saal, die Gletscher erdröhnten; ihm war, als er kam, der Rinnwald gefroren. — Dem Sennen auf der Reichenspitze in Tirol war angesagt worden, er möge auf den morgigen Christtag sein Stüblein so warm als möglich heizen. Er thats, daß er es vor Hitze selbst nicht mehr aushalten konnte und sich unter die Stubenbank legte. Da schüttelte man draußen den Schnee von den Schuhen, drei Männer traten schweigend herein, ihre Kleider waren steingefroren, eine solche Kälte verbreiteten sie, daß sich der Senne unter der Bank die erstarrenden Hände rieb.« Das waren die Drei, die droben auf der Reichenspitze die Geldhüter sind. Als sie schweigend die Stube verlassen hatten, lag am Tische, wo sie gesessen, des Sennen Hut voll funkelnder Zwanziger. Zingerle, Tirol. SM. Nr. 357. Auch der Winter also, wie männiglich weiß, streut den Reichthum über die Erde aus.

Hier noch einiges von solchen Zieltagen, die im Bauernkalender besonders entscheidend für die Witterung sind. Vom Matthias (24. Febr.) weg rechnet man noch vierzig Nachtfröste; voraus am 22. Febr. ist der Peterstag, der an die Stelle des heidnischen Donarfestes gerückt ist. Petrus öffnet den Wolkenhimmel, indem er seinen Schlüssel über den Rhein wirft, und läßt zugleich ins Reich der Seligen ein; Donar schleudert seinen Hammer und Donnerkeil gegen die Eisfelder und die Hagelwolken, hinter denen sich die Riesen verbergen. In der Walpurgisnacht (1. Mai) müssen die Hexen da auf den Blocksberg, dorten auf den Pilatusberg

ausfahren und droben die folgenden zwölf Tage lang den Schnee forttanzen. Daher ist denn der darauf folgende Bonifaciustag (14. Mai) bei uns der letzte der sogenannten „Winterheiden", erst nach ihm nimmt der Frühling wirklich seinen Anfang. In dieser eben genannten vierzehntägigen Zeitfrist liegt eine Rückerinnerung an die frühere Abhaltung der großen Volksversammlungen in den Maifeldern. Der Johannistag (24. Juni) scheidet als eine Schwelle im Mittelbau das Jahreshaus in zwei Hälften und ist der Wendepunkt der sommerlichen Witterung. Die auf diese Zeit fallenden Bräuche und Ueblichkeiten sind zahlreich und finden in diesen Blättern keinen Raum. Dieselbe Bestimmung hat Jakobi (25. Juli); seine Vormittagswitterung deutet auf die vor Weihnachten hin, seine nachmittägige auf die nach Weihnachten. Bringt er weiße Wölklein am sonnigen Himmel herauf, so sagt man: der Schnee blüht für den nächsten Winter. Simon-Judä (28. Oct.), Martin (11. Nov.) sind allgemein als Loos- und Zieltage bekannt. Noch hält man es nicht für erlaubt, diese Witterungsfristen und ihren Einfluß nach gewöhnlichem Maßstabe kalendarisch-statistischer Berechnung zu veranschlagen. Als die Solothurner Kantonsregierung einen auf die Witterungsverhältnisse des Jahres 1859 basirten Ernteausfall der Versammlung des Großen Rathes vorlegte, erklärte der Rath K. dagegen: die Regierung habe über ihre eigne Thätigkeit Bericht zu geben, keineswegs aber über Witterungs- und Sterbfälle, denn der Herrgott und nicht der Regierungsrath macht das Wetter! Schweiz. Statist. Archiv 1860, S. 80.

Der Besuch der Götter, den man an den vorausgenannten Tagen im Lande erwarten zu müssen meinte, führte zu dem Brauche, ihr Bildniß in Prozession um die Fluren zu tragen. Ein im St. Galler- und im Appenzeller Lande noch unlängst geltender Festtag, der Blochtag (23. März), bestand in dem Brauche, große und kleine Sägehölzer den Müllern und Zimmerleuten vors Haus zu ziehen und sich dieselben um Wein abkaufen zu lassen. Jung und Alt pflegte sich dabei mit vorzuspannen. Bodinus in seiner Dämonomania, übersetzt von Fischart (1591, S. 139), sagt: „Ich habs zu Tolosa bei hellem Tag von den kleinen Kindern vor allem Volk thun sehen; sie nennen solches daselbst la Tiremasse, Schleif den Klotz. In Teutschland ist darum der Brauch verboten worden, das Bild St. Urbans zu bösen Herbsten in den Bach zu ziehen, aber (das ist erlaubt) zu reichen Herbsten es ins Wirthshaus zu

führen und mit so viel Gutteruſſen, Angſtern und Gläſern Weins zu bedenken, als Bauern hinter dem Tiſche ſitzen."

In Baſel warf man, wenn es am Urbanstage regnete, das Bild des Heiligen in den dortigen Fiſchbrunnen; war das Wetter gut, ſo ließ man das Bild durch die Zunft der Reblente krönen. Die Frankenländer thaten ebenſo bei Weinmißwachs, baieriſche Truppen warfen auf ihrem Einmarſche nach Frankreich ein Nepomuksbild von der nächſten Brücke, weil ſie über das lange Unwetter mürriſch waren. Panzer, Baier. Sagen 2, Nr. 30. Die Detzemer an der Moſel warfen das Bonifacius bild in die Hecken, weil ihnen die Bohnen erfroren waren. Hocker, Deutſcher Volksgl. 226. Es wird alſo ein Zwang gegen die Patrone ausgeübt; allein nicht immer trifft dabei der Menſch das rechte, oft ſchlägt die Sache ins gerade Gegentheil aus. Das Chriſtusbild zu Tancremont holten die Einwohner von Theur in ihre Kirche ab, als ihre Gegend von einer großen Dürre heimgeſucht war. Alsbald fiel der Regen in Strömen, er hielt ſechs Wochen lang an und wurde ſo arg, daß eine Ueberſchwemmung voraus zu ſehen war. Alſo trugen ſie es in die Kapelle nach Tancremont zurück, und zur ſelben Stunde hörte der Regen auf. Wolf Nol. Sagen Nr. 352. Zehn Jahre nachdem der heilige Otmar als Gefangener auf der Rheininſel Stein geſtorben war, kamen ſeine Kloſterbrüder von St. Gallen, um ſich die Leiche ihres Abtes zu erbitten und heimzuführen. Sie legten ſie in ein Schiff, zündeten Wachskerzen ihr zu Haupt und Füßen an und ruderten eifrigſt dahin. Da brachen Regen und Wind mit Gewalt los. Doch dieſe Waſſermaſſen des ſtrömenden Sees und die Regengüſſe des Himmels umgürteten das Fahrzeug wie ein Zaun, nicht ein Regentropfen fiel in daſſelbe; ſelbſt die aufgeſteckten Wachskerzen leuchteten fort. Von dieſem Regen- und Seeſturm berichten der Reichenauer Abt Walafrid und der St. Galler Schüler Eckehard der Vierte. Uhland in Pfeiffer's Germania 4, 38. Hier wehrt der Heilige dem Regen, während er ein andermal ihn zu verbreiten hat. Auf letzteres hat ſich eine weit verbreitete Meinung gebaut. Wie nemlich der durchs Land ziehende Gott dieſem den Fruchtregen mitbringt, ſo wird nachher derſelbe Glaube auch auf ſeine Diener übertragen. In den vier Dialogen des Hans Sachs (ed. R. Köhler 1858) ſpricht der lutheriſch geſinnte Reichenburger S. 44, zu dem auf Beſuch bei ihm einkehrenden Mönch Romanus: „euer zukunft in mein haus bedeut warlich ein ſchne." In dieſer Formel liegt eine

uralte Wetterregel, welche in der Schweiz noch sprichwörtlich lebt. Regen giebts, sagt man, so oft unsere Geistlichkeit Capitel und Synode hält, so oft die Pfarrer zusammen über Land gehen. Der Appenzeller Joh. Grob von Herisau hat in seiner Dichterischen Versuchgabe, Basel 1678, folgendes Epigramm „auf die Geistlichkeit“:

daß euch der himel haß', ist unschwer zu erweisen.
es ist ja weltbekannt, ihr könnet nimmer reisen,
daß nicht die güldne sonn' ihr werthes liecht versteck
und euch ein wolkenbruch als nasses volk bedeck.

Viele Schriftsteller verbürgen das Alter und die weite Verbreitung dieser Meinung. Beispiele sollen dies beweisen.

Joh. Dubravii Hist. Bohem. lib. VI erzählt, wie zu Kaiser Otto I. Zeiten der Prager Bischof Adalbert wegen vieler Mißhelligkeiten abdankte und nach Rom auswanderte; allein die Prager Gemeinde konnte ihn nicht lange entbehren und berief ihn zurück. Als nun Adalbert in Begleitung sieben anderer Mönche in Böhmen einzog, ward die große Dürre, so das Land bis dahin geplagt hatte, durch einen so starken Regenguß vertrieben, daß die meisten ebengelegnen Ortschaften überschwemmt wurden. Dies schrieben Einige der Gottesfurcht der ehrw. Väter zu; Andere legten es ihnen zum Spott aus, und daher entstand dann das Sprichwort unter den Böhmen, es pflege zu regnen, wenn die Geistlichen reisen: „Estque hodie in ore Bojemorum velut adagium, ut si forte obvios in itinere habeant viros religiosos, dicant: pluvia haud dubie pluet, postenquam monachi peregre ambulant.“ Monatl. Unterredungen. Leipzig bei Gleditsch, 1690, S. 1058. — „So man münch vber feldt siehet gehen oder reiten, soll man denselben weg nicht geben, dann es ist gern vnstatig wetter.“ Astronomia Teutsch 1612 (Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 316) „Haltet die mönch zu hauß! dann kommen sie auß, so regnets oder will anfangen drauß.“ Fischart, Aller Praktik Großmutter (W. Wackernagel Lesseb. III. Prosa 1, S. 469.) In Wintlers Blume der Tugend, vom Jahre 1411:

so wellen sumelewch dapey,
wanne es vngewitter sey,
das sey alles von der münich wegen,
wann die gent vmb die wegen.

(Zingerle, Tiroler Sitten 1857 S. 187.) „Wann die pfaffen reisen, ist das sprichwort bei Zeilero (Praetorius Weltbeschreib. 1, 16)

so regnets." Männling, Curiositäten und Albertät. Frankf. 1713. Ebendasselbe bei Abrah. a St. Clara, in der Lobpredigt auf Thomas Aquino. Salzburg 1684, 6. In Rabelais Gargantua lib. IV. wird ein Schiff voll Priester, die zum Concil fahren, von Panurg, dem es begegnet, für eine gute Vorbedeutung seiner eigenen Reise erklärt; allein es bewährt sich umgekehrt als das allerschlimmste Zeichen, da unmittelbar hinter jenem Schiffe der unbändigste Seesturm losbricht. Als Dr. Luther während eines Jahrmarktes durch Rudolstadt kam und gewässertes Jahrmarktsbier bekam, hat er den Markt und das getaufte Getränke verwünscht. Seitdem schwimmt jeder Rudolstädter Jahrmarkt von Wasser. Frommann, Mundarten Zeitschr. 3, 546. Bei einem Seesturme sagte der schwedische Schiffskapitain zum Passagier Wedderkop (Bild. a. dem Norden 2, 528): „trösten Sie sich, ein Priester ist mit an Bord, und das ist weltbekannt, daß so einer immer schlecht Wetter herbei führt". Kapuziner spielen und regnen lassen sind zweierlei Namen für einerlei Kinderspiel. Alemann. Kinderl. Nr. 293. — Diese gehäuften Belege werden nicht überflüssig scheinen, sie dienen dazu, eine verschollene Mythe wieder zu erwecken und zu beglaubigen. Im Regen und Schnee steckt der Gott als Wetterkönig. Aus Engelland fährt er herab auf unsere Fluren, um sie zu befruchten. Vgl. Müllenhoff S. 517, 33:

Rägen, rägen, rusch!
de König färt to busch.
lät den rägen ewergaen,
lät de sünn wedder kamen. ꝛc.
es regnet,
gott segnet,
die sonn scheint,
der pfaff greint. Firmenich 3, 66.

Statt des Gottes kommt auch sein Diener und verbreitet den Landregen. Im 1. Buche des Ramajana ist erzählt, im Lande Anga sei jahrelang kein Regen mehr gefallen, als der König sich gegen Gottes Gebote vergangen hatte. Seine Priester und seine Räthe sind versammelt, drei Tage sinnen sie einem Mittel nach um Abhilfe, endlich eröffnen sie: nicht eher wieder werde es regnen, als bis es gelungen sei, den Fürstensohn und Waldbüßer Rischjasringa aus seiner Waldsidelei hinweg zu locken und auf den Weg zu Hofe zu bringen. Dazu bedarfs der List. Man belädt Schiffe mit den schönsten Mädchen und läßt sie zu ihm hinaus in die Waldwildniß fahren. Solchen Reizen kann der Heilige nicht widerstehen,

zum erstenmale verläßt er den Hain, begiebt sich mit den Mädchen auf den Weg, und zum erstenmal regnets wieder. Davon heißt es im Ramajana:

Sobald mit Rischjasringa der Fürst
Das Ufer betrat, so schüttete
Vom Himmel reichlichen Regen herab
Pardschanja über das ganze Land.

Holtzmann, Ind. Sag. 1, 309.

Wie hier der Brahman auf einem Schiffe heimfährt und damit Regen bringt, so heißt in der Edda die Wolke das Windschiff, und der Nerthus Gotteszeichen war gleichfalls das Schiff: „liburnae figura", Tacitus Germ. C. 9. Dieser Göttin Umzug durchs Land verbreitete gleicherweise Gottesfrieden und Fruchtbarkeit. Aus Sämunds Sonnengesang führt Afzelius die Stelle an (Schwed. Sag. 3, 27):

Odhinns Gattin fährt
Wollustathmend kühn
Auf dem Erdenschiff.
Daß nur unverhofft
Nicht der Sturmwind nah',
Untergang bereitend.

So oft die Zwerge bei Merlingen am Thunersee aus ihren Berghöhlen zu den Bauernhöfen herunter gehen, folgt ein Landregen. — In der Ukermark sagt man, wenn die Soldaten marschieren, ist es in der Regel Hudelwetter. Kuhn, Nordd. Sag. S. 455.

Lag es nach dem Glauben in der Macht der Gottesdiener, als Stellvertreter der Wetterherren zu handeln, so konnte sich die eine Gegend benachtheiligt halten durch den Einfluß, den zu ihrem Schaden der Priester der Nachbarlandschaft ausübte. Daher entstand seit dem achten Jahrhundert der Brauch, daß sich jede Gemeinde einen besoldeten Zauberer hielt, den sogenannten Defensor, welcher die Macht besaß, das von anderen Zauberern herbei geschickte Unwetter zu entkräften und über die Gemarkung hinauszujagen. Daher heißt jetzt noch in Spanien der Nachtwächter nach seinem Ruf, mit dem er das beständige Wetter ausruft, selber Serepo. Ein Ueberbleibsel hievon war in dem Berner Städtchen Biel, zu dessen Eigenthümlichkeiten es noch im Anfange dieses Jahrhunderts gehörte, daß daselbst der Nachtwächter nicht nur die Stunden, sondern auch die Witterung ausrief. Meyer-Knonau, Schweiz. Urkunde 1, 176. Im Landvolke aber dauern die Erzählungen

über die gewaltigen Künste der Defensoren jetzt noch fort. Theils sind es angebliche Orts-Pfarrer (Aargau. Sagen 2, Nr. 372), theils einfache Bauern. Ein solcher war im Freienamte der Haslibauer, der ursprüngliche Erbbauer im Dörfchen Hasli bei Muri, wo dessen Nachkommen lange das einzige dort bestehende Geschlecht ausgemacht haben. Mit der Wirkung seiner Bannsprüche bewahrte er alle Feld- und Baumfrüchte vor Flurdieben und lockte, so oft die Felder es bedurften, den Regen vom Himmel. Als das Nachbardorf Boswil während einer Landesdürre eine Feldprozession abhielt, wollte sich gleichwohl kein Wölkchen am Himmel zeigen. Kaum aber hatte der Haslibauer seinen Spruch gethan, so gieng ein Landregen in Strömen nieder (mündlich). Steigt man vom Unterwaldner Kloster Engelberg aufwärts zu dem Trübsee, so gelangt man zum Lochpaß, der von zwei mächtigen Gebirgsstöcken eingeschlossen ist. Der eine davon heißt Engstliberg mit dem wunderthätigen Engstlenbrunnen, einer sogenannten Hungerquelle; der andere ist der bekannte Titlis. Schon frühzeitig war dieser Paß die Straße für den dem Sennwesen unentbehrlichen Salzhandel. Ein zunächst gelegener Gletscher wird Pfaffengletscher genannt und hängt mit diesem Handel zusammen. Darüber erzählt man so. Vor noch nicht langer Zeit lebte im Engelberger Kloster ein Pfaffe von riesiger Gestalt und ungemeiner Körperkraft. Wenn die Salzhändler ankamen, war er immer der Erste, um die centnerschweren Fäßer vom Wagen zu heben, abzustellen oder auf andere Wagen zu verladen. Einst vermaß er sich im Uebermuth, ein solches Salzfaß bis auf die Höhe des Bergjoches zu tragen und unterwegs nur dreimal Rast zu machen. Um zwei Flaschen Wein wurde die Wette abgeschlossen. Wie einen Spielball nahm er das Faß und schritt damit bergan. Man sah ihn, wie er den Paß erstieg, oben umsank und starb. Heute noch macht er den gleichen Marsch, das Salzfaß auf dem Rücken. Wenn es in den Bergen toset, pflegt der Bauer zu sagen, der Pfaff rührt sich (Studios. Mäder von Baden). Hier zeigt sich deutlich Donars Priester, der das Donnerfaß bergab kollert. „Höret einmal", pflegt das Volk zu sagen, „wie der Alte Gott dort oben mit seinen Bierfäßern rollt!" Kuhn, Westfäl. Sagen 1, Nr. 350. Anderwärts erscheint er in Gestalt seines Lieblingsthieres, statt der Schnee fressenden Sturmwinde als ein Mehl fressender Windhund. Beim Witterungswechsel sehen die Bewohner des aargauer Dorfes Beinwil in der Dämmerung einen großen weißen Hund. Er folgt ihnen bis zu

den Wohnungen nach, man kann ihn nicht von sich jagen. Er läßt kein Bellen hören. Er pflegt sich nach dem Sand zu wenden, einer Anhöhe zwischen den Dörfern Beinwil und Reinach. Dorten setzt er sich auf einen bekannten Feldstein. Aber an seiner Stelle erscheint daselbst dann eine weiß gekleidete Jungfrau und hebt an wunderbar zu singen. Wer ihr zuhört, bleibt gebannt, bis sie ihr Lied geendigt hat. (Mittheil. von S. Amsler aus Reinach) Das ist, wie man es anderwärts bei uns beschreibt, das Nebelfräulein, welches die Matten zu wässern hat, also ein Wasserfräulein. Auch sie erhebt dabei ein schönes Lied und Jeder, der ihr zuhört, muß so laut mit singen, daß er heftiges Halsweh bekommt. Bleibt also das sturmkündende Gottesthier stumm, so wird statt seiner das Lied der Wettergöttin laut.

Rechtsbrauch früherer Zeit war es, die Leichen der Missethäter und Selbstmörder in ein Faß zu schlagen und im Strom fortrinnen zu lassen. Hätte man sie auf dem Kirchhof bestattet, so würden sie den Ort mit Hagelschlag und Sturmwind heimgesucht haben, denn ihr Schicksal war, ein Wetterdämon zu werden. Man wirft daher die Selbstmörder auf dem Lechrain (Leoprechting, S. 196) noch immer in die Strudel des Lechstromes. Solches erzählt aus dem Greyerzerlande Kuenlin, in Reithards Schweiz. Familienbuch 1845, 186. Der Wirth Joseph Anton Gembaz wohnte zu Alliéres, am Fuße des Jaman gelegen. Er galt für einen Wehrwolf; für den Schaden, den er unter den Viehheerden angerichtet, soll die Regierung von Freiburg 550 Franken auf seine Erlegung gesetzt haben. Allein er blieb kugelfest und starb endlich daheim auf seiner Wirthschaft im Herbst 1835. Gleichzeitig mit seinem Tode brachen solche Stürme und Regenströme los, daß damals die ganze Herbstlese mißrieth. Man hat, wie es scheint, deswegen die Leiche des Gembaz wieder zu Alliéres ausgegraben, denn nunmehr liegt er auf dem Kirchhofe zu Montbovon. Die Seelen der Geizhälse im Tessinerlande sind auf die öden Bergfirsten von Bellinzona gebannt und müssen da das Wetter machen; ebenso die Berner Zwingherren und Landesbarone ins Roththal des Berner-Oberlandes; die Westriesen auf den Firn der Scheideck, und haben da im Frühjahr den Bergschnee wegzufressen. Das Loos ränkesüchtiger Advokaten im Wallis ist, nach dem Tode auf den Bergen die Wolken zu treiben, und die Geizhälse müssen den Abonesand in bodenlosen Geschirren zu Berge tragen. Aargau. Sagen 1, S. 171. 220. Diese Anschauungen haben ein hohes

Alter. Von den Verwünschten sagt die Edda (im Harbardsliede 18): „Sie wanden Stricke aus Sand und gruben Erde aus tiefem Thale.“ Wenn den Isländischen Pfarrer Sera Eirikr, gestorben 1716, ein Gespenst verfolgte, stellte er ihm die Aufgabe, aus dem Wegsande eine Peitsche zu drehen, ein Seil zu flechten. Maurer, Isländ. Sagen 160. Platon bespricht dieselbe Höllenstrafe im Gorgias: In der Schattenwelt sind die unseligsten, sie tragen Wasser in das lecke Gefäß mit einem lecken Siebe. Auch des Danaos Töchter, ursprüngliche Quellennymphen in dem dürren Argos, sind durch die hinzugetretene Namenssage, die umsonst Wasser Schöpfenden. Danae heißt nach der Erklärung alter Grammatiker die Trockene, erst Zeus befruchtet sie, wenn er als goldener Regen in ihren Schoos fällt. Im Luzerner Enziloche beim Napfberge, nächst der Berner Grenze, wohnen unter einer senkrechten Flud, drei Kirchthürme hoch, die Thalherren, ehedem die reichen Unterdrücker der geringen Leute. Wenn ein Nachtsturm durch die Klüfte fuhr, so sagten die Leute in den Lutherntälern und Trubbergen: „Sie bringen einen neuen Thalherren her.“ Wenn das Wetter schlecht werden soll, hört man wohl auf mehrere Stunden weit vom Enziloch her ein gewaltiges Krachen und Donnern, als ob man mit Kanonen schieße. Dieses Krachen rührt von den riesigen Felsblöcken her, welche die Thalherren aus der Tiefe herauf wälzen müssen, ohne daß es ihnen gelingt die Lasten ans Ziel zu bringen; donnernd fahren die Blöcke und Baumstämme in die Tiefe zurück. Als im Jahre 1712 die katholische Partei der Schweiz gegen die Reformirten zu Felde zog und bei Vilmergen jämmerlich geschlagen wurde, schoben die Katholiken diese Niederlage auf den Verrath ihrer Anführer; denn diese, hieß es, hätten das ausgetheilte Pulver verfälscht gehabt. Seit dieser That bekamen die Thalherren einen großen Zuwachs. Die Geister jener Verräther, die alle keines natürlichen Todes starben, mußten lange rubelos in den Törfern umher spuken, bis sie endlich ein frommer Mann beschwor, in einen Kasten (Gänterli) packte und wohlverschlossen auf einem Wagen dem Enziloch zuführte. Oben angekommen, stieß er den Kasten in die Tiefe, wo er zertrümmerte. Wenn nun vor einem bald losbrechenden Regen die Sonne noch recht grell und stechend scheint, dann werden dorten die Geister sichtbar. Sie stauben ihre alterthümlichen Röcke aus, und bringen ihre Puderhaare und Perücken in Ordnung. Dann stellen sie sich plötzlich in Reih und Glied, exercieren mit Musketen und Kanonen und schießen,

daß neue Felsenstücke ringsum herunter stürzen, deren Brocken dann abermals fruchtlos in die Höhe gewälzt werden müssen. Gal. Pfyffer, Kant. Luzern 1, 244. Das Volk von St. Moriz in Wallis verbannt alle bösen belangreichen Mitbürger nach ihrem Tode in die schaurige Bergwüste von Plannevet; sündigen sie da fort, so entstehen für das Land Ueberschwemmung und Gewitter. Henne, Schweizerbl. 1833, 308. Als im Jahre 1749 der Bergsturz der Diablerets (d. h. Teufelsstreiche) geschah, erklärten sich die Walliser Aelpler die Ursache also: Die Diablerets seien, wie schon ihr Name anzeige, die Vorstadt der Hölle. Hier sei eine ganze Kolonie Verdammter im Gefängniß gehalten. Seitdem diese sich in zwei Parteien gespalten, habe die eine versucht, das stürzende Gebirge auf das katholische Walliserland hinüber zu stürzen, die andern auf die Seite des reformirten Berner Kantons. Die Jesuiten in Sitten, welche viele dieser Unholde mit Namen kennen, hatten damals den Tag des Bergsturzes richtig voraus verkündigt. Füßli, Schweizer Museum, Jahrg. 18, S. 421. Dem Glauben gegenüber, daß dieses Schießen und Kanonieren der Wetterherren gefährliche Ungewitter übers Land bringe, entsprach der andere Glaube, daß man sich schützen müsse, indem man gleichfalls Geschütze lösen ließ. Nicht nur gegen Unwetter, auch gegen Seuchen schoß man daher Geschütze ab. Der luzernischen Obrigkeit „Ordnung zur zyt der pestilentz" Gedruckt bei Gemperlin 1594, besagt S. 37:

In ettlichen stetten, da es höchinen, hübel, schlösser oder vestinen ob der statt vf hat, pflägt man in disen löuffen ettliche stuck deß groben geschitzes, mit bloßem pulver geladen, morgens vnd abends vber die statt abzeschießen.

Berüchtigt als Wohnsitze der Wetterdämonen sind die sg. Karen oder Karfelder des Hochgebirges. In den Thalgründen der Habkeren und Sohlstübenberge, welche die hinteren Höhenzüge der rechten Seeuferwände des Thuner Sees ausmachen, tritt überall die verrufene Karen- und Schrattenbildung des Rudistenkalkes zu Tage, dessen weiches Gefüge durch Luft und Regen verwittert, so daß das daneben anstehende härtere Gestein in scharf schneidenden, neben einander liegenden Gräten und Rippen gewunden, gebogen oder aufragend übrig bleibt. Die Rinnen, Klüfte, Trichter, Löcher, Schachte und Höhlengänge auf solchen schaurigen Felsenflächen sind endlos. Ein solches Karfeld an der obengenannten Sohlbergstübe nennen die Hirten am Thunersee das See-

feld. Hier oben ist kein Tropfen Wasser in diesen Steinwüsten zu finden; geschweige ein See. Auch ein benachbart liegendes Hochthälchen nennen sie Wagenmoos, obschon noch niemals ein Karren, geschweige ein Wagen hier herauf gekommen ist. Eine große volkreiche Stadt versetzen sie hieher, welche durch die Sünde ihrer Bewohner untergegangen ist. Seitdem treiben Geister ohne Zahl hier ihr Wesen. Aus allen Landestheilen der Schweiz nicht nur, auch aus den alten Herrenschlössern und Bürgerhäusern läßt man jedes unsre Ruhe störende Gespenst durch Geisterbeschwörer hieher in diese Einöde versetzen. Zu Zeiten fechten sie hier ihre alten Kämpfe mit einander aus. Ohne daß eine Wolke am Himmel steht, ertönt alsdann plötzlich ein seltsames Knattern und Knallen in der obern Luft, und aus weiter Ferne her schallt es wie das Pelotonfeuer großer Kriegshaufen, dem sich dumpfe Kanonenschläge untermengen. Dies nennt man die „Musterung auf Seefeld." Wenn die Fremden in Interlaken dies sonderbare Getöse vernehmen, so schreiben sie es herkömmlich den Artilleriübungen in der Thuner Militairschule zu. Sobald es endet, bricht ein tüchtiger Platzregen los. (Schriftliche Mittheilungen von Heinr. Runge in Zürich.)

Zum Schlusse kommen wir noch auf die Wilden Männer. Sie gelten da, wo noch eine ursprünglichere Erinnerung über sie vorhanden ist, als die Ureingebornen und sind somit die berechtigten Besitzer der Hochalpen, von denen sie später das Sennenvolk verdrängt hat. Auch sie haben die Milchwirthschaft betrieben und Käse bereitet. Nun, da man ihnen Weiden und Kinderheerden geraubt hat, rächen sie sich durch verderbliche Gewitter, die sie plötzlich aus ihren Bergklüften nieder senden. Gegen sie sind manche Kapellen am Rande von Firn und Gletscher errichtet. Nachfolgendes erzählt man über die Kapelle auf Scheideck am Rigi. Der Weg vom Dorfe Gersau auf die Höhe von Rigi-Scheideck theilt sich in die zwei Strecken des unteren und des oberen Geschwändes. Zuerst durchgeht man die Zelgen des Buochen- und Rothackers, der Stockli- und Ackergüter, naht dem schauerlichen Tobel des Tiefenbaches, sieht den Röhrlibach von der Rothenfluh stürzen und ist dann am Wirthshause zum unteren Geschwänd. Hier steht die erste Bergkapelle zum heil. Joseph. Das Schubholz mit den Felswänden zum Rothen Schuh liegt hier zunächst mit seiner Sage vom Spielmann, der hier sein Brod begehrendes Kind erschlug. Hierauf steht man am Almend-Marksteine, überschreitet linkshin

das Rüdebächli und hat da am Käppeliberg eine zweite Kapelle vor sich, zu Jesus, Mariä und Josephs Ehren gebaut. Da sie nicht förmlich eingeweiht ist, so liegt ein tragbarer geweihter Stein auf dem Altärchen. Hier ist das obere Geschwände; seine Alpenmatten haben die übeldeutigen Namen Grüselboden, Burggeist und Hasenbühl. Hat man diese überschritten, so steht man auf den Gütern des Gasthofes Rigi-Scheideck. Diese beiden Kapellen sind zum Schutze der Alpen und Alpheerden errichtet. In der Nacht nach dem Jakobstag der beiden Jahre 1592 und 1593 waren in der Alphütte des oberen Geschwänd 60 Stück Vieh getödtet, eben so unten im Hasenbühl und Schubholz 24 Stück.

Man hatte um die Hütten Männer gehen sehen, bis in die Wolken reichend, mit feuerwirbelndem Auge, jedes von der Größe eines hundertpfündigen Käselaibes. Sie hinterließen einen solchen Schwefeldunst, daß Klaus am obern Geschwänd davon an allen Gliedern erlahmte. Da suchte der Senne Florentin, der Klausens Tochter schon lange liebte, nach einem Heilmittel und fand an der Stelle, wo er so oft von dem Mädchen heimlichen Abschied hatte nehmen müssen, die noch fließende Mineralquelle. Klaus genas und gab dafür dem Florentin sein Kind. Beide nannten ihr neugebautes Haus Scheidegg, zur Erinnerung an ihre einst so hoffnungslos gewesene Liebe. Darauf vereinigten sich ihre Almengenossen zu Gersau in eine kirchliche Sennbruderschaft; ihre Patrone sind die Viehbehütenden Wendelin, Marcellus und Antonius, und jährlich am St. Jakobstage feiern sie ihr Bruderschaftsfest droben auf dem Käppeliberg. Während sie schwingen und tanzen, erscheinen, in Tannenwedel und Moos gehüllt, unter ihnen die Masken des Wildenmannli sammt seinem Wildwibli. (Aus dem Munde eines Gersauer-Bauern.)

2.

Der Kornweg.

Das Chorherrenstift von Beromünster, Kanton Luzern, hält alljährlich auf Christi Himmelfahrt eine berittene Kirchenprozession ab, und durchzieht dabei die Gegend von Münster in der Weite eines ganzen Tagmarsches. Schon um fünf Uhr Morgens, nachdem vorher an sämmtlichen acht Altären der Stiftskirche zu Münster Messe gelesen ist, beginnt der Auszug. Ihn eröffnen dreißig armirte Dragoner mit ihren Trompetern; auf sie folgt der Stiftsweibel im Scharlachmantel mit den Insignien des geistlichen Stiftes, begleitet von den Schaffnern, Unterschaffnern und Schreibern der Stiftsverwaltung, sämmtlich zu Pferde. Der Stiftsweibel trägt an einem Fahnenstab den hl. Michael und ist selbst in einen so großen Purpurmantel gehüllt, daß noch das Pferd davon bedeckt wird. Ihm nach rücken die Fahnenträger, Kreuzträger, Laternenträger u. s. w. gleichfalls zu Rosse; die schweren steifen Kirchenfahnen und Heiligenmodelle, die an zwei- bis dreifachen Stangen in der Schwebe gehalten werden, geben diesen Männern viel zu schaffen. Nun besteigt auch jeder der Chorherren seinen Reitgaul, der hübsch gesattelt vor dem Kirchenportale bereit steht, erst die Kapläne in der Albe, dann die Stiftsherren in der Amtssoutaine, auf dem Haupte die schwarzsammetnen Spitzmützen, alle das Brevier und die brennenden Wachskerzen in der Hand; darauf der Abt mit der funkelnden Monstranz. Er reitet einen ausgesucht stattlichen Hengst, der durch zwei Nebenreiter an Hülfszügeln geführt wird, aber niemals noch, sagt man, sei dabei einige Gefahr entstanden, denn das Hochwürdige Gut dämpfe den feurigen Gaul. Hinter ihm reiten die weltlichen Beamten, die Weibel und Rathsglieder des Orts, dann schwarz bewantelte, Roß züchtende Bürger und Bauern der Umgegend, deren Zahl sich gewöhnlich auf anderthalb Hundert beläuft. Den Schluß macht die Schaar der übrigen Wallfahrer zu Fuß. Als Bridel im vorigen Jahrhundert seine „Kleinen Fußreisen in der Schweiz" (Zürich 1797. 2, 169) machte und zu solcher Festzeit durch Beromünster kam, war die Prozession an 4000 Fußgänger und 200 Reiter stark. Ein trompetender Kaplan führte sie an. Sobald der Zug

den Flecken verlassen hat, wird ein Fußweg eingeschlagen, der westwärts bergan geht, auf einen Hügel hin, das Schlößli oder Bäsen genannt. Hier hält einer der Oberherrn die Predigt vom Pferde herab, und die Geistlichkeit fällt Sequenzen- und Responsorien singend ein. Schon hier stoßen neue Wallfahrer zum Zuge, welche schaarenweise aus ihren Ortschaften mit Kreuz und Fahnen zu Fuß und zu Roß aufgebrochen sind. Sie gehören zweierlei Kantonen und mehrfachen Landschaften an, und wenn sie nun die Litanei und den Rosenkranz zusammen sprechen sollen, bilden ihre verschiedenen Mundarten ein schreckiges, mißtönendes Lautgewirre. Hierauf zieht man östlich querfeldein durch wenig bewohnte Districte über die Weiler Husen und Holderen. Von hier weg wendet man sich zum Hofe Hasenhausen, dessen Bauer verpflichtet ist, dem Abt einen schönen Blumenkranz zu überreichen; dieser windet ihn um die Monstranz. Am Mittag erreicht man das Dorf Rickenbach. Es wird die zweite Predigt und ein Hochamt abgehalten, und sodann Rast gemacht. Hier, wo man sich dem Bann der jetzt reformierten Gemeinden des angrenzenden Aargaus nähert, muß die Prozession von ihrem altvorgeschriebenen Pfad abweichen, um auf katholischem Grund und Boden zu verbleiben. Gleichwohl stehen die reformirten Leute aus dem Hallwiler-Seethale zahlreich versammelt an Straße und Pfad und betrachten stummstaunend den vorüberrauschenden Prunk einer ihnen fremd gewordenen Kirche. Es erinnern sich unter ihnen namentlich die aarganischen Birrwiler noch genau daran, wie sie vor zwei Jahrhunderten unter eigner Kirchenfahne den Prozessionszug hier empfangen und durch ihren Dorfbann gläubig hindurch geführt haben. Nicht weniger staunt der fremde Wallfahrer über diese Leute von anderer Tracht und anderer Mundart, oft sind es ihm die allerersten Nichtchristen, wie er meint, die ihm in solcher Menge vor Augen kommen. Warum wohl haben sie sich von dem handgreiflichen Segen losgesagt, welchen dieser Flurumgang ehemals ihren eignen Feldern und Hausthieren gebracht haben mußte? Eine solche Frage, die in manchem der fremden Pilger aufdämmert, wird ihm in der heutigen Prozessionspredigt umständlich dahin beantwortet, daß diesen Reformirten der Hagel die Felder zerschlage, seitdem sie auf den Rath der Züricher Predicanten hin der Prozession den Weg durch ihr Gemeindeland verwehrt hätten. Aus Eigennutz freilich möchten sie jetzt wieder „zum Kreuz kriechen," allein dieses Kreuz, das sie aus ihren eignen

Kirchen entfernt, verbleibe dem katholischen Land und Volke und nehme daher auch heute nicht die Einkehr bei ihnen. So lautet diese Priestersage.

Nicht lange, so wird beim Hofe Maibaufen Halt gemacht. Hier sind vor dem Hause lange Laden tafelförmig über Holzböcke gelegt und mit einer Anzahl von Butterbroden bedeckt, die man Ankenschnitten, Ankenbrüt nennt. Der Hofbauer steht mit seinen Knechten bereit und übergiebt jedem der berittn ankommenden Wallfahrer, aber nur diesen, eine solche Schnitte. Vor zwei Jahren sah mein Berichterstatter hier 250 Schnitten vertheilen. Gar viele Büblein katholischer und reformirter Aeltern haben sich nebenbei auf die Lauer gestellt, um sich eine solche Schnitte zu „ergaumen und ergutzeln." Gänd nur an no Ankebrüt! rufen sie jedem nächstkommenden Reiter entgegen. Zuweilen schenkt er die eben erhaltene Schnitte her, lieber aber folgt er doch dem alten Brauche, der ihm vorschreibt, sie seinem Ross ins Maul zu stossen. Darüber wird den Gläubigen eine neue Sage erzählt. Ehedem, als die Prozession schon dieses Weges zu ziehen pflegte, hatte hier der Hofbauer einer Seuche wegen, die unter seinen Rossen herrschte, das Gelübde gethan, allen vorbeiziehenden Auffahrtsreitern ein Butterbrod schenken zu wollen; die Seuche verschwand sogleich, das Wunder wurde landbekannt, die Prozession wuchs immer mehr an. Da gereute den Bauer sein Versprechen, denn die Ausgabe wurde ihm zu hoch. „Zuletzt werde wohl noch", soll er im Unmuth gesagt haben, „ganz Münster auf jedem Kalbenbein heranreiten, um ihm die Butter wegzufressen. Die Stiftsherren seien sonst schon feist genug, und für seine Hungerleider könne der hochmüthige Klecken selber sorgen." Als der Bauer nun die nächste Prozession ohne die übliche Handreichung hatte vorbeiziehen lassen, fuhr die gleiche Seuche wieder unter sein Vieh, und der Hagel schlug so in sein Korn, daß die Ernte nicht einmal das zu den Ankenbrüten sonst verbackene Korn betrug. Seitdem haben seine Nachkommen dem Gelöbnisse treulich wieder nachgelebt.

Nach der Hand muß das Gewässer der Aone überschritten werden. Dies geschieht auf einem schmalen Steg, auf dem nur eine Person Platz hat. Neben dem Bache sitzt indessen ein Mann in einer Hütte, um die Hinübergehenden zu zählen. Bei jedem Pilger läßt er eine der fünfzig Perlen seines Rosenkranzes aus der Hand, und so oft als ihm diese insgesammt durch die Finger gelaufen sind, so oft legt er ein Steinchen nebenbei in den

Nord, und hat damit je ein neues Halbhundert hinüber gegangener Pilger abgezählt.

Ueber Adelswil, Wittwil geht man zur Mooskapelle und nähert sich nach sieben Stunden dem Aleken wieder. Im Orte beginnt man mit allen Glocken zu läuten, es kommt eine andere Prozession mit Kreuz und Fahne den Reitern entgegen, sie werden zur Stiftskirche zurückgeführt, wiederholt eingesegnet und verabschiedet. Zuvor aber wird noch des Heilands Auffahrt gezeigt. Ein Heilandsbild steigt mittelst eines Rollwerkes plötzlich bis an das Gewölbe der Kirche empor und durch einen Schalter in die Kirchenkuppel hinein. Früher wird es nahezu Abend. Ausgehungert und heißer von Rosenkranzbeten, ermüdet vom Tagmarsche, drängt man sich nun in die vielfachen Wirthshäuser und geht erst spät auf den Heimweg. Aber die mancherlei Beschwerden und Auslagen, die der Zug den Leuten macht, werden in ihrem Glauben durch um so größere Vortheile aufgewogen. Thiere und Menschen werden jedes Uebels los und die Felder sind vor Unwetter gesichert, wenn ihnen der heutige Segen zu Theil geworden ist. Nicht selten sind unter den Reitern solche Kranke, die den Weg zu Fuß längst nicht mehr mitzumachen vermöchten; nicht selten auch solche Wiedergenesene, die, wenn sie den Ritt einmal unterlassen wollten, von Stund an wieder erkranken zu müssen glauben. Im Jahre 1825 stieg die Zahl der Fußgänger auf 8460 nebst 302 Reitern. (Kas. Pfyffer, Kant. Luzern 1, 325.) Ein Stückchen von jener ausgetheilten Butterschnitte nimmt man mit heim, denn es bewahrt die Thiere vor Steifigkeit, die Rosse vor dem Koller und die Hunde vor der Wuth. Man salbt auch offene Schäden damit. Das Fest einmal abzustellen oder nur auf einen andern Tag zu verlegen, würde die größte Landesnoth mit sich bringen: Mißwachs und Hagelschlag. Am gleichen Auffahrtstage finden in der Nachbarschaft noch vier kleinere Umritte statt: in Hitzkirch, in Hembach, in Großwangen und Ettiswil-Schötz. Und so wie wir in der Schweiz Prozessionen zu Pferde haben, so haben wir dergleichen auch zu Schiffe; eine geht zur Tellenkapelle auf dem Vierwaldstättersee, die andere findet alljährlich auf dem Zugersee statt. Man meint, dieser Prozessionsbrauch in Münster sei erst im Jahre 1809 durch einen dortigen Pfarrer gestiftet worden; so giebt Kas. Pfyffer an, Kant. Luzern 1, 384. Dies ist ein Irrthum. Die Petrusmünsterurkunde vom Jahre 1223 (bei Neugart Cod. diplom. tom. II, pag. 147 No. 190) bestimmt, daß die Richter des

Grafen von Kyburg als Kastvögte des Klosters, so oft sie berufen sind, Gericht abzuhalten, an zwei Tagen im Mai und zweien im Herbste jedesmal mit vierzig Berittenen sich einfinden und beide Male einen Tag auf Rechnung des Stiftes verpflegt werden sollen. Dieses richterliche Besuchsrecht wurzelt indeß in einer noch ältern Landessitte und Satzung. Dies ergiebt sich aus nachfolgenden Bräuchen. König Adils von Schweden umritt einst bei einem Opfer auf einem wilden Pferde den Disartempel so stattlich, daß er stürzte und sich den Schädel an einem Stein zerschmetterte. Atzelius Schwed. Sag. 1, 197. Der Feldumritt in bairisch Eichstädt, welchen die Bauern und Bürger mit ihrer Geistlichkeit zu Pferde alljährlich dreien abhielten, wird „eine Ceremonie der alten Heiden" genannt und als solche im Jahre 1784 obrigkeitlich abgeschafft. Bibra Journal v. u. f. Deutschl. 1784. 2, 282. Gleichwohl hat sich der Brauch in andern Gegenden festgefristet. In Baumgarten zu Niederbaiern versammeln sich am Pfingsttage berittene Bauern nebst Schloßknechten, Gerichtsdienern und Oberjägern, umreiten die Hälfte des Bezirks und nehmen den Rückweg durch Hof und Vorhaus des Schlosses. Hier ist ein Viersaß mit einem Fichtenbusch geziert, auf einer Säule aufgestellt. Mit sechsfüßigen Stangen stechen die Reiter den Busch vom Faße und erhalten dafür die daran gebundenen Gewinnste. Die Küferknechte, welche Faß und Gewinnste aufgedant, werden mit zwei Eimer Bier abgelohnt. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 262. Der Pfingstritt zu Kötzting im Baierischenwald wird vom Ortsgeistlichen mit der Monstranz zu Rosse und einer Zahl berittener Männer zur Nikolauskirche in Steinbühl gemacht. Im Walde wird unter Wirthszelten gerastet, vor dem Marktflecken wird dem jüngsten Reiter ein reichbebänderter Flitterkranz überreicht. Der Ritt geschieht zum Andenken an die vielen Heiden, die einst diese Gegend unsicher gemacht haben. Schöppner Bair. Sagb. Nr. 91. Becks Chronik für die Jugend (Augsb. 1788, S. 328) erzählt vom Kolmannswald im Ulmischen, in welchem auf dem Rauhenried eine dem heiligen Columban geweihte Kapelle steht, weitum sichtbar. Zehn benachbarte Gemeinden kommen am Pfingstmontag prozessionsweise zu ihr, und bis auf 3000 Rosse werden dann dreimal um die Kapelle geritten. Während dem ist vor der Kirchenthüre auf einem Tische der Schädel des heiligen Columban ausgestellt. Außer diesem Tage ist die Kapelle nicht besucht. In Lengenfeld bei Velburg (bairische Oberpfalz) begiebt sich am St. Martinstag der Pfarrer nach Amt

und Predigt mit der Monstranz in Prozession zur Martinskapelle außerhalb des Dorfes. Hier erwarten ihn alle Pferdebesitzer aus weiter Umgegend her. Er betet mit ihnen und ertheilt den Segen. Hierauf umreiten die Bauern die Kapelle dreimal und spenden beim dritten Umritt reichlich Geld vor dem Bilde des Heiligen, das nebenaus auf einem gedeckten Tischlein steht. Den Pferden kann alsdann ein Jahr lang kein Unheil zugehen. (Mittheilung vom baierischen Ministerial-Sekretär Gräßer in München.) Alljährlich im Mai am Beatustage machte der kleine Rath des Kantons Freiburg sammt der Geistlichkeit und den Bürgern der Stadt einen Prozessionsritt in die Cisterzienser-Abtei Hauterive. Chorherren und Chorknaben, selbst die Schüler mit ihren Lehrern mußten Hymnen singend mitreiten; und dazu hatte jedes Roß einen eigenen Führer. Wollte man später einen schlechten Reiter bezeichnen, so nannte man ihn einen St. Beatusritter und pfiff ihm die Melodie der Nikolaushymne. Meyer-Knonau Schweiz. Erdkunde 1, 129. Die Rebenbauern zu Corvey kamen jährlich am siebenten Mai zu Pferde ins Kloster, jeder mit einem Ochsenhorn in der Hand, das ihnen am Thore mit Wein gefüllt werden mußte. Haltaus, Jahrzeitb. 194. Kloster Springiersbach in der Eifel mußte jedes Jahr die Prozessionen des Dorfes Hontheim auf der Berghöhe beim sogenannten Prälatenkreuz einholen und zum Kloster geleiten. Jeder so empfangene Wallfahrer erhielt dann einen Pfannenkuchen und eine Portion Erbsen. Schmitz, Eifelersag. 2, 130. Zu Ehren des heiligen Blutes, das in Schwäbisch-Weingarten aufbewahrt ist, wird daselbst an der Himmelfahrt der Blutritt abgehalten. Die Prozession zu Pferde, militärisch gekleidet, mit Musik und Fahne zieht seit alter Zeit immer noch durch die Scheune eines bei Weingarten wohnenden Bauern. In Sindelfingen wurde von den Bauern unter ähnlichen Vermummungen der „Kuchenritt" abgehalten; er ist erst in unserer Zeit eingegangen. Meier schwäb. Sag. 2, S. 399. 421.

Am Georgentage wird im Orte Stein, im bairischen Oberlande, vom Schlosse aus, von etwa hundert Reitern, jeder mit zwei Rossen versehen, ein Prozessionsritt nach der eine halbe Stunde entfernten Kirche von St. Georgen gemacht. Der ritterliche Heilige selbst in Panzer und Helm reitet dabei an der Seite des Priesters im weißen Oberrock, vorn und hinterdrein Bauernbübchen in Engelstracht und andere Wallfahrer. Sie sprengen in St. Georgen angelangt an einer alten Linde vorüber, wo der Pfarrer jeden ein-

zelnen mit Weihwasser bespritzt. Nach dem Gottesdienste folgt Gezeche, Reiterkünste und ein lebhafter Roßhandel. Stend, Pair. Hochland, 313.

Man könnte geneigt sein, in diesen berittenen Prozessionen nicht viel anderes sehen zu wollen, als eine prunkhafte Wiederholung der Martins-, Antonius- und Stephansfeste, bei denen bekanntlich der Kirchensegen über Roß und Rind, über Haber und Heu ausgesprochen wird. Es ist nöthig, dies in ein paar Beispielen zu zeigen. In Madrid, in der Straße Huerta leza wird am siebzehnten Januar allen Maultiertreibern und Kutschern ein Hochamt abgehalten, zu dem jeder auf seinem geschmückten Leibthiere angeritten kommt. Unter gottesdienstlicher Musik wird der Segen über die hinter der Kirche angebunden stehenden Thiere gesprochen und der hereingebrachte Haser geweiht. Knust in Pertzens Archiv 8, 213. Dem Volke verkauft man dabei Antonsbrödchen, panecillos de San Antonio. Am gleichen Tage geschieht in Neapel dasselbe; der Priester besprengt die herangetriebenen Thiere mit Weihwasser und spricht: per intercessionem beati Antonii haec animalia liberantur a malis. Sie haben dabei Backringe aus Fruchtkernen um den Hals hängen. Nork Festkalender, 1000. Wenn man am gleichen Tage im Kanton Tessin vor dem Bildnisse des Patrons in den Wohnstuben Lichtchen anzündet, so erhält dies das Vieh gesund. Franscini, Kant. Tessin 251. Der Stephanstag hieß früher der Pferdetag, das an ihm abgehaltene Wettrennen der Stephansritt. Man jagt in Schwaben an diesem Tage jetzt noch über Feld, nagelt Roßhufe und Roßschwänze an die Stallthüren und sichert damit das Vieh gegen Krankheit. Die Ritterturniere mit Banketten und Kränzen fielen auf diesen Tag nach Weihnachten.

Was aber bei dem Kuchenritte der luzerner, schwäbischen und oberpfälzischen Bauern das Eigenthümliche ist, dies liegt darin, daß der Ritt auf weiten Bezirksgrenzen vorgeschrieben ist und altherkömmlich durch Hof und Scheune der auf dem Wege liegenden Güter hindurch geht. Es muß doch in das Alterthum hinaufreichen, bemerkt Jakob Grimm, Grenzalterthümer (Abhandl. d. Berlin. Akademie 1845, 135) daß man die Landes- und Gaugrenze, zuweilen mitten über Herd und Hausteure leitete, beides waren heilige, den Göttern geweihte Oerter. Die Wartensteiner Grenze wird gezogen: von dem Stein auf dem Spiegelhof durch den Ofen (Weisth. 3, 710); die Grimmensteiner durch den Stadel mitten über der Tenn (ibid.

3, 717). In Zscheiplitz bei Freiburg in Thüringen lief die Grenzlinie mitten durch die Schenkstube. Da mußte bei dem fünfjährigen Flurengang ein Bürgerssohn jedesmal rückwärts zum Stubenfenster hineingehoben werden, um die Thüre von innen zu öffnen, und man unterließ nicht seinen Namen in das Protokoll aufzuzeichnen, damit die alte Gerechtsame unverdrüchlich gewahrt bleibe. Lynkers Hess. Sagen von Nr. 216 an sind reich an derlei alterthümlichen Grenzbestimmungen: In der Mühle zu Immenhausen, in einem Hause zu Bühl lief die Grenze über den Küchenherd; der Hausbewohner mußte daher die Gesellschaft der Grenzbegänger entweder bewirthen, oder sie hieb ein Loch in die Wände und kroch hindurch. Die Scheidung des Stiftes Mainz, der Grafschaft Waldeck und des Landes zu Hessen geht durch die Klosterküche und über den Küchenherd der jetzigen waldecker Domäne Hönscheid. Curtze, Waldecker Volksüberlief. S. 262.

Die Volkssage verkörpert sich diesen Flurenumritt in einen Umzug Wuotans und seiner Götter und läßt denselben auf nicht minder pünktlich eingehaltenen Wegen vor sich gehen. Der wilde Jäger Rodensteiner (Wolf in der gleichnam. Schrift S. 19. 20) nimmt seinen Zug beharrlich durch die Scheune des Bauern Simon Daun. Wenn der wilde Jäger die Riesen in Grindelwald jagt, so müssen ihnen die Thore des Melkhauses auf der Scheidegg offen gelassen sein, weil hierdurch ihre Bahn führt nach Gaßen und zum Faulhorn.

Die Sinzenmatt, eine gegen 45 Tagewerk haltende Gemeindewiese des aargauischen Dorfes Gansingen im Frickthal, ist der Schauplatz von mancherlei Sagen, auch wurden die früheren Markgerichte und Hirtenfeste auf ihr abgehalten. Man erzählt, wie früherhin in regelmäßigen Zeitfristen ein Zug von vierzig Wahrsagern und Wahrsagerinnen durch die Wälder des Mettauer und Gansinger Thales her auf diese Almen da gewandert sei, um hier unter einer Eiche zu lagern, alle weiß gekleidet, Stricke und Ketten um den Hals tragend, wie Büßende. Ein großer Bube trug ihnen den Bündel voraus und säuberte den Waldweg. Alles entfernte sich von den Straßen, wenn der Zug herankam. Im Dorfe Wil zog er durch eine Scheuer, in Gansingen durch des Schnurris Garten, in Galten durch den Schopf (Nebenscheune) des Bruderhofes, und in Bütz sogar durch des Stäublis Hausgang. Jeder Hausbesitzer brachte ihnen die drei weißen Almosen dar, Eier, Mehl und Butter. Man hält diese Waldwanderer jetzt für Zigeuner. Birrcher,

das Frickthal 1859, 68. Schloß Kefikon, eine Stunde von Frauenfeld in der Pfarre Gachnang, lag auf der Mark der hier zusammen stoßenden Grafschaften Thurgau und Kyburg, so daß der beide Gebiete scheidende Markstein in der Schloßküche gesetzt ist. Käß, Helvet. Erdbeschreib. 3, 246.

Wenn der Zwingherr auf Botenstein, Burgruine im Bezirk Zofingen, auszieht, nimmt er seine Fahrt über den Schwarzenhauser Berg und geht mitten durch die Scheunentenne des oberen Belihofes im Dorfe Wittwil hindurch. (Mittheil. von Lehrer Suter zu Wittwil.)

Ein Bauer in Gadendorf bei Panker hatte spät Abends noch draußen etwas zu thun und ließ die Thüre offen. Da kam ihm der wilde Jäger durch die große Thür ins Haus geritten und nahm ein Brod vom Brodschragen herab. Darauf ritt er zur Seitenthür des Hauses wieder hinaus, und als er dort den Bauern traf, sagte er zu ihm: Weil ich dies Brod hier bekommen habe, so solls in deinem Hause nimmer daran fehlen. Es ist wirklich in dem Hause des Bauern nie Mangel gewesen. Müllenhoff, Schleesw. Holst. Sagen Nr. 497.

Aehnliche Durchzüge des wilden Heeres durch Wohn- und Wirthshäuser, erwähnt Menzel, Odin S. 272. Die Folge hievon ist dann, daß unter den Fußspuren der Roße oder der Reiter das Korn aufschießt. Wer diesen ebenerwähnten Glaubenszug rationalistisch auffassen wollte, dem käme dabei das Sprichwort wohl zu statten: des Gutsherrn Auge macht den Acker fruchtbar. Wer gut wohnt, geht oft ins Feld (Plinius). Des Herrn Ritt durch die Saat läßt goldenen Huf zurück. Es düngt kein Mist so gut, als der von des Herrn Stiefel auf dem Acker bleibt. Die Pusterthaler Kalenderregel (Zingerle Tirol. Sitt. Nr. 818) bezieht dies alles auf den ganz vereinzelten Fall: wer im Herbst über den Roggen geht, dem soll man einen Laib nachtragen; wer im Lanzas (Lenz) drüber geht, den soll man mit Ruthen jagen. Diese landwirthschaftlichen Sätze zusammen erhalten ihre religiöse Weihe und Bedeutung durch einen Glaubenssatz, in welchem das ganze Alterthum zusammenstimmt. Fußtapfen, Hufstritt und Schuh sind Symbole des Erdsegens. Du krönest das Jahr mit deinem Gut, und deine Fußstapfen triefen von Fett. Psalm 65, 12. Man denke an die Fußspur des Perseus bei Herodot 2, 91, an Jason, dem der eine Schuh im Sumpfe stecken bleibt (Hygin. 13), an die Sohlen Tanaquils, an den Schuh der Rhodopis (Aelian), an den

der delphischen Charila (Plutarch Qu. Graecae) an die in gleichem Sinne bei Nonnus erwähnte „schön beschuhte Iris.“ An die Fußtapfen des Mars gradivus knüpft der Römer den Ackersegen; gradior und cresco denkt er sich sinnverwandt. Wo der Fuß des tanzenden Gottes Wannemuine auf die Erde sprang, sproßten Blumen hervor. Esthnisch. Schöpfungsmärchen, in Osenbrüggens Nord. Bildern 1853, 148. Auch seine Hufeisen, die sich so oft an alten Kirchenbauten eingehauen, an Felswänden eingelassen vorfinden, sie deuten alle auf jenes Hufeisen zurück, welches Odhinns Roß Sleipnir verschleudert hat. Ein solches und zugleich eine eiserne Fußsohle ist an der Südseite der Stephanskirche zu Tangermünde eingemauert und die Leute glauben aus diesem Wahrzeichen zu sehen, wie weit die Schmiede und die Schuhmacher vereint diesen Bau gefördert haben. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 21. Es ist vorwiegend buddhistische Anschauung, daß die Wahrzeichen des Verdienstes und Glückes sich in der innern Schweifung der Fußsohle befinden, und daher rührt die hohe Verehrung der Abdrücke von Buddha's Fußsohlen, z. B. auf dem Adamspik in Ceylon. Allein zu unserem deutschen Brauche stimmt dieser Glaube nicht; denn wer diese feine Schweifung der Sohle besaß, scheute sich je mit den Füßen den Boden zu berühren, und das Nichtgebrauchen der Füße wurde so in Indien zum Abzeichen der Vornehmheit. Eine buddhistische Sage erzählt, Soma der Sohn reicher Aeltern, habe von Jugend auf seinen Fuß nicht auf die Erde gesetzt, denn an seiner Sohle sei eine rothe Linie gewesen, wie von einem Purpurpinsel gezogen. Ein indischer Zeichendeuter erkennt Königszeichen in den Fußspuren, folgert aber daraus, daß wenn der Inhaber solcher Sohlen sich seiner Füße zugleich zum Gehen bediene, derselbe doch kein wirklicher König sein könne. Benfey, Pantschatantra 1, 534.

Der Segen, der für das Land entspringt aus den darin zurückgelassenen Fußspuren des darüber gegangenen Gottes, ist der Inhalt vieler kleinen und noch nicht genugsam beachteten Sagenzüge. Wenn Gott Wuotan in Gestalt des hessischen Rodensteiner aus seiner Burg auszieht, so erscheint die Spur des Rittes auf dem Boden der Flur als ein gelber Streifen, den man den Kornweg heißt, und die Frucht wächst dorten höher und gedeihlicher. Und wer sich Mittags auf diesen Kornweg legt, dem steigt köstlicher Weingeruch und Pfannenkuchendampf in die Nase. Wolf Hess. Sagen Nr. 31. 56. 81. Der Weg des schwäbischen Muetis-

heeres durch schon aufgeschoßte Roggenfelder hinterläßt eine wie von Tannenästen auseinander gestrichene Furche, und ebenso kerzengerade geht das Weglein des Burrenweible durch die Saat, wie mit dem Lineal gemessen. Birlinger, Volksthüml. aus Schwab. 1, S. 34. 62. Die Feldstellen, über welche in Schwaben Wagen und Gespann der Frau Sibylle hingegangen sind, bleiben vierzehn Tage länger grün, sie haben bei der Reife ein höheres Gelb und die Frucht ist vortrefflich. Meier, Sagen 24. Diese Sibylle deutet auf den Namen unserer Getraidegöttin Sif, ihr Segen schwellt die Aehre voller. Wenn die Bergwiesen striemenweise gelb sind und auf den Mulden zu Burgeis fettes Gras streifenweise wächst, so sagt man, da ist der Alber (Alpgeist) mit den schmalzigen Füßen drüber gegangen und hat den Weg gedüngt. Zingerle Tirol. Sitt. Nr. 314. Unser deutscher Dietrich von Bern gilt dem Wendenvolke als der wilde Jäger und wo durch die Fluren eine sogenannte Brandader zieht, nennt man sie Dieter-Bernhards Weg. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, 267. An dieses heidnischen Dietrich Stelle erscheint dorten Bd. 1, Nr. 282 zugleich die heilige Jungfrau, und der Pfad, den sie durch die Gegend tritt, ist die sich kräuselnde Wallung des Sommerkorns, von welcher wir zu sagen pflegen, der Kornengel, die Roggenmuhme geht durchs Feld. Jenes Wendische Lied heißt:

Unterhalb Rosenthal liegt eine Wiese,
Ueber die Wiese ein Fußsteig geht.

Ueber die Wiese ein Fußsteig geht,
Dieser ist ausgetreten und weiß.

Wer hat ihn ausgetreten so schön?
Heilige Maria, die trat ihn aus;

Wandelnd zur Messe und wieder zurück,
Wandelnd zur Vesper und wieder nach heim.

In Nieder-Oesterreich durchgeht die heilige Walpurgis in den Erntetagen alle Aecker, Wiesen und Gärten, und wenn sie sich in eine schon gebundene Garbe verbergen kann, so hat diese beim Ausdrusch Goldkörner. Vernaleken, Alpensagen S. 110. In Tirol ist es der fromme Graf Leonhard von Görz; die Felder, durch die er gieng und ritt, werden vom Hagel nicht berührt. Zingerle Tirol. SM. Nr. 963. Es war ein Sprichwort, Jedermann thut das Gatter auf, daß ihm Graf Leonhard durchreite. Zingerle Tirol. SM. Nr. 623. Die Bonifacinsäcker um die Stadt Amöneburg zahlen keine Zehnten, weil Bonifacius darüber schritt. Lynker,

Hess. Sagen Nr. 265. Die Bonifaciusäcker zu Melcherbach und die Slawesäcker zu Wellen sind zehentfrei, denn hier hat Bonifacius ausgeruht. Curtze, Waldecker Volksüberlief. 273. Das wunderthätige Marienbild im Dorfe Hakendover bei Tirlemont wird alljährlich in Prozession umgeführt, gefolgt von Reitern, die bei jedem Halt des Zuges ihre Büchsen abfeuern. Dann umreiten sie im schärfsten Trab dreimal in weitem Kreise die Kirche und schonen dabei weder Saat noch Ernte. Dies thut jedoch keinen Schaden; im Gegentheil, je mehr die darauf stehende Frucht zertreten ist, desto reichlicher fällt die Ernte der Aecker aus. Ein Bauer, der sich dem Herumtraben auf seinem Felde widersetzte, fand nachher alle Aehren leer. Wolf Nbld. Sagen Nr. 345. Auch im protestant. Kirchenliede von Nikolaus Hermann: „Um gut Gewitter und Regen" hat Strophe 9 einen solchen Anklang:

Durch Christ, deinen Sohn, hör unser Bitt,
Theil uns einen gnädgen Regen mit;
Umkrön das Jahr mit deiner Hand,
Mit deinen Fußstapfen düng das Land.

Wenn die Bauern in der Gegend vom Schlosse Hallwil, am gleichnamigen See im Aargau gelegen, das Getraide von Unwetter niedergelegt sehen, so sagen sie, da ist der Grüne Junker durchgefahren. Unter diesem Junker denken sie sich einen aus dem uralten Adelsgeschlechte der Herren von Hallwil, der aus dem nun gänzlich leer stehenden Schlosse manchmal zum Fenster herabschaut, in grüner Kleidung, mit einer breiten Mütze auf dem Haupt und tabakrauchend. Wenn das Wetter umschlagen will, fährt er in einer mit zwei Schimmeln bespannten Kutsche in der Gegend umher und die Radgleise seines Wagens bleiben in Kornfeld und Wiese sichtbar; hört man aber auch den Ruf des Kutschers „Hü, hot!" so fürchtet die ganze Bevölkerung, es möchte ein schweres Gewitter losbrechen und die Saaten zerstören. Man hat daher auf einen der neben dem Schlosse stehenden Pappelbäume ein Glasfläschlein gehängt, in welches der Geist des Grünen Junkers gebannt sein soll, und dieser kann nun nicht mehr wettern lassen, so lange man den Pappelbaum nicht fällt.

Der niederländische „Kornwagen" fährt nur über die Aehrenspitzen der Kornfelder hin, rasselt aber dennoch so dabei, als ginge er über eine gepflasterte Straße. Wolf Ndl. Sagen Nr. 242. So jagen Laomedons Rosse, ein Geschenk des Zeus, über die Spitzen eines Aehrenfeldes hin, ohne einzusinken; und die zwölf Zehten,

welche Boreas mit den Stuten des Tardaniden Erichthonios gezeugt, laufen über die Aehren, ohne sie zu beugen. Il. 20, 221. In den Hochalpen geht der Götterwagen über Firn und Gletscher hinauf, seine Wagengleise zeigen sich in eingesprengten Granitkrystallen am Timmeljoche, und der Aelpler nennt diese Striemen das Pflaster (Straße) der seligen Bergfräulein. Als zwei Fischer im Kreiner See oben am Sonnwendjoch ihr Netz auswarfen, zogen sie damit einen goldnen Wagen heraus. Alpenburg, Tirol. Sagen 1, S. 7. 237. Der Wagen ohne Pferde, der vom Hofe Duivekot von der dortigen Kapelle hinweg auf der Rothenstraße bis nach Brüssel fährt, wird von einem Bruno gelenkt. Wolf Ndl. Sagen Nr. 547. In Gestalt des Feldherrn Bruno aber lenkt Odhinn in der Brawallaschlacht den Kriegswagen Königs Harald. Afzelius 1, 263. Die Antwerpner Blutkutsche, welche Nachts vierspännig die Stadt durchfährt, vertheilt an alle Kinder unter sieben Jahren, die noch auf der Gasse spielen, Eßwaaren. Wolf, Ndl. Sagen Nr. 434. Sehr einläßig erzählt man ähnliches im Aargau. Dorfe Entfelden. Dorten vom Engstelberge aus, wo droben der Königin goldener Garnwendet sich umdreht, fährt der Wichtelkönig aus dem Schlosse in sein Reich hinab. Ein Metzgerhund läuft hinterdrein, dann folgt ein Reiter auf einem Eber und ein zweiter auf einem Esel, der eine Reihe Milchkellen am Riemen umgeschnallt trägt. In der Aargauer Sage vom Mutisbeer 1, Nr. 130 reitet der Geisterkönig mit seinem Gefolge durch die Hochwaldungen und schwingt eine goldene Sichel, wie er es vormals auf Erden gethan, wenn das Getraide zur Ernte reif war. Auch die heilige Rothburga wird abgebildet, eine Erntesichel in der Hand und Brodwecke in der Schürze tragend. Auf dem Schloßwege zu Lichtenstein, den sie als Schnittermagd ins Feld hinab zu gehen hatte, wachsen nun Bohnen, ohne daß sie gesät werden. Zingerle, Tirol. Sitt. Nr. 964. Das böhmische Mittagsgespenst, die weiße Frau Pschipolnitza geht mit der Sichel in der Hand über Feld und befragt alle Arbeiter über Flachsbau und Webkunst. Gräße, Sächs. Sagenb. Nr. 636. Dies ist die Ostmeßsichel der Schweden, sie bezeichnet im Runenkalender den Ostmeßtag, 29. Juli, als die Zeit, in welcher die schwedischen Getraidekammern fühlbar leer sind. Die Landeslegende bezieht diesen Namen auf Olaf den Heiligen, den König Norwegens, der dorten das Christenthum einführte. Als dorten die Kriegsknechte einem Landmann einst sämmtliche Saatfelder niedergetreten hatten und der Bauer in großer Betrübniß

seine Ernte nun vernichtet sah, umgieng König Olaf das Feld, da erhob nach einigen Tagen sich die zerstampfte Saat und lieferte die reichste Ernte. Afzelius Schwed. Sagen 2, 107. Das gleiche gilt von den Reitern des Schwedengenerals Banner die 1641 zu Merseburg lagen und die junge Saat ringsum so verwüstet hatten, daß man eine Hungersnoth besorgte. Da erbarmte sich Gott und ließ einen fruchtbaren Regen fallen, und so schön erholte sich die abgeschnittene oder zertretene Saat, daß man im selbigen Jahr die beste Frucht einzuernten bekam. Diebolt, Hist. Welt. Zürich 1715, 739. Gleiches gilt vom Bischof Benno, der zu Meißen 1106 96 Jahr alt starb. Er war sehr kriegslustig, befehdete Kaiser Heinrich IV., ward gebannt und mehrfach entsetzt, gleichwohl ist er im Jahre 1524 trotz Luthers heftiger Gegenschrift selig gesprochen worden, seine Gebeine wurden unter dem Baiernherzog Albrecht nach München versetzt und er ist dorten der hochverehrte Landespatron, seine massiv silberne Büste wird in Prozession umhergetragen, so oft man Regen für die Felder erflehen will. Bei den Wenden, um deren Landescultur er sich besonders verdient gemacht haben soll, gilt über gesegnete Felder und Auen noch das Sprichwort: Hier ist Benno gegangen. Preusker Vaterländ. Vorzeit, Leipzig 1844.

Alle diese Sagengestalten sind Begleiter des Erntegottes. Fördernd und befreundet verweilen sie beim dankbaren Landmann und erfreuen sich der dargebrachten Opfer; beim eigensüchtigen Menschen aber zehnten sie den Ertrag mit priesterlicher Härte, und bereiten den Mangel. Noch immer ist im Glauben des Volkes jener Priester vorhanden, der, wie er ehemals die Opfergabe vom gläubigen Heiden erhielt, sie auch heute noch seinem Geiste zum Dank einsammelt, es ist der weit verbreitete Bilmeßschnitter. Schon im Jahre 1793 bezeugt H. L. Fischer, Buch vom Aberglauben 2, 124, daß diesem Pilzerschnitter „der Getreidezehnten" zufalle. Eine deutliche Erkenntniß aber dieses mythologischen Wesens gehört erst dem Werke von Friedrich Schönwerth an, „Sitten und Sagen aus der Oberpfalz." 3 Theile. Der Bilmeßschnitter führt eine goldene Sichel und trägt sie theils an den Fußknöcheln, theils an die Hand geschnallt, um Korn und Lein zu schneiden. An festgesetzten Tagen durchreitet er auf einem Bocke, (daher heißt der angerichtete Feldschaden auch Bockschnitt. Panzer) auf einem Esel oder Hasen, während die Leute eben in der Kirche sind, die Saaten in die Quere. Es geschieht um Johanni, Peter und Paul,

am Frohnleichnamstag, am Schauermittwoch, Oſter- und Pfingſttag und in der Walpurgisnacht. Alle dieſe Zeiten fallen in der Regel zwiſchen das Abblühen des Getreides und ſein Reifwerden. Wo er durchgegangen, wächſt das Getreide ganz gut; allein wird das Korn gedroſchen und geputzt, ſo ſetzt ſich der Haufe wirbelförmig in Bewegung und geht auf den Haufen des Bilmeſchneiders. So hat er die Hälfte, den dritten Theil, das zehnte Korn. Dies hat dem Heidenprieſter dafür gebührt, daß er einſt die Ackerweihe in ſeines Gottes Namen vollzog; ſie geſchah mittelſt Einſteckens geweihter Stäbe, Abſchießen eines Weihepfeiles über die Saat, beſprengen mit Waſſer u. ſ. w. Da hiefür der Zehnte nicht mehr gereicht wird, ſo nimmt ihn der Teufel, oder ſein Getreuer, der betrügeriſche Menſch mit böſem Zauber. Solcher Zauberſchaden an Frucht und Feld heißt im Ludwigsliede vom Jahr 881 haranskara, in den Mondſeer Gloſſen richtiger haramskara. Das Wort bedeutet eine der Reihe nach (der Schaar nach) umgehende Frohne (harm, Plage) im Herrendienſte (Grimm RA. 681). Allein derſelbe Name hat ſeine bösartige Bedeutung ſchon in der lex Bajuvar. 12, 8: Si quis messes alterius initiaverit maleficis artibus et inventus fuerit, cum duodecim solidis componat, quod **aranskarti** dicunt. Hier beſagt der Name wörtlich Ernteſcharwerk, alſo Buße am Erntecertrag. Gegen dieſen Zauber trat an die Stelle heidniſcher Ackerweihe der kirchliche Feldſegen in der ſogenannten Schauerwoche, auch Kreuz- und Bittwoche genannt, da man in Prozeſſion die Frühlingsſaaten unter Lied und Segen umgeht. Aber über dieſen Segen hinaus thut das Volk heimlich fort, wie man früher that: Es ſteckt Oſterpalmen in die Acker-Euden, je einen Büchſenſchuß von einander entfernt, gießt Weihwaſſer aus, gräbt geſegnetes Brod hinein, ſchießt an Pfingſten und in der Walpurgisnacht von einem Ackerhaupt zum andern, und übt dieſe Bräuche auch außerhalb katholiſcher Landſtriche, z. B. im Erzgebirge (Fiſcher, Vom Aberglaub. 2, 125) und in der Magdeburger Börde (Herrenner, Ackerpredigten 1783). Auch wird die erſte Erntegarbe mit jenen Kranzblumen gebunden, die ſchon am Antlaßtage am Altare gedient haben, beim Ausdruſch aber muß man erſt Wachholderbeeren dreſchen, ſie mit der Rechten in der Werfel über die Linke werfen, daß ſie über die Lad, oder diejenige Holzwand fallen, die in der Dreſchtenne aufgeſtellt wird, und dabei ſpricht man: „Nimm was dein iſt!“ Alsdann bekommt der Bilmeßſchneider keinen Zehent.

Nicht mehr um den Segen des alten Gottes, sondern zum Schutze gegen ihn, den zum Teufel gewordenen, bemühen sich diese Bräuche; aber der Glaube daran bleibt fest gewurzelt und er hat vor noch nicht langer Zeit, wie Schönwerth angiebt, im Städtchen Neuburg im Bairischenwald zu einem Rechtsstreite geführt. Der Bilmeßschneider zehntet den Roggen, eine unserer ältesten Getreidearten, und die Leinsaaten, von denen der Mensch seine Kleidung nimmt, dann sind es vorzüglich noch die Kornfelder der Einöden und Weiler, abseits von Straßen und an Waldsäumen gelegen, „wo er seinen Strich hat." In solcher Entlegenheit also hat dann der Gott die Waldäcker oder den Zehnten davon noch inne, als ob sie schon zur Zeit des Heidenthums und Waldlebens bebaut gewesen wären. Daß er sie auf dem Geißbock durchreiten läßt, deutet auf Gott Donar, dem man um Aegidi das Opfer des Bockstiches abhält. Das Reiten auf dem Esel und Hasen führt auf das Heidenfest der Weihnachten und Ostern. Auch der Eber und der Wolf werden mitgenannt, Fro's und Wuotans heilige Thiere. Wenn das Korn im Winde wogt, sagt man, der Eber gehe hindurch, der Wolf geht im Korn. Die Art des vorhin beschriebenen Bilmeßschneidens mittelst einer an Fuß oder Hand geriemten Sichel, muß das ursprüngliche Schnitterverfahren gewesen sein, so sah es auch der russische Arzt Rafalowitsch im Morgenlande. Man hat um Gaza, schmale, lange Sicheln mittelst eines Riemens an den Ellenbogen gebunden und kuppt damit nur die Aehre ab, den Halm stehen lassend. Sigfrid selbst, von dem gesagt ist, daß wenn er durchs Kornfeld schritt, die Aehren nur an den Thauschuh seiner Schwertspitze reichten, ist demnach die erhabene Gestalt eines solchen Schnitters. Zu einer besondern Verdeutlichung aber kommt dieser Volksglaube vom Bocksschnitt, der durchs Korn fahrend oder reitend nur die Aehren kuppt und das Stroh stehen läßt, durch einen aus celtischen Gräbern jüngsthin erhobenen Wagen, mit dem man in Helvetien das Korn vom Felde schnitt. Das Neujahrsblatt vom Orte Bülach (Kant. Zürich) 1860, S. 5 beschreibt denselben. Es ist ein Karren mit zwei Rädern von Ulmenholz, auf dem eine Hurd und auf der Seite derselben die Sense befestigt ist nach Art der in den celtischen Gräbern aufgefundenen Bronce-Sensen. Das Vieh wurde hinten zum Vorwärtsstoßen des Karrens eingespannt, und so in dem reifen Getreide gefahren. Die Sense zog die Aehren an die Hurd, köpfte und streifte sie in dieselbe hinein. Der Name Bilmeß heißt

das Rechte messend, also Erntezutheilung oder Sichellöse. Unser alemannisches Bilwiß bedeutet das Rechte wissend. Das einfache Bil führt zu billig, Gott selbst heißt angelsächsisch Bilevit Fäder (Myth. 442). So gleicht der deutsche Bilmeßschnitter ganz der schwedischen Olmeßsichel des heiligen Olaf. Die Frage, die der Exorcist an den umgebenden Geist eines Bilmeßschnitters zu richten hat, entspricht genau dieser Worterklärung, und heißt bei Schönwerth I, 124: Hast du dem Armen wie dem Reichen geschnitten? Und wie sehr das den Göttern zugestandene Recht auf unsere Kirchen- und Pfrundgüter noch im Gedächtnisse liegt, zeigt folgende Zehntensage. Der schwedische Landgeistliche Dagson hatte seine Wohnung bei Trosenburg oder der sogenannten Hönshytten-Schanze. Er pflügte unmittelbar bei dieser Schanze das Land um, wobei er viele Menschenknochen mit ausgrub, und besäete es. Als der Roggen aufgekeimt war, kam Odinn jeden Abend von den Bergen herab geritten, in solcher Größe, daß er über alle Gebäude hinausragte, und hielt mit dem Speer in der Hand vor dem Pfarrhause Wache, so daß die ganze Nacht Niemand ein- oder ausgehen konnte. Dies geschah jede Nacht, bis der Roggen geschnitten war. Der Geistliche gewann wohl gegen eine doppelte Ernte von dem Landstück, ließ es aber wegen des vielen Verdrusses, den ihm Odinn dabei gemacht, nachmals unangebaut. Afzelius, Schwed. Sag. 1, 11.

Als man aufhörte, Roßopfer zu schlachten und Pferdefleisch zu essen, brachte man Kuchenopfer in entsprechender Form dar. Daher rührt unser Brod in Roß- und Hufeisenform. Form und Namen sind vom Rosse des Reiters auf dessen Fuß übergesprungen; wir backen daher noch den Pfödelkuchen (ahd. pfadelat), den Rindsfuß und die damit verwandten Füßbrode: Schuhsohlen, Schusterjungen, Pantoffeln, Maultäschlein. Hievon handelt die Schrift „das Gebildbrod", in welcher das Kornzeitalter und seine Brodopfer dargestellt sind.

3.

Der wilde Jäger im Jura.

1) Der Türst auf Froburg.

Die Froburg iſt eine der älteſten und geſchichtlich wichtigſten Hochburgen des deutſchen Jura. Wie ſie mit ihren Trümmern heute noch gerade die Schneeſchmelze des Grates überdeckt hält, ſo war ſie urſprünglich die Grenzſcheide geweſen der beiden von ihr beherrſchten Gaue, des Sisgaus und des Buchsgaus. Alle Bäche, die von der ſolothurniſchen Siggeren hinweg ſüdlich aus dem Gebirge zur Aare fließen, durchgiengen damals den Buchsgau; alles von der Ergolz im Baſelland nordwärts dem Rheine zufließende Gewäſſer durchgieng das Sisgau; dorten war der Hauptort das Städtchen Olten, hier war's das Städtchen Liestal. Beide Gaue ſind nun in die Gebietstheile von viererlei Kantonen zerſchlagen, ſie gehören zu Baſel und Bern, zu Solothurn und Aargau. In dieſen Landſtrichen ſprachen die Froburger auf den altherkömmlichen Dingſtätten das Recht. Wie frühzeitig, dies erhellt ſchon daraus, daß man die erſten Kirchenbauten und Kloſterſtiftungen unſeres Gaues theils an jene Bertha anknüpft, die man die burgundiſche und karolingiſche Ahnfrau nennt, theils an jene Bertha von Froburg, die eine Tochter des Herzogs Burkhard von Schwaben geweſen ſein ſoll und daher auch Bertha von Alemannien genannt wird. Ihr zu Ehren hat die Stadt Zofingen jährlich im Herbſtmonat den Berthatag kirchlich gefeiert und dazu eine Spende an Wein, Brod und Geld den Armen vertheilen laſſen. Noch aber iſt die genauere Geſchichte dieſes Dynaſtengeſchlechtes nicht hergeſtellt. Zwar haben ſie in der Neuzeit Aldefons von Arx, aus dem Städtchen Olten gebürtig, und ebenſo ſein fleißiger Landsmann, der Conventuale Winnifrid Kurſteiner zu ſchreiben begonnen, doch beide unterbrach der Tod in ihrer Arbeit. Ihnen zufolge haben ſich die Froburger aus kaiſerlichen Beamten und Richtern eigenmächtig zu Landesherren gemacht und den dem Reiche zugehörenden Beſitz mit Glück an ſich zu reißen gewußt. So wurden ſie denn auch außerhalb der beiden Gaue begütert und mächtig. In den Städten Aarburg und Zofingen übten ſie das Münzrecht,

über das Hochstift Basel besaßen sie die Kastvogtei, die Grafen zu Welsch-Neuenburg waren ihre Truchsessen. Mit den Habsburgern, deren Stammschloß dem ihrigen nahegelegen ist, waren sie schon durch jenen Rudolf verschwägert, welcher der Großvater des nachmaligen Kaisers Rudolf gewesen ist. Von dem reichen Ertrag der Zölle, Zinsen und Zehenten, die ihnen weithin gehörten, spricht noch täglich halb unbewußt der gemeine Mann, der in dieser Gegend alles gesetzliche Fruchtmaß den Rittermetzen zu nennen pflegt und das Froburgergemäß. Ueber ihren Wohlstand berichten mancherlei Erzählungen: Wie viele Herrenschlösser man aus den Fenstern der Stammburg überzählte, alle von froburgischen Vasallen bewohnt; wie manche Stunde lang der Zug der Erntewagen dauerte, wenn er in einer Reihe bergan sich windend die Zehentgarben in die Schloßscheune führte; wie in der Trinkstube ihres Seßhauses zu Olten oft bei vierundzwanzig Grafen und Freie mit ihnen tafelten, die alle bei Sonnenschein dahin und wieder in ihre eigenen Besten gelangen konnten. So zur Fröhlichkeit stimmend ist die Lage des Schlosses, daß sein Name Froburg in den Lateinurkunden stets Monte gaudium übersetzt wird. Vielleicht sollte damit an jene Anhöhe des mittelalterlichen Roms zunächst erinnert sein, welche im Mittelalter Mons gaudii, bei den Deutschen aber der Mendelberg geheißen war, denn menden hieß sich freuen. So fällt aber der Name zusammen mit der Vorstellung eines Wonneaufenthaltes und zugleich mit dem Namen des Gottes Fro, dem mild und gnädig bescheerenden Herrn. Da konnte es denn an Ritterspiel und Waffenwerk nicht fehlen, da wir die Froburger auf den Römerzügen in Mailand, Pavia und Neapel treffen, und bei den Kreuzzügen gelangen sie bis Damaskus. Da mußte auch der Frauendienst und Minnesang seine Pflege finden, und so liegen hier im Umkreise weniger Stunden die Burgen von sieben solcher Ritter, deren Lieder auf uns gekommen sind. Zunächst wohnte der blutsverwandte Graf Werndher von Homberg. Seine Veste, noch in den Trümmern gewaltig, sieht man auf dem Wessenberge, oberhalb Läufelfingen, wo nun der große Tunnel des Hauensteins mündet. Sein anderes Schloß Altenhomberg, im Frickthale ob Wittnau gelegen, werden wir nachher noch besonders als einen Wohnort der Sage zu nennen haben. Drüben im aargauischen Winenthale lebten damals der Freiherr Hesso von Rynach, und der von Trostberg auf ihren gleichnamigen Schlössern, und wiederum deren dichterische Nach-

barn waren Rudolf von Rotenburg im Luzernischen, und der Gutenburger bei Madiswyl im Oberaargau. Thalab an der Aare wohnten die beiden Aargauer Ritter und Dichter Walther von Klingen, Burgherr im Städtlein Klingnau, und ihm zunächst Herr Heinrich von Tettingen. Doch noch weiter reichte die Verwandtschaft des Kyburgergeschlechtes und die von ihm gepflegte Liebe zum Gesang. Auch jene beiden Minnesänger, die auf welschem Boden deutsch dichteten, werden als eine kyburgische Seitenlinie genannt; sie sind Graf Rudolf von Welsch-Neuenburg und der Herr von Gliers, dessen Schloßruine ob dem Dorfe Ligerz am linken Ufer des Bielersees zu sehen ist. Mancherlei Lieder dieser ebenangeführten Dichter stehen aufgezeichnet in der Liederhandschrift, die zu Paris liegt, und der man fälschlich den Namen der Manessischen zu geben pflegt.

Allein unwiederbringlich gieng diese Blütezeit vorüber, sobald das Geschlecht aufhörte kriegerisch zu sein, und seine Ehre in geistlichen Würden suchte. Es verschleuderte seinen Grundbesitz in frommen Stiftungen an ebendiejenigen Klöster, deren Habgier es damit reizte; und während es sich den stillen Werken der Buße und der Beschaulichkeit ergab, erlag es schließlich seinen eigenen Vasallen. Kyburger treffen wir also als Bischöfe zu Basel, als Aebte und Prälaten in dem Stifte zu St. Urban (Luzern), zu Einsiedeln (Schwyz), zu St. Blasien im Schwarzwald, zu Murbach im Elsaß. Die Töchter wurden Aebtissinnen in unsern heute leerstehenden Juraklöstern zu Schönthal und zu Olsberg. So gieng das Stammvermögen nothwendig der Zersplitterung entgegen. Daß aber die Familie auch in ihrer mannhaften Ehre schmählich herunterssank, dies zeigt eine besondere Thatsache. Die drei adeligen Mörder, die am 1. Mai 1308 den Kaiser Albrecht bei Windisch erschlagen hatten, durften es wagen, sogleich nach ihrer Missethat auf der Kyburg die Einkehr zu nehmen und hinter diesen Mauern der Gerechtigkeit zu trotzen. Nur aus Furcht vor dem mächtigen Grafen von Kyburg, der sie hier aufgespürt hatte, entwichen sie wieder. Darauf dauerte es nicht lange mehr, so machte ein noch gewaltigeres Ereigniß der herabgekommenen Sippschaft ein plötzliches Ende. Jenes Erdbeben des Jahres 1356, das man das große nennt und bei dem einige hundert Burgen in unserm Jura auf einen Schlag zu Grunde giengen, stürzte die Kyburg auf immer. So war damals die Stadt Basel von demselben Unglück betroffen worden, der Bürgersinn jedoch war dorten im Stande, die erst

verschüttete und hierauf niedergebrannte Stadt, die zum Unmaß ihrer Leiden auch noch durch die gleichzeitig ausgebrochene Pest verödet wurde, in kurzem um so schöner wieder aufzubauen. Solches vermochte der Adel nicht mehr. In demselben Unglücksjahre starb Graf Hanemann als der letzte des Froburger Stammes, die Herrschaft gieng an seinen Vasallen über, den Freiherrn von Falkenstein und kam von diesem kaufsweise an die Stadt Solothurn. Von nun an blieb die Froburg in Trümmern, das Land wurde zur Viehweide.

Ehe es dem Reisenden, der diese Höhen bestiegen hat, einfällt, die Alterthümer des Burgstals aufzusuchen, oder den Spuren der schauerlichen Zerstörung in den Felsenschlund hinab nachzustarren, nimmt ihn eine weite Landschaft mit all ihrer Anmuth gefangen. Eine prächtige Flußebene und der Silbergürtel der Eisgebirge strahlt zu ihm mit zweifacher Schönheit herauf. Allmächtig ragen im Süden die Alpen in den stillen Himmel. Man überblickt sie hier vom Genfersee bis zum Bodensee fast in einer Reihe. Welche Kolosse! Sie geben uns plötzlich den Lösschlüssel zu all den unbegreiflichen Riesengestalten, die wir einst im Märchenbuche bestaunt haben. Ein Winterriese will in unser Thal herübersteigen und ist auf halbem Wege am warmen Sonnenschein entschlummert. Nun glänzt das Sonnenlicht auf seiner breiten Felsenstirne fort, die jungen Wälder klettern ihm an Arm und Bein empor, alle Bäche und Wasserstürze umlärmen ihn, wie Bublein kommen die Hügel übereinander hergelaufen und hergekollert und reichen ihm nicht ans Knie; und in all dem Getümmel schläft der Alte vom Berge so unerwecklich fort, daß der Frühling darüber lächeln muß. Von diesem schweigenden Zauber des Schneegebirges gleitet der Blick herunter auf die sanften Linien der Voralpen. Sie sind in ein sattes Braungrün getaucht und man fühlt die tausendfache Quellenfrische, aus der sie leben. Die Klarheit der Luft erlaubt dem Auge mit Sicherheit in eine fabelhafte Ferne zu blicken. Auf dem Kamm des Rigi sieht man die Fensterscheiben erglitzern, so oft ein Sonnenstrahl dorten auf das Gasthaus trifft. Auf dem Grat des Pilatus zählt man alle Hörner und Zinken, und bis zu seinem Fuß herab liegen die Felsrippen und Schneeschluchten offen. Unten umgiebt ihn rings ein webender Glanz, das ist der Widerschein, den der Seespiegel des Vierwaldstätters in den Bergschatten emporwirft. An dieses blaue Licht der Landschaft grenzt die dunkle Pracht langgestreckter Hochwälder, und wie ein breiter

schwerer Goldleisten setzen sich die reifenden Kornfelder der Ebene riemenweise darunter ab. Aus dem Thale herauf fühlt man die Kühlungen, welche hier die Aare in großen Schlangenwindungen vorbeiträgt. Wie Fäden eines Spinnengewebes laufen dreierlei Bahnlinien an den Flußufern entlang, und emsig schießt und webt die Lokomotive dazwischen hin und her. Nun birgt sie ein Wald, nun ein Vorberg mit seiner Kirche; nun rennt sie aus der Bucht des Sempacherſees, der ferner blitzt, nach Zofingen und Aarburg, nach Olten oder Aarau hinein, denn diese vier Städtchen überblickt man hier zumal. So niedlich liegen sie uns zu Füßen, als wärens Nester voll Wachteleier im hohen Korn. Ja man kann meinen, da drunten wär's Weihnachten, unser Kind hätte den Tisch mit den Spielwaaren voll gestellt, und jene Bergkapellen mit der schimmernden Blechkante auf dem rothen Ziegeldache wären die lakirten Nürnberger Häuschen dazu. Geht man dann noch etwas höher zu Berge, um auch nach Osten und Norden zu blicken, so ist hier die Landschaft nicht weniger ausgedehnt. Ueber die Buchenwaldungen des Frickthals hinweg sieht man tief in den breitgestreckten Schwarzwald hinein. Da liegen auf ihrer mehrstündigen Höhe, wohin die Tannenwälder nicht mehr hinaufsteigen können, die weißen Zeilen der Bergdörfer, ein brauner Strich neben jedem ist die Haberzelge der Ortschaft. Die Kuppeln des Belchen und des Blauen schließen hier, und drüben wie in einer leichtgeschwungenen Linie die Vogesen das umfangreiche Bild. Zwischen den beiden Gebirgszügen fließt in langer Strecke der Grenzhüter, der Rhein. Sein Spiegel bleibt dem Auge verborgen, aber ein feiner Lichtnebel bezeichnet sein Rinnsal vom Schaffhauserlande hinab bis über Basel hin, der duftige Lichtreflex reicht bis über die braunen Wände des Schwarzwaldes hinauf, hüllt sie in einen bläulichen Schimmer und scheidet sie damit von den grünen Thalschatten des Vordergrundes.

Jetzt, nachdem das Auge seine erste Ungeduld gestillt hat, kann es aus seiner weiten Wanderschaft zurückkehren in seine engere Heimat; befriedigt wendet es sich von dem endlosstrahlenden Umkreis der zwei Gebirgsketten ab, um die immergrüne Herrlichkeit seines kleinen Wiesenberges zu betrachten. Aber auch hier geräth es gleich in eine neue unerwartete Verwunderung. Es sieht, daß die Froburg, unter der es sich nur eine vereinzelte Jurahöhe gedacht hatte, ein eigener Gebirgsstock ist von mancher Stunde Umfang, und wenn es hier diese untere Sennenweide und

darauf noch die obere überlaufen hat, bleibt es schon an der Wiesbergfluh staunend haften. Droben aus dem bewaldeten Grat stürzt sie plötzlich ab, eine breite Felsenwand, durchaus nackt, nach beiden Seiten schroff abgeschnitten. Wie prächtig ist das Farbenspiel, das sie gewährt! Ihren Felskamm schattirt der Hochwald mit seinen stolzesten Tannensäulen, gliederweise stehen sie draußen bis an den Rand in blanker Luft. Honiggelb erglänzt darunter das Kalkgestein der Felsenbrust, ewig umschwärmt von einer Schaar nistender Geier. Dann geht die Fluh mit all ihren Wänden und Schuttbalden in ein junges Föhrenwäldchen nieder und senkt den massiven Fuß in den schwellenden Rasen der Wiese hinein. Oben grünes Waldleben, unten smaragdene Weide, und in der Mitte die versteinerte nackte Brust des Gebirges; erst wenn man einen dieser Vögel ins Auge gefaßt hat, die neben der Fluh wie ein Pünktchen in der Luft hängen, erräth man schwindelnd das Maß dieser Höhe. Wie viele Berghöfe, Sennhütten und heerdenwimmelnde Einöden wird man da oben überblicken! Heerdenglocken läuten von allen Seiten herein, als wärs ewiger Sonntag. Und dort unten in der unbekannten Tiefe, welche heimliche Schluchten lassen sich da erschleichen, wenn man dem Faden dieses Sturzbächleins sich nachwagen wird. Steigt man aber noch weiter hinauf in die Bergeinsamkeit, so wachsen ringsum die Ortschaften wie aus dem Boden heraus, eine Schaar von Dörflein mit ihren kleinen Kirchen, noch kleineren Häusern und ihren doch so starken und klugen Leuten. Man sieht sich nicht mehr allein, man sieht sich unter die allerregste Thätigkeit versetzt. Hier wohnt das Sennenleben, der Ackerbau und die Industrie zu allernächst beisammen. Während der Bruder vor dem Hause heuet, webt die Schwester drinnen am Seidenband für Basel und Lyon. Jeder Weiler hat hier sein Schulhaus, jede Bauernhütte hier ihre Zeitung, jeder Sennhof seine Kurgäste, ja fast jedes Dorf ringsum sein eigenes Bad. Und nicht gerade die Kranken, sondern die Gesunden füllen da die Fremdenliste. An Feiertagen haben die Bahnzüge vom Rhein und von der Aare der Stunde für Stunde die Leute auszuladen, die hier eben ein paar Nachmittagsstunden Alpenblumen suchen und Bergluft athmen wollen. Stadt und Land trifft dann auf Schritt und Tritt zusammen. Die Matte wimmelt von Rindern und von Negotianten; unter einem Schindeldache trocknet ein durchregnetes Fischbeinkleid neben dem Küherhemde, hängt ein Cavourhut neben

dem Federkäppchen des Emmenthalers. Dieser Buchenwald summte eben noch von Waldbienen und widerhallte von Amseln; jetzt bricht eine gesammte Dorfschule aus ihm hervor, man erkennt sie an dem Lehrer, welcher die neue Schulfahne voraus trägt; unter einem eingelernten Liede schwenkt der Zug über die fernen Wiesen hin und stürzt sich in den nächsten Wald hinein, um nun auch noch diesen mit seinen Himbeeren und Erdbeeren auszuessen. Ist diese Leistung glücklich vorüber, dann erst erwacht das gelehrte Bewusstsein, und mit historischer Neugier wandert die Schaar dem Schlossfelsen zu, um die Ruine des Froburger Grafen zu untersuchen, derentwegen man eben diesen heutigen Ausflug unternommen hat. Wir müssen erst in ein winzig kleines Thälchen hinab und drüben einen spitzigen Waldberg emporsteigen, um droben zu den zwei Wallgräben der Burg zu gelangen. Sie liegen mit Gerölle und Mauerwerk fast bis oben zugeschüttet. Man betritt die inneren Räume und sieht wie ausgedehnt das Schloß gewesen ist, dessen Ueberbleibsel jetzt noch einen ganzen Morgen Landes einnehmen. Man erkennt zwischen jungen Baumgruppen die Kellergewölbe, die einzelnen Gelasse; Mauerwandungen stehen noch in Mannshöhe am Rande draußen, alles erfüllt und bedeckt mit wildestem Schutt. Man wagt sich auf das Felsenhorn hinaus, das aus dem Ifenthalergraben jäh emporsteigt, so daß die Tiefe des Abgrundes nicht mit dem Auge ermessen werden kann. Drunten liegen abermals gestürzte Trümmer der Burg, sie hüllen den Felsenfuß ein und bedecken sogar noch die jenseitige Berghalde. Nicht ein Stein mehr ist am Platze von dem Wartthurm, der hier oben in die Lüfte ragte. Aber auch der Grundfels ist in Klüfte und Risse auseinander gespalten, seine Kalkflanken sind vom Feuer und Brand ausgeglüht. So vermochten Menschenhände nicht zu wüthen. Der Berg selbst hat gewankt, hat seine Felsen gespalten und die Fundamente der Burg von seinem Haupte geschüttelt; Feuer ist aus dem berstenden Erdleibe hervorgebrochen und hat, was noch droben übrig war, aufgefressen. Der ganze Grund und Boden im Schloßhofe ist brandschwarz. Das älteste deutsche Jahrbuch der Stadt Zürich, das in seinen Angaben selber nur bis zum Jahre 1336 reicht, mag noch unter dem Eindrucke dieser furchtbaren Begebenheit geschrieben sein. Ausdrücklich nennt es unter den neunundzwanzig Burgen, von deren Untergang durch das Erdbeben es erzählt, die Froburg: „An Sant Lucastag zuo herbst kam din groz erdbidem, daz vil stett und burg nieder fielent.

Des ersten fiel Basel nieder und verbrau. Es fielent ouch diu festi Honberg, zwo Schowenburg, dri vestin, hiezent Wartenberg, es fielen Kienberg, Varnsburg, Wildenstein, Augenstein, Froburg."

Alle diese eben genannten Burgen liegen im Umkreise weniger Stunden um die Froburg. Auf dasselbe Jahr aber, da diese Chronikstelle in der Schweiz geschrieben wurde, setzen die deutschen Jahrbücher den Untergang des schwäbischen Schlosses Wasseneck an und bezeugen damit den lang dauernden Schrecken, mit dem jenes Froburger Ereigniß sich dem Gedächtnisse der Nachbarländer eingeprägt haben mußte. Schloß Wasseneck, so erzählt die Chronik von Zimmern (die Uhland in Pfeiffers Germania 4, 96 neulich besprochen hat) gehörte damals dem Herzog von Teck, der „ein grefin von Froburg uß der Aidgnoßschaft" zur Gemahlin hatte. Schon in ihrer Jugend war der Frau geweissagt worden, sie müsse einst vom Wetter erschlagen werden. Dagegen erlernte sie von einem fahrenden Schüler einen Segensspruch und sagte ihn her, so oft sich das Gewölk zu einem Gewitter zusammen zog; auch waren ihre Jungfrauen darauf angewiesen, von allem Ungewöhnlichen in Luft oder am Himmel ihr unverweilt Meldung zu machen. Einst sagte man ihr über Tisch, daß ein kleines Wölkchen am Himmel stehe. Die Gräfin trat ans Fenster, betrachtete und verachtete es und sprach den erlernten Segen nicht. Da fuhr das Wetter so rasch heran und schlug ins Schloß, daß sie am Fenster stehend von dem Dunst erstickte.

So viel wissen die Chroniken des Landes von dem Ereignisse zu erzählen. Es ist aber der heutigen Wissenschaft der Erdkunde gelungen, mit Sicherheit die Grenzen und Richtungen nachzuweisen, in denen dieses Erdbeben unsern Jura durchlaufen hat. Auffallender Weise sind diese Grenzen ziemlich enge und der Spielraum also ein nur geringer, verglichen mit der Größe der Verwüstungen, die es hinterließ. Denn damals wurde nicht etwa nur ein Thal verschüttet, sondern eine ganze Gebirgskette mit umgestaltet. Man vermag solcherlei Nachweise genauer zu geben, seitdem man die großen Erdrevolutionen, in denen man fälschlich den Bruch und Umsturz der ewigen Gesetze hatte sehen wollen, als nothwendige und unabänderliche Folgen eben dieser Gesetze erkannte. Der Geologe, der die zahlreichen Kesselthäler des Jura überblickt, stellt sich aus ihren jetzigen Formen die Gestalt wieder her, in welcher ursprünglich einmal das Gebirge gebaut gewesen ist. Diese

Reiſelthäler neben in ſichtbarem Zuſammenhange mit den glockenförmig gebaut geweſenen Gewölbketten, die nun theils verſunken ſind, theils als einzelne geborſtene Glockenwände an den Seiten des alten Erhebungkraters daſtehen. Da wo der 3087 Fuß hohe Wiesberg liegt mit ſeinen Dörfern Läufelfingen, Bukten, Zeglingen und Wieſen; da wo gegenüber der Hauenſtein-Tunnel auf 8320 Fuß das Gebirge durchbohrt, vorbei am Fuße der Froburg, da gerade liegt der Centralknoten des ganzen Gebirgsſyſtems. Von ihm geht die längſte aller Ketten aus, die Wiesberg-Montterrible-Kette, welche öſtlich im Lägerenberge (Kant. Zürich), weſtlich bei Beſançon endet; ferner die Kette des Blauen, die nördlichſte, im Plateau von Pruntrut verlaufend, und die Hauenſteinkette als ſüdlichſte, deren Zweige die Weißenſtein- und Chaſſeral-Kette ſind. So hat dies Siegfried in ſeiner Beſchreibung des Jura dargeſtellt. Im Centralknoten dieſer Gebirgsäſte, alſo am Wiesberg und Hauenſtein ſelbſt, muß die durch plutoniſche Kräfte bewirkte Hebung am gewaltigſten geweſen, aber je weiter davon fort und nach den Ausläufern hin ſie zu geben hatte, in ihren Schwingungen um ſo ermäßigter geworden ſein. Die Folge alſo iſt, daß ein Erdbeben, welches ſich auf Froburg ſpürt, in einem Kreiſe rollt, der vollkommen ringförmig-linear iſt, und in ſeiner Erſchütterung ganz partiell zu bleiben pflegt.

Die hervorſtechendſten Sagen unſeres Jura, ſo weit wir ſie bisher ſelber aufzufinden vermocht haben, ſind die vom Wilden Heere zu Roß und zu Wagen, an deſſen Spitze der Fürſt ſteht, der Schimmelreiter, der Geißer, die kegelnden Rieſenbrüder, die frevelnden Schloßritter, die räuberiſchen Bergjennen. Sie gehören eben alle dem Theile des Jura an, von deſſen geologiſchem Bau ſo eben die Rede war und der auf die drei Nachbarkantone Solothurn, Baſelland und Aargau fällt. Es laſſen ſich daher dieſe Jurafagen ſowohl nach dem verwandtſchaftlichen Zug des Gebirges, wie nach ihren topographiſchen Oertlichkeiten aneinander reihen und auf einer Specialkarte in einem augenſcheinlichen Zuſammenhange überblicken. Die Erzählungen, welche im Nachfolgenden mitgetheilt werden, beweiſen dieſes ganz wohl. Sie beginnen am linken Ufer der Solothurner Aare an der weſtlichen Grenze des Kantons, ſteigen dorten beim Dorfe Grenchen zu Berge und ziehen hinter dem Weißenſtein nach Balſtall herab. Von da wenden ſie ſich mit dem obern Hauenſtein nach Baſelland hinein, kehren in einem Umkreiſe zum untern Hauenſtein zurück, und umgehen

da den Wiesberg und die Froburg ringsum, so daß diese zwei Berge über eine breite Fluth gleichnamiger Volksüberlieferungen inselartig emporragen, und für sie alle als Sammelplätze erscheinen. Von hier weg schlagen sie noch einmal einen Bogen in das Frickthal und wenden sich über den Paß der Schafmatt und der Staffelegg gegen Aarau zum linken Aarufer heraus. Dieses eben beschriebene Gebiet der Sage in ihren verschiedenen Wendungen, die so willkürlich scheinen und gleichwohl einem Grundgesetze sehr richtig folgen, läßt sich in etlichen Tagemärschen durchwandern. Allerdings sind es mühevolle, wilde und verlassene Gebirgswege, die hier der Forscher einzuschlagen hat; dafür wird ihm aber die Freude zu Theil, die Sage in ihrer ursprünglichen Frische an ihren Ursprungsstellen selbst zu schöpfen, und wenn ihn noch das Wetter begünstigt, wird sich ihm die seltene Gelegenheit ergeben, sogar den alten Gebirgsgeist selbst einmal mit eigenen Augen betrachten zu können. Daß damit mehr als eine bloße Versicherung ausgedrückt sein soll, dies wird sich im Verlaufe unserer Mittheilung noch besonders erweisen. Der Lauf der Aare ist nach dem eben Gesagten soweit die Grenzscheide dieses Sagen-Compleres gewesen, sie spielen ihrer Mehrzahl nach auf dem linken Ufer des Stromes an der Gebirgsseite. Allein oberhalb der Stadt Aarau überspringen sie schließlich den Strom, nicht an der Stadt, sondern an ungebauten Ufern, und schweifen von da in die Hochwälder und Berge desjenigen Landestheiles hinüber, welchen man das Altaargau nennt. Mit der Aufzeichnung der dorten spielenden Volkserzählungen schließt daher unsre diesmalige Sammlung der Sagen vom Wilden Heere ab.

Der Froburger Geist, so begann mein Erzähler, der Bauer Peter vom Solothurner Dörflein Wiesen, hat bei uns bald so verschiedene Namen, als ringsum Bergspitzen sind. Schon in unserer Gemeinde heißt er bald der Wiesberg-Joggeli und Bergposter, weil er bergein und bergaus wie ein Postläufer rastlos aller Orten umherklettert, bald wieder der Geißer, weil er sich anfänglich in Gestalt eines großen heulenden Vogels zeigt und erst dann zur vollen Mannsgestalt auswächst. Allein in Wahrheit heißt er der Türst und ist ein Graf von Dürfen gewesen aus deutschen Landen. Zuweilen im Winter, da Niemand vor tiefem Schnee zu Berge kann, steht er auf einem kahlen Hübel unseres Wiesberges in den Früh- oder Abendstunden unbeweglich da, gestützt auf einen langen Stock, am Kopf einen Stülphut. Ich war

noch jung, als mich mein Vater einst vor Tage bei bitterer Winterkälte nach Läufelfingen mit einem Briefchen hinunter schickte. Nun, der hat mir ja schon gebahnt! sagte ich bei mir selbst, da ich dem Vorberg zugieng und einen gewaltigen Mann droben im Schnee stehen sah. Gleich fiengs oben in der Firstwaldung zu krachen an, als müßten die Tannen mit einander herunter, und es kam damit ein Fuhrwerk die jähe Seite herab, mit acht Rossen bespannt, der Mann stieg ein und fuhr über alle Höhen davon. Jetzt wußte ich, wen ich gesehen hatte. Auf einer solchen Umfahrt pflegt der Türst sein Bergrevier und seine Grenzen mit größter Gewissenhaftigkeit einzuhalten, und wer erzählen wollte, er habe ihn auf einer anderen Bahn als auf der altgewohnten getroffen, der hätte sich schon damit bei uns um allen Glauben gebracht. Seine erste Richtung nimmt er gegen das Attleten-Thäli, welches gegen Läufelfingen zu liegt. Hier, wo er auf der hübschen Ebene der Weichmatte die Grenze von Baselland berührt, hat er vorerst eine eigenthümliche Begegnung abzumachen. Bereits nemlich hat sich drüben am entfernten Schmutzberge, beim Bade Rauh-Eptingen, ein wandelndes Licht in Bewegung gesetzt, auch von der Gegenseite kommen solche herbei geflackert; und die Flammenschaar beginnt hier am Grenzpunkte einen gemeinsamen Tanz. Man hört eine rauschende Blechmusik dazu aufspielen. Ehe die umwohnenden Leute mit diesem Vorgange vertraut waren, erzählte man, es seien nichts als Fuhrleute, die den Wein aus dem Elsaß in die innere Schweiz führen und an dieser Stelle der alten Hauensteinerstraße ihre Rosse verschnaufen lassen. Man schilderte dabei, wie sie hier ein Faß ums andere anzapfen und beim Schein ihrer Laternen verjubeln und vertanzen. Allein dieser Glaube konnte sich nicht lange halten; denn wehe dem Vereiligen, der hinlief, um den trunkenen Fuhrknechten zu zuschauen; er wurde in den Höllentanz mit hinein und in die Lüfte emporgerissen. In einem Abgrunde sah man nachher einmal seine Leiche liegen. Darauf wechselt hier der Türst seinen achtspännigen Wagen mit zwei Reitrossen, das eine ist ein Schimmel, das andere ein Rappe. Es ist keineswegs einerlei, welches von beiden Rossen er besteigt, und die Sennen, bei deren Geschäfte so vieles vom Wechsel der Witterung abhängt, achten genau darauf, ob er den Schimmel oder den Gholi reitet. Wählt er sich den letzteren, so ist er zugleich schwer gebarnischt, trägt einen rothen Federbusch, und statt des Hundes läuft ein dreibeiniger bellender Fuchs mit hochgestellter Ruthe hinter ihm her. Dieses

Thier ist von seines gleichen wohl zu unterscheiden, es ist kugelfest. Der Senne und Jäger Heinrich Tubler, der am Rambersberg bei Iffenthal wohnt und pfarrgenössisch ist im Solothurner Hägendorf, hat auf das Thier schon zu dreienmalen fehl geschossen, das letztemal sogar mit einer „versetzten" Kugel, das heißt einer solchen, die durch kirchliche Benediction geweiht war. Der Fuchs entsprang und nur bei zwei Pfund Katzenhaare lagen am Platze. Gleichwohl hat sich der Türst an dem verwegnen Schützen nicht gerächt, er läßt vielmehr auf dessen Bergmatte seinen Rappen grasen. Der Sennknecht hat dies fremde Thier einmal für das dem Nachbarsennen angehörende gehalten und es über Nacht in den Stall gezogen. Am Morgen drauf lag jede Krippe doppelt voll Haber, die Thüre war zu, das Roß fort. Der Türst ist von außerordentlicher Gestalt und schrecklicher Stimme. Weithin hört man ihn vom Rosse herab rufen: Hoho, drei Schritt ab dem Weg, daß dir Gott das Leben geb! Als der Friedensrichter Bloch und der Wirth Peter, beide von Wiesen, einst beim Hauensteiner Tunnel diesen Ruf hörten, waren sie eben im Gespräche mit einem am Bahnbau beschäftigten Arbeiter. Sie riethen dem mit der Landesbeschaffenheit unbekannten fremden Mann, schleunig aus dem Hohlweg zu ihnen herauf zu kommen. Er hämmerte an seinem Platze fort, wurde zu Boden geschleudert und bekam einen mächtig geschwollnen Kopf.

Besteigt aber der Türst, statt des Rappen, den Schimmel, so ist er wie umgeändert. Er heißt dann der Schimmelreiter, kommt ganz schmuck daher in grüner Jägertracht, und eine Meute von dreiundzwanzig Bracken, schneeweiß und prächtig anzuschauen, springt mit lechzenden Zungen hinterher. So sprengt er über die Güter des Sennhofes Reißen herauf, von dem man überdies sagt, er habe von dieser Waldreise den Namen, und dann an den bewaldeten Bergseiten höher hin zur Froburg. Hier besitzt er noch seine eigne Futterwiese; sie liegt hart am Fuße des Schloßfelsens und steht schon im alten Güterplane der Froburg unter dem redenden Namen Schimmel eingeschrieben. Da fährt er mit Allem in die Kalkfelsen des Burgstals hinein, daß die Wände krachen. Doch im Nu kommt er auf der anderen Seite hervor, als hätte er den alten Herrensitz nur umreiten wollen, fliegt bis zur oberen Sennweide, hüllt die zwei Buchen in Dampf, die am Hange draußen als Zielbäume stehen, und wenn er hinter dem Berggrat verschwunden ist, lacht hinter ihm wieder der blaue Himmel.

So geschah es vor nun drei Jahren auf dem Kurhause zu Freburg, und der Verfasser dieser Zeilen war zugleich Augenzeuge jenes ungewöhnlichen Vorganges. Während man hier oben die glücklichen Tage der Sommerfrische mit gebildeten Fremden und Freunden theilt, wie im goldnen Zeitalter wieder von Milch und Honig lebt, statt griesgrämiger Bücher einen urweltlichen Emmenthaler Knecht studirt und ausforscht, so findet man sich zu nichts weniger aufgelegt, als zu abergläubischen Beschaulichkeiten und Erbaulichkeiten, und sogar der Aberglaube der Wissenschaft, an dem man drunten im Flachlande so ernst mit cultiviren hilft, zeigt uns hier oben plötzlich ein ganz lächerliches Gesicht. Die Gesellschaft saß im Kursaale zum Frühstück versammelt, nachdem so eben der reinste Sonnenaufgang bewundert worden war. Noch strahlten Himmel, Luft und Gebirge uns zu den offenen Fenstern herein, als eine plötzlich wieder beginnende Nacht uns vom Tische aufjagte. Blindlings stürzte Alles aus dem Hause, der einbrechenden Finsterniß entgegen. Draußen stand eine rabenschwarze Wolke und nahm den ganzen Himmel ein. Zugleich überdeckte ein Meer von Nebeln das Thal und kam durch alle Berglücken geisterhaft still zu uns herauf gequollen. Nun plötzlich ein Rauschen in der oberen Luft, und ein Sturmwind setzte Wolke und Nebel in Bewegung. In Form eines sich streckenden Riesenrappen jagte die schwarze Wolke voran, Nebelfasten hinter ihr dreinflatternd mit milchweißen Mähnen, mit gigantischem Schweif. So trieben beide drunten quer über die Schimmelwiese hin, zu uns empor, hüllten uns und alles Land in schwere Finsterniß und verschwanden, ohne ihre Schrecken zu entladen, hinter uns am Grat des Berges. Schon die nächst ankommenden Gäste, die bei uns eintrafen, meldeten, daß jenes Morgens ein schwerer Hagelschlag im Frickthal nieder gegangen war. Da hatten wir denn die beiden Hauptmächte der deutschen Sagenwelt zusammen vor Augen gehabt, den Licht- und den Nachtgott; den Wintersturm, weiß wie Schnee und Gletschermilch; und das Sommergewitter, schwarz wie Rauch und Mitternacht. In Gestalt der zwei nordischen Götterrosse sprengten sie vorüber. Wir sahen deutlich den dunkeln Svadilfari, diesen gluthschnaubenden Hengst des Gottes Loki; wir sahen hinter ihm auch den achtfüßigen Sleipnir rennen, diesen blendenden Schimmel Odhinns. Nicht wir selbst, aber das von diesem Gewitter schwer getroffene Frickthal konnte dann etwa die anderen Gestalten erblickt zu haben glauben, die mit in diesen Umzug gehören. Erst ihn selbst, den grausär-

tigen Schimmelreiter; dann mit ihm die unkenntlich behelmte Walküre, welche aus der Mähne ihres Rosses die Thäler mit Hagel überschüttet; oder neben dieser Nachtreiterin die schöneren Schwanenjungfrauen, welche in unsern Märchen Schneewittchen und Schwanewittchen heißen. So ist der Fürst, der mit seinem zahlreichen Gefolge überall in den Alpen jagt, die Heerden auf dem Pilatusberge in den Abgrund stürzt und das Rind im Jura mit sich in die Lüfte reißt, wenn man nicht jedes schnell noch bei seinem Namen rufen kann. Deswegen nennt ihn mein Erzähler mit richtigem Sprach-Instinkt einen Grafen von Dürfen, weil der Wüthende Jäger alles wagen darf. Denn dürfen heißt ja wagen, und der Name des Donnergottes Thorr grenzt in der altnordischen Sprache an das Wort Thor, das in ihr zugleich Kühnheit bedeutet. Und weil auch Wutans Name mit wüthen zusammenhängt, so trägt Odhinn beim Skandinavier die Namen Wetterherr, Regner, Nebelwerker und Schneegott (Widrir, Yrungr, Bölwerkr, Hialdrgoal). Wer das Leben im Gebirge nicht kennt, wird sich leicht versucht fühlen, den Eingebornen eines zu weit gehenden Aberglaubens zu zeihen; allein der Glaube reicht hier deshalb weiter als anderwärts, weil auch die gewöhnlichen Naturerscheinungen hier ins Großartige gehen und die Menschenempfindung steigern. Man muß mit angesehen haben, wie ein Sturm in den Alpen entsteht. Erst umziehen weiße Nebel den Fuß eines Berges, auf dem wir uns eben befinden. Schon haben sie wie ein riesiger Mantel unübersehbar die Ebene bedeckt. Diesen legt dann ein Windstoß in Falten würfe, giebt ihm Befransung, Bewegung, Verhältniß und Gliedermaß. Mit zögernder Erhabenheit scheint er immer mehr in sich getheilt zu werden. Es löst sich ein leichteres Gewölk von diesem Duftgewande ab, kommt auf unsre Tannengipfel herauf geflattert, wickelt sich zwischen ihrem Dunkel in neue Gestalten auseinander und ist dann gespenstisch rasch hinter einem Felsgipfel verschwunden. Da braucht es nur noch des grellen Morgenlichtes, das durch eines dieser Nachtwesen hindurch blitzt, oder des Mondes, der den Saum dieser Gestalten ränder und versilbert, während ihnen der Nachtwind immer neues Leben und andere Bewegung einhaucht — und man hat, ohne wundersüchtig sein zu müssen, alle die Caledonischen Geistergestalten vor sich, wie sie in Ossians Liedern von ihrem Wolkensitze herbei gerufen werden. Nicht entfernter als diese Anschauung liegt auch der Gedanke an ein großes Todtenheer, das mit dem Schneegewölke kalt und trauernd vorüber

zieht, und obschon solcherlei Meinungen hart an den gewöhnlichen Geisterspuk grenzen, wird man sie doch ebenso wenig schelten dürfen als folgende Verse über die Schneewolken:

Todtenblaße Reiter jagen
Schnaubend durchs Gebirg hinan,
Graue Mäntel umgeschlagen,
Eisige Panzer angethan.

In der Gebirgswelt eröffnet sich der Götterhain wieder und die ältesten Gottheiten leben da fort in dem großen Epos der Wildnisse. Wenn da Wutan mit der Windsbraut einher gestürmt kommt, flattern ihm wieder alle Raben von den Aesten entgegen, wo sie Nachtruhe gehalten haben; noch immer bellen ihm alle Grauhunde zu, die Bergwölfe; es heulen zu ihm alle Windstöße aus den Schluchten herauf und rufen mit schwerer Zunge ein Hebo! Und die Felsentreppen der Gebirgswand knarren, über die der Sturm seine Donnerlasten wagenweise herunter gefahren bringt. Diese Anschauungen hatte einst Klopstock aus der Schweiz mit sich genommen und dann spät in seiner Messiade (Gesang 16, V. 583) in einem wahren Gewitterhexameter so ausgedrückt:

— — — — — — — — — — — — als rollte
Schmetternd ein Donnerwagen auf tausend Rädern herunter.

Der Eigenname Türi, einen hungrigen Riesen bedeutend, begegnet schon in den älteren Urkunden unserer Landstriche, wie folgende Angaben zeigen. Peter Turi und Petermann Turi sind zwei Bauernnamen in einem oberdeutschen Hochzeitsgedichte (Graff, Diutiska II. 78. 82). Turi, ein Zofinger Geschlecht, in der Stadt Zunftrodeln vom Jahre 1400. Türi, ein noch bestehendes Glarnergeschlecht: M. Schuler, Gesch. v. Glarus, 540. Erh. Durheler, Pfarrer zu Horgen am Zürichsee, verfaßt 1760 die Collectio actor. Turicens. Abbatiae. Türikon, Zürcher Dorf der Pfarrei Hittnau mit einem gleichnamigen Adelsgeschlechte. Füßli, Helvet. Erdbeschreib. 1, 346. Das Kloster Hermetschwil im Freienamte besaß einen am Reußflusse gelegenen Brunnen, genannt Turibrunnen, er wurde in ein Bad verbaut. Hof. Kloster-„Archivsregister" Fol. 1, S. 242. Das Habsburg-Österreich. Urbarbuch v. J. 1300 führt unter den Glarner Zinsgütern an den „lagwan ze Turierren (ed. Pfeiffer, S. 137). Bei tirolisch Wasserleit liegt ein verschüttetes Bergwerk Namens Türschentritt; in seinem Innern kegeln große Leute mit einem goldenen Kegelspiel. Wolf, Zschr. f. Mythl. 4, 38.

2) Der Besenreiß-Anton am Grenchnerberge.

Oft hört man in gewissen Nächten von der Egg her und über den lang gestreckten Grenchner Berg hin ein schauerliches Schreien, Weberufen und Stöhnen. Bald ist es ein herausforderndes freches Johlen und Gellen, wie es sich die Sennbuben zweier Nachbarsenten entgegen höhnen; bald lautet es, als ob ein Verirrter oben im Hochwalde kläglich um Hülfe riefe, oder als ob er überfallen und niedergeworfen, unter Mörderhänden einen letzten Angstschrei ausstieße; durch alle Stimmen wechselnd trägt es der Nachtwind über die Halden herab. Wohl vernehmen es die Leute in den nächsten Berghöfen, aber sie eilen keineswegs zum Beistande hin; sie bekreuzen sich, sie murmeln schnell den englischen Gruß. Der Toni schreit wieder im Unterholze, heißt es, der Besenriß-Dönnel hünet! Man läßt die Fäll-laden über die Fenster herab, löscht das Feuer am Herde, schaut nach im Stalle, ob die geweihten Osterpalmen noch hinter der Thüre stecken, dann kann man sich dem Schutze der lieben Heiligen empfehlen und zu Bette geben. Allein droben auf der Egg läuft das nicht so kurz ab. Als ob der hundertjährige Wald auf einen Streich gefällt liegen müßte, kracht es da in den Tannen. Mit vollen Donnerschlägen kommt ein Sturm aus den Schluchten des Senkloches gegen den Sennhof herüber gefahren. Ihm voraus springt und tanzt ein Rudel von Lichtern, groß und klein durch einander schwärmend. Dann wachsen sie zusammen zu klumpenhaften Büscheln und Feuerkugeln, die wie aus einem Geschütz auf einander losschmettern. Mitten unter ihrem feurigen Hagel schreitet der verwünschte Sennengeist einher, der böse Dönnel. Von allen Seiten grell beleuchtet, ist er nach Gestalt und Tracht vollkommen kenntlich. Sein struppiger Langbart ist roth und reicht bis auf den Gürtel. Er hat ein Überkleid an, eine ärmellose Jacke mit rothem Verstoß. In seiner Hand lodert eine Kienfackel und auf beiden Schultern schleppt er den halben Leib einer frischgeschlachteten Kuh. So stürmt er auf den ersten Viehstall los, der auf der Oberweide, entfernt vom Sennhaus gelegen ist. Alle Rinder fahren auf von der Streu und erheben ein klägliches Gebrülle. Aber er kann sie nicht aus dem Stalle reißen, der schwarze Ziegenbock drinnen verwehrt ihm den Eintritt. Doch wirft er alle Schindeln und Beschwersteine vom Dache, und fort gehts der nächsten Schirmtanne zu. Sie

steht frei an einer senkrechten Felswand und läßt ihre Nester, wie breite Lagen voll langhaariger Moosgespinnste, tief hinein in die Klippen fallen. Hier besinnt er sich, daß er die beste Weidekuh nicht mitgenommen habe, um sie an die Tannenäste zum Schlachten auf zu hängen; also fährt er mit seiner halben auf der Schulter hinab ins Sennenhaus. Hier hat er seine alten Wege, die er sich durch seine geweihten Mittel streitig machen läßt. Sobald er vor der Thüre steht, nützt kein Riegel mehr; alles, sogar das kleine Schiebfenster, fährt dann von selber auf. Er wirft die Fackel weg, daß die Funken sprühen, und steht in der untern Stube. Dies ist das größte Gemach im Hause, Feuerstatt, Kochherd, Gutisch und Ehebett sind hier in einem Raume beisammen; ein Theil des Bodens ist gebrettert und führt zugleich in den Keller; ein Theil hat Steinpflasterung. Durch die Stubendecke geht die Stiege hinauf ins Obergaden, das Schlupfloch mit dem beweglichen Laden steht offen, denn drüben schläft das Gesinde. Jetzt kommt er gegen das Bette des Meisters her gegangen; man hört die daumendicken Eisennägel seiner Holzschuhe auf dem Boden knirschen, als ob es über Kieselklippen gienge. Mächtig greift er über das Bette hinüber. Die Meistersfrau hält sich stille; man weiß schon, was er will und kann ihn nicht daran hindern. Er reißt an der großen Wanduhr am Bette mit solcher Gewalt, daß Knecht und Magd erschreckt auffahren und aus dem Obergaden herunter klettern wollen, als wärs längst Morgenzeit. Aber schon vor dem Schlupfloche kehren sie wieder um, denn sie hören die furchtbare Wirthschaft des Jänai. Eben schickt er sich an, den Kesseltanz zu spielen. Zu diesem Zwecke dreht er den Herobalken herum und hängt in dessen Haken den großen kupfernen Kellkessel. Dieser faßt ein paar Eimer Milch, man macht in ihm Käse von Centnerschwere. Er hebt den Kesselschild ab und setzt sich rechter Hand zu seinem Instrumente nieder. Mit einem beweglichen Drathgeflechte, welches panzerartig geflochten ist und daher Harnischbleg heißt, beginnt er den Kessel vom Grund bis zum Rand zu fegen und zu scheuern. Da wird ihm der Käsekessel zur dröhnenden Kesselpauke, kunstgerecht schlägt er darauf die Takte eines Sennentanzes, immer schneller, immer lauter und schmetternder, daß das an den Wänden aufgehängte Menzeug, die Bund- und Dickketten, die Kuh- und Roßschellen, mit schwingt, mitklirrt und tönet. Diese Musik hat er bis jetzt mit der rechten Hand gespielt, nun braucht er noch die linke. Denn zur andern Seite steht ihm

das Ankendrechfaß. Dies ist ein geschlossener Kübel in Radform, welcher innerhalb einer an die Wand gelehnten Leiter befestigt ist und beim Buttern mittelst einer Handwelle umgedreht wird. Im Innern des Kübels sind um seine Achse herum Holzflügel mit Rinnlöchern angebracht, zwischen denen sich die umgeschwungene Milch zu Rahm ballt, außen am Breitrande ist ein Schiebriegel, um Butter und Buttermilch heraus nehmen zu können. Man hat heute ausgebuttert und das Gefäß ist jetzt also leer. Er beginnt nun dieses zugleich mit der Linken heftig umzuschwingen, und im offnen Spundloche des hohlen Rades fängt sich die Luft, daß es umwirbelnd summt und brummt und knarrt wie eine gigantische Baßgeige. Jetzt thut der Tanz seine Wirkung, Lebloses und Lebendiges kommt in Bewegung, nichts kann diesem „Liren oder Trüllbuebertanze" widerstehen. Frischgewaschen und geputzt sind des Abends die Eß- und Trinkgeschirre hinter die Holzleisten an der Stubenwand aufgesteckt worden; aber in einer Reihe fallen jetzt die Stecknäpfe und Hakenkellen vom Nagel, alle die Schönli, die Schalen, die Bollen, die Spitzepfli und Frischmötteli. Wohlgeordnet stehen die Kübel und Kätzchen um den Herd, damit man Morgen beim Käsen Milch, Zieger und Schotten in sie vertheile; nun stürzen sie um und kollern wild durcheinander, die Ziegertrimmen, Melkteren, Tänzlein, Bennen, Brenten und Pückten. Im Keller unten liegen die frischen Käse in ihren beweglichen Holzringen zum Formen und Abtrocknen. Nun zerplatzt eine jede Käsefarbe und läßt den Käselaib von der saubern Bank auf den niedrigen Kellerboden hinab springen. Unter dem Dache droben auf der Bühne liegt der Kühbube auf seinem ärmlichen Laubsacke, das allerkleinste Knechtlein. Auch das darf nicht länger unter der Schneedecke warm haben und wird kläglich herunter geschmissen. Wenn alle Balken krachen und wanken, so werden auch die Kühe im Stalle toll und die Schweine im Koben wollen ausbrechen. Zu zweit und dritt verwickeln sich die Rinder in das gleiche Barrenseil und drohen sich zu erwürgen, wenn man sie nicht eilig wieder losschneiden kann. Aber wer hat das Herz, unter diesem Schrecken den Platz zu verlassen. Doch der Meister und seine Frau greifen zum letzten Mittel, das ist das Stoßgebetlein: „Alle Seligen lobpreisen Gott im Himmel". Alsdann brüllt auf des Tönnel Schulter die halbe Kuh dreimal laut auf, es schweigt der Aufruhr, der Unhold ist verschwunden.

Seht, das ist Gottes Gericht, spricht dann der Bauer zu

seinem Gesinde. Das alles hat der Tönnel damals verschuldet, als er noch unser Gemeinde-Senne gewesen war hier auf der Egg. Da hat er die Milchwage verfälscht und die Kerbhölzer, daß er uns nur den halben Milchertrag unserer Heerde anzumessen brauchte; da hat er uns Käse, Zieger und Anken für ganze Jahre abgestohlen, daß wir Grenchner immer ärmer wurden und er ein reicher Mann. Doch auch sein Maß ist voll geworden, denn wie er uns gethan, so thaten es ihm die Dirnen, mit denen er hauste. Als Alles verschwelgt und vergeudet war, trieb ihn seine schwarze Seele zum Hof hinaus und er richtete sich selbst — Gott behüt uns! — an jener Schirmtanne. (Gottfrieds Schenker von Täniken, Kant. Solothurn.)

Das deutsche Volksrätsel sagt von der Wolke:

Eine schwarzgefleckte Kuh ging über eine pfefferlose Brücke, und kein Mensch des ganzen Landes konnte sie aufhalten. Wolf, Zeitschr. f. Myth. 3, 353. Ein norwegisches Rätsel vom Donner erwähnt von Landnat oder von Kuhwurm lautet gleichermaßen: Es geht eine Kuh auf dem breiten Rücken (des Himmels) und brüllt über das Meer, sie wird in hohen Königsgärten gehört. In der Schweiz pflegt man von einbrechender finsterer Finsterniß zu sagen: es ist finster wie in einer Kuh drinnen; und von dem sich verziehenden Gewitter: das Wetter zieht die Hörner ein. Im Sanskrit ist der Name des Regenbogens gopatichâya, Kuhgemahl (Kuhn, Zeitschr. f. Sprachforsch. 2, 426) im Slovenischen mávra, mávrica, d. i. schwärzlich gemischte Kuh. Mythologie 631. Der Name der Milchstraße ist im Wieninger-Lande Kaupât Kuhpfad, und auf Rügen Wägenpât, Wagengeleise. (Kuhn, Nordd. Sag. 457, Nr. 425.)

An das Brüllen und Lügen einer rothen Kuh knüpfen Schweiz, Elsaß, Schwarzwald, Schwabenland und Tirol eine noch bevorstehende Bauernumwälzung und Weltschlacht, die diesen Landstrichen dann zum ewigen Frieden ausschlagen soll. Alle einst zünftig regiertgewesenen und nun büreaukratisch verwalteten Gemeinden Oberdeutschlands träumen von der Erfüllung dieser Weissagung, die wechselnd also lautet: Der Schwanberg bei Wertheim in Franken wird noch mitten in die Schweiz versetzt werden; d. h. die freie Gemeindeverfassung der schweizer Waldstätte wird sich bis über Neckar und Main hin ausdehnen. Barthold, deutsche Städtegesch. 1, 17. Am tirolisch Reichenhall sagt man: Es kommen einst noch die Schweizer mit gelernten Schuhen, nur schnell, bevor man noch in Reichenhall davon erfahren kann, werden sie im Nachbarorte Käufe thun. So weit werden sie vordringen, daß man ihren Lärm (das Horn von Uri) bis nach Wien hinein brüllen hört. Staub, Bair. Hochland 374. Am badischen Oberrhein hebt auf den Bergvogen des Schwarzwaldes, gegenüber dem aargauer Flecken Zurzach, ein hundertweit sichtbarer Tannenbaum, er wird, heißt es, wenn einst die Rothe Kuh kühet, mitten in der Schweiz stehen. Diese Brüllen der sagenhaften Schweizerkuh war in Glauben und Brauch des Sennenvolkes so weit übergegangen, daß man bei unsern Alpwirthschaftlichen Weidungen sogar ein eigenes Hirtenspiel daraus gemacht hat, das Kuhbrüllen. Ladislaus Suntheim in seiner 1498 geschriebenen Chronik

Oberdeutschlands verlegt diese Sage auf den schneebedeckten Pilatusberg, den man seines Namens wegen auch mit Tannenberg und Odenberg verglichen will. Er liegt an der Donau bei Regensburg. „Der Pfaff, ein gesellen, das nicht man über etlich meyl, davon ein sprichwort: das es noch vor zu thuemen sey, wenn ein kue auf dem Pfaffen tanzt oder schreyt, das man sy an mitten im Zweintzger landt hören soll." *Mone, Anz. Deutsch. A. VII.* Wenige soll vor jenem Gottesleugnungskampfe, welchen die jüdische Hoffnung erwartet, eine rothe Kuh über eine Brücke gehen. *Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. Nr. 569.* In der Solothurner Sage vom Teufelsgeist Tönnet, der auf dem Jura als Hexen-chen spukt, bringt dieser unter Donner und Blitz eine halbe Kuh zur Teufelshütte hingetragen, um sie zu einer Hexenfahne aufzuhängen. Damit ist das Aufhören einer Hochgewitters bezeichnet und das Verderben eines halben Regentages. So ging dem König Tarquin in die Schlachten negrisch seine Lieblingsstab Tibulia voran, von deren Helm, die Feinde verjagenden Ochsenhörner er seinen den Namen Bob erhielt. Weil man ihr alten Zug verdankte, bekam sie den Beinamen Gualb vost, Mutter Gott. Diese weissagende Stimme der über phädelose Brücken hinüberziehenden rothen Kuh ist das Gallathorn Heimdall's. Dieser Gott unter Heimatlande hütet die Himmelsbrücken des Regenbogens (bifrost, die bebende) und vor Wolkenbrüche gegen die himmelstürmenden Riesen; so wie er nahen, stößt er ins Horn, dessen Ton über zwei Welten hin der Sage über zwei Gebirge oder Länder) hinschallt, und das Ende dieser Weltordnung (Ragnarokr) tritt ein, wenn das Heer der Asen und das der Völsen in einer letzten Entscheidungsschlacht sich gemessen haben wird. Dann entsteht ein neuer Himmel und eine neue Erde.

3) Der Brunnenhans am Gibloux im Canton Freiburg.

Während die Sennen am Gibloux vor dem losgebrochnen Sturm sich in die Hütte flüchteten, war einer von ihnen, der Brunnenhans, noch auf dem Wege, um den schon lange bestellten Mundvorrath aus dem Thal herauf zu bringen. Man besprach sich über die Beherztheit, die dazu gehöre, mit einer Last Mehl und Salz auf dem Rücken unter solchen Windstößen den steilen Bergwald herauf zu klimmen, und als es zuletzt eine Wette galt, wie weit die Unerschrockenheit des Kameraden auf die Probe gesetzt werden dürfte, warf einer eine frische Kuhhaut um, an welcher noch die Hörner saßen, und stellte sich draußen unter der obersten Wettertanne dem Ankommenden entgegen. Letzterer trat nach einer langen Zeit endlich in die Hütte, stellte sein Tragreff ab, schmiß den blutigen Bergstock in den Winkel und setzte sich ans Feuer, um seine Kleider zu trocknen. Auf wiederholtes Befragen über die heutigen Strapazen meinte er, es sei ihm nichts weiter begegnet als schließlich eine verlaufene wilde Kuh, die ihn am obersten Staffel vorhin habe angreifen wollen; er habe sie aber mit einem

selben Hieb zusammen geschlagen, daß, wenn man es ihm etwa nicht glaube, es wohl an seinem Stock dahinten noch sichtbar sein werde. Nun machten sich die Zennen eilig hinaus, und fanden an der bezeichneten Stelle den Knecht mit eingeschlagenem Schädel.

Das Uebrige dieser herrenlos gewordenen Erzählung lautet müssig. Der Brunnenhans wird jenes Todtschlages wegen eingezogen und hingerichtet, obschon er fortwährend versichert, in dem Glauben gewesen zu sein, nichts als eine hölzige Kuh vor sich gehabt zu haben. Zu oft es nun stürmt, kommt sein Geist in Gestalt dieser schwarzen Kuh daher gefahren und wirft auf seinem Wege Alles in die Schluchten des Weisloux. Die Kirche dieses Namens gehörte einst in das freiburgische Pfarrdorf Estavayez le Weisloux.

Die alemannische Mundart nennt jeden übergewaltigen Lärmen, besonders das Schmettern und Krachen des Gewitters, ein Gedöfel. Also nimmt man an, ein Kessel im Himmel zerberste beim Sturm. Das ist Tonars Kochgefäß, ohne welchen geht der Gott nur auf Reisen. Auch deutet eine der Lärchenpredigten Hicks Wotan, wie er beim Kessen Homir steigt, darin, daß er seinen großen Kochkessel gegen die Hexenkünsten schwingt und gekrümmert. Perkunos, der Gott der Litauer, schlägt als Donnergott im Himmel auf Kessel (Wolf Myth. 2, 1215. Der Hebräerkönig Salomonar trachtet den Olympischen Zeus nachzuahmen, in der Weise wie er im Tempel zu Elis abgebildet war und gefeiert wurde. Dabei hing er ehernen Kessel an seinen Wagen, fuhr damit über eherne Brücken und warf, den Blitz darstellend, brennende Fackeln um sich her. Apollodor. 1. 9, 7. In weiterer Ausprägung dieser Lächerlichkeit wird der Kessel zur Trommel und Heerpauke, zum Kampf- und Pulvertau. Neu entdeckte Volkslieder auf den Jäger sagen: „Donner heißt die rothe Trommel, die durch alle Lande schlägt." Der indische Epiker Kalidasa beschreibt in seinem Gedichte über die Jahreszeiten in gleicher Weise die Frühlingsgewitter; die Stelle steht in der Uebersetzung von Jolowicz, Polyglotte der orientalt. Poesie, S. 197 also:

Auf des Gewölkes Elephant getragen
Kommt fürchterlich die wilde Regenzeit,
Den Blitz zur Fahne, mit des Donners Pauke
Verkündet sie die Ankunft weit und breit.

In Kärnten Volkssage heißt es vom rollenden Donner, der Hergott fahre (fahren). Der Blitz ist der Funke des geschwungenen Fuhrmannspeitsche, das niederne Gewölke versinnlicht den aufgewirbelten Straßenkot, der Donner ist das rollende Wagenrad und das aufgeladene kollernde Faß. Im Märchen vom Fuhrmann Hans Pitsch (Grimm 3, Nr. 178) an dem sich schon Luther ergötzt hatte, wird Hans ärgerlich im Himmel, als er da alles verkehrt machen recht. Jungfräulein tragen das Wasser in löcherigen Kötzen in die Stube (Regen); man will einen langen Zimmerstollen (den Donner- oder Gewitterbaum) die Treppe durch ein enges Pförtlein tragen; ein Fuhrwagen ist in einen tiefen

Lode Boden gebliehen, da spannt man Ochsen und gerne Pferde dran und peitscht auf sie los. Das ist der Hexenwagen, die Gespensterfuhre auf der wilden Straße, von denen alle Sagen berichten. Aus einem Prozeß aus Liebelt's Hexenbuch 1715, mitgetheilt. Zur Zeit des Kaisers Maximilian II. erhob sich am 30. Juli 1570 in der Prager Neustadt um Mitternacht ein Donnerwetter und erweckte Alles. Als man erschreckt zum Fenster hinaus sah, erblickte man ein Reiterzug-Gespenst durch die Stadt gehen, das ein Wagen folgte. Palmovitius schlaflos wachend zu liegen. Dann verschwand ein Gespenst nach dem andern. — Hat es regnet sich der Regen aus diesen Löchern stromweis, dann sagt die Volksregel, es schütte mit allen Kübeln und Eimern; hat es ein Gewitter Regen „dann rinnt es durch Leiber, Tisch und Bank aus Fenster der Nachbarsleute." Daran spricht der Minnesinger im Liederbuch Manesse. Bodmer. Nr. 81.

Tiri — Tiri — Tore,
Da regnet durch's Haus,
Da regnet durch es Kammerloch;
Alli Bödeli werden nah.

4) Der Senne auf Lobisen.

Jenen ganzen Bergkessel im Solothurner-Jura, hinter der Ritterburg Neu-Falkenstein, der durch seine kreisrunde trichterförmige Gestaltung dem Wanderer ins Auge fällt, hat frühezhin ein See angefüllt, und als große Erdbeben viele Bergwände zertrümmerten, hat er seinen Abfluß durch eine Felsenspalte genommen, welche man bei St. Wolfgang zeigt. Bei seinem Durchbruche mußte er die tiefer liegende Wegend des Balsthales noch einmal verübergehend begraben, zugleich aber öffnete er für immer die drei fruchtbaren Hochthäler von Mümliswil, Ramiswil und Gaudenthal. Da er der Lobisee hieß, so übertrug man diesen Namen auch auf das von ihm frei gegebene Gelände der Mümliswiler Alpe, welches nun das Lobisen heißt. Dieses bildete anfänglich eine einzige große Sennenwirthschaft, die mit Grund und Grat, mit Salz und Wiesen das Eigenthum des Lobisen-Sennen war. So weit die Rinder einen sommerlangen Tag laufen mochten, war hier alles sein. Hier wuchs das würzigste Gras und weidete der stattlichste Viehschlag. Des Sennen Käse waren seiner also alte und jeder wog seinen Centner. Im Bergwald schoß er sich den Sonntagsbraten, und Forellen fischte er nebenweise im Thalbache, der zwischen der Felsenschlucht und der Sonnenhalde hier sich hervorschlängelt. Lustig an dieser Halde hingebaut stand sein Hofgut mit allen Ställen, Scheunen, Schuppen und Schöpflein. Wie hätte dieser Mann in Glück und Wohlstand ein schönes Leben ge-

habt, wenn nicht der Spitzteufel sein Herz besessen hätte. Da kommt aber einmal im Hochsommer, während er eben allein auf dem Hofe und alles sein Gesinde draußen auf den Wiesen ist, ein Metzger aus dem Thale herauf und fragt hier solchen fetten Zuchtkälbern nach, wie sie auf der Bergweide allein gedeihen. Er wird in den Stall geführt, und während er sich da an jedem Stück hinabbückt, um es handwerksgemäß an Lenden, Flamme und Platt zu proben, bemerkt der Bauer die strotzende Geldkatze, die jener um den Leib gegürtet trägt. Ein abscheulicher Gedanke durchfährt den Gutsbauern, er ergreift einen Melkstuhl und schlägt damit den Mann rücklings zusammen. Die Leiche verscharrt er vor dem Stall in der Dungstätte, die Geldkatze mit ihren Prabänterthalern verschlicht er in der Erde unter dem Bette, keine Seele hats gehört oder hats gesehen, und da Abends das Gesinde heimkommt, ist bereits auch jede Spur des Geschehenen vollends getilgt. Ein ganzes Jahr ists vergangen, der Metzger bleibt verschollen. Wieder ist der Sommer da, wieder sitzt der Bauer allein daheim, wiederum ist heute das Gesinde bis auf den letzten Mann droben auf den Matten und mäht frisch drauf los. Diesmal aber ist des Heues eine solche Fülle, daß die vielen Häuschen und Rothhäckchen es nicht alles fassen; statt es einzuführen, muß man einen Theil in Heinzen und Tritthäcke zusammen thürmen und draußen liegen lassen, bis sich Käufer aus dem Thale dafür melden werden. Man kann das Jauchzen der Heuer bis zum Hause herab hören; der Bauer allein, dem doch Alles zufällt und gehört, scheint sich nicht recht mit zu freuen. Müde und stumpf, wie er gerade ist, scheint ihm diesmal der Weg viel zu weit auf die nächste Unter- oder Oberweid; er schaut nur zuweilen durchs Fenster nach den Knechten hinauf, sieht die Tagesarbeit dem Ende zugehen und sitzt dann abermals nieder auf seine Fensterbank. Da fällt sein Blick gegen die Stallung hinüber auf die große Dungstätte, und er gewahrt, wie hier Gras hoch und büschelweise auf einem einzigen Flecke aufgeschossen beisammen steht. Diese paar fetten Grasbüschel freuen seinen klapperdürren Geiz. Jetzt macht er sich hinter der Bank vor, nimmt draußen die Sense vom Nagel, und schämt sich nicht, vor den Augen seiner Knechte, die eben auf Heuschlitten und Wagen die Fuder in den Hof hereinbringen, das Dutzend Halme um die Dungerstätte her abzumähen. Doch halt, was war das? des Bauern Sense fährt hier klirrend gegen einen Stein, er selbst schreit laut um Hülfe, Alles springt herbei, nach dem

Grunde seines Schreckens suchend, und Alle zusammen erblickten schaudernd dasselbe. Seine Seele hat in einen alten Tannenbaum gefahren, über dem schon Gras gewachsen war; durch den kahlen Aesten geht ein frischer Trieb, nicht blos der Boden, der Senne selbst ist ganz mit Moos überspannt. Verzweifelnd wälzt er sich vor seinen Füßen herum, ringt mit der Hände und dem Gewandreste, sammelt die Hälfte seiner Milchthat heraus und hat sich binnen einer Stunde vermuthlich gerettet. Vor den Augen der Arbeiter wirft er noch jenen Abend.

Wie hätte nach einem solchen Frevel noch Segen sein können auf jener Alpe; oder wie Ruhe, da von nun an der böse Mördergeist nicht enden konnte, seine Thaten ganze Nächte hindurch selber auszuschreien! Die Alpe verlassen mußte eingehen, das Vieh abgetrieben, das ganze Gut vertheilt werden. Vergebens hatte man zuerst die Mönche aus Otten und Zelotschen herbeigerufen, um durch sie den Friedlosen in eine Hauswand oder in einen Felsstock feindannen zu lassen. Viele Besegnungen kosteten manches Kalb, manchen Käselaib, manche Butterballe, und der Spuk im Hofe tobte ungehindert fort. Vergebens kamen nachmals auch die Franzosen, da sie als Neufranken ins Land einbrachen, in ihrer Raubgier bis hier herauf gestiegen. Während sie sonst so viel des Brauchbaren und Unbrauchbaren aus allen Winkeln herauslasen und mit sich fortnahmen, dieser Schauergeist allein hielt nicht- und nagelfest gegen sie aus. Er ist noch da und heißt nun der Tobitschteufel. War mancher, der des Nachts durch diese Schluchten zu gehen hat, hat ihn selber gehört und gesehen. Denn da im Thale lautlose Stille herrscht und kein Wind einen Ast im Walde bewegt, bricht plötzlich aus der obersten Luft ein greuliches Jammergeheul wie ein heulender Sturm herunter, und im Wetterlichte gewahrt man alsdann, wie sich der klumpige Körper eines schwarzen Ungeheuers über den ganzen Bach querüber lagert. Dann wird sogar noch eine zweite Klagestimme laut, und das ist die des erschlagenen Negers. Diese zwei unholden Geister kommen drauf in Gestalt zweier feuriger Knäuln gegen einander losgefahren, klauen an einander und kämpfen zusammen, daß die Nacht und der Wald von Funken sprüht. (Gottfried Schwab von Tobitsch.)

5) Drei Riesenkegler kegeln.

Während einmal die jungen Burschen von Selzach (Solothurner Amtei Lebern) auf ihrer Kegelbahn spielten, traten drei fremde bärtige Männer in ihre Mitte und boten ihnen ein Wettkegeln an. Die Selzacher willigten ein, jeder Wurf sollte eine Maß Wein gelten. Sobald die drei Fremden recht warm geworden waren, schienen sie sich aufzurichten zu übernatürlicher Größe und Stärke, Kugel um Kugel entsandten sie mit solcher Gewalt, daß man im Thale das Rollen des Donners zu hören glaubte. Die Kugeln fuhren weit über die Dorfbahn hinaus und den Jura hinan, die einen wieder zurück, die anderen fort über den Berg durch die Tannenwälder bis ins jenseitige Thal: Und noch heute sieht man an der Bergwand von Balsach bis Grenchen die langen schnurgeraden Schürfe, die der Lauf der Regelkugeln sich gebahnt hat. Die Selzacher mußten das Spiel bezahlen. Als aber aller verbrauchte Wein ausgeschafft und vertrunken war, begaben sich auch die drei langhärtigen Hauptkegler zur Ruhe. Woher und wohin sie kamen, weiß man nicht. (Bieler-Handelscourier, 9. Sept. 1859.)

In d. Nähe Schmalk. Münchn Nr. 8. sind Donner, Blitz und Wetter drei Brüder und haben drei Schwestern entführt, deren Vater kann mit ihnen wetterwin muß. Die Kegelbahn ist sprechend, die Kugel durchdringt die Felsen, kommt jedoch nach dem Wurfe heimlich in die Hand der Spieler zurückgekommen.

6) Dietrich von Reifenstein in Baselland.

Zur Zeit, da noch das Faustrecht galt, hauste auf Reifenstein ein Ritter, der böse Dietrich. Die Trümmer seines Schlosses liegen auf dem hohen Jurapaß Wasserfällen, in der Baselland-schaft. In der Nähe von Wasserfällen zeigt man das Schelmenloch, eine berüchtigte Berghöhle, die ihre eignen Räubersagen zu erzählen hat. Alle Tage durchjagte Dietrich die Juraberge, und wenn er Nachts noch so ermüdet heim kam, so vermochte auch die Bitte seiner Tochter Bertha nicht, die Leute von seinen Wuthausbrüchen und Mißhandlungen zu sichern.

Einstens an Feiertagen die Reigoldswyler-Bauern, die damals noch keine eigne Kirche hatten, zum Gottesdienste ins Dorf Bretz-

wol, so rief er nur um so lauter sein Halloh, ließ alle Hunde los und sprengte auf dem rabenschwarzen Hengst über die Schlosshalde hinab in die unbehüteten Felder. Roß und Reiter, Hirsch und Hund gieng so durch die Saaten. Ein aufgescheuchtes Reh flüchtete sich vor ihm in die dortige Hilarinskapelle, die gerade offen stand, weil eben der Priester die Jahrzeitenmesse hier las. Am Altare schützt es der Mönch gegen die anrennende Hunde-Meute, bis Dietrich eintritt und ruft:

Behalt im Himmel deinen Platz,
Laß im Wald mir meine Hatz;
Läßt du deine Glocken plären,
Laß ich auch mein Waldhorn hören.

Und so fürchterlich er drauf ins Horn stieß, so gellend muß er bis heute noch durch die Gegend blasen, so oft ein Gewitter in der Nähe ist. Dann sieht man Ritterfräulein in sechsspännigen Wagen von der Ruine zum Kirchweg von Liesten hinab fahren. In ganzen Gesellschaften ergehen sie sich droben am Charfreitag im hellen Mittag, lauter Leute in uralter Tracht, und legen viereckige Goldstücke auf mächtig große Tücher in den Sonnenschein. Dies geschieht bei jenem großen Fels, aus welchem die Reigoldswiler Hebamme alle neugeborenen Kinder herverholt. (Stud. Tanner von Reigoldswil.

Der angebliche Gothenkönig Dietrich wird auf einer Jagd von einem schwarzen Rosse entführt und lebendig in die Hölle getragen. So erzählt der Chronist Otto von Freisingen. Der wilde Jäger in der Pfalz heißt Pandietrich (d. h. von Bern), unter demselben Namen kennt man ihn im Erlagau (Börner 213), am Harze heißt er Bernhard und in Ostflandern spricht man von der Dietrichsjagd. Wolf. DMS. Nr. 349. Im Schwarzwalde heißt der Mann im Mooser Lieder, im Aargau ist er der wilde Jäger und hat da noch seine Wälder, Namens Dietrichswarten. Aargau. Sag. 1, 2. 229. Das älteste deutsche Züricher Jahrbuch (Antiquar. Mittheil. 2, 50) sagt: amb das selbe zit rychsnote Dietrich von Bern, von dem die puren singent, wie er mit den wilden hab gestritten und mit den helden gefochten. In der nordischen Fabel erwirbt sich der Gott Thor, der Bekämpfer des Midgardschlange, Leidolfs gegen das Bauerngeschlecht, und ebenso bauernfeindlich stellt das deutsche Heldenlied den Dietrich vor, den Riesen- und Lindwurmbekämpfer. Darüber handelt ein inhaltreicher Aufsatz Uhlands in Pfeiffers Germania 1, 338.

7) Die Herrenkutsche bei Wittnau.

Westlich vom Rechberg bei Wittnau liegt der Buschberg. Auf seine Höhe, die einst ein Schloß getragen haben soll, führt der Weg schräg über eine jähe Halde zu einem Wallfahrtskreuz, das von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften sehr zahlreich und sogar von den jenseits des Rheines gelegenen Dörfern des Schwarzwaldes als ein wunderthätiges besucht wird. Neben daran geht ein Fahrweg von dem Buschberge zum Lindberge hin, und ehemals als dieser Weg noch nicht bestand, führte vom Lindberg aus eine lederne Brücke auf den Rechberg hinüber.

Tritt nun Regenwetter ein, so beginnt vom Buschberge her Musik und bald darauf erscheint die Herrenkutsche, in welcher die Schloßherren zum Besuch auf den Rechberg fahren. Ein Wittnauer Bauer, der im Jahre 1854 gestorben, erzählte mir darüber folgendes Selbsterlebniß. Vor etwa 70 Jahren, da auf diesen Frickthalerbergen noch der Weidgang üblich war, hüteten wir Hirtenknaben unser Vieh auf dem Buschberge. Da ließ sich am hellen Mittage Musik hören und gleich hernach kam eine Kutsche gegen unser Heuhaus heran. Die Bespannung waren 4 prächtige Schimmel, auf dem Bocke saß ein Postillon in blutrother Uniform, alle Rockknöpfe glühten; wer aber innen in der Kutsche saß, konnte man bei ihrem schnellen Fahren nicht sehen. So fuhr sie gegen das Holzgatter des Hages hin, der unsere Weide einschloß. Dienstfertig sprang einer von uns zum Gatter voraus, um der Kutsche den Weg zu öffnen. Er meinte, für diesen Dienst ein Trinkgeld verdient zu haben, und klammerte sich sofort hinten an der Kutsche fest, um das Geschenk an der nächsten Felswand, wo man halten würde, in Empfang zu nehmen. Es wurde endlich Abend, und noch war der dienstfertige Kamerad nicht zu uns zurückgekehrt. Besorgt suchten wir ihn ringsum auf dem ganzen Berge; zuletzt entdeckten wir ihn, er hieng über unsern Häuptern hoch auf dem Gipfel einer alten Eiche, mit den Füßen in deren Aeste verwickelt. Er wurde halbtodt heimgetragen, und starb nach kurzer Zeit in heftigen Fieberanfällen.

Besser kam ein anderer Wittnauerbursche weg. Er war eben im Begriffe, einigen Schnittermägden entgegen zu gehen, welche die Woche über hinten in den Bergen im Lohn hatten ärnten helfen und nun am Samstagsabend in ihr Dorf heimkehrten. Da

sah er querüber eine Kutsche fahren und beeilte sich sie einzuholen. Trotz seines Rennens konnte er sie doch nicht ganz mehr erlaufen; gerade streifte er das hintere Wagenrad mit seinem Hemdärmel, da stieg sie über die Gipfel des Eichen- und Tannenwaldes empor, und er hatte das Nachschauen. Am andern Morgen stand er mit einem sehr geschwollenen Kopfe aus dem Bette auf. (Th. Studer von Wittnau.)

8) Der Schweinereiter auf Thierstein.

Es sind nun wohl schon an die sechzig Jahre, daß mehrere Burschc aus dem Dorfe Wittnau, von denen einige jetzt noch dorten leben, auf Veranlassung und in Begleitung eines älteren Mannes einen Vorsprung des Homberges bestiegen, welcher Weingarten heißt. Hier, wo der Schloßherr der Ruine Thierstein einst seine Weinberge angepflanzt gehabt haben soll, wollten sie einen längst berufenen Schatz erheben, und ihr Führer machte dabei den Teufelsbeschwörer. Mitten auf die Ebene des Platzes stellte er ein Faß, dem er den untern Boden ausgeschlagen hatte; sobald der Schatz hier aus der Erde hineingerückt käme, sagte er, müsse man das Faß schleunig umstürzen, zuschlagen und bergab rollen; dabei habe man sich aber vor nichts so sehr, als vor dem Lachen zu hüten. Während er nun aus seinem Zauberbuche verschiedene Formeln ablas, kam ein gar wunderlich gekleideter Mann auf einem Schwein daher geritten. Der Rücken seines Thieres war wie ein Kochkessel gestaltet. In diesem rührte der Reiter mit einer hölzernen Sennenkelle unaufhörlich herum und fragte, ob denn die Schloßleute hier schon vorübergekommen seien, für die er den Hochzeitsbrei zu kochen habe. Ueber diese albern lautende Frage lachten die Schatzgräber laut auf. Noch lauter aber und ganz entsetzlich war das Geschrei, in das nun der Reiter ausbrach. Die Leute fielen darüber vor Schrecken wie todt zu Boden. Erst am Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und suchten den Heimweg. Allein nun vermißten sie den Teufelsbeschwörer. Diesen fand man erst einige Tage nachher weit entfernt unter den Wurzeln einer alten Föhre, sein Gesicht war verwildert, sein Geist blieb verstört. (Th. Studer von Wittnau.)

9) Das Glücksheer.

Wenn das wilde Heer von der Froburg aus ins Aricktbal hinüber fährt, läßt es sich an den Bergen bei Ormalingen auf dem Platze nieder, wo die Stadt Malhausen untergegangen sein soll. Sie hat sich, heißt es, zwei Stunden in die Länge erstreckt, von den Dörfern Ormalingen und Rothenfluh an bis an den Fuß des Schloßberges der alten Farnsburg. Sammt ihren 15 Stadtthoren und 40 Thürmen ist sie durch ein Erdbeben verschüttet worden. Jetzt schweift der Geist des Rothenflubers hier in Flammengestalt umher und läßt seinen Weidmannsruf Hopp, Hu-bada! erschallen. Ein Mann, der ihm dieses Lockwort unabsichtlich nachsprach, wurde dafür die lange Nacht von unsichtbarer Gewalt in der Irre umher geschleppt und fand sich, von Dornen wundgerissen, bei Tagesanbruch droben auf der Ruine der Farnsburg liegen, stundenweit ab von seinem Ziele. Von hier aus steigt die Jagd wieder gegen die Geisfluh zu den Salhöfen zurück und fällt über die Schafmatt ins Aargau ein. Zuweilen zieht sie sich auf der Höhe des letztgenannten Passes über die Wasserfluh fort zu der Rockenmatt und tummelt sich auf der Nordostseite dieser unwirthlichen Berge herum. Hier auf der Pilgermatte stand ehedem ein Bauernhaus, das die Grenze zwischen dem Alten Aargau bildete, welches zu Bern gehörte, und zwischen dem Aricktbal, das damals noch eine vorder-österreichische Landschaft war. Auf diesem Punkte ist auch jetzt noch der wunderlichste Nachtlärmen zu vernehmen, bald Geschrei, bald Gesang; bald ist es, als hörte man eine ganze Procession zusammen beten, bald als hörte man einen Haufen Verdammter ächzen und brüllen. Bald scheinen sie in der Luft sich zu bekämpfen, bald im Hochwalde drinnen rottenweise gegen einander zu feuern, bald mit einander lustig zu tanzen. Dann klettern die Tänzer rasch die Tannen hinan, Hörner blasen, Flintenschüsse knallen, die Aeste krachen, und wo einer hinangestiegen ist, verdorrt der Baum. Bald nennt man es das Wütigs-, bald das Gutigs Heer und Glücksheer. Wenn es sich zur Erntezeit hören läßt, droht Regenwetter, und man hat sich zu beeilen, die Garben vom Felde heim zu bringen. Aber um Weihnachten hört es der Bauer um so lieber; je tönender und voller dann die Kriegsmärsche lauten, um so zahlreichere Garben hofft er im Sommer zu binden.

10) Der Schloßgrün bei Ober-Gösgen.

Gösgen ist ein Solothurner Dorf am linken Aarufer, eine Stunde oberhalb Aarau. Am Ende des Unter-Dorfes steht noch ein hoher Thurm mit steiler Ringmauer vom Schlosse des Ritters von Falkenstein; am obern Dorf liegt in einem Wäldchen hart an der Aare die Ruine des Raubschlosses Hagnau. Eine kleine Tanne hat auf der Spitze dieses Schloßthurmes Wurzel gefaßt; und gerade bei diesem Bäumchen läßt sich, so oft das Wetter sich ändert, die Gestalt des verrufenen Schloßherrn erblicken. Dann kommt er des Nachts an den Strand hinab, schreitet hier funkensprühend auf und ab, ruft über das Wasser hinüber und trotz des Rauschens, mit dem hier der Strom über Klippen und Riesbänke wegjagt, hört man die helle Stimme genau in dem jenseits liegenden Steckhof, einer Einöde, die ihren Namen gleichfalls von der Burg Hagnau erhalten hat. Jedermann in der Umgegend und auf beiden Ufern des Flusses, sowohl im Dorfe Däniken, wie im jenseitigen Obergösgen, weiß etwas von diesem Schloßgeiste zu erzählen, und gleichmäßig nennt man ihn den Schloßgrün. Auch spricht man noch überall von dem wunderbaren Verschwinden eines Burschen aus dem dortigen Steckhofe, der sich unlängst einmal mit diesem Schloßgrün eingelassen hat. Nachfolgendes haben wir uns von diesem Burschen selbst sagen lassen. Da er eine verschlossene, menschenscheue Natur ist, dessen Wort durchaus nicht von freien Stücken erfolgt, so liegt mindestens die Annahme fern, als habe er mit seinen Angaben auf die Leichtgläubigkeit seines Zuhörers speculieren wollen.

Im Spätherbst 1856 weckte mich einmal um Mitternacht ein plötzlicher Hülferuf aus dem Schlafe. Als ich den Fensterschieber öffnete, um zu horchen, kam die Stimme hell herüber aus dem Hagnauer Hölzchen, das keine hundert Schritt von unsern drei Häusern und der Straße abliegt, Wind und Regen schlug mir zugleich ins Gesicht, aber es dauerte mich der Arme, der sich bei solchem Unwetter und unserm Hofe so nahe verirrt haben sollte; so verließ ich ohne Zögern das liebe Bett und begab mich in das Wäldchen hinein. Aber o Himmel, welche Schreckensgestalt stand hier vor mir! da ist ein baumhoher Mann, der Länge nach in einem weiten Mantel steckend, und wenn man emporblickt nach seinem Kopf, so rollen in einem schwarzen Gesichte zwei mächtig

große Feueraugen herum. Aus allen Kräften versuche ich Reißaus zu nehmen, aber schon ist es mir unmöglich. Denn jetzt schreitet der Schwarze vorwärts und nimmt mich mit in seiner Bahn. Hinterdrein muß ich seinen Tritt nachtreten durch Tick und Tänn, über Stock und Stein, durch gebautes und ungebautes Land. In einem weiten Bogen wanderte er über unsere ganze Feldbreite. Als wir gegen das Dorf hinkamen und durchs Dunkel her die ersten Häuser wahrnahmen, versuchte ich's mit aller Macht, unter eines der Dächer hinzuspringen. Aber vergebens; schon gehts weiter fort auf die Eicher-Allmende, dann durch die Waldstrecke Leben, fern über unsern Dorfbann hinaus, dann gar hinüber in die Waldungen des Dorfes Kölliken. Willenlos wurde ich so hinweg geschleppt aus dem Aarthale über die Bergwaldungen hinüber in das jenseitige Thal. Von oben goß der Regen, unten schwollen die Bäche an, ich mußte sie der Reihe nach durchwaten, ich troff von Nässe, Hände und Füße bluteten bereits, zerrissen von Dornen und pfadlosen Klippen. Wortlos schritt mein Vormann einher, ich hinterdrein in der dichten Finsterniß seiner Gestalt. Jetzt nahten wir einem Bauernhause, das hart am Saum des Köllikoner Waldes lag; in dieses hinein fuhr der Schreckliche unter gewitterhaftem Knallen und Prasseln. Ich weiß nicht zu sagen, wie mir war. Aber als ich wieder zu Sinnen kam, fand ich mich verkrochen im Heu eines Schuppens, abseits von jenem Hause. Bis zum zweiten Tage schon hatte ich hier schlafend gelegen, jetzt erweckte mich ein anälender Hunger. Ich suchte das nächste Haus auf und bat die Leute um ein Stück Brod. Aber mit Schrecken warfen sie mir ein Stück heraus und schlossen eilig das Fenster. Aus ihrer Miene und Rede errieth ich erst mein eignes Aussehen: Alle Kleidung herabgerissen, Arm und Bein blutrünstig, die Augen roth vor Fieberhitze, und ein Kopf, zur Größe eines Kornmetzen aufgeschwollen, so war meine Erscheinung. Als ich heimkam, wollte man mich kaum wieder erkennen. Niemand begriff mein langes Ausbleiben. Man brachte mich zu Bette und es dauerte manche Woche, ehe ich es wieder verlassen konnte.

Der Schloßgrün hat auf dem Fußwege, der im Walde an seiner Burg vorübergeht, seine eigne Bahn und macht sie den Leuten streitig, wenn er hier mit seinen drei weißen Hündchen jagen will. Dann aber ist er, wie sein Name es besagt, vollständig grün gekleidet. Ihm gehört hier auch die Grundruhr an,

die in dem Strandrechte besteht, alle vom Strom angelandeten Gegenstände in Besitz nehmen zu dürfen. Daher verwehrte er einst den Flößerknaben, die im Schachen der Aare bei Obergösgen wohnen und zum Schlosse hinüberfuhren, um das Treibholz aus dem Wasser heraus zu fischen, fortwährend die Landung. Ihr Vater, der alte Flößer, sah dem von drüben aus lange zu, endlich riß ihm die Geduld und er brauchte sein für solche Fälle ausreichendes Geheimmittel. Er kehrte nemlich den Burggeist mit einer sehr unanständig lautenden Einladung, und veranschaulichte sie, um ganz verstanden zu sein, damit, daß er die Hosen fallen ließ. Nun konnten die Knaben landen, der Alte jedoch trug einen geschwollenen Kopf davon. (Stud. Schenker von Däniken.)

Es ist uraltes Herkommen gewesen, mittelst einer unanständigen Geberde den Schaden des Zauberes abzuwenden und Geistereinfluß zu brechen. Ein gefürchteter Hexenkunst im Walliser Dorfe Salvan, im Zehnten St. Maurice, heißt Fenfiaten; man legt ihm den Bloßen, dann muß er einen verschenen. Reithard. Schweiz. Familienbuch 1845, 175. Ebenso verfährt man in Schleswig-Holstein, wie Müllenhoff in seinen Sagen (286, 273) erzählt; man erschreckt damit den daher fliegenden Hexenbesen, daß er seine Last fallen lassen muß, und ein Weib unterbrach damit den Teufel, als dieser den Kalkberg bei Segelberg durch die Luft trug.

11) Der rothe Jäger im Roggenhauserthal.

Eine betagte Frau aus dem Solothurner Dorfe Oppenberg hatte eines Abends noch einen Gang nach Aarau zu machen. Sie wollte Arzenei für ihr plötzlich erkranktes Bubelein holen und konnte den Hin- und Herweg, binnen zwei Stunden ganz wohl zurücklegen, wenn sie sich sonst nicht weiter aufhalten ließ. Es begann schon etwas zu dunkeln, als sie das Roggenhauser Thälchen, zunächst bei der Stadt gelegen erreichte und dorten an den Steg hinunter kam, der über den Waldbach der Wöschnau führt. Hier aber verwehrte ihr ein Jäger den Uebergang. Der Mann war von sehr großer Gestalt und hatte neben seiner sonst ganz grünen Tracht einen rothen Federbusch hoch am Hute. Als der Mann gegen sie anschlug, hielt sie es erst für einen albernen Jägerscherz und rief ihm daher entgegen: Schießt nur, ich fürchte mich nicht! Allein der Jäger zielte unverändert und lächelte dazu nicht etwa freundlich, sondern ganz henkermäßig. Ich habe keine Zeit, hier den Narren mit Euch zu machen, sagte das Weib, laßt mich hin-

über! Ohne sich zu rühren, blieb er im Anschlag liegen und zielte fort. Bei so später Zeit konnte sich das Mütterchen nicht lange säumen; zwischen Spatz und Bruß nicht weiter unterscheidend, verließ sie sich getrost auf den Schutz der lieben Heiligen. Wenn es also sein muß, sagte sie frisch, so schießet denn in Gottes Namen! Auf dieses Wort sah sie nichts mehr vor sich als den offnen Steg. Allein nun erst fühlte sie sich von Furcht ergriffen, und wagte sich nicht hinüber. Sie ging wieder zurück nach einem der paar Strohhäuser, die hundert Schritte entfernt am hintern Ende des Thales liegen, und bat die dortige Bäuerin, sie über den Steg bis an die Landstraße vor begleiten zu wollen. Diese aber war selber allein im Hause, kochte gerade die Abendsuppe und konnte ihre Pfanne siedender Milch weder wegstellen noch ins Feuer laufen lassen; sie meinte aber ihre nothgezwungene Unfreundlichkeit gegen das Mütterchen auch noch besonders begründen zu müssen und schüttelte daher den Kopf unglaubig über das Geschichtlein, das da am Stege vorgefallen sein sollte. So ging denn die Alte ohne die Arzenei heim und hatte die Freude, daß ihr das Enkelein, das sie für krank gehalten, freundlich und fröhlich bis an den Hag entgegen gesprungen kam.

Nicht lange nachher sollte aber auch jene Bäuerin im Roggenhauser Thale, die so unbereitwillig gewesen war, selber eines Besseren belehrt werden. Auf ihrem Heimwege vom Wochenmarkte aus der Stadt sah sie an derselben Stelle, wo der Jäger das Mütterchen bedroht hatte, ein rothseidnes neues Halstuch liegen. Sie nahm ihren schweren Marktkorb an den linken Arm herüber und langte mit der Rechten nach dem hübschen Tüchlein hinab in den Bachgraben. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus, es brannte sie plötzlich, als ob sie in eine Igelbalg gegriffen hätte, von einem Halstuche war nichts mehr zu sehen. Alles, was sie davon trug, war ein böser Zeigefinger, der manche bittere Woche schwoll, fort eiterte und zuletzt krumm blieb. Solches Unheil rührt vom Türst her, der hier in den Waldungen Möst und Oberholz mit einer Koppel schwarzer Stellhunde jagt. Er soll ein Eigenthümer des alten Herrenhofes Blumenstein gewesen sein, des halb kam er früherhin am hellen Tage in das Dorf Oppenberg geritten, das seit der Reformationszeit aus seinem Hofe entstanden, und schrie da sein „Drei Schritt ans Weg!“ den Leuten entgegen.

Der rothe Federbusch auf dem Hute des Wilden Jägers und das rothe Tüchlein, das am Bachrande liegt, entsprechen sich. Die Roggenhauser Bäuerin

hat mit der rechten Hand nach dieſem Büchlein gelangt und damit ſich am Ende der Weiber vergriffen; ihr erlahmt der Finger, wie jenem Manne am Schloß Gaſteln der Arm, mit dem er ergürnt den Stock gegen ein ähnliches Büchlein am Boge ſchwingt (Morgan. Tag. 1. Nr. 121). Zur mildeſten erſchwerter Stellung iſt ein Schaf zu erſetzen (Haltaus Gaſ. 2. Nr. 3861), gleichwie auch im älteren Recht eine ſolche Stellung geboten iſt, wenn Landgüter oder Thiere in Beſitz genommen, Verbrecher behändigt oder entlaſſen werden ſollen. Die Torf-Ordnung der Bürgler Gemeinde Dicklibach ſchreibt vor: Der Stich ſoll haben einen Hengſt, einen Mägel und eine Kuh. Er ſoll ſtehen auf die Fachſtud und eine Schaufel nehmen in die linke Hand, und ſo weit er ſolche werfen mag, ſo weit ſoll kein Mägel zur Noth ſchon ungeſtochen. Meyer v. Knonau, Schweiz. Geſchichte 1, 136. Ausgabe 2. Nach dem Klingen des rechten oder linken Ohres, dem Herausreißen aus dem Bette mit dem rechten oder linken Fuße, bekümmern wir uns auch heute noch, wenn auch nur ſcherzend, Gelingen oder Mißlingen, Glück oder Mißgeſchick. „Der ſinnreichſte Augurius gab es für ein ſchlimmes Zeichen an, daß er an einem Tage, da ihm ein Feldherrnamt gedeihlich zu werden drohte, die Schuhe verkehrt angezogen hatte.“ Plinius Naturgeſch. II, 3.

12) Das Rothenburger Schießen.

An ſchwülen Herbſttagen, aber auch eben ſo mitten im Winter geſchieht es, daß ſich plötzlich ein Dröhnen von Kanonenſchüſſen erhebt und der Schall bei gänzlich ruhiger Luft bis zu unſerer friedfertigen Stadt Aarau hergetragen wird. Wer hätte es hier nicht ſchon mit angehört, der ſeinen Spaziergang über unſere Aarbrücke durch die Weinberge hinauf nahm bis zur ſogenannten Meyerſchen Promenade und dorten am Waldſaume des Berberges ſich verweilte, um die anmuthige Landſchaft zu ſeinen Füßen zu betrachten. Unter blauem Himmel liegt das Land ringsum, weit in die Schweizgebirge hinein läßt die Heiterkeit der Luft die einzelnen Zirmen und Hörner genau überzählen, alle Winde ſchweigen: da plötzlich donnern Kanonen ſchwerſten Kalibers gegen uns heran. Aber Niemand wüßte weder Ort und Richtung, noch den Zweck anzugeben, wo und warum die Schüſſe abgefeuert werden. Sie ſcheinen uns näher zu kommen, Schlag auf Schlag fällt, und allein jener Luftdruck bleibt dabei aus, den das Tönen eines Geſchützes auf den zunächſt Stehenden hervorbringt. Dann zieht ſich die Kanonade augenblicklich weit hinab am Horizonte, jetzt ſchallt ſie nur aus der Bergkette des Gutlibuch heraus, oder aus den noch entfernteren Urner Gebirgen. Doch wie ſollten in dieſe Felſ- und Eisſchluchten ganze Artilleriemaſſen kommen, wie dorten ſich ausbreiten

können, und auf wessen Befehl? Man fängt daher an nachzurathen, in welchem Theile der Schweiz zu dieser Zeit Truppenzusammenzüge angeordnet sein möchten. Aber bald entsinnt man sich, daß jetzt eben nirgens ein Lager abgehalten wird, daß, weil es schon Spätherbst sein kann, auch die Militärschule zu Thun wieder leer steht, daß zu dieser Zeit alle unsre Milizen wieder am Pfluge stehen. Mitunter aber nehmen die Detonationen auch eine bestimmtere Richtung an, gleich als ob sie aus der Stadt Luzern kämen oder gar jenseits des Waldstätter Sees her aus dem Flecken Altorf. Sollen die Leute dorten für eine ihrer Kirchenprocessionen, für eines ihrer Schützenfeste so viel Pulver zu verpuffen haben? Unmöglich, denn solcherlei Feste sind eben jetzt auch dorten nicht an der Zeit. Nun lasset uns einmal die Schüsse zählen! Sie folgen sich aufs unregelmäßigste; jetzt Schlag auf Schlag, oft mehrere zugleich, wie in einer hitzig entsponnenen Attaque; dann aber wieder nur in langen Zwischenpausen, wie wenn die eine Partei das Gefecht abbricht, sich zurückzieht und aus letzter Ferne her noch eine erfolglose Kugel verschwendet. Jetzt endlich findet der Aufhorchende auch ein besonders unterscheidendes Merkmal heraus. Alle diese Schüsse beginnen nemlich mit einem kurzen dumpfen Vorgetöse, auf welches erst der eigentliche Knall folgt, während ein Kanonenschuß mit seinem Schlag beginnt und mit dem Nachrollen endet. Doch um auf diese Wahrnehmung zu verfallen, dazu bedarf es schon einer Beobachtungsgabe, die an dem geheimnißvollen Vorgange selbst erworben sein will. Eine verbürgte Begebenheit aus dem schweizerischen Sonderbundskriege zeigt dies am besten.

Das Gefecht bei Gisliken im Winter 1847 war geliefert, und in Folge dessen hatte die Stadt Luzern den anrückenden eidgenössischen Truppen Unterwerfung anerbieten lassen. Somit war zugleich von beiden Seiten Waffenstillstand eingetreten, und General Dufour hielt gerade, umgeben von seinem Stab, auf einem Hügel nahe bei Luzern, im Begriffe, das Vorrücken seiner Bataillone gegen die Stadt zu ordnen und zu überblicken. Da hörte man plötzlich im Rücken aus der Ferne her einen Kanonenschuß, alsbald darauf brummte ein zweiter und dritter, alle wie aus den schwersten Stücken. Verwundert blickte der General seine Begleiter an. Schon war ja der Frieden geschlossen, schon hatte der Tagesbefehl dem Schießen allenthalben ein Ende gemacht; und nun erhebt sich hinter dem Befehlshaber, wo kein Feind mehr stand, also

auf Seite ſeiner eignen Leute, die Kanonade noch einmal. Wie ſollte er nicht eine ſchwere Unbotmäßigkeit vermuthen? Aber in ſeiner Umgebung befand ſich gerade ein aarganiſcher Officier, der mit dieſem Luftphänomen unſerer Gegenden bereits bekannt war. Er löſte dem erſtaunten General das Räthſel, indem er ihm erklärte, daß dieſe Schüſſe Detonationen in dem oberen Luftraume ſeien, eine Folge raſcher atmoſphäriſcher Luftzerſetzung, die man hier zu Lande das Rothenburger Geſchütz nenne. Jedoch ein Theil der Mannſchaft, die dieſes Schießen mitgehört und es gleichfalls als die bekannte Natur-Erſcheinung aufgefaßt hatte, wollte nun eben deshalb an die Dauer des neuen Landfriedens nicht glauben; denn, hieß es, das Rothenburger Geſchütz pflegt nicht Frieden, ſondern den Krieg anzuſchießen. Die Truppen aus dem Altaargau dagegen beſtritten dieſe Auslegung und behaupteten, die leichten Märſche ſeien für ſie nun vorbei, und man habe ſich auf ein böſes Unwetter gefaßt zu machen. Zur Begründung dieſer gegenſeitigen Meinungen wiederholte man ſich damals folgende Sage.

Das Schloß Rothenburg im Kanton Luzern gelegen, unfern vom Zuſammenfluſſe der Emme und Reuß, war einſt von einem grauſamen, kriegsluſtigen Ritter bewohnt, den man Rosenſteiner und Rothenburger nennen hört. Mit allen ſeinen Schloßnachbarn ſtand er in Fehde, das Landvolk verabſcheute ihn. Als er eines Tages eben im Begriffe war, zu einem neuen Raubzuge auszureiten, warf ſich ihm die Schloßfrau in den Weg, hielt ihm ſein jüngſtes Kind entgegen und beſchwor ihn mit Thränen, von ſeinen Mißthaten einmal abzuſtehn. Anſtatt ſie zu beruhigen, ſchwang er frech die Streitart gegen ſie, und es war keine bloße Drohung, mit einem Hiebe erſchlug er ſein Weib. Aber auf dieſem Zuge war ihm ſein Gegner überlegen, der Tod erreichte ihn und ſeine ganze Schaar. Sein Schloß wurde niedergeriſſen. So oft ſich ſeitdem ein Krieg im Lande erheben will, beginnt auch der Rosenſteiner ſein Waffengetöſe mit dumpfen Donnerklöpfen, und Einige haben ihn ſogar erblickt, wie er mit einem ganzen Heere hoch die Lüfte durchreitet.

Seitdem man aber Pulver und Geſchütz erfunden hat, muß er nicht den kommenden Krieg allein mehr, ſondern auch das Unwetter anſchießen. Man hört den Rothenburger wieder, ſagt der Landmann, es wird ſich ein Landregen einſtellen. Und wirklich behielten die Altaarganer damals recht. Kaum war man in Luzern eingerückt, ſo brach ein Regenwetter los, das alle Landſtraßen wochenlang unwegſam machte.

Walterus de Rotenburch, urkundl. Zeuge zu Zürich 1153. Vindiciae Vindiciar. Koppian. pag. XXIII. Dorf Rothenburg mit den Ueberbleibseln des Stammhauses des gleichnamigen Freiengeschlechts liegt im Kanton Luzern. Die Burg wurde 1335 zerstört.

13) Der kegelnde Zwingherr zu Reitnau.

Der Berg, an dessen Abhang das Dorf Reitnau liegt (Bezirk Zofingen), bildet drei aufeinander folgende Staffeln, deren jede durch ein kleines Hochthälchen von der andern getrennt ist. Die oberste von ihnen heißt das Hochthal und war der Standpunkt der Burg Reitnau, von der man noch einige Trümmer auf einem Vorsprunge sieht. Wenn der Bauer an Sonntagen mähen und kornschneiden kann, pflegte der Burgherr zu sagen, so wärs doch ein Wunder, warum ich an Feiertagen nicht auch jagen dürfte, und was könnte denn ein Ritter besseres wünschen, als immer und ewig zu jagen? Dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden; noch hört man den Ritter sein Halloh rufen, sein Horn blasen und mit einer ganzen Wolke von Rossen und Hunden durch die Lüfte sausen. Vom Schlosse abwärts zur zweiten Bergstaffel führt eine nun gänzlich verfallene Treppe auf einen von Bäumen umgebenen Wiesenplatz, welcher Kegelweg heißt. So oft die Witterung umschlagen will, hört man des Nachts hier den Zwingherrn kegeln. Ein paar rüstige junge Brittnauer, die an derlei abergläubischen Dorfgeschichten Aergerniß nahmen und nichts davon hielten, waren eines Abends bei regnerischem Himmel hier heraufgestiegen, um sich mit eignen Augen von der Grundlosigkeit dieser angeblichen Vorgänge zu überzeugen. Plötzlich hörten sie die Kugeln rollen und die Kegel fallen. Da sie keinen Menschen am ganzen Berge finden konnten, stürzten sie voll Schrecken davon, der eine dahin, der andre dorthin. Als sie heim kamen, hatte Jeder zum Denkzeichen einen geschwollenen Kopf davon getragen.

Gleich unterhalb des Schlosses ist im Berghang ein Loch gewesen, das nun zugedeckt ist, an dessen Stelle aber manchmal noch ein grünes Männchen sitzt. Es hat einst einer Frau eine Hand voll Bolestücke unter der Bedingung geschenkt, daß sie nichts davon erzähle. Als die Plauderhafte gleichwohl nicht schwieg und ihren Reichthum herzeigen wollte, zog sie nichts als eine Hand voll Kieselsteinchen aus der Tasche. Schatzgräber haben sich an dieser Stelle schon oft vergebens abgeplagt; und die Knaben, die

seit langen Zeiten hier oben ihre Fastnachtfeuer anzuzünden pflegen, sind noch jüngsthin einmal auseinander gestoben, als eine lange hagere Gestalt durch die Nacht her zum Reisighaufen gegangen kam, den sie eben anstecken. Auch sie mußten am Morgen darauf mit einem aufgedunsenen Kopfe erwachen. (Heinr. Henri v. Reitnau.)

14) Der Sodhubel bei Safenwil.

In unterst im Dorfe Safenwil wird ein Hügel der Betberg und ein ihm benachbartes Stück Land die Kirchhalde genannt. Hier soll ein Tempel nebst andern Gebäuden gestanden haben. Der Boden des Betberges ist an einigen Stellen zu kreisrunden Plätzchen vertieft und ausgebnet, man hält sie für die alten Standplätze der Steinaltäre. Schon vor Jahrzehenden wurden hier Nachgrabungen veranstaltet; obschon sie nicht mit Geschick geleitet wurden, so fand sich doch mancherlei von römischen Backsteinen, Bilotziegeln, Mosaiktrümmern und Todtengebein vor. Einen aus Backsteinen gebauten großen Behälter deutete man sich als den Wassersammler eines Badgebäudes, denn auf ein solches ließ zugleich ein hohlliegender breiter Steinboden schließen, unter welchem Heitzungsgänge hinliefen. Solche Plätze, deren sich hier zu Lande schon mehrere vorgefunden haben, nennt das Volk die Heitzenstude (hypocaustum); es bezieht dieselben aber nicht etwa auf die Zeiten der Römer, sondern auf die Heiden und Ritter. In dieser Meinung wird es hier durch die besondere Beschaffenheit der nächstgelegenen Flurtheile unterstützt. Wenn man nemlich, um von Safenwil nach dem eine Stunde entfernten Zofingen zu gehen, den Fußweg über den Brünnligberg einschlägt, so führt derselbe auf der Berghöhe rechter Hand zu einem kleinen Waldvorsprung hinaus, wird dann schmaler und verwachsener und mündet auf einer bewaldeten, ringsum abgerundeten Anhöhe. Sie heißt Sodhubel, eine Viertelstunde von Safenwil entfernt und in der Dorf-Gemarkung gehörend. Diese Anhöhe ist nach dem Sodbrunnen benannt, der auf ihrer Mitte liegt, ein kreisrundes Loch von fünf Fuß Durchmesser. Alle Winde wehen den Brunnen voll Waldlaub, Schutt und Schnee, gleichwohl mag seine jetzige Tiefe immer noch gegen hundert Fuß betragen, denn es dauert eine ziemliche Zeit, bis man den hinabgeworfenen Stein unten aufprallen hört. Man will ihn jetzt gänzlich zuschütten, weil es

schon öfters vorgekommen ist, daß Jagdhunde in Verfolgung eines Wildes in ihn hinabstürzten und umkommen mußten. Wendet man dem Brunnen den Rücken und geht einige Schritte am nördlichen Abhange des Hügels hinab; so sieht man abermals vor einem Erdloche. Der Einschlupf ist sehr enge, jedoch erweitert sich die Höhle gegen innen und kann auf hundert Schritte begangen werden, dann aber soll sie plötzlich senkrecht abfallen. Ein neuerer Versuch, ihr Inneres zu erforschen, mißlang, die stockende Luft löschte Licht und Fackel aus.

Auf dieser Stelle fanden sich vor nicht langer Zeit noch Mauertrümmer vor, sie sind verschwunden, seitdem hier ein Steinbruch angelegt ist. Es waren die letzten Reste eines Schlosses, das man Scherenberg nennt. Noch heißen die nächsten Landstücke Schloßweid, Schloßrain, Schloßweg. Jener Brunnen, heißt es nun, war also der Burgbrunnen, und die Höhle entweder das Burgverließ, oder ein geheimer Ausgang für den belagerten Zwingherrn. Dieser war ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Mit seinem Trotze zertrat er den Bauern alle Saaten. Dafür nahmen diese Rache und zerstörten ihm, während er gerade in der Abtei Sanct Urban auf Besuch war, sein Schloß. Aus Wuth darüber nahm er sich selbst das Leben.

So oft es nun anderes Wetter geben will, sehen ihn die Leute mit zwei roth- und weißgefleckten Hunden aus dem Wäldchen des Brünnlizberges heraustreten. Er geht in grüner Tracht mit Büchse und Weidsack, aber ohne Haupt. Beständig den Hunden rufend, schreitet er quer über den Anger und verschwindet immer an der gleichen Waldspitze. So zeigt er sich am Tage; in später Nacht aber fährt er in einer rasselnden Karosse über den Berg, oder er wandelt als flackerndes Licht den Fußpfad bis zu den nächsten Häusern hinab, wendet auf halbem Wege wieder um und umkreist etliche male seinen Hubel. Da darf ihm niemand in seine Bahn kommen, es ist der Glaube vieler Leute, daß er einen in den Todbrunnen oder in die Höhle stürzen würde. Im Dorfe vermuthet man, daß auch die folgenden Erscheinungen mit der des Scherenberger Zwingherrn zusammenhängen. Es kommt durch Saanenwil von Zeit zu Zeit des Nachts das stets gleiche Mutterschwein mit einer immer gleichen Zahl Ferkel gelaufen. Seinen Weg nimmt es von dem sogenannten Büntli her, einer eingefriedeten Landstrecke, und es verschwindet da, wo aus dem Abbruche eines alten Bauernhauses die jetzige Färberei im Dorfe gebaut worden ist.

In diesem Gebäude aber nahm es die Gestalt eines ungeheuren Mannes an, der mit langen Beinen und wie auf Stelzen schreitend in gewaltigen Schritten bis auf die Trockenböden hinaufstieg. Statt seines Hauptes sah man nur seinen übergroßen Hut. So beschreiben es der Färbermeister, sonst ein tüchtiger und klinger Mann, und die Männer, die der Reihe nach die Nachtwache im Fabrikgebäude zu halten haben. Stets nahm es seinen Weg gegen einen Balken zu, der zur Stütze eines Thürbalkens noch nicht lange in den Saal gestellt worden war, und verschwand alsdann. Man mußte auf den Rath der Wächter diesen Balken hinwegnehmen und verbrennen. Das Local wurde umgeändert und ein Dampfkessel hineingesetzt. Seitdem hat hier die Erscheinung ein Ende genommen. (Seminarist Rud. Schenermann, und Kantonsschüler A. Hüssy von Tafenwil.)

15) Goldner Wagen des Herrn von Bitenbach.

Der Kirchberg bildet nordwärts die Grenze der beiden Gemeinden Brittnau und Strengelbach. Er war Weideland gewesen, bis es mit den Rüben gar zu viele Unfälle gab; seitdem hat man ihn wieder zu Wald werden lassen. Der nördliche Abhang senkt sich steil ab, er heißt Schloßrain; der westliche dagegen nur allmählich und ist auf der Höhe ganz eben. Auf dieser Ebene stand ein Schloß, von dem man hie und da noch einen Baustein finden kann; der Schloßherr war der überreiche Herr von Bitenbach. Er war ein leidenschaftlicher Jäger; man nennt nach seinem Jagdreviere noch etliche Jucharten Bergwaldung „Bitenbachs Stand." Hier läßt er sich in ganz grüner Kleidung sehen, ruft weidmännisch seinen Hunden und verschwindet dann hinter einer Tanne, die als Zielbaum am Schlage steht. Die Bannwarte haben ihn schon mehrfach angetroffen. Er ist Schuld, daß man den Berg nicht mehr mit dem Weidevieh betreiben kann. Da wo sein Schloß gestanden, sind früherhin ungemein tiefe Gruben gewesen; man schrieb sie den zahlreichen Schatzgräbern zu, die hier ihr Glück versuchten. Besonders eines dieser Löcher reichte so tief, daß man es nicht zu Ende übersah; Steine, die man hinunterließ, brachten ein Getöse hervor, als ob sie gegen Eisenthüren fielen. Hier hat sich früher ein goldner Wagen um Mittag gesonnet.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hofften ihm vier Männer gewinnen zu können, und um ja kein Geräusch zu machen, zogen sie die Schuhe aus und schlichen barfuß bergan. Der Wagen kam wirklich zum Vorschein und sogleich packten die Männer an und zogen. Allein er war von solcher Schwere, daß einer über der Anstrengung in einen Fluch ausbrach, und augenblicklich war alles verschwunden. Dies geschah am südöstlichen Abhange, welcher Batten (Beatus-)berg heißt. Hier steht ein Bauernhaus, das nach dem Glauben der Leute an seiner Scheune deswegen kein Scheunenthor haben kann, weil der Herr von Wittenbach in jeder Mitternacht in goldener Kutsche mit vier schneeweißen Schimmeln hindurchfährt. Am Fuße des Battenberges hat man beim Graben einer Brunnenleitung Anhäufungen von Gebeinen gefunden, auch ist dorten ein Landstück von Jucharten, das den eigenthümlichen Namen Chelenmätteli führt, d. h. Kirchenmatte. Dies Grundstück soll zu der Kirche gehört haben, die auf der Spitze des Berges stand und ihm seinen Namen gegeben hat. (Emil Wälchli v. Brittnau.)

4.

Sturmthiere.

1) Gespenstische Dorfthiere.

Was in den mythologischen Werken von Kuhn und Schwartz die Sturm- und Sonnenrinder genannt wird, das sind in der Landessage der Schweiz die gespenstischen Dorfthiere, Bachkälber, Wasserstiere, Mittagslämmer, Bachdachsen, die vor einem eintretenden Landregen ihre Schluchten und Wildwasser verlassen und kläglich brüllend deren Laufe nach bis in die nächsten Ortschaften hinein gesprungen kommen. Je nach Lage und Beschaffenheit des Landes werden sie von der Vorstellung anders gefaßt und gestaltet. Dem Griechen waren sie die Robbenheerden des okeanidischen Titanen Proteus; Mittags stieg er mit ihnen aus der Tiefe des Meeres empor, schlummerte in ihrer Mitte, und ein stinkender, Menschen unerträglicher Dunst gieng in windstiller Mittagsluft

von ihnen aus. Der Schwede nennt den Nebel, der in der Sonnenwärme weißlich aus Gewässern emporsteigt, das Meerweib, das ihre Rinder auf die Weide treibt. Da er diese Erscheinung als einen Vorboten des Sturmes fürchtet, so zieht er sogleich Stahl und Stein hervor und schlägt zur Abwehr Feuer. Afzelius 2, 316. Der schweizerische Pfarrer Barthol. Anhorn hat in seiner Schrift Zornzeichen Gottes, Basel 1665, S. 332 sehr ernstlich vor diesen Stadtthieren gewarnt: „Es werden noch viele Stätte gefunden, in denen an gewüßen Orten sich schreckliche Gespenster erzeigen, welche etwan wie ein Kalb, oder wie ein Hund durch gewüße Gassen laufen, grewlich heulen und schreyen und ungesegneten gottlosen Leuten, die sie antreffen, Schaden zufügen."

Wir plagen uns in einem rauhen Klima und auf einem Boden, der die Mühe oft nur kärglich vergilt, mit unfreundlichen, grasen und traurigen Vorstellungen. Darum ist unser Aberglaube ebenso alt, als finster und schreckhaft in seinen Sinnbildern. Unser fröhliches Jagd- und Weidleben, unsre Wunn und Weid, hat sich in die Wilde Jagd und in gespenstische Weidethiere der Hölle verkehrt. Die bei langandauernden Wintern und bei Futtermangel drohende Viehseuche ist zum gespenstischen Viehschelm geworden, einem Stier, der nur zur vorderen Hälfte leibig ist, in der Mitte geht er aus und schleuzt die leere Haut hinten nach. Man hört ihn aus der Enterischen Gegend des Stierengrabens herbrüllen. Leoprechting, der Lechrain 75. Er besteht am Hinterleibe aus Rasknochen, und die darüber geworfene Thierhaut bringt er mühselig nachgeschleppt, rauschend gleich dem Tosen des Wilden Heeres. Alpenburg, tirol. Myth. S. 62. Dies ist jene Kuh, welche der Besenreis-Antoni (Abtheil. Türst) auf der Schulter schleppt und an die Juratannen hängt, oder Ochse und Lamm, die angeblich von grausamen Metzgern lebendig aus der Haut geschunden werden. Andere Namen dafür sind der Kuhtod, das Greiß, der fliegende Drache, der Elbst; sie steigen namentlich aus dem Vierwaldstätterse, dessen Becken sie in Mondscheinnächten als eine riesigschimmernde, stahlgeschuppte Schlange ausfüllen, in den Bergwänden empor und rasen die schönste Heerde an einem Tage hin. Oder sie liegen unter der Winterdecke des überfrornen Sees gefangen, erfüllen die Thäler meilenweit mit ihrem schrecklichen Gebrülle, spalten mit ihrem Horn das Eis und verkünden damit das Ende der harten Zeit und die Ankunft des Frühjahres. Dann sagt das Landvolk, der See brülle. Aber mitten im Hochsommer sind sie wieder da und verwüsten die

Berge. In einer örtlichen Schilderung vom Hallwiler-See her erzählt man darüber also. Burghalde heißt der höchste Punkt im Walde des Bergdorfes Dürrenäsch. Nahe dabei liegen zwei Felsen, die man des Teufels Roßstall nennt. Hier sieht man Geister spuken, hört Jäger schreien und Hunde bellen, die Herrschaft des versunkenen Schlosses geht auf der Bergmatte spazieren, oder sie fährt zweispännig in Kutschen über die Waldbäume. Von der Häbri her, einem Hochwalde, durch den der Pfad noch Boniswil an den Hallwiler See hinab geht, hören dann die Leute, die auf den Bergäckern sind, den Wirbelwind brüllen, als schreie eine Heerde Wucherstiere. Im Heuet stiegen dann die Heuschober hoch in alle Lüfte und das Tennenthor des nächsten Hauses ist in einem Nu aufgesprengt; dann sagt man: horch, die Geister im Fährstellloche, (einem Berge ob der untern Dorfzelge) brüllen am hellen Tage wieder wie Stiere! Der Jäger auf der Burghalde johlt, jöchelt und ruft den Hunden dazu in einem fort, daß man es schon öfters bis ins Dorf hinab hören konnte. (Lehrer Schaub in Dürrenäsch.)

Der scharfsinnige Erklärer solcher die ganze Mythenwelt durchdringenden Vorstellungen, Adalbert Kuhn, hat in seinen Westfäl. Sagen 1, S. 46. 292 ähnliche und neue Züge dazu gesammelt: Wenn der Darmsensee und der Baltische zufrieren, in denen ruchlose Menschen mit ihren Wohnstätten und Kirchen versunken sind, so wird das Gebrülle des fetten Klosterochsen und des Todtulken darunter vernommen; es entgeht ihnen die Luft zum Athemholen, und sie stoßen mit den Hörnern Spalten in die Eisrinde. Nur das Fürchterliche und Unterweltliche macht sich in diesen Naturmythen geltend: Der Stier des Unterweltlichen Minos, der Minotaurus in seinem Labyrinthe eingesperrt; und seltner, auch weniger verständlich, erscheint in unsrer Sage das Sinnbild der freundlichen Sommerwärme, z. B. das Mittagslamm, das Birrhardter Schaf. In Grimms Zeitsch. f. D. A. ist der sonnigschöne Elysier als für die deutsche Sage beibehalt nachgewiesen (Abth. XV.) und ebenso setzt das Märchen vom Bauern Einochs (Unibos) voraus, im Grunde der Gewässer seien schöne Heerden von Lämmern und Rindern. Nur hat sich dann das Natur-Märchen ins Lügenmärchen von den Schildaern verkehrt, und dieses macht es ebenso wie unser Volksaberglaube: es setzt an die Stelle der Gewitterthiere entweder wirkliche Stallthiere, oder es läßt über See und Gebirg nicht den brünstig schnaubenden Stier schwarzer Donnerwolken, sondern den verwünschten Stier verwünschter, Blitz-erschlagner Sennen hinstürmen. So schlägt auch unser Bauer gegen die Viehseuche einem Rinde seiner Heerde den Kopf ab und hängt ihn unters Dach; doch der schönere Brauch ist uns weniger erinnerlich, daß neben diesem Opfer der Angst auch die Dankbarkeit ein gleiches Opfer schlachtete für Sonnenschein, Sommerweide und glückliche Viehzucht. Und doch liegen die Abzeichen solcher Opfer uns geschichtlich noch so nahe; denn nach den der Gottheit dargebrachten Thieren waren einst die Hornhörner der Waldstätte

benannt: Der Stier von Uri, die Kuh von Unterwalden und das Kalb von Schwyz. Als die Stadt Zug 1478 ihre Oswaldskirche baute, ſteuerte ein Schwyzer aus Aegeri einen Ochſen an den Bau. Eine alte Pfalzkapelle bei Rötzenried in der bair. Oberpfalz heißt die Alte Kuh, und der wilde Jäger ſpukt daſelbſt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 128. Dies ſind dieſelben Sonnentiere, deren Häupter noch an den Steinbildern des Pelſener Kirchleins auf dem Farrensberge zu ſehen ſind; G. Meier in ſeinen Schwäb. Sag. S. 207 hat ſie beſchrieben, Wolf in den Beiträgen hat ihre Abbildung mit gegeben. Es ſind die dem Freyr, unſerem Fro, geweiht geweſenen Thiere, der ſich ſelbſt Goldtier nannte und um Regen und Sonnenſchein, um Landesfrieden und Fruchtbarkeit angefleht wurde. Blumen bekränzt, mit vergoldetem Gehörn, Spiegel dazwiſchen geſteckt und einen großgeſchriebenen Reimſpruch tragend, ſo durchziehen alljährlich um Oſtern die koloſſal aufgemäneten Oſtertiere noch unſre ſchweizeriſchen Ortſchaften. So hat der dem Gotte Fro geopferte gleichfalls ausgeſehen; dies lehrt unſere berühmte Sage von der Rothen Kuh, nebſt den Verſen über ſie, die in der Kalewala ſtehen, Geſang 10, Vers 311:

Golden ſtrahlen ihre Hörner,
An der Stirn der Pär vom Himmel,
Auf dem Kopf das Rad der Sonne.

---

2) Dorfkalb von Auenſtein.

Der Pfarrer von Auenſtein kam eines Abends mit ſeiner Frau vom Dorfe Ruppersweil her heimgegangen. Als er die Aare in der Fähre paſſiert hatte und den Kirchenrain zum Wohnhauſe hinanſtieg, erblickte er in dem Kohlfelde, das zu ſeinem Pfarrgarten gehörte, ein weißes Kalb, das ſich da das Kraut nicht übel ſchmecken ließ. Das Hündchen, das ihn begleitete, ſprang bellend in den Acker hinein, der Pfarrer in geringer Entfernung hinterher. In noch größeren Sätzen aber nahm das Kalb Reißaus, ſchwenkte um die Ecke der Scheune, die unfern dem Pfarrhauſe ſteht, und war hier mit einem Male ſpurlos verſchwunden. Früh am folgenden Morgen gieng der Pfarrer auf ſein Feld hinaus, ſah die Kohlblätter abgefreſſen umherliegen, fand ſeine eigne, ſo wie des Hündleins Fährte von geſtern wieder, wunderbarer Weiſe aber nicht die geringſte vom entſprungenen Kalbe. Als er ſein Befremden darüber einigen Leuten ſeiner Gemeinde äußerte, wollten dieſe einem ſolchen Geſpräche ausweichen und mit ihrer Meinung keineswegs herausrücken; erſt auf dringendere Fragen beichteten ſie mit Scheu und nur auf Verſchwiegenheit hin: dies, was er geſehen, ſei das Dorfkalb geweſen; wem es ſich zeige, dem ſtehe über kurz oder lang etwas Ungerades zu. Und richtig, bald darauf warf

der Pfarrer mit seinem Fuhrwerk um, stürzte mit dem Kopf gegen einen Stein und starb an den Folgen dieses Unfalls. (Erzählt vom Aare-Fergen in Mauenstein.)

---

3) Das Dorfthier von Umiken.

In den Nächten der heiligen Zeiten geht dasselbe von der Stadt Brugg durch die Dörfer Umiken und Villnachern und verschwindet rückkehrend in der Mitte von Umiken. Es ist ein gewesener Ammann, der seine Gemeinde um ein halbtausend Gulden betrogen hat. Als ein sechzigjähriger Mann von diesem Betrug vernahm und es dem Gerichte zu Brugg anzeigte, ließ dieses dem Ammann durch einen Beschwörer anwünschen, er solle eben so viele hundert Jahre, als er Gulden gestohlen, ruhelos wandeln müssen. Seit dem Tage seines Todes hat er diese Wanderung begonnen in den Gestalten von Katze, Hund, Kalb und Ochse. Zur Zeit des Vollmondes nemlich ist er so groß wie ein Ochse, im Neumond dagegen so klein wie ein junges Kätzchen, immer aber behält er seine großen feurigen Augen. Ganz getreu läuft er dann in recht stockfinstern Nächten dem Dorfwächter nach und bleibt nur so lange, bis dieser die Stunde gerufen hat, hinter ihm zurück. Es haucht und bläst diejenigen an, die sich vor ihm fürchten, sie bekommen dann einen aufgeschwollenen Kopf oder entzündete Augen; doch diejenigen, welche Flüche und Drohworte ausstoßen, kann es nicht schädigen. Es geht den Leuten in die Krautgärten, zerstampft Gemüse und Blumen und zerreißt die Zäune: beim Regen kommt es ihnen sogar bis an die Dachtraufe, verschwindet da aber. Namentlich pflegt es die Fabrikarbeiter zu verfolgen, welche spät Abends von Brugg und Windisch her aus den Spinnereien heim gehen müssen. (Aus dem Munde einer von dort gebürtigen Dienstmagd.)

---

4) Ochsenkopf zu Dottikon.

Großbauer hieß im Dorfe Dottikon ein überaus reicher Bauer, der seinen Hof auf dem sogenannten Hübel hatte, ein schönes Wohnhaus mit mehrfachen Scheunen und in einem herrlichen Gelände gelegen, dessen Ende man nicht einmal vom Hübel aus über-

blicken konnte. Sein Reichthum an Ochsen und Pferden war weit und breit im Munde der Leute, nicht minder aber auch seine Unbarmherzigkeit, mit der er die Armen durch Hunde von seinem Hofe weghetzen ließ und die Aeckerlein der minder begüterten Nachbarn nach und nach in seine Gutsgrenzen hereinzog. Zur Strafe hiefür kam endlich eine schwere Heimsuchung über ihn. Aus dem zunächst am Hügel hinziehenden tief eingeschnittenen Tobel stieg ein böser Geist herauf und raffte in den Stallungen des Reichen alles Vieh mit einem male hin. Der Bauer kaufte sich anderes, er riß die Stallungen nieder und führte sie an andern Punkten auf, immer erlitt er das gleiche Schicksal. Zornig über dieses Strafgericht floh er mit den Seinigen endlich ganz aus der Gegend und ist nachher nie wieder gesehen worden.

Die Leute in Dottikon haben das dem Bauern gefallene Vieh in den Tobel hinabgeworfen, derselbe heißt deswegen noch der Viehseuchetobel; die Plage des bösen Geistes aber haben sie in den Kopf eines frisch geschlachteten Ochsen hineingebannt. Dieser Ochsenschädel wird noch hergezeigt in einem hölzernen Gehäuse, das ein dortiger Bauer am Firstbalken seiner Scheune befestigt hat. Nach einer alten Satzung und zugleich um die Leute im Dorfe nicht in Angst zu setzen, dürfen diese Knochen nicht herunter genommen werden. (Seminarist J. Stutz.)

Aehnliches berichten neuere Sagensammlungen. Der Bauer zu Altenberge mußte, um einer Viehseuche zu wehren, der letzten noch übrigen Kuh den Kopf abschneiden, und ihn auf den Söller legen; als ihn da einmal der neue Knecht fand und durchs Fenster auf den Mist warf, brach am gleichen Tage die Seuche wieder aus. Wolf DMS. Nr. 222. Wenn auf einer Tiroler Alpe eine Viehseuche herrscht, so pflegt der Senne den Kopf des ersten krepirten Kalbes auf eine Stange zu stecken; dann bricht die Seuche in jener Gegend aus, wohin der Kopf schaut. Alpenburg, Tirol. Sag. S. 265. den gleichen Brauch citirt G. Gessners Thierbuch 137 aus Plinius, der in seiner Naturgeschichte gegen die Würmer im Krautfelde räth, mitten hinein auf einen Pfahl den Kopf eines Mutterpferdes zu hängen. Um die Saat vor dem Wild zu sichern, stecken die Leute vier Roßköpfe auf die vier Acker Enden. Joh. Colerus Oeconomia, 2. Theil lib. V, pag. 160. Im Glossar zu Reccorus Dithmarschen Chronik 2, 594 erwähnt Dahlmann den Brauch, zum Ueberschreiten seichter Wasserstellen statt der Schreitsteine Roßköpfe zu legen, woher man denn im Oldenburger Lande die wirklichen Schreitsteine Pferdeköppen nennt.

Bockskopf, Roßkopf, Großfüllen sind Häusernamen in der Stadt Zürich. D. Enterweister, Schweizer Hausssprüche 1869, 8. — Auf welchem Umwege Haupt und Hörner des an der Reuß erlegten sagenhaften Urstieres zum Wappen und zu den Harsthörnern des Unterlandes gemacht worden sind, dies ist

nachgewiesen in den Aargau Sag. 2, S. 16. Man wird nun mit Grund annehmen dürfen, daß die mancherlei Thierhäupter und Hörner, welche als Raritäten noch hie und da in Thorbogen, Kirchen und Rathhäusern hergezeigt werden, Ueberbleibsel und ältere, an den gleichen Orten einst aufbewahrt gewesener Schreckbilder. Das Horn, das über dem Portal der Alpirsbacher Klosterkirche seit alter Zeit hängt und allen Kindern von ihren Aeltern gezeigt wird, ist so alt wie die Kirche selbst. Sie stammen von dem Stier und der Kalbin, welche die ungeheuern Steinsäulen zum Bau herbeitrugen. Birlinger, Schwäb. Sag Nr. 242. C. Gesner (Thierbuch 127 b. und 129) hat solche zu seiner Zeit schon rätselhaft gewordene Antiquitäten noch gesehen und mit dem Auge des Naturforschers betrachtet: „Es werdend zuo Worms und Mentz, am Rheynstromen gelägen, große wilde Stierköpff, zwey mal grosser denn der heimschen, mit etwas gebliebnen stumpen der hornen, an gemeinen Rathshäusern der Statt angehefft gesehn vnd gezeiget, welche one zweifel von etlichen wilden Ochsen kommen sind. Eyn merklich groß lang horn wirt zuo Straßburg im Münster an ein ketten gehenkt als ein mirakel und wunder gezeigt. Die Länge des horns ist vier ellenbogen." — Der Dianentempel auf dem Aventinischen Berge hatte ursprünglich Römern und Sabinern zugleich gehört, war ein Bundestempel gewesen und sein Sinnbild war die Kuh. Ueber dieses eben genannte Idol berichtet nun die Sage so. Einem Sabiner, der eine Kuh von wunderbarer Schönheit besaß, hatten die Wahrsager verkündet, derjenige Staat werde die Oberherrschaft erlangen, dessen Bürger diese Kuh der Diana opfern. So brachte er jetzt das Thier zu dem Altar auf dem Aventinus. Aber der Tempelvorsteher wußte bereits um jenen Wahrsagerspruch und des Mannes Absicht; er gebot diesem daher, sich vorher in fließendem Wasser zu baden, weil er sonst unrein opfere. Während der Sabiner in der Tiber sich wusch, opferte der Priester die Kuh der Diana und sicherte damit Rom die Oberherrschaft. Ihre Hörner waren eine lange Reihe von Jahren an dem Tempeleingang angeheftet. Schwenk, Sinnbilder 259. — Pferdeköpfe waren es, welche die Germanen an die Bäume des Teutoburger Schlachtfeldes annagelten und die Göttin nachher dorten vorfand. Der Norden nannte derlei Schreckmittel die Neidstange; sie sollte mit dem an ihr ausgeschnitzten oder wirklich angeheftenen Haupte, gegen den annahenden Feind gewendet, den Neid, d. i. Fluch und Schaden bliden. Das bair. Kloster Thierhaupten hat daher Ursprung und Namen seit der Ungarnschlacht am Lechfeld. Ein ähnliches Neidbild war jene Katze gewesen, welche von den Obwaldnern auf einen Straßenpfahl der Bernischen Landesgrenze bei Meyringen aufgesteckt worden war, ein bernisches Zünftzapenstück im Rachen haltend. Aargau. Sag. II. 289. Die Berner Regierung fühlte den beabsichtigten Hohn tief, kündigte darüber sogar Krieg an und ließ hernach die Thäter aufs härtene abstrafen. — Noch kennt die Sage einen Vollakater (Wolf, Zschr. f. Myth. 2, 81), ein Thier, das mit ausgestreckter Zunge laut kreischend Zauberschaden anrichtet; in Norddeutschland nennt man eingesunkene Bergwerke, weil man sie für verwünscht hält, Vollakuilen (Kuhn Westfäl. Sag. 1, Nr. 159) und mit dem Vollekerl bedroht man im westfälischen Kirchensprengel Weilmar unfolgsame Kinder. Klemm, Alterthumskunde 302. Kuhn, Westfäl. Sagen 2, S. 16. Das Aussehen eines solchen Vollekerls läßt sich aus Alpenburgs Tirol. Sag. S. 300 errathen, wo der Hut der Weinberghüter und Ochsenhirten beschrieben ist. Er heißt Krapfen-

hut, iſt mit Eichhorn- und Fuchsſchwänzen überſteckt und an ſeinen ſpitzigen Ausläufern ſind ausgeſtopfte Dachsköpfe mit aufgeſperrtem Rachen angebracht, auch anderes Gethier, je wilder, deſto beſſer. In ſolcher ungeheuerlicher Geſtalt eines greulich dicken, angemäſteten Thieres wohnt der Leſius ſelbſt im Keller eines betrügeriſchen Gaſtwirths. Wolf, Heſſ. Sag. Nr. 229.

5) Der Schlachthäusi zu Bern.

Ein Metzger zu Bern hieß Henzi; weil er aber nicht wie ein Schlächter, ſondern wie ein Schinder mit den Thieren verfuhr, erhielt er den Namen Schlachthäusi (Henzi.) Sobald er ein Kalb erhandelt und es an den Strick genommen hatte, um es in die Stadt zu treiben, ſtach er ihm beide Augen aus; ſo nahm er dem armen Thiere das Vermögen, am Wege rechts und links zu laufen, und konnte es mühelofer heim bringen. Beim Metzgen ſchnitt er ihm die Ohren ab und zog ihm bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf, dann erſt machte er ihm ein Ende; denn er konnte die Haut von lebendig geſchundenen Thieren an abergläubiſche Leute theuer verkaufen. Man fand den Unmenſchen einmal todt in ſeinem Bette. Seitdem umläuft er alle Monate einmal in Geſtalt eines abſcheulich verſtümmelten Kalbes rings die Stadt und brüllt dabei auf eine ſchauderhafte Art, mit keinerlei Thierſtimme vergleichbar.

Im Aarganer Marktflecken Zurzach am Rhein läuft das Metzgthier aus ähnlichem Grunde in ungeheuerlicher Geſtalt um.

6) Das Aarauer Haldenthier.

Ein Metzger hat vor hundert Jahren in Aarau gelebt, der ſein Handwerk nicht recht hatte erlernen mögen und die Kälber nicht abſchlachtete, ſondern erbärmlich zu Tod marterte. Die Leute verabſcheuten ihn und kauften ihm nichts mehr ab. Er handelte hierauf mit Häuten, betrog die Bauern, prügelte ſeine Hunde, und verhöhnte die Armen. Zuletzt wurde er von einem Ochſen ſo gefährlich getroffen, daß er nach langen Schmerzen ſtarb. Von nun an aber mußte er in Geſtalt eines großen glasäugigen Metzgerhundes herumlaufen. Bei Nacht und Wetter machte er um alle Thürme und Mauern der Stadt die Runde. Bei Tage wohnte er im Katzengraben, einer Sackgaſſe an der Halde. So lange

dorten das Haldenthor noch stand, klopfte er alle Nächte dem Wächter ans kleine Einlaßthörlein. Dieser öffnete ihm auch regelmäßig, gieng aber dann vorsichtshalber jedesmal schnell ins Wachtstübchen zurück. Indessen passierte das Haldenthier, und der Mann schloß, wenn es sich entfernt hatte, wieder zu. — Dies dauerte bis 1798, da die Franzosen in die Stadt rückten. Diese haben alle Gespenster, deren es damals beinahe in jedem vierten Hause eines gab, verjagt oder nieder gemacht.

---

7) Das Dorfthier von Safenwil

hatte ungefähr die Größe eines Kalbes, einen langen, sehr gedrungenen Leib, kurze Beine und war schwarz von Farbe. Vom Kopfe bemerkte man wenig, doch hatte es glänzende tellergroße Augen. Man sah es vom sogenannten „Lindenrain" durch das Dorf Safenwil hinauf gehen bis zur Gasse, welche zu einem Sumpf führt, dort verschwand es in einem Baumgarten, in dem ein Speicher stand, der als Wohnort des Thieres angenommen wurde. Es soll nie Jemandem Schaden zugefügt haben. Einmal jedoch, da es auf seinem Wege am Mühlenbache von einem großen Haushund angefallen wurde, zerriß es denselben, daß man mit den Stücken am Morgen drauf eine weite Strecke bedeckt fand. (Seminarist Rudolf Scheuermann von Safenwil.)

---

8) Das Jonenthier

kommt nächtlicher Weile aus dem Kanton Zürich dem Jonenbache nach herauf gegangen ins Freienamt. Es hat Augen wie Teller, ist am Leibe blutrünstig und allenthalben offen, als ob es geschunden wäre, und schleppt eine Ochsenhaut hinter sich nach.

Der isländische Thorgeirs-Boli (Bullen) ist ein gespenstischer Stier, der einem im Fjnoskadaler wohnenden Bauerngeschlechte auf jede Weise bis heute Schaden anthut. Auch er schleppt seine abgeschundene Haut am Schwanze nach, ähnlich wie der Viehschelm unserer Schwäbisch-Baierischen Volkssage. Maurer, Isländ. Volkssage. S. 78. —

Thiere bei lebendigem Leibe aus der Haut zu schinden, scheint bei den Aelplern wirklich ein grausames Kunststück der Schlächterei gewesen zu sein, denn zu

häufig reden die Sagen davon. Auch heißt noch ein Wettſpiel tollkühner Sennenknaben das Bockſchinden. Ein Waghals hängt ſich mit den Knieen an den letzten Baumaſt feſt, der über die Klippe hinausragt, und läßt ſo den Körper rücklings über den Abgrund baumeln. Wer es am längſten aushält, wie ein geſchundener Bock an den Beinen in die Luft hinaus zu hängen, der hat die Wette gewonnen. In der nachfolgenden Erzählung geht Land und Stadt über einer ſolchen Mißhandlung des Thieres zu Grunde. Gleiches geſchieht zu Tirol in Reutſch und bei Tartſch, der Stier wird lebendig ausgeſchunden und mit Salz eingerieben; da verſinkt mit den Unmenſchen die ganze Gegend. Lingerle Tirol. SM. Nr. 150. 451. 747.

9) Untergang von Plurs.

Plurs, an der Maira oberhalb Gläven gelegen, war vor Zeiten ein ſo blühendes reiches Städtchen, daß man es ſammt ſeiner ſchönen Umgegend Belfort, Schönſtecken nannte; erſt ſeit es verſchüttet worden iſt, hat es den Namen Plurs, Ort des Weinens. Seine Bewohner hatten ſich des Seidenhandels nach Italien bemächtigt und betrieben neben dieſer reichen Erwerbsquelle auch noch den Bau auf edle Metalle. An der Bergſpitze des Rothhorns, oberhalb Churwalden, waren Silbergruben entdeckt worden von ſolcher Ergiebigkeit, daß Tag und Nacht der Zug der Maulthiere unterwegs war, die das Erz zur Schmelze trugen*). Sogar kleine Bäche fließenden Goldes ſoll es gegeben haben, an denen jeden Morgen und Abend eine Maßkanne des reinſten gefaßt werden konnte. Neben dieſem großen Reichthum hörte die Einfachheit des Aelplerlebens bald ganz auf, Hochmuth und gröbſte Hartherzigkeit machte ſich geltend, Alles was nicht Gold hatte und Gold einbrachte, das diente dem Volke nur zum Spotte. Man ſchämte ſich der Erinnerung, daß man von armen Bergſchäfern herſtamme, daß man noch ſeit Menſchengedenken in demſelben groben Wollenrock einhergegangen ſei, wie jeder andere Senne in den nächſten Alpenhütten auch. So ſtand es im Jahre 1618 in Plurs, als gerade eine Hochzeit mit niegeſehener Pracht gefeiert werden ſollte. Unter goldgeſtickten Baldachinen war man zur Kirche gegangen, auf Silbergeſchirr hatte man geſpeiſt, und jetzt ergieng man ſich nach der Tafel an dem Gelände der Maira, wo das Brautpaar durch eine unerwartete neue Feſtlichkeit überraſcht werden ſollte. Da hörte man auf der nächſten Wieſe ein Lämmchen kläglich nach der

*) Für die eine Familie Bertemate-Franchi allein arbeiteten 200 Knappen und trugen täglich 16 Maulthiere das Erz aus den Gruben über die Berge.

Alten blöcken, und dies Geschrei mißfiel den zarten Ohren der Braut. Kaum hatte sie sich darüber geäußert, so erboten sich die Begleiter, das Thier zum Schweigen zu bringen. Mit herzlosem Uebermuthe banden sie es an vier Pflöcken am Boden fest, um es lebendig aus dem Felle zu schinden. Die feine Gesellschaft hielt den Einfall sogar für witzig und schlau, ein verlaufenes Thier, das man auf eignem Gute hätte wegnehmen und todtschlagen können, seinem Herrn lebend, nur ohne Pelz wieder heim zu schicken. Endlich war der Frevel geschehen und dem Thiere die Haut abgezogen. Aber eine solche Grausamkeit gegen arme Thiere und arme Leute sollte nicht unbestraft bleiben, der übermüthige Ort war zum Untergange reif. Die zwei gegenüber liegenden Berge Simetta und Conto warfen plötzlich gräßliche Spalten, bodenlose Risse thaten sich auf, ringsum bebte und dröhnte es in Höhen und Tiefen, und beide Berge stürzten ihren Felsengipfel nieder. Nicht blos die Hochzeitsgesellschaft gieng zu Grunde, unter Donner und Nacht war die ganze Stadt verschlungen; bis über die Thurmspitze der Hauptkirche hinaus liegt heute noch der Bergschutt. So liegen sie alle begraben die Paläste und Landhäuser der Reichen, die Waarenballen voll Gold und Seide, sammt ihren verwilderten Bewohnern; die zahllosen Felsstücke des Simetta sind ihr Grabstein. An jenem Tage, da der Ort unterging, wurde mancher Saumthiertreiber oder Fuhrmann in der Schweiz plötzlich ein reicher Mann; denn heute waren die Seidenballen und Frachtgüter der Plurser unterwegs herrenlos geworden und blieben in seiner Hand. Ein solcher ließ sich bald darauf zu Basel einen Garten mit Einfahrt und Portal anlegen und setzte die Inschrift drauf: An Gottes Segen ist alles gelegen. Ein Packknecht aber aus dem dortigen Mauthhause wußte wohl, wie dieser Segen gekommen war, und schrieb darunter:

Du hättest wenig Segen,
Wenn Plurs nicht wär' erlegen.

Ueber den Untergang von Plurs, der am 4. Sept. 1618 erfolgte, hat man umständliche gleichzeitige Nachrichten. Der Pfarrer Barthol. Anhorn meldet in seiner Schrift, Zornzeichen Gottes (Basel 1645, 8°), es seien am Tage vor jenem Bergsturze zu Plurs alle Bienen aus ihren Bienenkörben weggeflogen. Es wurden 2430 Menschen zusammen verschüttet, auch das Dorf Bilano gieng mit zu Grunde, nur 12 Erwachsene und 3 Kinder entgiengen von Allen dem Tode. Der Schutt des herabgestürzten Berges Conto liegt an vielen Orten über sechzig Fuß hoch, schon wächst ein großer Kastanienwald drüber hin. Die Gier der Leute, welche von dem hier mitverschütteten liegen-

den Geldschätzen fabeln, hat bis zur Stunde nicht nachgelassen, in der Verwüstung herum zu graben. Man schlug anfangs bergmännische Gänge in den Schutt und hatte eine Kirchenglocke herausgebracht, die jetzt in dem Thurme von Presto hängt. Das große Ziel war, auf den Platz der Pfarrkirche vorzudringen, die so reich gewesen sein soll an Gold und Silbergefäßen und an Edelsteinzierden. Allein die in ihrem Laufe gestörte Maira nahm sich den ganzen Schuttkegel zum Flußbette, ihr Wasser hat den lockern Boden längst durchwühlt und also auf dem Grunde auch die Trümmer der Kirche erreicht. Als im Winter 1858 das Mairabette trocken lag, grub man eine wohlklingende Glocke heraus, mit der Jahrzahl 1597. Jetzt eben im Winter 1861 heißt es, man sei daselbst auf einen Keller gestoßen mit 30 Fässern; alles schwelgt schon in der Erwartung, sie würden noch gefüllt sein mit herrlichen alten Veltliner-wein, der zum wenigsten vom Jahrgange 1617 sein müßte. Aeltere und neuere Berichte über diese Begebenheit finden sich bei Bridel, Kleine Fußreisen durch die Schweiz 1797. I, 221. — Leonhardi, Bündner-Vierteljahrsschrift 1849, I. — Röder, der Kanton Graubünden I. 47, 265.

10) Dorfhund in Muri.

Muri-Langdorf zerfällt in Ober-, Mittel- und Unterdorf; an der Grenze der zwei letztgenannten Dorftheile trifft man im Spätherbst bei andrechender Nacht einen schwarzen Hund. Man erkennt ihn an seinem einen Auge mitten auf der Stirne. Man sieht ihn da über den Weg springen, der nach der Pfarrkirche geht, drei bis viermal um ein dortstehendes Haus laufen und dann in einem Rinderstall verschwinden. Ein kaltblütiger Knecht versuchte ihn hier heraus zu jagen, brachte es aber in keiner Art zu Stande; als er zuletzt die Geduld verlor und in Verwünschungen ausbrach, verschwand der Hund von selber.

Auch noch an andern Orten des Dorfes läßt er sich blicken. An der Landstraße, die zum Kloster führt, fließt eine Strecke weit der Bach hin, der dorten zwei nahe bei einander liegende gewölbte Brücken hat. Neben der einen steht die Steinsäule des hl. Johannes, sie bezeichnet die Ackerscheide der Gemeinden von Muri-Langdorf und Muri-Egg. Unter dieser Brücke liegt der Dorfhund Nachts beim Mondenschein, wer ihn erblickt, wird mit einem geschwollenen Kopf heimgeschickt. Im nahe gelegenen Riedgraben, sowie zunächst der Kirche in demjenigen Acker, welcher Rebe genannt wird, will man ihn früher gleichfalls gesehen haben; jetzt hingegen haust er nur noch im Dorfe selbst. (Mit Leonz Frey v. Muri.)

11) Der Krümmlihund

gilt im Siggenthalerdorfe Obernußbaumen. In der Viehgasse stellert sich Nachts den Leuten ein Thier mit leuchtenden Rollaugen entgegen, wegen seiner Wälzungen und Verkrümmungen der Krümmlihund geheißen. (Fürsprech Maner in Baden, und F. J. Keller in Unter-Siggingen.)

Er war hier Schaffner gewesen und hatte den Zehnten für das Stift S. Blasien einzutreiben. Seinen schlimm erworbenen Gewinnst vergrub er im Hudacker. Die hier zunächst Wohnenden erblicken ihn als einen Mann in Kurzhosen, die mit zwei Reihen großer Knöpfe besetzt sind, aber auch als Füllen als Schwein und Hund, seine vergrabenen Schätze hütend.

12) Trostburger Schloßhund.

In der Schloßruine von Trostburg zeigt sich mit jedem Neumond ein schwarzer Hund und ein Metzger. Großes Getöse und Geschrei begleitet sie. Sie gehen aus der Ruine bis in den Pisang, einer eingegangenen Hofstätte. Dieser Metzger soll Nachts zwei Brüder angefallen haben und sein Hund habe ihnen die Eingeweide aus dem Leibe gerissen.

13) Der Landhund.

Der Fritzefrieder von Gelterkinden in Baselland war ein ebenso reicher als neidischer Mann, und wie er mit den Nachbarn stets in Unfrieden lebte, so fehlte es auch daheim nicht an Zank und Streit. Der Sohn, den er schon oft zum Teufel gewünscht hatte, entlief endlich nach Solothurn, und ließ sich dorten für den italienischen Krieg anwerben. Erst nach sieben Jahren benachrichtigte er den Vater einmal von seinem Schicksale und erbat sich ein Reisegeld zur Rückkehr. Statt dessen erhielt er einen halben Batzen in einem Briefe geschickt; in dem nichts als die Worte standen: „Kauf dir dafür einen Strick!" So wünsch ich dir doch, rief der entrüstete Soldat aus, daß du ewig als neidiger Hund herumlaufen müßtest! Der Sohn verlor sich, aber sein Fluch gieng in Erfüllung. Ein großer Zottelhund mit tiefglänzenden Augen läßt sich seitdem im Dorfe Gelterkinden zur Nacht-

zeit sehen. Thut man ihm nichts zu Leide und geht man ihm aus dem Wege, so bleibt er ruhig, denn er liegt gewöhnlich mitten in Gassen und Straßen. (Stud. med. Gysi v. Lichtal.)

Die Sage ist in dieser bürgerlichen Wendung aus der sprichwörtl. Phrase entstanden, der Strick gehört zum Hund. In Goldsmiths Versuchen, (Grüer) ist vom Armen Tick die Rede, zu dem der sterbende Vater, nachdem die Erbtheilung unter die übrigen Brüder beendigt ist, sich also wendet: „Was euch betrifft, so warst du immer ein armer Hund, du wirst nie zu etwas kommen. Ich will dir einen Schilling hinterlassen, kauf dir dafür den Strick!"

14) Mooshund in Attelwil.

Ein Theil des Dörfleins Attelwil, Bezirks Zofingen, heißt das Moos-Ester. Hier hörte man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Mooswey das Mooshündli lautbellend auf und abspringen. Männern, die Abends ihre Rosse von der Mooswelde heimführten, geschah es dann, daß sie nichts als die bloße Pferdehalfter mehr in der Hand hatten und das Roß verschwunden war. An denselben Abenden sah man auch das Haus auf dem dortigen Dönniplatz, das von zwei Weibspersonen bewohnt war, im hellen Feuer stehen, ohne daß es brannte. (J. Eichenberger, Lehrer in Attelwil.)

15) Der begrabene Hund zu Seon.

In der alten Mühle zu Seon wohnte im vorigen Jahrhundert ein Junker, welcher sich bei den Leuten in der Umgegend dadurch sehr verhaßt machte, daß er sie zwang, ihr Getreide alles auf seiner Mühle mahlen zu lassen. Er hatte einen Hund, den er über Alles liebte, und als ihm das Thier starb, ließ er ihm einen Sarg machen und in seinem Garten das Grab graben. Den folgenden Tag, als es im Kirchthurme Mittag läutete, zog der Junker den Leidmantel an, den man beim Begräbnisse von Blutsverwandten trägt, und schritt hinter dem Sarge drein, den zwei Knechte auf einer Bahre trugen. Auf das Grab wurde eine Trauerweide gepflanzt, und lange noch sah man den Junker und sein Gesinde Trauerkleider tragen. Seitdem er selbst gestorben ist, hat sein Geist keine Ruhe finden können; man sieht ihn zu gewissen Zeiten im Trauergewande hinter seinen Knechten bis zum

Grabe des Hundes schreiten und dann wieder in die Mühle zurückgehen. Als man vor etlichen Jahren an jener angeblichen Stelle im Wieslande des Müllers nachgrub, ist man wirklich auf ein Grab gestoßen, in welchem sich ein sehr großes und ziemlich erhaltenes Menschengerippe vorfand. (Seminarist J. K. Suter v. Leon.)

16) Das Schopfthier.

Ein altes großes Strohhaus in Mörikon, das einen nicht minder geräumigen Schopf zum Anbau hat, gilt für die Wohnung des geipenstischen Schopfthieres. An der Stelle dieses Anbaues soll vormals ein reicher Geizhals seinen Stall mit einer großen Heerde Vieh gehabt haben. Weil er es aber grausam schlug, anstatt es zu füttern, kam er nach seinem Tode selber als ein Thier wieder auf die Welt und muß nun nachts den Leuten nachspringen oder ihr Stallvieh in Unruhe setzen. — Das Schopfthier ist schneeweiß, riesenhoch und straßenbreit, es gleicht etwa dem Kamel oder Elephanten der Bauernmaskeraden. Da reitet man sich nämlich zu Viert auf den Schultern und marschiert in Distanz der Straßenbreite unter Leintüchern verhüllt einher, die von den Reitern innen an Querstangen emporgehalten und bis auf den Boden nachgeschleppt werden.

17) Feurige Geiß.

Auf der Kreuzweide oder Kreuzmatt beim Dorfe Muri läßt sich in den Wäffermatten nebst manchem feurigen Manne besonders eine feurige Ziege sehen. Sie läuft bei Nacht dem Vorbeigehenden viele Schritte nach, ohne alle schlimmen Folgen für ihn.

Im Dorfe Oberhofen, seeaufwärts am linken Ufer des Thunersees gelegen, ist das Dorfthier eine riesengroße Zottelgeiß, an welcher ihr junges Zicklein fortwährend im Laufe emporspringt. Sie ist schneeweiß und schleppt ihre wallenden Zottelhaare am Boden nach. Als ich noch ein Nachtbube war — erzählt ein Greis aus jenem Dorfe — gieng ich mit meinen Gespanen einmal Nachts auf die Lauer. Und wirklich sahen mehrere von uns, als eben der Mond durch die Wolken brach — die ungeheure Ge-

ſtatt dieſer Geiß wie einen Schneeberg querüber ſich durchs Thal ſchieben.

---

18) Der Dorfhund zu Reßelnbach

hat die Größe eines Kalbes, kurze Beine, ſehr langen Schweif und tellerförmige, feuerſprühende Augen. Er ließ ſich noch vor zehn Jahren alle vierzehn Tage in dem Holzſcheppen eines reichen Bauern ſehen. Letzterer war durch das Gerede, das hierüber entſtand, äußerſt aufgebracht und lauerte mit einer eiſernen Gabel bewaffnet dem Thiere ganze Nächte lang auf, auch ſoll er, um ſich Muth zu machen, manchen Schoppen Schnaps dabei verbraucht haben. Von da an pflegte der Hund ſich in einem andern Loche nieder zu laſſen, das Viele ganz genau kennen wollen. (Seminariſt J. A. Enderli.)

---

19) Dorfhund zu Reitnau.

Die drei Dorfgaſſen von Reitnau bilden ein Dreieck, in deſſen rechtem Winkel ein Haus ſteht, worin der Dorfhund wohnt. An ſolchen Tagen und Zeiten, die durch die Kalenderregel als wetterkündende bekannt ſind, z. B. um Weihnachten, ſpringt der zottige und kalbsgroße Hund mit hängendem Schweife aus dieſem Hauſe, im ſogenannten Krätzergäßli gegen ein benachbartes Haus zu und verſchwindet dorten in der Höhle des Raines, auf dem das Haus ſteht. Noch eine Viertelſtunde weiter entfernt auf dem Flurplatze, welcher der Kahlofen heißt, läßt er ſich gleichfalls ſehen. Wer ihn erblickt, bekommt einen geſchwollenen Kopf und wird bettlägerig. (H. Hauri v. Reitnau.)

---

20) Dorfhund zu Magden (Frickthal).

Vom Dorfbrunnen, welcher Schwefelbrunnen heißt, lief früher das Obwaſſer einen Straßengraben hinab in den Dorfbach, welcher von Winterſingen kommt. Dieſer offene Graben mit ſchwarzſchlammigem Waſſer, hieß das Roßbächli, nunmehr iſt es eingedohlt. Hier zeigte ſich ſonſt an Frohnfaſtentagen ein ſchwarzer Hund, der Nachts den Leuten nachlief, zur Größe eines Kalbes anſchwoll,

und Jeden, der ihn von sich jagen wollte, mit Kopf- und Halsgeschwulst schlug. Gegen ein solches Uebel halfen nur kirchlich geweihte Kräuter. (Kürsprech P. Stähle von Magden.)

21) Sägehund und Bornhund bei Aarburg.

Der Bornhund, ein schwarzer Hund mit Halsband, heißt Burro, er geht beim Wechsel der Witterung von den obern Felsen des Bornbergs herunter an die Aare. Man hört behaupten, er sei geflügelt und fliege vom Bornberge am linken Aarufer hinüber auf die beiden Wartburgen am rechten. Er gilt als Wetterprophete und Todesbote. Ein Theil der Vorstadt Aarburg, am Fuße der Festung hin gelegen, wird nach einem dortigen Sägewerk die Sage genannt. Auch hier läuft Nachts ein schwarzer Pudel umher, der Sagehund. In der Neujahrsnacht aber dehnt er seine Wanderungen weiter aus und besucht mit einem Namensbüchlein (altes Abc-büchlein) im Maul, alle Gegenden rings um's Städtchen. Es soll der Geist eines Mannes sein, der vor vielen Jahren als Aufseher dortiger Baumwollenspinnereien im Rufe eines unredlichen Verwalters verstorben ist. Da er die Fabrikuhren zu richten hatte und die Maschinen, so sagt man, alle diese seien bei seinem Tode still gestanden, und der große Wendelbaum sei unter schrecklichem Krachen zersprungen. (Arnold Riggli v. Aarburg.)

22) Das Schaf im Birrhard.

Obenher am Dorfe Hausen, wo sich auf der Straße von Brugg nach Lenzburg der Seitenweg nach Lupfig zieht, steht ein alter Wegweiser, die Stud genannt. Dort fand der Viehdoctor aus Mäggenwil auf der Heimkehr ein im Felde umirrendes Schaf. Indem er es aus der Ferne mit Erdschollen warf und damit vor sich hertrieb, verwunderte er sich über den sonderbaren Ton, den es gab, so oft eine Scholle das Thier traf. Aber im Birrhardholze war das Schaf mit einem Male verschwunden.

Ein wenig weiter aufwärts von jenem Wegweiser, wo der Fahrweg von Müllinen nach Birr die Brugger-Lenzburger Straße kreuzt, begegnete einem Schneider ein Unfall. Derselbe hatte in Müllinen gearbeitet und war auf dem Heimwege nach Birr. Hier

zur Stelle sah er einen Mann stehen, der ihn zu erwarten schien. Da er wegen seiner vielfachen Kundschaft im Dorfe viele Neider hatte, so vermuthete er hier auch einen solchen und nahm sein Ellenmaß fester zur Hand. Näher gekommen wünscht er guten Abend, zweimal, dreimal; jener Mann schweigt. Wart, ich will dich grüßen lehren, schrie der Schneider, und ganz gegen seine sonstige Art, schwang er den Ellenstab und hieb auf den Kerl los. Allein er traf sich selbst sehr schwer ins rechte Knie. Im gleichen Augenblick sprühte die Gestalt Jener, fuhr zischend die Straße dahin und verschwand an jener Stelle, wo das Schaf im Birrhardholze verschwunden war. Der Schneider schwoll am Knie und unter der Achselhöhle am rechten Arm, mit dem er den Schlag geführt hatte, so heftig und so geschwind an, daß man ihm daheim den Aermel aufschneiden mußte.

23) Das Nachmittaglamm im Tobelhölzli.

In der Gemeinde Ober-Ziggenthal liegt zwischen den Ortschaften Obernußbaumen, Kirchdorf und Tronberg eine Waldung, das Tobelhölzli genannt. Ein Bach fließt durch den östlichen Theil, wo Wiesen und Mattland ist. Hier graset das Nachmittaglamm, das sich Vorübergehenden gerne nähert und sie anblökt; nur ist es verboten, selbst nach dem Thiere zu gehen und es anzulangen, es entweicht in diesem Falle. (Fürsprech Mayer in Baden.)

24) Dorfthiere in Birr am Birrfelde.

Aus einer Scheune im Oberdorfe zu Birr geht Nachts ein schwarzer Hund hervor und verschwindet im Keller des nächsten Hauses, während aus diesem Keller dann gleichzeitig ein schwarzes Schwein herauskommt. Wer dies erblicken muß, bekommt einen geschwollenen Kopf.

Im dortigen Wirthshause zum Bären haust ein Roß, das mit glühenden Eisen beschlagen ist. Wenn es um Mitternacht umher rennt, sprühen seine Nüstern und Hufe Feuer.

25) Das Dorfthier von Ober-Entfelden.

Dasselbe wohnt in den dortigen Brunnmatten, läuft bis zur Waldung, kehrt dann von der Landstraße wieder ins Dorf um und verschwindet neben der Kirche am Kirchhofe. Schon manchmal hat man seine Fußtapfen im Schnee abgespürt gesehen. Seine letzte Erscheinung hatten zwei Brüder zu bestehen. Um der krankliegenden Mutter noch etwas zu holen, mußten sie von ihrem Hause, am Holze gelegen, spät Nachts nach Köllikon gehen. Die sogenannten Nachtbuben dieses Dorfes gelten als sehr händelsüchtig, um also gegen derartige Anfälle gerüstet zu sein, zogen die beiden ein paar tüchtige Knüttel aus einem Haufen Reiswellen aus, welcher neben ihrem Wege auf der Matte lag. Aber diese unförmliche Holzmasse fieng an Gestalt zu bekommen, regte und bewegte sich unter ihren Händen und drohte über sie herein zu sinken. Zugleich begann ein dumpfes Schnauben, zwei Augen bildeten sich kugelrund, wie blanke zinnerne Teller, und leuchteten ihnen aus dem Dunkel entgegen. Das Dorfthier wars. Jetzt galt's zu entspringen. Ueber Gräben und Zäune eilten die zwei zurück zu ihrem ziemlich entfernten Wohnhause. Hier aber war die Hausthüre schon verschlossen. Der Verfolger ließ ihnen keine Zeit, sie mußten sich daher auf die Holzbeige flüchten, welche neben am Fenster unter das Vordach hinauf geschichtet ist. Die ganze lange Nacht hielt sie hier das Dorfthier belagert, und so oft sie es wagten, wieder aufzublicken, begegneten sie den fürchterlich heraufstarrenden Feueraugen. Der eine Bruder ist an den Aengsten dieser Nacht gestorben. (Haberstich v. Entfelden.)

---

26) Der Schößlibauer zu Sulz.

Eine Anhöhe am südwestlichen Ende des Dörfchens Sulz im Fricktale am aargauer Rheinufer heißt das Schlößli. Hier wohnte vor langen Zeiten der Schlößlibauer, ein berühmter Zauberer und Bannet. Er hinterließ keine Kinder, daher blieb sein Haus nach seinem Tode lange unbewohnt. Die Erben rissen es nieder und bauten ein neues an die Stelle, das gleichfalls das Schlößli genannt wird. Der alte Schlößlibauer war allen seinen Gegnern gewachsen. Wenn ihm die Burschen von Obersulz seine Kirsch-

bäume erkletterten und leerten, sprach er nur eine Formel, und jene mußten zweimal vierundzwanzig Stunden droben auf dem Aste bleiben. Oder er stahl ihnen zur Strafe das Übrige, Milch und Butter aus dem Hause, dem Jäger das Wild aus dem Walde, und brauchte dazu nichts Anderes zu thun, als daß er daheim sein Zauberrad umdrehte. Einst im Winter, da er Nachts über die kleine Brücke bei der Mühle von Obersulz von der Jagd heimging, entglitt er auf dem Eise und wurde am andern Morgen sammt seinem Stück Wild todt am Bache gefunden. Seit dieser Zeit steigt er als Roß den Mühlbach hinunter, durchschreitet den Graben längs der Straße und geht bis zu einem Kreuze, das zwischen Sulz und Obersulz steht. (Stänble v. Sulz.)

27) Der Roßbeiri

hat auf dem sogenannten Siggenberg gegenüber dem Weißberge, gehaust. In jeder Nacht führte er da Holz und Steine von seiner Berghöhe in die Dörfer Würenlingen, Endingen und Siggingen hinunter. Seine Bespannung waren vier weiße Rosse, und zwei weiße große Pudelhunde liefen neben dem Wagen. Seine Stimme war ein fürchterliches Fuhrmannsfluchen, ein grausames Antreiben und Anhetzen der Pferde, dazwischen ein so langgedehntes Wehegeschrei, daß die Vögel im Walde darüber aufflatterten und alle Leute, die zwischen dem Thurgi und Würenlingen auf dem Wege waren, erschreckt ein Obdach suchten. Obgleich er schon seit manchem Jahrhundert todt ist, läßt er sich auch jetzt noch hören, Steine führend, Peitschen knallend und Flüche ausstoßend. Am höchsten ist dieser Nachtlärm am sg. Geisterstein, einem unförmlichen Felsblock am starkbetriebenen Feldwege am Siggenberg. Alle bösen Geister der Umgegend versammelten sich hier zu bestimmten Zeiten, hielten die Vorübergehenden an und fragten sie um Neuigkeiten aus. Wollte sich einer nicht fügen, ihnen vorzuerzählen, so wurde er mit fort in den Wald genommen, und so sind ehemals viele Leute aus der Welt gekommen. (Seminarist K. Birchmeier v. Würenlingen.)

Entsprechende Beinamen sind: die Mähren, ein Berg in den Berneralpen. Vieux cheval blanc, Walliser Berg als Grenze gegen die Savoyeralpen. Weißroß, ein Höhenpunkt des Reitenbergs bei Pfäffikon, südöstlich von der Teufelfluhe, es finden sich droben Spuren einer Burg.

28) Das Hoggeberi zu Kulm.

Walterisholz, eine Anhöhe bei Kulm, soll früher der Standort einer Kapelle gewesen sein; dieselbe wurde erbaut durch ein krummgebornes Mädchen, die wegen ihres ragenden Höckers den Namen „Hoggeberi" bekam. Sie trug die Bausteine alle selbst den Hügel hinauf und starb über der Anstrengung. Da somit das von ihr geleistete Gelübde nicht erfüllt war, so muß sie nun als Spukgestalt die Arbeit fortsetzen. Man hört sie Steine schieben und schleppen, darüber ächzen und stöhnen. Dann werden ihr die hinaufgetragenen Steine wieder über den Abhang hinabgekollert. (Vgl. Der Hangberi, Aargauer Sag. II. S. 36.)

29) Das Derkenthier.

Wenn man von Frick her durch das Fraathal zu dem Benken hinauf geht, einem älteren Bergpasse nach Aarau, während der neuere die Staffelegg ist, so stellt sich drunten im ziemlich breiten Thale zuerst der sogenannte Altenberg entgegen, dessen Eichen erst in diesen Jahren zu Eisenbahnschwellen ausgehauen worden sind. Der Berg theilt das Thal in zwei kleinere Hälften. Das zur rechten, in welchem die beiden Dörfer Wittnau und Kienberg liegen, wird von einem Quellbache, der Sissel, durchflossen, der von dem Passe der Schafmatt herabkommt. Das andere Thälchen links geht enge zwischen waldigen Höhen hinauf über Wölflinswil und Oberhofen zum Benken, wo eine andere Quelle der Sissel entspringt und bald zu dem beträchtlichen Derkenbache wird. So weit dieser hinabfließt, bis zu seiner Einmündung in den Wittnauer Bach, haust an und in ihm das Derkenbier, der Geist eines schwedischen Soldaten aus dem dreißigjährigen Kriege. An der Stelle, wo ihn die Bauern erschlugen, steht noch ein niederes moosbedecktes Steinkreuz am Straßenrande im Acker, das der Pflug schon halb schief gelegt hat. Ein paar hundert Schritte linksab vom Bache hat der Geist seine Wohnung. Hier ist eine Höhle, in die noch vor wenig Jahren eine Steintreppe hinabgeführt haben soll; auch lag bis auf die letzten vier Jahre hier vor dem Eingange ein Nagelfluhblock von der Größe eines Heuwagens, nun hat ihn der Besitzer der anstoßenden Wiese gesprengt. Auf diesem Block

stand das Oerkenthier, wenn die Wittnauer in der Kreuzwoche die Kirche von Wölflinswil besuchten, und ließ es dann den Ruf Hop hop! hören, so hatte man sicher kein günstiges Frühlingswetter zu erwarten. Dasselbe that es auf seinem andern Standpunkte, einer Halde am Altenberge. Da rief es aus der Waldung den Wittnauer Burschen zu, die Nachts vom Wölflinswiler Kirchweihtanz heimgiengen: antworteten sie dann mit dem gleichen Rufe in der Meinung, es möchten ihre vorausgeeilten Kameraden sein, so kamen sie gewiß nicht anders als mit geschwollenen Köpfen heim. Das Oerkenthier erscheint in der Gestalt eines riesigen Wildenmannes, aber auch als Ochse, als Zottelhund und Dachs. So hat es ein Bauer noch vor etwa siebenzig Jahren kennen gelernt. Damals war das Fricktal noch österreichisch, und seine Verkehrsmittel an Straßen, Posten und Boten mochten beinahe noch in urweltlichem Zustande sein. Kam einmal ein Brief ins Dorf zur Weiterbeförderung, so gab es da keinen bestellten Briefboten, sondern die Hofbauern mußten der Reihe nach das Schreiben ins Nachbardorf tragen, und dorten begann dann abermals die Frage, wer von da weg den Fetzen Papier weiter zu liefern habe. So kam eines Abends ein Brief ins Dorf Wittnau, der noch nach Wölflinswil hinauf gebracht werden sollte, und derjenige der Bauern, an welchem diesmal die Reihe war, machte sich damit auf den Weg. Für jeden Nothfall nahm er den Waldhammer mit, der jedem in Gemeindegeschäften über Land Gehenden vom Ammann zur Verfügung gestellt wurde. Schon im Hinwege hatte der Bauer längs des Oerken ein schwarzes Thier bemerkt, als er den Rückmarsch machte, sprang dasselbe am gleichen Orte wieder über die Straße hart an ihm vorbei. Der Bauer hieb muthig mit dem Beile darnach und es blieb auf der Stelle liegen. Bei näherer Betrachtung war es ein fetter Dachs, den er sogleich in die Rocktasche steckte und heimwärts trug. Aber die Last machte sich ganz unerträglich schwer, schweißtriefend kam der Mann damit an sein Haus. Hier mit einem Male war er von dem Gefühle seiner Ueberlast frei und da er drinnen den Dachs aus der Tasche ziehen wollte, war sie leer. Jetzt da ihm der Gedanke an das Oerkenthier mit einemmale aufstieg, wurde sein Entsetzen darüber so groß, daß er nach kurzer Zeit starb.

Seit jener Begebenheit spotten die Nachbarorte über die Wittnauer und deren große Rocktaschen; letztere, heißt es, seien so groß, daß man in der rechten den Waldhammer und die Maß-

flasche, in der linken aber den Laib Brod ohne viel Aufsehen mit tragen könne. Dieser eigenthümlich zugeschnittene Frack aus blauem Leinzeug mit den großen Taschen ist nun der neuen Mode gewichen; jedoch nur deshalb, behauptet der Nachbarwitz, weil die Wittnauer ihr altes Rockmaß, das in der Gemeindelade aufbewahrt worden sei, sammt dieser Lade selbst in der französischen Revolutionszeit 1799 verloren hätten. (Studer von Wittnau.)

Das Oerkenthier wird in Gestalt eines fetten Dachses gelesen und in die Rocktasche gesteckt. Ebendasselbe thut der Bauer im Havellande, aber das Wilde Heer ruft ihm warnend nach, er habe dessen einäugige Sau eingesteckt. Kuhn, Märk. Sag. Nr. 136. Die Frau Harke (Holde) am Harkenberge hielt sich solche Dachse als ihre Schweinheerde; sie saß auf einem Granitblock im dortigen Harkengrunde und sieh ihr Wasser, so oft sie erzürnt wurde, so daß zu jeder Zeit, mag es auch noch so lange nicht geregnet haben, Wasser in diesem Steine steht. Kuhn, Nordd. Sag. 126. Sichtbar sind die gleichen Zuthaten von der nordd. Erzählung auf die Göttin Huld bezogen; in unserer Mittheilung ist dies anders; der Ochse und Wildemann, unter deren Gewalt das Oerkenthier zugleich auftritt, der losbrechende Wildbach, sodann der Waldhammer, dessen es hier gegen jede Gefahr bedarf, schließlich auch die mit ihrem spielende Anekdote über die erstaunlichen Quantitäten von Wein und Brod, die consumirt werden, dies sind eben so viele Punkte, aus denen sich ein Donarcultus verräth.

Oerken, der Bach auf dem Benken bei Oberhofen entspringend und in den Wittnauerbach mündend, sodann der daran wohnende Berggeist, das Oerkenthier, welches als Wildermann, als Schwedensoldat, als Ochse, als Zottelhund und fetter Walddachs erscheint, geben beide zu einer weit reichenden Namenserklärung Anlaß. Der menschenfreundliche Waldgeist, der sich gleichfalls an Wildwassern zu schaffen macht, heißt in Tirol der Orko. Vintlers Gedicht, Blume der Tugend, geschrieben ums Jahr 1411, hält ihn zusammen mit dem Schrättel- und Elbelgeiste:

so sagt auch manniger ze tewte,
er hab den orcken vnd elben gesechen.

Als einen neckischen Witterungsgeist schildert den Ork Staffler, Tirol und Vorarlberg 1847. 2, 295; da wächst ein im Wege liegendes, winzig zusammengefugeltes Ding, zum Rosse an, stets in sein Verschwinden von einem entsetzlichen Gestank begleitet. Das Ennebergische Sprichwort sagt davon: el tuffa acheoro l'Orco, das italienische: egli spuzza piccome l'Orco, er stinkt wie der Ork. Der Name geht durch die romanischen Sprachen auf das altrömische zurück. Die Wiederfrau im Neapolitanischen Volksmärchen (Basile, Pentamerone ed. Liebrecht 1, S. XI) ist die Orca, der Menschenfresser im französ. Märchen ist Ogre, seine Frau die Ogresse. Auf das Wort Orca, Galgen, antwortet das neapolitan. Wortspiel orca, Hexe. Liebrecht, im Pentamerone 2, 249. Sie weisen auf die alles verschlingende Schattenwelt: Orcus emrienus bei Grimm, Myth. 791. 951. Der Name des Erstthal. Oerkenbaches wiederholt sich in dem fast ganz vergessenen Namen der unweit gelegenen Burgruine

Uergiß, bei dem Bergdörflein Rép. Nach den zwei rhätischen Dörfern Ladis und Ilies am Tiroler Arlberge werden zwei Waldwasser dorten, die aus unbewohnten Hochthälern herkommen, die Ladiser Urg und die Iliser Urg zubenannt. Auch ein Urgitt liegt benachbart. Stalder, Rhät. Ethnologie S. 112. Wahrscheinlich steht zu diesem Urg schon der Name Oergelacker, eine Häusergruppe bei Uetikon am Zürichsee (Meyer, Zürich. Orton. Nr. 556) in Beziehung; denn der schwedische Waldgeist heißt Nörk, der Vorarlbergische menschenfeindliche Gebirgszwerg heißt Nörggel, und wie beide an den unterwühlenden Waldbächen wohnen, so nennt unser Alem. Mundart auch das wühlende Schwein (in der Sage vom Oerkenthier auch den einbauenden Dachs) das Nörggli (Stalder 2. 242). An einer Sache herum nergeln, sie kritisch untergraben, ist Lessing's gegen Gottsched wiederholte Phrase.

30) Schweine im Rebstock.

Auf dem Wege von Zurzach nach dem benachbarten Dorfe Rietheim kommt man zu einem mit Mauern eingefaßten Grundstück, das ein alter Kirchhof sein soll. Man behauptet, nur ein einziger Mann, ein Franzose, der hier im Zweikampfe fiel, sei hier begraben. Ein Schwein kommt zu Winterszeit aus dem Zurzacher Hause „Zum Rebstock" um das Häuserviertel herum und geraden Wegs hieher. Was es hier thue, weiß man nicht, es ist ihm, wie der Zurzacher Nachtwächter hierüber sagte, noch Niemand nachgegangen, weil mit diesem Thiere übel auszukommen ist. Andere meinen, hier liegen die Franzosen und die Kaiserlichen begraben, die sich einst in der Gegend von Zurzach in tagelangen Gefechten geschlagen haben. Vielleicht daß jenes Wirtshaus, nun zum Rebstock genannt, ehemals zur Sau geheißen. In Basel, erzählt Wachsmuth, Gesch. deutsch. Nationalität 1, 139 hatte ein Haus gleichfalls die Inschrift:

Auf Gott allein ich vertrau
Und wohne in der alten Sau.

31) Dorfloos und Burgfrau in Merenschwand.

Merenschwand ist eine große, weitläufige Gemeinde, deren Hauptgasse an die gegen Osten einen Bogen bildende Landstraße angebaut ist. Da, wo der Bogen die stärkste Biegung macht, stößt am Fuße der sogenannten Burg der Dorfbach dazu, an welchem ebenfalls beiderseits Häuser gebaut sind. Dieser begleitet die Straße eine Strecke weit; bald aber macht dieselbe wieder eine

Krümmung, überspringt den Bach, wendet sich südlich und bildet hierauf die sogenannte Säugasse. Eine in der Nähe des Baches von der Landstraße abgehende Communicationsstraße, woran einige Häuser gebaut sind, wird Brühl genannt. Nördlich von der Hauptgasse aber bildet eine Häusergruppe mit der Kirche ein Dreieck, „die Hundskehre." Diese paar Straßenrichtungen muß man sich einprägen, um das Nachfolgende, das damit genau zusammenhängt, richtig zu fassen. Dort, wo der Dorfbach zur Straße stößt, steht ein großes hölzernes Kreuz, auf dessen Zieraten und Festigkeit die Länge der Zeit eben nicht am besten gewirkt hat. Von hier aus geht ein Dorfthier, ein Schwein, zu verschiedenen Zeiten dem Bache nach, bis auf die Brücke, wo ebenfalls ein Kreuz, aber ein steinernes, steht; dort verschwindet das Schwein, zeigt sich aber nachher wieder in der Säugasse, wo es bei einem Hause, ungefähr in der Mitte dieses Dorftheiles, abermals verschwindet. Es ist von wechselnder Gestalt, bald kleiner, bald größer, und wird Dorfloos genannt, wer von ihm berührt wird, bekommt einen heftig geschwollenen Kopf. Merenschwander Knaben werden in andern Dörfern mit dem Spitznamen Speckbuben beschimpft; dieser aber soll sich nicht auf die Dorfloos beziehen, sondern aus folgendem Geschichtchen entstanden sein. In der Säugasse soll eine Frau von ihrem Manne sehr kurz gehalten worden sein, so daß sie, trotz ihres Bemühens, nie Gelegenheit hatte, nebenbei etwas zu ernaschen. Da sei sie auf den Einfall gekommen, am Sonntagmorgen Kindswindeln zu brühen, aber in diese hinein heimlich ein Schweinschäufelein zu wickeln, das sie dann, während der Mann in der Kirche war, zu essen gedachte. Gedacht, gethan. Nun aber trat zufällig ein Ortsfremder zum Besuch ins Haus und traf die Frau gerade über dem Auseinanderlegen der fetten Windeln. So kam die Sache aus und der Spitzname Speck gieng aufs ganze Dorf über. Die Hundskehre ist, wie gesagt, ein abgeschlossenes Dreieck, um welches rings ein Weg geht, der an zwei Seiten den Kirchweg, und an der dritten die Grenze gegen das Oberdorf bildet. Hier erscheint an Neumond und Frohnfasten ein Dorfhund, welcher die Größe eines Mastkalbes, lange zottige Haare und einen langen Schweif hat. Sein Cyklopenauge mitten auf der Stirne ist gleich einem Zinnteller. Er springt von der Landstraße durch den bezeichneten Grenzweg und um das ganze Dreieck dreimal herum, und rennt dann den gleichen Weg zurück, d. h. er beginnt in umgekehrter Richtung seinen Kreislauf von Neuem.

In dem Dorftheile, welcher Brühl heißt, steht ein altes mit Stroh gedecktes Haus. Der Eingang ist ein Kreischübelgewölbe und die Hausthüre ist in ihrer obern Hälfte mit vier Windlöchern versehen, welche die Gestalt eines Malteserkreuzes machen. Einem, der dem Grund dieses Ordenskreuzes nachfragte, gab man nach langem Zögern die Antwort, es sei dieses Haus der Aufenthaltsort eines wilden Heeres, welches allnächtlich mit großem Geräusch ausziehe und je morgens vor Betzeitläuten wieder hieher zurückkehre. Wenn man nun, ehe das Kreuz eingeschnitten war, etwa einmal Nachts aus Versehen die Thüre schloß, so sei dieselbe unter so fürchterlichem Krachen geöffnet worden, daß das Haus einzustürzen gedroht habe; da hätten sie denn von einem Mönche den Rath bekommen, ein solches Kreuz in die Thüre zu sägen und dann das Haus getrost zu schließen. Seither nun ziehe das Heer mit viel geringerem Lärmen durch diese Oeffnungen.

Es erhebt sich mitten im Dorf eine kegelförmige Anhöhe mit Spuren von altem Gemäuer, halb herum geht ein tiefer Graben. Der Ort heißt Burg. Hier wohnte der Vogt, der über Dorf und Umgegend herrschte. Man berichtet von ihm nur, daß er ein Tyrann gewesen sei und in einem Aufruhr der Bauern sein Leben verloren habe; seine brave Gattin hieß die Burgmutter; ihr strenger Gemahl hatte sie damals in einem Gemache eingesperrt gehalten und so mußte sie unter den Trümmern der Burg mit begraben werden. Nun wird fast jährlich am Hirsmontag, welcher 4 Tage nach dem Aschermittwoch fällt, das Erstehungsfest der alten Burgfrau gefeiert. Dasselbe hat folgenden Verlauf: Am Morgen früh erwartet man die Gesandtschaft aus der Nebengemeinde Schoren. Diese erscheint dann während des Vormittags dreispännig und besteht aus einem Präsidenten, Sekretär, Weibel und Dienerschaft. Der Präsident trägt einen schwarzen Mantel, mit Sternen von Goldpapier besetzt, und einen sogenannten Dreiröhrenhut. Sekretär und Weibel haben weiße Mäntel und gleichfalls große Hüte. Dann geht der Zug vor das Haus des Hirsmontag-Schultheißen, und muß da etwa eine Viertelstunde warten, bis dieser mit seiner großen Dienerschaft erscheint. Endlich kommt er, an seiner Linken den Stabträger und hinter ihm in Reihe und Glied die Dienerschaft. Der Anzug des Schultheißen ist sehr sonderbar: ein Dreiröhrenhut mit einem Strauße von Hahnenfedern; ein langschwänziger Rock mit Knöpfen von Thalersgröße, mit sehr weiten Aermeln und einem großen Kragen; dazu kommt die rothe Weste, Cassake

genannt, die bis an die Schenkel reicht, kurze Hose, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Alles zusammen soll eine altehrwürdige Person charakterisiren.

Sobald er heraus tritt, eilt ihm das Schorer-Präsidium entgegen, umarmt und küßt ihn und stellt ihn in die Reihe neben sich. Nun beginnt die Procession. Vor dem Präsidium her wird eine große Blache, welche mit Noten überschrieben ist, getragen. Der Schultheiß bläst eine Schwegelpfeife, der Präsident singt dazu, während die Dienerschaft mit vielerlei Instrumenten aufspielt. Auf einem großen Umwege gelangt man auf die Burg, wo unter vielen Ceremonien der Burggeist hergezaubert und beschworen wird. Endlich kommt aus einem Gebüsche hervor eine alte gekrümmte Frau mit einem Regenschirm, setzt sich vor das Präsidium hin und erzählt, was sie Alles das letzte Jahr über wieder habe erleiden müssen. Je geschickter sie ihre Rolle zu spielen und je mehr Trümpfe sie aus zu spielen weiß über jeden Vorfall im Dorfe, um so größer wird die allgemeine Theilnahme. Sie weint ganz untröstlich über die Sünden der Eheleute und der Junggesellen. Die Leute erbarmen sich ihrer und wollen sie ins Dorf hinabnehmen, allein an einer bestimmten Stelle kann sie nicht mehr weiter, sie weint, nimmt Abschied und läßt sich versprechen, sie das nächste Jahr wieder heimsuchen zu wollen, dann eilt sie zurück und verschwindet im Gebüsche. Der Zug aber geht ins Dorf und quartiert sich im Hause des Schultheißen ein, der nun ein großartiges Mahl auf seine Kosten auftischen läßt. (R. Moos von Merenschwand.)

Vom Tüfels-Stäg wird im Simmenthal also berichtet. Einer, der eben auf dem Heimgange ist, hört hinter sich Lärmen, als ob ein Schweinetreiber ihm eine Heerde Säue nachtriebe. Drei kommen wirklich daher. Zwei kleine Ferkel nimmt der Heimgänger, steckt in jede Rocktasche eins und sieht, wie während dem die andern in der Luft davon fahren. Bei seiner Liebsten angelangt, meldet er, er habe ihr Säulein gekramet und will sie hervor langen. Aber sie waren der Weile so gewachsen, daß die Rocktäsche zersprangen. Dann fuhren sie zum Fenster hinaus der andern Heerde nach. (Samuel Beetschen von Ringgeringen im Simmenthal.) Im Berner-Kandertbale glauben die Bauern, so oft ein weißes Sturmgewölke am Himmel heraufzieht und eine Wetteränderung ankündet, darin erblicke man eine Moore mit ihren sieben Jungen (Studer. Mäder aus Baden). Der Ober der Gewitterfinsterniß geht in den Teufel der Finsterniß über. Man sieht die Gestalt Satans am Portale der Münster zu Bern und Freiburg mit einem Oberkopfe ausgehauen. Die Teufelsmauer heißt auch Schweinsgraben, z. B. bei Oehringen in Württemberg. Dorten erzählt man, der Teufel habe sich von Gott ein Stück Land ausgebeten, so groß als

er es in einer Nacht mit einem Graben umgeben könne. Hierauf habe er das Werk jener Umwallung (welche bekanntlich die Römer unter Hadrian durch das Decumatenland zogen) in Gestalt eines Schweines begonnen, sei aber vor der Vollendung dabei vom Tageslichte überrascht worden. Das Schwein mit seinem einen Cyklopenauge ist von Kuhn, Westfäl. Sag. 1, 324 in Vergleich genommen mit dem gefangenen einäugigen Fisch, mit dem einäugigen Fuchs der Frau Harke. Ihre dämonische und unterweltliche Seite liegt in der Beifügung der Erzähler, daß derjenige, welcher solche Thiere fängt, es mein mit dem Leben büßen muß. Das Wasser des anzuzündenden Sees verschlingt ihn, der Blitz erschlägt ihn, niederfahrend aus jenem eben genannten Donnergewölke, der Teufel mit dem Schweinerüssel holt ihn.

12) Gutis Ee in Muri.

Um Muri hält man das Gutis Ee für einen langen Geisterzug, dem ein Mann mit hohem Stab voraus geht unter dem Ruf: Uf Weg! Hinter ihm drein rollt eine große Walze, welche die ganze Straßenbreite einnimmt. Dann folgen viele Gestalten von Schweinen, Schafen und Hunden, und eine Unzahl kleiner Kindergeister, die man wegen ihres Geschreies und Gekölles „Schelleli-Bueben" nennt. Der Zug hält stets seine altgewohnte Richtung ein; kommt er gegen ein Wohnhaus heran, so müssen alle Thüren bereits geöffnet sein, den Hausvater beträfe sonst eine üble Heimsuchung. Im Dorftheile Muri-Egg liegen drei solcher Häuser in derselben Linie, deshalb darf man sie in den Frohnfastennächten gar nicht schließen.

Unverschließbare Thüren deuten auf die hindurch schreitenden Götter, welche das Wohnhaus gastfreundlicher Menschen an Festtagen zu besuchen wünschen. Man sagt, wer in der Zeit der Zwölften die Thüre hart zuschlägt, der hat im Sommer den Blitz zu befürchten. Vgl. Aargau. Sagen Nr. 131: Wandelnde Rathsherren in Muri.

13) Dorfthier zu Lütwil.

Am Fenster des Lütwiler Schusters stand der Nachbar im Gespräche, ihre beiden Hündchen spielten vor ihnen auf der Wiese herum. Die Hecke heraufspringend trieben sie zuletzt ein fremdes Kätzchen ans Haus, dann zwischen die beiden Ställe hinein und blieben hier lautheulend stehen. Der Nachbar hetzte; aber der Schuster merkte eher, was es hier galt. Er nahm seinen Säbel

von der Wand, trat heraus und hieb zwischen die Stallungen hinein. Das Kätzchen sprang hervor, der Schuster ihm nach bis in den Baumgarten. Hier aber wuchs das Thier zur Gestalt des gewaltigsten Ebers empor und schoß grunzend gegen den Mann; während dieser verzweifelt um sich hieb, verschwand es hinter einem Kirschbaum.

3.

Die Zwerge im Jura.

1) Martiebrunn bei Wittnau.

So lange die Bevölkerung des Frickthales noch geringer, Wald und Weide also ausgiebiger war, als heute, war dorten in allen Berggemeinden der Weidgang der Thiere so landesüblich, wie jetzt noch in den Alpen. Man ließ die Rinder den Sommer hindurch auf den Höhen frei laufen, ein paar Hirtenjungen zum Hüten, und ein Sennknecht zum Melken, Buttern und Käsen genügte für eine ganze Heerde von zwanzig bis dreißig Stück. Der Gutsbauer blieb indessen drunten im Thale; wenn die Zeit kam, um mit dem Sennen über Butter- und Käsegewinn abzurechnen, oder wenn man junge Kälber zum Verkaufe herabbringen sollte, verließ auch er einmal sein Dorf und besuchte seine sogenannte Bergheimath. So war es im Frickthale noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen. Wenn nun da der Bauer noch vor Tage zu Berge stieg und um keine Zeit zu versäumen, daheim ohne Frühstück fortgegangen war, so konnte es gar wohl der Zufall wollen, daß er droben bei seiner Sennhütte ankommend, sie vollständig leer sah, weder die verhoffte Schüssel Milch traf, noch draußen die Kühe oder den Küher aufzufinden wußte; was hätte er alsdann weiter thun können, als denselben harten Weg hungrig und durstig wieder heimwärts machen zu müssen. Da gab es jedoch noch hilfreiche Wesen in den Bergen, auf die sich ein rechtschaffener und gegen die Seinigen billiger Landmann in solcher Lage immer verlassen konnte, und das waren die Heidenweibchen. Die halfen ohnedies schon den Weidbuben den Wolf abhalten, das Vieh hüten, ein verlaufenes Stück aufsuchen und zum Melken herbeilocken, die hatten aber auch

im voraus für den braven Meister sich vorgesorgt, wenn sie ihn an den bestimmten Tagen den Berg herauf kommen sahen. An das letzte Weidgatter, wo der Aufweg gewöhnlich am steilsten zu sein pflegt, legten sie Wähen und Brodlaibe hin, die dufteten noch nach dem Ofen und lagen entweder reinlich auf der Laubhecke oder gar auf einer schneeweißen Hechel da. Weiter droben auf der Matte hatten sie für ihn Hirtenfeuer angezündet und die Kartoffel, die sie hineingelegt, brieten keinen Augenblick früher fertig, als bis der Erwartete daran vorbei kam. Der Lieblingsaufenthalt dieser freundlich gesinnten Bergjungfrauen war der Martisbrunnen. Seine Lage ist folgende. Der Homberg und das Horn sind zwei lang gestreckte Berge beim Dorfe Wittnau, und dazwischen zieht sich das enge Fahrenthal in die Höhe. Weiter hinauf wird dasselbe eine schmale Schlucht, die nur noch Raum läßt für den Karrweg, auf dem man das Heu bergab schlittet oder karrt, und für den ziemlich starken Bach, der nebenan zu Thale geht. Mehr als zwanzig kleinere Bäche stürzen zugleich mit lautem Brausen von den steilen Abhängen des Homberges in diese Enge herein. Einer derselben ist der Martisbrunnen und eben an ihm haben die Heidenweibchen gehaust. Doch nicht daß sie blos auf diese Bergeinsamkeit beschränkt geblieben wären; sie kamen auch weiter ins Wittnauer Thal herab und brachten den Bauern süße, mürbgebackene Wähen an den Pflug. Daß diese Wähen unnachahmlich gute Rahmkuchen waren, ist eine ausgemachte Sache, und wer davon einmal genossen hatte, durfte sagen, er habe das Beste auf der Welt gegessen. Da hatte denn auch ein junger Mann seinen Kleeacker fertig gepflügt und mit der Egge schön geebnet, als er das wohlbekannte Heidenweibchen gegen das Feld herankommen sah. Er wußte schon, was sie überbringen und wohin sie es ablegen werde. Aber ihn reizte diesmal nicht der frische Kuchen, sondern ihn stach die Neugier zu erfahren, warum wohl unter ihrem langen Schleppkleide noch niemals ein Füßchen habe sichtbar werden wollen. Schnell knüpft er daher seinen Gipssack auf, den er zur Düngung des Kleeackers heute mitgenommen hat, und leert ihn in einem dicken Haufen um den Pflug aus.

Das gute Weibchen kommt, legt den Kuchen auf das Pflughaupt ab, geht wieder weg — und ach, die Fußtapfen, die sie in dem Gipse hinterläßt, sind leider die von Ziegenfüßchen. Diese alberne Neugier des einen Wittnauers ist dem ganzen Dorfe theuer zu stehen gekommen. Denn seitdem kann sich der Pflüger hungrig

ackern, der Hirtenbube ſich heiſer ſchreien, der Gutsbauer ſich müde ſteigen, ſie finden keine Wähen mehr auf dem Pfluge, keinen Brodlaib mehr an dem Weidehag, keine gebratene Kartoffel mehr auf der Almende, ſie finden kaum ihr verlaufenes Vieh im Holze wieder, und der Weidetrieb auf dem Berge iſt ohnedies ganz eingegangen. Nichts mehr beſteht noch als der Martisbrunnen, jener Bach, an deſſen Sturz die Hirten Abends das Vieh zur Tränke treiben; ein alter Eichentrog, der dorten ſteht, erhält dem Bache noch den Namen eines Brunnens. Aber gerade über dieſen treiben die Nachbargemeinden ein arges Geſpötte und geben vor, er mache alle toll, die aus ihm trinken. Wenn daher ein Wittnauer beim Tanz auf Jahrmarkt oder Kirchweih allzulaut ſich vernehmen läßt, ſo ruft man ihm neckend zu: Hosch ab s' Martis Brunne g'ſoffe, dass d' o so brüelisch (vorlaut bist)?

Noch weiter geht dieſe Stichelei, denn man ſagt, von dieſem Waſſer müßten alle Wittnauer zu Narren werden. Es predige daher ihr Pfarrer ihnen alljährlich nur über zweierlei Texte, welche auf einen und denſelben hinaus laufen, alſo lautend:

Um die Narren in Wittnau zuſammen zu bringen,
Muß der Schmied ums Dorf eine Kette ſchlingen.
Um die Wittnauer Narren zuſammen zu finden,
Muß der Seiler ums Dorf den Narrenſtrick binden.

Doch die Wittnauer laſſen ſich deswegen ihren Martisbrunnen keineswegs abſchätzen, ſondern ſchenken ihm bei Flurumgängen und Proceſſionen noch immer eine beſondere andachtsvolle Aufmerkſamkeit. Und wenn die ganze Gemeinde alljährlich im Frühjahre den gebotenen Feldumzug um alle Gemeindegemarkungen abhält, den man die Bannbeſchreitung nennt, und dann dem Martisbache ſich nähert, ſo laufen die Knaben in die Wette voraus, um den erſten Trunk im Maien aus dieſem klaren Bergwaſſer zu thun. (Th. Studer aus Wittnau.)

Die Brod und Bierkuchen backenden Zwerge, ihre Brodſpenden an Arme oder fleißige Arbeiter machen einen ſich oft wiederholenden Zug der Sage aus: Argau. Sag. 1, S. 330. 367. Ein Burgfall in Weſtflandern heißt Alterwall, de oude wal, man hört dorten an jedem Charfreitag einen unterirdiſchen Lärm, gerade als ob drunten eine Teigmulde ausgekratzt würde, und dabei riecht es, als wenn man Bierkuchen büke. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 181. Es iſt dies die Lieblichkeit des aus friſchgepflügter und von Gewitterregen erfriſchter Ackerkrume aufſteigenden Erdgeruches. Wenn Plinius in ſeiner Naturgeſchichte (XVII, cap. 2) von den Wohlgerüchen handelt, ſo beruft er ſich auf Cicero, welcher von den Salben ſagte, diejenigen ſeien die edelſten, welche ſtatt nach

Gewürzen zu duften, einen Erdgeruch haben (quae sapiunt terram). Und so verhält es sich in der That, fährt dann Plinius fort, das beste Erdreich hat einen Salbengeruch. Er entsteht aus dem ausgeruhten Boden, der nach anhaltender Trockniß von einem Regen durchnäßt wird, wenn eben die Sonne untergehen will und ein Regenbogen noch seine Schenkel niederstäht (Wo der Regenbogen niedergeht, da liegt ein Metzen Gold und ein Laib Brod. Schönwerth, Oberpfalz 2, 130). Alsdann haucht die Erde jenen göttlichen Dunst wieder von sich, den ihr die Sonne mitgetheilt hatte, und dieser riecht so lieblich, daß nichts ihm verglichen werden kann. Diesen Geruch muß ein Landstück eigentlich haben, wenn es umgegraben oder gepflügt wird, und wo er vorkommt, in man von des Landes Güte gewiß überzeugt. Man findet ihn, wo Waldungen abgeholzt und zu Ackerland neu aufgebrochen sind. So weit Plinius. — Daß nun die Zwerge, die mit ihrem unterirdischen Feuer den Acker durchwärmen und das Korn zeitigen, zugleich geißenfüßig gedacht werden, ja sogar schlappohrig, (vgl. die Lampobrensfund) dies rührt aus der unvollkommenen Körpergestalt her, die man allen Wesen eines Zwischenreiches zu geben gewohnt ist. Auch steht der Zwerge Körperkleinheit, die selbst als eine Folge ihres Zwitterwesens erscheint, in offenbarem Zusammenhange mit dem geringen Schmalwieh, das den Alpen Bewohnern des Gebirges und vor denselben, wie man annimmt, auch den Riesen und Zwergen des Gebirges, allein eigen gewesen sein soll. Man vergleiche hierüber: Aargau. Sag. 1, S. XXI. Unsere Vorältern hielten dies für eine so ausgemachte Sache, daß C. Gesner's Thierbuch (Heidelberg 1606) in der Abtheilung Vierfüßler, Blatt 10 eine eigne naturgeschichtliche Beschreibung dieser „Geißmannlinnen" zum Besten giebt. Und in Hallrichs Siebenbürger Märchen (S. 41) wird statt des alten freundlichen Mannes im Graumantel und Breithute, der allen Armen zu helfen und alle Unglücklichen zu retten vermag, weil es Odhinn selbst ist, abwechselnd eine alte Steingeiß genannt. Mithin erscheint auch die Weiße Frau auf dem Thurmberge bei Durlach geißfüßig (Mone, Anzeiger 1838, 476), und wer jene Geiß auf Schloß Legne am Vorabend beider Feste am Schwanze fassen könnte, der bekäme einen Brautschatz. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 231. Der Stein des Wilden Mannes la pierre du Sauvage, lag jenst beim Dorfe Veyen, im Amte Aigle, zwischen Sitten und Bex, und ist erst jüngsthin gesprengt worden. Darauf war die Figur eines ausgestreckten Menschen abgedrückt, den Wilden Mann vorstellend. Daß dieser, ehe Menschen im Lande hier waren, Geißen hütete, dies geht aus einer Volksromanze hervor, deren Stil auf das 16. Jahrhundert hinweist. Sie ist betitelt Blanche et Bernard und steht im Schweizermuseum 1784, 761. Der Anfang lautet:

Par un beau jour il fait au fond des bois,
A l'ayençon jette sa bonne armure,
Reine sa lance, et dans un autre affreux
Des dôrs chamois partageant la pâture
Vit avec eux.

2) Das Pflugsbrod im Eithale.

Den Bergmännchen und Erdfräulein, welche in den Felshöhlen des Eithales zwischen den beiden Bergzügen der Oedenburg und der Scheideck lebten, pflegte man in den Haushaltungen des Dörfleins Tecknau eine Schüssel Milch aufzustellen, oder man legte ihnen sogar Butter mit Honig zurecht. Dann konnte man in aller Frühe getrost das Haus verlassen und aufs Heuen fortgehen; das Vieh im Stalle wurde besorgt, sogar die Stube wurde gefegt. Wenn man draußen im Acker Hunger verspürte, ließ sich bald ein Kneten des Teiges, ein Ausscharren der Backmulde unter der Erde hören, und beim Wenden des Pfluges war dann am Furchenende ein sauberes Tischtuch ausgebreitet und ein frischer Pfannenkuchen oder Zwiebelkuchen lag darauf. Dies alles hat aufgehört, seitdem einmal ein grober Bauer das Tischtuch sammt Messer und Gabel mit fort nahm. (H. Heller von Erlinsbach.)

3) Lampohrenfluh bei Kaiserstuhl.

Oberhalb der Bauernhöfe Hägelen, eine Viertelstunde vom Städtchen Kaiserstuhl entfernt, am linken Rheinufer, stehen zwei sehr große Felsen, die auf der Südseite senkrecht abfallen und voll Scharten und Löcher den hier nistenden Vögeln einen sicheren Aufenthalt bieten. Der größere der beiden Felsen heißt die Lampohren-fluh und hat eine tiefe Höhle, die auch jetzt noch zuweilen besucht wird. Sie war einst der Wohnort friedlicher Zwerge. Hier herauf trugen sie säckleinweise ihr Mehl aus der Thalmühle, und brachten dafür Glück und Segen in diese hinab. Aus dem Mehl buken sie den armen Leuten Kuchen, aus allerlei Kräutern bereiteten sie Arzeneien für die Kranken, in der ganzen Umgegend hielt man sie in hohen Ehren und gar nichts war ihnen nachzusagen, als daß sie ungewöhnlich große Ohren hatten, die ihnen sogar unter der Mütze hervor schlappten (lampten). Aber der Meister Müller wurde allmählich reich, hierauf geizig, und zuletzt war er auch des Besuchs seiner Wohlthäter überdrüssig geworden. Er mischte ihnen daher Gips unter ihr Mehl und meinte, sie würden daran sterben. Allein sie lachten nur über seinen thörichten Geiz und warfen das giftige Mehl zusammen in den Mühlbach hinein,

aus dem er sein Vieh tränken mußte. Nun gieng ihm Roß und Rind drauf. Ein Unglücksfall folgte dem andern, der Müller verlor seine ganze Habe. Vollständig verarmt nahm er seinen letzten Sack Mehl und stieg damit nach der Höhle hinauf, um es den Zwergen zu bringen. Diese waren aber bereits ausgewandert, und anstatt sie zu finden, stürzte er in eine Spalte und fand seinen Tod. (Nach der Erzählung Bilgers v. Kaiserstuhl, einberichtet durch Zarer v. Wohlenschwil.)

4) Erdmännchen am Frickberg.

Droben auf dem Frickberge, einer aargauer Staatswaldung beim Dorfe Wegenstetten im Frickthale, liegt eine Höhle von geringer Höhe und Breite; aber sie hat einen Ofen nebst Ofenbank und andern Ruhesitzen in Stein gehauen, und von dem durch den Fels gebrochenen Fenster kann man von der Winterhalde aus noch Reste des steinernen Kreuzstockes wohl erkennen. Alles dieses haben die Zwerge gemacht, die hier ihre Wohnung genommen hatten, als sie in die Schweiz einwanderten. Unsre Vorältern behaupten von ihnen, aus Asien her seien sie in unser Land gekommen, sie hätten dorten die Sonnenhitze nicht mehr ertragen können, und daher erklärten sichs auch die Leute, daß die Gesichtsfarbe der Erdmännchen ganz schwarz und ihr Naturell ein so äußerst träges war. Denn arbeiten mochten sie durchaus nichts. So lang die Sommertage waren, spazierten sie beim Sennen auf dem Berge umher, und so lang die Winternächte dauerten, saßen sie drunten beim Bauern im Leindlimatt Hof und ergötzten sich an den Dorfneuigkeiten. Da äußerten sie manches mal ganz offenherzig, sie verständen ebenfalls Korn zu pflanzen und zu schneiden, hätten es aber nicht nöthig und thäten lieber gar nichts. Woher sie aber doch alles ihr Mehl und ihren großen Weinvorrath hatten, das mochten sie nicht eingestehen. Jedoch theilten sie gerne davon mit. Den Leuten auf Büttihalde trugen sie in jeder Heuet Wein zu, in der Ernte sogar Omeletten und Kaffee, alles ganz artig zusammen gepackt in ein Hozzli (Tragkratte). An Schlauheit übertrafen sie jeden Advokaten, und doch hatten sie außer dem Gesichte fast nichts von menschlicher Art an sich. Sah man ihnen einmal durchs Mäntelchen auf den Leib, so glichen sie statt einem Menschen eher einem schwanzlosen Welschhuhn. Die Burschen im

Zeindlimatt-Hof vermutheten daher, sie müßten wohl auch Hühnerfüße haben, und bestreuten darum, während die Männchen eben zum Besuch da waren, den Küchenboden mit Asche. Als es zehn Uhr schlug und die Zeit da war, wo die Zwerge pünktlich Feierabend machten, nahm der eine Bursche das Licht zum Hinauszünden und der andere öffnete höflich die Küchenthür. Denn nur durch die Küche kann man in oder aus der Wohnstube alter Bauernhäuser kommen; und nun meinte man schon, der ganzen Sache den Knopf gedreht zu haben. Allein das war lange nicht schlau genug. Hünggi, üf! Hühnerlein, fliegt auf! riefen sie an der Thürschwelle, und wie eine Rott Wildhühner schnurrten sie mit einander purrr! zur Küche hinaus. Man sagt, sie seien damals gradaus auf die Schneeberge fortgeflogen und hätten seitdem dorten ihre Wohnung aufgeschlagen. (Seminarist Moosmann von Wegenstetten.)

Der Zwerg wird in der alten Sprache Schratt, in der Mundart Schrätteli genannt und zwar nach jenen Steinmeeren im Hochgebirge, die er bewohnt und die man Schrattenfluhen und Schrattenfelder heißt. Daher nennt man in Sonneberg im Meiningischen die Feld- und Hausgeister, die man sich als kleine Wesen denkt, Schlaarzla (Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. 1858, S. 76). Sogar die Südslaven nennen den Berggeist Skrat. Vernaleken, Oesterreich. Mythen und Bräuche 1859, S. 240. Als die Normannen Grönland entdeckten und auf die landeseingebornen Esquimaux trafen, hielten sie diesen kleinen Menschenschlag, fabelhaft und berußt vom Hüttenrauch, für Unterirdische und gaben ihnen den Namen Skrälinge, d. i. Skrat. Schratzenmaller in ein baierisches Geschlecht. Ebert, Namenbüchlein 1858, 39; es bezeichnet den Bauern, in dessen Stall der Schrat (Zwerg) wohnt. Auch die Angabe der Sage beruht auf sprachlichem Grunde, daß diese Zwerge in Hühnergestalt in die Schneeberge entflogen seien. Dies ersieht man aus C. Gesners Thierbuch, Abtheil. Von den Vögeln, S. CCXIII b: „Das Schneehuhn (lagopus) wird zu Luzern ein Schrathuon genennt, von erlen in hohen velsen, daran es wonet." Die hier behauptete Herkunft der Zwerge aus Asien ist befremdend und könnte an der Aechtheit dieses Sagenzuges zweifeln lassen. Sie wiederholt sich in der Landessage des Kanton Freiburg. Im dortigen Ormonderlande lebten die Feen von Haselhühnern und Auerhähnen, behüteten die Viehheerden vor Seuchen, sahen im Uebrigen unsern Mädchen gleich, hatten aber eine rabenschwarze Haut „wie die wilden Mohren in Afrika" und an ihren Füßen fehlte nichts als die Ferse. Kuenlin, in Dalps Ritterburgen der Schweiz I, Nr. 28. So sind auch die Zwerge bei Franzensbad schwarze Männlein (Vernaleken, Oesterreich. Mythen und Bräuche, S. 212) und die Hellen und Hellenmännerchen im Waldeckischen schwarze puppenhafte Menschen. (Curtze, Volksüberlief. S. 222.) Dies weist also auf jene Svartálfar der skandinavischen Sage zurück, welche dorten den Licht-Alben entgegen gesetzt sind.

5) Das Tittiloch bei Thalheim.

Auf der Südseite des Dorfes Thalheim im Jura, Bezirkes Brugg, westlich des Weges, der über den Schlatt und die Giolistub hinüber nach Aarau führt, liegt das Herdflüblein. In dieser Felsenwand ist eine an hundert Schritt lange Höhle, das Tittiloch. Der Name bedeutet einen Felsen, aus welchem die Hebamme die neugebornen Kinder beraushelt. Der Zugang ist nicht leicht zu finden, er liegt mit Gesträuch und Stauden überdeckt im Tobel eines Bergwassers, welches der Gäßlibach heißt. Ein unterirdischer Gang der Höhle soll in den Keller eines in der Nähe liegenden Bauernhauses führen. Unten am Rande dieses Baches steht ein anderes Haus, in welches die Herdweibchen mit ihren Runkeln und Spinnrädchen oft zu Stubeten (auf Abendbesuch) gekommen sind. Sie sind aber bald ausgeblieben, weil die schlimmen Nachtbuben ihnen Asche in den Weg streuten. Da sah man bis zum Eingang der Höhle lauter Schwimmfüße abgespürt.

Jene vielfachen Felsen und erratischen Blöcke, unter denen die Hebamme die Neugebornen (Litti) holt und den Aeltern heimbringt, sind bekannt: Aargau. Sag. I, S. 357. Wie diese am Bildbache wohnenden Erdweibchen spinnen, so dachte sich auch die griechische Mythologie die Okeaniden und Nymphen in Spinngesellschaften versammelt. Und wie unserer Zwerge, oder unserer ältesten Vorzeit Werkgeräthe alles steinern war, denn steinerne Spinnwirtel hat man im vorigen Jahre mit unter jenen Junostücken entdeckt, die man aus der Tiefe des Züricher Sees bei Meilen unter den Trümmern versunkener Pfahlbauten heraufhob; ebenso läßt Homer die Nymphen in einer Bucht von Ithaka an steinernen Webstühlen arbeiten:

Eine liebliche Grotte voll Dämmerung, nahe dem Oelbaum,
Zu den Nymphen geweihet, die man Najaden benennet.
Steinerne Krüge darinn und zweigehenkelte Urnen
Stehen gewirbt, wo Bienen ihr Honiggewirk sich bereiten.
Auch Webstühle von Stein sind drinnen gestreckt, wo die Nymphen
Schöne Gewand' aufziehn, meerpurpurne, Wunder dem Anblick.

6) Das Kloster der Erdbiberli.

Vom Dorfe Frick an über den Kaistenberg und die Linzhalde hin bis zur Stadt Laufenburg haben in den Höhlen des Jura und in den Felslöchern des Rheinufers Erdmännchen gehaust. Da schwärmten und schwirrten sie in der Wildniß herum wie Feld- oder Perlhühner, und wie diese in der Kindersprache Biberli

heißen, so nannte man die Zwerge Erdbiberli. Wenn sie aber unter die Leute gehen wollten, so legten sie ihre Vogelgestalt vorher ab; sonst hätten sie nicht in Haus und Feld so gewandt mit wirthschaften können, wie sie im Dorfe Oeschgen thaten oder beim Bauern auf der Kinzhalde, dem sie jährlich beim Kornschnitt halfen. Er ließ ihnen dann zum Lohn für ihre Dienstfertigkeit auf jedem Acker zwei Garben stehen. Daraus buken sie Pfefferkuchen, braun, hart und vollgetupft mit kleinen Löchlein, und noch jetzt nennt man diese nach dem Namen ihrer Erfinder Biberzelten. Das berühmteste Backwerk solcher machten diejenigen, welche zunächst der Stadt Laufenburg in einer Waldhöhle wohnten, welche südlich von dem dortigen Schloße Habsburg-Laufenburg gelegen war. Hier hatten sie ihr Waldkloster und darin gieng es denn auch genau und völlig nach den Mönchsregeln her. Während die einen beten mußten und den Kirchendienst abhielten, hatten die andern den Küchendienst. Vom Nachbardorfe Kaisten aus konnte man ihrem Treiben manchesmal zusehen. Die einen hielten eine Feldprocession ab und schritten dabei in Meßgewändern einher, die ihnen bis auf die Füße reichten; und andere, die indessen die Haushaltung führten, hatten weiße Zipfelkappen aufgesetzt und über die weiße Schürze her trugen sie einen Brustriemen geschnallt, der von hölzernen Milchkellen klapperte. Aber die Neugier der Leute ließ sie nicht in Ruhe. Auch hier wurde ihnen einmal Asche in den Weg gestreut und seitdem sind sie verschwunden. Nachmals hat man bei ihrer Höhle Nachgrabungen gemacht und ist da allerdings auf Spuren einer unterirdischen Küche und auf vielfache Trümmer von Kochgeräthen gestoßen. Sogar ein steinernes Salzfaß soll ein Arbeiter tief im Boden mit herausgegraben haben. Allein man sagt, es habe sich zugleich ein so heftiges Klingeln dabei vernehmen lassen, daß die Leute um keinen Lohn länger bei der Arbeit bleiben wollten, und nachher sei die Höhle unauffindbar zusammengestürzt.

Wenn den Zwergen Vogelgestalt beigelegt wird, oder ihr Tritt in gestreuter Asche wie eine Vogelkralle und Schwimmfuß sich abspürt, so deutet dies auf die Meergeschwindigkeit überirdischer Wesen, geflügelter Genien und Götterboten. In diesem Zusammenhange liegt es denn, daß ihnen auch der Dienst des Priesteramtes zugeschrieben wird, das Abhalten von Prozession und Messe, das Zusammenleben in mönchischer Clausur (selbst in der Isländ. Volkstage, ed. K. Maurer 1860, S. 4 haben die Elben eigne Kirchen und kirchl. Gebräuche), und daß sie die strenge Buße trifft, welche auf ein geringes Vergehen in ihrer Askese folgt. (Der Zwerg, der sich eines Nebstleckens zum Berg-

neigen bedient, ertrinkt deshalb im Rhein.) Haben sie als geflügelte Wesen dem Luftreiche angehört, so mußte manches mit ihnen in Verbindung gebracht werden, was der obern Luftregion eigen ist. Sie bewohnen die Gebirgshöhen, behüten da die Quellen, leiten die Hochwasser schadlos zu Thal, und beherrschen die Winde. So erzeugen sie auch das Echo, das in alten Liedern schon die Zwergensprache genannt ist. In der vorstehenden Sagennummer wird es Klingeln geheißen. Die Erzählung vom Schellenpeter in den Aargau. Sagen 1, Nr. 212 giebt darüber weiteren Aufschluß. Man knüpft an dies Getön den Glauben einer darauf folgenden guten Weinlese. Im Bann des Dorfes Würenlos heißt „ein Stücklı Reben in dem Grimenthal gelegen, das Schellenmändle". Wettinger Archiv, S. 600. 607. C. Gesner schreibt in seinem Thierbuch (Zürich bei Froschauer 1560) S. IX dieses Klingeln „ein getön der cymbeln oder crytrommen" den Zwergen zu: „derhalben manicklich ganz eigentlichen verwänt, daß die Gensmännlin vnd Schrätlein sölichs gerümpel haben." Klosterdienst und Schellengeklingel der Zwerge zeigt sich vereinigt in J. W. Wolf's DMS. Nr. 225: Reisende Mönche nehmen den Geist, der sie Nachts in der Herberge nicht schlafen ließ, mit sich in ihr Kloster, hängen ihm eine Kutte mit einer Schelle um und machen ihn zum Küchenjungen. Er zapfte ihnen das Bier im Keller, ließ nichts überlaufen und hielt dabei auf richtiges Maß.

Ueber die voranstehenden Erdbiberli, sowie über ihre unterirdischen Stuben und Küchenherde handeln die Aargau. Sag. 1, Nr. 186 B. und Nr. 207. Und ebenda 2, S. 242 ist von den uralten Feuerstellen die Rede, welche durch antiquarische Forscher in Klaftertiefe unseres Ackerbodens seit neuerer Zeit mehrfach aufgedeckt worden sind.

Der Name Biberli, Erdbiberli mag sich auf Waldameisen beziehen; denn mit solchen bestreuen die Zwerge ihren Proviant (1, Seite 292). Bibeli nennt man sodann mundartlich die Pusteln und Hyphlätterchen, die nach einem Insectenstich auf der Haut entstehen. In Gelehorn's Märch. und Sag. S. 121 schicken die bannöversche Zwerge einem Krevter Migöntjen, rothe Waldameisen auf den Leib. So ist auch Erdschmiedli Name des Zwerges und zugleich des Holz- und Erdwurms.

7) Teufelsloch auf der Neuburgerhalde.

Das Dörflein Mellikon liegt im Zurzacher Bezirk, nahe am Rhein. In seinem Gemeindebann ist das wüste Teufelsloch auf der Neuburgerhalde, ein senkrecht in die Erde hinunter gehender Felstrichter, der sich nicht ausfüllen läßt. Steine, die man hinabwirft, fallen lange unvernehmbar fort, bis man ein widerhallendes Getöne aus dem Schlunde herauf hört, wie wenn sie auf große leere Fässer gestürzt wären. Hier war vor Zeiten der fruchtbarste Landstrich der ganzen Gegend, das Korn wuchs in solcher Fülle, daß man es bis ins Urnerland um hohes Geld ausführte. Denn unter dem Boden wohnten die Erdmännchen, Marksteine bezeich-

neten genau den Raum, den ihre unterirdische Stube einnahm, und je mehr sie drunten kochten, um so mehr gabs droben Wein und Frucht. Das Landstück hatte dem Geschlechte, dem es zugehörte, großen Wohlstand gebracht, es vererbte sich als ein unveräußerliches Eigenthum stets vom Vater auf den Sohn. So kam es nachmals auch in die Hand eines zügellosen Jungen, der die Rolle des Meisters darein setzte, daß er alle seine Leute aufs zwecklosseste herum hunzte und herunter hudelte. Die Erdmännchen müssen mir aus meinem Felde fort, sagte er, ich will das Gescheer nicht länger mehr so haben! In seiner Rohheit ließ er jene durch Marksteine bezeichnete Ackerstelle aufbrechen und Unsäuberlichkeiten hinunter schütten. Nun mochten die Männchen bei solchem Gestank freilich nicht mehr bleiben und wanderten aus. Aber von Stund an wurde der Acker unfruchtbar, der Boden sank ein, es bildete sich jenes Teufelsloch und der Besitzer kam an den Bettelstab.

Die Fässer auf dem Grunde des Teufelslochs deuten auf der Zwerge Weinkeller; seit letztere ausgewandert sind, klingen auch jene hohl oder leer, und da die Zwerge nicht mehr im Boden kochen, sind statt Korn Steine gewachsen. Eine andere Zwergensage über dieselbe Localität findet sich: Aargau, Sagen, I, Nr. 200. Der Elbe auf Island beklagt sich beim Bauern, daß ein Hirtenjunge Steine in die Elfenhöhle hinunter und so dem Elbensohn ein Loch in den Kopf geworfen habe. Maurer, Isländ. Sag. 1860. S. 11.

8) Zwerge wetterkündend.

Noch vor einem Menschenalter waren in dem Bergdörflein Oberflachs, Bezirks Brugg, die freundlichen Erdmännchen der allgemeine Gegenstand der Gespräche. In einer Sandsteinhöhle hatten sie ihr Wesen, die oben in den Rebbergen des Schlosses Castelen liegt, wo der berühmte Landwein Castelen wächst. Das Bächlein, das aus dieser Höhle herunter fließt, leiteten sie sorgfältig neben Acker und Weinberg vorbei, daß es in seinem Anschwellen bei Regengüssen schadlos vorbei gieng und das fruchtbare Erdreich nicht mit wegschwemmte. Tagtäglich kamen sie ins Dorf herunter in verschiedene Häuser und arbeiteten den Leuten im Stalle, oder hüteten ihnen daheim die Kinder, während dem der Bauer draußen auf dem Felde zu schaffen hatte. Da hatte einst ein reicher Oberflachser sich Dünne gebacken, nämlich solcherlei flachgewirkelte Brodkuchen, die man mit Rahm und Speck-

würfeln belegt; und nun als eben die Kleinen auf Besuch bei ihm eintraten, schob der Nimmersatt die noch nicht aufgegessenen Stücke schnell unter die Decke des nebenan stehenden Bettes. Aber die Männchen hatten es doch schon gesehen und verließen diesmal um so eher den unappetitlichen Geizhals. Das war dem eben recht, ungestört gieng er gleich wieder hinter seine Kuchen her. Allein was zog er nun aus dem Bette? An der Stelle seiner Dünnen fand er blos alte Schuhsohlen und Lederschnitzel.

Anderwärts trieben sie den Leuten das Vieh auf die Weide, und das thaten sie am längsten, so lange bis im Dorfe die erste ABC-schule errichtet worden ist. Da haben die bösen Schulbuben mit Steinen nach ihnen geworfen, und seitdem gehen sie keinen Schritt mehr ins Dorf. Hie und da kann etwa noch Einer im Wald oben ein solches Männchen von ferne erblicken; das ist aber dann kein gutes Zeichen, denn es geschieht immer zu der Zeit, wo ein Hochgewitter bevorsteht. Und da kommt dann der anschwellende Wildbach schonungslos über Acker und Rebberg herunter geflossen. (Erwin Haller aus Veltheim.)

Der irische Hausgeist Gluricann verfertigt niedlichste Schuhe und Holzschuhe. Grimm, Dr. Mythol. S. 97. 114. Der Schandolleken sitzt ebenso beim Schuster zu Hespicke in Arbeit (Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 136.), gleichwie die hessischen Wichtelmännchen beim Schuster Jobst in Eschwege. Vonker, Hess. Sag. Nr. 85. Zwischen Mährisch-Ostra und Hradisch auf der Straße durch die March sitzt der grüne Wassermann in seiner eignen Schusterwerkstätte. Als ein Vorbeigehender den Rosenkranz auf diese Arbeiten warf, gewann er damit einen sonderbaren Stiefel, welcher zwölf andere ausdauerte und den man dem Manne bei seinem Tode mit ins Grab geben mußte. Vernaleken, Oesterreich. Myth. und Bräuche 1859, S. 190, 196.

---

9) Kindendes Erdweibchen in Uri.

Jost Gisler ist Senne, Gemsjäger und zugleich der Dorfwirth von Unterschächen in Uri. Er hat als Führer durchs Gebirge letzten Sommer folgende Geschichte erzählt. Wenn man von Unterschächen auf dem Wege gegen die Bannwand geht, unter welcher die Stäubi stürzt, so kommt man zur Quelle des eingegangenen Schächenbades, sie sprudelt warm aus dem Felsen hervor. Hier vorbei wollte einst die Hebamme des Dorfes zu den Sennhütten am Sidliberg hinauf. Da wo sich die Felswände zu einer Kluft verengern, wurde sie von einem Wilden Mannli angeredet und gebeten, mit ihm zu kommen und einem Herdwibli

Beistand in Kindesnöthen zu leisten. Sie thats und erhielt zur Belohnung eine Schürze voll dürrer Erlenblätter. Da sie das Geschenk mißachtete, so sprach das Männli, indem er sie zum Felsen herausbegleitete, warnend:

Je meh daß du verzatterist,
Je weniger du hattist!

(Stud. Arnold Aschokke von Aarau.)

Bei demselben Anlasse schenkt das Erdmännchen am Lorenzobade Glasscherben und Kohlen her und warnt die unachtsame Ammenfrau:

Je minder as d'hebisch,
Je minder as beisch!

Aargau. Sag. 1, S. 208. Und das Wilde Männlein in Oburwalden spricht dabei (Vernaleken, Alpensag. S. 216):

Je meh zerstrast,
Je minder s'hast.

Sogar die lebende Isländ. Volkssage, ed. K. Maurer 1860 S. 6 ff. weiß denselben Zug aus dem Leben der Elben; der noch daselbst zu Reykjavik lebende Skapti Skaptason, ein Mann ohne Studien, erfreut sich einer großen ärztlichen Praxis, weil er einer kindenden Elbin Beistand geleistet und darüber eine gelegnete Hand, eine Lachsnerhand, als Geburtshelfer bekommen hat.

Die Jahrbücher für Landeskunde der Herzogthümer Schleew. Holstein 1861, Bd. 4, Heft 2 Nr. 62 enthalten Nachträge zu Müllenhoffs Sagen: Eine Frau aus der Familie Buchwald hat bei kindenden Erdweibchen Ammendienste gethan und dafür einen Geldbecher geschenkt erhalten, den man in jener Familie jetzt noch verwahrt.

---

10) Die Schwimmschuhe der Erdmännchen.

Die vielen Erdmännchen, die vor Zeiten in der Umgegend von Zurzach lebten, wohnten theils zu ganzen Sippschaften, theils einzeln, in den Felshöhlen auf den beiden Rheinufern, und nach dem Namen desjenigen Dorfes, dem ihre Höhle gerade am nächsten lag, benannten und unterschieden sie sich unter einander. Es gab damals Rburger Männchen, Kadelburger, Tangstettener, Achenberger und noch andere. So weit man ihr Thun und Treiben beobachten konnte, führten sie ein Leben wie alle andern Leute, und zwar im allerbesten Sinne des Wortes. Sie halfen beim Feldbau mit und waren da gesuchte Arbeiter, sie verstanden allerlei Handwerksvortheile, thaten den Armen Gutes, hielten zumal das Eigenthumsrecht über alles hoch und waren äußerst fleißige Kirchgänger. Allein Dorfkirchen gab es in früherer Zeit hier an dieser Strecke des Rheines gar wenige, so daß die Bauern auf dem Schwarzwalde manche Stunde Weges allemal bis in den

Flecken Zurzach zu geben hatten, wenn sie einmal an Festtagen zum Hochamte oder nur zur Beichte wollten. Wie mußten sich nun aber erst die kleinen Erdmännchen abmühen und ablaufen, deren Höhle eben so weit von Zurzach entfernt sein konnte, die keinen Bauernschritt zu machen hatten und doch die Messen in der dortigen Stiftskirche so heilig und hoch hielten, daß sie nicht eine einzige versäumten. Da hat man gleich ein Beispiel an dem Erdmännchen, welches in Dangstetten wohnte, einem Dorfe, das von Zurzach durch den Rhein geschieden ist. Sobald dieses die Glocke zur Mette läuten hörte, lief es in aller Finsterniß hinab zum Flusse, der aber damals, wie eben heute auch noch, ohne eine Brücke war, schnallte sich am Ufer ein paar Schuhe an, die vornen und hinten geschnäbelt waren und das Aussehen eines kleinen Weidlings hatten, und damit lief es so blitzgeschwind übers Wasser hinüber, daß wenn der Zurzacher Chorherr und sein Ministrant eben zur Sakristei heraus an den Altar gieng, auch unser Erdmännchen richtig in seinem Kirchenmantel drinnen stand. Und daß da gar keine Scheinheiligkeit mit im Spiele war, das konnte man ganz genau an jenen andern Zwergen sehen, die zu Kadelburg wohnten. Denn dieses Dorf ist noch viel weiter von Zurzach entfernt, die dortige Zwergenhöhle liegt noch dazu hoch droben über den letzten Kadelburger Weinbergen; und wenn man da im Winter über diese Felsen voll Schnee und Glatteis herabgeklettert und glücklich über das Wasser gekommen ist, muß man erst noch den Wald und das Feld der ganzen, langen Almende durchlaufen, bis man endlich die Thürme des Marktfleckens zu Gesicht bekommt. Da galt es also aufpassen, daß man nicht verschlief, daß man im Winter schon vor fünf Uhr Morgens herausgieng, am Glatteis nicht glitschte, in den Schneewehen nicht versank und in der bitteren Kälte nicht erfror, um pünktlich um sechs Uhr beim Anfang des Gottesdienstes im Stift einzutreffen. Und wie schwer und hart waren damals noch die Bußen, wenn so ein schwaches kleines Wesen etwas in seinen Pflichten versäumte oder verfehlte. So hatte das Kadelburger Erdmännchen, um sich das Heruntersteigen von seinen Felswänden zu erleichtern, einmal einen Rebstickel im Weinberge ausgezogen, und kam auf seinem Kirchgange damit ans Ufer anmarschiert. Als er hier wie gewohnt auf seinen angeschnallten Schnabelschuhen den Rhein überschreiten wollte, sank der arme Teufel unter. Dies war die Strafe für seinen begangenen Feldfrevel. Seit dieser alten Ge-

ſchichte hängt oben am Gewölbe der Zurzacher Stiftskirche ein künſtlich geſchmiedetes Schiffchen. (Karl Schmid von Zurzach.)

Dem Weſen allgegenwärtiger Götter entſpricht es, daß ſie beflügelten und beſchwingten Fußes gedacht wurden; ſo Hermes, der Götterbote. Der Eddiſche Gott Loki, Sinnbild der milden Frühlingswärme, beſaß ein paar Schuhe, mit denen er raſch durch Luft und Waſſer zu ſchreiten vermochte. Dagegen hatten Iwalds Söhne, welche kunſtfertige Schmiede waren, dem Gotte Freyr das Schiff Skidbladnir geſchmiedet, welches alle Aſen zuſammen mit ihrem Heergeräthe an Bord nehmen konnte, gleichwohl aber ſich zuſammenfalten und wie ein Tuch in die Taſche ſtecken ließ. Auch im Volksmärchen klingt eine Erinnerung nach an ſolche Waſſerſchuhe. Der König will ſeine Tochter nur demjenigen verheiraten, der ein Schiff macht, welches zu Waſſer und zu Lande fahre. Nun kann ſie von den drei Brüdern weder der Schreiner bekommen, noch der Ebenholzarbeiter, ſondern derjenige allein, der ein Holzſchuhmacher iſt. J. W. Wolf, DMZ. Nr. 25.

11) Der Schwertſeger.

Ein Dorfſchmied, ein tüchtiger Meiſter in ſeinem Handwerke, verſtand beſonders gute Degenklingen zu machen und bekam dafür ſo viele Beſtellungen, daß er ſich mehrere Geſellen halten mußte. Nun war es ihm ſeit einiger Zeit aufgefallen, daß ſolche Klingen, die er des Abends unfertig auf die Seite gelegt hatte, am folgenden Morgen, betrat er auch noch ſo frühzeitig die Werkſtatt, aufs feinſte und ſchönſte vollendet da lagen. Anfangs meinte er auf einen ſeiner Geſellen rathen zu müſſen, denn wie er ſelber freundlich war beim Geſchäfte und gegen Leiſtungen freigebig, ſo ſchaffte ihm auch mancher Burſche ungeheißen über die Zeit. Allein derlei Vermuthungen halfen diesmal nicht auf die Spur, und er paßte daher Nachts von ſeinem Kammerfenſter aus, das in die Werkſtatt gieng, dem unbekannten Arbeiter auf. Da erhellte ſich denn wie mit einem Schlage plötzlich die ganze Schmiede, der Blasbalg knarrte, die Eſſe loderte, und ein winzig kleines Männchen hämmerte dermaßen am Ambos, daß die Funken in alle Winkel fuhren. Im Augenblick war ein blankes Schwert geſchmiedet, nun kam das andere, das dritte, ein ganzer Bündel Klingen wurde fertig; dann legte das Männlein alles ordentlich zurecht und verſchwand. Plötzlich ſtand der Blasbalg ſtill, die frühere Stille und Dunkelheit herrſchte wieder. Der Schmied brauchte Zeit, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, als er gleich darauf mit dem Licht in der Hand hereintrat und die neuen Schwerter blank und fein auf der Werkbank liegen ſah. Gerührt

ſann er in ſeinem guten Herzen nach, wie er dem Männchen dieſen Dienſt lohnen müſſe. Denn nun erſt wurde es ihm deutlich, warum ſich der Abſatz ſeiner Waaren in Kurzem verdoppelt, ja verdreifacht hatte, ſo daß ſein geringes Spargut ſchon zu einem ganz anſehnlichen Vermögen geworden war. Er ließ daher den Meiſter Schneider kommen und befahl ihm einen niedlichen Schmiedhabit aufs feinſte und allerbeſte zu machen, ganz aus ſchwarzem Sammet und überall mit Gold ausgeſchnürt. Das Kleid war fertig, der Schmied legte es nach Feierabend auf die Werkbank, hieng ein Spiegelein dazu an die Wand und verbarg ſich wiederum hinter ſein Kammerfenſter, durch das er beim erſten Mal zugeſchaut hatte. Dann erhellte ſich abermals plötzlich die Werkſtatt und wieder trat der Kleine ein, um friſch hinter die Arbeit herzugehen. Da traf er auf das Sammetkleid mit den Goldſchnüren, nahm's, zog es an, beſchaute ſich im Spiegel hin und her mit lächelndem Wohlgefallen, ließ die Klingen liegen und verſchwand. Nie mehr iſt er ſeitdem zurückgekommen. Den Schmied aber gereute ſeine Freigebigkeit gleichwohl nicht, denn ſchon beſaß er durch die Hilfe des Kleinen einen ſolchen Wohlſtand, daß er ſich und die Seinigen für immer verſorgt wußte. (Karl Schmid von Zurzach.)

Ein waffenſchmiedendes Erdmännchen im Jura des Bezirkes Brugg iſt nun zum bloßen Meſſerſchmied geworden. Es ſitzt auf der Zwinggrenze zwiſchen den Dörfern Schinznach und Veltheim, die von einem Bächlein gebildet wird, bei einer kleinen Brücke und hält ein blankgeſchliffenes Meſſer. (Erwin Haller von Veltheim.)

Dem griechiſchen Alterthume hatten die Idäiſchen Daktylen als ein Hundert fingerlanger Kunſtſchmiede gegolten, die auf dem Berge Ida ihren Wohnſitz hatten und durch einen in den dortigen Wäldern ausgebrochenen Brand, wie Clemens angiebt (Strom. I, pag. 420) auf die Entdeckung der Eiſenminen und die Bearbeitung des Erzes geführt wurden. Der ſchwediſche Bauer nennt jedes gute biegſame Schwert eine Zwergenklinge; er denkt dabei an den ſagenberühmten Waffenſchmied Wieland (Vaulundr) und an deſſen ausdauerndes Schwert Mimering. Nach dieſem Helden heißt ein Diſtrict in Schonen der Wielandsbezirk und führt in ſeinem Wappen Hammer und Zange. Afzelius, Schwed. Sag. I, 127. 129. Von jenen Zwergen, die aus dem hannoverſchen Perlberge auswanderten, blieben viere ſo lange noch im Lande zurück, bis die Menſchen ihnen die Hauptkünſte abgelernt hatten: Ein Schmied, ein Bäcker, ein Schuſter, ein Schneider. Unter dieſen wurde der Schmied 160 Jahre alt. Colshorn, Märch. u. Sag. S. 164. In den walloniſchen Landen findet man in den Wäldern oft Reſte von alten Schmiedeſtätten, die das Volk den Zwergen (nutons: Däumlinge, Pygmäen) zuſchreibt und Zwergenſchmieden nennt. J. W. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 481. Noch andere Anhaltspunkte und Namen für dieſen

Mythenkreis finden sich: Aargau. Sag. I, S. 364—366. Nach der Meinung unseres Landvolkes sollen die in den Bergäckern haufenweise liegenden Belemniten vor ihrer Versteinerung Steinkohlen gewesen sein und den Zwergen gedient haben; sie heißen in der Mundart Teufelsfinger und Galätzelstein. Letzteres ist verkürzt aus Galitschenstein, Vitriol, aber es entspricht dem Namen des Teufels, welcher Lätzel genannt wird. Weinhold, Schlesisch. Wörterb. 25. 55. Solche Kohlen nun vertheilt der Zwerg in den nachfolgenden Sagen. Als der finnische Gott Wäinämöinen die Erde geschaffen und der schlanke Knabe Sampsa sie besäet hatte, wuchsen die Bäume hundertwipfelig empor, so daß die Sonne nicht mehr in den Boden dringen und der Ackersame nicht aufgehen konnte. Da kam ein Zwerglein aus dem Meere, von der Höhe einer Weiberspanne und der Länge eines Mannsdaumens. Mit dem Beil, das er trug, erreichte er nur die Höhe eines Rinderfußes. Aber aus Kupfer war dieses Zwergleins Beil, aus Kupfer sein Leibgurt, sein Handschuh, sein Stiefel und Hut. An sechs Kieseln wetzte er sein Beil, als wären's sieben Schleifsteine, und mit drei funkensprühenden Hieben hieb er den Baum der hundert Wipfel um. Dies Zwerglein war das damals noch namenlose Erz. Schiefner's Kalewala, Zweite Rune.

12) Ausgelohnte Zwerge.

Das kleine Dorf Bübliken, zwischen Mellingen und Wolenschwil seitwärts auf einer Anhöhe gelegen, hat seit dem schweizerischen Bauernkriege, welcher gerade hier sein Schlachtfeld sich wählte, keinerlei Heimsuchung mehr zu erleben gehabt. Und so ist es auch in seinem Aeußeren ziemlich unverändert geblieben. Von seinen sieben und dreißig Wohnhäusern sind nur erst neunzehn mit Ziegeln gedeckt, die übrigen sind noch Strohhütten. In einem solchen, das zum Dame (Domian?) genannt wird, haben die Zwerge unter dem Boden des Roßstalles gewohnt und des Bauern Rosse herkömmlich besorgt; sie wußten ihnen Mähne und Schwanz prächtig zu zöpfen. Weil sie splitternackt waren und zur Winterszeit hart froren, ließ ihnen der Bauer Zwilchkleider machen, und seitdem sind sie aus dem Hause und aus der Gemeinde für immer fort.

Als der Schwertfeger den dienstfertigen Zwerg über Gebühr, wenn auch in bester uneigennütziger Absicht, beschenkt, bleibt derselbe auf immer aus. Zu denjenigen Sagenparallelen, die über die „ausgelohnten Zwerge" in den Aargau. Sag. I, Nr. 201 und S. 255 als Erklärung dieses Charakterzuges angeführt sind, gehören noch folgende. Das Kabeutermanneken, im Kempenerlande, welches auf der Mühle um ein tägliches Butterbrod arbeitet, kommt nicht mehr, als es zu seinem Butterbrode auch Höschen und Jäckchen bekommen hat. Wolf, Nld. Sag. Nr. 479. Die dänische Hausfrau, die in ihrer Truhe einen ganz außerordentlichen Vorrath seinen Mehles unbegehrt vorfand, bemerkte endlich, daß ihr ein kleiner Hausgriß die Kiste damit aufs sleißigste anfüllte, der übrigens

mit einem zerlumpten Graukittel bekleidet war. Sie nähte ihm einen schönen neuen und legte ihn auf den Rand des Mehlfasses hin. Der wiederkehrende Hausgeist zog ihn alsbald an und gieng wieder an sein Mehlsichten. Als er aber bemerkte, wie das Mehl staubte und sein Kleidchen bedeckte, warf er das Sieb hin und sprach:

Der Junker ist geputzt,
Der Mehlstaub beschmutzt,
Mit dem Sichten ist's verbei!

Afzelius Schwed. Sag. 3, 175 fügt diesem Geschichtchen das erklärende Sprichwort bei: Ein geputzter Knecht macht einen armen Dienstherrn. — Als das Wilde Männlein zu Conters in Graubünden sich ebenso mit hübschen Kleidern ausgelehnt sieht, spricht es hochmüthig (bei Vernaleken, Alpensag. 213):

Was wett au so na Heidlemann
Meh mit den Kühen z' Weidete gan!

13) Kohlen in Gold verwandelt.

In Dangstetten, am rechten Rheinufer, lag eine arme Wittwe im Siechthum, das Spinnen ihrer fleißigen Tochter brachte nicht einmal so viel Geld ins Haus, als allein die Arzeneien kosteten, und dazu kam eben noch die große Plage verlassener alter Frauen, ein äußerst strenger Winter. Die Tochter war eines Tages weit in dem Wald hinaufgestiegen um ein Bündelein dürres Leseholz, da stand mit einem male ein Männlein unter den Tannen, das gar freundlich drein sah. Es hatte ein grünes Röcklein an, dazu Kniehosen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Silberschnallen, aber auf dem Kopfe trug's einen so überaus großen Dreiröhrenhut, daß man sich hätte fürchten mögen. Doch dazu ließ es der Kleine gar nicht kommen. Heb die Schürze dar, sprach er artig zum Mädchen, dies da gehört für die Mutter, hab Sorge dazu und brings gut heim, es hilft gegen Kälte, Hunger und Schwindsucht. Damit warf er ihr drei glühende Kohlen in die Schürze und war verschwunden. Das Mädchen fürchtete sich nicht mehr, als sie sah, daß die Kohlen ihr das Kleid nicht versengten. Sie nahm ihr Bündelein Leseholz auf den Kopf und sprang damit heim. Als sie da vor der Mutter die Schürze aufthat, lagen drei rothe Klümpchen Gold drinnen. Noch schneller sprang nun das gute Kind nach Zurzach in den Flecken hinüber zum Arzte, den sie schon lange aus Armuth nicht mehr hatte holen dürfen. Und der stellte denn auch die Mutter gar bald wieder her. (Karl Schmid von Zurzach.)

14) Silberne Eiszapfen.

Ein bejahrter Mann aus dem Dorfe Reckingen, Bezirks Zurzach, erzählt folgendes aus seiner Nachbargemeinde Böbikon, im Bezirke Zurzach.

Das Böbikoner Wiesenthal verliert sich zuletzt zwischen steilen Felsen, durch deren Kluft der Kreuzlibach geht. Oben im Gestein glaubt man noch einige Mauertrümmer zu bemerken und nennt sie das Schlößlein Grünenfels. Zu Anfang unseres Jahrhunderts gieng einmal ein Bursche aus Böbikon den selten mehr betretenen Pfad oben durch diese Felsen- oder Burgtrümmer und gelangte unvermuthet zwischen dem Gestüfte in eine unterirdische Grotte hinab, von deren Decke die allerschönsten Eiszapfen herunter hiengen. In der Bestürzung über dieses fremde Wunder entlief er, erzählte aber seine Neuigkeit frisch den Kameraden daheim. Diese jedoch schalten und höhnten ihn über seine Verzagtheit. Du Narr Du, sagten sie, solche Eiszapfen sind eitel Silber! Hättest Du Deinen Schuh, oder sonst was aus Deiner Tasche, ein einziges Bröselein Brod in die Grotte hinein geworfen, so hättest Du da einen ungeheuren Schatz heben können. (Oberlehrer H. Herzog in Aarau.)

Eine Sage über dieselbe Localität, an welcher die Zwerge Silberzapfen verschenken, ist erzählt und erklärt: Aargau. Sag. 1. Nr. 192 und S. 348.

15) Die Walchwiler Zwerge beim Schweinefleisch.

In den Felsen und Klippen der Almende des Zugerdörfleins Walchwil haben ehemals die Bergmandli gewohnt, welche den Leuten bald Schutz- bald Plaggeister waren, je nachdem man sich ihr Wohlwollen oder ihren Haß zugezogen hatte. Sie wären zwar äußerst klein von Gestalt, aber von besonderer Körperstärke, erkletterten blitzgeschwind die Bäume, verschwanden pfeilschnell in den Abgründen, waren in verschiedenen Handwerkskünsten wohlerfahren, konnten das Feuer besprechen, Krankheiten heilen und besaßen Gold, Geld und Edelsteine, ohne daß sie selber was davon brauchten. Die Männer waren von Farbe schwarzbraun, die Weiber aber um so schöner. In ihren Ehen lebten sie gar zärtlich. Als das Weibchen, das in dem Tobel der Kalten Hölle wohnte, einem Gestüfte auf der Almende, ins Kindbett kommen sollte, holte ihr

Mann die Hebamme aus Walchwil herbei und füllte dieser dann dafür die ganze Schürze voll Kohlen. Die etlichen, die sie davon mit heimbrachte, hatten sich Tags darauf in Edelsteine verwandelt. Geizige Leute verfolgten sie aufs bitterste, so zum Beispiel jenen Bauern, der ihnen bei der Metzelsuppe nicht einmal genug Schweinefleisch vorsetzte. Sie hatten ihm einen Kunstgriff beim Schweinesengen gezeigt, aber schon beim nächsten Schweineschlachten zündete sich der Bauer damit sein eignes Haus an. Dem Freigebigen dagegen brachten sie den Segen Gottes in allen Dingen, und man hielt schon einen solchen Mann für glücklich, dem sie im Sommer heuen halfen. Sie verrichteten nemlich solcherlei nicht nur mit besonderem Geschick, sondern es kam damit Fülle und Gedeihen in Scheune und Stall. Aber die Leute wurden in solchem Glücke endlich zu übermüthig und kränkten die Bergmännlein, und seitdem diese fortgegangen sind, ist auch die goldene Zeit aus dem Dorfe gewichen. Nun kommt es Vielen zu ärgerlich vor, daß das Glück in der guten alten Zeit dagewesen sein soll und heute gar nicht wieder kommen will, wo man doch um so viel gescheidter ist. Sie läugnen darum die ganze Geschichte und behaupten: diese Bergmännchen seien nichts anderes gewesen als braune Zigeuner, die ehemals bandenweise beim Zuger Landvolke sich umhertrieben als Keßler, Hufschmiede und Kleinmetzger und durch ihre Verschmitztheiten in den Ruf von Zauberern kamen. Allein die Großältern jetzt lebender Greise erinnerten sich, die Erdmännchen selber gesehen und noch neben ihnen im Felde gearbeitet zu haben. Das Heilbad im Dorfe Walterswil mit seiner kalten und seiner warmen Quelle gehörte damals noch den Zwergen, und daher rühren auch die Benennungen dortiger Wege und Plätze: Heidengaß, Heidenstube, Herdmandliloch. Am Eingange dieser letztgenannten Höhle findet sich rechter Hand sogar eine Art Felseninschrift; es sind vier Linien wunderlicher Charaktere, welche man theils für eine noch unerklärte Inschrift, theils für ein bloßes Naturspiel hält. (Fidel Villiger von Cham, Kant. Zug.)

Das lebhafte Verlangen der Zwerge nach Schweinefleisch, besprochen in den Aargau. Sagen I, S. 337, deutet auf jene Periode der Urzeit zurück, da das Schwein vorzugsweise oder allein das Stallthier ausmachte und die Kuh noch nicht gehalten war. Die Ausgrabungen in den sogenannten Zwergenlöchern ergeben eine große Menge Knochen wilder und zahmer Schweine, nie aber auch solche von Rindern. Es ist daher den Sagen geläufig, Zwerge auf Schweinen einher reiten zu lassen. In der Edda verfertigt der Kunstschmied Sindri den Goldeber Gullinbursti, indem er dazu eine Schweinshaut in die

Eye legt. Ein Sprichwort der Inselschweden heißt: Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Schrat zu einem gesengten Metzelschwein. Kuhn, Nordd. Sagen 2, 131 Nr. 28. Weil die Zwerge mit mehren helfen, so müssen sie sich auch aufs Einsalzen des Fleisches verstehen, und so erscheinen sie als die ältesten Salinenleute: Aargau. Sag. 1, Nr. 224. Im Salzgebirge entstehen durch das Auslaugen des Salzes innere Höhlungen, die soweit gegen die Oberfläche hinaufreichen, daß die Decke einbricht. Solcherlei theils bergmännisch angelegte Einkwerke, theils willkürlich entstandene Einsenkungen nennt man Pingen. Der Oberpfälzer aber nennt diese um Hairisch Veldurg und Heman häufig sich zeigenden Bodenvertiefungen Felsengriengruben und hält sie für Löcher von Zwergen und Wichteln. Schriftl. Mittheilung von Minist. Secretair Gräßer in München. Daß dieselbe Meinung hierüber auch im Aargau gilt, zeigen die Erzählungen: Teufelsloch auf der Neuburgerhalde, und die Erdhiberli, in deren Höhle ein steinernes Salzfaß aufgefunden wird.

16) Die Zwergenkuh im Chraitel.

Der Bornberg, der sich von der Stadt Aarburg bis zur Stadt Olten am linken Aarufer entlang zieht, zeigt oben in seinem klüftigen Kamme eine so große Höhle, daß man sie vom Thale aus weithin genau unterscheiden kann. Sie heißt das Herrenloch und war vormals die Wohnung der Herdmännli gewesen. Diese winzigen Männlein waren von Gestalt und Gesicht schmuck und hübsch, und mit ihren kleinen blitzenden Augen konnten sie den Leuten bis ins Herz hineinschauen. Dazu waren sie heiteren Muthes, halfen am Lande bei aller Feldarbeit, wurden dafür auch bei keiner Sichellöie oder Flegeltrecke vergessen, sondern vom Bauern zu derlei Mahlzeiten herkömmlich eingeladen, und wenn sie da bis zum Abend Alles mit ihren Kunststücken erheitert hatten, und es zum Heimgehen kam, beschenkten sie noch den Gastherrn und Jeden im Hause bis auf die Dienstboten hinab besonders. Und so war und blieb denn zwischen ihnen und den Leuten Alles lieb und gut, bis die weltbekannte Neugier des Weibervolkes diese Freundschaft aufhob. Denn da waren zwei Aarburger Mädchen, die stach ihr Wunderfitz gar zu sehr, und sie fanden alles auf der Welt begreiflich, nur allein dies eine nicht, warum doch diese guten Männlein mit ihren Mäntelchen und langen Röcken beständig die Füße bedeckt hielten. Darum kletterten sie den Berg hinauf, fiengen da an, den Felsenpfad, der vom Herrenloche in den Wald aufwärts geht, mit Chrüsch (crusca, Kleie) zu bestreuen und versteckten sich dann lauernd in den nächsten Busch. Es dauerte gar nicht lange, so kamen alle Erdmännchen zur Höhle heraus-

gegangen, vertraut und paarweise wie Schulkinder, um miteinander zu spazieren. Aber was sahen nun die Mädchen! Nichts als lauter spindeldünne Ziegenfüße, die trippelten und wateten in der Kleie herum, und die Mädchen mußten darüber in ein helles Gelächter ausbrechen. Dies verdroß die Männlein so sehr, daß sie auf der Stelle verschwanden und hier nie wieder angetroffen worden sind. Sie giengen nun vom linken Ufer der Aare über die Ölmer-Brücke auf das rechte herüber, wo jenseits des Städtchens damals noch die Geisfluh lag und in ihr ein hohler Felsen, welcher die Heidenküche hieß. Hier meinten sie, es besser getroffen zu haben. Allein bald wurde in Folge der Eisenbahnbauten diese ganze Ackerzelge ebengelegt und zugleich der Felsen mit weggebrochen. Also mußten sich die Zwerge nun zum Drittenmale eine ruhige Heimath suchen und wanderten von da weg wiederum bergan zu dem Bauernhofe Ghraitel (Krähenthal), der am Fuße des Engelberges zwischen den zwei Heilbädern Walterswil und Lauterbach liegt. Dieser Hof, zur Solothurner Gemeinde Rothacker gehörend, ist heute noch eine Einöde oder ein sogenannter Steckhof, nur aus zwei Häusern bestehend. Hinter demselben liegt gegen den Wald hin ebenfalls eine Felshöhle, die abermals denselben Namen Heidenküche hat, und in dieser schlugen nun die Zwerge ihre Wohnung auf. Sie waren auch hier anfänglich umgänglich und dienstbereit; die Art aber, wie sie sich dafür bezahlt machten, gefiel den Leuten nicht auf immer. Sie schnitten nämlich jede Nacht einer andern Kuh des Bauern ein Stücklein Fleisch aus dem Leibe und brieten sichs. Dies aber schadete nicht etwa dem Thiere, sondern eine solche Kuh wurde darüber immer fetter und bekam ein ganz herrlich glänzendes Fell. Nur ein kleiner Flecken in der Haut deutete die Schnittstelle an und machte sich durch das Haar bemerkbar, dessen Strich hier nach rückwärts lag.

Aber im Stalle des jetzigen Hofbauern ist kein solch glänzendes Stück Vieh mehr zu sehen; und wer da auf diesen Unterschied zwischen einst und jetzt bescheiden anspielt, dem erwidert der Mann trocken: schon zu seines Großvaters Zeiten seien die Zwerge in der Heidenküche immer stiller und zurückgezogener geworden und müßten wohl längst gänzlich verschwunden sein. (Mitgl. Schenker von Däniken, Kant. Solothurn.)

Die deutschen Götter besitzen Wunderthiere, deren Milch unerschöpflich ist, deren Fleisch, noch so oft verspeist, immer wieder nachwächst. Der Eber Sährimnir steht täglich gekocht auf der Tafel der Unsterblichen, und täglich in

er wieder heil und ganz. Doch diese Einbedingung scheint dabei angenommen gewesen zu sein, daß man des Thieres Haut und Knochen nicht mitverzehre. Gott Thorr, auf seiner Fahrt Abends im Bauernhause einkehrend, schlachtet da seine beiden Wagenböcke zum Mahle; der mitessende Bauernsohn schlürft gierig einen Röhrknochen aus, und des Morgens darauf hinkt einer der beiden Böcke beim Anspannen. Dieser Sagenzug ist sowohl in den Aargau. Sagen (I, Nr. 48, 49 und Zeite 383) wie auch von J. W. Wolf (Beiträge 1, 89. Zeitschrift f. Mythologie 1, 214) mehrfach nachgewiesen und namentlich an der angelsächsischen, irischen und niederländisch-friesischen Heiligengeschichte aufgezeigt. Das gewirkte Wunder erstreckt sich anfänglich nur erst auf die Jagdthiere und es wird der Reihe nach erst Hirsch und (Stein-) Bock genannt; dann treten in den weiteren Erzählungen, statt der wilden, die Hausthiere hervor, wie sie dem Menschen unterthan wurden: Ziege, Schwein, Kuh, Ochse, Kalb und Roß. Der Unterschied verbleibt, daß in der nordischen Fassung dieser Sage häufiger das Schwein, dagegen in der südteutschen vorzugsweise die Kuh genannt zu werden pflegt. Während also im dänischen Märchen (bei Grundtvig) dem Schweine ein Stück Fleisch angeschnitten wird und alsbald wieder nachwächst, schlachten in den Tiroler-Alpen die Zwerge des Bauern Kalb, das dann am andern Tage gleichfalls wieder lebendig und ganz dasteht bis auf jenes eine Stückchen Fleisch, von welchem der Bauer selbst gegessen hatte. Vernaleken, Alpensag. Nr. 131. Auch in der indischen Mythe scheint dieselbe Tradition bekannt gewesen zu sein. Von den seligen Geistern Nidhus heißt es, daß sie den Göttern wunderbare Kleinode und darunter die wiederbelebte Opferkuh geschmiedet hätten. Ein Preisgesang zu Ehren dieser Kunstschmiede sagt: Aus der Haut habt ihr die Kuh durch eure Kieder hervor gehen lassen, aus einem Kessel machtet ihr ein anderes Roß! Mannhardt, German. Mythen, 42.

17) Ende der Genossame zu Waldhausen.

Der Schanzenberg, der vom Kaiserstuhler Rheinthale sanft ansteigend stundenweit in das Zürcherische Bachsee-Thal hinüberreicht und dorten steil abfallend die Grenze des Aargauer- und Zürcherlandes bildet, war ehedem der gemeinsame Weideberg einer Hangenossenschaft gewesen, von der nun nichts weiter mehr als die geschichtliche Erinnerung übrig ist, die sich an drei getrennte Bauernhöfe knüpft. Das ist der Hof Thalmühle, nun Zürcherisch, und der Hof Hägelen auf aargauer Boden, jedoch beide im Zürcher Dorfe Bachs pfarrgenössisch; der dritte ist der Bergweiler Waldhausen, jetzt der aargauer Gemeinde Fisibach zugetheilt, alle drei im Bezirke Zurzach. Bei dem letztgenannten Weiler steht noch die Ruine der Adelsburg, in deren Twing einst diese Freihöfe lagen; sie wurden von einander getrennt, als der adelige Hofbauer von Waldhausen so viele seiner Güter an das Stift St. Blasien im Schwarzwalde verschenkte, daß dieses aus ihnen die Probstei

Wislikofen errichten konnte. Aber auch diese gieng wieder ein, und rings um das noch vorhandene leere Probsteigebäude auf seinem Hügel droben hat sich ein eignes Dörflein Wislikofen angebaut. Noch eine Reihe anderer Höfe ist vorhanden, die zu den vorigen gehörten und noch gehören: Mühlebach, Bauernmühle, Lochmühle, Goldenbühl, Belchen, Böbikon, Imberg, Rütihof, Hasle. Sie alle haben sich eines gleich hohen Alters zu berühmen und wissen ihre Geschichte nicht blos auf die Tage der Ritter und Aebte, sondern bis auf jene Urzeit zurückzuführen, da noch die wohlthätigen guten Bergmännchen den Landstrich bewohnten. Diese hatten ihr Haus ganz in der Nähe der Thalmühle, in der großen Felsenwand des jäh abstürzenden Schanzenberges. Vom Thale aus sieht man in der Flub die Erdmännchenhöhle wohl, doch niemand weiß, wie weit sie sich nach innen verzweigt, denn sie ist keinem zugänglich, als nur den Raben, die da brüten und schaarenweise ein und ausfliegen.

Als die Bergmännchen da droben wohnten, war ein solches Wohlleben im Lande, daß man jetzt noch davon erzählen hört. Kam der Mäher des Morgens auf die Matte, der Pflüger auf den Acker, der Schnitter ins Aehrenfeld, siehe, da fand er die Arbeit oft halb, oft schon ganz gethan. Der Fuhrknecht sah am Morgen die Rosse gestriegelt und gefüttert, die Magd ihre Wäsche herausgewaschen und zum Bleichen in die Sonne gelegt, der Bäcker den Teig geknetet und schon in den Ofen geschoben, und dem Müllersknecht wurde die Nacht durch regelmäßig das Korn aufgeschüttet, ohne daß er sich umzudrehen hatte. Da brauchte der Fuhrmann nur anzuspannen, der Bäcker nur zu verkaufen, und Knecht und Magd konnte manches Stündchen länger schlafen, ohne daß einem was am Lohne abgieng. Die Leute waren aber auch erkenntlich für solche Hülfe. Die Bergmännchen bekamen manchen hübschen Becken, sie durften manchen vollen Krug Most oder Wein mit forttragen, um ihn leer wieder zu bringen. So weit gieng das gute Einvernehmen gegenseitig, daß die Erdmännchen auch da und dort zu Stubeten kamen und den Kindern allerlei Spielzeug und Naschwerk mitbrachten. Auch ihre Neckereien waren artig und überraschend. Wenn ihnen ein Kind zu begehrlich entgegen sprang, sagten sie: Mach die Hand auf und die Augen zu und nun trags hinter in den Stubenwinkel! Das Kind that so, und obwohl es dabei sah, daß es nichts anderes als eine kleine Kohle bekommen hatte, schwieg es doch aus Scheu und kroch still ins Bette. Aber

wenn es am Morgen die Kohle nehmen und zum Fenster hinaus werfen wollte, fand es einen Edelstein, der von nun an sorgfältig aufbewahrt, oder in einen Ehering gefaßt und oft bis auf die Neuzeit vererbt wurde.

Es hat jedoch von jeher unnütze Leute gegeben, die zur Unzeit über Alles nachgrübeln müssen, und zu diesen gehörte auch der junge Thalmüller. Wenn die Bergmännchen Abends bei ihm eintraten in langen Mänteln, die bis auf den Boden reichten, konnte er ihre Füße niemals zu Gesicht bekommen, ja sie thaten, als ob sie gar keine hätten, so leicht und geräuschlos war ihr Gang. Der Anschlag, den er nun ersann, gelang ihm freilich, jedoch bloß zu seinem eignen Schaden. Bevor die Erdmännchen wieder zu ihm kamen, hatte er Hausgang und Stubenboden bereits mit Mehl bestreut. Als er dann das Licht nahm und damit herum zündete, entdeckte er allerdings überall nur Spuren von Gänsefüßen. Aber ein solcher Mißbrauch des schönen feinen Mehls, der lieben Gottesgabe, sollte ihm schlecht bekommen. Von Stund an blieben die Männchen aus und mahlten ihm kein Mehl mehr, ja als er mit kommendem Frühjahr sein Vieh wie sonst auf den Schanzenberg zur Weide trieb, verlief es sich und stürzte über die steile Felswand zu todt. Niemand zweifelte damals daran, daß der Zorn der Bergmännchen das Unglück angestiftet habe, und ein jedes Kind, das die Felsen dorten kennt, weiß noch heut zu Tage davon zu erzählen. Die Erdmännchen sind ausgewandert, die Gaugenossenschaft hat sich zerschlagen, Ritter und Aebte haben die Höfe in Besitz genommen, zuletzt sind sie gar noch in zweierlei Religionen geschieden worden und nun auch an zweierlei Kantone vertheilt. (A. Schuhmacher v. Siglistorf.)

18) Das Goldloch auf der Schafmatt.

Ein Theil des Waldgebirges auf dem Jurapasse der Schafmatt heißt Rothholz. Da finden sich einige verlassene alte Erzgänge in den Schluchten. Eine derselben heißt Goldloch. Eine Goldader, so dick wie ein Sägebaum, soll den ganzen Berg durchziehen. Als ein Fremder sich von einem Erlisbacher Dorfknaben hier über den Berg führen ließ, sahen sie in der Röhre des Goldbrunnens, der bei dieser Höhle fließt, einen gelben Lappen aus purem Golde hängen. Das Wasser, sagt man, fließe im Innern

über Geld und ströme das Abgelöste fortwährend durch diese Röhre aus. Benachbart fließt der St. Laurenzenbrunnen beim gleichnamigen Bad an der Ramsfluh. In dieser letzteren haben die Erdmännchen ihre Wohnung gehabt. Wie sie dorten gehaust und gelebt haben, ist berichtet in den Aargau. Sag. Nr. 183. Folgendes soll ihre Auswanderung aus dem Gebirge veranlaßt haben. Ihrer zwei waren eines Tages nach Breitmoos an der benachbarten Solothurner Grenze in ein ihnen wohlbekanntes Haus gegangen. Die Hausfrau, eben mit Brodbacken fertig geworden, war nun an dem Wähenmachen, als die Zwei dem Hause nahten. Da rief eins der Kinder: Thut die Wähen weg, die Erdmännchen kommen! Darüber wurden jene so erzürnt, daß sie gar kein Haus mehr betraten. (Lehrer Jb. Roth v. Erlisbach.)

19) Zwergenrath an Mädchen.

Im Dorfe Remigen, Bezirks Brugg, kamen die Erdmännchen in ein bestimmtes Haus auf Besuch, in dessen Keller der unterirdische Gang mündete, von dem Erdmännliloch herabführend, das man noch droben auf dem Bützbergköpfli zeigt. Diese Besuche dauerten fort, so lange die Leute rechtschaffen, freigebig und friedfertig lebten. Als die Tochter des Hauses eben auf dem Wege war, um zum Tanze zu gehen, sagte ihr eins: Vreneli, blib du hübsch deheimen, me fuecht die guete Chüe im Stal und nid uf em Märit. (Lehrer J. Vogt in Remigen.)

20) Heidenhaus in Zuzgen.

Heidenhäuslein heißt man eine Felge im Gelände des Frickthaler Dorfes Zuzgen. Die Erdmännchen, die hier wohnten, pflegten den Bauern, die über Nacht den Pflug auf dem Felde stehen ließen, einen Kuchen sammt einem Messer drauf zu legen. Den Kuchen konnte man essen, das Messer mußte man liegen lassen. Nach einem solchen Frühstücke gieng das Tagewerk doppelt gut von statten und der Segen ruhte sichtbarlich auf dem Acker. Als der Bauer Kaister sich den unglücklichen Spaß machte und das Messer nicht mehr zurück gab, blieben die Erdmännchen aus, und die schöne Zeit der Kuchen war dahin. Man hat seit einem Jahrzehend auf dieser Felge zu verschiedenen Malen Heidengräber

aufgepflügt. Die vorgefundenen Gerippe waren groß, von gutem Zahnbau, mit kriegerischen Ohren bestattet, denn ein jedes hatte dreierlei Schwerter zur Seite liegen und am Ellenbogen des Einen fand sich ein sogenannter Nabel, eine eiserne schalenförmige Einfassung, die zur Schildbuckel diente. Zweierlei Lanzenspitzen aus Bronze und aus Eisen, Schnallen von verfaultem Riemwerk, und ein an beiden Enden zugespitzter Nagel von sechs Zoll Länge, in der Mitte mit einer Messingzwinge versehen, lagen dabei. (Lehrer Anz. Frisch in Zuzgen.)

21) Das Bruderhänschen auf dem Wiedereck bei Effingen.

Der Wiedereck ist ein Berg vom Fuße bis zur Krone mit Reben bewachsen; er liegt beim Dorfe Effingen im Frickthal. Der Effinger weiß, was es heißt, im Frühlinge Grund in diese Rebgelände tragen. Doch im Herbst wird der saure Schweiß zu süßem Moste. Die Krone des Wiedereck's ist mit einem jungen Buchenwalde bekränzt, aus welchem die Amsel ihr herrliches Lied ins Thal erschallen läßt und bisweilen ein saftiges Beerlein wegschnappt. Durch das Gesträuch schimmert eine Felsenwand, eine Höhle in ihrem zerklüfteten Jurakalk wird das Bruderhaus genannt; der Eingang gleicht einem offenen Thore. Vorsichtig dringen wir gegen fünfzig Fuß ins Innere, das sich allmählich verengert, zuhinterst tröpfelt beständig klares Wasser in zwei Tropfsteinschüsseln. Links glauben wir ausgehauene Vertiefungen wahrzunehmen, ähnlich einem Backtroge. Herabgefallene Felsstücke dienen uns als Bänke zur kurzen Rast. Wir bemerken in der Nähe in kleineren Höhlen Gerümpel. Es sind fette Dachse, die ihr Winterquartier einrichten. Das ist ein verlockender Ort für Wildschützen, wo sie aber oft magern Geldbeutel statt erwünschter Beute bekommen. Der Führer leitet uns durch einen zweiten Ausgang ins Freie. „Das ist das Bruderhänschen," antwortet er unserer noch nicht ganz befriedigten Neugierde. Also ein Waldbruder hat früher hier gehaust. Wirklich scheint die ganze Einrichtung dazu geschaffen zu sein. Eine ähnliche Höhle findet man auch bei Brugg, welche an den Einsiedler Berthold Strobel erinnert. Erdmännchen und Erdweibchen, sagen Andere, haben diese Höhlen bewohnt. Das waren winzig kleine, geheimnißvolle Wesen. Kein Mensch konnte sie näher beschreiben, im Augenblicke waren sie da und im Nu wieder verschwunden. Aber gute Geschöpfe müssen sie gewesen

sein; wer im Walde verirrte, den führten sie wieder auf den rechten Weg. Den hungrigen Arbeitern und Taglöhnern brachten sie Brod „z'Nüni und z'Abed." War die Arbeit bei anbrechender Nacht nicht vollendet, so machten sich die Erdweibchen daran und Morgens war sie fertig. Lag irgendwo ein Kranker, der ärztlicher Hülfe und pflegender Hände entbehren mußte, gleich waren die Erdweibchen da mit Tränklein, Tüchlein und Kanne; wurde ihnen ihr Geschenk nicht abgenommen, so gingen sie traurig fort. Sollte einem Bäuerlein Haus und Hof versteigert werden, so waren es die Zwerglein, die in der Nacht dem Bedrängten Geld zum Fenster hineinwarfen. Sie waren das Glück der ganzen Gegend. Wer aber mit dem Glücke sein Spiel treibt, verliert es. So erging es unsern Vorfahren. Sie fingen an, die Erdmännchen zu verhöhnen. Ein Wunderfitz wollte wissen, wie sie auch Füße hätten, denn das konnte man ihrer Röcke wegen nie sehen; daher streute er auf den Fußboden der Höhle Asche, und es zeigten sich Hahnenfüße. Von diesem Tage an aber waren die Erdmännchen und Erdweibchen verschwunden. (A. Büttler, Lehrer in Zeiningen.)

Die Zwerge sind besonders häufig mit Verfertigung von Schuhen beschäftigt oder zeichnen sich durch besondere Fußbekleidung aus. Wenn Grimm dies auf die metallschmiedenden Zwerge bezieht, da vom Metallschmiede der alte Handwerksname des Schusters Schuhschmied sich, so ist dies in vielen Fällen richtig, doch nicht überall anzuerkennen. Der Zwerg auf dem Berge Brancche trägt blechene Stiefel. Birlinger, Schwäb. Sag. Nr. 57. Zu den oben daselbst, Nr. 50 die guten Gesellen beschäftigt, dem Tuchscherer allerlei, was von Stiefeln und Schuhen unsichtbar macht der Bank liegt, über Nacht herkommlich fertig zu machen. Allen anderwärts dient dem Zwerg der Schuh als Längenmaß, in Mitte der Berg-Vergleichung und Symbol der örtlichen Ausdehnung. Der Bergsee Schmerle bei Oberau bringt durch seltsamen Geräuscher, den er in bestimmten Zeiten treibt, wie der Bergmännle Zwerg Stiefele, seinem Theile die heimde Gemeindewaldung zu. Sinnacht, Tirol. Z. N. Nr. 262. Die Zwerge sind Acker- und Grenzgottheiten, nach ihrem Antlitz bestimmt sich das Landmaß. Und wie es im Alten Testamente heißt „deiner Fußstapfen triefen von Fett" (Psalm 65, 12), oder wie wir von den reichen und guten Ernten in Stadt und Kernfeld sagen: da ist der Acker gesegnet, so drückt der Zwerge Fußspur dem Lande, in dem sie wohnen, und über das sie wandeln, den Fruchtsegen ein. Daher hört alles Segen mit einem Schlage auf, wenn man neugierig ihre geheimnißvollen Füße, oder ihre Fußstapfe in den vorgestreuten Sporen und Asche betrachten will.

22) Die Katharinenhöhle bei Inzigen.

Auf dem linken Ufer des Thalbaches, zwischen Helikon und Inzigen, erhebt sich der „Hänlig," ein Berg, dessen obere Höhe ein hübsches Fruchtfeld ist. Sein nördlicher, oft sehr steiler Abhang ist ein Buchenwald von vielen Kalksteinklüften und Höhlen durchzogen, die man für Wohnungen der Erdmännchen hält; die Sage weiß nichts als Gutes von diesen Dingerchen zu erzählen. Sie waren äußerst dienstfertig, treu, den Menschen sehr gewogen, arbeitsam bei Tag und Nacht, so daß die Bauersleute am Morgen, wenn sie das Feld wieder betraten, die reife Ernte geschnitten und die Aecker gepflügt fanden. Ja sie sollen den Landleuten oft sogar Kuchen an den Weg oder auf die Aecker gebracht haben. Nur mußte man die äußern zierlich gemachten Messerchen und Gabeln, sowie die reinlichen Schüsseln bei Seite stellen, damit sie dieselben wieder behändigen konnten. Diese Sage war so tief in viele Gemüther gedrungen, daß vor etlichen Jahrzehnden noch eine wohlhabende Bauersfrau von Helikon, Namens Katharina, auf die Idee gerathen war, in den Höhlen und unterirdischen Wohnungen der Erdmännlein müsse eine Art von Seligkeit und himmlischer Wonne herrschen. Eines Abends war die Frau verschwunden: Niemand konnte sich ihr Ausbleiben erklären. Es wurden vergebens Boten nach allen Richtungen ausgeschickt. Des andern Tags kam ein Bannwart oder Waldhüter und meldete, daß er in der Buchhalde in einer der Höhlen eine menschliche Stimme gehört zu haben glaube. Jetzt erinnerte man sich, daß die verschwundene Frau oft mit großer Vorliebe von jenen Höhlen erzählt hatte und wie es dort wunderschön zu wohnen sein müsse. Auf jener Stelle angekommen, hörte man nach langem Rufen ein klägliches Stöhnen aus der Tiefe, und man erkannte die Stimme der Frau. Eine Menge herbeigeeilter Menschen von Helikon und Inzigen mit Schaufeln und Picken fingen nun mit großer Vorsicht zu graben an, denn man konnte ihr nur mit Hinwegräumung des Schuttes von oben beikommen. Große Vorsicht war nöthig, um die unten Harrende nicht durch hinabrollendes Gestein vollends zu tödten. Ein großer Stein hatte sich unmittelbar über ihrem Kopfe verkeilt. In einer Tiefe von 30 Fuß traf man die Verlassenswerthe; auf dem Schooße trug sie noch Feuerzeug und Lichtstock, die sie von Hause mitgenommen hatte. Sorgfältig wurde

sie herausgehoben. In der Dunkelheit der Nacht war sie hier durch eine Felienspalte vorgedrungen, bis der Boden unter ihren Füßen wich und sie in die Schlucht hinunterrutschte. Sie war äußerst leidend und schwach und mußte auf einer Bahre nach Hause getragen werden, wo sie fünf Tage nachher den Geist aufgab. Seither ist dieser Ort die Katharinenhöhle genannt worden. (Ign. Waldmeyer in Walebach.)

23) Das Rennuhrbrod am Steigfeld.

Auf dem Wege von dem Bergdorfe Hettenschwil nach Lenggern, wo die Aare ihrer Mündung in den Rhein zugeht, hat man die Waldungen der Mooshalde und das quellenreiche Gehölz des Stubenbrünnli zu durchwandern, dann führt der Pfad auf das Ackerland des Steigfeldes und man ist einem bewaldeten Hügel gegenüber, in dessen Abhang die Höhle der Bremännchen liegt. Schwarzwälder, wie sie aus dem benachbarten Amte Waldshut auch jetzt noch in die Heu- und Kornernte auf den Taglohn ins Aargau herüber kommen, hatten einst wohl eine halbe Stunde nach Feierabend auf einem dieser Kornfelder fortgeschnitten und waren doch nicht fertig geworden; am folgenden Frühmorgen indeß, als sie wieder kamen, lag derselbe Acker bereits ganz geschnitten in Garben. Das sei eben das Nachtwerk jener Männchen, hieß es, die unter dem Steigfelde wohnten und nach der Abendglocke zur Feldarbeit herunter kämen, so oft ein Regen der Frucht oder dem Heu zu schaden drohe. Solches war dem Schwarzwälder Gesinde gar erwünscht zu hören, sie beschlossen sofort sichs zu Nutzen zu machen, und bestachen den Sigrist von Hettenschwil, daß er morgen eher als gewöhnlich die Abendbetzeit läute; damit sei ihnen ein heißer Tag verkürzt, die Zwerge würden die Arbeit schon fertig machen und man könnte diese Männchen dann einmal in ihrer wahren Gestalt betrachten. Nach Verabredung läutete der Sigrist am folgenden Tage die Abendglocke wohl eine Stunde früher. Eben erst hatte sich die Sonne hinter den Berg gelassen, es war noch heller Tag; da kamen die Männlein zusammen hervorgetrippelt und schauten nach allen Himmelsgegenden aus. Doch da war ringsum kein Wölkchen und kein Zeichen zu sehen, das auf kommenden Regen gedeutet hätte; und so, geblendet vom Tageslicht, giengen sie blitzschnell wieder in die Höhle zurück und haben sich seitdem nicht wieder täuschen lassen.

Wenn im Herbste das meiste Land schon gepflügt und besäet war, lag vielleicht ein einzelner Acker noch unbestellt dazwischen, weil dem armen Bäuerlein, dem er gehörte, sein Zugvieh erkrankt war. Da kamen sie in den Stall, fütterten und striegelten die Thiere, daß sie wieder gedieben, und nicht zufrieden damit, pflügten sie oft des Nachts dem Manne auch seinen Acker um. Ein andermal konnte es geschehen, daß er und sein Treibbube vom Morgen bis Mittag hinter dem Pfluge fand und Beide noch nichts als die längst verdaute Mehlsuppe im Magen hatten. Da trugen ihnen die Männchen das Neunuhrbrod aufs Feld, einen großgebackenen Waizen. Um diesen Kuchen für Zwei hübsch theilen zu können, brachten sie immer auch ein Messerchen mit, nicht größer als unsre Kindermesser sind, Hegel gebeißen, deren eines einen Kreuzer gilt. Mit solchen kleinen schwachen Klingen geht das Zerschneiden eines braungebackenen Speckkuchen gar langsam, und der Treibbube, der gierig nach dem Leckerbissen sah, sagte vorwitzig zum Männchen: Wenn ihr doch stets so schlechte Krappenstecher habt, so gebt uns die Waizen lieber ganz, wir werden sie schon in Frieden theilen, anstatt da die Zeit mit Zuwarten zu verlieren. Bedauerlich schaute das Männchen den Gesellen an und gieng hinweg. Woher nehmen sie aber auch ihre Waizen, fuhr der Bube fort, da sie ja kein Korn pflanzen? Und der Bauer erwiderte: Hast du denn nicht von den Schnittern gehört, daß in der Grute ein großer Theil unsrer Halme ohne Aehren ist, weil die Zwerge sie für sich abkuppen? Donner, sagte der Bube, da haben sie's leicht einem um neun Uhr einen Bissen Schleckwaare zu bringen, wenn sie die geschlagene Nacht das Korn vom Acker stehlen. Aber ich will noch heute mit dem Feldhüter Wache halten und den Dieben von meiner langen Schaafgeißel eins zu versuchen geben!

Kaum war dies Wort heraus, so hörte man den Scheuchenruf des davon gegangenen Gremännchens. Auf dies Zeichen sah man seine Kameraden rings aus den Fluren ihrer Höhle zuspringen, und seitdem scheinen sie die Gegend ganz verlassen zu haben.

Die Bemerkungen, welche S. 30—32 dieser Schrift über den Bilmeschnitt gemacht sind, finden in dieser Zwergensage eine augenfällige Bestätigung. Wo der Zwerg unter der Furche des Feldes wohnt, da dringt sein unterirrisches Schmiedeisen mit reißender Kraft in die drehen wollende Saat; so weit geht dann ein rothbrauner Brandstreifen durch die Matten, ein gelber Kornstreifen durch die Frucht, in der Breite einer Heerstraße, in der geraden Richtung einer Eisenbahn (vergl. Aargau. Sag. Nr. 113. 430). Nach einheitlicher Sage in

der Zwerg Tages der ausgesetzte Onkel Jupiters, und von ihm haben die Menschen die Weissagungskunst erlernt. Cicero De divinatione II, cap. 23 fügt bei, er habe Kindesgröße und Greisenklugheit gehabt. Unfern vom Sasqui pfinn (Fels, welcher weint) im Baatlander Thale von Thenay, oberhalb des Schlosses Chatelard, haben die Feen gewohnt und noch befinden sich dorten ihre Backöfen. Im Thälchen bei Ver wohnten sie auf der Stambmühle, la moulin de la pommière, es gab auch unter ihnen, der Ormonder-Sage zu Folge, solche von mohrischer Gesichtsfarbe. Man konnte sie durch hübsch bebänderte Schuhe anlocken. H. Runge, in der Zeitung Bund 1857, Nr. 230—234.

6.

Waschende Jungfrauen.

1) Die Rosenkranzjungfer bei Hägglingen (Freien Amt).

Han nennt man den rechtsliegenden Waldsaum an der Straße, welche von Hägglingen nach Wohlenschwil führt. Hier ist ein altes Kreuz aus Tannenholz aufgerichtet ohne einen andern Schmuck als einem altersschwarzen Crucifixbildchen, das im Mittelpunkte, wo sich die Balken schneiden, hängt. Der Querbalken ist beinahe vermodert, der Kreuzesstamm aber ebschon neuer, auch mehrfach ausgeflickt und nachgeflickt. Diese theilweise Erneuung rührt von einem habsüchtigen Bauern her, der das herrenlose Kreuz einmal wegschleppte, daheim den Stamm klein zu spalten anfieng und nach und nach in den Ofen warf. Damit aber hatte er sich eine Reihe von Ungemach ins Haus gebracht. Sein Leib verfiel und wurde schwach, als ob ihn Jemand Tag und Nacht geritten hätte, der Sturmwind drohte sein Haus niederzureißen. Er sah seinen Frevel ein, zimmerte zu dem noch unverbrannten Querbalken einen neuen Stamm und setzte das Kreuz wieder an den alten Straßenplatz zurück. Hier muß es dazu dienen, die Leute vor dem Geigenne der Rosenkranzjungfer zu behüten. Diese war einst ein Mädchen aus dem Dorfe Hägglingen und that ihrer Eitelkeit damit ein Genügen, daß sie sich in den Ruf besonderer Frömmigkeit zu setzen wußte. Sie trat an die Spitze eines solchen Jungfrauenvereins, den man Rosenkranzgesellschaft nennt, weil er durch eifriges Abbeten des Rosenkranzes die Jungfräulichkeit Mariä in ausgedehntere Verehrung zu bringen wünscht. Allein jenes Mädchen selbst lebte

keineswegs jungfräulich und als sie verzeitig Mutter wurde, tödtete sie ihr Kind und verscharrte es hier im Walde. An derselben Stelle wurde sie dann später hingerichtet. In schönen Gewändern, einen Blumenkranz im Haar pflegt sie hier sich sehen zu lassen; wer aber ihrer spotten will, der fühlt sich plötzlich wie gefesselt an den Füßen und mit kalter Hand in den Rücken geschlagen. Entrinnt er, so kommt er doch fieberkrank heim. (Laurenzius Berner von Häglingen.)

2) Das Müserifraueli in Maiengrün.

Der obere Theil der Waldung Maiengrün, zwischen Häglingen und Megenwil gelegen, wird Ofenholz genannt. In Mitte desselben führen die altüblichen Fußwege auf einen hübschen Wiesenplatz; er ist ringsum mit Dornsträuchen gegen den Hochwald hin abgegrenzt. Aus dem sammetgrünen Rasen entspringt das Brünnlein des Müserifraueli oder Mooswybes. Die Quelle ist überreichlich mit Brunnenkresse und Kuhblumen umwuchert; ein Felsblock liegt dabei, den man nach seiner Klüftigkeit für einen Ofen angesehen hat und so trägt die Waldung von ihm den Namen Ofenholz. An diesem Brünnlein soll die mächtige Burg einer volkreichen Stadt gestanden haben, deren Mauern und Thürme über den ganzen Bergrücken hinab gegangen sein sollen. Sie hieß Baumgarten. Nach ihr wird ein Theil des Dorfes Häglingen noch die Vorstadt genannt. Man läßt sie durch einen wilden Eroberer bis auf den Grund gebrochen oder durch ein Erdbeben verschüttet werden. Aber alle diese Mauern erheben sich wieder und wachsen himmelhoch empor, wenn ein Unberufener Nachts dieses Weges geht; sie drehen ihn von allen Seiten einzuschließen und er kommt nicht anders aus der Klemme, als indem er seine Tabakspfeife anzündet. Auch vielerlei große schwarze Männer wandeln umher. Die Wiese gehört dem Mooswybli und an der Quelle wäscht sie bei Nacht ihre Kleider. Der Wald Maiengrün aber ist Eigenthum des Stiftsrüters, der ihn wie sonst auch heute noch im Auftrage des Klosters Muri behütet. Zu diesem Zwecke umreitet er ihn, wendet sich hierauf nach dem Dorfe Häglingen, wo er an einem alten Bauernhause Halt macht, sein Pferd füttert und tränkt, selber ein wenig ausruht und dann weiter hinauf ins Freienamt zieht.

3) Das Henmütterli bei Niederwil.

Auf dem Fienbühl, einem steilen Abhang nordwestlich vom Dorfe Niederwil, ist ein Kloster von der Erde verschlungen worden, so daß dasselbe nun unter der Riedmatte versunken liegen soll, einer sumpfigen von einem Bache durchflossenen Wiese, welche am Fuße des Abhanges ist. Der Eigenthümer des Mattlandes hat zu verschiedenen Zeiten hier Mauertrümmer, sogar modernde Pergamentstücke und erst noch im Jahre 1852 ein walzenförmiges Gefäß aus dem Boden aufgegraben. Das Gefäß war kupfern, einen Fuß Höhe und einen halben im Durchmesser haltend. Es war durchaus mit Geldstücken angefüllt, von verschiedener Größe und Form, dick, eckig, gehöhlt, von rauhem Gepräge, ohne alle Schrift und Zahl. Die meisten Stücke zeigten die Figur eines Mannes, oder eines Thieres; weil aber nur gegen zehen darunter von Silber waren, so vertheilte man das Geld auf der Stelle unter die Arbeiter und andre aus Neugier herbeigekommene Leute. Und so könnte man vielleicht bei den Bauern in Niederwyl und Nesselnbach noch ein und das andere Stück davon finden. An diese Wiese und den Berghang Fienbühl stieß sonst ein Wald. Da man ihn vor etwa siebenzig Jahren vollständig niederschlug, sah ein Theil der Holzhauer hier ein uraltes Weibsbild durchs Dickicht gehen, das kurze Kleider, einen breiten Hut, am Arm ein Körbchen und in der Hand einen Rosenkranz trug. Zur gleichen Zeit kam ein ähnliches Weib zu zwei Holzhauern her, die eben ihr Abendbrod verzehrten, und setzte sich, ohne ein Wort zu reden, zwischen beide hinein. Die Arbeiter sahen sich staunend an, wagten aber gleichfalls nicht, sie anzusprechen, und so verschwand sie wieder und zwar unter einem starken Pferdegetrappel. Das war das Henmütterchen. Die Namen der beiden Arbeiter, denen dies begegnete, weiß man im Dorfe noch zu nennen. (Seminarist Stephan Seiler von Nesselnbach.)

Vorausstehende Erzählungen stammen aus einem katholischen Landstrich, tragen also auch eine confessionelle Färbung. Der umgehende Geist hat den Rosenkranz zum Gebet in der Hand, oder den Haarschmuck des Rosenkränzleins auf dem Haupte, wie es Jungfrauenvereine zu Mariä Ehren zum Kirchgang zu tragen pflegen. Diese Rosenkranzjungfern sind die Frau Holle mit dem Schlüsselbunde und der Wunderblume. An ihrer Höhle auf dem Sachsenstein wächst ein Blümchen; wer's auf den Hut steckt, kommt damit durch verschlossene Bergthüren zu lauter Geld und Silber. Als einem Schäfer dies gelingt

und er im Berge den Hut abzieht, um ihn mit Geld zu füllen, entfällt ihm vom Hute die Lilie, und da er ohne sie fortgeht, schlägt ihm die Bergthüre sog die Ferien ab. Das Gleiche geschieht einer Gartenmagd, als sie den ihr überreichten Rosenkranz vom Kopfe nimmt und auf den Geldschrank ablegt. Pröhle, Harzsag. 1, 211. 208. Mithin sind unsere Rosenkranzjungfern nach der mythischen Wunsch- und Schätzblume zubenannt; ihr kirchliches Schäppchen klagen sie statt der Erlösungsblume, statt des „Vergiß-das Beste nicht!" Vgl. Aargau. Sag. Nr. 123. 124. Die hessische Frau Holle theilt fleißigen Mädchen vollgesponnene Spindeln aus, denn sie sieht dem Flachsbau und der Verkunft vor; faulen aber verwirrt sie den Spinnrocken und zerzaust ihnen das Haar. Daher nennt man in Hessen Leute mit verwirrtem Haar hellerig, verhollert, Hollerkopf. Vonker, Hess. Sag. S. 18. Haar heißt Flachs, Haarwäsche ist das Flachsrötten, daraus entsteht die Meinung, Frau Holle verwirre und zerfaule die Haupthaare. Auch wir in der Schweiz nennen einen struppigen Haarwuchs Hexel, d. h. Hollenkopf, und das Spinnmütterli heißt uns zugleich Hexlmütterli, endlich Hexmütterli. Während der Oberstau zu Ehren die von ihr vergesponnenen Flachsreißen sonst kirchlich hergezeigt wurden, so in der Kirche zu Havelte (Wolf, DMS. Nr. 472) macht nun das Mißverständniß aus ihr eine über ihre Geschlechtssünden heulende Kindsmutter und Kindsmörderin; eine über ihren Handwerksbetrug winselnde, den falschen Maßstab unter dem Arme tragende Lohnspinnerin. Der Rockenstiel verkehrt sich schließlich sogar in den Ellenstab, die Göttin in einen betrügerischen Bauernschneider. (Nr. 15.) Doch auch hier noch muß den Wanzengraben beherrschen, wie Frau Holle die Bäche und Quellen. Sie heißt in Ruhus Reise. Sagen Frau Harke und hat den eignen Weg und Steig, den Harkengang und Harkenweg, auf welchem sie zum See geht, um Wasser zu holen. Dies heißt aber in der Sprache des Alterthums: ihren Weg fährt sie zum Bad in den ihr ohne Zweifel geheiligten See. Wolf Beitr. 2, 161. Dies läßt sich erweisen. Eine Frauengestalt steigt vom Kirchhofe zu Thun, der hoch oben bei der Bergkirche liegt mit seiner weltberühmten Aussicht, die langen Kirchentreppen herab in die Stadt, geht die Stadtlauben rechts hinab bis zum Kronenwirthshaus im Untergäßli und verschwindet am Mühlibach. Hart daran ist der See. Ihr fortdauerndes „Gehen!" weckt die Leute aus dem Schlafe. Man hält sie für den Geist einer Kindsmörderin (Anna Roth-Gaffner aus Thun). Die Ritterstochter auf Gutteln im Aargau hatte in ihrem Hochmuth eine ganze Schaar von Freiern abgewiesen und ergab sich zuletzt einem Knecht niedriger Abkunft. Das Kind, das sie ihm gebar, ertränkte sie im Schloßbache. An diesem hört man sie bald schreien, bald beten, als ob guter und böser Wille miteinander in ihr rängen, und wenn je ihre große weiße Gestalt vom Berg herunter steigt, spricht sie die Worte „Vater unser, der du bist Pappertabab!" (Seminarin Sam. Wegner von Wörikon.) Im Walde Bremgarten, der zur Stadt Bern gehört und eine große Halbinsel an der Aare macht, liegt der wegen seines Quellenwassers von Spaziergängern viel besuchte Glasbrunnen. Das zunächst im Boden aufstehende Grundgemäuer deutet man auf ein einstiges „Jagdschlößli". Die Wilde Jagd geht mit großem Halloh um Ostern und Weihnachten hier durch. Der Jäger schleppt in grüner Schürze Heu zum Aufbeißen mit, seine Hunde sind dreibeinig. Allein zugleich spült dann eine Jungfrau in alter Landestracht Schüssel und Geschirr am Brunnen, alles zum Spott und dem zu

eigen, der sie erlöst. (Mündlich.) In Birlingers Schwäb. Sag. Nr. 81 ist es das Burrenweible, vom Tode seines Kindleins singend und Windeln aufhängend. Noch verkommner ist die Gestalt in Schöppner's Bair. Sagb. Nr. 1282: Beim Wildbrünnlein der Grenzstadt Furth vor dem Walde wohnt die lange Agnes mit Bürste und Stahlkamm. Sonst hat sie hier an Feiertagen ihre Wäsche am Bache geschwadert, jetzt taucht sie die Leute ins Wasser, bläut und zwagt sie, daß Haut und Haar abgeht.

4) Bachmaidli im Uriwinkel bei Veltheim.

Die Hohle Gasse nennt man jenen Theil des Weges zwischen den Juradörfern Auenstein und Veltheim, bei dem die Veltheimer-Straße gegen das Schloß Wildenstein hin ausmündet. Dorten am Scheideweg bei einem vereinzelt stehenden Hause kommt mit jedem Vollmond eine weiße Frau daher mit einem Kindlein im Arme. Hier schägt sie den Fußweg ein, der erst einem Wildbächlein entlang, das im Sommer meistentheils trocken liegt, und dann über das Feld der Rüschmatten hingeht. Hier, wo das Wasser in eine Schlucht abfällt, Namens Uriwinkel, steigt das Weib hinunter, kommt dann auf dem unterhalb liegenden Mattlande der Bös-Au wieder hervor und wendet sich dem mit Gestrüpp überwachsenen Schachen des Aarufers zu. Am Strome angelangt, wirft sie ihr Kind in die Aare. (Erzählt vom Fergen an der Aare zu Auenstein.)

Man fügt bei, das Bachmaidli habe ihr neugebornes Kind gerüttelt und in den Veltschenbach geworfen, der von Thalheim über Schinznach in die Aare geht; windelwaschend ruft sie:

O hätt i nimme das nit the,
Se wär i jetzt i Himmel cho!

Dieses Maidli wird wohl unterschieden von dem Veltheimer Forstthiere, welches in Gestalt eines Schweines in demselben Veltschenbache umhergeht.

5) Der Rindesschrei in Oberkulm.

In der Gemeinde Oberkulm führt von dem Dorftheile, der Im Oberweg heißt, ein Fußweg westwärts bergan zu einem Schutthaufen, welcher das Ueberbleibsel einer alten Wohnstatt ist. Als man dies Haus auf den Abbruch verkaufte, räumte man nicht alles Gestein mit weg, sondern ließ zur Vorsicht gerade soviel am Platze, als einem unsaubern Geist zum Unterschlupf nöthig ist. Fährt man aber alles Baumaterial mit fort, so schafft man sich damit den alten Hausgeist in den Neubau hinein. Von diesem

Steinhaufen hören die zunächst wohnenden Bauern bisweilen nacheinander drei laute Schreie, als ob ein Kind schmerzhaft in den letzten Zügen aufschriee. Ein älterer Bauer aus der Nachbarschaft kennt dieses Wehegeschrei gleichfalls und giebt an, das sei der Angstruf von des Seckelmeisters Kind. Ein Seckelmeister habe vor langem sein Haus an jenem Steinhaufen gehabt und es allein mit seinem unehlichen Kind bewohnt. Eines Tages gieng er mit diesem in den oberen Berg hinauf, wo zur linken Seite des steilen Pfades ein Stück Land liegt, das ehemals, als hier der Weidgang noch nicht abgeschafft war, das chli Weidli hieß und nun Eichenrain. Die Stelle ist bis auf eine Lücke rings von Wald umgeben und wird in ihrer einzigen Lichtung noch durch einen hohen Hügel verdeckt, so daß sie ganz einsam liegt. Der Mann hatte Haue und Schaufel mit genommen und grub hier ein Loch. Auf des Kindes Frage, wer da hinein müsse, sagte der Vater, „das Hündlein." Als er das Loch fertig hatte, ließ er die Schaufel hinunter fallen und befahl dem Kleinen, sie wieder herauf zu holen. Während das Kind hinab stieg, schlug es der Vater mit der Haue todt und scharrte das Loch zu.

Der aus Wald und Gründe plötzlich herschallende Kinderschrei deutet auf Witterungswechsel, verkündet Regen oder Schnee. Aargau. S. 1, Nr. 109. Das Gewitter sammelt sich an den Gebirgsstellen, in denen der Kleinkindersteg geht (ibid. 1, Nr. 77), und kommt mit den Quellen und Waldbächen zu Thale, in denen Frau Holle wohnt und die wiederum Kleinkinderbrunnen sind. Die Schwarzwälder sage vom Kinde Delber, das man nach einer allgemeinen Flut auf der Felge eines Baumes fand und nach dieser benannte, erinnert an die sächsische Stammsage, wornach das Menschengeschlecht auf den Bäumen (des Harzgebirges) gewachsen ist. Aus diesen Verhältnissen erklärt Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 271: daß Wald und Baum, Feld und Berg, Brunnen und Teich Anderinge seien für Volks- und Weltenbilde.

6) Das Lirenkind.

Zwischen den Dörfern Ober- und Unter-Siggingen liegt am Abhange des Siggingerberges das kleine Wäldchen Lirenhölzli, östlich und westlich von Weinbergen umgeben. Alljährlich vor jeder heiligen Zeit hört man hier in der Liren (so nennt man verschiedene Fluren, von latein. liraro, die dritte Wendung und Pflügung des Bodens bezeichnend) ein Kindsgeschrei, und deutet es auf die Seele desjenigen Kindes, das hier von einem Mädchen über der Arbeit im Rebberge geboren und sogleich ermordet worden

ist. Die Verbindungsstraße der beiden Dörfer führt an diesem Ort vorbei, und die von ihren Nachtbesuchen heimkehrenden Kiltgänger wissen also wohl von dem Lirenkindli zu erzählen; auch der Nachtwächter ängstigte sich über dieses Jammergeschrei dermaßen, daß er beim Pfarrer zu Kirchdorf Hilfe suchte. Auf dessen Rath geht er seitdem mit gezogenem Säbel an der Stelle vorüber, denn nacktes Eisen hält die Geister ab. (F. J. Keller, Lehrer in Unter-Siggingen.)

7) Fraufasten bei Gränichen.

Bei der Bleienbrücke in der Gemeinde Gränichen war früher ein Weiher, der jetzt entsumpft und mit Erde zugefüllt ist. Ein weißgekleidetes Weib trägt ein Kind auf den Armen hierher und thut, als wenn sie es in den Weiher werfen wolle. Dann fängt sie jämmerlich an zu schreien. Sie ist im Neumond und in den Frohnfastennächten sichtbar.

8) Die weiße Frau in Zurzach.

In Zurzach steht fast inmitten des Fleckens ein Haus, genannt das weiße Rößli. Der Eingang in dasselbe führt durch ein kleines Vordergebäude, welches ehemals zur Meßzeit als Magazin diente. Um Mitternacht vor hohen Festtagen, so berichtet die dortige Waschfrau Magdalene, schreitet eine hohe schneeweiße Frau aus diesem Vorhöflein heraus und begiebt sich zum sogenannten mittleren Brunnen auf dem Markte. Hier spült sie ihr Weißzeug aufs sorgfältigste, und stolzen Ganges kehrt sie auf den Vorhof zurück. Wenn eine reine Jungfrau sie beim Brunnen anreden möchte, so würde sie erlöst sein. Und dies müsse wohl geschehen sein, heißt es, denn seit manchem Jahre hat man „die weiße Frau" nicht mehr gesehen. (Mitgetheilt von Hr. Lehrer Herzog in Aarau.)

9) Das Wäscherli bei Birri.

Der Wäschebach entspringt in einer bewaldeten Bergmatte des Dorfes Birri im Freien Amte, bewässert die Wiesen von Aristau und mündet nach kurzem Laufe in die Reuß. Seinen Namen hat er von dem ehemaligen Brauche der Birrer-Weiber, alle ihre

Wäsche in ihm zu waschen; und noch jetzt frischt man in ihm die Schwellen und Balken, die zu dieser Arbeit dienen. Die jetzigen Waschhäuschen im Dorfe sind also noch nicht alt. Man hat sie angelegt, seitdem die Frauen eines Gespenstes wegen sich nicht mehr zum Bache wagten. Dies ist das Wäscherli. Am häufigsten zeigte es sich im Frühling und im Spätherbste, und Jedermann scheute sich dann den Weg am Bache zu gehen, denn dann war es am bösartigsten. Unter der dorten stehenden Eiche saß es weiß gekleidet und fiel die Leute an. Ein starker Bursche hat vergebens sich in einen Ringkampf eingelassen, er erkrankte darauf und konnte kaum vom Tode gerettet werden; einem alten Mann sprang es dorten auf den Rücken und verließ ihn nicht eher, als bis er sein Haus erreicht hatte. Er starb darauf nach wenigen Tagen in Fiebern. (Jos. Kung.)

10) Schloß Reifenstein in Baselland.

Am Berge von Reigoldswyl nach Titterten zu steht die Ruine Reifenstein. Dort läßt sich einmal im Jahre am Stillen-Freitag eine Jungfrau mit einem schwarzen Hündchen blicken. Als sie einst einem armen Manne von Arboldswyl einen großen Schatz ausgebreitet hinlegte, wollte sich dieser die Sache so bequem als möglich machen und gieng schnell in die gegenüberstehenden Gebüsche, um sich Tragsteken zu seiner reichen Last zu schneiden. Ebenso schnell kam er zurück, stürzte über Baumwurzeln, und da er ärgerlich in Flüche ausbrach, war von einem Schatze keine Spur mehr vorhanden. Auch wäscht sich die Jungfrau alljährlich im Brünnlein drunten in der Wiesen-Ebene, und wiederum gelangt der zu ihren Schätzen, der sich dann nicht fürchtet, ihr die Zöpfe aufzustechten und das wallende Haar zu strählen. Aber nicht bloß ihre Augen funkeln alsdann und blitzen, sie fängt auch an, Feuer zu schnauben, während der Erlöser ihr die hellen Flammen aus den Zöpfen kämmen muß.

11) Die Waschfrau am Frenkenbach.

An der ersten Brücke, die der Frenkenbach im Reigoldswyler Thale hat (Baselland), liegt ein mit Wald bedeckter Hügel, und dies ist der Platz, wo ein Weib, so oft der Mond voll ist, all-

nächtlich Wäsche hält. Unreinlichen Leuten, die sich die Mühe nicht nehmen wollen, ihren Kindern die Betten frisch zu überziehen, holt sie unvermuthet Windeln und Leintücher aus dem Hause, und wäscht sie ihnen blüthenweiß. Dann erhält die nahe Wiese, auf der sie die weißen Laken zum Trocknen ausbreitet, wenn der Mond plötzlich über den Berg heraustritt, ein so wehendes und lebendiges Aussehen, daß jeder mit schnellem Schritt und abgewandtem Gesichte vorübereilt.

Ein Mann, der Abends noch mit den Seinen vor dem Hause saß, sah, wie dasselbe Weib mit zusammengerafften Tüchern eben zu seiner Hinterthüre hinauseilen wollte. Er sprang ihr nach und erreichte sie bei jenem Buchenhügel am Bache. Hier aber überschüttete sie ihn mit solchen Strömen Wassers, daß er triefend und beschämt zu seinen Leuten zurückkam.

Im Waatländer Dorfe Renens, bei Lausanne, spukt in der Blanchérie ein Kobold, der den Leuten, die zu einer ungehörigen Stunde die Wäsche buchen, siedendes Wasser ins Gesicht spritzt. Vulliemin, Cant. Waat 2, Anhl. 2, S. 179.

12) Die weiße Frau von Wartenstein (Kant. Bern).

Wenn man von Sumiswald nach Langnau geht, und dann von der Landstraße rechts abschwenkt, so kommt man auf einem kleinen Umweg nach Lauperswil. Ueber der Zollbrücke drüben sieht man oben auf dem Kalchmattenberge die Ruine des Schlosses Wartenstein. Es ist ein verwitterter viereckiger Thurm, dessen eine Seite eingestürzt ist, das übrige Grundgemäuer liegt im Verstecke schöner Buchen und Tannen. Zwischen inne sieht man eine runde Einsenkung durch Schutt ausgefüllt, dies ist der Sodbrunnen des Schlosses gewesen.

Hier lebte der letzte des Geschlechtes von Wartenstein, ein bejahrter Mann. Er hatte außer seiner sehr hübschen Tochter niemand als einen weitläufigen Verwandten bei sich, einen von Weißenfels, den er zum Adoptivsohn angenommen hatte. Im übrigen lebte er mit einer nur geringen Dienerschaft zurückgezogen und stille, und kümmerte sich, anstatt um Welthändel und Ritterfehden, nur um seine Bauern im Thale, die mit großer Liebe ihm anhiengen.

Trotz der Entlegenheit des Schlosses und dem bescheidenen Leben der Familie, war die Schönheit des Schlößfräuleins doch

weitum bekannt, und der wilde Ritter von Brandis, der im Emmenthal seine Burgen hatte, warb um sie. Man konnte dem Mächtigen nichts abschlagen, und so verlobte man ihm das Mädchen. Darüber verfiel der von Weißenfels in den tiefsten Gram; er nahm brieflich von Vater und Tochter Abschied und zog noch in derselben Nacht ab. Allein des Fräuleins Thränen waren vor Brandis nicht unbemerkt geblieben, er gerieth in Eifersucht, ritt dem Abziehenden nach, überwältigte ihn und brachte ihn verwundet in sein Schloß, um ihn hier im Kerker hinsterben zu lassen. Jedoch des Freiherrn Schwester verband den Armen, speiste und pflegte ihn und war ihm zuletzt, während der Abwesenheit ihres Bruders, auch zu seinem Entkommen behülflich.

Inzwischen hatten sich aber Wartenstein und Brandis entzweit, und letzterem wurde die Verlobte wieder versagt. Jetzt belagerte er ihr Schloß und stürmte es endlich. Als der Alte die Feinde eindringen sah, stürzte er sich mit seinem Kinde in den Sodbrunnen. In diesem Augenblicke betrat der stürmende Brandis den Burghof und sah die Unglücklichen versinken. Während ihn der Schrecken übernahm, kam ein Pfeil durch sein Helmvisier gezischt, und auch er sank todt zusammen. Ein treuer Diener des Wartensteiners hatte den Schuß gethan. Das angezündete Schloß brannte vollends nieder. In jener verschütteten Grube, wo einst die Oeffnung des Brunnens war, erhebt sich jetzt in mondhellen Nächten die Gestalt der weißen Frau und schwebt zwischen den Bäumen. (Mitth. von Ed. Scheidegger von Hutwil.)

---

13) Das Nachtfräulein in Näfels, Kant. Glarus.

Das Nachtfräulein in Näfels war bezaubernd schön und stellte sich des Nachts auf alle Gassen und Wege, wo nur immer ein Bursche vorüber gehen mußte, der auf den Nachtbesuch zum Schatz wollte oder wieder davon herkam; es stellte sich ihnen mitten in den Pfad, verschwand auf einen Augenblick, wenn man ihm zu nahe trat, und stand ein paar hundert Gänge entfernt abermals da. Die Kiltgänger waren endlich räthig geworden, es zusammen einzufangen, und zu diesem Zwecke spannten sie Nachts Seile über die Straße, um es im Entspringen wenigstens zu fällen. Allein das Nachtfräulein wußte um solche Bosheiten schon im voraus und übersprang alle Seile mit leichter Mühe; ja es machte sich

aus solchen Nachstellungen ein bloßes Gaukelspiel. So dauerte es mehrere Jahre, bis das wunderliche Ding einmal in den Dorfbach springen mußte. Hier ist es so gänzlich verschwunden, daß man es seither nie wieder erblickt hat. (Mündlich.)

14) Magdhildenbrünnlein bei Tingten.

Auf dem kleinen Berge, auf dem das Schloß Tingten gestanden hat, sprudelt ein silberheller Quell aus dem Fels hervor, er kommt aus einem See im Innern des Berges, den lauter Jungfrauen bewohnen. Eine derselben ist die schöne Magdhilde, die mit dem Laufe der Quelle hinab ins Thal lustwandelt und dorten jede Nacht sich badet. Daher trägt auch das Brünnlein selber ihren Namen. Ehemals pflegte sie da den Landleuten zu zuwinken, als wollte sie ihnen alle erdenklichen Schätze bieten. Doch diese, welche sich bei Tage nur mit Bekangenheit der berufenen Stelle nähern, entflohen vor der nächtlichen Erscheinung. Seit einigen Jahren soll sich die Jungfrau nur dann noch am Brunnen blicken lassen, wenn anderes Wetter eintreten will. (Seminarist Jak. Matter von Wittinsburg in Baselland.)

Schon der Name Magdhilde deutet auf die Kirchenlegende von den eilftausend Jungfrauen, die mit der heiligen Ursula den Rhein befahren haben. Deshalb behauptet die Sage, lauter Jungfrauen bewohnen den See im Innern des Berges. Verwandtes erzählt man im Weiler Langrüti im Kanton Zug; er liegt an der Landstraße nach Luzern, nahe bei Oham. Im Walde Langholz daselbst fließt der Jungfernbrunnen mit klarem kaltem Wasser. Die Quelle entsprang, um den Tod zu bezeugen, den hier drei Jungfrauen erlitten von der Hand eines Zwingherrn. (Mündlich aus Hünenberg.) Nicht also ins Wasser stürzen wollen diese Jungfrauen ihr Kind, sondern aus dem Wasser der Holenteiche und der Kleinkinderbrunnen wollen sie die Neugeborenen holen und den Eltern überbringen. Daher unser Glaube, daß die Ammenfrau die kleinen Kinder aus den Teichen hole; daher der bekannte Kinderreim über sie: „Geht damit nach Hellabrunn, sind't ein Kind'l in der Sunn." Auch Isaak und Jakob," die Patriarchen, hüten ihre zukünftigen Weiber am Brunnen. Unser ältestes naturhistor. Werk in der deutschen Literatur ist das Buch der Natur, von Konrad von Megenberg. Dorten Blatt XX heißt es: auf dem veld zu Babilone seind sechs brunnen und in der einem, sprechen etlich, hat unser Frauw unsern herren Jhesum erstmal gebadt, und von dem brunnen und den andern fünffen wirt des balsams veld durchfeucht.

15) Wanzenschneider von Obermumpf.

Die Felder von Schupfart nach Obermumpf hin, zweien Frickthaler Nachbardörfern, sind breit ansteigende Berggüter, durch die eine muldenförmige Bodenvertiefung mit zur Höhe emporgeht, der Wanzengraben. Er ist mit Holz bestanden und gehört zur Almende von Obermumpf. Hier spukt der Schneider von Obermumpf, der einst seinen Kunden das Tuch stahl, nach seinem Tode im Hause fortpolterte, Thieren und Menschen lästig fiel, endlich aber von einem geisterbannenden Kapuziner in eine Flasche hineingeschworen und hieher getragen wurde. Er hat die Erlaubniß, alle hundert Jahre einen Hahnenschritt näher gegen Obermumpf gehen zu dürfen; kann er so seine ehemalige Wohnung wieder erreichen, so muß ihm Recht gehalten und der Aufenthalt im Dorfe für immer gestattet werden. Dies dauert ihm aber zu lang und er sucht sich auf anderem Wege zu helfen. Als vor einigen Jahren ein Schupfarter Knecht ein eben angekauftes Rind hier nach Obermumpf durchtrieb, sprang der Wanzenschneider dem Thiere zwischen die Hörner, und versuchte so in seine Heimath reitend zurück zu kommen. Allein das Thier scheute, warf ihn ab und kam allein in den alten Stall heim gelaufen. Mehrere Männer, die ihn zu verschiedenen Malen erblickt haben, schildern ihn als einen Menschen von gewöhnlichem Aussehen, doch trägt er noch den Ellenstab unter dem Arm, und statt der Hände gucken Geißenklauen aus dem Rockärmel. (A. Ruflin und Uebelhart von Schupfart.)

---

16) Der Geißer am Oberblegi-See.

Von dem Glarner Dorfe Bettschwanden aus nach der Alpe Oberblegi zu gehen, braucht man nicht mehr als ein paar Stunden Zeit, frischen Muth und gutes Wetter, dann wird man sich berühmen dürfen, einen der schönsten Spaziergänge im Schweizerlande gemacht zu haben. Der Name der Alpe Blegi drückt zugleich ihre Lage aus, er bezeichnet die staffelförmigen schmalen Flächen, die an den Gebirgswänden hingeschmiegt liegen, von den Strahlen der Sonne und der Wasserfälle immerdar befruchtet werden und so das duftigste Alpengras gedeihen lassen. Im Hinaufsteigen durch prächtige Berggüter behält man stets eine freie

Uebersicht über das Großthal von Glarus, wo ein Dörflein ans andere reicht, alle zusammengehalten durch das silberne Band der Linth, die an ihnen vorbeiströmt. Bald ist die untere Grenze der Alpe erreicht und die folgende Höhe des Vorberges erstiegen. Schon hier, indem man einer sanften Absenkung nachgeht, befindet man sich plötzlich unter einer Schaar hereingestürzter uralter Felsblöcke, deren wunderliche Formen uns allerlei erstaunte Fragen abnöthigen. Im Sammet der Moose und umwuchert von allen Frühlingsblumen liegen sie umher gebreitet da wie Ruhebänke für jenen Wilden Mann, als er noch mit seiner Riesensippschaft aus den Glariden herabstieg und hier rastend in die wimmelnde Menschenwelt hinunter sah; denn von hier aus kann man sich der Betrachtung einer Alpenlandschaft überlassen, deren Stil die Größe und Erhabenheit selbst ist. Wir beginnen zunächst nach links auf die Braunwaldsberge zu blicken. Zahlreiche Berghäuschen schauen freundlich aus ihren Matten und Waldschatten hervor, sogar ein neugebautes Schulhaus macht sich darunter kenntlich. So weit schon haben also Schiefertafel und Fibel das Hochgebirge erobert. Aber rasch hinter diesem zahmen Höhenzuge starren gethürmte schlanke Felsstöcke in die Luft und gleichen einer ganzen Reihe von ragenden Ritterburgen. Abermals hinter diesen grauen Bollwerken ..... das Auge noch weiter hinan klimmen zu den Schneewänden und Eisfeldern, hinter denen der Winter seinen unersteiglichen Palast hat. Er selbst liegt noch weit entfernt und tief nach innen, so daß wir nur die einzelnen Spitzen und Zinnen davon sehen können, die Firnen des Tödi, des Piferten und Kisten. In märchenhafter Schweigsamkeit und Ruhe thronen sie droben in dem blanken Aether; sie steigen nicht zum Himmel empor, sie neigen vielmehr das mit ewigem Schnee bedeckte Haupt mild aus dem Himmel herab. Ihr Schimmer ist nur dem ewig gleichen Lichte der Sonne vergleichbar, ihre Unermeßlichkeit überwältigt und betäubt, das Menschenauge verliert jeden Maßstab, und die Vernunft, die so gerne die Entstehungsgründe der Dinge ergrübelt, läßt hier die Schlüsse ihrer Bücherweisheit wie Trödel aus der Hand fallen. Eine Stille herrscht hier oben, von der die Ebene auch in ihren einsamsten Nächten kein Abbild hat. Wenn zumal die Mittagswärme beginnt, wo das Wild und das Weidethier im Schatten lagert, so tönt hier nicht einmal das Glöcklein einer sich versteigenden Geißenheerde, selbst jede Vogelstimme schweigt. Auch der Fließbach, der an dem gewaltigen Käpfstock dort drüben herab-

springt, erreicht unser Ohr nicht mehr. Hundert senkrechte Felsenwände sind es, die er als eben so viele Treppen braucht, um seine Strudel und Wasserfälle darüber hinab ins Thal stürzen zu lassen; aber selbst diese Donnerschläge zerplatzender Wassermassen dringen aus ihrer Ferne nicht bis zu unserem Gehöre, sie werden nur von dem Auge wie ein lebendes Bild aufgefaßt; man kann ihnen nachschauen weit hinein in unbekannte Thalschluchten, in gründämmerige Winkel, die alle von einem leisen Staubregen erbeben und schimmern. Wenn dann das Auge sich satt geschweift hat in diesem ewigen Frieden der Höhen und nun auch auf der Alm einheimisch werden will, in deren Gras man lagert, so wird es da von einem neuen Reiz gefesselt. Man hat den Oberblegi-See vor sich, abermals ein Bild vollkommner Ruhe. Er vermag keine Wellen zu werfen; denn auf unsrer Seite liegt er in grüne Alptriften eingebettet und der Wind erreicht seinen Spiegel nicht. Er vermag auch nicht zu rauschen oder sich in Gang und Zug zu setzen; denn noch ist es ein Geheimniß, wo seine Zuflüsse oder seine Abflüsse sind. Er scheint nur ein großer Landschaftsspiegel zu sein, um hier das Immergrün unsrer Bergweiden abzumalen, und drüben die senkrechten Felswände des Glärnisch sammt dessen ganzer Gletscherwelt in ungetrübter Herrlichkeit zurückstrahlen zu lassen. Wohl mögen in jenen Firnen zugleich die Quellen des Sees liegen; allein nirgend sieht man sie einmünden, nirgend sich ergießen, und so herrscht denn der Glaube, des Sees Mündung sei der Leuggelbach, der auf Stunden entfernt, drunten beim Dorf Luchsingen als ein gediegener Strom aus einer Bergwand herausgeschossen kommt. Ein schrecken erregender Gedanke, daß die ganze Last des Gewässers diese weite Strecke unterirdisch fortfließe in dem schauerlichen Innern eben des Berges, auf dessen Höhe wir so entzückt ausruhen!

Als ich im vorigen Sommer den See eben verlassen hatte, um nach Bettschwanden zurückzugehen, traf ich mit einem gesprächigen Greis zusammen und bekam von ihm die ganze noch ungeschriebene Chronik dieser Alpe zu hören. Es war der Alte Adam von Bettschwanden. Niemand in der Gemeinde pflegt ihn mit einem andern Namen zu nennen. Er ist jetzt seine vierundneunzig Jahre alt, und gleichwohl weiß man, daß er noch vor zwei Jahren die Kirschen auf seinen Bäumen eigenhändig abgelesen hat. Dieser Dorfpatriarche also ist es, der im Nachfolgenden unser Erzähler wird.

Ich war noch etwas jünger, als Du jetzt, begann der Alte Adam und butzte mich aufs erste Wort, da war ich schon manchesmal hier auf Oberblegi gewesen. Denn mein Götti (Pathe) hatte damals die Alpe in Pacht, und wenn ich an Sommersonntagen voll Bubengelüste nach einer süßen Ankenbrut (buttergebackne Honigschnitte) zu ihm herauf kam, hatte er immer einen guten Bissen in Bereitschaft und ließ meinen mitgebrachten Durst durch alle Milchgeschirre lustwandeln. Als ich nun in das Alter kam, daß ich zur Unterweisung ins Herrenhaus mußte (ins Pfarrhaus zum Confirmanden-Unterricht), traf es sich einmal, daß mein Götti auf einen Samstag seine Butterballen ins Thal gebracht hatte, und den dafür eingekauften Brodvorrath am gleichen Abend noch zu Berg geschafft wünschte. Unter uns daheim war gerade niemand entbehrlich, als ich, und so traf mich eben das Loos, den Nachtmarsch antreten zu müssen. Freilich lag mir das Bette näher als der Berg, doch halb aus Gehorsam, halb in der Hoffnung, droben was Gutes aufgewartet zu bekommen und einen ganzen Sonntag mich mit der Heerde herum zu treiben, machte ich mich wegefertig. Natürlich nahm der Götti den schwereren Theil des Brodes und Mehles voraus und lud mir die kleinere Last auf meine Meiße (Tragkorb). Ich sprang ihm ungeduldig voran, er hingegen ließ sich nicht aus seinem Gewohnheitsschritt bringen, und als er weiter oben unter dem Vorwande eines Geschäftes in einem Berghause abstellte, gieng ich den mir wohlbekannten Weg allein weiter. Es war schon dunkel geworden, da ich dem Ufer des Sees entlang unserer Alphütte entgegen stieg. Da hatte ich ein Begegniß, das ich all meiner Lebtage nicht vergessen kann. Ein schauerlicher Ruf kam plötzlich aus dem See heraus. Ich stand still und besann mich. Noch einmal rief's, doch nun schien es jenseits des Wassers zu sein, wohl eine halbe Stunde von mir entfernt in den Schroffen. Ohne mich sonderlich zu fürchten, gieng ich meines Weges weiter. Allein abermals und näher scholl der fürchterliche Ruf, nun schien er mitten auf dem See, eine ganz entsetzlich mächtige, niegehörte Klagestimme. Mich befiel eine furchtbare Angst. Ein noch unverstandenes Wort vom „Geist" fuhr mir plötzlich durch den Kopf. Nun war's um all meine Bubenkühnheit geschehen, ich rannte, was ich vermochte, vom Ufer weg bergan. Die Erhitzung vom raschen Steigen, das Gewicht meiner Bürde, die Schwüle der Nachtluft in diesen Schluchten und nun der unbegreifliche Wehschrei dazu, alles raubte mir

Athem und Besinnung vollends, ich stürzte in der Finsterniß und kollerte sammt meinen Broden eine abschüssige Stalde hinab. Ich mußte im Sturze hart auf meine Meitze gefallen sein, denn als ich mich wieder aufraffte, hatte ich sie noch immer fest auf dem Rücken, aber die Glieder schmerzten mich und mir war nichts anderes erklärlich, als daß mich eine Faust in den Nacken und zu Boden geschlagen habe. Ich nahm meine paar Sinne zusammen und sprang unsrer Hütte zu. Wie froh war ich, als bald nach mir auch mein Götti hereintrat. Er meinte, das Vorauslaufen sei zu nichts gut, nun habe er mich zum Schlusse ja doch eingeholt. Ich schwieg dazu, schloß aber daraus, wie lange ich wohl an jener Stalde halb bewußtlos gelegen haben mochte. Er leerte die Körbe aus, um das frische Brod sogleich in das kühle Milchgadem zu tragen. Allein nun zeigte sichs, daß ich beim Sturze ein paar verloren hatte, und es blieb mir nichts übrig, als zu meiner größten Beschämung mein kindisches Abenteuer zu bekennen. Doch zu meinem Erstaunen schalt der gute Mann mich keineswegs, er schob meinen ganzen Unfall auf den Geitzer, und mit dem Versprechen, mir morgen hierüber das Weitere zu sagen, jagte er mich in mein Laubbette. Der Geitzer von Luchsingen, begann des andern Tages mein Götti, hat einst auf unserer Alpe als Geitzhirte gedient. Ueber Mittag, wenn die Ziegen nicht weiter klettern mögen, durfte er zur Hütte kommen und konnte zu seinem Stück Käse oder Ziger eine Gepse warmer Schotten trinken. Da war denn zwischen ihm und dem Meister auch das Gespräch davon, daß auf diesem See noch nie ein Schifflein gefahren, daß noch kein Mensch ihn überschwommen habe, weil in der Mitte eine heimliche Gewalt — man wisse nicht, ob ein Strudel oder ein riesiger Fisch — Alles ergreife und in die Tiefe reitze. Der Geitzer aber war ein erfrechter Bursche und meinte auf diese Rede des Meisters, wenn man ihm morgen nur einen recht fett gekochten Känz aufstelle (geschmorter Mehlbrei in zerlassener Butter), so wolle er wohl noch vor dem Mittagsessen über den See schwimmen. So sehr man ihm solche Vermessenheit verwies, so blieb er doch bei seinem höhnischen Wort: Sei's dem Herrgott lieb oder leid, ich will nun einmal über den See! Am folgenden Tage that er nicht anders. Mit possenhaften Geberden nahm er vom Sennen einen ewigen Abschied, empfahl ihm, den Känz ja recht fett einzukochen und auf Mittag fertig zu haben, dann gieng er lustig zum See hinab, warf sein Lederkäppchen in

die Lüfte und stürzte sich ins Wasser. Anfangs gieng ihm sein Wagestück ganz gut von statten, und schon meinte man, er habe mehr als die halbe Strecke hinter sich, da erfaßte ihn eine unsichtbare Strömung und er verschwand auf immer. Als ein paar Stunden nachher des Geißers Mutter drunten im Thale zum Leuggelbach gieng, um ihren Wasserkessel voll laufen zu lassen, sprang ihr ein Menschenhaupt in den Züber, und mit Entsetzen erkannte die arme Frau die Züge ihres bösen Sohnes. So schnell hatte ihm der Haggenmann den Kopf abgebissen, den Rumpf aber hat er bis jetzt behalten. Denn seither soll der Geißer hauptlos aus seinem nassen Grabe aufsteigen und fürchterliche Klagen ausstoßen. Er hat von solchem Weheruf auch seinen Namen. Denn Geißer nennt man in der Glarner Mundart sowohl die Eule, die mit ihrem Geschrei Seuchen und Tod vorverkündet, als auch die Wilden Männer und alle Verwünschten, welche die Gletscher und Bergeinöden mit ihrem Gebeule erfüllen müssen. Solche Unholde sind nun bald überall seßhaft, seit man den Menschen bewundert, der sich seiner Bosheit berühmt und mit schlechten Streichen groß thut, und darüber sind nun auch die letzten guten Berggeister ganz bei uns verschwunden, die hülfreichen Gremännchen. Sie hatten sich schon vor Zeiten aus dem Linththale zurückziehen müssen, weil sie dorten den Uebermuth nicht mehr mit ansehen mochten, und nahmen seitdem auf Oberblegi ihren Aufenthalt. Für die vielen Dienste, die sie dem Sennen leisteten, beim Viehhüten, beim Käsen, beim Wildheuen und jedem anderen Tagesgeschäfte, brauchte man sie nicht anders zu lohnen, als indem man ihnen am Abend ihren Napf voll Rahm an den bestimmten Platz stellte. Aber auch diesem glücklichen Verhältnisse machte ein frecher Streich der Aelpler bald ganz ein Ende. (Mitgetheilt von Stud. G. Heer aus Bettschwanden und von Dr. Schuler aus Bilten, Kt. Glarus.)

Der Untergang des Oberblegi-Sennen findet sich in Glarner Mundart erzählt von Heer, Der Kant. Glarus, S. 315. J. J. Wagner, hist. nat. helvet. pag. 57, und ihm nach Scheuchzer, Alpenreise I, 72 sagt von diesem Oberblegi-See: „er enthalte insonderheit viele Hechte, unter denen einer von ungeheurer Größe sein soll; der die übrigen bald alle verschlungen haben werde. Die Worte des Geübten legt die Aargauer-Sage Nr. 19 vom Hetterech-See bei Muri, einem Berner Dragoner in den Mund, der auf gleiche Weise zu Grunde geht. Die Warnungsstimme des Geistes im Egel-See am Heitersberge (Aargau. Sag. Nr. 8) ruft denen zu, die den Grund abmessen wollen:

Wenn ihr nit höret nenke,
So thu i noch ertränke!

Am Appenzeller Altmann liegt der Wilde See; ein Hirtenknabe, der seine Tiefe erforschen wollte, wurde durch eine grauen erregende Stimme zurückgeschreckt, die aus der Tiefe rief: Laß mich oder ich friß dich! Rüsch, Kant. Appenzell, S. 25. Wissen du mich, so freise ich dich! ruft's aus dem Schwarzwälder Titisee, da man das Senkblei auswirft. Aehnliche Beispiele bei Grimm Myth. 564. Als man den schwedischen Wettersee mit einer Leine von 300 Faden Länge ergründen wollte, fand sich beim Heraufziehen statt des Senkbleies ein Pferdeschädel daran gehängt. Wedderkop, Bilder aus d. Nord. 2, 250. Die Gewässer, die an den Götterfitz grenzen, sollen keinem menschlich-irdischen Zwecke dienen, sie würden dadurch entheiligt. „Wer in das Wasser spuckt, speit unserm Herrgott in die Augen." Gurze, Waldecker Volksüberlief. S. 412. Bei A. v. Platen heißt es im Parsenliede:

In krystallne Quellen schleudre keinen Stein;
Bete zu den Wellen: wär' auch ich so rein!

Niemand außer der Priesterin soll und kann in den heiligen Grenzfluß treten. Als die Königin Bertha zu Solothurn wohnte, und die Stadt damals noch ohne Brücke war, gieng Bertha über die Aare trocknen Fußes hin und her, aber auf ihren lang nachwallenden Schleier mußte die Dienerin treten, wenn diese hinter ihr her das jenseitige Ufer erreichen wollte. Zeitung Der Bund 1857, Nr. 115.

Zweite Abtheilung.

Hortsagen.

1) Schloßjungfer in Wölflinswil.

Auf der rechten Bachseite des Dorfes Wölflinswil im oberen Frickthal steht ein steinernes dreistöckiges Haus, schmal an die Berghöhe hingebaut, mit steiler Dachung und gezinnten Giebeln einem alten Vogthause gleichend. Es wird Badhaus, ein Zimmer darin, die Badstube geheißen. Gegenüber auf der linken Bachseite auf der Jurahöhe stand vor Jahrhunderten das Adelschloß Eptingen. Der Burgherr und seine Frau waren sehr mild gegen ihre Unterthanen gewesen; die Tochter dagegen that äußerst hochmüthig und prunksüchtig, dazu preßte sie den armen Leuten in diesen rauhen Hochthälern auch noch ihr dischen Geld mit aller Härte ab. Im Schwedenkriege wurde endlich das Schloß zerstört und die Tochter von den Soldaten erschlagen. Nachher sah man ihren Geist in der Ruine umher gehen und sich an denjenigen Plätzen niedersetzen, wo in eingestürzten Gewölben das zusammen gegeizte Geld in eiserner Kiste verwahrt lag. Alles fürchtete sich gar sehr vor dem Gespenste, nur ein Jüngling aus dem Dorfe nicht. Der hatte sich aus seinem Hause nun schon mehrmals zur Nachtzeit weggeschlichen, und da er kein Kiltgänger und Nachtbube war, so konnte man sich gar nicht denken, wohin er wolle, wenn man sah, wie er gegen das Schloß am Berge in der Finsterniß seine pfadlose Richtung nahm. Es versteckte sich daher sein Vater Nachts in der Ruine und lauerte ihm auf. Kaum war auch der Sohn hier oben angelangt, so trat diesem die Schloßjungfrau freundlich entgegen und bot ihm die Hand. Ebenso vertraut that der Jüngling. Als wüßte er schon ganz genau, was es hier gelte, nahm er die Jungfrau frisch auf den Arm und begann sie dreimal um das Schloß herum zu tragen. Jedesmal wenn er an die Stelle

kam, wo der Vater im Verstecke war, hielt er inne, setzte das Mädchen ab, küßte sie herzhaft, nahm sie rasch wieder auf und verschwand mit ihr hinter dem Gemäuer. Da er sie nun das dritte und letztemal hergebracht und geküßt hatte und sie eben wieder auf den Arm hob, hielt der Vater nicht länger an sich und schrie voll Angst: „nit, nit! die zwo Schlange bißet!" es waren aber nur die zwei mächtig langen Zöpfe der Jungfrau, die der Alte für zwei Schlangen angesehen hatte. Ueber diese wohlbekannte Stimme erschrak der Sohn, ließ das Mädchen auf den Boden fallen und entsprang.

Die einstige Seligkeit dieser Jungfrau ist an einen Kirschbaum geknüpft, der im nahen Bergwald Lammetholz steht. Wenn er einmal so dick wie ein Sägbaum geworden und dann zur Wiege verzimmert sein wird, so kann das Knäblein, das man in dieselbe legen wird, der Jungfrau Erlöser werden.

Die Wölfliswiler wissen, daß gegenüber diesem angeblichen Schlosse Eptingen ein zweites stand, dessen Grundmauern man noch im Boden erkennen kann. Es lag auf der sonnigen Höhe, wo nun die Dorfkirche steht. Diese alte Baustelle nennt man das Stöckli (d. h. Rebenhaus). Die jetzige Dorfkirche war damals die Schloßkapelle, und der Kirchthurm war der Schloßkerker gewesen. Schon öfters wurde hier nach Münzen und Alterthümern gegraben, der jetzige Pfarrer hat es aber den Leuten strenge untersagt. Als man da vor noch nicht langen Jahren im Gemeindewerk arbeitete, um den Kirchhof ebner zu legen, stieß man auf ein sehr großes Rittergrab. Es war durchweg aus lauter aufeinander gestellten Hohlziegeln gebaut und enthielt ein Skelett nebst zwei besonders langen Schwertern. Das eine hielten die Bauern für das ihres ehemaligen „Zwingherren", das andere war sehr von Rost zerfressen und schien den Leuten werthlos. So zerschlugen sie alles, Gerippe und Schwerter, unter Hohnlachen vollends. Auch noch von einer ledernen Brücke hört man reden, welche diese beiden Burgen mit einander verbunden habe. Nachdem man jenes Rittergrab wieder zugeworfen hatte, gieng ein frecher Bursche aus Wölfliswil nach Basel, um da eine städtische Familie Von Eptingen aufzusuchen, welche man für die Nachkommenschaft der Wölfliswiler Schlossherren hielt. Er soll die Unverschämtheit gehabt haben, sich bei ihr als Mitbürger einzuführen und als Abgesandter des Dorfes, der beauftragt sei, der Stadtfamilie den frisch aufgefundenen „Stink-Aehni" gegen eine entsprechende Ablösungssumme zu verkaufen. (Mitgetheilt vom Bauern Franz Frey v. Wölfliswil.)

Die Tochter des Böhmenkönigs Ottober in ein Seefräulein am Müggelnsee bei Berlin, sie zeigt sich alle dreimaligen Jahr und kann von dem erlöst werden, der sie alsdann dreimal um die Kirche trägt. Steinau, Volkssag. S. 282.

---

2) Alte Burg bei Waldhausen.

Der Bauernhof Waldhausen liegt zunächst beim Dorfe Fisibach auf einem kleinen Berge, über den die Kantonsgrenze des aargauer- und züricher Landes geht. Hier stand eine Raubburg von solcher Festigkeit, daß man ihr mit Gewalt nichts anzuhaben vermochte. Die Bauern kamen daher auf den Gedanken, oberhalb des Schlosses einen Stollen in den Berg zu treiben und darinnen die Grundfesten der Burg zu unterwühlen. Dies gelang, die stolze Burg stürzte ein, die Räuber wurden unter dem Schutt begraben, mit ihnen aber auch alles Geld und Gold, das sie den Thalleuten abgepreßt hatten. Da nun in der Nacht eines jeden Charfreitags sich alles Verwünschte wieder regen muß und darum befragt sein will, wie man es erlösen könne, so giengen auf dieses Ziel einige kecke Männer an den Burgstal, thaten ihre Anfrage und erhielten alsbald den gewünschten Aufschluß. In der nächsten Nacht am Charsamstag müsse man weißgekleidet hieher kommen und den Marchstein ausheben: unter ihm liege ein Schlüssel, der die Eisenthür öffne, hinter welcher der ganze Schatz stecke. Mit dem Nachgraben habe man fertig zu sein, bevor es im Städtchen Kaiserstuhl zu Christi Auferstehung läute, und mit den Schatztruhen müsse man unter Dach kommen, ehe das Morgenläuten beginne; die eine Kiste könne man gegenseitig vertheilen, die andere müsse für gute Werke verwendet und zu Kirchenzwecken geopfert werden. Sprechen dürfe bei Allem Keiner ein Wort. Die Männer führten dieses ohne Scheu und Fehler aus. Sie fanden Schlüssel, Eisenthüre und Schatztruhen. Am allerschwersten war's, letztere fortzuschleppen; doch kamen sie auch damit heim. Als der vorderste Träger eben den Fuß über die Dachtraufe hineinsetzte, da gerade fieng es in Kaiserstuhl an, Betzeit zu läuten, und wie die Geister es vorausgesagt, so geschah es nun. Gerade so viel, als von der ersten Truhe noch nicht unter Dach war, verschwand. Es war der kleinste Theil, den sie nun hatten, aber er war groß genug, um unter Alle vertheilt und Allen ein schönes Vermögen werden zu können. Damit sollen zugleich jene Burggeister alle bis auf

einen erlöst sein. (Mitgetheilt von Seminarin G. Burkhard von Fislibach.)

---

3) Teufelsloch und Schloßfräulein auf Brunegg.

Der schmale Felsengrat, auf welchem das Schloß Brunegg auf dem Kestenberge steht, ist auf etwa dreißig Fuß Tiefe und fünfzehn Fuß Breite durchhauen, so daß die Burg wie durch einen tiefen Wallgraben von ihrem Mutterberge abgeschnitten und isolirt hinausgesetzt erscheint auf den letzten luftigen Fels dieser Bergkante. Auf der Ostseite des Schlosses findet sich gleich unterhalb des Grundgemäuers eine Felsenspalte, welche das Teufelsloch heißt. Hier soll ein Geist hinter einer rothen Thüre Schätze hüten. Diese Spalte trägt keinerlei Spur von Behauung, sie verengert sich gegen innen bald, so daß nur verwegne Jungen sie bekriechen können. Gleichwohl heißt es, sie gehe durch den ganzen Kestenberg unterirdisch fort und münde erst in dem Schlosse Wildegg, welches weitentfernt auf dem jenseitigen Bergzuge des Thales in ähnlicher Höhe gelegen ist. Versuchsweise ließ einmal ein Bursche seinen Hahn in diese Kluft hinab, und nach drei Tagen kam er im Schlosse Wildegg in der dortigen Küche aus dem Boden herauf. Es gieng gerade gegen Mittag, die Köchin hatte eine Schüssel Brei übers Feuer gestellt und war weggegangen, um noch Milch herbeizuholen. Als sie wieder zurückkam, hatte der Hungrige alles rein ausgefressen. Aber sie konnte ihn fangen, und die Brunegger erkannten ihn wirklich als den ihrigen. Im Thale zwischen diesen beiden Schlössern, auf dem Altfelde beim Dorfe Mörikon, hat ein Bauer unlängst einen Kessel voll viereckiger Münzen ausgepflügt; hier liegt eine alte Heidenstadt verschüttet, Namens Lenz.

Der ehemalige Schloßwächter auf Brunegg, von Geschlecht ein Hächler aus Lenzburg, der im vorigen Jahrzehend gestorben ist, hat den wenigen Leuten, die ihn zuweilen in seiner entlegenen Wohnung besuchten, öfters vom Schloßfräulein erzählt. So oft ich des Abends, sagte er, in meinem Pächterhause auf der Ofenbank sitze, erscheint an der Stubenwand gegenüber eine schön gestaltete Hand in der Bewegung, als wollte sie in aufgespannte Saiten greifen. Sogleich dann hört man die wundervollsten Lieder spielen. Dies ist die Hand des Schloßfräuleins, das hier einst aus unbekannten Gründen verschmachten mußte. Wir haben den Ort ihres Todes entdeckt, als die Familie Hünerwadel hier in den

Besitz kam und ein paar Gemächer im Thurme wieder bewohnbar machen ließ. Damals pflegten nämlich Vögel in großer Zahl in eine Mauerlücke des Erdgeschosses ab- und zu zu fliegen. Als man deshalb jene Mauerstelle, welcher bei der Steilheit des Felsens nicht außerhalb beizukommen war, von innen aufbrechen ließ, stieß man auf ein Gewölbe von der Größe, daß eben ein Mensch darin Platz hat, ähnlich den Einmauerungszellen in Klöstern. Es fand sich jedoch außer einer Menge Vogelnester nichts weiter darin. (Seminaristen J. Brugger und Joh. Fischer v. Möriken. — Gottl. Häusler v. Lenzburg.)

4) Der Römerstein im Lintwalde.

Der Findlingsblock, der im Lintwalde bei der Stadt Lenzburg liegt, wird Römerstein genannt und dient seit alter Zeit dazu, seine Gesteine an Neubauten abzugeben. Vor etlichen Jahren erst hat man solche Massen von ihm gesprengt, daß man sämmtliche Kanäle des Lenzburger Stadtbaches daraus hauen konnte. Gleichwohl ist er noch immer bei 12 Fuß hoch, gegen 15' breit und 20' lang. Er soll das Schatzgewölbe der untergegangenen Römerstadt Lenz gewesen sein, durch geheime Maschinen war er zu heben, da sie zerstört sind, deckt er mit seiner Wucht die unter ihm begrabenen Reichthümer. Einige Schlupflöcher an seiner Grundlage scheinen nicht dem bloßen Zufall anzugehören; man kann sie zur Noth bekriechen. Man erzählt, des Nachts kämen Rauch und Funken daraus hervor gefahren, ein dumpfes Getöse im Innern sei zu hören. Ein Jäger, dessen Hund hier den Füchsen nachgeschlupft und nicht wieder zum Vorschein gekommen war, beschloß durch eines dieser Löcher hinabzusteigen. Er gelangte bald an eine eiserne Thüre, und da sie unverschlossen war, konnte er durch sie hindurch in ein Gewölbe schreiten, in welchem Grubenlichter brannten. Aufgesprengte Geldkisten standen umher, bärtige Gesellen arbeiteten eben daran, eine neue aus dem Boden zu heben. Sobald sie den ungebetenen Gast bemerkten, stürzten sie auf ihn los, entrissen ihm sein Weidmesser, und geknebelt und niedergeworfen, mußte er nun den grausamen Rathschlag mit anhören, wie man ihn unschädlich machen wolle. Sie beschlossen, ihm einstweilen die Zunge abzuschneiden, damit er ihnen als Arbeiter dienen und doch nichts ausplaudern könne. Sein Flehen half ihm nichts und schon begannen sie zur That zu schreiten. Doch diese Un-

menſchlichkeit ſollte nicht zum Vollzug kommen. Entweder erbebte der Stein in ſeinen Grundfeſten, oder es wich die ſchon ſo tief unterwühlte Erde, mit einem male ſenkte ſich der Fels und begrub die Mörder ſammt ihrem Opfer. Seitdem glaubt man, das Wimmern und Stöhnen der zerſchmetterten Schatzgräber Nachts beim Römerſtein zu hören. (Th. Bertſchinger v. Lenzburg.)

(Vgl. Aargau. Sag. Nr. 96.)

5) Der Keller im Roſt.

Ehe die Limmat in die Aare mündet, theilt ſie ſich beim Stroppel noch in zwei Arme und bildet den Limmat-Schachen mit einer Inſel, welche in den Gemeindebann von Gebensdorf gehört. Ihr zunächſt iſt der Roſtbauer wohnhaft; gleich einer Hochwacht überſchaut ſein neues Haus droben auf der Roſthalde die drei Ströme Limmat, Aare und Reuß, die hier ſich vereinigen und an deren Ufer die Eiſenbahn mit hinab gegen Rhein und Schwarzwald läuft. Der alte Roſtbauer Joh. Meier war hier Fährmann geweſen und kam in der Aare ums Leben, während er die Leute vom Brugger-Jahrmarkt über den Strom ſetzte. Sein ehemaliges Wohnhaus war auf der entgegengeſetzten Steige geſtanden, die zur Fähre nach Kauffohr führt, wurde aber 1799 beim Flußübergang der Franzoſen vom Geſchütz übel mitgenommen und iſt von den Söhnen abgebrochen worden. Schon von jeher hatte Meier ſagen hören, in ſeinem Hauſe liege ein Schatz verborgen, deshalb wendete er ſich an einen Wahrſager in Birmensdorf, den man den Gütterlig'ſchauer hieß. Dieſer ließ ein offnes Schaff Waſſer vor's Haus in die Sonne tragen und daraus ergab ſich: daß das Haus auf zwei unbekannten Kellern ſtehe, deren einer ſechs Fuß tief unter dem andern ſei und Weine von ſolchem Alter enthalte, daß ſie nicht mehr im Holz der Fauden, ſondern in ihrem eignen Weinſtein lägen. Auch zwei ſilberne Engel ſeien drunten in einem Gange, welcher in die Burgruine Freudnau führe, deren ehemaliger Schloßherr einſt ſeine Schätze hierher geflüchtet habe. Den erſten der beiden Keller fand Meier nach einigem Graben wirklich genau ſo, wie ihn der Wahrſager beſchrieben hatte, und die Quader der alten Kellertreppe wurden gleich zum Umbau des durch die franzöſiſche Artillerie zerſchoſſenen Hauſes verwendet. Aber ſchon im Jahre 1801 ertrank Meier und hinterließ nur unmündige Kinder,

die von seinem Geheimnisse nichts wußten. Sie stießen beim Weiterbauen zwar ebenfalls auf den erstentdeckten Keller, ließen ihn aber ohne weiteres mit in den Neubau einschließen, und als sich später abermals Schatzgräber dahinter machen wollten, wurde ihnen von der Obrigkeit das Handwerk gelegt. Der Keller mit den Engeln ist noch nicht entdeckt. Als man nun neulich den Bau der Eisenbahn hier vorüber führte, stießen die Arbeiter wiederum auf Gewölbe, und der Boden schütterte, wo man die Hacke einschlug; doch das Werk duldete keinen Aufschub, und nun liegen die Schätze unter noch höheren Dämmen verschüttet. (A. J. Keller, Lehrer in Unter-Siggingen.)

6) Gekrönte Schlange zu Niederlenz.

Südwestlich vom Dorfe Niederlenz liegt im ebenen Fruchtfelde ein anmuthiger Hügel, mit hohem Grase reich überwachsen und mit vielen Kirsch- und Apfelbäumen bepflanzt. Eine einzelne Vertiefung auf seiner Höhe, aus welcher man allerlei Scherben- und Ziegeltrümmer ausgegraben hat, soll den Standort eines verschwundenen Schlosses angeben und zugleich den glücklichen Finder zu ganz außerordentlichen Reichthümern führen. So hat es die Prinzessin erklärt, als sie einst an diesem Hügel vorüber fuhr und die hier liegenden Schätze in ihrem Bergspiegel erblickte. Ein Bauer war der Sache bereits auf der Spur, er hatte hier einen ehernen Hafen voll viereckiger Goldmünzen ausgegraben. Aber der Berner Landvogt, der damals auf dem Schloß Lenzburg regierte, nahm ihn dem Manne weg unter dem Vorgeben, es sei die Schatzgräberei verboten, und so gieng alles wieder verloren. Noch jetzt läßt sich hier zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche eine weiße Schlange blicken, die Weihnachtsschlange. Sie ist gekrönt und trägt einen goldenen Schlüsselbund mit sich zu den Kisten und Kasten im Hügel. (Seminarist Kull v. Niederlenz.)

7) Elfe im Nüeschwald bei Zufikon.

Das Dörfchen Zufikon, eine Viertelstunde von der Stadt Bremgarten im Reußthal, grenzt an den Saum eines großen Tannenwaldes, den Nüeschwald. In ihm liegen mancherlei alte Mauer-

trümmer weitſchichtig um eine Kapelle umher, bei der einmal des Jahres am Elsbethentage Meſſe geleſen wird. Dies ſind die Ueberreſte jenes Schloſſes, welches hier einſt der Ritter von Luſikon bewohnte. Er hatte ſeine Silber- und Goldſchätze in einer Eiſenkiſte verwahrt, die er von vier Hunden beſtändig bewachen ließ, und nebſtdem beſaß der Freiherr noch eine ſchöne Tochter, um deren Hand zu werben jedoch ſich keiner unterſtehen durfte, welcher nicht gleichgroße Reichthümer in die Ehe mitzubringen vermögend war. Allein die Elſe hatte ſchon anders entſchieden, ſie liebte einen jungen Burſchen aus dem Dorfe. An einem langen Seil, welches von ihrem Fenſter bis an den Fuß des Schloſſes hinab reichte, war derſelbe ſchon manchesmal in ihre Kammer geſtiegen, da entdeckte ihn endlich einmal der Ritter und jähzornig ſtach er ihn zuſammen. Die Leiche wurde im Graben verſcharrt. Bald gieng aber auch der Freiherr zu Grunde. Seine eigene Tochter beſchlich ihn im Schlafe und traf ihn mit demſelben Dolche, unter welchem ihr Liebſter gefallen war. Dann entfloh ſie und wo ſie hernach geendet hat, iſt unbekannt. Die Burg war herrenlos und zerfiel, nichts blieb übrig als die Geldkiſte mit den vier Hunden. Bei ihr ſieht man nun die Elſe ſitzen, im weißen Brautkleide, mit offenen Haaren, weinend bis zur Morgendämmerung und das Wort ſtets wiederholend „wer mich lieb hat, hol mich heim!" Für ihre Seelenruhe hat man dieſe Waldkapelle erbaut und ihrer Namenspatronin St. Elsbeth geweiht. Sei ſtill, ſagen die Luſikoner Mütter zu boshaft ſchreienden Kindern, ſchweig, oder es muß dich die Luſiker-Elſe holen! (Emil Maurer v. Bremgarten.)

---

8) Verwünſchte Jungfrau zu Oeſchgen.

Auf einem Hügel, unmittelbar vor dem Frickthaler Dorfe Oeſchgen gelegen, deuten noch Mauerreſte und unterirdiſche verſchüttete Gänge auf das Schloß zurück, welches hier einſtens geſtanden hat. Als der Burgherr nicht endete, die Leute unbarmherzig zu plagen, haben es die Bauern zuletzt zerſtört. Darauf war hier jeden Charfreitag mitternachts ein unterirdiſches Rumpeln und Toſen zu hören. Als zu dieſer Zeit ein Mann vorübergieng und das Getöſe gleichfalls vernahm, ſchlupfte er neugierig und herzhaft in eines der Löcher des Hügels hinein. Durch einen langen Gang kam er zu einer Eiſenthüre, die ſich von ſelber

öffnete, und darauf in einen prächtig mit Tapeten behangenen Saal. Hier saß auf einem Ruhbette eine Jungfrau, neben ihr auf einer Geldtruhe ihr Scherzhündlein. Sie bot ihm alle ihre Schätze gegen drei Küsse an. Der Mann dachte, derlei lasse sich leicht thun, wenn man damit so viel auf einmal verdienen könne, und gab ihr denn sogleich einen Kuß. Allein jetzt schoß ein Schlangenhaupt aus dem Rumpfe des Weibes hervor. Gleichwohl machte er sich zum zweiten Kusse bereit, und auch diesmal gelang's trotz dem Hündlein, das groß anschwoll, zerrend, beißend und reißend an ihm emporsprang. Sogleich darauf war die Jungfrau in eine ungeheuerliche Kröte verwandelt, und mit Grausen entsprang nun der Mann. (Seminarist Hundel v. Teichgen.)

9) Das Fischerfräulein auf der Heidenburg.

Ein Waldberg in der Gemeinde Wasserstorf heißt die Heidenburg und seine Vorhöhe der Engetrain. Hier fließt ein Bach vorbei, dessen Steg der Steg der Frau Fischer genannt wird. Eine weiße Frau dieses Namens hütet ihn und weist des Nachts die Leute, die hinüber gehen wollen, drohend zurück. Jenseits des Steges kommt man durch einen Hohlweg auf ein Ackerland, Steinmürli genannt; man findet hier römisches Mauerwerk im Boden. Als Marke steht ein alter Birnbaum da, unter welchem nach der Sage ein Schatz liegt. Ihn behütet die Frau Fischer. Sie machte sich mit dem Sohne auf dem benachbarten Bauernhofe Ötenzipf bekannt und bewog ihn, Nachts mit ihr zum Baume zu kommen. Wenn er sie hier drei Nächte nach einander küsse, solle der Schatz sein werden. Als er es das erste Mal thut, ist das Weib schön von Körper und steht weißgekleidet da. Da er zum zweitenmale kommt, ist sie schon von Kopf bis zum Fuße in braunschwarzer Tracht und er wird besorgt. Doch sie wiederholt ihm, sie sei kein böser Geist, und er giebt ihr den zweiten Kuß. Sie hat ihm aber bereits angemerkt, daß er der dritten Probe morgen nicht gewachsen sein werde, und sagt deswegen beim Abschiede: Ich beschwöre dich, im Walde eine Tanne zu fällen, ein paar Kerne aus den Tannzapfen zu nehmen und sie zu säen; dann wächst doch einmal der Baum, der einst die Wiege für meinen Erlöser geben wird! In der dritten Nacht erschien der Bursche allerdings wieder, hatte aber vorsorglich seinen Kinder mitgebracht. Das Fräulein

verwandelte sich in eine ungeheure Kröte und beide Brüder entliefen. (Dr. Ferd. Keller in Zürich.)

Eine weiße Frau mit drei Schweinsfüßen und einer Mulde voll Geld, in Müller-Schambachs Reisehd. Sag. Nr. 118.

10) Jungfrau auf dem Landeberge bei Seon.

Der Landsberg liegt nördlich vom Dorfe Seon im Hallwiler Seethale. Einige kaum noch bemerkbare Trümmer einer zerstörten Burg stehen im Buschwerke umher, im Innern des Berges aber ist viel Geld verborgen, das alle hundert Jahre einmal von einer Jungfrau auf weißen Tüchern gesonnt wird. Könnte Jemand sie zu dieser Frist erlösen, so wäre alles Geld sein. Ein armer Mann gieng einstens an der Stelle vorbei und erblickte die Jungfrau, wie sie wirklich neben dem blanken Gelde in der Sonne saß. Er lief hinzu und bat sie zutraulich um ein paar Rappen. Ihre Antwort war: Gehe auf die Straße drüben zurück, lauf dann so schnell als möglich herauf bis zu diesem Baum, verwende aber im Hin- und Herlaufen kein Auge von mir, und wenn du dies vollbringst, so bin ich erlöst und all das Geld ist dein! Der Mann that alsie, behielt die Jungfrau fest im Auge, lief rückwärts bergab bis an den Weg hinüber, streckte noch einmal treulich den Hals nach ihr empor, da trat er fehlt und lag rückwärts im Graben. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war sein erster Blick nach der Höhe, aber Jungfrau, Tücher und Geld waren zusammen verschwunden. Seitdem haust sie zwar noch dort, läßt sich aber nicht mehr blicken, sondern giebt sich nur bisweilen durch ein Klopfen und Poltern im Innern des Berges kund. (Seminarist Joh. R. Suter v. Seon.)

11) Der Geist auf Landskron.

Schloß Landskron im Leimenthale beim Kloster Mariastein liegt seit dem Revolutionsjahre 1798 zerstört, die Schloßabhänge haben sich übergrast und die Bauern lassen ihr Vieh darauf weiden. Als das Knäblein eines armen Bauern aus dem Dorfe Leimen hier des Abends die Kuh hütete, sah er in seiner Nähe eine weißgekleidete vornehme Frau, die auf dem Boden saß, einen Bund Schlüssel in der Luft umschwang und ihm damit zuwinkte. Aber

das Büblein scheute sich, trieb die Kuh heim und erzählte da das Gesehene nach Ort und Gestalt ausführlich. Der Vater suchte es ihm zwar auf eine gewöhnliche Weibsperson hinaus zu deuten, hatte sich aber alle Angaben wohl gemerkt und daraus gefolgert, daß dies die Schleßjungfrau sein müsse, an welche alle Leimenthaler lebhaft glauben. Am folgenden Abend fuhr er daher selber mit der Kuh zur Weide, traf auf der angegebenen Stelle alsbald die winkende Frau und hatte den Muth, sie um ihr Begehr zu fragen. Sie streckte ihm die Schlüssel dar und sprach: „Nimm, und wende das Geld gut an. Du hast mich aus der Hölle befreit!" An dem Platze, wo die Frau verschwunden war, zeigte sich jetzt eine Thüre, und als er diese mit einem der Schlüssel geöffnet hatte, sah er mit Erstaunen dahinter nichts als lauter gehäuftes Geld. Doch weil es Tag war, schloß der besonnene Mann die Thüre wieder ab und trieb erst noch die Kuh heim. Während der Nacht dann brachte er alles Geld ungesehen in sein Haus hinab. Bald hernach fieng er die Handelschaft an. Als er aber gegen seinen sonstigen Brauch auch die Wirthshäuser besuchte und den Stolzen zu spielen begann, merkten die Leute, er müsse sein Geld vom Geiste auf Landskron bekommen haben. Und so gilt nun diese Geschichte überall im Thale als eine ausgemachte Wahrheit. (Fr. Jos. Bubendorf, v. Schönenbuch in Baselland.)

12) Goldkette zu Irchenhausen.

Beim zürcher Dorfe Irchenhausen am Pfäffikersee zeigen sich die wohl erhaltenen Erdwerke eines römischen Kastells. Ein Bauer daselbst hat jüngsthin folgendes erzählt. Der frühere Besitzer dieses Platzes sah an manchen Abenden ein blaues Flämmchen innerhalb der alten Umwallung spielen. Weil dies stets ein Zeichen ist von unterirdisch verborgen liegenden Schätzen, die sich auf solche Weise anmelden, so begann er darnach zu graben und hatte lange, aber vergeblich gearbeitet. Auf einmal jedoch fieng es an im Loche zu blinken und zu funkeln. „Hey Tunner Hagel, e goldige Chetti!" rief er, und schlug mit seinem Karst hastig drauf los. In diesem Augenblicke setzte sich die goldene Kette, denn eine solche hatte er seiner Meinung nach wirklich hervor gegraben, in Bewegung und schlüpfte wie ein Wurm wieder in das Loch zurück. Nichts war ihm davon geblieben, als das letzte Kettenglied, das

an der einen Hinke seines Karrtes hieng. Der Bauer machte sich in aller Stille davon, bot sein Gütchen feil und kaufte sich baldmöglichst in einer andern Gegend ein nicht verzaubertes Heimwesen.

Eine wunderliche Behauptung hört man um Trüllikon und Andelfingen. Dorten liegt das Dörfchen Wildensbuch, und dieses glaubt seit Menschengedenken bis heute in allem Ernste, es sei der Mittelpunkt der Welt. (Mittheil. v. Hr. Jerd. Keller in Zürich.)

Der Ring beim Pfingstconcert erinnert an jenen Bauer zu Heiligenfee, der in seinem Garten, am See gelegen, beim Nachgraben auf eine Eisenkette im Boden stieß und sie hervorzog. Allein sie wollte kein Ende nehmen. Ueber seiner Bemühung tauchte nebenan im See ein großer schwarzer Schwan empor, und als der Bauer von aufschaut und die Kette freilich, ist sie sammt dem Schwane verschwunden. Kuhn, Märk. Sag. 165. Deutlichen Anklang wie das Dorf Wildensbuch, der Mittelpunkt der Welt zu sein, hat auch das Beigelinder Städtchen Paula. Bechstein, Meth. Sag. u. Märch. 1851. 2. 144. Das Alterthum sah den delphischen Tempel, und den apheeditischen zu Paphos für den Erdnabel an und nannte jenen daher Omphalos, Schooß der Erdmutter. Auf deutschen heidnischen Gemälde der empfangenden Mutter-Erde weisen die Hagestolz gehaltenen Kopftempel der Herd- und Heerggöttin Hestia hin. Bachofen, Gräbersymbolik 118.

„Pforzheim, sagt Paulus Aemilius, liegt im Nabel und mitten des Schwarzwaldes. Postheimius aber, Nürnberg sey alles Europä nabel und mitten inn gelegen." Sebast. Brant, Germaniae Chronicon (Augsburg 1536) fol. CCXCVI und CCCV. — Das Graubündner Pfarrdorf Malix heißt in der ältern churrätischen Landessprache Umbilix, Latein. umbilicus; weil hier am Ursprung des Treibbaches in dem Hochthale einer Lichtung die Gebiete aller drei Bünde des Kantons zusammenstoßen. Kön. Helvet. Gränzbeschr. 1, 195.

13) Die Felsenjungfrau im Simmenthal.

Ein Berner-Oberländer hatte allzufrüh schon sich um sein Liesli umgeschaut, konnte sie nicht gleich zum Weibe bekommen und that nun herzenswehleidt und todesbetrübt. Um sich ein wenig zu zerstreuen, lief er zu Berg nach den Rüben auf der Weide. Als er bis zum Brunnen auf der untern Staffel gestiegen war, sah er neben der Kluh einen altrostigen Schlüssel liegen. Im Felsen gewahrt er auch bald ein Schlüsselloch, steckt an und dreht, die Wand öffnet sich und läßt ihn durch den Felsgang der Reihe nach in zwei große Gemächer. Im zweiten versperrt ein herabhängender Stein den Weg, noch mit Noth kann man drunter wegkriechen. Da dieß gethan ist, erhebt sich eine Stimme: „Unglück

licher, vollende dein Vorhaben, geh auch ins dritte Gemach!" Er thut's und schreitet in einen neuen Saal hinein. Hier sitzt eine Jungfrau, alterthümlich gekleidet, einen Hafen voll Geld zu Füßen, neben sich an der Wand eine goldene Glocke. Sie sei hier auf so lange verwünscht, sagt sie ihm, bis ein Erlöser komme, nun habe er die freie Wahl zwischen drei Gaben. Entweder könne er diese Glocke, oder diesen Geldhafen mit sich nehmen, wähle er aber sie selbst, so bekomme er die zwei andern Schätze mit drein. Der Bursche denkt einen Augenblick an sein Vieh und schwankt, zuletzt nimmt er die goldene Glocke von der Wand. Während ihn die Jungfrau mit Klagen überhäufen will, entflieht er durch die Gänge, und hinter ihm wirft sich die Thüre wieder zu, daß die Bergwand bebt. Jetzt steigt er nicht mehr weiter bergauf zu den Weidkühen, sondern hinunter ins Thal zum Vieheli; wenn er ihr die Geldglocke bringt, eine goldene Glocke zur Alpfahrt, so wird sie ihn ohne Umstände heirathen. Aber da er zur Viehhütten kommt, hat die ihn längst vergessen, hat längst einen andern lieb gewonnen, hat den geheirathet und hat schon manches Kind von ihm. Was soll der Bursche nun machen? Kummervoll geht er weiter, denkt immer an die Felsenjungfrau, die ihn mit dem dritten Thore schon ein Unglückskind geheißen hatte, und nun erst möchte er Schlüssel und Schlüsselloch an der Bergwand wieder finden, um es diesmal gescheiter zu machen. Er steigt mit seiner Geldglocke zur Alp und läutet auf allen Matten und Staffeln. Alles ist aber vergebens, er kommt darüber nur immer tiefer in die allerwildesten Berge hinein. Endlich erreicht er einmal Abends wieder eine Alphütte, vor der Thüre spaltet ein steingrauer Mann eben Holz. Hier möchte er übernachten, er bittet ihn flehentlich darum und erzählt sein betrübtes Schicksal. Aber dieser Alte ist nichts weniger als gerührt, kaum hat er den Bericht zu Ende gehört, so jagt er den Burschen auf der Stelle davon. Die Felsenjungfrau, ruft er erzürnt, ist meine eigne Tochter, nun muß sie wiederum ihre langen Jahren auf den Erlöser warten! (Zum Beschluß aus Ringoltingen im Simmenthal.)

Der „steingraue Mann" erinnert an den schönen Spruch „noch grauer dann der Stein", welchen Parzival, auf der Gralsburg eingekehrt, durch eine edle Sinnesthat im nächsten Moment schon sieht. Dahin gehört auch der Greis mit schneeweißem Haar, der darüber meint, daß ihn eben sein Sohn geschlagen habe, weil er seinen Vater hat fallen lassen. Grimm, D. M. Nr. 362.

14) Die goldnen Kohlen.

Dem Altmüller war eine Base geworben und zwar eine hochbetagte und geizige, daß er seine Betrübniß wohl mäßigen konnte, zumal morgen schon der Tag für ihn da war, ihre ziemlich beträchtliche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Er hieß also den Knecht Wägelein und Geschirr für morgen herrichten, und befahl der Magd, das Frühstück auf Schlag fünf fertig zu haben. Letztere nahm sich des Meisters Befehl so zu Herzen, daß sie vor aller Zeit schon erwachte, den hellen Mondschein für die Morgenhelle hielt, und in die Küche hinab sprang, um Feuer zu schlagen. Allein der Zunder war feucht und sie brachte kein Licht zusammen. Darüber schaute sie nochmal nach dem Tag zum Küchenzucker hinaus und gewahrte draußen ein Feuerchen, nur zwanzig Schritte entfernt brannte es hübsch ruhig auf der Hauswiese. Sie lief drum schnell mit dem Kohlenbecken hinaus, um sich die Gluthen für des Herren Frühstück herbei zu holen. Dorten angelangt findet sie drei Männer, in weiße Tücher eingehüllt, um das Feuer sitzen. Bescheidentlich fragt sie, ob sie sich ein paar Kohlen nehmen dürfe und bringt alles mit in Verbindung, der Base Tod, des Müllers Erbschaft und die Morgensuppe. Als die Männer gänzlich stumm blieben, nahm sich Katharine etliche Kohlen, dankte hübsch und ordentlich dafür und machte sich ins Haus. Aber da sie die Kohlen auf den Herd schüttet, sind sie schon erloschen. Sie macht also wiederum den Gang zu den Männern am Feuer, grüßt, nimmt und dankt abermals und bringt das zweite Becken voll in die Küche zurück; doch auch diesmal ohne andern Erfolg, die Kohlen sind todt. Ihre Angst, der Müller werde erwachen, treibt sie zum drittenmale hin, wo die drei Männer noch immer sitzen. Als sie das frisch gefüllte Becken aufnimmt, sagt der älteste warnend, nun komm nicht wieder!

Erschrocken kam das Mädchen in die Küche zurück und leerte die Kohlen aus, sie waren und blieben erloschen. Da schlug es plötzlich drüben im Dorfe Mitternacht und um das Haus krachte es laut auf. Feuer und Männer draußen, alles war wie weggeblasen. Katharine kroch zu tiefst unter die Bettdecke. Jetzt aber verschlief sie wirklich. Es war schon sechs Uhr, da der Müller in die Stube herüber kam, und keine Schüssel und keine Katharine fand. Als er sie draußen in der Küche suchte, sah er den

Herd mit Gold überschüttet, in dreifachen Haufen lagen die Dukaten über einander, eine weit größere Summe als er heute aus dem Erbe bekommen sollte. Doch er war mit dem Seinigen zufrieden und ließ dem Mädchen, als sich nun Alles aufklärte, rechtschaffen das Ihrige. (Aus Zofingen.)

Die Magd, die im Bären zu Zurzach diente, war vor Tage aufgestanden, um zu backen. Da sie Feuer anmachen wollte, fieng der Zunder nicht; sie entschloß sich, geschwinde ins Rathhaus hinüber zu gehen, wo sie Licht sah. Als sie da eintrat, hielten die Rathsherren noch Sitzung. Ohne ein Wort zu sagen, saßen sie zu Zwölft auf ihren Stühlen da. Die Magd bat um Erlaubniß ihr Licht anzünden zu dürfen und gieng. Unter der Hausthüre aber erlosch ihr das Licht wieder und sie geht nochmals in das Rathszimmer zurück. Diesmal bringt sie ihre Kerze brennend nach Hause; aber darauf hin ist sie bald gestorben.

Carbones pro thesauro inveniuntur. Pharetra 5, 26. — Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. Nr. 477. — Wolf, Hess. Sag. Nr. 179. 180. — Schöppner, Bair. Sagb. 2, Nr. 771. 772. — Aargau. Sag. 1, Nr. 221. Schmid, Vrieslag. 2, S. 62. 63. Pröhle, Harzsag. 1, S. 18. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, Nr. 132.

15) Dreierlei Schatzbohnen.

Am Strättlinger Thurm beim Schlosse Spiez am Thunersee gieng ein Mann nach Ostern im Gestrüppe umher und sah hier eine Jungfrau sitzen, die auf ausgebreitetem Tuche dreierlei Haufen Bohnen vor sich hatte. Dem Manne gefielen die Bohnen ihrer Art wegen und er erbat sich davon, um sie jetzt der Jahreszeit nach bald im Garten zu setzen. Die Jungfrau gab ihm bereitwillig die Hände voll von jeder Sorte. Auf dem Heimwege wurden ihm die Bohnen gar zu schwer im Sacke. Als er nachschaute, waren die der gelben Sorte in Goldstücke, die der weißen in Thaler, und die der schwarzen Sorte in Scheidemünze verwandelt. Jetzt wußte der Mann, daß er die Strättlinger Jungfer gesehen hatte. (Mündlich; Frau Roth-Gaffner aus Thun.)

Erbsen zu Geld geworden: Birlinger, Volksthüml. aus Schwab. 1, Nr. 134.

16) Erbauung der Kirche zu Mont

Geht man von Grandson nach dem Dorfe V
auf jener ausgedehnten Ebene ein nicht gerade
ins Auge, welcher einige hundert Schritte von
in den Gütern liegt. Dorten soll Karl der Kü
einst sein Kriegszelt aufgeschlagen haben, da er
Schweiz ins Land eingebrochen war und Grandso
Eiche, von einem Kranz starker Tannen umgeben,
des Hügels; sie soll von den Ueberwindern Karls gepflanzt worden
und gleich alt sein mit derjenigen, welche in der Nähe des Grand-
soner Schlosses steht. Ein bejahrter Waatländer Bauer, dessen
Aecker bei diesem Eichenhügel liegen, ist der Erzähler nachfolgender
alterthümlich lautender Sage.

Vor mehr als hundert Jahren gieng einst der junge Johannes
dieses Weges. Er war im Herzen tief betrübt, denn er kam eben
von den Leuten her, welche ihm seine Armuth vorgehalten und
damit die Hand ihrer Tochter, um welche er warb, abgeschlagen
hatten. Es gieng auf die heilige Zeit, das Land lag voll Schnee,
keine Seele war mehr auf dem kalten Wege, er überließ sich den
trübsten Vorstellungen und in abgerissenen einzelnen Worten sprach
er sich selber sein Herzeleid vor. Es dämmerte stark, da er hier
vorüber den sogenannten Tuilerien zugieng. Da hörte er vom
Eichenhügel herab unvermuthet sich mit Namen nennen, ein Mann
in sehr kostbarer Rüstung stand vor Ihm und sprach begütigend:
Johannes, ich weiß wohl, was dich quält, faß' indeß nur guten
Muth, bald soll Alles anders werden. Komm nächste Weihnachten
nach eilf Uhr allein auf diesen Hügel, da reicht gerade die Zeit
hin, mir etwas in den See zu tragen; und wenn du dann an-
stellig genug bist, mir bis zwölf Uhr auch mein altes Wehrgehänge
abzugürten und damit in aller Stille fertig werden kannst, so sind
die Schätze zusammen dein, die in diesem Hügel stecken. Johann
hatte kaum Zeit, dieses zu versprechen, so war der Geist ver-
schwunden und Alles wieder wie vorher.

Es waren noch zwei Tage bis Weihnachten. Johannes besann
sich wohl, ob er nicht etwa eine Sünde begehe, wenn er die heilige
Nacht zum Schätzeheben verwende. Doch er konnte sich aufrichtig
gestehen, daß er es in keiner habsüchtigen Begierde unternahm,
sondern in reinster Liebe zu seiner Margarethe. Er wußte, daß

das treue Mädchen keinem andern als ihm die Hand geben werde, er erlöste und befreite also vielmehr sie, als nur den Geist eines muthmaßlichen Ritters; um diesen Schatz also war es ihm zu thun, und er konnte diesen ja aufs glücklichste heben, wenn er die in jenem Hügel verborgenen Reichthümer erwerben und damit zum einbedungenen Heirathsvermögen gelangen würde.

So gieng er denn auf die bestimmte Frist zum Hügel hin und traf da den Gerüsteten. Dieser klopfte an die Eiche, und sogleich versanken sie beide zusammen in die Erde hinab. Hier fanden sie sich in einem von vielen Pfeilern getragenen Gewölbe. Es war kerzenhelle. An den Wänden umher hiengen Panner und Waffen. Ringsum an den Mauern standen Kriegswerkzeuge aller Art, selbst Geschütze und Kugelpyramiden. Dazwischen aber waren eben so viele Gefäße offen hingestellt, die einen schimmernd von Gold, die andern blitzend von Geschmeide. Jedoch da war keine Zeit, sich lange umzuschauen; denn alsbald kam aus der Weite der Halle ein dickes, kohlschwarzes Ungethüm auf allen Vieren daher, und der Gerüstete sprach zu Johannes: Hier ist meine Lieblingskatze. Diese wirf mir sogleich vom Topbet hinunter in den See, alsdann komme so schnell du vermagst wieder hierher. Hüte dich, eine einzige Minute zu versäumen, hüte dich, ein einziges Wörtchen zu sprechen, es wäre dein Tod. Nun geh!

Johannes that unverweilt, was ihm geheißen worden war. Halb athemlos kam er mit der mächtigen Katze auf den Topbet hingerannt. Dies ist ein Felsen des Neuenburger See's, zu welchem eine aus Kieseln bestehende, aber von den Wellen längst wieder überspülte alte Straße geführt hat, ein sogenannter Heidenweg, auf welchem einst die Heidenpriester nach einem Tempel des Seegottes hinaus zum Opfer gezogen waren. Während er die Katze hier ins Wasser hinabwarf, kratzte ihn das sich sträubende Unthier noch so heftig, daß er schon ein Tonnerre de chat! im Munde hatte; aber der Warnung wohl eingedenk, die ihm der Gebarnischte gegeben, verbiß er schweigend seinen Schmerz. Nun mußte er sich seine blutenden Hände schnell abwaschen, und auch dieses war aufs schleunigste abgemacht; denn kaum berührte er das Wasser, so wogte und stürmte der bis jetzt so zahme See in solcher erschreckender Höhe daher, daß Johannes aufs eiligste entsprang und in den Hügel zurückfloh.

Jetzt nimm dich zusammen, begann der Ritter, nunmehr ist das Schwerste zu thun. Wisse, ich bin der Herzog Karl von

Burgund. Seitdem ich vor jenem Schlosse dorten mein Wort den Schweizern brach, war das Glück von mir gewichen. Hier sitz ich in diesem Hügel gebarnischt und bewehrt, bis sich ein Mensch finden läßt, der kühnlich mich entwappnet. Junge Eichen sind seitdem über meinem Haupte aufgewachsen und wieder zusammengefault; Tannen haben dann statt ihrer hier Wurzeln geschlagen; aber Keiner meines Geschlechtes ist starkherzig genug gewesen, mir sein Wort zu geben und es bis zum Ende zu halten. Sei du es, und alle deine eigenen Wünsche werden zugleich damit erfüllt. Hier dieses Schwert gürte mir ab. Aber schweigend wie das erste mußt du auch dieses thun! Johannes machte sich daran. Der Mann schien neben seiner Hand emporzuwachsen, auf den Zehenspitzen stehend reichte er hinauf an das Wehrgehänge und knüpfte die gestickten Riemen auseinander. Da glitt das schwere Schwert aus der Scheide und schlug ihm eine tiefe Wunde. Fahre du ziel ... wollte er schreien, aber zu rechter Zeit noch bemeisterte er sich, und da gerade schlugen die Thurmuhren zu Grandson und zu Yverdon auf einen Streich Zwölfe. Somit war das Werk geschehen. Herzlich dankend überließ es der Geist nun dem beharrlichen Johannes aus den offen daliegenden Reichthümern nach seiner Wahl sich heraus zu nehmen. Johannes hatte nichts anderes bei sich, als sein Taschentuch. Dieses füllte er mit goldnen Thalern, so viel ihrer bis zum letzten Knopfe hineingiengen. Beim letzten Goldstück sah er sich wieder droben unter der Eiche. Alles Uebrige war verschwunden, sogar die frische Wunde, nur das Geld im Tüchlein nicht.

Bald hernach heirathete Johannes seine treue Margarethe. Sein Eheglück war ein so dauerhaftes, daß er in seinen alten Tagen noch beschloß, dem lieben Gott dafür ein Zeichen schuldiger Dankbarkeit zu hinterlassen. Er vergabte daher an seine Mitbürger zu Montagny eine große Summe mit der Bedingung, daß man daraus eine eigne Ortskirche baue. So geschah es. Das Dorf hat es also diesem Abenteuer zu verdanken, daß es seither weder in die Stadt Grandson, noch in die Stadt Yverdon, zwischen denen es gerade in der Mitte liegt, in die Kirche gehen muß. Am eignen Altare traut es seine Hochzeitspaare und lange noch nannte es jeden glücklichen Ehemann einen Johannes.

Die Anonymität der mitgetheilten Sage heißt die Tuilerien, und damit wird in jener Gegend der Standort des einen der zwei römischen Amphitheater bezeichnet, welche zum römischen Aventicum gehört haben. Meyer v. Knonau,

Schweiz. Erdkunde 2, 298. Es haben nämlich in der deutschen und in der welschen Schweiz ganze Fluren öfters den Namen Tuilerie, Ziegelei, Ziegelhütte, weil auf ihnen die Urnentrümmer römischer Bauwerke seit langer Zeit in so reichem Maße ausgepflügt werden, daß der Glaube des Landmanns hier eingegangene Ziegelbrennereien oder verwüstete Städte und Herrenschlösser vermuthete. Findet sich hie und da auch noch zugleich eine römische Münze mit vor, so ist die Phantasie bald bereit, daraus weiter auf die Reichthümer zu schließen, die versunken in unterirdischen Gewölben im Boden ruhen. Damit nimmt nun aber diese Waatländer Sage einen viel alterthümlicheren Wohnplatz ein, als derjenige sein würde aus der Zeit der Burgunderkriege, auf welchen sie sich selber zu beziehen versucht. Das Volksgedächtniß begeht damit einen Fehler, aber derselbe ist sehr erklärlich; denn die Burgunderkriege müssen dem Erinnerungsvermögen in diesen Gegenden, die Karl der Kühne verheerte, viel lebhafter verblieben sein als jede andere Zeit mit ähnlichen Verheerungszügen. Seit jenem burgundischen Karl begann Waatland' erst zur Schweiz zu stehen, um dann selber ein Glied des Bundes zu werden. Somit lag es ganz und gar in der Art des Volksgedächtnisses, diesen Karl zum Mittelpunkt einer populären Zeitrechnung zu machen, auf den man alles früher Geschehene hinanschob und alles Folgende zurückdatirte. Daß diese Annahme nicht weit irre gehen wird, dies zeigen die übrigen Bestandtheile der erzählten Sage. Sie sind von solcher Alterthümlichkeit, daß es sich verlohnt, dieselben kurz im Einzelnen zu betrachten.

Die beiden Arbeiten, welche dem Priester Johannes auferlegt werden, bestehen darin, daß er Karls Katze in den See stürzen und ihm selbst das Schwert abgürten muß. Beide Züge finden sich in unseren ältesten Mythen vor. Thôrr, der Gott der Stärke, hat sich in Wettspielen beim Riesenkönig Utgardeloke einzulassen und soll unter andern Kraftproben des Königs große Graukatze vom Boden heben. Allein nur einen Hinterfuß kann er ihr lüpfen, und schon darüber geräth die Versammlung der Riesen in Bestürzung. Sie mahnen ihn ab und erklären, die Katze sei das graue Weltmeer selbst, das allen Erdkreis umschlingt und das nun auf Thôrrs Handgriff hin schon ein ganzes Land zu überfluthen drohe. — Solche Beziehungen aus dem entlegenen nordischen Göttermythus auf eine hier zum erstenmal in die Oeffentlichkeit tretende kleine, unbeachtet gewesene Dorfsage scheinen unserem Verstande so unliebsam, daß wir sie entweder weit hergeholt nennen, oder mit einer vornehmen Kälte anzweifeln, wohl auch belächeln. Dies geht jedoch schon nicht mehr an, seitdem folgendes Volksräthsel aufgefunden ist, das in der Hallwyler Gegend vom stürmenden Hallwyler See gilt:

D graue Ghatze rennt
Ueber ne e'Wänd.

Die Katze, das sturm- und windkündende Thier, wird hier als die aufspritzende Wogenwelle des windgepeitschten See's personifizirt. Diese zerstörende Gewalt der anstürmenden Seewoge ist es, die den starken Johannes erst blutig reißt und dann in die Flucht jagt.

Der zweite Hauptzug der Sage ist das blindlings Wunden schlagende Schwert, welches, wenn es nun abgegürtet ist, nicht mehr Krieg stiftet, sondern Kirchen gründet. Unter dem Bilde eines in den Boden gepflanzten Schwertes, das vom Himmel gefallen war, verehrten die Skythen bei Herodot (4, 62)

den Kriegsgott Ares. Hier wird Karls aus der Scheide fallendes Schwert die Ursache, daß, statt des verfallenen Heidentempels am Neuenburger See, die Peterskirche zu Montagny erbaut wird. Aber dazu bedarf es des allerentschlossensten Mannes. Hier heißt er biblisch Johannes. Sonst kennt ihn alle Sage als den starken Hans, der arm, zurückgesetzt, sogar alvern scheinend, plötzlich das allen Andern Unmöglichgewesene ausführt. Ueber ihn erzählen: Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen, S. 428. Menzel, Odin, S. 156. Aargauer Sagen 2, Nr. 194. — Karls Schwert gehört mit in die Reihe jener sagenberühmten Gebieschwerter, die, entblößt und einmal aus der Scheide gezogen, zu verwunden und zu tödten fortfahren. Solche Waffen sind: Martis gladium beim gothischen Geschichtschreiber Jornandes; das Nibelungenschwert Balmung, des gothischen Dietrich Gbelahs, Högnis vom Zwerge Dain verfertigtes Schwert Dainsleif. Das berühmteste unter ihnen ist Odinns Schwert Tyrfing. Es war von den Zwergen geschmiedet, war an Angantyr übergegangen und zuletzt mit dessen Leiche bestattet worden. Lange nachher wagte es Angantyrs Tochter, es dem begrabenen Vater unter dem Haupte wegzunehmen, und dies gab den Anlaß zur Ausrottung ihres ganzen Geschlechtes.

Die Namensdeutung der mythischen Siegesschwerter giebt W. Wackernagel in Pfeiffers Germania 4, 136. Hier sei die Urgeschichte von einem mitgetheilt, demjenigen Attilas, das bis in unsere Zeit herein gereicht hat. Jornandes cap. 35 berichtet, wie Attila stets das Größte erstrachtend, all seine Hoffnung doch nur durch das Schwert des Mars erfüllt sah, das einst den Skythenkönigen eigen gewesen, von einem Hirten ausgegraben und ihm überbracht worden war. Es ging von ihm an den Schatz der ungarischen Könige über. Die Mutter des Ungarkönigs Salomo schenkte es dem Baiernherzog Otto dafür, daß er ihrem Sohn in sein angestammtes Reich wieder eingesetzt hatte. Herzog Otto gab es dem jüngern Dedo, dem Sohne des Markgrafen Dedo, als Zeichen und Pfand unheilbarer Liebe; als er aber ermordet worden war, gelangte es an König Heinrich IV. der es seinem vertrauten Freunde Lüpold von Merseburg schenkte. Als dieser nun im Jahre 1071 mit dem König von Herveld aus nach dem Landtag Ilsenhausen, um dorten zu speisen, sich begab und sie auf dem Rückwege die Pferde in die Wette laufen ließen, stürzte Lüpold, und jenes Schwert, das er trug, durchbohrte ihn, daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Die Freunde des Herzogs Otto v. Baiern versicherten, das sei ein Gottesgericht, denn Lüpold sei derjenige gewesen, der den König angetrieben, Otto zu verfolgen und aus dem Palaste zu entfernen. So erzählt Lambert von Aschaffenburg in seinen Annalen.

Graf Francisci, Das eröffnete Lusthaus, Nürnberg 1676, Seite 1129, redet von Siegesschwertern, die in der Gulmination des Planeten Mars geschmiedet und in ein Fell aus einer Kuhe gefaßt werden, in die der Donner geschlagen. Vor einer solchen Waffe müssen alle andern zerspringen. Der Poet Johannes Nist bemerkte demselben Autor, er habe ein solches Schwert selber verfertigen helfen und drei Schlangenzungen mit in den Knauf gethan, dasselbe sei an einen Holsteinischen Edelmann übergegangen, der damit allzeit obgesiegt, es aber zu großem Unheil mißbraucht habe. Ein solches Goldschwert steckt bei Salurn am Lichtenbach-Schlunde bis zum Griff in dem Boden und gehört dem reichen Manne, der drunten wohnt in Marmorsälen und Blumengärten. Zingerle, Tirol. SN. Nr. 374.

Weiß wohl auch die Neuzeit noch von solcherlei Raffen? So weit, als vor wenig Jahren noch Grillparzer's Schicksalstragödien über die Bühne gingen. In Grillparzer's Trauerspiel „die Ahnfrau" erschlägt ein Dolch eigenwillig die ganze Herrenfamilie. Weil so ein bloßes Messer der Schicksalsherr in unserem neuen Bühnenverbande werden wollte, ärgerte sich der Dichter Platen darüber, und so entstand sein Lustspiel „die verhängnißvolle Gabel".

17) Schatztrube an der Brestenegg.

In der Brestenegg, ein an der Straßenkreuzung zwischen den Dörfern Suhr und Hunzenschwil liegendes Wäldchen, wo man die an einer bösen Seuche Verstorbenen begrub, liegt tief im Boden eine eiserne Schatztrube. Benachbart wohnende Bauern gruben darnach unter dem gegenseitigen Versprechen, während der Arbeit ja kein einziges Wort zu verlieren. Als nun eine lange Reihe von Geistern, aufs wunderlichste ausgerüstet, an den Leuten vorbeikam und der letzte des Zuges die Frage that: Wie viele ihrer nun schon vorüber marschiert seien, nannte ihm ein unbesonnener Arbeiter die fragliche Zahl, und verschwunden war der Eisenkasten sammt allen Geistern.

Das Spittelfeld, außerhalb dem Spittel des Dorfes Suhr gelegen, heißt Bred. Man geht von demselben bis zur vorhin erwähnten Straßenkreuzung und gelangt dann in ein Jungholz, genannt Hichlihlag, worin noch einige alte Kiel-Eichen stehen gelassen sind. Einen dieser Bäume in der Nähe zweier Waldplätze, welche Hexen- und Heidentanzplatz heißen, fällte 1880 der Eigenthümer und grub den Baumstamm mit aus. Der Mann heißt Isaak Schmid, ist aus dem Oberthale und wird nach seinem Oberenhof genannt. An der Pfahlwurzel traf er mit der Axt mehrmals auf runde Steine und warf sie unwillig zur Seite. Schließlich betrachtete er einen davon näher und durch den Ortspfarrer, dem er ihn überbrachte, ist der Stein dem Schreiber dieser Erzählung eingehändigt worden. Es ist eine handvollige Kugel, sauber aus Sandstein gearbeitet, auf der obern und untern Seite gleichmäßig abgeplattet und trägt eine ringsum laufende Rinne eingegraben. Es ist also ein Schleudergeschoß, von der Größe einer Falkonetkugel, in seiner Rinne mit Lederriemen gelegt wurde. Somit stand die Eiche auf einem Heidengrabe, in welchem eine große Anzahl Steinwaffen mit verscharrt war.

18) Die Jungfer am Reinacher Feuerweier.

Ein Mann aus dem Hohlenweg bei Reinach sammelte spät am Abend im Walde Reiser in jener Gegend, wo der sogenannte

Feuerweier liegt. Eine schöne Jungfer gesellte sich da zu ihm. Sie war schneeweiß gekleidet, nur über die Schulter trug sie ein schwarz seidnes Halbmäntelchen. Sie that freundlich und brachte das Gespräch auf die Frage, ob er sich wohl auch fürchte. Vor niemandem in der Welt, sagte beherzt der Mann. Nun denn, wenn dem so ist, sagte die Jungfrau, so kannst du schnell ein reicher Mann sein. Komm nur in der heutigen Mitternacht wieder auf diese Stelle, ich werde dann auch da sein; zwar nicht in der Gestalt, wie jetzt, sondern als wilder Eber, allein der Eber mag grunzen und anlaufen, wie er will, es geschieht dir kein Leid. Euch ihm nur den Schlüssel zu entreißen, damit kannst du die verborgene Thüre, die ich dir zeige, öffnen und einen unermeßlichen Schatz erheben. Der Spruch, den du nicht vergessen darfst, lautet:

Eiserne Thür,
Oeffne dich zu Kisten und Kasten,
So kann die arme Seele rasten!

Der Mann versprachs, gieng heim, sagte Niemandem ein Wort über den Vorfall und stand zur rechten Zeit wieder am bestimmten Ort. Nicht lange, so kam ein Eber in gewaltigen Sprüngen und trug wirklich einen Schlüssel im Rüssel. Aber der Mann merkte bald, wie unmöglich es sei, den Schlüssel zu erhaschen, und je mehr er darüber in Befangenheit gerieth, um so ungestümer und wüthender that der Eber. Der Mann wagte nicht länger auszuhalten und lief dem Hohlenweg zu. Nun aber eilte ihm das Thier nach, und die Stimme der Jungfrau schrie unaufhörlich: Hundert Jahr, Hundert Jahr muß ich wieder wandeln! Darüber befiel den Mann ein solches Grauen, daß er erkrankte und bald darauf starb. (Salomon Eichenberger von Reinach.)

19) Jungfrau zu Birr.

Beim Pfarrhause zu Birr am Birrfelde ist früherhin öfters eine weiße Jungfrau gesehen worden, die bei einem Kessel voll Gold stand. Als Schatzgräber herbei kamen, diesen zu heben, stand sie unvermuthet unter ihnen und forderte sie auf, ihr die Hand darzureichen. Der eine streckte ihr den Schaufelstiel entgegen, der, also sie ihn berührte, in hellen Flammen auflohderte. Kessel und

Jungfrau sind seitdem verschwunden, aber ein Roß mit glühenden Hufeisen renn. in gewissen Nächten noch durchs Dorf.

---

20) Wingart zu Beinwil.

In der Gemeinde Beinwil am Hallwiler-See trägt ein großes Feld am Berghange den Namen Wingart, Weingarten. Eine uralte Kapelle mit schöngebauten Fenstern und Glasgemälden stand noch vor einigen Jahren hier und ist abgebrochen worden. An dem sogenannten Beschißgäßlein war der Standort eines untergegangenen Schlosses. Der frühere Eigenthümer dieses Landstückes hat beim Ausebenen der Umwallungen Ringe, Waffenstücke und Skelette im Boden ausgegraben, jedoch alles sogleich zerschlagen und sorgfältig wieder vergraben, um mit diesem Heidenzeug sich kein Ungeheuer mit ins Haus zu schaffen. Jetzt noch hört man, wenn man hier den Karst in den Boden schlägt, das unterirdische Gewölbe dröhnen, auf dem man steht; man sagt, einer der Arbeiter sei einmal bis zum Thürpfosten desselben gelangt. Beim Witterungswechsel sieht man einen schwarzgekleideten Mann an diesem Orte stehen; seine Lederstiefel nennt man Schwadenstiefel, sie sind bis über die Schenkel heraufgezogen, in einer großen Wanne lüftet er Kronenthaler. (J. Merz, Gemeindeschreiber in Beinwil.)

21) Salina auf der Scheidenfluh.

Hans Rudolf Grimm war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Stadt Burgdorf ein bürgerliches Factotum. Seines Zeichens war er nur ein Buchbinder, dagegen war er als der Pritschmeister der dortigen Schützenzunft ein stets fertiger Gelegenheitspoet, sprach seine Toaste zu Geburts- und Hochzeitsfällen und blies als Stadttrompeter gleich selbst den Tusch dazu. Er hatte auf langer Wanderschaft allerlei Chroniken gelesen, Märchen gesammelt, die er dann in etlichen kleinen Büchlein drucken ließ. Eines derselben ist sein Poetisch Lustwäldlein (Bern 1703), worin Nachfolgendes steht.

Es wird auch gemeldet von der Scheidenfluh in Ischangnaw, allwo die Emmen entspringt, daß auf demselben Berg ein großes

loch hinab gehe, und wann man muthwillig etwas darein werfe, so geb es ein ungestüm Wetter. Es komme auch zun Zeiten, wann es ander Wetter geben welle, ein Jungfraw heraus, welche an der Sonne ihre Haare strähle und zöpfe. Man haltet auch darvor, daß Pilatus alldort begraben liege.

Daß hiermit eine unverfälschte Gebirgssage aus dem Emmenthale berichtet ist, dies erweist sich aus den älteren Schriftstellern, die gleichfalls davon reden. Der Thuner Pfarrer Rebmann in seinem Poetischen Gespräch der Berge (Bern 1620) meldet, wer in diese Scheibenfluh bei Tschangnau Steine werfe, erregt damit Gewitter und Hagelschlag. Der gelehrte Mönch Kircher (Mund. subterran. VIII. 4, 2) sagt: Auf dieser Fluh finde man weder Kraut noch Gras; in der Höhle sitze die verwünschte Jungfrau Salina auf ihrer Goldtruhe, und schon mancher, der hineingestiegen, habe einen Goldklumpen mit herab gebracht.

8.

Das Irrlicht.

Die Irrlichter, gewöhnlich feurige Mannen und Bründlige genannt, sind dem Volke die verdammten Seelen solcher, die bei Lebzeiten Grenzsteine verrückt, Furchen vom Nachbaracker abgepflügt und den Wässergraben für die Nachbarmatte zur Unzeit abgestellt haben; denn schon im Alten Testament (5 Mose 27, 17) heißt es: Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenzen engert. Darum bewachen sie jetzt noch die Feldgrenzen und Hausthüren, und wenn man sie einlädt mit nach Hause zu kommen, und da Weisen (Kuchen) mit zu essen, so leisten sie Folge und pflegen ihren Sitz hinter dem Ofen zu nehmen. Dies eben ist der Sitz der Hausgottheiten, wo man ihnen die Brodopfer aufstellte. Daraus folgert sich, daß die Irrlichter die Schutzgötter der Feld- und Hausgrenze gewesen, daß ihnen Opfer dargebracht worden und daß sie aus goldspendenden Geistern (sie schütteln sogar Goldstücke aus sich heraus, bis sie darüber abmagern und verschwinden) zu verdammten Neckgeistern erniedrigt worden sind. Heute noch strafen sie die Bosheit, welche gegen die Ackerthiere oder gegen die Feldgeräthschaften verübt wird. Hierüber folgen hier zwei kleine Züge.

1) Strafe für Frevel am Feldgeräthe.

In der Burghalde, einer alten Bergveſtadt zu Lenzburg, ſtand noch vor wenigen Jahren ein alter Wagenſchuppen, welcher von mehreren Leuten zuſammen benutzt wurde. Hier ſchlich ſich ein müſſiger Junge ein und brachte die daſtehenden Feldgeräthe in Unordnung. Plötzlich bekam er von hinten her einen tüchtigen Schlag an den Kopf; als er ſich umdrehte, ſah er einen feurigen Mann hinter ſich ſtehn, der alsbald verſchwand. Heulend lief er heim und klagte den Aeltern, was ihm begegnet war. Als dieſe die ſchmerzende Stelle am Hinterhaupte unterſuchten, fanden ſich ſtatt des Haares nackte braune Striemen, die wie Fingereindrücke ausſahen.

2) Beſtrafung des Thierquälers.

Eine andere Erzählung handelt von der Strafe, die auf Mißhandlung der Hausthiere folgt.

Die Gemeinde Unterkulm wies das Brennholz, das ſie alljährlich ihren Bürgern vertheilt, im Herbſte des Jahres 1841 auf der Höhe jener Felſen an, welche droben den Hochwald ſäumen. Sie ſind äußerſt ſteil und glatt und waren bei dem damals andauernden Regenwetter um ſo ſchlüpfriger und gefährlicher. Eine Haushaltung hatte die ihr zukommende Holzgabe gegen Nacht fertig geladen, der Wagen ſtand an einem mit Buſchwerk dicht bewachſenen Kreuzweg, in welchem die Kuh graſte, die das Fuhrwerk herauf gezogen hatte. Da kam ein nackter Mann mit einem Lichte aus dem Hohlweg herauf geſprungen und verſchwand unter lautem Geſchrei wieder im Buſche, ſein Licht erloſch. Sogleich nahmen die Leute dies für ein ſehr böſes Zeichen; gleichwohl holten ſie den Stier nicht, ſondern ſpannten die eine Kuh wieder ein. Beim Heimfahren riſſen die Stricke und die Ueberlaſt ſchlug dem Thiere ein Bein ab. Damit wars noch nicht genug; als Tags darauf der Sohn die Aepfel vom Baume abnehmen wollte, ſtürzte er gleichfalls herunter und beſchädigte ſich übel.

3) Irrlicht unter Dach.

Irrlichter erscheinen am häufigsten zur Zeit des Neumondes, wo sich das Wetter zu ändern pflegt; und so hält sie der Bauer für gute Wetterpropheten. Allein näher will er mit ihnen nichts zu schaffen haben. Denn sie sind längst verstorbene Uebelthäter, welche nach der Art ihrer Sünden fort und fort in der fremden Wiese wässern, am versetzten Marksteine graben und pickeln müssen. Als Skelete, an denen man alle Knochen zählt, von einem großflackernden Lichte durchschlagen, irren sie zur Nachtzeit umher. Steht aber ein Wetter am Himmel und droht Regen, so fürchten sie gar sehr, naß zu werden; und alsdann hat man Zeit, Fenster und Thüre fest zu zu thun und in der Stube ein Licht anzuzünden. Denn die Irrlichter, die sonst nicht unter den Dach eindringen, gehen alsdann unter Dach. Da bleiben sie dann in dem einmal gefundenen Hause und wohnen oben auf dem Ofen. Dann sind sie nicht mehr leuchtend, sondern machen sich dem Vorbeigehenden nur wie ein schwacher Luftzug bemerkbar; daher rührt es überhaupt, daß in so vielen Häusern Gespenster sind. (Haberstich von Gutfelden.)

Irrlichter gelten auch als Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Als solche sind sie jedoch erlösbar; man muß nämlich die Kinderleiche nahe unter die Dachtraufe der Kirche begraben. Wird dann, während es gerade regnet, in dieser Kirche die Taufformel gesprochen, und läuft zugleich das Regenwasser herab aufs Grab eines solchen Kindes, so tauft's der liebe Gott, denn da ist Wort und Wasser beisammen. Herrenner, Ackerpredigten 1783, 248. Das in den Sagen von den Irrlichtern Ursprüngliche und Naturwüchsige verdankt seinen Ursprung nicht erst dem Glauben an die Feuerhölle und die Flammenpein der Verdammten. Zwar auch diese Deutung der Sage ist bei uns schon alt; denn die Ursperger Chronik erzählt S. 281 von „feurigen Reitern der Verdammnis", die nach dem Volksglauben Raubritter gewesen waren und nach dem Tode feurig in der Welt herum ziehen mußten. Allein Maurer in seinen „Isländischen Sagen der Gegenwart" hat gefunden, daß der isländische Aberglaube von feurigen Männern solcher Annahme nichts wisse, vielmehr denke sich der altnord. Glaube, eine Flamme, hrævareldr, die Leichenbrandsflamme, umgebe noch die Todten. S. 57.

4) Der Hockauf am Hausgraben.

Vor mehr als fünfzig Jahren lebte im Dorfe Mettiken, Bezirks Zurzach, ein Bauer, der Teler genannt. Er pflegte sein

Getreide stets selber und nur sackweise zur Mühle zu tragen. So brachte er es auf der Hutte (Traglorb) nach Reckingen und holte es da ebenso wieder ab. Er mußte sich jedoch wohl beeilen, es genau vor Betzeit heimzubringen. Denn jedesmal, so oft er erst nach Betzeit mit seinem Mehl dieses Weges kam, ergieng es ihm an einer Stelle keineswegs nach Wunsche. Man nennt den Platz Hansgraben, behauptet aber, in Wahrheit solle er Mannsgraben heißen. Dieser Graben, der die Grenze zwischen den beiden Ortschaften Mellikon und Reckingen bildet, gleicht, soweit er durchs Ackerfeld führt, mehr einer bloßen Furche und wird bei längerem Regenwetter von einem Bächlein angefüllt. Hier aber hockte dem Manne ein Brennender auf die Hutte und ließ sich von ihm nach Mellikon tragen. Hatte dann der Oeler schweißtriefend und keuchend die Dachtraufe seines Hauses erreicht, so sprang der Brennende von der Hutte ab und machte sich blitzschnell wieder nach dem Hansgraben zurück. Dann pfleate der Oeler überdrüßig und halblaut zu sagen: So, du Hund, gehst wieder! Und immer war dann der Mehlsack an der Stelle, wo der Hockauf gesessen hatte, schwarz wie Ruß. (Mitgetheilt von Hrn. Lehrer Herzog in Aarau, nach mündlichem Berichte seines Großvaters.)

5) Der Feuermann bei Reckingen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts fuhr der Ziegler von Reckingen ein Fuder Kalk von der Ziegelhütte. Es war noch vor Tagesanbruch und eben befand er sich auf jener Strecke der Rheinstraße, die längs dem sogenannten Zelgli geht. Da kam ein feuriger Mann die Straße hergelaufen und blieb dicht vor dem vordersten Zugochsen stehn. Deutlich konnte man sehn, wie ihm die hellen Flammen aus dem Munde, zu Augen und Nase, und zwischen den Rippen herausschlugen. Dann kehrte er wieder um und erloich plötzlich. So ist er auch von Andern, am öftesten zu den heiligen Zeiten gesehn worden. (Von Hrn. Lehrer Herzog in Aarau, nach seiner Großältern Erzählung.)

6) Brennender Aufhock bei Zofingen.

Bei Zofingen sind die sogenannten Brühlmatten ein Ort des Spukes für die brennenden Mannen, und man gieng früherhin des Abends öfters vors untere Thor hinaus, um diese feurigen Lichtlein und Flämmchen „in den Brühlen" zu betrachten. Es wird nun Folgendes von einem Augenzeugen erzählt. Es mag ungefähr vierzig Jahre her sein, als ich an einem Herbstabend bei meinem Freunde zu Kilt (Besuch) war, der am untern Thore wohnte. Wie wir da zusammen plaudern, geht die Thüre auf und unser beider Bekannter, Fuhrmann Matter, der damals das städtische Amt eines Wässermannes hatte, kommt herein, todtenbleich und zitternd. Ach Gott, sagte er auf unsere Frage, wenn Ihr wüßtet, was mir eben begegnet ist! Da hab ich in den Brühlen gewässert und gieng, als ich fertig war, bei des Stiftschaffners Brühl über das Brückli heim. Da ist mir einer „uf d' Krucke g'hocket" und wie streng und eifrig ich auch betete, Alles half nichts, er wurde schwerer und immer schwerer, daß ich ihn, da ich dorten über das Rainli hinauf kam, nicht mehr zu tragen vermochte. Da fieng ich denn an, alle Zeichen vom Himmel zu fluchen, dann wich er, aber jetzt ist es mir zum Sterben übel!

Der Erzähler hat darauf sein Wässermannsamt aufgegeben.

7) Markenfrevler zu Uerkheim, Döttingen und Eien.

Bei Uerkheim an einem gewissen Hause wird in stürmischen Nächten bei einer Ackermarke ein Licht sichtbar und jeweilen beim Jahreswechsel wirds ein feuriger Mann mit einer Schaufel. Er gräbt den Markstein aus, setzt ihn tiefer in das Landstück zurück und spricht: Du bist nicht am rechten Ort. (P. Siegfried von Zofingen.)

Ein Döttinger Bauer hatte seine Frau durch den Tod verloren. Um ihr keinen Grabstein kaufen zu müssen, fuhr er mit seinem Nachbar Nachts in seine Wiese, lud einen großen Stein auf, der da die Marken der Matten bezeichnete und setzte ihn aufs Grab der Frau. Als der Bauer einige Jahre darauf ebenfalls starb, sah man auf seiner Wiese sogleich einen brennenden Mann, und dieser verschwand nicht eher wieder, als bis sein Freund jenen

Grabstein vom Kirchhof weggeholt und an die alte Stelle zurückgesetzt hatte. (O. Schmid von Zurzach.)

Wohin soll ich ihn setzen, wo soll ich ihn lassen, schreit der Geist des Bauern, der einst den Grenzpfahl verrückt hatte. Er Lumpenhund, giebt ihm ein Trunkenbold zur Antwort, dahin, wo du ihn genommen hast! Wolf, Ndl. Sagen Nr. 128. Wo muess i met hi, wo stell i ne ab? fragt unser Irrlicht, indeß es den centnerschweren Grenzstein auf den Händen halten muß. Nennt man ihm darauf den rechten Platz, so ist es erlöst.

In Eien, eine Stunde von Koblenz, mußte der Markenversetzer Knable nach seinem Tode mit einer feurigen Fackel so lange auf dem Felde wandeln, bis seine Kinder das von ihm Geraubte wieder zurück erstattet hatten. (Seminarist Fr. Jos. Kalt.)

8) Hackengeist in Ober-Endingen.

Vor vielen, vielen Jahren hatte ein Bürger in Ober-Endingen dicht bei seinem Hause einen Garten, der in besonderem Rufe stand. Wenn derselbe nämlich im Spätherbst geleert war, so hörte man am Abend, sobald es finster geworden, eine seltsame Stimme rufen: „En Karst oder e Haue!“ Anfänglich wußten die guten Leute nicht, was sie thun sollten. Endlich stellten sie an einem Abend einen Karst in den Garten; und siehe, am Morgen war der Garten tief und sorgfältig umgegraben, und Niemand hatte darin hacken hören oder Jemanden graben sehn, auch kein Fußtritt war sichtbar. Auch fand sich der Karst auf demselben Fleck, wohin man ihn Abends gestellt hatte, aber sein Stiel war ganz schwarz und konnte nicht mehr rein geputzt werden. (Mitgetheilt von Hrn. Lehrer Herzog, aus dem Munde einer Urgroßmutter, die aus Ober-Endingen gebürtig gewesen.)

9) Erlöster zu Attelwil.

Aus seinem Hause sah ein Mann zu Attelwil oft, wie des Nachts ein Irrlicht auf dem nahen Landstück hin und herschweifte. Er geht einmal näher und erkennt seinen verstorbenen Nachbar, der bemüht ist, den Marksstein der beiderseitigen Aecker tiefer in des Mannes Landstück zurückzuversetzen. Flehentlich bittet er ihn zugleich, doch behülflich sein zu wollen, sonst gehe es für ihn

keinerlei Erlösung. Der Mann geht heim, holt eine Schaufel und gräbt ein Loch, in das er den Markstein hineinsetzt. Sogleich verschwindet auch der Geist. Als nun der Bauer seinem Hause zugeht, sieht er unter der Dachtraufe eine große schwarze Gestalt, welche ihm die Hand darreicht. Statt der seinigen bietet ihm der Bauer den Schaufelstiel entgegen. Der Schwarze ergreift diesen, fährt in die Höhe und ist verschwunden. An dem Stiel war deutlich die Hand des Bösen zu sehn, denn der Teufel selbst war es gewesen, der statt des Erlösten nun dessen Erlöser holen wollte. (J. Weber aus Zofingen.)

In der Wallfahrtskirche des tiroler-Dorfes Thaur ist hinter Glas und Rahmen das Holzbrett mit den fünf schwarzen Fingergriffen zu sehn, die eine arme Seele drein gedrückt hat; das dabei liegende schriftliche Zeugniß der Bestätigung ist vom Jahre 1697. Alpenburg, Tirol. Sag. S. 150. Der doppelte Handgriff in die Kirchenmauer ist in der Leonhardskapelle im Passeier zu sehen. Zingerle, Tirol. SM. Nr. 148.

---

10) Lodernde Gerippe.

Ein furchtloser und wahrheitsliebender Mann, der früher als Colonist im Algierischen Setif gewesen war, nachher wieder heimkehrte und bei seinen Enkeln im Lenzburger Amte lebte, hat als vier und siebenzigjähriger Greis in unsern Tagen folgendes erzählt.

Als ich noch im Städtchen Lenzburg wohnte, mußte ich eines Nachmittags in Geschäften nach Egliswil hinüber. Nachdem die Sache zwischen mir und meinen dortigen Bekannten abgemacht war, tranken wir zusammen im Wirthshause noch eine Flasche Wein, für eine zweite bedankte ich mich, denn schon fieng es draußen an dunkel zu werden, und so sagte ich Adieu und machte mich auf den Heimmarsch. Ich hatte nun die Höhe des Egliswiler-Berges bereits erreicht, da bemerkte ich draußen in der Richtung meines Weges zwei hohe leuchtende Figuren. Sie standen unbeweglich seitwärts am Wege. Bald war ich ihnen ganz nahe und hatte da zwei menschliche Gerippe vor Augen, denen aus Brustkasten und Schädel Feuer herausloderte. Es wandelte mich zwar augenblicklich ein entsetzliches Grauen an, aber ich bemeisterte es; ich blieb stehn und redete sie an: Wer seid ihr? was thut ihr hier? Keine Antwort folgte, kein Laut, kei Lüftchen rührte sich rings

in geräuschlosen Flammen loderten die Zwei. Rathlos stand ich, da hörte ich eine Stimme zu mir sagen: Sei fromm und geh deines Weges! das that ich denn auch auf der Stelle. „Aber was ist dir begegnet?“ war das erste Wort meiner Frau, als ich daheim in meine Stube trat. Ich antwortete ihr mit einer ausweichenden Gegenfrage; denn wer schämt sich nicht, so unmöglich Lautendes von sich selber zu erzählen. Sie aber drang in mich, und ihr liebreiches, von Besorgniß eingegebenes Wort zwang mir zuletzt denn doch mein Geständniß ab. Ich theilte ihr den Verfall mit, unter dem ausdrücklichen Befehl, es an Niemanden weiter zu sagen. Allein schon am Morgen darauf war es dem ganzen Städtlein bekannt, und so kann ich es nun ohne Bedenken noch einmal erzählen. (Seminarist Sam. Beyer von Möriken.)

11) Das Kuchen essende Irrlicht.

Von einem beim Bauern zu Gast gewesenen Irrlicht handelt Nachfolgendes.

Ein Mann aus der Aarganer Gemeinde Hirstal hatte sich am Ostertage in der Schenke bis Mitternacht gütlich gethan und kam auf seinem Heimwege an einer Hecke vorbei, die er dem allgemeinen Gerücht nach als den Wohnplatz eines brünnligen Mannes kannte. Durch seine etlichen Schoppen Wein übermüthig gemacht, rief er hier in die Nacht hinein: heh, Brünnliger, chum mit mer hei, du muesch Waeje ha! Und damit meinte er die Zwiebel- und Speckfladen seines Abendessens, mit dem er bis jetzt sein Weib daheim hatte zuwarten lassen. Er achtete sich nicht weiter und gieng seiner Wege fort nach dem ziemlich entfernten Wohnhause. Doch wie groß war sein Schrecken, als er sich in der Hausflur umkehrte und den Eingeladenen hinter sich sah, der ihm auf dem Fuße nachgefolgt war. So schnell er in die Stube zu eilen vermochte, eben so schnell war der Brennende drinnen und nahm sogleich hinter dem Tische Platz, wo die Frau schlaftrunken bisher ihres Mannes gewartet hatte. Beide Eheleute wußten sich in ihrer Angst nicht anders zu helfen, als daß sie alle möglichen Gebete hersagten, um den ungewünschten Gast zu entfernen. Der machte jedoch nicht im geringsten Miene, nur um ein Haar breit von seinem Platze zu weichen. Was blieb ihnen anders, als das allerletzte Mittel übrig, zum Pfarrer zu

laufen. Dieser aber wohnt eine halbe Stunde von da entfernt im Dorfe Schöftland, wohin der Ort Hirstal pfarrgenössisch ist. Als sie ihm ihre Noth geklagt hatten, besann er sich lange, endlich sagte er: Ein solcher Fall ist mir noch niemals vorgekommen, auch habe ich noch in keinem Buche je davon gelesen, gleichwohl halte ich es fürs Beste, wenn Ihr dem Geist das Versprochene wirklich gebt und so seiner los zu werden sucht. Da die Leute mit diesem Rathe heim kamen, sahen sie die Wäjen bereits aufgegessen, der Brändlig mit seinem gesegneten Appetit war verschwunden. (Haberstich von Entfelden.)

Die Erdmännchen backen am Ofengraben, so sagt man im Erlichthalerdorfe Staufungen, wenn auf dem dortigen Kaiseker Nebel aufsteigen. Zugleich liegt dorten das Milchloch, eine von den Zwergen bewohnte Höhle (Bircher, das Erlichthal 86). Die Bergzwerge kochen ihren Kaffee (Welt. Hess. Sagen Nr. 81, Anmerk.). Die Wilbeburg, Berg in der Aöen, kocht Klöße. Bechstein, DSagb. Nr. 709. Es will regnen, die Zwerge kochen, sagen die Berner-Oberländer, wenn die Nebel aus dem Pfannenloche an der Alub von Gutbrunnen aufsteigen. Bernaleken, Alpensagen S. 108. Die Holzweiblein kochen Kaffee, heißt's von den dampfenden Bergen. Wolf, Zeitschr. f. Myth. 4, 222. Regnet's im Sonnenschein, so ist „d' Hell Chilbi." Ebenso bei Kuhn, Nordd. Sagen 325: in der Hölle ist Kermis. Dazu Kuhn, Westfäl. Sagen 2, S. 88. — Regen giebts, wenn der Schlossgeist Klapfel in Aued mit dem Viertelsmeister am Kornmetzen herumklappert. Die Vorstellung von wolkensammelnden und wetterstedenden Zwergen (sie gehen einher in Kapuzen, Tarnkappen und Nebelhelmen) führt über auf die Brod und Kuchen backenden. Daher kommt der schon im Mittelalter aufgezeichnete Volksglaube, die Weiber hätten einen hohlen Rücken, statt des Rückens eine Mulde, einen Backtrog. Die Feurigen Männer, sagt man in der Oberpfalz (Schönwerth 2, 99, 92) sind zwar ebenso groß wie sonst ein recht geschaffner Mann, ihr Rücken aber ist ausgehöhlt wie eine Backmulde, ihr Leib gleicht zwei zusammen gelegten Metzgermulden. Für ihre Dienste, die sie dem Menschen leisten, begnügen sie sich mit Brosamen, Mehl, einem Stückchen Brod, einem Stückchen schwarzen Tabaks.

12) Irrlicht bei der Radkapelle.

In der Nähe der beiden Weiher, außerhalb der Stadt Baden, gerade der dortigen Ziegelhütte gegenüber, stand vor einigen zwanzig Jahren an der Landstraße eine Kapelle, Namens Radkäppeli. Westlich davon steht jetzt noch ein Markstein mit einem Granitkreuz. Hier ist ein verrufener Spukplatz (vgl. Aargau. Sagen Nr. 310). Martin Kaiser von Rütihof, der Bruder meines Großvaters, suchte hier einst vor dem Unwetter Schutz, indem

er durch einen zerbrochenen Gitterspressen in das Häuschen hineinstieg. Während er nun die Muttergottes Bildchen betrachtet, hört er plötzlich rufen, wie aus der Wand heraus: Marti, Marti, wotisch für en armi Seel bete! Der Mann ist der Meinung, ein vorbeigehender Bekannter habe ihm von draußen zugerufen, steigt sofort aus der Kapelle, läuft auch um dieselbe herum, kann aber Niemand erblicken. Dies fällt ihm plötzlich aufs Herz und er eilt trotz allen Unwetters fort nach Baden zu. Dorten erzählt er dem reformirten Ortspfarrer Rengger sein Erlebniß. Dieser macht ihn aufmerksam, daß diese Kapelle an der Stelle gebaut sei, wo dereinst ein vielbesprochner Mord geschehn. Falls er dorten je wieder gefragt würde, ob er für eine arme Seele beten wolle, so solle er nur antworten: Ja, wenn sie zu erbeten ist.

Mein Großvater Heinrich Renold, der Steuermeier, hatte auf der gleichen Stelle in Gesellschaft seines Nachbarn Hans Obrist ein anderes Begegniß. Auf der entgegengesetzten Seite der Straße stand damals ein ziemlich hoher Hag, an dem Beide von Baden kommend ihres Weges plaudernd hin gingen. Da wird mein Großvater plötzlich vom Boden gehoben und über seinen Begleiter und den ganzen Hag hinweg das Straßenbord hinabgeschleudert. Donner hol! rief ihm Hans Obrist zu, was machst du denn? „Es het mi e so en Siebecheiber do abe gheit!" rief der Großvater hinter dem Hag. So oft Hans Obrist später das Begebniß erzählte, fügte er mit seiner Gewohnheitsphrase hinzu: Donner hol, es het demole nummen ekei Stud gnappet! d. h. es hat sich nicht ein einziges Laub bewegt. (H. Renold von Lätwil, Gemeindeschreiber.)

13) Tabakrauchender Hausgeist in Lenguau.

In einem großen Bauernhause zu Lenguau wohnten mehrere Familien gemeinschaftlich zusammen, die in sehr übelm Ruf standen. Besonders der Meister der einen Sippschaft war im Dorfe gemieden und gefürchtet. Obschon seine mancherlei Diebstähle nicht erwiesen werden konnten, nagten sie doch, je älter er wurde, an seinem sonst so verhärteten Gewissen, und am Ende fand man ihn erhängt. Selbstmörder aber werden zu Gespenstern. Bald schleppte er daher seine Ketten rasselnd im Hause herum, legte sich als Sack quer vor Stiegen und Thüren, daß man über ihn wegspringen mußte, und machte sich Allen lästig. Schließlich ließ man einen Kapuziner

gegen diese Hausplage kommen. Er bannte den Geist in eine Kiste, beschlug sie tüchtig mit Nägeln und brachte sie unter die Dachfirst hinauf in den dunkelsten Winkel. Dies half, allein nicht auf die Dauer. Sobald im Frühjahr die Leute wieder aufs Feld hinausgiengen und die kleinen Kinder daheim sich selbst überlassen mußten, durchmusterten diese das Haus bis unter das Dach und zogen da auch die vernagelte Kiste hervor. Weil sie ihnen zu schwer war, um sie bis ans Licht vorzutragen, schoben sie dieselbe durch die Dachlücke hinaus und ließen sie so in den Hof hinabstürzen, drunten platzte sie und der Geist war wieder los. Obschon die Knaben höchlich verwundert waren, in der Kiste gar nichts vorzufinden, räumten sie die Bretter doch aus dem Gesichte und schwiegen darüber, als Abends die Aeltern vom Acker heimkamen. Die Abendsuppe wurde gekocht, man setzte sich zu Tisch, doch sogleich trat auch der verstorbene Meister zur Thüre herein, mit den Ketten klirrend, die er um Leib und Beine gewunden hatte, nahm seinen alten Platz hinter dem Tisch ein, stopfte seine Tabakspfeife und rauchte gemüthig drauf los. Nach einer Weile gieng er wieder zur Stube hinaus, ohne sich für diese Nacht weiter hören zu lassen. Allein schon am Morgen darauf lagen die Kinder krank, schwollen auf und starben rasch. Dies gieng den Aeltern so zu Herzen, daß sie das Haus verkauften und aus dem Dorfe fort nach Spreitenbach zogen. Andere miethten sich nach ihnen ein, fanden aber ebenfalls keine Ruhe und verließen das Haus wieder. Jetzt steht es unbewohnt. (A. Schmid von Zurzach.)

Einige Berge der Schweiz sind der bestimmte Platz, auf dem man den Bergaeist Tabak rauchen sieht. Wenn sich der Kirchenberg im Dorfe Stansen mit einem feinen Wölklein umzieht, so sagt man im Aarthale: Der Pfarrer tubäklet. Dasselbe gilt vom Titlisberge bei dem Urner Acipler (Alpenrof. 1813, 27.) und aus dem ähnlichen Grunde heißt auch eine der einzelnen Höhen des Rigiberges der Tabakgütsch. Meyer Knonau, Kant. Schwyz, 55. Regen giebts, wenn der Lochlinegenjäger, ein Wilder Jäger im Walde zu Staffelbach, sein blaues Räuchlein über den Berg wirbelt. Beim Dorfe Gutfelden gilt das Oberthal als Wetteranzeiger, daher heißt es, wenn dorten Nebel aufsteigt: Die Obelther-Buben rauke, sie rauke wieder im Obelthel. In der Oberzelge der Gemeindegüter des Frickthaler Dorfes Möhlin heißt eine Anhöhe Tubackacker. Nie noch wurde in jener Landschaft Tabak angepflanzt. Allein dorten eben ist der Spukort des verrufenen Fritze-Böhni (Argau. Sag. 2. Nr. 363) und dieser erscheint hier also als ein die Gewitterwolken sammelnder Thalgeist, dampfend und rauchend. Ein Aargauer Kinderspruch unterscheidet zwischen männlichen und weiblichen Irrlichtern und läßt sie gleich schwarzwälder Hausierern mit Feuerstein und Zunder handeln:

Zunselwibli. Zunselwibli!
Fürsterimmmdli!

In Hebels Gedicht, Meister am Feldberg, fragt der Engel den mit ihm des Weges gehenden Tabakraucher: Worum tschaasch denn Füür, und worum zündisch di Pfiffi nit am Puhuh a, dem fürige Ma? Der Schwede pflegte in früherer Zeit seinen Hausgeistern am Weihnachtsmorgen, also am Tage der allgemeinen Freude, zu opfern: eine Schaufel Spreu, einen grauen Tuchlappen und etwas Tabak. Afzelius 2, 358. Auch den Todten gab er solches mit in den Hügel, und noch vor einem Menschenalter wurde Branntweinflasche und Tabakpfeife mit in den Sarg gelegt. Weinhold, Altnord. Leb. 103. Daraus sind die neuen Sagen entstanden, daß der Teufel Tabak rauche, und daß jene Pfeifchen unbekannter Herkunft, die man ausgräbt, den Unterirdischen und Erdmännchen angehören. In Bezug auf den Teufel zeigt Fr. Dörr (Platt-deutsche Volks-Kalender 1859, 9) das Sprichwort: de Düwel stäkt sin Pip an un makoole sick upn Weg na Ellerndörp. In den Niederlanden finden sich auf gewöhnlichem Ackerlande neben den sogenannten Zwergentöpfen und Krügen auch kleine Tabakspfeifchen im Boden von sehr roher Form. Daraus haben die Zwerge Kabouterchen ehedem geraucht, eines hielt das kurze Pfeifchen fest, ein zweites zog am dicken Stiel und ein drittes hielt das Feuer daran. Wolf, DMS. Nr. 65. Der lange Wapper ist ein Antwerpner Stadtgespenst. Da einst der Wirth zu den drei Schinken zu seinem Speicherfenster mit der brennenden Pfeife im Munde heraussah, ersuchte ihn ein dabergehender Matrose von der Straße drunten, ihm sein Pfeifchen anzünden zu lassen. Ihr braucht nicht all die Treppen herunter zu kommen, sagte der Matrose, und in weniger als einer Sekunde war er so lang geworden, daß er sich noch bücken mußte, um mit dem Kopfe ans Speicherfenster zu kommen. Da zündete er seinen Bartbrenner an und verschwand. Dies war der lange Wapper. Wolf, DMS. Nr. 270.

Der Alte am Löffelspitz, einer über 9000 Fuß hohen Alpe, ist ein weißhaariger Riesmann, raucht mit Vorliebe recht stinkenden Bauerntabak und läßt sich solchen gern von den Aelplern schenken. Alpenburg, Tirol. Sag. S. 191. Schilt man auf das Kaisermannsl von Oberwalchen, einen Almgeist, so steht es dem Scheltenden „sein Pfeifl in den Hintern.“ ibid. pag. 168. So oft das Jägergespenst des Kaplancimannes den Leuten in die Fenster hineingucke, riefen drunten die Buben: Kaplancimann, komm und zünd mir mein Pfeifle an! Birlinger, Schwäb. Sag. 1, Nr. 16.

9.

Schlange und Drache.

1) Der Stollenwurm von Wölfliswil.

Das kleine Mädchen einer Bauernfamilie von Oberhof, einem Berghofe im Frickthaler Jura, zunächst Aarau, hatte den Auftrag, Bohnenstangen in der Bergwaldung Saal zu hauen, und war eben beschäftigt, sich an den Stamm einer jungen Föhre zu machen. Das Bäumchen ragte auf drei gleichmäßig emporstehenden Wurzeln dreifußartig aus dem Boden und ließ so unter sich einen kleinen Höhlenraum leer.

Da kam nach dem ersten Axthiebe ein junger Stollenwurm drunter hervor und auf das Kind los. Er war graufarbig, nicht ganz armslang, in Leibesmitte von Katzendicke, hatte zwei aufrechtstehende rund geschnittene Oehrlein, fleischig und unbehaart, und lief auf zwei kurzen Vorderfüßen mit breiten Täpchen. So war die ganze Erscheinung des Thierchens eine niedliche, allein vorn im Kopfe saßen ihm befremdlich große Augen, rund wie Rädlein und hell wie Neuthaler. Dieser überaus glänzende Blick trieb das Kind augenblicklich in die Flucht.

Die Erzählerin, welcher dieses in ihrer Kindheit widerfahren, ist nun eine siebenzigjährige Wittwe; sie beharrt nicht nur jetzt noch auf der täuschungslosen Wahrheit des Erlebten, sondern fügt bei, die Erscheinung jenes Stollenwurmes sei zusammengetroffen mit dem damaligen außergewöhnlich heißen Sommer.

Die alte Bauernfrau Frey, die Erzählerin des Vorstehenden, hat in der Beschreibung von dem feurigen Glanze der Aeuglein des Stollenwurmes den Inhalt des Wortes Drache richtig herausgefühlt. Der Name bedeutet blicken und blinken, leuchten und leben, wie Grimm Myth. 653 zuerst nachgewiesen hat. Der Geschlechtsname Drak ist noch jetzt ein an der Aargauer Limmat und Reuß nicht ungewöhnlicher. „Jagle Drakh im Drackenhof, Gemeinde Siggenthal." Wettinger-Archiv 762. 763. So leiten auch die Namen Lindwurm ab von lint, glänzend; Gidechse von eit, Feuer. Grütsche, d. i. Grünling, heißt die Schlange wegen des frühlingsgrünen Feuerschimmers ihrer Schuppen beim Glarner. Wagner, Mercur. helvet. 1680, 243. Diesen wasserleckenden Hitzedrachen der sommerlichen Mittagsschwüle kennt man in der Vierwaldstätter-

Seesage; er taucht plötzlich zwischen dem Seelisberg und dem Gestade von Beckenried empor und umspannt die Ufer mit seinem blitzenden Ringe. Unter dem gleichen Bilde des ausgestreckt rastenden Drachen beschreibt Aeschylos im Agamemnon das in der Mittagshitze leise zitternde, seine Wogen gleich Drachenschuppen glattlegende Meer: „wo es auf schweigendes, windstilles Mittagslager sinkt, in Schlaf gewiegt.“ Bricht diese drückende Schwüle in ein Mittagsgewitter aus, so bildet sich der große Schlangenkönig um in den fliegenden Feuerdrachen, der sich schlängelnde Blitz zur Feuerschlange des Himmels, welche Feuerbälle speit und Drachensteine fallen läßt. Wenn der Drache vom Rigi nach dem Pilatus fliegt, erzählt Gysat in der Beschreibung des Vierwaldstätter-Sees, so läßt er in der Gegend von Horw einen Drachenstein fallen; der Bauer, der eben dorten graste, hob ihn auf und besaß damit ein Heilmittel gegen Pestilenz, Ruhr und Blutfluß. In den Sagen der nordamerikanischen Indianer (Altenburg 1837, 21) wird der Donner das Zischen der großen Schlange genannt; ein paar Schlangen werden am Horizont sichtbar, die mit ihren Köpfen über die Wälder herüber reichen. Schwartz (Progamm, Berlin 1858), der dieses Citat giebt, macht dabei die schlagende Bemerkung: Der Drache mit seinem langen Papierschweif, den unsre Knaben im Herbst steigen lassen, ward in Franklins Hand das Mittel, den Blitz finden zu lernen. Ist der Drache golden und feurig, so legt er auch ähnliche Eier, oder Krystallkugeln, Karfunkel- und Diamantensteine; das ist die nach dem Gewitter wiederkehrende Himmelsbläue, die in angelsächsischer Bezeichnung gemma coeli (Myth. 665) genannt ist. Dies Sinnbild ist schließlich zusammen geschrumpft zu jenem Eier legenden Fibelhahn, welchen die Schulanekdote auf Rechnung des angeblichen Pfarrer Balborn geschrieben hat. In Grimms Märchen Nr. 197 wird dies so ausgedrückt. Ein wilder Auerochse steht kampfbereit an einer Quelle. Glückt es, ihn zu tödten, so erhebt sich aus ihm ein feuriger Vogel, der trägt in seinem Leibe ein glühendes Ei, und in dem Ei steckt als Dotter eine Krystallkugel. Er läßt das Ei nicht fallen, bis er dazu gedrängt wird; fällt es aber auf die Erde, so zündet es und verbrennt alles in seiner Nähe, selbst das Eis zerschmilzt und mit ihm auch die krystallne Kugel. Wird der Drache durch einen Auerochsen bekämpft, oder durch den Metzger (Argau. Sag. Nr. 246), oder muß er in ein vorgehaltenes Ochsenfell beißen, oder auch wenn der Drachentödter sich durch eine umgeworfene Ochsenhaut schützt, wie das Fridlev thut (Fridlevus, bovinae tergoris tectus. Saxo Grammm.), so ist dies nur das Ueberbleibsel der ursprünglichen Stiergestalt des Drachentödters, wie die Irrseer Bauern und die Holzbernderfer den Gott und die Göttin als eingewickelt in eine Kuhhaut darstellen, an der noch die Hörner sitzen. (Panzer, Bair. Sag. 2, S. 117.)

2) Drache im Simmenthal.

Ein Drache erscheint einem Kinde und sagt: Flieh nicht, sondern erlöse mich! thu nur, was ich dir sage, dann wirst du glücklich werden. Das Kind antwortet: Ich will es thun, wenn es der Vater mir erlaubt, dem ich es erst sagen muß. Dies geschieht;

es kommt mit dem Vater zur angesetzten Zeit und soll mit den Zähnen den Drachen einen Schlüssel aus den seinigen nehmen. Indem es hinzugeht dies zu thun, ruft der Vater entsetzt: B'hüt mer Gott mis Chind! Damit ist alles verschwunden. (Samuel Beetschen von Ringoldingen im Simmenthal.)

Bei den Simmenthaler Sennhütten am Röthi- oder Seebern liegt der Alpsee; in ihm steckt ein Lindwurm, der sich unterirdisch durchfrißt, bis er einst jenseits gegen Bettelried bei Zweisimmen herauskommen wird. Alpenrof. Jahrg. 25, 349. Die Sage erklärt sich aus einer in Tirol üblichen Redensart. Wo den Bergen und Bergseen kleine Bäche entquellen, sagt man: Hier hat sich ein Lintwurm ausgebissen. Alpenburg, Tirol. Sag. S. 238. Conrad von Megenberg in seinem Buch der Natur (Augspurg, H. Schönsperger 1499. Blatt 130.) weiß sich dieses bereits trefflich zu erklären: es sagen die mörler, wenn man dem traken ein haubt abschlüg, so wüchsen im drei an der stat. aber das ist nit war. eine stat hiesz ydra, dz ist ein wasserstat, die was dicksend mit wasser, vnd so man ye ein runst vermachet, so entsprangen drei oder vier anderhalben. das sach der held hercules vnd grub das erdrich ab aller ding vnd trug nun erden vnd stein dar, vnd beschütt die strasz zumal vnd macht die stat trucken.

Petermann Etterlin, Feldhauptmann in den Burgundischen Kriegen, später Gerichtsschreiber zu Luzern, erzählt in seiner Chronik vom Jahre 1499, es sei im Mai desselben Jahres ein Drache aus dem See zu Luzern unter der Brücke die Reuß hinab geschwommen und von vielen Leuten mit großem Staunen gesehen worden; bei der Tiefe und dem Strudel des Wassers konnte seine Größe nicht bemessen werden. In demselben Jahre verfaßte Schradin seine Reimchronik vom Schwabenkrieg (abgedruckt im Geschichtsfreund 1, 12) und reimt von dem Drachen also:

> vff den vij tag meyen in beschechen
> zu Lutzern, hat man ein seltzam ding gesehen,
> ein wurm, sin hals ward geacht zwei klaffter lang,
> hoch vß dem tew durch die Reußbrugk schwang.
> sin heupt mit breiten ören, gestalt eins kalbs,
> vnd die gresse des libs allenthalb
> euch einem kalb ze gliehen vnd ze schetzen.
> dabey hab ich die warit horen schwetzen,
> des wurms lengy ze vv vij klaffter gewesen.

Diese ganze Lucernergeschichte nammt aus Paulus Diaconus, der im 3. Buche, cap. 23 von der allgemeinen Ueberschwemmung ums Jahr 589 berichtet. Damals kam zu Rom mit dem Tiberstrom auch ein Drache von wunderbarer Größe und schwamm zur See hinunter. Gregorius von Tours (Frank. Gesch. lib. 10, c. 1), der denselben Vorfalls erwähnt, setzt über des Drachen Gestalt bei „so dick wie ein starker Balken."

Dieser aus den Kirchenvätern entlehnte Drache wird von nun an am Gestade des Vierwaldstätter Sees allenthalben localisirt und in die kirchliche und politische Geschichte des Landes hinein verflicht. Er wird zum naturhistorischen Thiere gemacht, wirft Zunge und bevölkert so auch die benachbarten

Landschaften. Dies haben die beiden Luzerner Geschichtschreiber Rennwart und Leopold Cysat, Großvater und Enkel, veranlaßt, die als Rathsschreiber und Archivare zu Luzern, ihre willkürlich erfundenen Märchen mit dem Ansehen ihrer Stellung deckten und durch ihre kirchliche und literarische Kameraderie weiter verbreiten ließen. Die Vernunft der Sage geht dabei ganz zu Grunde und nichts als eine absurde Curiosität bleibt übrig. Bereits in den Argauer Sag. 2, S. 12 ff. ist an zahlreichen Beispielen der feuerspeiende Drache nachgewiesen als das Leuchten und Funkeln des Blitzes, die schwimmende Riesenschlange als das mit dem Hochgewitter sich entladende Wildwasser. Neugewonnene Beispiele mögen dies hier noch unterstützen. Das Bezeichnende der Erscheinungsweise des Drachen als eines sich hinwindenden Stromes drückt Göthe aus in Mahomets Gesang: „Durch die Syne dringt sein Lauf schlangenwandelnd." Der vom Gebirge rauschend und zischend herabstürzende Waldbach, im sanskrit Ahi, im ahd. Agi, führt auf Egi Schlange, und auf Eidechse, zurückhan, die zur Krokodils-Gestalt des geflügelten Drachen dienen mußte. Die Pueblos-Indianer haben in den Höhlungen der Felswände am Rocky-Creek phantastische Bilder von Drachen eingegraben und behaupten, die Gewalt über alle Wasser sei einer großen Schlange ertheilt; von ihr erflehen sie sich Regen (Möllhausen, Prairien und Wüsten im Westen Nordamerikas 1860, 168). Die Hazaren halten einen bei Pisut in Afghanistan 170 Ellen aufragenden cylinderförmigen Felskegel für die versteinerten Ueberreste eines von ihrem Stammhelden Hazrat Ali, dem Schwiegersohne Mohameds, erschlagenen Azdha, oder Drachen. Sein vorspringender Gipfel, durch dessen Spalte Schwefeldämpfe dringen, soll die Mähne des Drachen sein. Von dem andern Theile, dem Kopfe des Drachen, rinnen viele kleine warme Quellen über den bunten Fels herab. Sie schwitzen aus dem Gehirne des Azdha hervor. Um den Gipfel herum zieht sich ein hellrother Felsen; er ist das herunter geflossene Drachenblut. Bei einem zunächst stehenden kleinen Gebäude Ziarat, Bergaltar, zeigt man die Spuren der Hufe Tandal's, des Schlachtrosses Ali's, wo er stand, als seine Pfeilschüsse das schlafende Ungeheuer erlegten (G. Nassen, Reis. in Afghanistan. Weltpanorama 1843, Theil 1 und 6, S. 322). Die chinesische Regierung hält sich einen besonderen Regendrachen, dem man in Zeiten der Trockniß alle möglichen guten Worte giebt. Nach monatelanger Dürre ließ ihn der Kaiser über die Grenze in die tatarische Wüste verweisen. Die Unterthanen flehten jedoch um Begnadigung, man schickte einen Courier nach und ließ ihn wieder zurückführen (Alle, Kirchr. Die Natur 1856, 273). In der Legende und Sage des Alpenlandes ist dieses Verhältniß, in welchem der Drache gedacht wird gegenüber den Bergseen, Sturzbächen und Gewitterfluthen in besonders sprechender Weise ausgedrückt, so daß die sich wieder ruhende Schlange und der ausfahrende Drache noch jetzt in der Redeweise des Aelplers das Anschwellen der Frühlingsgewässer bezeichnet. Petrus Canisius „Two wahrhafte lustige Historien von S. Beato und S. Fridolino, Freiburg im Uchtland 1583" hebt S. 52 es besonders hervor, daß eine Reihe von Heiligen den von ihnen bekämpften Drachen an Gewässern erlegt hätten; St. Beatus einen an der Höhle der Beatenwand am Thunersee, der heilige Donatus einen bei der Brücke Domitianus, Bischof in Lüttich hat an der Stelle des Drachenkampfes einen Brunnen entspringen lassen (Tiebolt, Hunter. Welt, Zürich 1845, 165). In der Tiroler Pfarrkirche zu Wilten wird die große Zunge des Drachen herge-

zeigt, den dorten der Riese Thierich (Türst) erschlagen hat, und der daneistehende Reim besagt von dem Thiere:

Speit aus das Gift und windt den Schwanz,
Zerkratzt ihm auch die Mauer ganz,
Auch wie das Wasser reißen thut,
Wanns aufbricht ein Archen gut (Uferfaschine)
Sodann ertrinkt durch die Felder aus,
Daß sicher in kein Hof noch Haus.

(Alpenburg, Tirol. Sag. 1, S. 376.) Und so sehr geläufig ist dorten diese Vorstellung des Drachen als eines Wiesbaches, daß am Hause hinter Melans noch Drachenköpfe an den Dachrinnen als Erinnerungszeichen an jenen Drachen ausgegeben werden, der hier im Weiher aus einem Hahnenei ausgekrochen ist. In der Grazer Zeitung „Der Aufmerksame" (1856, Nr. 24) ist von dem Drachen zu steierisch Baiersdorf an der Klatsch die Rede, der aus einem dortigen Wilddache hervorbrach. Die Bauern schickten ihm eine Fuhre Kalk in den Weg, von Ochsen gezogen und von einem Blödsinnigen geleitet. Der Drache verschlang die ganze Equipage und verreckte daran. Beim Drachenstich, einem Volksfeste im Baierischen Walde, faßt das Volk das Drachenblut, das aus einer zerstochenen Rindsblase fließt, mit weißen Tüchern auf und legt diese in die Felder, daß der Flachs gerathe und lang werde. Das Fest wird zur Erinnerung an eine Pestzeit gegeben (Panzer, Bair. Sag. 1, S. 110. 359). Hält der Drache die Fruchtbarkeit ab, weil seine Gewässer das Land versumpfen und verpesten, so fühlt sich die Sage genöthigt, ihn in Verbindung zu setzen mit den Symbolen des Weines und Brodes. Ein Küfergeselle ins, der auf dem Rig Reifholz und Faßdauben hauen will, aber darüber vom Drachen in die Schlucht entführt wird. Als dann im Frühjahr der Drache auf Rand ausfliegt, hängt sich ihm der Küfer an den Schwanz und entkommt so. Aus Dankbarkeit schenkt er in die Luzerner Leodegarskirche ein Meßgewand, das jetzt noch daselbst hergezeigt wird. Ueber diese Kasula ist ein purpurner Atlasstreifen chinesischen Gewebes der Länge nach aufgenäht, darauf ist ein asiatischer Fahnendrache genäht, dessen sechs Füße je mit vier Klauen und ihrer entsprechenden heraldischen Fahnenanäste versehen sind. Der Rücken läuft in einen gezahnten Kamm aus, aus dem Rachen geht eine Pfeilzunge, ein Dutzend melchartiger Quappen umringeln ihn auf beiden Seiten. Cappeller (hist. mont. Pilati 1767) giebt die Abbildung davon. Wie dieser Drache einen Küfersjungen raubt, so verschlingt derjenige im Spitalkeller zu Eßlingen einen Küfersknecht und auch von ihm zeigt man ein krokodilartiges Ueberbleibsel dorten vor (Pfaff, Gesch. v. Eßlingen, 1822). Derjenige im Keller zu Stuttgart hat bereits zwei Braufnechte verschlungen, und wird durch einen ihm vorgehaltenen Spiegel getödtet (Panzer, Bair. Sag. 2, Nr. 113). So endet auch jener Basilisk, von dem die Chroniken den Namen der Stadt Basel ableiten, er lag bei der Wasserquelle, aus welcher der jetzige Gerberbrunnen geworden ist (Wurmsen, Basl. Chron. Anhang.) Der Basilisk heißt namentlich auch Kellerhahn (Seifart, Hildesheim. Sag. 2, S. 167). Zur Strafe, daß er den Sonnenschein verschließt, fängt man den Strahl seines neidischen Blickes im Spiegel auf, gleichwie man in einem Krystall den Sonnenstrahl auffieng, um das Oster-, das Roth- und das Johannisfeuer damit zu entzünden. Dabei hatten dann die Kenzer an der Mosel das Vorrecht, von den umliegenden Weinbergen ein Fuder Weins erheben zu dürfen (Weth. 583, 587). Der St. Clemensdrache Graouilli (Gräuel) zu

Metz wird am Himmelfahrtstage dreimal in Prozession durch die Stadt getragen und jeder Bäcker, an dessen Laden der Zug vorbei kommt, hat ihm ein Weißbrödchen an die Stachelzunge zu spießen. (Regis, Uebers. des Rabelais 2, S. 733). Hier wird ihm Brod geopfert, damit er die Kornsaat nicht verderbe. Und so wird der Korn und Wein verheerende nachmals wieder zum Korn und Wein bescherenden, allen Ueberfluß mit sich führenden feurigen Drachen.

Sehr merkwürdig bleibt die Fortdauer der Angst vor dem bereits erlegten Drachen; denn noch immer entsteht Sturm, wenn man Steine in die Wetterlöcher und Seen wirft, die er vormals bewohnt hat. Dieser Glaube hat von des Plinius bis auf unsere Zeiten ausgedauert. Auf der Küste von Dalmatien, sagt er (H. N. 2, 11) giebt es eine weite steile Höhle, aus der auch sogar bei heiterem Wetter, wenn man einen kleinen Stein hinabwirft, ein wirbelartiger Sturmwind heraufsährt. Dieser Ort heißt „Senta." So pflegte beim Feste der Palilien (Ovid. Fast. IV, 721) der Hirte Vergebung bei allen Gottheiten zu erflehen, gegen deren Recht er bei der Arbeit unabsichtlich sich vergangen haben konnte:

Es schade mir nicht, zu trüben den See! o Verzeihung, ihr Nymphen,
Wenn das badende Schaf dunkel die Welle zertrat!

Diesem Glauben hat man die vielen Sagen von Geisterfüster-Seen in unserm Hochlande zuzuschreiben; man darf sie nicht ergründen, jeder Steinwurf in sie bringt Gewitter hervor. „Pilat, wirf aus dein Kath!" enonum tumm dispergo, Pilate! sagte man, wenn man Steine in den Bergsee auf dem Pilatus schleuderte (Gappeller, S. 10). Das Gleiche gilt von dem Wilersee ob Fitters im Sarganserlande (Henne, Schweizerbl. 1832, zweite Hälfte). Dasselbe gilt in Graubünden von dem kleinen See im Zernainathal; von dem Calendarisee auf den Schamseralpen, an dem Wetterloch auf dem Kamor, von dem kleinen Urtensee im Schamsigg, von dem Fischersee zwischen Domleschg und Savien, oberhalb Tschappina, von dem Bischolersee bei Klerda. In sie etwas zu werfen, galt für Sünde, und der Drache der in ihnen haust, kündet durch schauerliches Geheul bevorstehende Hochgewitter an (Röder-Tscharner, Kant. Graubünden I. 172. 197. 217). Wirft man bei Krainburg in Krain Steine ins Wetterloch, oder ins Loch bei Rudenstein, oder in das Windloch bei Veternigk, oder in ein ähnliches bei Katzenstein, so entsteht Gewitter (Compendiöse Staatsbeschreib. Braunschw. 1719. I. 183).

3) Die Hausschlange im Emmenthal.

Auf einer Emmenthaler-Bergheimat hatte ein Dienstmädchen die Kühe ihres Meisters zu melken, als darüber eines Abends eine große Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe durch die offene Stallthüre zu ihr herein kam. Das Mädchen gerieth beim Anblick des Thieres in Bestürzung, aber sie erinnerte sich, schon gehört zu haben, daß die Schlangen besonders gern Milch tränken. So faßte sie sich nun, machte behende ein Grübchen in den Boden, und schüttete Milch hinein. Der unbequeme Gast

froch herzu, trank behaglich und verschwand. Am andern Tage aber stellte er sich wieder um die Melkzeit ein. Da merkte das Mädchen, daß es sich nicht zu fürchten brauche, und gab dem Thier fortan die Milch aus einem eignen Schüsselchen. Weil sie sonst ein heitres und frisches Mädchen gewesen war, seither aber manchmal in sich gekehrt schien, dachte endlich der Meister, sie nehme etwa von einem Sennen der Nachbarschaft Besuche an.

Als sie ihm aber nach langem Sträuben ihr Erlebniß anvertraut hatte, schärfte ihr dieser ein, es ja recht geheim zu halten, fleißig zu beten und den Verlauf der Sache unter Gottes Schutz abzuwarten. Die Schlange kam noch immer, wurde täglich zutraulicher und schlief endlich beim Mädchen im Bette, und so blieb es bis auf die Zeit, da ein braver und hübscher Jüngling offen um die Magd freite. Als der Abend vor der Hochzeit da war, kam die Schlange wie sonst in des Mädchens Schlafkammer und nahm den gewohnten Platz ein. Morgens beim Erwachen war das Thier schon verschwunden, aber seine Krone hatte es diesmal in des Mädchens Schooß liegen lassen. Nie kam es wieder. Das Mädchen ward ein glückliches Eheweib; die Schlangenkrone hinterblieb als Haussschatz ihren wohlgerathenen Kindern.

Nach einer mir neuerlich zugekommenen Mittheilung spielt der Vorfall auf den Luzerner Bauernhöfen Maihausen (vgl. S. 19 dieser Schrift), die zwischen Menzikon und dem Städchen Münster liegen. Die junge Frau, die mit dem Schlangenkrönlein beschenkt worden, hat dann im Luzerner Torfe Neuhausen gewohnt. (Mündlich.)

Hier folgen einige Nachweise über das hohe Alter und die weite Verbreitung der Sage von der mit Milch gefütterten und dafür reich belohnenden Schlange. Die geldspendende Schlange ist eine Sage beliebt im 3. Buche der indischen Märchensammlung Pantschatantra, übersetzt von Benfey Th. 2, S. 244. Ein armer Brahmane lag in der Mittagshitze, ausruhend von der Arbeit, im Schatten eines Baumes und sah aus einem Ameisenhaufen in der Nähe eine furchtbare Schlange hervorkriechen, schwärzlich mit einer grünen Haube. Sicher ist dieses, dachte er sich, die Wohlthat der Arbeit und von mir noch nie verübt; darum ist dieser mein Aderlaß auch so gewinnlos. So will ich ihr denn gleich auch meine Pflichtung bezeugen! Er holte Milch herbei, gab sie in ein Schale, erzählt der Schlange die Milch hin und ging nach Hause. Als er am folgenden Morgen wieder zum Ameisenhaufen kommt, erblickt er einen Topf in der Schale, und so geht es Tag für Tag allein hin, gibt ihr Milch und findet immer einen Topf. Eines Tages aber befiehlt der Brahmane seinem Sohn, Milch zum Hügel zu tragen, und ging selbst in sein Feld. Der Sohn thatt es ihm auch am folgenden Tage, noch als er dann den Topf schon mit genommen hatte, dachte er bei sich: Sicher ist dieser

Amtenhügel voll von goldnen Tonnen, darum will ich die Schlange töten und alles auf einmal nehmen. Am folgenden Tag schlug er die Schlange, während er ihr Milch gab, mit einem Knüttel auf den Kopf. Sie aber, die durch des Schmieds Willen eben mit dem Leben davon kam, bis ihr ergrimmt mit ihrem Giftzähnen so sehr, daß er augenblicklich todt war. Am zweiten Tage kam sein Vater zurück. Nachdem er von seinen Leuten den Anlaß durch den sein Leben umgekommen, erfahren hatte, billigte er es ganz und gar und sagte: Wer den Schätzen nicht hold ist, die Schlangen haben ihm genaht, der früherer Reichthum geht unter.

Ueber das Vorkommen weißlicher Angen in der deutschen Mythe handelt Grimm, Myth. 654, er erkennt in der natergeschlangen Milch ein Opfer, das den Geistern des Hauses gebracht wurde. Die von uns gegebene schweizerische Sage findet sich schon in der ältesten schweiz. Literatur. In naturbitter. Kindt redet davon als von einem im Luzerner Lande geltenden Volksglauben Cappeller (hist. monstr. Pilati 1767, 116. 118). Weil der Lindwurm, sagt Cappeller, den Rüben auf den Höhen des Pilatusberges die Milch aus dem Euter gesogen habe, so werde derselbe wohl richtiger Nutwurm geheißen haben. Vom Gelände des Thuner Sees erzählt darüber N. Wyß (Schweiz. Idiot. 1, 827). Die Sage redet in doppelter Verwechslung theils von dem mit Milch genährten, theils von dem bei seinem Genährer schlafenden Thiere. Ich nehme beide Züge hier noch einander vor. Die älteste Erinnerung an beide ist der christliche Cultus, der selbst der Schlangenkönig geweihten ist und die Schlangen Pigrunamen Christ und Teufelin führt. In Schlangengestalt schlüpft er durch eine enge Kluft in den Heidberg hinein, trinkt dorten in seinen wahren vom Kuckenmädchen Gunhild den süßen Methtrank weg und schlägt drei Nägel in ihrem Schreine. Eine Erinnerung an letzteres allein findet sich in Müllenhoffs Märchen (Schleswig-Holst. Sag. 2. 383): Das Töchterlein Ova bekommt vom Vater zum Jahrmarktsgeschenk eine Schlange, die aber vor drei Thüre schlafen soll. Da nimmt das mutterlose Kind das Thierchen mit zu Bette: hiete vestraun, arm dink, so kumm man herin und warm dy! Die Stiefmutter schlüpft zum armen Pflegekinde ins Bette, das Schlangenkönigin kommt zum Mädchen; da werden beide niemals (Jungfr. Lexik. 2. 38. 81, 965). Solche Verwechslungen fügen sich enge dem Wortbegriffe an, der in Schlange und Lindwurm liegt; das umschlingende, sich anflammernde Thier ist, wie Meinhold bemerkt (Deutsche Frauen), ein Bild des liebenden Weibes, Kemliuner: Armschlange, war (falsche Umschreibung für Weib. Das heiligste Weib heißt in den Nibelungen Gutelint, und das allermystische Eiglint. In den Frauennamen Cilint, Benglint (Schaglschlange, Armspange) ist die auf den Schätzen gringelt ruhende Schlange ausgedrückt. Jene Schlange, die in der Hertzage „Schätzschlangen von Lagerfelden" (Kargan Sag. 1, 2. 23b) eine so bedeutende Rolle spielt, ist damit erschöpfend erklärt.

Die beim Menschen schlafende Schlange ist sodann eine milchtrinkende. Auch hier sind zahlreiche Nachweise verhanden. In den Anmerkungen aus dem 15. Jahrhundert (von K. Keller) in A. XXI zu lesen: Von einem slangen in dem hüse geseiet. Kleine Erzählungen bietet bei Simrock Kl. Mone's Anzeiger 8, 537. — Meier, Schwäb. Sag. Nr. 223 283. — Wuttke, sächsische Volksüberlief. 50. — In vorarlbergischer Mundart erzählt durch Vonbun in Ferdinandea Mundarten 1858, 210. — Vergl. Pom. Sag. 2 theils voll.

jenen dem Milchgefäße, aus dem die Schlange trinkt, unter zu breitende Tüchlein beige Siebenjahrgarn, weil es von Kindern bis zu ihrem neunten Jahre gesponnen sein müsse. Dies besagt, daß nur ein unschuldiges Kind das Schlangenfräulein erhalten kann; gleichwie nur derjenige Sonne, der noch nicht zu Heimgarten gegangen ist, die Schlangenjungfrau zu befreien vermag (vgl. Drachenkampf in der Walkenstadt), deshalb schließt die richtig auf uns gekommene Volkserzählung ihre Geschichte vom Milchtrinken mit jenem bewunderten Läßchen neuesten Kinderausdrucks. Das Kind auf der Scheidegg im Bern. Oberland, schlägt die Schlange, die mit ihm Milchsuppe aus der gleichen Schüssel ißt, mit dem Löffel auf den Kopf: Lä g'seh, frissist mi Brot, wenn du Mammi suffest? (Mitth. von Studiet. Mäser aus Baden.) Anderwärts sagt es: Ting, ik an Wecke! Im Meiers Schwäb. Sagen, Nr. 178: Jä et no Ich, ik an Ich!

Pramzabella wird mit Hülfe einer Schlange geboren und von derselben dann in einem Kübel Milch gebadet; hierauf wird dieses Kind so schön, daß ihm beim Kämmen Perlen aus den Haaren fallen und seine Hände Rosen streuen. So erzählt Straparola ums Jahr 1550, vgl. Kletke's Märchensaal 1, Nr. 26.

Die Volksmedicin nennt den Bandwurm Bauchschlange und glaubt ihn durch Milch abtreiben zu können. Mit offenem Munde legt sich ein Knecht über einen Kübel siedender Milch und schmeckt den heißen Dampf ein. Dann zog er den zur Süßigkeit der Milch heraufsteigenden Wurm mit der Hand sich aus dem Schlunde.

4) Schlange zu Brittnau.

Am Fuße des Kirchberges beim Dorfe Brittnau, im Bezirk Zofingen, mußte man im Jahre 1812 von Gemeinde wegen einen Nußbaum auf der Allmende umhauen, der vor Alter den Einsturz drohte und die des Weges vorbei Gehenden gefährdete. Unter der Arbeit kam eine Schlange von mindestens 10 Fuß Länge aus dem Baume hervor, und sogleich waren die Bauern mit allen Werkzeugen hinter ihr her. Dennoch war man nicht im Stande, sie völlig zu tödten, immer rührte sie sich und begann fort zu kriechen. Da erschien ein Greis und peitschte sie mit frisch geschnittenen Haselruthen. Dies half, mit dem Untergang der Sonne starb endlich das Thier. Nun aber befürchteten die Leute, es müßten auf diese Begebenheit Theuerungsjahre einfallen, und als viele dann mit dem Hungerjahre 1817 wirklich kamen, erinnerte Alles sich wieder der erschlagenen Schlange. (J. Rud. Hirzel von Brittnau.)

Im gleichen Dorfe war ein Untervogt gewesen, ein habsüchtiger, harter Mann. Wenn er Pfändungen und Vergantungen vorzunehmen hatte, kam er nie an den Ort gegangen, sondern

ſtets geritten in Mantel und Degen, um dadurch die Auffallskoſten noch zu vergrößern. Als er einſt von ſolchen Geſchäften heimkehrte und das Gewicht des mitgebrachten Kreikäſes unterſuchen wollte, hatte ſich eine Schlange in die Wage verwickelt, und Niemand als ein gewiſſer Schlangenkari war im Stande, den häßlichen Wurm aus der Wage zu ziehen. Von dieſer Stunde an hatte der Vogt keinen geſunden Tag mehr, er verfaulte bei lebendigem Leibe.

5) Schlange zu Linn.

Zur Zeit der Peſt im Jahre 1611 war das Kirchdorf Linn auf dem Bözberge noch der Begräbnißplatz dreier Nachbardörfer. Als man damals die vielen Leichen nicht mehr auf dem einen Kirchhof unterbringen konnte, grub man auf dem benachbarten Felde eine tiefe Grube, warf die Todten unterſchiedslos, wie ſie nackt oder mit Koſtbarkeiten geſchmückt beigeſchafft wurden, in ſie hinab und pflanzte ſchließlich eine Linde auf den Platz. Dies iſt die große Linde von Linn, die nun ihre 251 Jahre ſteht. Vor Alter iſt ihr Stamm geſpalten; in ihrer Höhlung, heißt es, haben große Schlangen ihren Wohnſitz und hüten die Schätze, die hier einſt mit den Leichen in die Erde gelegt worden ſind. Wer in die Klüftung des Baumes hineinſteigt, um den Geiſtern das ihrige zu nehmen, der muß auf der Stelle ſterben.

6) Genuß des Schlangenfleiſches.

Ein erſt in dieſen letzten Jahren zu Grindelwald im Berner Oberlande verſtorbener Bauer hieß bei ſeinen Nachbarn wegen allerlei geheimer Künſte der Pflanzendoctor. Bei ſeinen Beſegnungs- und Zaubergeſchäften pflegte er ſich ſtets in ſeine Kammer einzuſchließen. Sein Knecht, längſt neugierig geworden, machte ein Bohrloch durch die Holzwand der Stube und ſah nun von außen zu, wie der Doctor eine weißköpfige Schlange mit der Hand faßte und in einem Waſſerkeſſel zu ſieden anfieng. Bald ſtieg ein weißer Schaum am Rande auf und hatte ſich zu einer ſchneeglichen Maſſe. Indeſſen ſchien dem Doctor noch ein Gefäß oder ſonſt ein Hilfsmittel zu fehlen, denn er gieng plötzlich, ohne die Thüre abzuſchließen, nebenaus in die Küche. Dieſen Augenblick benutzte der

Knecht und schlich sich in die geheimnißvolle Kammer hinein. Hier strich er den weißen Schaum, den er für wallende Milch hielt, fingerweise vom Rand ab, schleckte ihn hastig hinein und lief, als ob nichts geschehen wäre, hinaus in die Matte, um da zu mähen. Aber da sah er, als er die Wiese betrat, wie jeder Halm und jedes Mattenblümchen sich vor ihm verbückte. (Stud. phil. Mäder von Baden.)

Lykos heißt das Herz des geblendeten Drachen Fafnir am Feuer, bis der Saft daraus aufschäumte. Als er dann forschend, ob es gar gebraten wäre, den Finger daran legte und sich verbrannte, fuhr er, um den Brandschmerz zu lindern, mit dem Finger in den Mund. So sollen dessen verstand er die Sprache der Vögelinnen, die ihm zunächst auf den Bäumen saßen. Gudalug. In Grimms D.S. Nr. 131 ist Graf Iwang einer übernatürlichen Schlange, als Kal zubereitet, und verübt hierauf die Thatsprache; sein Diener, der die Ueberbleibsel von der abgetragnen Schüssel verspeist, kommt darüber zum gleichen Verständnisse. Vgl. Meth. 934. Du hast vom Halsschwarm gegessen! sagt der tiroler Doctor seinem Knecht an, da dieser von dem Wasser gemischt hatte, das er hatte kochen sollen (Hingerle, Tirol. SM. Nr. 736). Eine Volksmeinung sagt: Wer das Schmalz einer weißen Schlange ißt, weiß was jeder Andere sich denkt.

7) Kaiser Karl und die Schlange zu Zürich.

Der Zürcher-Chronist Heinrich Brennwald, Sohn des Bürgermeisters Felix Brennwald, geb. 1478, gest. 1551, letzter Probst des Chorherrenstiftes in Embrach, erzählt in seiner Handschrift. Chronik, Bl. 23:

„Als hievor gemeldet ist, wie daß Karolus Magnus das Gestift zu der Probstij gepuwt hat, derselben Zyt war er nun vil mit Wesen zu Zürich, und namlich enthielt er sich in dem Hus gloch nebent dem großen Münster, das zu dem Loch genempt und eigner Zyt ein Herberrenhof ist, das er im selbs gebuwen hat. Und damit Nych und Arm zu Recht möchtend kommen und niemand im Zugang gewert wurde, so ließ er ein Tal ufrichten und ein Stägli daran henken an dem Ort, da die lieben Heiligen Zt. Felix und Zt. Regula enthauptet warend, und ließ menklichem verkünden: welicher Rechts begerte, daß er zu diser Zyt, so der Kayser esse, bis Stägli lüte, so wölle er den verhören. Und als dis etlich Zyt geweret, und der Kayser zu Tisch saß, so hört er lüten, schickt angenz einen Diener dahin, zu besechen, wer Rechts begerte. Da funden sy niemand; und sobald sy da kamen

kamend, so lät man aber, das beschach zu dem dritteren Mal. Da hieß der Kayser, daß man wartete, wer das tete. Also kam ein grosser Wurm (Schlange), hanget an das Glogggenseyl und lät; das verkündtend jn dem Kayser, der stund uf von dem Essen, und redt, man sôl der unvernünftigen Geschöpfi durch Ger ihres Schöpfers gnad als wol Recht lassen gan, als den Menschen. Und als der Kayser an den Ort kam, da neygt ihm der Wurm und kroch vor hin gegen dem Wasser in ein Rüsti, da er sine Eier gelegt, darüber sich eine grosse Kretti gesetzet hat. Und als das der Kayser und all sin Hofgesind ersachend, da jaß er zu Gericht und bekannt, daß die sollte verbrennt werden. Und nachdem das beschach, über etlich Tag, so der Kayser ob Tisch sitzet, so kumpt der Wurm für den Hof. Das ward jm kund gethan. Also hieß er, man sin lieyse ingan und in niemand an sinem Fürnemen hindere. Damit kroch der Schlang für den Kayser, neygt ihm, und kroch demnach uf den Tisch, nieß das Vid*) (Tekel) von sinem Trinkgeschirr und lich einen edlen Stein darin fallen, kart sich umb, neygt dem Kayser und zieng von dannen. Dis groß wunder, und daß die seligen Heiligen St. Felix und Regula uf dises Hofstat umb Gbristens Glauben willen gemartert waren, bewegt den Kayser, zu ewiger Gedächtniß, Gott zu Lob und Ger ein Gotzhus dahin zu buwen, wird diser Ort die Glasserkilch genempt, ug der Ursach, daß der Merteyl Gottes das Glasser darum flüßt. Es ist euch in der Krufft unter dem Altar der Brunnen, do dem die lieben Heiligen gewonet und gelangen wurden, den nempt man deshalb den heiligen Brunnen." (Zürich. Neujahrsbl.: Von der Stadtbibliothek 1812.)

Aufzeichnungen, welche der Kirchherr Johannes Haab [illegible] Handschrift über diese Erzählung machte, giebt Ochsner [illegible] S. 153. In Schaffhausen (Klemens-Abenteuer 2, 433, 3. 17. XIII. nicht für alt und Gründ. Die findet sich aber bereits in der indischen Literatur der Mahawanta. Einer Kuh, der des Königs einzige Tochter unabsichtlich das Kalb getödtet, tödtet aus Rache Tochter durch das Lecken der Milchzitze, und streckt eine Kröte gegen eine Schlange. R. Pischel, der diese mittheilt — Indische Studien III, S. 8 —, scheint geneigt, eine so auffallende Uebereinstimmung der Motive den bekannten Gesetzmäßigkeitsverhältnissen zuzuschreiben, die zwischen Kaul dem Grossen und Harun al Raschid wechselseitig angenommen waren. Das ist überflüssig. Wir haben eine Erzählung vor uns, die zum Theil auch dem germanischen Alterthum angehört, weil auch hier Gericht auch dem Thiere Recht gesprochen und gehal-

*) Tod, der Tadel des Gerichts, scheint wieder ein hebräisch-griechisches Wortspiel, ein halbverstandener Anklang mit Tadel, und so wohl [illegible] Anmerkung.

ten werden muß. Bis ins Jahr 1798 dauerte im Fürstenlande die Abstrafung an, für die Katze Nordnase und Bergelt zu zahlen, wie es in der Edda vorgeschrieben ist. Mone, Anzeiger 1838, 13. Unter den Rathsherrenämtern der Stadt Winterthur hatte dasjenige eines „Thierherren", des Sachwalters und Vormunds aller zur Gemeinde gehörenden Thiere, bis in die Neuzeit gegolten. Aber auch den bösartigen und wilden kam einst von diesem Schutze zu, nach der Bestimmung des Sachsenspiegels (lib. II, Art. 63, § 2): das dem wilden dieren vrede geworuht is bi Koninges banne, sunder heren vnde wolve vnde vossen. Das Morgenländische Gesetz befahl Schonung und ging dabei in die einzelnen Fälle. Im Koran (ed. Spiegel 1852. Bd. I, S. 71 und 216) sind durch Dutzende von Paragraphen die Strafen für einzelne am Hunde verübten Grausamkeiten diktirt. „Sechs Monate bestrafe man die junges Hunde, sieben Jahre lang die Kinder." In der Hitopadesa (von Lancelot 1803. III, 270): „Für einen Wasservogel und Geier, den man getödtet, soll man eine junge Kuh geben; für getödtete Schlangen einen eisernen Stab."

8) Der Viedestein.

Jener Edelstein, den die Schlange, welcher zu Zürich Recht gesprochen worden war durch Karl den Großen, dem Kaiser in den Trinkbecher hatte fallen lassen, kam an die Kaiserin und war ein Viedestein. Als Hattrada seine Beschaffenheit erfuhr, trug sie ihn unter ihrer Zunge verborgen, damit ihn jetzt Niemand finden und sich des Herzens ihres Gemahls bemächtigen könne. So starb sie und ward mit dem Steine begraben. Allein nun fühlte sich der Kaiser von einem unabwendbaren Verlangen an sie gefesselt, so daß er ihre Leiche achtzehn Jahre lang sich überall nachführen ließ. Zuletzt wurde der Stein entdeckt und nach Aachen gebracht, um dorten mit den übrigen Reichskleinodien aufbewahrt zu werden. Nun aber vergaß der Kaiser wiederum Alles über seinen neuen Wohnsitz des Steines, so daß er jetzt Aachen so lieb gewann, wie früherhin Zürich, auch dessen Münster und Stadt erbauen ließ und nun an diesem Orte begraben sein wollte.

Die Lehrsätze des 13. Jahrhunderts nennt diesen Viedestein ein Bleigut, gewonnen von [illegible] und erklärt, wie Karin Jovenden auf einig entschlummert, [illegible] ein Zauberschlaf in ihren Mund trifft und dieser unter der Zunge seinen verborgen liegenden Edelstein bedeckt. Wolf, Zts. Im niederrheinischer Sprache aus dem 14. Jahrhundert ursprünglich abgefaßt und im 16. Jahrhundert copirt, liegt eine Handschrift auf der Stadtbibliothek zu Zürich (aus abgedruckt in den Beiträgen Mone's, 1838), die von diesem Viedestein und den Wirkungen redet, die derselbe zu Aachen hervorgebracht. In der ersten Nummer, (bei Wolf, copirt) wird dichtste Vergangenheit unsers Kaiser Theophilus verjagt und dessen Wieder-

heil mit dem von der Schlange gebrachten Heim gewilt; ebenso als Heilheim ist er behandelt in Schmid's Ursprecke, Berlin 1817, 78. Konrad von Megenberg, Buch der Natur, nennt den Leuthris und Rhodomus, der eine bei der Schlange, der andere beim Hahnen reigen. „Der Leuthris wirt aus einem menschen herz, den sein frau Alexander in purpur in underglicht. und do er wider kam und Jesus vor dem hof maister Gerhaben kam, sach er seine sieder ab, das er dacht in dem maister. do kam ein schlang vor sich den underglicht als mit dem fuss und lief ze walde in das maister. das hat Aristoteles gelesen in sin buch von der schlangen. von dem stein spricht man, das er den menschen behüt vor dem schen suhe und das er nit ertrinken mag, darumb er den stein hab an seiner hand." Blatt C 1ᵇ. „Rhodomus ein stein an der grösse als ein bon wenig in eine haseln mugen, wenn man in anpunt, nach seinen namen und ist an varwe schir der schen. wer den stein in dem mund treyt, dem leschet er den durst. er machet den menschen schalkhaft und bringt frid, und allermeist machet er die frauen lieb gen mannen. darumb heisst er Rhodomus, das ist ein gut-gewer." Blatt B 1 (Augsburg 1481). Den Leuthris lässt alle die Schlange Menschen, gleichwie vorzeiten Kastor den übrigen Tieren, heute machen unsterblich; der Rhodomus ist gar gleicher Bedeutung wie der heute beliebte Drachen- und Habichtstein, allein wie der Stein Kastor macht er, in den Mund genommen, das Vieh liebreizend. Die Lorenzana-Lage deutet auf denselben Zauberzug hin; Daniel Schönbach sagt vor 300 Jahren seiner Zeichnung und Malerei mehrfache in Betrachtung ihres vergänglichen Verfertigt. Aber es weist ihm der Fabel Kenner entzwei, sobald man einen Mantel von der Leide entfernt. Jährlich wird auch allem der Kriechtier, an denen Nachtungen man heute noch glaubt. Man meint besonders, gleich der Schlange trage auch die Kröte einen wunderthätigen Stein im Kopfe. Zahn tragen die Jahrtiere und Drachen auf ihren Köpfen, die Nasen an ihren Füssen und Fledermäuse auch die sogenannten Chrysolithen und Schlangensteinen; so ist die Hasenmilch Cyprons Cassii, die im ganzen Negerland als Schutzmittel gilt, und von der man bei uns meint, ihr Trinken werde im Manne nicht ersehen und beim Heben von Lasten seinen Schaden nehmen. Im Kaiserlichen Heidelande wurde man auch die im blauen Thon- und Mergellager weitverzweigt liegenden Schlangen- und Krokodilsknochen Heidenkinder, gleichwie bei Jerusalem die Kreuzfahrer vorgaben, bringen. Solches klingt wohl mit dem Glauben zusammen, daß die Kröte in Gärten und Blumen eingegraben so unermüdlich beim Ungeziefer kommt; darüber sie endlich stirbt, so wollte ihr Bildnis, dem eine Verbrennung verhindern, bewirken, bei den Bösen, daß Leben zu nehmen und zu verlieren. Die dieser Thiere nicht mehr besitzt, da besitzt doch noch die mittelalterliche Vorstellung, als ob Schlange und Drachen wahrsagende Kraft hätten müssen. Da hört man in schwierigen Verhältnissen häufig behaupten: Nicht Jemand in Todesnöthen, schändlich mit Mangel und Jammer begraben, so liegt sich ihm eine Schlange auf sein Herz und beraubt sie. Solches Mittel entkommt der Mensch, es sehe einen Stab beschlangenden Asklepios (Aesculap) betrachten, einen Merkurstab, mittelst welchen man die Schlangenzwietracht schlägt, einen Tod- und Todesstab, der als Herold gewinnt; einen Kriegsstab, mittelst welchen der Schlange und Kranke die Gesundheit behält. Noch hat man viele Reisen auf das Zauberland der Fabel, von dem vorgefundenen Stein gesagt zu erhalten;

kann die Kröte hat ja schließlich an die Stelle jener Schlange, die den Stein in des Kaisers Trinkbecher fallen ließ. Im Grabe der Frau Barbara von Esch zu Thorsau wird 1628 nicht anderem „Wolfgstein und Wildenring schlangen I Kretzenstein in Wald gefahr" (Anzeig. German. Anzeiger 1861, 88). Im Morgenländischen Märchen (Kletke's Märchensaal 3, S. 95) hat der Prinz einen Zweig aus dem Rachen der Schlange gezogen und dieser bringt ihm dann den Ring aus dem Flusse wieder, den beiden der König beim Fischen verloren. Darüber erhält er des Königs Tochter zum Weibe.

9) Der Schlangenbanner zu Dottikon.

Vom Dorfe Dottikon im Freienamte liegt rechts der Straße, die nach Othmarsingen geht, und derwärts dem Steinhofe der sogen. Hendschiker-Reddhügel, östlich von diesem ist der Schauplatz folgender Erzählung. Ein mageres Landstück von fünf Jucharten, früherhin Waldland, seit ungefähr zehn Jahren urbar gemacht, aber noch immer wie jenst in die Almende Dottikons eingezelgt, heißt der Hungerbühl. Vor mehr als zweihundert Jahren war dieses Waldstück ein Ort des Schreckens für Jeden, der hier vorbei zu Feld mußte, denn alles wimmelte von Schlangen. Man konnte kein Mittel ausfindig machen, diese Landplage zu entfernen. Da kam eines Tages ein Fremder ins Dörfchen, den man den Schlangenbanner nannte und bot den Leuten seinen Dienst unter der Bedingung an, daß sie ihm im Kampfe mit der Schlangenkönigin aufs Wort folgen und beistehen würden. Man gieng darauf ein und zog schon am nächsten Morgen, bewaffnet mit Sensen, Aexten und Schießgabeln, nach dem Hungerbühl. Hier mußte das Volk aus Feldsteinen Wälle kreisförmig zusammen schichten und drinnen große Feuer anzünden. Sobald dies Alles gemacht war, begann der Fremde auf einer Pfeife zu pfeifen, und augenblicklich kamen die Schlangen in Menge aus dem Wäldchen herausgekrochen, wälzten sich über die Steinwälle empor und fanden in den Flammen ihren Tod. Von Wall zu Wall hatte sie der Mann mit dem Ton der Pfeife gelockt. Aengstlich hatte das Volk diesem Beginnen zugeschaut. Der Schlangenbanner bedeutete sie, daß heute noch kein Grund zur Furcht vorhanden sei; kommt aber morgen die Königin, sagte er, dann wehe mir, wenn Ihr nicht Wort haltet und muthig bei der Hand seid.

Am zweiten Tage lockten die Feuer abermals, eine Menge des Gewürms hatte wiederum seinen Tod gefunden, aber die Königin erschien nicht.

Kaum war man am dritten Tage zur Stelle, so wurde das Pfeifen des Banners durch ein schreckliches Gezische erwidert: „das ist die Königin, helft!“ so rief der Banner und kletterte auf den nächsten Baum. In diesem Augenblicke wälzte sich eine gewaltige Schlange zum Feuerplatze; sie war grau am Leibe und ihr Kopf mit einer Krone geschmückt. Sie richtete ihre funkelnden Augen erst auf die Bauern, dann nach dem Banner und stürzte sich dann wie ein Blitz auf den Baum, um den Mann droben zu erdrücken. Laut schrie er um Hülfe herunter, schon wollten die Leute entweichen, da faßte doch einer ein Herz, sprang hinzu und durchstach das Thier noch am Stamme mit seiner Schoßgabel; dann kamen auch die Uebrigen und schlugen es mit Keulen vollends todt.

Schonet der Krone! rief der Fremde im Herunterklettern den Leuten zu. Dann brach er diese sorgfältig vom Haupte, steckte sie zu seiner Pfeife und sprach im Fortgehen unter den Segnungen der Bauern: „Liebe Leute, nun bin ich reich genug, und Ihr habt fortan Frieden.“

So war's; die Schlangen sind aus dem Hungerbühl verschwunden. (Schullehrer Fischer von Dottikon.)

J. Bodinus Daemonomania ist von Fischart 1586 ins Deutsche übersetzt und ergänzt; in der zweiten Auflage 1591 ist S. 87 die Sage vom Schlangenbeschwörer in Salzburg erzählt, der alle Schlangen auf eine Meile Wegs in eine Grube bannet, bis die letzte und größte herbeikommt und im Aufsprunge ihn tödtet. Gleiche Erzählungen in Birlingers Schwäb. Sag. Nr. 145 — 152. In Zingerles Tirol. SM. Nr. 212. Bei unserer Bevölkerung gilt der allgemeine Satz: Mauser und Natterntödter brauchen ein Pfeifchen, auf dessen Ton alle Unken und Würmer aus dem Kellerhalse herauszeigen und ihnen nachschleichen. Allein auch die in Gestalt einer Schlange Schätze hütende Jungfrau von Legerfelden erscheint auf den Ton eines von ihr verschenkten Pfeifchens (Aargau. Sag. I, S. 231).

10) Schlangenhöhle zu Bavards.

Im Neuenburger Jura bei den Dörfern Groß- und Klein-Bavards liegt eine durch zwei vereinigte Hügel gestaltete Vertiefung, welche Combe a la Vuivre heißt, das Pippernloch. Nach alten Nachrichten soll eine furchtbare Schlange die Gegend so gefährlich gemacht haben, daß drei Jahre lang die Straße nach Burgund nicht mehr gebraucht werden sei, bis ein Sulpicius Raimond aus Sulpice (einem Dörfchen in wilder Felseneinsamkeit

am Ursprunge der Reuse) ihre Lebensweise erspähte, und sie aus einer Kiste heraus, in die er sich vor ihre Höhle hinsetzen ließ, mit vielen Pfeilschüssen verwundete. Dann erschlug er sie mit der Hellebarde. Als er den Sieg seinen Mitbürgern verkündet hatte, starb er zwei Tage nachher an den Folgen seines Kampfes, 1273. Nordwestlich davon ist die Berghöhle la Raume, mehr als 100 Fuß tief, bis auf 30 Fuß hoch und breit, reich an Stalactiten; die Quelle des Flüßchens Reuse liegt benachbart. So also fehlen die Hauptbedingungen der allgemeinen Sage zum Schauplatz dieses Drachenkampfes auch hier nicht. (Vgl. Meyer-Knonau, Schweiz-Erdkunde 2, 363.)

11) Drache am Spielmoos.

Im Entlebuch zu Hurbenen, auf einer Berg-Ecke Schimberg, zwischen den Wildbergen Schafmatt und Feuerstein, wo die Grenzen von Schüpfen und Hasli zusammentreffen, wurde ein Drache von einem Manne erlegt, der in dieser Gegend alpete. Der Mann blieb ebenfalls im Kampfe. Das Plätzchen, wo das Unthier verscharrt worden, zeigt man noch. Es heißt das Spielmösli, denn hier läßt sich zuweilen eine mächtige Musik hören. Zerfallenes Mauerwerk und sogar Mühlsteine deuten darauf, daß hier an der sogen. Mülliporte, wo nun kein Mensch mehr zu überwintern wagen würde, eine Dorfmühle gestanden. Jäger haben hier alte Münzen gefunden. (Schnider, Gesch. von Entlebuch 2, 246. 258.)

12) Drachenkampf in der Galtenfuh.

In der Galtenfuh ob Engelberg in Uri ist eine Höhle in welcher ein Drache hauste. Er hatte eine Urnerin bei sich, die einen armen Urner hatte heirathen wollen, statt des reichen Sennen, den der habsüchtige Vater ihr geworben hatte. Dafür hatte er sie zum Drachen verwünscht und nur ein keuscher Knabe konnte sie erlösen. Als sich ihr reicher Bewerber dazu anschickt, umwickelt ihn der Drache mit dem Schwanz und wirft ihn wie einen Schleuderstein über die himmelhohe Felswand herab. Du bist ja auch schon garten gewesen! ruft er ihm nach. (Garten gehen, oder Heimgarten gehen ist der Kiltgang, der nächtliche Besuch bei Dorfmädchen.) Sodann steigt der arme Brautwerber empor, weiß den ihm ent-

gegen speienden Drachen bei den Beinen unter dem Leib zu packen und beide stürzen mit einander ringend über die Kind herab. Im Sturze kommt jedoch der Bursche oben zu liegen, ist gerettet und erblickt seine schöne Urnerin. (Mündlich.)

13) Schlangen gebärende Frauen.

Es wird mit Gewißheit berichtet, wenn eine auf dem Gebirge Karst in Krain wohnende Frau gebiert, daß ihre Frucht in Gestalt einer Schlange sein soll. Solchem Ungeheuer passen die bestellten Weiber sorgfältig auf, treiben es in eine Wanne voll Wasser, geben ihm hernach Streiche mit Ruthen, bis daß es sich in ein Kind verwandelt, welches, wo mir recht ist, durch Abstreifung der Schlangenhaut geschieht. Bei jedem Streiche nennen sie ein Handwerk oder eine Profession, und bei welcher Nennung die Verwandlung geschieht, solches muß das Kind hernach lernen (Compendieuse Staatsbeschreibung. Braunschweig 1719. 1, 183).

III.

Die Wolken.

1) Der Wolkenhut.

Derjenige Berg einer Landschaft, an welchem sich das auf Regen und Gewitter deutende Gewölk herkömmlich anzusammeln pflegt, dient der Bevölkerung als Wetterprophete und heißt dann im Allgemeinen ein Hut- oder Hüetlisberg. Die Rundwolke, die auf seinem Gebirgsscheitel lastet und sie verhüllt, ist der Hut; die Kranzwolke, die den Berggipfel frei hervorragen läßt, ist der Kragen des Mantels; ein die ganze Bergwand belastendes Gewölk ist der Mantel selbst, und die spitzige Schichtwolke, wagrecht über die Bergwand gezogen, heißt der Degen. Das Erscheinen einer Degenwolke deutet man ebenso, wie wenn Hunde sich wiederholt schäppeln, auf den Eintritt schlimmer Witterung. Daher der Kinderreim:

Potz tüsig, tüsig Dege,
Der Wind chunnt vorem Rege.
Potz schockmillione Patrone,
Der Dodäli chunnt nih goh ilohne.

Aus leichten, dünnen Flatterwolken macht man denselben Schluß, je mehr sie einer gezackten Zahnsäge gleichen, man nennt sie auch Säge (serra). In den Freienämtern gilt der Pilatusberg als Wetterprophete und man hat über seine Hut- und Mantelitracht mehrfache Reime:

Het der Pilatus en Huet,
So ist das Wätter guet.
Het er en Däge,
So git's Räge.
Het er e Schürz,
So git's gern Rägen und Pfütz. (Reinach.)

Hat er eine Kappen,
So wird das Wetter gnappen.
Hat er einen Strich wie ein Hecht,
So wird das Wetter schlecht.
(Businger, Kant. Unterwald. 30.)

Wenn Pilatus hat ein Hut,
Ist das Wetter fein und gut.

Si Pilatus pileatus,
Aër erit defoecatus.
(Cappeller, Hist. Mont. Pilat. 1767, 41.)

Im Innerorte Roy heißt es vom Berge Roperstrichen:

Der Roperstriche hot e Chappe:
Morn' eha mo de ganze Tag lappe (in Koth waten).

Aehnliche Reime vom Berge Rieseu am Thunersee verzeichnet R. Roy, Idyll. 2, 411:

Hat der Rieseu einen Hut,
Wird das Wetter gut.
Hat er einen Kragen,
Kann man's noch draußen wagen.
Hat er Mantel und Degen,
Giebt es Wind und Regen.

Das Bedeutsame dieser Reime liegt darin, daß dem Wetterberge die gleichen Abzeichen beigelegt werden, die der Wettergott Odhinn führt, nämlich Hut, Mantel und Schwert; aber der Hut, dieses den Göttern und ihren Priestern besonders zukommende Abzeichen, wird dabei am liebsten wiederholt. Unser Küttiger Bauer sagt von der Wasserflut bei Aarau:

D' Wasserfluch het en Wullhuet,
's git Rägo.

Bemißt er den Himmel nach Nord und Süd, so theilt er ihn in einen Winterhut und Sommerhut. Im Heuet verlangt er Abends als günstige Wetterbestimmung einen dunkeln Südwesten und einen hellen Norden, daher der Spruch:

Dört durh ie, wie no Wullhuet,
Dört durh äh, wie no Schinnhuet,
Und dört durh äh roth wie no Gluet:
Denn isch 's Heuwetter guet.

Der Freiburger Molémon trägt statt des Hutes eine Nachtmütze: Molémon l'a son caperon. (Kuenlin, Alpenblumen, Sursee 1834, 107). Solcherlei Hutberge sind in den Steireralpen der Eisenhut; die Bischofskappe beim Dorfe Buckmantel im schlesisch-mährischen Gebirge; Sturmhaube im Riesengebirge; Snechättan, der Schneehut in Norwegen; Nebelheim in der Grafschaft Cumberland (Ausland 1835 Nr. 311). Kaiser Friedrich hat einen Hut auf, heißt's in Thüringen, wenn der Kyffhäuserberg mit Nebel bedeckt ist (Menzel Odin 336). Die Sturmwolke steigt aus dem Schwarzwälder Rumelsee in Form eines runden Hutes auf. (Schnezler, Bad. Sagenb. 2, 131). Der Nanos (Zwerg), ein schroffer Berg nördlich des Karst, gilt für die Stadt Triest als der Wettermacher (Augsburg. Allgem. Ztg. 1855 Nr. 151). Der Alte zieht seine Kappe über, gilt vom Rötterberg (Kuhn, Westfäl. Sag. 2 S. 89). Der heutige Isländer nennt jede, einen landschaftlichen Punkt unsichtbarmachende Wolke hulinhjalmr, Hüllhelm oder Tarnkappe (Maurer, Isländ. Sag. 181). Der Ausdruck stammt noch aus der Edda, in welcher die Wolke ein blendender Helm, hjalmr hulin genannt wird. So heißen daher in Pröhle's Harzsagen 1, 208 die Nebelkappen, mit denen sich die Zwerge unsichtbar machen, Verbehltnißkappen. Im finnischen Epos Kalewala (Schiefner, 14te Rune, Vers 319) geht der alte Finne Wäinämöinen einen Liederwettstreit ein mit dem Lappenjüngling Joukahainen und:

Singt dem Mann die Müh' vom Kopfe,
Wandelt sie in Wolkenhaufen,
Läßt sein blaues Wollenwämmchen
Lämmerwolken sein am Himmel.

Siegreich reißt also der finnische Sonnengott dem Lappländer Winter die Sturm- und Nebelhaube vom Kopfe, und verwandelt sie in sommerliche Lämmerwolken. Das gleiche geschieht im Kin-

verliebe, der Sonnenregen zieht dem Berg den Nebelheim ab (bei Zimrock, Kinderb. Nr 288):

Sonnenregen, Hut abnehmen:
Morgen wirds schön Wetter werden!

In dieser Anschauung gründen die naturhistorischen Märchen, deren eines noch in Hebels Schatzkästlein (S. 48) erzählt wird: ein in Sachsen niedergegangenes Gewitter habe alles Feld mit Hüten schwarz überdeckt. Man suchte sichs mit der Annahme zu erklären, hinter dem Berge habe damals ein Regiment Soldaten exercirt, welchem der Wirbelwind alle Hüte vom Kopf gerissen und ins Thal herüber entführt haben müsse. In dem Städchen Alterf beobachtete man im Jahre 1577 einen am Himmel vor sich gehenden Streit um die Sonne. Dreierlei Wolken kämpften von Morgen an mit der Sonne, sie ganz zu bedecken. Endlich kam aus einer der Dreien eine große Menge schwarzgekleideter Kriegsleute heraus und zog zu Pferd und zu Fuß in Schlachtordnung in die Sonne hinein: hinter ihnen her ein mächtig großer Mann, der sie alle überragte. Aus einer Reihe von Blutwolken aber, die nun mehr und mehr aus der Sonne hervorflogen, sah man bald Dinger herabfallen wie große Hüte, und ringsherum schien die ganze Erde bedeckt mit diesen Hüten, die verschiedene Farben trugen, roth, blau, grün und schwarz (Wolf, DMS. Nr. 202). Im Berner-Oberlande galt noch im vorigen Jahrhundert die Sage als Thatsache, ein Hutmacher aus Thun habe mit seiner Tracht Markthüte über den Lauterbrunner Gletscher ins Wallis reisen wollen, sei in einen Gletscherschrund gestürzt, und war alsо verschollen, bis nach manchen Jahren ihn sammt seiner ganzen Bürde von Hüten der Gletscher wieder herausgeschoben habe (Aargau. Sagen 1, S. 125).

Diese Sagen umschreiben nur den Namen des Wetter- und Sturmgottes. Odhinn selbst hieß nach der Tracht des Pileatus Síðhöttr, pileatus. Er hat nach seinen Wolkennamen und nach den Wetterbergen der Thalschaften den Mantel und Kragen und heißt daher auch Hakelbárend. Tragen also die ihm hienieden Witterungzeigenden seltsamen Hüte, so werden auch die Hutlänge begreiflich, welche man in Württemberg beim Gewitter abhält, beschrieben von Meier, Schwäb. Sag. S. 242; und ebenso die Sitte der Liefer, beim Gewitterläuten um Mitternacht die besonderen Spitzhüte zu tragen, während auch der Schirmhüter und Mitternachtshüter seinen sagenhaften Hut trägt, den man Krapfenhut nennt. Diese Hüte tragen Namen und Form des aus dem neuen Korn gebackenen Kuchens und Krapfens, den man Pfärtis nennt, und sind ein Sinnbild der durch die Sturmwolk vollzogenen Kornerndtung. Auch die

oberpfälzische Legende (Schönwerth 3, 301) erzählt davon. Die Apostel gingen einst voran unserm lieben Herrn durch ein Kornfeld. Da lief der Bauer herbei, pfändete sie und nahm jedem den Hut. Doch der heilige Jakobus sagte: Laßt mir meinen Hut, ich will dafür euer Kornpatron sein. Seitdem ist St. Jakob Kornpatron der Bauern, und trägt kein Heiliger einen Hut als er.

Dem huttragenden Apostel Jakobus entspricht der heilige Olaf. Im Mälarsee heißt ein schroffer Felsen der Königshut; auf einer eisernen Stange trägt er einen gewaltigen Hut. Wedderkop (Pfälz. aus d. Nord. 2, 340) sagt, derselbe diene zur Erinnerung an den Schwedenkönig Erik Emundson, mit dem Beinamen Bäderhatt, denn wohin er auf seinen Seereisen seinen Hut schwenkte, daher blies günstiger Wind. Afzelius (1, 297) erwähnt gleichfalls dieser Sage, aber als einer auf Olaf den Heiligen bezüglichen, welcher auf der Flucht vor dem Feinde hier seinen Hut verloren.

2) Das Schiff.

Länglich geformte Wolken, gegen Norden gerichtet, heißen Windstreifen, weil man sie auf kommenden Wind deutet. Sie sind das eddaische Windschiff der Vanen. „Es chunnt wieder es Schiff voll," hört man dann im Berner Seelande befriedigt sagen, wenn dieses Abendgewölk nach wochenlanger Sommerdürre sich zeigt: „Es chunnt wieder es Loch voll, hundertusig Gulde werth." Dieses ist die Unetwetterwolke, weißgefärbt, vom Norden anziehend; ihr Gegentheil ist die dichte, dunkelanwachsende Regenwolke. Am Neuenburger See heißt jene la voile (Segel, Schiff). Wir werden ein Gewitter bekommen, sagt der Jurassier, es macht sich da droben ein Segel. Ebenso dichtet Schiller in der Maria Stuart: Eilende Wolken, Segler der Lüfte! Und bei Rückert heißt es:

Lieblich steuerst du dein Boot,
Wolke, Götterbote.

Der Franzose unterscheidet zwischen la voile, Segel, und le voile, Schleier. Die Schleierwolke verbirgt die dahinter wirkende Wetterfrau, wie die Braut ihrem Bräutigam verschleiert zugeführt wird. Leukothea, die weiße Göttin, erbarmt sich des schiffbrüchigen Odysseus und giebt ihm ihren Zauberschleier; als er sich ihn umwindet, ist er gegen das Untersinken in den Wellen geschützt. Aber die Wolke ist ein Luftbild und kann trügen. Voiler führt auf romanisch velar, bedecken und betrügen, und so entstand das alte Sprichwort: Eine Wolke hatt der Göttin umarmen. Jakob erhält so bei Laban statt der Rahel die verhüllte Lea zur Frau. Die Riesentochter Skadhi wünscht in Asgard aus der Heide der Wetter

sich einen Ehemann auszuleſen; da aber der zu wählende Gemahl ihr mit verhülltem Leibe vorgeſtellt wird, ſo daß ſie nichts als ſeine Füße zu erblicken vermag, erhält ſie nur einen unfreundlich alten Rieſen. Die gleiche Rolle ſpielt in der Theſeusſage das ſchwarze und das weiße Segel. Denn da dieſes letztere aufziehen zu laſſen vergeſſen wird, ſtürzt ſich Aegeus, des Sohnes Tod nun als gewiß nehmend, betrübt ins Meer. Die gleiche Täuſchung iſt im indiſchen Gedichte Ramajana erzählt. Die ſchön geſchmückte Fürſtentochter Santa läßt ein Schiff mit Gartenbäumen bepflanzen und fährt darauf in den Hain zu dem Brahmanen, deſſen weit gehende Buße ſelbſt den Regenhimmel bisher verſchloſſen hielt; alſo ſie ihn durch einen Kuß mit ſich ins Fahrzeug gelockt hat, ergießt ſich zugleich der erſehnte Regen auf das dürſtende Land. In dem Sonnengeſang Sämunds des Weiſen herrſcht dieſelbe Anſchauung (Afzelius, Schwediſche Sagen 3, 27):

Odhinns Gattin fährt
Wohlgemuth kühn
Auf dem Erdenſchiff.
Faß nur unverhofft
Nicht der Sturmwind nah',
Untergang bereitend!

Die Germanen führten das Schiff der Göttin (Isiburnae figura. Germ. cap. 9) im feſtlichen Aufzuge über Waſſer und Land. Es iſt das Marien- und Muttergottesſchiff daraus geworden, und Modelle von ſolchen hängen noch an den Gewölben von Stiftskirchen, z. B. in Zurzach. Faber nennt der Wetterkundige am Niederrhein eine ſpitze Abendwolke, die bei anhaltender Dürre nach Weſten ſteht, das Marienſchiff (Montanus, Volksſagen 1, 38). Die ſeefahrtsbehütende Jungfrau, Maria della navicula, wurde in Schwaben zum Frühjahre im Schiffe über Waſſer und Land gezogen. Ein Ulmer Rathsprotokoll von 1330 verbietet dieſe Sitte; ſie dauert aber heute noch fort (Meier, Schwäb. Sagen 2, 374). Das heidniſche Weihe-Haid begeht aus Türmen und Wilden Frauen; es zieht um Faſtnacht einen Schlitten durch die Gaſſe, welcher die Gewalt eines Schiffes hat (Wolf, Zſch. f. Myth. 2, 32). Ebenſo iſt es ein Brauch bei der Glarner Jugend, kleine Schiffchen, bewimpelt und geheert hergerichtet, am Feſte des Landespatrons Fridolin Nachts mit brennenden Lichtlein zu bedecken und die nach und nach ſich entzündenden mit Knalle und Bach fortſchwimmen zu laſſen.

31) Die Federn.

Die Federwolke erscheint als ein Wolkenstreifen, dessen Verästungen in vielfältige Federfischeln oder Federfahnen auslaufen; alle Götterboten haben daher goldene Flügel. Engel fahren im altsächsischen Heliand einher im Federgewande: quam engil farun an fetherhamon. (Vilmar, Altertüm. im Heliand. Marburg 1845, 14). Die Sage legt das Federkleid der Freyja bei, den Nornen und dem göttlichen Schmied Wieland. Goldfeder ist in dem Mythus der Beiname Svanhildens, die als eine Tochter der Sonne und des Tages genannt wird. Demnach ist diese schwanenweiße Götterjungfrau leuchtend wie eine golden durchstrahlte Federwolke, und noch wird die Sonne angerufen, sie möge in einem so schönen Wolkenstande wieder scheinen:

Sunne, kum weder
Mit diner guldinen Feder!
Regen, ga weg
Mit diner langen Nase!

Man vermutet bei trübem Wetter eine das Gewölk zusammenlesende Wetterhexe. Sie ist langnasig wie der Teufel und wie der Bißzapfen. Man schießt daher gegen das Wetter, damit die im Nebel fahrende Zauberin herunterfalle. Dahin deutet der Basler Kinderreim (1857, S. 49):

Es rägelet, es schneielet,
Und s'goht e chüele Wind.
Do kömt die Frau Base
Mit ihre lange Nase
Und laufe gnüß g'schwind.

Das Gegenteil dieser hüftlichen Heimsucherinnen ist die Sonne selbst, die Frau Wundlos, die den Schnee, den Vogel federlos frißt; und deswegen heißt es im gleichen Zusammenhange: Da kam die Mutter Pengse (Meier, Kinderr. Nr. 206), da kam die Jungfrau Sänderlich (v. Zieklar, Anhalt-Dessau. Volksreim. Nr. 42), da kam die Frau Wunderroß (Meinert, Kinderl. 1. Ein tatarisches Märchen hierüber entdeckte Castrén (Ethnolog. Vorles. über die altaisch. Völker. 1857, 187). Die Jungfrau Alten-Arga wird vom Riesen Alten-Kiva zur Frau begehrt, sie aber bindet sich ein Federngewand um und entfliegt ihm durch die Lüfte. Er eilt ihr auf seinem Riesenroße nach und erreicht sie

mitten auf der Steppe. Hier schlug er nach ihr empor mit der Peitsche, daß ihr das goldfedrige Gewand auf dem Rücken platzte. Sie stürzte auf den Boden herab und blieb liegen. Jetzt suchte Alten-Aira sein Roß anzuhalten, um sie noch schlimmer zuzurichten. Allein der Blutathem des Thieres hatte bereits den Zügel geschmolzen, anstatt sich lenken zu lassen, sprang es mit dem Reiter zwei ganze Tage in einem Strich fort. Indessen bekam Alten-Arga ihre Besinnung wieder, entstieg und erreichte schnell den hohen Berg am blauen Meere.

4) Lämmerwolke.

Wolkenflocken, so zart geschaffen und hochschwebend, daß die Bläue des Himmels sie durchscheint, werden dem Vließe des Lamms oder den Flocken geronnener Milch verglichen. Lanae vellera. Virgil. Georg. I, 397. Aus ihnen schließt man Glück und Himmelseligkeit. Pamphili Gengenbach von Basel in seiner Practica (herausgeg. von Karl Goedeke, S. 166): Got geb iech wie der hymel stot, er sey im wider oder schoff, vns ist gemacht ein schäffer-hoff, do werden wirs all's innen werden. Dieselbe Sinnbildlichkeit spricht Goethe aus, der in Howards Ehrengedächtniß die viererlei Wolkenformen bedichtet:

Ein Aufgehäuftes, flockicht los's sich auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gelämmt zu Hauf.

Im Kinderspruche ist diese Wolke in Verbindung gebracht mit Maria, die am Freitag, als am Frauentage, dafür sorgen soll, daß sie am Samstag ihrem Christkindchen die Windeln trocknen kann, d. h. daß gutes Wetter sein wird. In Simrock's Kindb. Nr. 89:

Laß den Regen vorübergehen,
Die Himmelsthür soll offen stehen.
Maria, Gottes Amme,
Kommt mit dem weißen Lamme,
Weiß die Wolken über Land,
Von Brabant nach Engelland.

Die Namen Wolle, Wolke und Schäfchen verkehren sich, um schlechte Witterung auszudrücken, in Wollhut und schwarzen Mäntel; der Wetterherrin Maria steht die krummnasige Hexe, oder

die böse Stiefmutter gegenüber. Von struppig aussehenden Wolkenstriemen heißt es: es wullhuetet, man vergleicht sie einem ungebürsteten, langhaarigen Filzhut. Darüber heißt es in Hebels „Gewitter“:

Und lueg mer dort sel Wülkli a,
I ha ke grosze Gfalle dra.
Lueg, wie mer's usenanderrupft,
Wie üser ein, wenn's Wolle zupft.

Das Regenliedchen der Kinder in Mähren sieht, statt der Wolle, schwarze Wachholderbeeren in der Hand der Hexe; Feifalik hat es slavisch und deutsch mitgetheilt in Wolf's Zeitschr. f. Mythol 4, 349.

Es regnet, regnet Wachholder,
Fünf Schafe giengen verloren
Und ein Widder mit goldenen Hörnern.
Wer die Hörner findet,
Umgeht vier Meilen hinter Prag,
Jagt ein krummes Luder,
Die Krumme entlief ihm,
Er hinter ihr zur Hölle.

Das Sprüchlein findet seine Auflösung in der griechischen Sage. Nephele's, d. h. der Wolke, Kinder sind der Knabe Phrixus und das Mädchen Helle. Sie entfliehen der bösen Stiefmutter, die das zur Aussaat bestimmte Korn hatte dörren lassen, damit im Lande eine Hungersnoth entstehe. Als der Vater Athamas auf den Befehl des Orakels auswandern und da sich entsühnen mußte, wo ihn wilde Thiere zu Gaste lüden, stieß er auf einen Haufen Wölfe, die bei seinem Anblick entflohen und die Schafe, die sie eben hatten verzehren wollen, ihm überließen. Von den beiden Kindern, die indessen auf dem goldnen Widder über das Meer nach Kolchis ritten, ist Helle ins Meer gestürzt. Auch die böse Stiefmutter geräth in Raserei, stürzt sich darüber ins Meer, wird aber durch Poseidon gerettet und zur Meeresgöttin gemacht. Dies ist die dreimalige Erzählung eines und desselben Vorgangs. Die Stiefmutter hat den Saatweizen rösten und somit das Land unfruchtbar machen lassen. Deswegen stürzt sie nach ausdörrender und versengender Sonnenhitze ins Meer, gleichwie „das krumme Luder zur Hölle.“ Ein verwandtes Schicksal betrifft die Schwester Helle, die gleichfalls als eine Regen ergießende Wolke in den Hellespont stürzt. Der entsühnte Vater Athamas kann dann die ernährende Lämmerweide sammt der Heerde wiederfinden, weil der Haufen Wölfe ent-

stoben ist, und ebenso glücklich entkommt der Bruder Phrixos (φρύγειν, rösten) in das Sonnenland Kolchis. Wie hier die feine Flocke (cirrus) des Gewölkes mit der dichten Wolle des Lämmervließes in Verbindung gebracht ist, so steht in der Schweizermundart Wolle = Wulle, und Wolke = Wulche, dem Wortstamm und dem Begriffe nach in Verwandtschaft. Pott, Etym. Forsch. 2, 472, giebt denselben Nachweis über Wolle, Wolke und Schaf an den Sanskritwörtern urabhra und urana.

Wenn diese glückskündende Lämmerwolke sich undurchsichtig und gestockt weiß von Farbe zeigt, deutet man sie auf Sturm; es hat in Amerika gedonnert, es ist Sturm auf dem Meer, heißt es dann. Der Senne, auf dessen Hochweiden sich unser Sommerregen so oft in Schneefall verwandelt, nennt diese weißkrausen Wölkchen, die mit bloßem Auge oft schwer zu sehen sind, Schneebluest und Geflöglotes Wölkli (Scheuchzer, Nat. Gesch. 1, 214). Der Bauer in der Ebene, vorzugsweise auf Heu- und Kornbau angewiesen, vergleicht sie einer gemähten Matte voll Heuschober. Dieser gemähte Himmel, wie in Heuhaufen zusammengerechet, ist dann gschöchlet, gschöflet, gmæjet. Sie schöflet am Himel ab, sie wenddit (zetten das Heu); wenn de lieb Gott, wenn d' Engel schöchlet, muesz de Bu'r au schöchle. Sie hüfflelit (Garben häufen) am Himel d'obe, sie werdit wölle Garbe mache. Scheint dann das Wölklein gestriemt wie Wellen (g'wellet), also wasserfeucht, oder läßt sich gar schon ferner Donner hören, so deutet man dies auf das Rollen, mit dem der Erntewagen des Himmels droben ins Scheunenthor hineinfährt: sie müend meine, sie heigit zit (Eile) mit de garbe unters dach, dasz sie so durhe ifahr üe sprengit (mit den Rossen durch die hohe Scheuneneinfahrt aufwärts sprengen).

Von dem geschäfelten Himmel springt der Begriff auf einen solchen über, dessen Wolken aus Ziegen und Böcken bestehen. Unser Bauer hält die Ziege für elektrisch und glaubt, daß Funken aus ihr herausfahren, wenn man ihr mit der flachen Hand über den Rücken fährt. Die Wetterhexe macht daher ihre Luftfahrt zum Blocksberg auf einem stinkenden Bocke. Das phosphorescirende Gewitterphänomen nennt man die springende Geiß. Etliches hupft auch als eyn Gayß, etliches vert als eyn langer Roßbaum, vnd heissent es die Layen die Tracken (Konrad von Megenberg, Buch der Natur. 1499, Bl. d. 4 f.). Eine solche Erscheinung wurde 1629 zu Zürich beobachtet. Scheuchzer (Nat. Gesch. 1, 208) hielt sie ver-

wandt mit dem feurigen Drachen und verglich ihre Erscheinungsweise einem verbrennenden Stück Papier, in welchem die Fünkchen dem Rest der noch entzündlichen Papierstoffe nachhüpfen. Bekanntlich fährt der eddaische Gott Thôrr mit einer Bespannung von Böcken. Loke treibt seine Geißen aus, sagt der Däne bei Gewitterschwüle (Müllenhoff). Am vielberühmten Wetterbaum Yerab in Walhall steht die Himmelsziege Heidrun und wenn sie seine Zweige benagt, so fließen Ströme Methes aus ihrem Euter herab nach Walhall. Sie vergleicht sich der riesengroßen Zottelgeiß am Thunersee, deren ungeheure Gestalt sich Nachts gleich einem Schneeberge über die Heerstraße schiebt. Solch eine schlangenschwänzige und feuerschnaubende Ziege ist die homerische Chimaira. Der Sturmschild des Zeus, dessen Schütteln den Regenstrom hervorlockt (Aen. VIII, 354), ist die Aegis, d. h. das Ziegenfell und der Stoßwind. Und selbst Zeus Tochter, die blauäugige Aethergöttin Athene, trägt in ihren Statuen über Schulter und Arm eine Gewandung von Ziegenfell (Welcker, Griech. Götterl. 1, 167. 305). Herodot erzählt, wie Herakles einst nach Aegypten gezogen sei, um hier seinen Vater, den Gott Amun, zu sehen. Da schlachtete Amun, nachdem er es verweigert hatte, sich blicken zu lassen, einen Widder, zeyte dessen Kopf auf und zeigte sich so dem Sehnsuchtsvollen. Seitdem, setzt Herodot hinzu, opfern die Thebaer jährlich am Amunfeste einen Widder, behängen das Bild des Gottes mit der Haut und führen des Herakles Bild mit zu diesem Schauspiel. Dasselbe erzählt Papst Gregor der Große in seinem Hasse gegen die arianischen Langobarden, sie hätten noch im Jahre 578 dem obersten Gotte den Kopf einer Ziege geopfert und angebetet.

Im mongolischen Märchen (Klette, Märchens. 3, S. 8) schüttelt der Zauberer einen Sack von Ziegenfell; darauf beginnt ein so derber Regen, daß Feuer und brennende Kohlen weggeschwemmt werden und ein See am Orte entsteht.

Wenn die flatternden Strichwolken, von der Sommersonne durchschienen, abendlich über unsern Rhein in den Schwarzwald hinüberziehen, sagt man im Frickthal und Zürchergebiet, sie gehen ins Schwabenland in die Ernte. Man vergleicht sie jenen Schnittermädchen, die aus der innern Schweiz schaarenweise ins Hegau und Klettgau auf den Taglohn zum Kornschnitt ziehen. Die Erscheinungsweise eines solchen Mädchens findet unser naturdichtender J. P. Hebel gleichfalls in derjenigen der Wolke, nur stattet er sie in ihrer Tracht reich und schmuck aus.

Zwanzig Ehlen, lang und breit, e Meiländer Halstuch:
Wie ne lustig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
Schwebt's der uf der Brust, stigt mit em Othem und senkt si.

Eine dieses Bild viel deutlicher fassende Redensart hat man im untern Aarthale. Wenn da die zarten Sommerwölkchen vom Rhein her über den Jura heraufsteigen, heißt es: Die Schwarzwälderinnen haben die Hemdärmel hintergelitzt, die Wäldermädchen strecken die blanken Arme herüber. Diese reizende Naturanschauung findet sich bereits in der Edda. Als der Sonnengott Freyr von Odhinns Stuhl aus einmal vom Himmel herab nordwärts blickte, kam dorten Gerda, des Bergriesen Tochter, eben zu ihrem Hause herangegangen, und wie sie die Hände unter dem Gewande aufhob, die Thüre zu öffnen, leuchteten von ihren Armen Luft und Wasser, Himmel und Erde strahlten davon wieder. Auch wohnen im eddaischen Schwarzwalde (Myrkvidh) die liebreizenden Schwanen- und Waldfrauen, deren Erscheinung das Herz zur Liebe rührt. Statt der Schwarzwälderinnen sieht der Freienämter um Muri alsdann einen rüstigen Schwarzwälderburschen, der als Mäher im hohen Mattengrase mit hochhinaufgestülpten Hosen dasteht. Weht nämlich die Abendluft aus dem Schwarzwalde herüber, und deutet zugleich das Purpurroth des hellen Sommerhimmels auf einen abermals kommenden Sonntag, an dem sich wieder eine ganze Matte mähen und trocken heimbringen lassen wird, so heißt es: Der Wälder lupft d'Hose, der Wälder het d'Hose ùo g'litzt. Man muß sich diesen bildlichen Ausdruck durch die rothe Weste vervollständigen, die dem Hauensteiner Bauern im Schwarzwalde vom Halse bis auf die Schenkel reicht. Im Berner Oberlande gelten eben dafür die blonden Mädchen im Roththale; es hat sie ein Hexenmeister, der Mühlefeiler aus dem Emmenthal, und der Bunten-Josi aus dem Saanenland, auf ewig in die Gletscheröden zwischen der Jungfrau und der Ebnenfluh hineingeführt. Wenn nun im Gebirgskessel sich Gewitter entladen und der Sturzbach des Geltenschuzes, der wie ein Silberband über die Flühen niederzieht, von Thonerde geröthet, herabbraust, sagt man im Lauenenthal, die blonden Mädchen rühren sich wieder, sie flechten ihre Trütschen, ihre langen Haarzöpfe. Das Ziel aller dieser Naturbilder führt auf die Wolke als die Weiße Frau. Sie ist seit hundert Jahren eingeschlossen in die Wolkenburg des Brummelthurms, in die Gewitterburg, die der Inselschwede Bisaberg nennt (Kuhnthurm, Vibofolke 2, 218). Hier heißt sie als schwäbisches

Waldweib nach Erlöſung (Meier, Schwäb. Sagen S. 262); hier ſucht das Bergweiblein den Augenblick, um aus dem Buſche entwiſchen, herausſchießen zu können (Redensart in der Gegend von Laubau).

Ihr erſcheinender Erretter muß ſtets ein armer Müller- oder Schäferknecht ſein (Aargau. Sagen 1, S. 244). Sobald er ſie, trotz ihrer Wandlungen in Drache, Kröte, Hund und Schlange, geküßt und umarmt hat, ſteht ſie in ihrem wallenden Goldhaar, in weißen Gewändern, freudeſtrahlend vor ihm und iſt erlöſt. Dies iſt die Wolke, in welcher Zeus die Hera umarmt; Homer nennt ſie eine goldene, glänzender Thau träuft aus ihr nieder.

5) Wolke in Form von Roß und Rind.

Wenn ſich im Hochſommer die Haufenwolke aufthürmt (cumulus), kopfig und ſtotzig, gleich einem jähen Schneegebirge, ſo heißt dies im allgemeinſten, ein Blaſt iſt am Himmel, die Blaſten rücken an. (Abd. plâst, altn. blâstr, lat. flatus: anaplaast dinan: spiramen tuum. Diutiscu 1, 519 b.) Man ſagt auch: es macht en böle z'weg; bölimâ iſt Kobold und Ungethüm. Dies iſt diejenige Wolkenbildung, aus welcher die Phantaſie alle erdenklichen Figuren und Aehnlichkeiten von jeher herausgedeutet hat, wie Goethe Bd. 51, 234 es darſtellt:

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft.
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameelshals zum Drachen umgewandt.

Der arabiſche Dichter ſagt, ſtatt es regnet: des Himmels Kameele werden gemolken (Friedreich, Symbolik 473). In Shakeſpeare's Hamlet Akt 3, Scene 2 fragt Hamlet: Seht ihr die Wolke dort, beinahe in Geſtalt des Kamels? Und Polonius erwidert: Beim Himmel, ſie ſieht auch wirklich aus wie ein Kameel. — Der Neugrieche läßt den von Menſchenſeelen umſchwebten Todesgott Charon auf einem Rappen durch die Wolken reiten, bei uns iſt es der durch die Nebel jagende Wilde Jäger, Schimmelreiter. Der Altgrieche läßt ſeine Kentauren bald aus dem theſſaliſchen Dorfe Nephele (Wolke) abſtammen und die wilde Stierherde des Lapithenkönigs Ixion heimtreiben, bald, wie Pindar den Mythus weiter erzählt, ſind ſie mißgeborne Söhne des Frevlers Ixion, als dieſer den

Reizen Hera's nachstellend, statt ihrer nur eine Wolke zu umarmen bekam. Bei Sacharja cap. 6 fahren vier Wagen zwischen zwei ehernen Bergen hervor, je einer bespannt mit rothen oder schwarzen, weißen oder scheckichten Rossen, die nach den vier Himmelsgegenden hinjagen, alle Lande durchziehend. „Und ich sprach zum Engel, der mit mir redete, mein Herr, wer sind diese?" Der Engel antwortete: „Es sind die vier Winde unter dem Himmel." Diese Wolkenrosse wandeln ihre Namen in Hengst, Esel, Ochs, Kalb und Widder, und geben den obersten Berghöhen nach den dorten in Thierform lagernden Wolkenmassen ihre geographischen Namen: Die Sieben Hengste der Sohlflühe im Berner-Oberland; der Klausbüttenhengst und der Klausbüttenesel, zweierlei Namen für die Bergspitze am Entlebucher Napf; das Widderfeld und der Esel am Pilatus; der Ochsenkopf im Fichtelgebirge. — Goldene Kälber sieht man mit rothem Seidenband um den Hals bald auf Hügeln weidend, bald liegen sie in solchen vergraben (Zingerle, Tirol. SM. Nr. 443. Aargau. Sagen Nr 91). Es ist jenes Kälblein, von dem der Kinderspruch (Alemannisches Kinderl. p. 476) besagt, daß es im Schiff am Ruder stehe und rudere: Es Chälbli zieht am Riewe (lat. remus). In Hohenstatt heißt es, die jungen Kälber würden aus der Benz geholt, in Röthenbach verschwindet die weiße Kuh mit großem Geräusche im Wasser, und den Stier hört man im überfrorenen St. Georgenweiher brüllen und brummeln (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 219. 194. 222). Dies ist der apfelgraue Bulle, der aus den schwedischen Gewässern als milchweißer Nebel aufsteigt; der englische Elfstier waterbull; in der Schweiz der winterliche Kuhtod, Viehschelm, Greiß, lauter örtliche Minotauren, die mit ihrem Horn Trinklöcher in das Eis der überfrorenen Gewässer bohren. Von dem seine Eisdecke spaltenden Hallwylersee heißt es: er brüllt; und wenn die winterlich überfrorenen Gewässer knallen und platzen, sagt der Isländer: der Nir wiehert, und setzt dabei ein Wasserroß voraus, das in der Tiefe gefohlt habe (Maurer, Isländische Sagen 32). Ein allmählich verlobendes Gewitter „zieht die Hörner ein;" ein sich umwölkender Gewitterhimmel wird finster — „es wie in ere Chue ime".

In den tatarischen Märchen und Heldensagen von Castrén (Ethnol. Vorles. über die altaisch. Völker. Petersburg 1857, 204) kommt Katai-Chan auf seinem vierzighörnigen Stier Kar-Buga vor die fremden Zelte geritten und fordert alle die drinnen lebenden Kinder. Unter des Stieres Hufstritt schwankt die Erde, schwillt

das Meer, stürzen die Gezelte des Aul's zusammen. Die ihm überlieferten Kinder steckt er in einen Sack*) zu den übrigen schon geraubten und wirft sie, zusammengebunden mit einem Riemen, einem Fische vor, der in der Sonne glänzend mit offenem Rachen am Meeresufer liegt und mit dem Schweife jenseits des Meeres. Doch zwei Kinder werden errettet. Ein Hengst und eine Stute, beide isabellfarben, haben ein weißes Füllen gezeugt, dieses hat die beiden Kinder auf den Rücken genommen und ist mit ihnen so schnell entsprungen, daß der Verfolger Katai-Chan einen halben Tag lang zwischen der Fährte der Vorder- und Hinterfüße nachzureiten hat. Er sitzt auf seinem vierzighörnigen Stier, hält in der Hand statt der Peitsche einen großen, hölzernen Hammer, und des Stieres Augen werden roth unterlaufen, wenn er ihn damit zwischen die Hörner schlägt. Er schießt einen Pfeil durch die Luft, doch dieser trifft nicht das mit den Kindern entspringende Roß, sondern einen Berg, der durch den Schuß in zwei Theile zerspringt. Das Roß verneigt sich hülfestehend vor Sonne und Mond, sie helfen ihm, den unersteiglichen Eisenberg zu erklimmen. Nach dreimaligem Anlauf kommt auch Katai-Chan auf die Spitze. Die beiden Kinder nehmen den Kampf mit ihm auf, ihr Roß den Kampf mit dem Stiere. Als sie einander packen, bleiben große Fleischstücke in ihren Händen. So kämpfen sie drei Jahre, sie verlieren alle Kraft und vermögen nicht mehr auf ihren Beinen zu stehen, doch noch auf den Knieen ringen sie fort. Der Stier bohrt zürnend seine Hörner in die Erde und sammelt Stärke. Aber dem Füllen wachsen zwei Schwerter an den Vorderfüßen und es zerhaut ihn in zwei Theile. Da fällt Katai-Chan mit zu Boden, und mit Mühe kann sich der eine Knabe über ihn erheben und ihm das Leben nehmen. Er selbst kroch dann mit Mühe zu einer siedenden Wasserquelle, trank und versank in einen siebentägigen und neuntägigen Schlaf. Endlich am zehnten Tag erwacht er als ein vollwüchsiger Held.

Solche Erzählungen haben bisher als Münchhausiaden und Lügenmärchen gegolten; um so überraschender ist es nun, von der tatarischen Sage hier dasselbe Abenteuer zu vernehmen, das mit nicht geringerer Erhabenheit der Sinnbilder vom „Uristier an der Reuß" erzählt ist (Aargau. Sagen Nr. 246). Es sind echte Tradi-

*) d'Sunne schlöft im e Sack, sagt man im Aargau, wenn die untergehende Sonne hinter eine Wolkenbank tritt, und schließt daraus auf trübe Witterung.

tionen über die Naturanschauungen, welche der viehzüchtende Nomade und der Senne den Erscheinungen des Gewitters im Hochgebirge entnimmt. Einen halben Tag hat der Verfolger zwischen den Fährten der Vorder- und Hinterfüße nachzureiten, welche das weiße Füllen in der Steppe abgespürt hat. Eben dasselbe gilt vom Ochsen, der aus Schwaben her durch den Bodensee spaziert und als er ans Schweizerufer kommt, ihn unterweilen schluckweise aufgetrunken hat. Ein Adler flog ihm in der Schweiz aufs Horn und als der Ochse schüttelte, aufs andere, hatte aber, bis er dieses erreichte, zwei volle Stunden zu fliegen (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 153). Der vierzighörnige Stier ist die Wetterwolke mit ihrem vierzigtägigen Regen; blutroth unterläuft ihm das Auge, so oft ihn sein Reiter mit dem hölzernen Hammer zwischen die Hörner schlägt. Für dieses Bild des Donnerstieres wählt sich der von Milch und Käse lebende Senne häufiger dasjenige der Kuh. Dies beweist uns der Dichter J. P. Hebel. Scherzhaft fordert er seinen, im Briefschreiben lässigen Freund Hitzig auf, ihm mit all den Schreibfedern zu antworten, welche die Schneeschwäne des Schwarzwaldes aus den Schwingen fallen lassen, und mit all der Tinte, die den schwarzen Wetterwolken am Belchen ausgemolken wird:

Jetzt stell Böggen und Bütten und Züber, soviel in dem Pfarrhof
Licht sich reihen mögen und vor den Fenstern im Garten!
Siehst du nicht das Gewitter, das schwere, vom Belchen daherziehn?
Siehst du die schwarzen Wolken mit Tintengase geschwängert?
Auf und melke die Wolken in alle Bütten und Böggen!

(Badler Hebelsalbum 1860. 263.)

11.

Das verlorne Thal.

Die Erzählung vom verlorenen Thal, in welchem unsre deutschen Landsleute sammt ihren Rinderheerden ein von aller Welt abgeschnittenes, unbekanntes Leben bis heute fortführen, gehört mit unter die ältesten Aufzeichnungen in der deutschen Sagenliteratur; sie läßt sich vom sechsten Jahrhundert bis auf die Gegenwart in einer Reihe übereinstimmender Ueberlieferungen nachweisen, sie ist mit dem Gothen an die untere Donau, mit dem Norweger nach Island und Grönland gewandert und hat sich mit dem Burgunden an den Schweizergletschern niedergelassen. Sie soll hier von ihrem erreichbar ältesten Ursprunge an bis auf diejenigen jüngsten Keime mitgetheilt werden, die sie in den Alpen unter dem uns umgebenden Volksschlag getrieben hat.

Der gothische Notar Jornandes lebt um 580 und hinterläßt ein auf uns gekommenes Geschichtswerk De rebus Geticis, worin er die Schicksale und die seiner Zeit noch geltende Sage seines Volkes behandelt. Gleich im Eingange (cap. 3. 4) erzählt er von der Einwanderung der Gothen ins Scythenland. Um hier einen fruchtbaren Landstrich zu besetzen, der zur Niederlassung einlud, mußte ihr Heer einen breiten Fluß überschreiten. Als ihn bereits die Hälfte im Rücken hatte, so geht die Sage, brach die Brücke, so daß kein Mann zurückkehren, der hinüber war, und keiner mehr übersetzen konnte. Die ganze Gegend ist durch Moor und Sumpf, den niemand zu betreten wagt, eingeschlossen. Man soll aber noch heut zu Tage, wie Reisende versichern, von jenseits aus weiter Ferne Vieh brüllen hören und andere Anzeichen daselbst wohnender Menschen finden (Grimm, DS. 2, 369).

Der Geschichtsschreiber Widukind (in seiner Sachsengeschichte 1, cap. 18) läßt die Gothen, unter Berufung auf ihren Historiker Jornandes, aus der Insel Sulza gegen die Mäotischen Meeressümpfe wandern. Hier stieß man eine große Zahl Weiber aus dem Heere, weil sie der Giftmischerei beschuldigt waren. Die Verwiesenen zogen dem nächsten Walde zu, konnten ihn aber nicht überschreiten, da er jenseits von den Meeressümpfen umschlossen

war. Einige von ihnen, die schon schwanger waren, gebaren hier Kinder; von diesen wurden Andere und abermals Andere erzeugt, so daß allmählich hier ein großes Volk heranwuchs, jedoch ungebildet und nach Art der wilden Thiere lebend. Viele Jahrhunderte über hatten sie nicht das Geringste von einem andern Theile der Welt erfahren, bis einst ein fliehendes Hind den nachsetzenden Jägern einen bis dahin unzugänglichen Ausweg durch diese Sümpfe zeigte. Sie melden es ihrem Volke, man brach auf, die Nachricht zu prüfen, durchzog den Sumpf und traf auf ein bisher nie gesehenes Menschengeschlecht. Doch das Volk entfloh aus seinen Städten und Flecken, sobald es die an Körperbau und Tracht bösen Geistern gleichenden Gestalten dieser Wilden erblickt hatte. So blieb ihnen das Land überlassen, das Pannonien hieß, und so wurden sie hier das häßliche Stammvolk der Hunen und Avaren.

Einer ähnlichen Meinung, wie sie hier Widukind zu geschichtlichen Zwecken erzählt, ist noch der heutige Bewohner Islands; er glaubt, die unzugänglichen Eiswüsten im Innern seiner Insel seien von einem eignen wilden Menschengeschlechte bewohnt, das aus flüchtig gegangenen Verbrechern, Geächteten und Verbannten bestehe. Diese angeblichen Leute nennt er Utilegumenn, die außer dem Gesetze (erklärten) Männer. Sie bilden eine organisirte Gesellschaft, wie die Angehörigen eines für sich bestehenden Staates. Selbst ganz verständige Leute halten dafür, daß man nicht mit Bestimmtheit behaupten könne, daß dies nicht der Fall sei; denn da alljährlich gegen 40,000 Schafe auf den Hochweiden im Innern der Insel zu verschwinden pflegen, ohne daß man doch eine Spur ihrer Gebeine wieder findet, so können, sagt man, nur die räuberischen Utilegumenn an diesem massenhaften Verschwinden der Thiere schuld sein. Hirtenknaben sind schon solchen Männern begegnet, bärtig, Röcke tragend aus schwarzer Schafwolle gestrickt, eine Heerde von 300 Schafen mit Stangen den Bergschlünden zutreibend. Sie haben auch braune Rosse, statt der Hufeisen mit Hornscheiben beschlagen. Sie wohnen in einem unzugänglichen kleinen Thale, ein Bach durchfließt es, dessen Bord auf einer Seite schneefrei und rothberdig ist (Maurer, Isländ. Sagen der Gegenwart, 244. 251).

Schon hier macht sich das verlorene Thal geltend mit dem Roththale und seinem belebenden Bache. Wir werden auf Beides besonders zurückkommen, wenn erst diese Heerden des verlorenen Volkes näher besprochen sind. Denn diese letzteren spielen auch

in der noch weiter nordwärts gehenden Sage fort. Die skandinavischen Niederlassungen auf der Westküste von Grönland, welche sich bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eines sehr blühenden Zustandes erfreut hatten, mußten bald hernach gänzlich und auf immer verlassen werden. Die Sage behauptet, dies sei geschehen in Folge einer Anhäufung von Treibeis, das sich als eine Mauer unbeweglich vor die Küste legte und die Kolonie von ihrem Mutterlande plötzlich abschnitt. So entstand hernach die Erzählung, ein vorbeisegelnder Bischof von Skalholt habe ein Jahrhundert nach diesem Vorgang, im Jahre 1540, jenseits jener Eismauer Schäfer ihre Heerden weidend gesehen (Humboldt, Kosmos 2, 459). In der schwedischen und norwegischen Sage spielen diese plötzlich herziehenden oder fernher brüllenden Heerden unbekannter Hirten und unbetretner Landstriche eine große Rolle, werden aber dorten dem Volke der Bergriesen zugeschrieben. Diese, in die Felseinöden zurückgedrängt, heißt es, halten sich da große Schaaren von Ziegen, gleichwie die Ziege in den Stein- und Gletscherwüsten der Hochalpen noch ihr Futter zu finden vermag. Aber der Riese ist auch räuberisch und versteht die Kühe des Norwegers mit dem Ruf der Hirtensprache an sich zu locken. Vergebens ist dann des Menschen Bemühen, das entlaufende Vieh zurückzuhalten, und er wendet sich in seiner Noth zum Oku Thór. Socke Thore, Skövers maul Euch, Thór, du Sifs Gemahl, ruft er, und hofft, der Gott mit seinem Donnerhammer werde den Räuber zerschmettern. Man sucht daher ebenso wieder den Riesen zu bestehlen, und wer einen Stahl unter dessen stattliche wohlgenährte Rinder wirft, die des Nachts am Fuße der Felsen grasen, dem gelingt es, ein Stück mit sich heimzuführen. Von solcher Beute stammt das sogenannte Riesenvieh und Brandvieh; es ist rostbraun mit schwarz geflammten Flecken und unterscheidet sich vortheilhaft von dem übrigen Rinderschlag (Weinhold, Altnord. Leben 36. 57).

Wir kommen nun auf die Sagen von der verlorenen, verschütteten, zugegletscherten, übergossenen Alpe, die von einem Gletscherssturze ringsum eingeeist wird und ihre Hirten und Heerden seither von der übrigen Welt abgeschlossen hält. Die in den österreichischen Gebirgen spielenden Erzählungen solcher Art sind von Alpenburg, Zingerle und Vernaleken gesammelt; die schweizerischen stehen zum Theil in den statistischen Handbüchern und Beschreibungen einzelner Kantone. Hier bedarf es keiner Wieder-

holungen, vielmehr soll hier erst ein diesen Sagen gemeinsamer Grundzug erkannt und aufgezeigt werden. Es ist dies nämlich der Glaube des Aelplers, daß seine Ahnen sammt ihren Kindeskindern und vermehrten Heerden in einer ihm selbst unzugänglich gewordenen Berg-Heimath ein glückliches Urleben fortführen, und von unbetretenen Felsenzinken herab manchmal ihre Bergluft und ihren Alpenfrieden in das Nachbarthal hinüber jauchzen. Und gerade diejenige Sage, die man in ein göttliches Strafgericht umgedeutet hat, welches über sündige und übermüthige Menschen hereingebrochen wäre mit Berg- und Gletscherstürzen, erzählt vielmehr von einem solchen in den Hochalpen fortbestehenden Paradieseszustand der Menschen und der Thiere; denn wer auf diesen Höhen lebt und haust, wohnt dem Himmel zunächst und ist mit einem Schritte im Himmel selbst. Drum herrscht hier das Leben der Seeligen. Man brückt den Bach mit langen Wecken, man staffelt den Steig mit Käselaiben, verklebt die Wandritzen mit Butter, geht in Semmelschuhen, badet sich in Nidel; schiebt mit Käsekugeln nach Butterkegeln. Die schönsten Gemsen und Steinböcke weiden friedlich zusammen mit anderen wunderbaren Thieren. So wird noch in Oberwallis erzählt von dem unersteiglichen Fels des Matterhorns (Grimm, DS. Nr. 300). Diese Sage, die heut zu Tage immer ausschließlicher nur auf den Klaridengletscher angewendet wird, ist ehedem im ganzen Alpengelände überall mit örtlichen Einzelbelegen geltend gewesen. Ihr Inhalt ist bereits genugsam bekannt: Ein Senne oben auf der Alpe erwartet den Besuch seiner aus dem Thal kommenden Geliebten und belegt ihr den Weg von der Oberstaffel bis zur Sennhütte, damit ihr Fuß nicht hart trete, im voraus mit lauter Käselaiben. Aus einer solchen ihr Alles aufopfernden Liebe hat die nachherige Erzählung einen die Gottesgaben mit Füßen tretenden Frevler und Verschwender gemacht und ihn sammt seiner Dirne von der Erde verschlingen lassen. Diese grobe Deutung ist schon an sich unmöglich, es erweist sich aber auch aus alten Aufzeichnungen, daß sie keineswegs früher vorhanden gewesen ist. Konrad von Megenberg, ein Priester zu Regensburg, hat im Jahre 1349 sein Buch „Von der Natur" geschrieben. Es ist gedruckt 1499 in Augsburg bei Schönsperger; daselbst Blatt c 2 redet er von den versteinernden und Alles verwandelnden Wirkungen der Erdbeben, und behauptet, Meister Pitterolf (Peytrolff), Kanzler des österreich. Herzogs Friedrich, habe ihm darüber mitgetheilt: das auff einer hohen alm in

Kerenden wol funftzig hundt (Stück) menschen vnd rinder zu stainen worden waren vnd daz die magt [illegible]ch vnder dem rind säxx mit einem hundschouch. Konrad [illegible]r also nichts von dieser Aelpler Versündigung, läßt sie aber versteinert noch immer beim Melkgeschäfte fortfahren. Dasselbe erweist sich, wenn man die sogenannte Klaridensage an Ort und Stelle erforscht, wie dies in der Neuzeit der Geologe B. Studer (Topograph. Mittheill. Bern 1844) gethan hat. Er zeigt im Berner Oberlande diese Sage in folgenden Landschaften localisirt nach: 1) im Amte Frutigen am Blümlisalp-Gletscher, den man die Frau nennt, 2) am Gauli-Gletscher, wo ebenfalls eine Blümlisalpe liegt, deren Besitzerin das Gauliwibli heißt; 3) im Lauterbrunnenthale an der Jungfrau; 4) am Unteraargletscher, wo das hauptlose Walliser-Wibli bis zu den letzten dort stehenden Arven herunter kommt. Im Nachbarkanton Wallis setzt sich dann dieselbe Sage weiter fort. Die Hirten der Zentum-Alpe behaupten ebendasselbe vom Turtmanngletscher und von dessen Blümlisalpe, was das Berner-Oberhaslithal vom Gauli-Gletscher weiß: Noch bis auf diesen Tag hört man von beiden Gletschern das Glockengeläute der durch den Eisberg droben abgeschnittenen Heerden herunterschallen. So erzählt im Jahre 1859 der Oberländer Pfarrer Schatzmann in seiner Schrift über die Alpenwirthschaft Heft 1, 11. Auch kennt man dorten den Gletscher-Sennen und seine ganze Sippe noch mit Namen. Zwischen Altorf und Engelberg liegt am Uri-Rothstock eine andre Blümlisalp mit derselben Firnsage (Escher, die Schweiz 161) und diese wiederholt sich an der Surrenenalp (Wyß, Reise ins Bern. Oberl. 2, 181). Jährlich am Jöristag (Georgi), der für die Sennen noch sonst von Bedeutung ist, zeigt er sich dann auf dem unwirthlichen Selbsanft im Glarner Sernfthale; am gleichen Tage erscheint er ebenso am Glärnisch, oberhalb der Oberblegi-Alpe, oder er tritt selbviert aus den Klariden hervor, und überall ist sein Ruf der, daß er mit Frau und Magd, mit Hund und Heerde seit ewiger Zeit auf dem Firn sein Aelplerleben fortliefe:

Ich und mein Hündlein Parin
Und meine Magd Katherin
Und meine Kuh Brändlin
Rüend ewig uf Klariden hin!

So lautet dieser Spruch schon im Jahr 1705, da ihn zuerst Scheuchzer (Alpenreise) an Ort und Stelle aus dem Volksmund

aufzeichnete. Und im Bündnerlande freut sich der Sennengeist, daß die milchreichsten Gräser, das Ritzhen und der Mutterklee (phelandrinum mutellina) noch auf seinem Firn fort gedeihe, drum ruft er in die Rheinthäler hinab (vgl. Alpsi, Volkssagen aus Graubünd. 1843, 125):

Behüt mir Gott Muttern und Rih
Vom Rhein bis auf die höchste Spitz!

So lautet auch die Sage von der schönen Sennerin Agnes bei Berchtesgaden (Panzer, Bair. Sagen 1, Nr. 12). Als der Teufel, verlockt von ihrer Schönheit, sie verfolgte, entrann sie ihm durch einen Felsen, den ihr die Jungfrau Maria aufthat, wurde aber darüber selbst zum Fels. Wenn nun alljährlich am Sonnewendstage die Sonne in jene Berchtesgadner Schlucht des Teufelsloches hinab scheint, hört man das Jauchzen der steinernen Agnes. Wo Jauchzen, Gesang und Glockengeläute tönt, kann der Tanz nicht mangeln. Schiller's ahnende Phantasie redet davon im Berglied:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter;
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter;
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

In den Gletschern des Gadmenthales im Berner Oberland liegt die Engstlealp. Ein rothhosiger Spielmann mit einer goldnen Zaubergeige hat hier zum Tanze aufgespielt; fiedelnd gieng er in die Gletscherspalten voran, tanzend und paarweise folgten Sennen und Sennin ihm nach. Im Aletschthale drüben wiederholte er dies Spiel; dorten stehen die Tänzer in Stein verwandelt, hier aber tanzen sie in der Gletscherhalle bis zum jüngsten Tage fort. (Westermann's Monatsh. 1858, S. 30.)

Wie unser Geist der stillen Urkenntniß nachstrebt, die in der Sage eingeschlossen ruht, so hört auch die Sage selbst nicht auf, über sich selbst nachzusinnen, und in dieser Selbstbetrachtung ist zugleich der Grund enthalten, warum die scheinbar jüngste Volkssage oft derjenigen wortgetreu ähnlich ist, die uns als eine schon vor Jahrtausenden verstorbene irgendwo aufbewahrt werden ist. Was Jornandes über die frühesten Wanderungen seines Gothenvolkes erzählt, bei denen es während eines Stromüberganges durch den Einsturz der frisch geschlagenen Brücke in zwei Volkshaufen geschieden

wurde, die sich niemals mehr wieder zusammenfinden konnten — das wissen uns am heutigen Tage die deutschredenden Gemeinden Piemonts am Monterosa als ihr eignes Geschick und aus den frischesten Erlebnissen wieder zu berichten. So ist die Sage vom Verlorenen Thal.

Die acht deutschredenden Gemeinden, die in den Südthälern des Monterosa-Gebirges in Piemont liegen, sind aus dem schweizerischen Wallis in einer geschichtlich noch nicht ermittelten Zeit eingewandert. Doch seitdem ein ewiger Winter ihre ehemaligen Verbindungswege zwischen ihnen und der alten Heimath vergletschert hat, hat sich ihnen die Erinnerung an ihre Herkunft verdunkelt und anstatt ihre Brüder in den deutschredenden Oberwallisern zu erkennen, vermuthen und suchen sie diese in den Eiswüsten, die hier in einer Länge von sieben Tagereisen ununterbrochen sich hindehnen. Wenn man vom Sassierthale aus den Paß des Monte Moro übersteigt, steht man dem einen Scheitel des Monterosa zunächst, der Cima di Jazzi, und klettert dann viele tausend Fuß in den senkrechten Wänden hinab nach Macugnaga, dem ersten dieser deutschredenden Italiener Dörflein. Hier steht eine noch in ihrem Untergang riesige Dorflinde, die einst als Reis durch ein Weib in der Schürze herübergetragen wurde aus den nördlichen Bergen. Von allen Seiten starren die Gletscher in die Bergmatten herein, gleich schimmernden Wasserfällen, die im Sturze still gestanden sind. Gemsen werden hier jung eingefangen und gehen zahm mit der Ziegenheerde auf die Weide. In der Höhe gegen das Eisfeld hin trifft man auf Mauern und Trümmer alter Hofstätten, Beweise, daß hier Menschen wohnten, aber aus Furcht vor den Gletschern längst weggezogen sind. Man findet weiterhin alte Grubenwerke, man weiß, daß sie auf Gold gebaut sind, noch liegen die Stollen offen, allein die Goldadern und Gänge sind schon hoch vom Eis überwachsen. Dorten dann in dem Eisfelde selbst kommt plötzlich ein Bach in die Luft hinaus gesprungen. Die Gletscherabgründe haben sich verschoben, sind abermals geborsten, haben den Lauf und Zugang des Baches verschüttet, nun bricht er unterirdisch aus dem Eise in die Luft empor. Er fließt das ganze Jahr unverändert. Woher kommt dieser „Große Brunnen"? wohin sind die Bewohner jener alten Hofstätten, die Besitzer jener Goldgruben gekommen? Sie sind dem Bache wohl nachgestiegen hinüber in sein „Verlorenes Thal". Solchertei Fragen reizten die Vorstellungen der Eingebornen noch mehr, als

im vorigen Jahrhundert langdauernde Erſchütterungen im Innern des Berges ſich ſpüren ließen und die Gemsjäger ihre erſtaunlichen Mären davon verkündeten. Sie wollten, dieß es, den alten Weg wieder gefunden haben, auf dem man einſt von Macugnaga zum Dorfe Greſſonen über den Gebirgskamm in etlichen Stunden hinüberging, während man nun für die gleiche Strecke zwei harte Tagmärſche zu machen hat. Alsbald waren die Greſſoneser bereit, dieſen Pfad aufzuſuchen. Nikolaus Vincent führte ſie an. Es waren ihrer ſieben Gemsjäger, die im Jahre 1783 mit Flinten, Aexten, Seilen, Leitern und Riemwerk ausgerüſtet, über den ihnen zunächſt liegenden Lyskletſcher in die Wildniſſe emporklommen. Oben auf dem Lyskamm ragt in dem meilenweiten Firnenſchnee ein Felszahn empor, ſchwarz von Farbe, weil an ſeinen ſteilen Flanken der Schnee nicht haften kann. Ihn erreichten ſie; da lag vor ihnen, was ſie ſuchten: ein weites Höhenthal mit finſtern langgeſtreckten Tannenwäldern, und der Länge nach durchfloſſen vom „Greſſen Brunnen.“ Allein keine Leiter, kein Seil reichte nur auf die nächſten Klippen zu ihren Füßen hinab, alles war ringsum zugegletſchert, ſenkrecht von furchtbaren Felswänden eingeſchloſſen. Um nicht im Schneeſturm unterzugehen, mußte man für diesmal den Rückweg antreten. Und als man hierauf zum zweiten male mit neuen Werkzeugen dorthin vordrang, erreichten nur drei jenen ſchwarzen Felſen wieder, die übrigen erlagen. Seither nennt man dieſe Stelle den Erkennungsfelſen, aber erreicht hat denſelben nach Nikolaus Vincent kein andrer Bergſteiger mehr. Der kühne Entdecker ſtarb hochbetagt zu Greſſonen, und ſein Sohn ſelbſt iſt es, der dem Schreiber dieſer Zeilen einſt ein lieber Tiſchgenoſſe in Greſſonen geweſen iſt und ihm von dieſen Sagen erzählt hat.

12.

Der Mond.

1) Mondsymbole.

Vom Mond geht die Zeitrechnung aus, er zieht am deutlichsten die Grenzen an zwischen den größeren Jahresabschnitten. Er hat davon in den indogermanischen Sprachen übereinstimmend den Namen: der Messer (Lassen, Ind. Alterth. I, 765. 2, 1118). So benennen ihn noch immer die Slaven; er heißt böhmisch měsíc, illyr. mèsec, russisch mesátz, denn mes heißt die Grenze, die Scheide (Jacobi, Böhm. Forsnam. 126). Der Sabbat und die Neumonde sind die Träger des jüdischen Cultus. Auch der Germane konnte nicht anders urtheilen; im Wafthrudnismal heißt es: Neumond und Mondabnahme, ny ok nidh, schufen die Götter den Menschen zur Berechnung des Jahres. Noch immer verrathen die Kalenderregeln über den Einfluß der verschiedenen Mondphasen den Glauben an die Wirksamkeit einer in dem Gestirne unablässig thätigen Gottheit, und wenn in deren Berechnung das Heidenthum zweier Welttheile in verschiedenen Zonen und Zeiten geistig schon einig gewesen ist, so muß „in dem Unsinn unseres Mondaberglaubens doch wohl Methode liegen". Hier wird der erste Versuch gemacht, die Naturnothwendigkeit wieder zu erkennen und darzulegen, die zu so übereinstimmenden Anschauungen beim ältesten Menschengeschlechte geführt und ihre Dauer bis auf unsern Tag gebracht hat.

Wir beginnen mit den Mondsymbolen und der Mondanbetung.

Bei den Ausgrabungen altceltischer Wohnstätten am Ebersberge auf dem Kürcherfelsen Irchel, welche vor einigen Jahren Dr. Ferd. Keller von Zürich veranstaltete, fanden sich aus rothem Sandstein verfertigte Mondsichelbilder. Aehnlich hat man unter den Alterthümern der Pfahlbauten beim Steinberg im Bielerlee ähnliche Symbole mit aus dem Seegrunde erhoben. Es sind gegen zwei Dutzend Halbmonde, aus ungereinigtem, mit Quarzkörnern vermengtem Letten angefertigt, auf beiden Seiten platt gedrückt, unten mit einem breiten Fuß versehen und alle zum Aufstellen

bestimmt. Sie messen von einer Hornspitze zur andern zwölf Zoll, von der Basis zur Spitze acht Zoll. Ihre Vorderseite ist mit eben den Zickzack- und Kreislinien geschmückt, die als Verzierung auf dem Thongeschirr und Brenegeräthe heidnischer Grabhügel vorkommen. Aus dem Umstande, daß in einem kleinen Umfange auf dem Ebersberg drei solcher Halbmonde, und im Bielersee deren in Menge gefunden wurden, darf man schließen, daß sie einst in großer Zahl an den Wohnungen als ein bedeutungsvolles Schutzbild aufgestellt gewesen sein werden. Cäsar im sechsten Buche seiner Commentarien erwähnt ausdrücklich des Mondcultus der Germanen, und Plinius (XVI. 95) eben desselben bei den Galliern. Diesen hieß er der allesheilende, und somit wird sein Symbol, gleich dem Halbmond, der so häufig auf gallischen Münzen erscheint, zur Abwendung von Krankheiten gedient haben (Zürch. Antiquar. Mittheil. XII, Heft 3, 147). In den deutschen Heidengräbern zu Kanis im thüringischen Orlagau, die älter sind als die Eroberung Thüringens durch die Franken und in das fünfte Jahrhundert zu setzen sind, fanden sich in drei thönernen Todtenschüsseln drei steinharte Thonkugeln vor, die das Mondzeichen tragen (Weinhold, Altheidnische Todtenbestattung 1, 45). Sogar noch im Kindermärchen vom Mond (Grimm Nr. 175) klingt die Erinnerung nach an dieses den Leichen einst mit ins Grab gegebene Verjüngungs- oder Auferstehungssymbol. Da haben vier Burschе zusammen den Mond aus der Fremde mit heimgebracht und auf den Eichbaum gestellt. Einer um den andern altert, erkrankt, stirbt, und nach seinem letzten Willen muß ihm der vierte Theil des Mondes mit ins Grab gegeben werden. Als aber die vier Theile des Mondes in der Unterwelt sich wieder vereinigten, so erwachten dorten, wo immer Dunkelheit geherrscht hatte, die Todten aus ihrem Schlaf. Sie erhoben sich und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an, giengen zu Spiel und Tanz, liefen in die Wirthshäuser und betranken sich. Der Lärm drang endlich bis in den Himmel, und der heilige Petrus mußte sich auf sein Pferd setzen und in die Unterwelt reiten. Da brachte er die Todten zur Ruhe, nahm den Mond mit sich fort und hieng ihn wieder am Himmel auf.

Der wachsende und abnehmende Mond mußte den ihm zugeschriebenen Wirkungen zufolge frühzeitig schon die Bedeutung eines alliebenden Grenzhüters haben, der seine Hörner der heimischen Mark zukehrt, ihr damit fortdauernd Wachsthum und Ausdehnung

verleibt und beides ebenso der Nachbarmarke des Feindes entzieht. Gebirge, Seen, Grenzwälder, Bergvorsprünge und Ortschaften tragen daher des Mondes Namen. Die lunae montes des Ptolemäus werden von unsern alten Geographen in den Manhartsbergen und dem Manhartswalde in Niederösterreich gesucht. Die lassulenische Klosterstiftung Mondsee in Baiern heißt mänimsee, lunae lacus. Der bairische Markt Mondheim besteht bereits in der ältesten Aufzeichnung der Walpurgislegende, also seit des Bonifacius Zeit. Schloß Magenheim am Michelsberg im Jabergau hat zwei Halbmonde im Wappen und soll ehemals Mondheim geheißen haben (Schönhuth, Burgen Württembergs 1, 129). Manegg und Monegg heißt der Burgfall auf einem Vorsprung des Zürcher Albis (Meyer, Zürch. Ortsnam. Nr. 954). In einer Urkunde Friedrichs I. von 1185 werden die Grenzen der Konstanzer Diöcese bestimmt, mit der Angabe, daß sich an einem Felsen am Rhein das Zeichen des Mondes eingehauen befinde, so wie es dorten einst König Dagobert in seiner Gegenwart an der Schneeschmelze des Gebirges habe einhauen lassen zur Unterscheidung der Grenze von Burgund und Rhätien (Neugart, Cod. Al. 2, 87). Die Beziehung der Urkunde auf König Dagobert ist, wie Rettberg (Kirchgesch. 2, 101) gezeigt hat, freilich unhaltbar, allein jenes Mondzeichen hat daselbst unzweifelhaft bestanden. Mondstein heißt jetzt noch die Appenzeller Häusergruppe, die an der Gebirgswand oberhalb der altrhätischen Gemarkung und dem jetzigen Grenzort St. Margarethen gelegen ist. Der hier in den Bodensee gehende Rhein trennt Oesterreich und die Schweiz, die Bewohner wissen noch, daß ihr Ortsname von jenem ins Gebirge eingehauenen Mond herrühre. Das Dörfchen hat ein Schloß und über demselben liegt der Burgstock Helveria. Der rhätische Monte Luna, 7396 Fuß hoch, liegt hinter Valenz bei Ragatz, und merkwürdig heißt sein Nachbar, der vergletscherte, Monte Sol. Das Bündner Pfarrdorf Monstein, berühmt durch seine alten Silbergruben im Schmelzboden, liegt an der Mündung des Spinathales. Jenem dagobertischen Mondsteine gegenüber bei Ueberlingen am Bodensee hat Joseph von Laßberg im Garten des Frauenberges, wo man die fränkische Kaiserpfalz Bodman vermuthet (Palatium Bodamicum) im weichen Sandstein des Schloßfelsens das gleiche Grenzzeichen eingehauen gefunden, einen die Hörner aufwärtskehrenden Mond (Schnars, der Bodensee 1859. 2, 139; Uhland in Pfeiffers Germania 4, 36). Noch in den westfälischen Urkunden des 17. Jahrhunderts werden die Schnadsteine

als Gemarkungszeichen „Halfmondsteine" genannt. Religiös verwendet findet sich das Mondzeichen eingehauen auf den teutoburger Exterſteinen, und ebenſo auf dem heidniſchen Steinbilde an der tiroler Pfarrkirche zu Mais, das in Wolfs Zeitſchr. (1, 284) beſprochen iſt. Die Bildſäule des Wendengottes Triglaff, deſſen Tempel in eine berühmte Marienkirche umgewandelt worden, weil er nach der Meinung Einiger ſelbſt eine weibliche Gottheit geweſen ſein ſoll, trug noch im Jahre 1526 die Mondſichel in der Hand, und die drei Berge, welche Stetin einſchließen, wurden nach ihm Triglaus benannt (Panzer, Bair. Sagen 1, S. 349). Mondförmig iſt auch jenes gigantiſche Markzeichen, welches, wie die Greſſoneyer behaupten, beim Teſtagletſcher oben an der Südwand des Monte Roſa eingehauen ſtehen ſoll. Von gleicher Form ſind auch die Spuren der Hufſchläge geweſen, die das in den Pilatusſee verſenkte Roß dem Wagſteine eingedrückt hatte, der dorten vormals der Grenzſtein zwiſchen der rhätiſchen Bevölkerung der Unterwaldner geweſen iſt und der Deutſchen. Dieſer Wagſtein iſt in Folge eines neuerlichen Bergſturzes nun verſchüttet. Cappeller (Hist. Montis Pilati, 8) giebt nebſt deſſen Abbildung auch Zeichnungen ſolcher Sonnen- und Mondſteine (Ammoniten), von denen man ſagt, die Sonne oder die Jungfrau Maria habe ihr Glorienbild in den Mittelpunkt hinein abgeprägt; ſie hätten goldgelbe Augen, weswegen man ſie auch Goldmuggen nennt (Meier, Schwäb. Sagen Nr. 283). Die altdeutſche Dichtung nennt die Himmelskönigin Maria: du voller mân, du voller stern (Lobgeſang auf Chriſtus und Maria, dem Gotfried von Straßburg zugeſchrieben) und ſtellt ſie, gleich dem Weibe in der Apokalypſe (cap. 12), auf die Mondſichel, als Diadem ihr den Halbmond aufs Haupt ſetzend: ire füeze hât der mâne.

Grimms Mythologie hat verſchiedene Zeugniſſe zuſammengeſtellt für die Verehrung, die einſt dem Mond als einem göttlichen Weſen gewidmet war; wir fügen hier ſolche bei, die dem noch lebenden Volksbrauch angehören. Wenn der Oberpfälzer eben auf dem Marſche iſt und der Mond aufgeht, ſo zieht er den Hut ab und ſetzt beſchönigend hinzu: der Mond ſcheint ſo ſchön, daß es ſchade iſt, wenn man den Hut aufbehält (Schönwerth, Sagen 2, 51. 61). Wir wiſſen aber, daß die Katholiken um Quimpert vor dem Neumond niederknieen, ein Paternoſter und Ave betend, gleichwie man auch in den Cevennen, den Mond betrachtend, ſich verbückt (Wolf, Beitr. 1, Nr. 649; Zeitſchr. 2, 418). Obſchon eine Predigt

des heiligen Eligius im 7. Jahrhundert verbietet, den Mond unsern Herrn zu nennen (Myth. Anhang XXX), so wird er doch in Baiern und der Schweiz allenthalben noch so betitelt. Der „Herr Man" (Schmeller, Wörth. 2, 230. 582). 's Himmelsliechtli heißt er dem Aargauer Kinde, 's Herrgotte Liechtli in der Glarner Kindersprache, überall vorzugsweise aber „e liebe Mä." Solche Liebe und Güte ist dem Mond in unserem Volksliede verblieben, z. B. „Guter Mond, du gehst so stille." Und der junge Goethe erklärt seiner herzgeliebten Sesenheimer Friderike: „Mir ist es, denk' ich nur an dich, wie in den Mond zu seh'n." An diesen tröstlichen Mond verweist der verstorbene Bräutigam im schwedischen Volksliede seine weinende Christel, wenn er von ihr fort wieder in sein Grab zurück muß:

„Den Mond dort schau, schöne Jungfrau Du!"
Und verschwunden war der Reiter im Nu.

Man öffnet im Mondschein den Geldbeutel und spricht:

Bis willkommen, holder Herr!
Mach mir meines Geldes mehr!

(Reynitzsch, Truhtensteine 1802, 135). Esthnischer Glaube besagt, die Hand, die nach dem Vollmond weist, kann im Grabe nicht verwesen (Sievers, Taschenb. der Deutschen in Rußland 1858, 211). Oder man bekommt einen hölzernen Finger, oder man sticht einem Engel die Augen aus (Myth. Abgl. Nr. 1123. 334. 497). Den Kindern, die mittelst künstlicher Fingerstellung Schattenbilder des Häschens an die Wand werfen, verwehrt man dieses Häschen zu machen. Man darf den Hasen im Monde nicht nachmachen, nicht verspotten; der Finger fault ab, mit dem man Häschen spielt. „Schweine, lieber Mone, so lützel, als die heilige Sonn am Himmel schwinde!" (Segensformel in Birlingers Schwäb. Sagen 1, S. 207. 208.) Man soll im Mondschein nicht arbeiten. Das Garn der Spinnerin hält nicht, sie spinnt sich einen Galgenstrick; d. h. die Leinsaat und das Kind im Mutterleibe wird mißrathen, wenn man das Mondlicht zur Arbeit entweiht. Zum Zeichen dessen sitzt die Spinnerin im Monde mit einem aufgeweisten Rockenstiel (Schönwerth 1, 418; 2, 62). Die vielen ähnlichen Sagen über den Mann oder die Frau, die im Monde sitzen, stimmen in dem Glauben überein, man entweihe durch unzeitige Arbeiten den Mondschein; der Christenglaube hat daraus die Entweihung des Sonntags gemacht und den Sonntagsschänder zur Strafe in den Mond gesetzt. Dies beweist der lange Wapper, das Stadtgespenst

zu Antwerpen. Er liegt des Nachts als Serviette, als weißes Schnupftuch auf den Wegen; denn das Mondlicht bleicht das Garn auf der Bleiche, wie man glaubt, in drei Mondnächten mehr, als das Sonnenlicht in drei Wochen. Aber er klopft auch an die Fenster des dritten Stockwerkes, wenn dahinter die Spitzenklöpplerinnen noch bei später Nachtarbeit aufsitzen, und schreit hinein: die Nacht ist für mich, der Tag für dich (Wolf, Ndl. Sagen Nr. 379). Aus Burtorfs Judenschule (Basel 1643. 490) sind folgende Bräuche der Juden auszugsweise hier beizubringen. Drei Tage nach Neumond versammelt man sich Nachts unter offenem Himmel, hebt die Augen gegen den Mond empor und spricht dem Rabbi ein Gebet nach, bei dem man dreimal gen Himmel aufspringt und zwar je höher, um so besser. So wird der Mond, wie man sagt, eingesegnet und mit Freuden empfangen, auf daß alle, die im Mutterleib getragen werden, sich also erneuern wie der Mond thut.

Der Bilmeschnitt ist ein nach der Quere durch Getraidefelder fortlaufender Schnitt, schnurgerad, vermöge dessen Halm und Aehre der Aecker zwei Schuh ob der Erde abgeschnitten erscheinen. Die Aufgeklärten schreiben solches den Hasen zu (Leoprechting, Lechrain, 20), aber der Volksglaube denkt sich darunter ein Gespenn, das mit Sicheln an den Füßen die Saaten durchschneidet. Man legt ihm große Kuchen in eine Bergklüfte und spricht beim Binden der ersten Kerngarbe zur Abwehr: Ein Sprung, zwei Sprung: macht der Bilmerschnitt wieder einen Ring! Ring ist, was die Sichel in ihrer kreisförmigen Bewegung mit einem Zuge abschneidet (Panzer, Bair. Sagen 2, S. 210). Bereits die Lex Salica 37. handelt von diesem Volksglauben, und wer nach Bajoar. Gesetz (XII, 8) die Saat durch solche Zauberkünste verletzte, hatte sich des Verbrechens der Aranskart, der räuberischen Ernteschneidung, schuldig gemacht und kam auf ein Jahr in des Beschädigten Botmäßigkeit. Anton (Gesch. der Landwirthsch. 1, 100) erkannte in diesen Gesetzen die früheste Spur dieses jetzt in Thüringen und Baiern noch fortdauernden Glaubens an den Bilmeßmäher. Unsere Arbeit ergiebt nun, daß es der Mondhase ist, daß er selber den Namen des Jedem sein Theil zumessenden Mondes trägt, und daß jetzt böses Gewissen und ererbte Angst dem Sichelgespenste diejenigen Kuchen in die Klüften trägt, welche sonst die Dankbarkeit dem Gott des gerechten Maßes opferte.

2) Der Mondwolf.

In dem Verzeichnisse des Heidenaberglaubens, das unter den Karolingern angefertigt worden, findet sich Nr. 21 das Vince Luna! mitaufgeführt als ein Schrei, mit welchem das Volk bei

Mondsfinsternissen dem Gestirne beizustehen und zur Wiedergewinnung des Lichtes zu verhelfen suchte. Es war der Glaube, der Mondhund Hati suche das Gestirn zu verschlingen, der Mond werde darüber blutroth, Blut falle vom Himmel, eine Pest breche aus und vertilge das Menschengeschlecht. Vom Jahre 1371 steht in Laßbergs Liedersaal die meteorologische Bemerkung, dazumal sei alles Gras roth geworden:

es was do der rote mond,
den sneo er rotet unverschont,
als wenn ein tier geblutet hätt.

Bei Dante ist der Mann im Monde der brudermörderische Kain, und weil Kain den Abel auf einem Roggenacker erschlagen hat, heißt es bei uns, so kommt der Roggen deshalb stets blutroth aus dem Boden. Am Portale der Regensburger St. Jakobskirche dagegen ist jener gestirneverschlingende Drache in Stein ausgehauen, wie er Sonne und Mond bereits im Rachen hält. Die Abbildung giebt Panzer im 2. Bande seiner Sagen. Das Sprichwort bei Erasmus, luna tuta a lupis, wendet Fischart im Prognostikenbüchlein S. 7 also an: Lasset nur ab, für den Mond zu beten, daß ihn Gott für den Wölfen woll hüten, denn heuer kommt ihm keiner zu nah; — und im Gargantua erzählt er von den Kindervorstellungen seines jungen Helden, cap. 14: Er sah den Wolf des Monds, sah im Mond ein Männlein, das Holz gestohlen hatt. Bei Rabelais in seinem Gargantua (1. Buch, cap. 11) heißt es: Er hütete den Mond vor den Wölfen — und (Buch 5, cap. 22): Ich sah auf einem hohen Thurm „zwei eisbroiner Schildwach stehn und man sagte uns, daß sie dem Mond die Wölf abwehrten (Rabelais, übersetzt von Regis 2, 61). Im bretonischen Volksliede, der Thurm von Armor, nach der Sammlung v. Villemarqué (übersetzt von Hartmann-Pfau 1859, 272) werden die Bretonen zum Kampfe gegen diesen Wolf aufgefordert:

Ihr Söhne der Bretagne, seid ihr noch gewohnt,
Zu hüten vor dem Wolf den Mond?

Die Ammenuhr im Alemannischen Kinderlied Nr. 228 läßt um Mitternacht alle Mondwölfe hervorbrechen:

Oelf, Zwölf:
Git es Chrätteli volle Wölf.

Noch deutlicher zeigt sich der den Mond verschlingende Hund Managarmr in Meiers Schwäb. Kinderreim. Nr. 42:

Um Zwölfe kommt der Mâ
Und ißt Alles z'samme na.

Daher hat der Drache im Filzthale der Kaiserstochter, die er geraubt hat, drei herrliche Brautkleider zu verschenken, auf dem einen sind alle Sterne gestickt, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sonne. Wenn nach der Oberpfälzer Sage der alte Riese nicht mehr zu Fuß gehen kann, setzt er sich vom Berggipfel hinüber auf den aufgehenden Mond und drückt mit seinem Gewichte ihm die Scheibe wie einen Sattel ein. Deshalb ist der Mond in Furcht, läßt sich oft längere Zeit gar nicht sehen, und trägt am Bauche die Striemen, die der Riese ihm geritten (Schönwerth 2, 263). Der abnehmende Mond ist daher den Menschen ein Todesbote. Er heißt auf Island Halbzunge, tungl halfr, und Mond der Norne Urdhr, **urdharmâni**. Zeigt er sich in einem Gehöfte, so stirbt der größte Theil der Bewohner (Mannhardt, Mythen 555). Derlei phosphorische Streifen an den Hauswänden schreibt man einem Insektenschleim zu, man nennt sie in Westfalen **quadlechter**, böse Irrlichter, und giebt ihnen die Bedeutung, daß alsbald im Hause jemand sterben werde (Wöste, Volksüberlief. 55). In der Kirchenlegende verwandelt sich der vom Wolf verfolgte Mond in das von der Maria beschützte Lamm und Zicklein. Im badischen Dorfe Eichel bei Werthheim gilt sprichwörtlich: In Eichel fängt das Schaf den Wolf. Es wird darüber ein Mirakel erzählt von einem Schäflein, welches hier vor dem verfolgenden Wolfe die Kirchenthüre zuschlug (Mone, Anz. 1837). Ein Widder mit dem Kreuz, nach dem ein Wolf schnappt, ist daselbst an der Thüre in Stein ausgehauen (Stöber, Elsaß. Sagen Nr. 150). Von der verfallenen Kapelle zu Kaltenhansen im Fichtelgebirge heißt es, eine an die offene Kapellenthüre gebundene Geiß habe die Thüre hinter sich zugeschlagen und so den verfolgenden Wolf hier mit gefangen (Schöppner, Bair. Sagb. Nr. 612). Der Pfarrer Zwerhard von Seewis erzählt von der Kapelle, die auf der Lenzerhaide (Plaunra) an der Straße nach Parpan steht: Hier habe ein Bündner seine Ziege angebunden an der Kirchenthüre stehen lassen. Als der Wolf sie auswitterte, flüchtete sie sich in die Kapelle, und der Räuber drang ihr nach, buchstäblich in den Schafstall ein. Durch einen Sprung über ihn hinweg rettete sie sich ins Freie und zwar so, daß ihr eigener Strick die Kapellenthüre wieder zuschmiß. Der zurückkommende Bündner sah mit Erstaunen den Vorfall, holte Hülfe herbei und man bemächtigte sich so des Räubers (Meyer-Knonau, Schweiz. Erd-

kunde 2, 1091. Diese kleinen Histörchen zusammen deuten in ihrer Uebereinstimmung auf den gefürchteten Himmelswolf in der Edda ungezwungen zurück; der Mond selbst ist dabei in den Schäfer und in das Lamm verwandelt, und von diesen beiden Mond-Sinnbildern ist nachher noch besonders zu sprechen.

Rhabanus Maurus in seinen Homilien berichtet, wie die Bevölkerung um Fulda bei einer Mondfinsterniß dem kranken Mond (laboranti) dadurch beistand, daß sie Pfeile und Wurfgeschosse in die Luft schleuderte, um damit das Ungeheuer zu verjagen, welches ihn zu zerreißen drohte. Sehr verwundersam lautet nun die folgende Angabe, welche Gelenius, ein Prämonstratensermönch, gebürtig aus Köln, 1648 in seinem „christkatholischen Unterrichtungsbuch" (neue Auflage 1826. 2, 176) über den Entstehungsgrund des Fronleichnamsfestes macht. Juliana, eine Nonne zu Lüttich, sah in einer Vision den Mond lange Zeit mit einem Bruch oder Risse, und ebendadurch habe ihr Gott zu verstehen geben wollen, wie seiner Kirche, die durch den Vollmond vorgestellt werde, noch ein Fest abgehe, das er eingesetzt wünsche. Nachdem hierauf diese Erscheinung von gelehrten Männern untersucht worden, habe Bischof Robert 1226 das Fronleichnamsfest zuerst in seinem Sprengel Lüttich, und dann Papst Urban IV. dasselbe 1264 für die ganze Christenheit eingeführt. Unter den Zwecken nun, warum dieses Kirchenfest vorzugsweise so prunkvoll begangen werde, giebt Gelenius an, es geschehe zur Erlangung des Segens über Land und Leute, und wie man im Alten Bund die Arche, in der das Himmelsbrod aufbehalten wurde, umhertrug, so opfere jetzt der Priester an viererlei Feldaltären, er erflehe in einer vorgeschriebenen Gebetsformel besonders das Gedeihen der Früchte und Saaten, und die zwei assistirenden Diakone schließen mit dem Verse: panem de coelo praestitisti eis, omne delectamentum in se habentem. Auch zum Eingang der Messe singt man an diesem Tage Psalm 80, 17: Er speiste sie mit der Fette des Getreides, und mit Honig aus dem Felsen sättigte er sie.

So wurde also die Gefahr, die der kranke Mond oder der von den Wölfen zerfleischte für die Getreidsaat herabzuziehen drohte, erst durch heidnische Waffengewalt, und dann durch eine kirchliche Prozession abgewendet.

3) Der Hochzeitsmond.

Vollmond und Neumond sind noch immer die Zeiten, in denen die Geschäfte mit Vortheil begonnen werden können, und des Tacitus Wort von den Deutschen (Germania cap. XI) hat heute noch seine Gültigkeit: sie versammeln sich an vorbestimmten Tagen, entweder am Neumond oder beim Vollmond, denn das halten sie für den segenreichsten Anfang zu Geschäften. — Sonne und Mond sind Eheleute; durch einen Nadelstich in einem Blatt Papier sieht man das Frauenbild, das in der Sonne sitzt (Schönwerth 3, 362). Ihr Gemahl ist der Mann im Monde. Sein Wappenthier ist bekanntlich der Hase. Wird nun das Bild im Monde als Hase genommen, so entspricht die alle vier Wochen wiederkehrende Neugestaltung des Gestirnes der Fruchtbarkeit des Stallhasen, der alle vier Wochen jungt. Vollmond, Hochzeit und Entbindung wird daher in einer großen Reihe von Mythen und Vorstellungen vollkommen gleichnamig gedacht. Der Mond der Inder hat die 27 Töchter Dakscha's, des Herrn aller Geschöpfe, zu seinen Eheweibern. Da er aber nicht mit allen von ihnen, sondern nur mit der einen Rohini lebt, so beklagen sich die übrigen bei Vater Dakscha:

Der Hasenträger, unser Gemahl,
O Vater, wohnet nie bei uns!

Darüber ergrimmt der Herr der Welt und schickt dem Mond die Schwindsucht:

Und machte, daß von Tag zu Tag
Der Hasenträger kleiner ward.
Da wuchsen keine Kräuter mehr,
Die Pflanzen waren ohne Geschmack;
Da schwanden auch die Thiere hin,
Die Menschen selber wurden schwach.

(Holtzmann, Ind. Sag. 2, 315.) — Ein noch ausführlicheres Liebesabenteuer von Sonne und Mond weiß die altdeutsche Dichtung zu erzählen, von König Orendel und seiner Frau Breide. Der rheinische Orendel ist der altnordische Oerwandil, der mit den Lichtpfeilen gewandt treffende Bogenschütze; die Frau Breide ist die in der Sonne sitzende strahlendweiße Frau Berchta. Um zu ihr die Meerfahrt unternehmen zu können, läßt der liebende Orendel 72 Schiffskiele bauen, eine poetische Wunderzahl, in welcher eine willkürlich angenommene von Gestirncombinationen liegen mag. Aus

dieſer Meerfahrt des in der Geſtalt Oerwandils über das Weltmeer zur Sonne hinwandelnden Mondes hat ſich die trieriſche Legende einen heiligen St. Wendel gemacht, welcher ſchiffbrüchig wird, über den Weiher zur Hungerburg bei Trier in einer Bütte oder Kufe überſetzt und dann dorten die Schafe hütet (vergleiche Hocker, Deutſch. Volksgl. 1853, 227). Es ſoll bald nachher gezeigt werden, daß der Mann im Monde wirklich eine ſolche Milchbütte trägt und ſelber ein Schäfer iſt, wie der hier erwähnte St. Wendel als Patron der Schafhirten gilt. Gleichwie Orendel ſchiffbrüchig nur auf einer Diele oder Kufe angeſchwommen kommt, ſo ſagt man vom Vollmond, der ins Gewölk taucht, er badet; wenn er mit einem Hof umgeben iſt: er macht Hochzit, er het Hochſig; und wenn er mit ſeiner Hauptphaſe im Wädel ſteht, ſo kommt er wirklich als Bettler zu ſeiner Hungerburg, nämlich zur leeren Kornſcheune (Stadel), wie es Stöbers elſäſſiſcher Kinderreim beweiſt:

Widele-Wädele,
Hinterm Städele
Hat der Bettelmann Hochzeit.

Daraus hat ſich eine Reihe von Liebes- und Hochzeitsbräuchen entwickelt, die ſich an Zeit und Licht des Vollmonds knüpfen.

Die heiratsluſtigen Mädchen in Belgien müſſen am erſten Freitag jedes Monats, alſo am Tage der Ehegöttin Freyja, die Heiratsfähigen in Frankreich aber am Andreastage, alſo am Tage des Patrons der Mannsbilder, den Mond alſo anrufen:

Lune, lune, belle lune,
Faites me voir en mon dormant
Le mari que j'aurais en mon vivant.

(Wolf, Ndl. Sag. Nr. 271 und Beitr. 1, 122.) Sie ſollen dabei ihre Strumpfbänder kreuzweiſe ans Fußende des Bettes legen und ein Handſpiegelein unters Kopfkiſſen. Ein braver Bürger zu Kortryk bekam über dieſen Brauch den Beinamen Klaremane, heller Mondſchein. Als er nämlich einer Nacht auf ſeinem Söller ſchlief, wurde er durch eine Menge Weiberſtimmen geweckt und erblickte auf dem Dache ſeines Hauſes eine derartige Frauengeſellſchaft, welche trank und ſang:

Wir trinken allhier den ſüßen Wein,
Burgunderwein, Champagnerwein,
Wir trinken den klaren Mondenſchein.

Als er mit einem Stocke auf das Dach hinaufrannte, war alles

verſchwunden, und ihm blieb nichts als ſein Spitzname (Wolf, DMS. Nr. 154). Das Oberpfälzer Mädchen, gegen welches der Geliebte läſſig werden könnte, ſpricht beim wachſenden Mond (Schönwerth 1, 133):

Grüß dich Gott, mein lieber Abendſtern,
Ich ſehe dich heut und allzeit gern.
Scheint der Mond übers Eck
Meinem Herzallerliebſten aufs Bett:
Laß ihm nicht Raſt, laß ihm nicht Ruh,
Daß er zu mir kommen thu.

Das Volkslied von Peter Unverdorben (bei Wackernagel, Altd. Leſeb. 1167a) läßt beim Abſchiede zweier Liebenden den Mond ebenſo anbeten.

Got gesegen dich, sunn! Got gesegne dich, mon!
Got gesegen dich, schoenes lieb, wa ich dich hon!

Blickt ein Mädchen um Fronfaſten beim Vollmond in einen Quell, der an einer Erle hinfließt, ſo ſieht es den künftigen Gemahl im Waſſer abgeſpiegelt (Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 150). Es trinkt die unfruchtbare Ehefrau aus dem mondbeſchienenen Quell, um mit Kindern geſegnet zu werden (Wolf, Heſſ. Sag. Nr. 16; Schönwerth, Oberpfalz 2, 63). Der Hellene nahm die Zeit des Vollmondes für die günſtigſte und zur Vermählung einflußreichſte (Hermann, Griech. Alterth. 3, 149). Das Gleiche bei Cicero: luna graviditates et partus affert maturitatesque gignendi. Träumt ein Mann, er habe den Mond im Buſen oder in der Hand, ſo wird er ein hübſch und holdſelig Weib nehmen, je nach dem Maße, als die Scheibe des Mondes vollgeweſen iſt (Traumbuch Apomaſari's, Frkf. 1645, 33). Eine dem erſten Mondsviertel gleichende Mondſcheibe war ehedem allgemein der Haupt- und Halsſchmuck der Bräute und hieß Man-gold. Die weiße Menglöd nämlich (Edda, Saem. 111), die alle Krankheiten heilende, trug von dieſem ihrem Halsbande zugleich ihren Namen: die an ihrem Halsband ſich Erfreuende. Der Name iſt im Heſſenlande zum Familiennamen Mangold geworden (Vilmar, Heſſ. Familiennam. 1855, 53). Der ſchwäbiſche Graf Manegold iſt Stammvater des Dynaſtengeſchlechtes deren von Neuffen und Sulmetingen im Beginn des 12. Jahrhunderts. Und in dieſe Sippe gehört der Minneſänger Gotfried v. Neifen um 1234, ſein Wappen zeigt drei ſilberne Jagdhörner (urſprünglich Mondhörner) im blauen Felde. Es führt auch das Aarauer Stadtgeſchlecht der Siebenmann, bei

welchem ehedem die richterliche Zeugschaft und Bestätigung gestanden hat, den Halbmond im Wappen; sie behaupten, ihr Name habe Siebenmond geheißen. Der Prangerkranz der Oberpfälzer Braut, ein aus Pappendeckel gemachter und mit Rauschgold verzierter Kopfschmuck, trägt das Bild des aufnehmenden Mondes. Am sprechendsten ist dieser Brauch bei den Inselschweden auf Dagö, wie ihn Rußwurm (Eibofolke 2, S. 88) beschreibt. Der Braut wird das Kopfband der Mädchenschaft abgenommen und dafür die Haube, ein halbmondförmiges Pappendeckelstück mit einem heruntergestülpten Schleier aufgesetzt. Die Gäste lüften dann dieses Tuch, gucken der Reihe nach der Braut ins Gesicht und zahlen ihr etwas Geld dafür. Das sind die Mondspfennige, mâns-pengar. Dies nennt man etwas vom Neumond sehen. Der Scherz besteht dabei in der Klage, doch noch mehr zu bekommen vom Mondschein, bei so finsterer Nacht und so weit verirrt. „Laß noch mehr scheinen, neuer Mond! aber ach, wie er spitz ist und zart!" ruft man, während das Brautpaar in die Schlafkammer geführt wird. Diese Spitze des Mondes hat sich anderwärts in das Brautschwert verwandelt, es ist Wuotans Symbol, mit dem er die Ehen knüpft, und noch trägt der Brautführer in Baiern und Schwaben den rothbebänderten Reitersäbel auf der Schulter voran. Fällt ein auf den Tisch geworfenes Messer auf den Rücken und bleibt so liegen, so bedeutets eine Hochzeit (Wolf, Beitr. 1, Nr. 85, 86). In der Figur des Vollmonds ist daher auch ein Schwert zu sehen. Andreas Schmeller macht im Münchner Kalender 1842 den Holzschnitt bekannt, womit der Bauernkalender vom Jahr 1493 die Tagesfolge des Januar dargestellt hat. Dorten trägt der 27. Januar statt des Vollmondzeichens ein aufrecht stehendes Schwert, und die Erinnerung an diesen schwerttragenden Vollmond, der zugleich bräutigamsartig Geld unter die Kinder auswirft, hat sich in einem Ringelreihenspruch erhalten, bei Zimrock (Kindb. Nr. 201):

Kreideweiße Haare,
Schwarzgewichste Schuh,
Einen Degen an der Seite,
Ein Goldstück dazu.

Der Mond dieses Sprüchleins erscheint Marquisartig, in Seidenstrümpfen und Schnallschuhen, gepudert und frisirt; gleichwohl wirft er noch den Goldregen aus, der vom Hochsitze des Gottes himmelher fällt. Dasselbe thut er in den Niederlanden, wo er

noch seinen redenden Namen Vodder bewahrt hat. Er legt sich dorten als Alp mit den Jungfern zu Bette, führt die Schnitter aus der Tagesbitze in der Sommernacht an die kühlen Weiher, und läßt den Burschen, der in der Kiltnacht zu seinem Mädchen gehend rathlos bei einem ungebrückten Bache steht, über sich hinübersteigen ans Ufer, wie über einen Steg. Schon die Edda Saem. läßt einen Gott Vodhr bei der Erschaffung des Menschen mit thätig sein, ihm Blut, Färbung und Schönheit verleihen, und Weinhold (in Haupts Ztschr. 7, 10) hat in ihm den Gott der Ehen erkannt und auf sein Lichtwesen die Bräuche bezogen, wornach bei Hochzeiten Fackeln, bei Neugeborenen Kerzen entzündet und Proben der Jungfräulichkeit damit geleistet werden, daß man ein eben erloschenes Licht wieder anzublasen vermöge. Dieser Vodhr ist der Mann im Monde, und auf seine Namensform hat Grimm (Myth. 683) vorausgehend hingewiesen, da er eine Stelle aus dem Dichter Van Wyn (14. Jahrhundert) anführt, die von den dunkeln Mondstreifen redet:

recht int midden van der mane,
dat men in duitsche heet Ludergheer.

Eine Handschrift von 1351 giebt auch Vodegeer zu lesen. Voder ist beim bairischen Gebirgsvolke um Miesbach der allgemeine Name von Bursche und Geliebter, die Vodrin ist im Pinzgau jedes erwachsene Mädchen, und sie lödert, wenn sie den Mannspersonen allzuhold ist (Schmeller, Wörterb. 2, 525). Auch im Westfälischen ist loden, wachsen (Seiberz, Urk. 2, 418. — Wöste, Westfälische Volksüberlief. S. 102). Voder hieß man auch ehedem den Schauspieler, jedoch nicht ableitend von liothan, crescere, sondern vom lat. ludus. So nennt man gleichaltrige Mädchen und Burschen einer und derselben Ortschaft bei uns Gespiel, weil sie zu einer geschlossenen Junggesellenschaft zusammentreten. Daher kommt in das Verb. ludern, zusammen aufwachsen, die Bedeutung von zusammen spielen. Der Luderlag heißt in der Altgrafschaft Baden der letzte Fastnachtstag, weil da Alt und Jung Glücksspiele macht. Die beim Kinderspiel ausgesetzte Zahl von Spielnüssen heißt im Kaufe das Höck, im Spiele das Luder, dieselbe gewinnen, ist ludern. Sogar die Steuer auf Schlachtvieh und Holz heißt in Unterwalden Lueder (Businger, Kant. Unterwald. 176). Zuletzt kommt in das Wort Luder der alleinige Begriff von Beutemachen, Schlemmen, und von Ausgelassenheit. Heißen nun die dunkeln Mondstreifen in den Niederlanden Luder-

g'beer, so entspricht dieser Name ganz unserm oberdeutschen Wuetisg'beer und Glücksbeer, von welchem Aargau. Sagen 1, Nr. 80 die Rede ist. Letzteres bezeichnet das Heer der Glückseligen, Luderg'beer das Heer der Glücksgenossenschaft, gleichwie Einherier die einzigen und unübertrefflichen Heergenossen ausdrückt.

Der Mann im Monde, der als St. Wendel über den Klosterweiher zur Hungerburg schwimmt, oder als Crendel brautwerbend zur Königin Breide fährt und auf seiner Schiffsdiele scheitert, hat zu einem Hochzeits- und Kinderspiele Anlaß gegeben, worin der weite Lichtstreifen des Mondes, den er über die gestuften Wasserwellen hinwirft, zur Leiter wird, auf welcher er als kinderbringender Storch auf und ab steigt. Als Hochzeitsbrauch hat 'es sich auf der Halbinsel Hela bei Danzig erhalten, unter einer Bevölkerung von Fischern, die da seit Jahrhunderten in Abgeschiedenheit lebt. Unter Hersagen des bekannten Reims:

„Das ist kurz und das ist lang,
Das ist eine Hobelbank." ꝛc.

wird ein Storch auf den Tisch gekreidet und mit der Figur einer daran gezeichneten Lichtputzscheere geschlossen. Während dem verdeckt der Zeichner die Figur mit den Händen, und die dabei zuschauenden Weiber und Jungfrauen suchen sie ihm wegzureißen. Können sie dies, ohne dabei die Zeichnung zu verwischen, so wird ihre Ehe um so kinderreicher (Wolf, Zeitschr. 3, 260). Es ist ein Familienspiel, Bildergeschichten zu erzählen; während man ein Märchen vorträgt, zeichnet man es zugleich auf Tischplatte oder Schiefertafel in Umrissen, und läßt so Märchen und Bild sich gegenseitig ergänzen. Beim Märchen vom Mond verfährt die süddeutsche Mutter also. Man setzt oben in der Ecke der Schiefertafel ein Kreisrund an. Dies ist das Fensterchen im Himmel, da schaut durch die runde Fensterscheibe im alten Großvaterhaus alle Nacht ein Mann herunter, um zu sehen, was seine Fischchen drunten im Teiche machen. Für den Teich wird nun ein anderes Virund in Mitte der Schiefertafel gemacht. Da sich nun einmal die Fischlein gar nicht rühren wollen, nimmt der Mann seine lange Leiter — hier wird Kreis und Virund durch zwei enge Parallelstriche verbunden, — steigt zum Teich herunter, und sieht mit Verdruß, daß ihm die bösen Buben das letzte Fischlein durch zwei Wassergräben haben herauswischen lassen — diese zwei Gräben werden in Gestalt zweier langen Vogelbeine vom Virund der Mitte

an nach unten gezeichnet. — Da ist der Alte schnell wieder die Leiter hinauf, um die Ruthe zu holen, aber darüber ist ihm vor Zorn plötzlich ein so langer Schnabel gewachsen — jetzt setzt man aus obere Kreisrund einen Storchenschnabel an — daß er zu seinem Himmelsfensterlein nicht mehr hineinkonnte, sondern als Kinderstorch draußen bleiben mußte, und da steht er noch und klappert. Die Kinder verhöhnen ihn mit seiner Leiter, es heißt bei Stöber (Elsaß. Volksb. Nr. 79):

Wellemännele im Rä,
Guck es bissel erunder,
Wirf din Leiderli ra,
Gradde! driwer nunder!

4) Der Mann im Mond.

Der Mond ist allwissend und man schwört Eide auf ihn. Damit wird seine alte Göttlichkeit verbürgt. Man läßt in Altbaiern naschende Kinder, wenn sie leugnen wollen, die Formel nachsprechen:

hab i's thô, verschluck mi de Mô!

(Panzer 2, Nr. 118.) In Würtemberg heißt es: kann i's dann, so komm i in Mann (Meier, in Wolfs Zeitschr. 1, 169). Wenn unfolgsame Kinder in der Nachtkälte zum Fenster hinausgucken, so bedroht sie die schwäbische Mutter: Guck ett naus, s'Mannmändle nimmt di fort! (Zeitschr. 4, 49.) So wird der Mond zum Straf- und Wohnort der Verwünschten. In ihm büßt also die Spinnerin, welche Nachts zur Unzeit am Rocken fleißig war; der Bürdelimann, der am Feiertage Holz gehauen, muß dorten seine Reiswellen fortbinden; das Tangelmandli und der Dieterli, welche die Sense zur Nachtmahd gedängelt haben, dängeln auch dorten daran fort. Weil es dorten kalt ist, so sitzen sie im Winterpelze da und haben gewaltige Fuchshandschuhe an (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 295). Es muß also ein Versuch gemacht werden, sie zu erlösen. Die Lausitzer Wenden sehen drum in den Flecken des Mondes einen Geiger, welcher vor Gott und der heiligen Jungfrau aufspielt, um seine Aeltern aus der Hölle loszubitten (Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 1, 273. 387). Letzteres meint eigentlich den pfeifenden Mond, da man sagt, er pfeife sein Licht auf, wenn er durch eine von Wasserdünsten überfüllte Atmosphäre mit rothem Lichte scheint.

Wir mustern nun diesen Mann nach seinen verschiedenen Emblemen. Bald ist es nur ein einsiedlerisch lebender Mann, bald Mann und Weib, Adam und Eva, zwei alte Eheleute, welche kinderlos sind und entweder Kinder stehlen oder über die Geburt anderer neidisch sich ereifern. Dabei spinnt die Frau, und der Mann führt sein Hündchen an der Leine, den Mondhund Mánagarmr. In Shakespeare's Sommernachtstraum trägt der Mann im Monde eine Dogge; und so kommt auch der Lodder in Antwerpen (Wolf, Ndl. Sagen) einhergegangen, die Zottelhaut eines schwarzen Hundes um seine Schultern geschlagen.

Ueber den Mond als Ehegott äußert Fischart in seiner Uebersetzung von Boslini Daemonomania (1591, 68): „Noch heutigs Tags folgen die Teutschen hierin ihrer heidnischen Vorfahren altem Brauch, daß sie nicht wie andere Völker den Mond weiblich Luna oder mônin heißen, sondern männisch den Mon, ja an etlichen Orten gar den Heiland, oder etwa den Helland, der hell im Land scheint. Ja damit sie den Weibern allen zugang zur Meisterschaft benahmen, haben sie sich nach dem Mon Man genannt und ihrer männlicher Abkunft Kinder nach der Sonn Sön, als die an ihrer statt alltag frisch wie die Sonn aufgehen." Nach der noch lebenden isländischen Sage zeigt die Sonne das Gesicht der Eva, der Mond dagegen das Adams (Maurer, Isl. Sagen 185). In der westfälischen Sage (Kuhn, 2, S. 83) ist er ein junger Mann, der einmal Nachts zu seinem Mädchen ins Fenster hat steigen wollen. Weil eben der Mond gar hell geschienen, hat er eine Tornwelle genommen, um ihn damit zu verfinstern; wie er aber so gestopft hat, ist er zuletzt darin hängen geblieben. Im Berner Kiltspruche heißt der Mond Buebesunne, weil der Mondschein die Sonne der verliebten Kiltgänger ist. Damit bringt auch das wendische Volkslied (Haupt-Schmaler 1, Nr. 281 und S. 387) den Mond in ein buhlerisches Verhältniß, es macht ihn zum König David und läßt ihn um ein fremdes Eheweib die Harfe spielen:

Wer nicht den Liedern glauben will,
Der sehe auf den Mond.
Dort wird er schon den David sehn
Im Hollunderhandschuh stehn,
Ja ja im Hollunderhandschuh
Im Erlenjäckchen stehn,
Dann im Haarweidenstrumpfe und in der Birkenhose.

Aus dem leicht abzustreifenden Bast der hier genannten Waldbäume

hat sich der Mondmann seine Kleider gemacht. Es wird sich nachher noch zeigen, in welch enger Beziehung zum Baumwuchse der Mond gedacht wird. Eine Tragstange kommt gleich in jenem Mondbild vor, das in der Edda beschrieben wird. Mundilföri hatte zwei Kinder, den Sohn nannte er Mond, die Tochter Sonne. Aber die Götter, welche zürnten über des Vaters Stolz, nahmen ihm die beiden Kinder und setzten sie an den Himmel. Wie da der Mond einst herabsah auf die Erde, bemerkte er Vidfinns zwei Kinder, Bil und Hiuki, die eben vom Brunnen kommend ihren Wassereimer an der Tragstange auf den Schultern heimtrugen. Der Mond raubte sie und nahm sie zu sich hinauf, wo man sie noch heute herumgehen sieht. In Schönwerths Sagen (2, § 4) sind es zwei alte, kinderlose Eheleute, die sich Läuse suchen. Er war ein Bauer, der alle Feiertage Wachholderstauden auf seiner Wiese ausgrub, und sein Weib hieß schon zu seinen Lebzeiten bei allen Leuten Mond. Als er erkrankte und sterben mußte, redete er es mit ihr ab, daß er sie nach dem Tode abholen wolle. So geschah's, und seitdem scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht. Weil sie einen Pelz anhat, der keine Kälte annimmt, so fällt alle Kälte auf die Erde. In einem samojedischen Märchen, das Asbjörnsen mittheilt (Gräße, Märchenstrauß 1858, 76) messen sich zwei Zauberer mit einander. Der eine stellt die Sonne auf seine flache Hand, da wirds im Zelte glühend heiß bis auf den Tod; der andere zaubert den Mond auf seine flache Hand herab, darauf entsteht eine solche Kälte, daß sich beide in ihrem Zelte nicht mehr zu helfen wissen. Wegen dieser russischen Kälte gilt der Mond auch in Deutschland als Strafanstalt für Sonntagsentheiliger.

Der Mond fördert und hemmt die Geburten. Goethe beginnt seine Autobiographie damit. Der Mond, erzählt er, der da damals eben voll ward, habe mit der Kraft seines Gegenscheines um so mehr eingewirkt, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war, und so habe die Geburt des Kindleins nicht eher erfolgen können, als bis jene Stunde vorüber gewesen sei. Dies geschah auf den Glockenschlag Zwölf, Mittags 1749. Der Mond äußert seine geschlechtlichen Einflüsse auf Weib und Mann. Geht der Mann zum Weibe, während der Mond aufs Ehebette scheint, so giebt es mondsüchtige Kinder. Daher rührt der Ursprung der Bettvorhänge und des Betthimmels (Schönwerth, Oberpfalz 2, 65, 66). Kinder mit Hasenscharten sind im bösen Wedel geboren, unter dem schlimmen Einflusse des abnehmenden Mondes. Dies

sind bei Ovid (Amores I, lib. 2, 23) die cornua sanguinea lunae, und bei Curtius (4, 10) ipso die luna defecisse. Mondkind, Mondkalb, mola, conceptio falsa nennt Muralt (Hippokrat. Helvet. Basel 1692. 230. 308) alle zur Unzeit gepflanzten oder kommenden Gewächse. Das Mutterkalb heißt in seinem Hebammenbüchlein (Basel 1697, 17) die Mißgeburt an Menschen und Pflanzen. Holzkalb ist aargauisch die Holzmaier. Oberkalb, Aberkalb ist ein unächtes Kind (Roth. 1111), Donnerskalb, Donnerskind ist ein verwünschtes, Speckkalb und Wasserkalb die wässerige Mißgeburt beim Rindvieh. Ein in der falschen Mondphase geworfenes Kalb wird feig und arbeitsunfähig, und heißt deßwegen Narr. Alles dies heißt mönig. Mönige Aepfel sind verglaste, mönige Rosse sind irrsinnige, sie erblinden bei jeder Mondsveränderung und gewinnen erst nach und nach die Sehkraft wieder (Steinmüller, Alpenwirthsch. 2, 398). Der Mondwolf hat es ihnen angethan. Daher heißt's bei G. Geßner (Thierbuch 1.V): „Die Wolfszän helfene den menschtigen Menschen." Aus dem Glauben der Steyrer Aelpler hat Lenau sein Mondlied geschrieben über den Einfluß des bösen Weibs:

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.
Dort meint man auch, wenn Mondgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Runkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt.
Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.
Und eine Tann' im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm, das Schiff versinkt.
Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau;
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.
Und bei Banditen geht die Kunde,
Ein Dolch, geweyt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Der Bannſpruch, den die Tiroler Wilderer bei ſich tragen, um ſich gegen die Kugel des Herrſchaftsjägers ſchußfeſt zu machen, iſt mit neun Halbmondszeichen eingefaßt, deren Hörner nach oben ſtehen, und ähnliche Mondzeichen haben auch die Klingen der ſogenannten Zaubermeſſer oder Pinzgauer Meſſer (Alpenburg, Tirol. Sagen 1, S. 358). Dagegen muß während einer Mondsfinſterniß der ehſtniſche Schütze ſein Gewehr putzen, der Fiſcher Angel und Netz zur Hand nehmen, dann wird er eine beutereiche Jagd, einen geſegneten Fiſchfang haben, denn das Wild wird nicht den Schützen und der Fiſch nicht den geſtellten Angel ſehen können (Dorpater Wochenſchrift „Inland" 1856, Nr. 39, 629).

Unter dem Einfluſſe des Mondes ſoll die Saat von Hanf, Flachs und Korn gedeihen, daher ſitzt bald die Spinnerin, bald der in die Strohgarbe gebundene, bald der das Garbenband, „die Wiſe", drehende Mann im Monde. Die letztere dreht er bei Hebel (Ausgabe 1853, 128), um ſeine Reiswelle damit zu binden:

Was tribt er denn die ganzi Nacht,
Er rüehret ſo kei Glied?
He, ſiehſt nit, aß er Welle macht?
Jo, eben dreiht er d'Wieh.

Nach Freiburger- und Freienämter Glauben iſt es das Geſicht des Judas Iſcharioth, und während er die Wid dreht, um ſich zu hängen, muß er vor Kälte in die Hände „chuchen." Nach Oberpfälzer Glauben (Schönwerth 2, §. 4) iſt es ein altes Weib, ſie flicht einen Weidenkorb, ein daneben ſitzender großer Hund (der Eddawolf) lauert, ob der Korb bald fertig wird, und iſt er daran, ſo reißt er ihn zuſammen. Dann wird eine Mondsfinſterniß. Der Aarganer Mann im Mond ſteckt in einer Bohnenſtrohwelle. Dies iſt ein beſonders redender Zug. Der ſächſiſche Haferbräutigam und der öſterreichiſche Strohbartel wird zum Feſte in Haberſtroh eingekleidet, der thüringiſche Erbſenbär in eine Welle Erbſenſtroh, im Oberaargau der Strohbär in Bohnenſtroh. Dies iſt theils der Donnergott, den wir als Mondmann den Dietrich nennen, theils der angelſächſiſche Stammheld Skeaf, der dieſen ſeinen Namen daher erhalten hat, weil er als Säugling auf dem Schaub einer Strohgarbe an die Küſte getrieben kam. Es iſt der ſtrohgelbe Sonnen- und Mondſchimmer, der über alles Meer ſcheint und unter dem alle Frucht zeitigt. Die preußiſche Sage von der Strohbrücke bei Himmelpfort an der Mecklenburger Grenze behauptet, hier habe ein Mönch eine Nonne, in einen Büſchel Stroh gebunden,

auf dem Rücken über den See getragen (Kuhn, Märk. Sagen Nr. 204). Wenn die Herbstfäden fliegen, der Altweibersommer, so sagt man, die Spinnerin arnt, erntet. Das ist das Gespinnste der Tochter, die vom Spinnen weg zum Tanze entlief und von der Mutter verwünscht worden ist. Da sitzt sie nun im Mond und hält die dickbeweifte Kunkel. Nickt sie über der Arbeit zum Schlaf ein, so wallt ihr langes Haar über den Rocken, und es entsteht die Mondsfinsterniß (Schönwerth 2, S. 60). Sie gleicht jener Tochter in der Kirchenlegende, deren Schönheit die Lüfte des eigenen Vaters entzündet, hülflos steht sie zu Maria, da wächst ihr ein langer Mannsbart. Und so wurde der Mond auch auf Cypern unter dem Bilde einer bärtigen Jungfrau, als Venus barbata verehrt (Macrob. Saturn. 3, 8. Menzel, Literaturbl. 1852, S. 52). Wenn die Kornfrucht den ersten Fruchtbalg ansetzt, dann schosset und sich mit dem halben Blatt umkleidet, so heißt dies, „sie geht in die Hosen, sie behäset sich." So ist auch der Hase im Mond häufig in der Bedeutung von Schößling und Hasel zu verstehen, und daraus sind ihm die vielfältigen Beziehungen erwachsen, in denen er zum Baumwuchs und Holzschlag steht. „Der Mann mit dem Rebenhäsel" heißt zu Landau in der Rheinpfalz der Mann im Monde, denn er trägt da ein Bündel Rebenschößlinge, er hat als Winzer den jungen Nachtrieb ausgebrochen. Daraus wird allgemein ein Holzfrevler. Alle Holzdiebe werden in den Mond verwünscht (Bezirk Baden). Der mon hat in jm schwartz flecken vnd sprechent die layen, es sitzt ein man mit einer dornpürd in dem mon. Es ist aber nit war. Konrad von Megenberg, Buch der Natur (schrieb's 1349 zu Regensburg. Druck von Schönsperger, Augsburg 1499. Blatt d. 3). Der Oberpfälzer Bauer bei Bernau hat am Feiertag Kronwittstauden (Wachholder) ausgehauen und muß nun als unseres Herrgotts Knecht im Mond Holz hacken (Schönwerth 2, §. 4). In Glarus heißt er der Bürdelimann. Im Aargau ist es der Bauer zu Hornußen, der am Sonntag eine Tanne gefällt hat. Beim Heimgehen begegnete ihm unser Herrgott und ließ ihm die Strafwahl, entweder ewig in der Sonne zu schwitzen oder im Monde zu frieren. Er gieng in den Mond und trägt nun, um anfeuern zu können, seine gestohlene Reiswelle auf dem Rücken heim. Gleichwie der W. Jäger mit umgedrehtem Halse und verkehrt auf seinem Rosse reitet, so muß auch der Mondmann verkehrt in seiner eigenen Reiswelle stecken. Das Wellenbinden ist in Rabelais' Gargantua (1, cap. 22) unter den

Kinderspielen mit aufgezählt. Die Knaben in der Sologne und zu Saintonge spielen es also, daß sie auf dem Kopfe stehend mit den Beinen sich an eine Mauer lehnen und so sich das Ansehen von starren Reisbündeln geben (Regis, Uebersetz. von Rabelais 2, 109).

Der Mond hat Hörner, also muß er wohl auch ein Widder, ein goldenes Schäfchen, eine kleine Kuh sein, da braucht er Gras und Heu und wird dann Milch, Butter und Käse bescheeren. Aber dafür kommt dann der Gras- und Krautdieb, der Schaf- und Roßdieb, der unzeitig dängelnde Mäher zur Strafe in den Mond.

Der die Heuernte ankündende Witterungsgeist ist der durch Hebel bekannte Dengeligeist. Dangelstock ist der Ambos, dängelen die Sense oder Sichel scharfschneidig schlagen. Der Dengeligeist ist ein Sabbatschänder, denn am Sonntage die Sense zu hämmern, gilt bei uns für eine viel größere Sünde, als das Mähen selbst. Nach Appenzeller Glauben ist das Dengelimannli zwar nur der pickende Holzwurm, das in den Wänden nistende Erdschmiedlein, allein es zeigt dem Sennen gutes Wetter an (Tobler, Sprachsch. 134 a.). Auf der Hochalpe Dengelstein wohnt der alte Berggeist, der das Wetter macht; man läßt ihm [illegible] den Sennhütten über Winter Käse, Brod und Schnaps stehen, denn sonst stopft er sich die Tabakspfeife, und dann bricht das Unwetter herein (M. Meyer, Tirol. Sagenkränzlein 1856, S. 53). So oft man das rothe Weiblein von Wissing Sichel oder Grasstumpf dängeln und wetzen hört, kommt eine gute Heuernte und die Stallkühe werden milchreich (Schöppner, Bair. Sagb. Nr. 1124). Die Leute des bair. Marktfleckens Eukering haben den Spottnamen Galgendenkler, weil sie zur Ernte ihre Sensen auf dem Galgenstock gedängelt haben (Bechstein, DSgb. Nr. 871). Hiezu sind die Sagen vom Weinklopferle zu vergleichen (Aargau. Sagen 2, Nr. 327). Im Walliser Saffertbale heißt der Mann im Mond Heumandli. Im Berner Oberland zu Frutigen wird also erzählt: Im Spiesse hinte hät Eine'e Thuete Heu gstole, wann es aber ebe im Mondschin gesi isch, so isch es us-chô. Und dô er derumb eso gflueche het, so isch er in Maane' uff versetzt wore (Aufzeichnung von Stud. Mäder aus Baden). Der auf den Mond gerathene O'Rourke (Grimm, Ir. Elfen M. S. 149.) will sich an der zweischneidigen Mondessichel festhalten, aber der Mann im Mond klopft mit einem Hammer so schetternd dagegen, daß jener erschreckt losläßt und hinabstürzt. Der Mondmann trägt eine Heugabel voll Dörner (Curtze, Waldeck. Ueberlief. S. 243.). Der

Wegenstetter Mondmann hat eine Mistgabel, um damit den Dünger auf die Wiese zu zetten (Frickthal). Der auf der Insel Sylt ist ein Schafdieb gewesen, der mit seinem Kohlbüschel fremde Schafe an sich lockte (Müllenhoff, Schleswig Holst. Sagen S. 360). Der in Waldeck (Curtze, 243) war ein Pferdedieb. In Holland gilt er als Gemüsedieb, ebenso in Westfalen (Kuhn, Westf. Sagen 2, S. 84).

Wenn vor Zeiten die Kölner Kinder ihren Kinderengel befragten, wo er denn zu Hause sei, gab er zur Antwort:

Wo de golde Schöfcher stohn,
Wann klein Kinder glückle gohn!

(Weyden, Cöln's Vorzeit S. 184). Der Mond hütet bekanntlich Lämmer und Kühe, das Sternbild der kleinen Bärin heißt dem Isländer die Melkweiber am Himmel (Myth. 688), die Milchstraße im Gröningerland heißt kampat (Kuhn, Nordd. Sagen S. 457). Auch der Römer sieht im Siebengestirne Ochsen, triones. Das Wiegenkind wird eingeschläfert, unter dem Versprechen, ihm alle diese Milchthiere zu schenken:

Schloap, Kingeken, schloap!
Bärre Dähre steht en Schoap,
Up em Flur ene bunte Kuh,
Kingeken, doh de Ogen to.

(Simrock, Kinderb. Nr 140). Im Oldenburger Hirtengebet sind die Mondspitzen die Zitzen am Kuheuter; „Aus dem Kinderleben" (Oldenb. 1851, 94):

mane mane witte,
wis me dine titte!
ik wil di mine wedder wisen
morgen an dem dage,
wenn ik de koie ûtjage.

In der Göttinger Gegend sitzt im Mond daher ein Weib, das am Sonntag gebuttert hat (Schambach-Müller, Ndsächs. Sagen S. 344), eine Frau mit einem Butterfaß, welche Butter kirnt (Kuhn, Westf. Sagen 2, S. 84). Diese Mondfrau entspricht der römischen Lucina, die man sich ebenso als eine stillende, milchende Mutter dachte. Der Graubündner nimmt dafür einen Sennen an mit dem Milcheimer (Meier, Schwäb. Sagen 1, 232), und Gleiches ergiebt sich bei Kuhn (Nordd. Sagen Nr. [illegible]) und bei Müllenhoff (Schlesw. Holst. Sagen 483).

Die Mondgöttin Artemis herrscht über die Feuchtigkeit des Bergwaldes, über den Graswuchs und die Weidethiere; es wurde

ihr daher ein in Löwenform gepreßter, weißer Käse geopfert, und auch jener der Artemis Munychia dargebrachte Lichterkuchen war aus Butter, oder aus Käse, und mit brennenden Kerzchen umsteckt (Welcker, Griech. Götterl. 1, 584. 591). Der Aelpler, dem auf dem Gebirge Fleisch, Milch und Käse miteinander wächst, macht die kühne Folgerung, auch in dem Gletscher und der Berghöhle müsse alles dieses liegen. Er nennt das Gletschereis und Gletscherwasser Käs, Käswasser; verkäsen, heißt ihm sich vergletschern. Auch beim Chamonnibirten hat der Ausdruck sérat die doppelte Bedeutung Gletschereis und frisch aus der Molke gezogener Käse (Schmeller, Wb. 2, 336). Im Glarner Sernfthale heißt der Vollmond jetzt noch Käslaib. Mondmilch, Bergziger, Bergmehl ist dem Sennen wassergesättigter Gyps, den wir Mondstein, Marienglas, Fraueneis nennen. J. L. Schnider (Entlebucher Geschichte. Luzern 1782, 2, 45.) protestirt gegen die Ableitung des Wortes Mondmilch, als lac montis, denn die Entlebucher, sagt er, haben dieser Tranerde immer den Namen mämilch, mannmilch gegeben, nicht aber munt- oder müntmilch, und sie unterscheiden diese beiden Wörter munt (Berg) und mä (Mond) in ihrer Sprache gar wohl. Das litauische Räthsel vom Mond lautet: drin im Dorfe liegt ein Fladen (Sammlung von Schleicher 1857, 204). Mein verehrter Freund Dr. J. F. L. Wöste in Iserlohn theilt mir ein westfälisches Häufungsmärchen mit über den weggelaufenen Pfannenkuchen. Da waren einmal zwei Dirnchen, die buken sich einen Pfannenkuchen und setzten ihn ins Finstere, daß er bald kalt werden sollte. Aber der Pfannenkuchen kneipte aus und entlief in den Berg. Da kam ihm ein altes Männchen entgegen und fragte: Pfannküchelein, wo willst du hin? Da sprach dies: Ich bin zwei Dirnchen entlaufen, dir Männchen Graubart will ich auch wohl entkommen, und damit liefs wieder. Auf ein kurzes traf es einen Hasen, der fragte auch: Pfannküchelein, wo willst du hin? Da sprachs: Zwei Dirnchen bin ich entlaufen und dem Männchen Graubart, dir Häschen Weißkopf soll ich auch noch wohl entkommen. Wieder über ein Weilchen kommt ihm der Fuchs Fichsterz entgegen. Darauf das Schwein, das Rügelchen Wicksterz, dann der Wolf und der wilde Eber. Alle fragen und erhalten ihren Bescheid, aber der letzte schnappt zu und erwischt den halben Pfannenkuchen. Die andere Hälfte entkommt in die Erde; darum wühlen die Säue noch immer.

Nach einer dänischen Sage in vdHagens Jahrb. der deutsch.

Sprache (S. 360) erscheint der Mond als ein Käse, der zusammengeronnen ist aus der Milch der Milchstraße. Bei Schönwerth (Oberpfälz. Sag. 2, 64) bezeichnet er dagegen die Mannbarkeit der Brodbäckerin; als da die Dirne aus dem mondbeschienenen Brunnen Wasser gholt zum Ankneten des Teiges, und das Brod in den Ofen geschossen hat, ist der Mühlbach abgerissen, durch den Backofen gedrungen und hat gerade jenen Laib heraus geflözet, in welchen der Mond hinein gebacken war. Als der Laib fortschwimmend aufweichte, schaute bald der Mond wieder heraus. Zu diesem Sinnbilde tritt das Backgeschäft, das Einstürzen des Backofens und der Ehemond zusammen mit Geburtsarbeit und Niederkunft.

Die Suhlaer im Hennebergischen behaupten, ihr Mond sei rund, wie ein Käse, und groß wie eine Backschüssel (Bechstein, Mythe, Märch. ꝛc. 1854. 3, 12). Wie der Mondhase sich zum Brode verhält, ebenso steht er auch zum Käse. Man trägt in der Neujahrsnacht einen Laib Brod und einen Käslaib rings um's Haus (Mythol. Abgl. XLIX, 33). Der Baier backt auf Ostern den Eierkäse und nennt ihn Osterlamm (Schmeller, Wb. 1, 126). Der Käsegöze ist ein schlesisches Festbrod (Weinhold, Dialektforsch. 111). Mit Begehung dieser Bräuche soll sich die Nahrung für das Haus auf eine wunderbare Weise vermehren. Daher nennt man eine offenbare Unmöglichkeit und ein Ueberwunder einen Ohabiskäs und einen Hähnenkäs. Einen solchen Käse schlug U. Zwingli 1526 spottend als Disputationsprämie vor, als seine Gegner Faber, Murner und Eck in Baden zum Religionsgespräche eingetroffen waren, und deutete die voraussichtliche Erfolglosigkeit dieses Reformations-Disputes damit an (Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. Nr. 87). Eine Schrift vom Jahre 1618 o. O. ist betitelt: Beschreibung des heil. römisch. und catholischen Hasenkeß, durch Publ. Nesquitum. Im deutschen Thierepos steigt der Wolf in den Brunnen hinab, um den für einen Käse angesehenen Mondschein zu verschlingen. Wierus (De praestig. daemon. 1586) sagt dasselbe vom Teufel, welcher jedoch schon so manchen Schulsack gefressen habe, daß er den Mondschein in einer leeren Schüssel wohl keineswegs für einen Käslaib ansehen werde. Verweigernde Redensarten im Elsaß heißen Jo Haselkäs, jo Lohkäs! (Frommann, Mundart. 3, 14). Benfey (Pantschatantra 1, 349) zeigt die Litteratur des altindischen Märchens vom Elephanten, der durch den Widerschein des Mondes getäuscht wird, so daß das Thier ihn bald für einen Käse hält, bald glaubt, den Mond selbst aus dem Bache getrunken zu haben, wenn er

eben hinter eine Wolke getreten ist. Es ist dies nur eine Folge und Fortsetzung des noch älteren asiatischen Glaubens, daß bei Mondfinsternissen ein Drache den Mond zu verschlingen drohe. Daraus entstand die Lallenburger Geschichte vom Memminger Mann, der den Esel im mondbeschienenen Bach tränkt, und in der Meinung, das Thier habe den hinter die Wolke tretenden Mond mit hineingetrunken, es erst einsperrt und dann schlachtet, um den verlorenen Mond wieder zu bekommen. Memmingermä heißt daher im Zurzacher Rheinthale der Vollmond. H. Heine ahmt diesen Siebenschwabenwitz in seinen Reisebildern nach. Er läßt einen belesenen Jüngling aus dem märkischen Sand den Brocken besteigen und dorten Nachts die gelblederne Jägerhose im Glasschrank als den über die Brockennebel aufsteigenden Mond in ossianischen Versen apostrophiren: Herrlich ist dein Aufgang im Osten! Die schwäbischen Bauern in Munderkingen und Knielingen haben den Spottnamen Mondfänger und Stangenstrecker. Die einen wollten den Mond aus dem Bach heraus im Fischnetz fangen und in ihren Schweinstall sperren; die andern wollten ihn mit der Obststange als wie vom Apfelbaume herabstoßen, und da die Stange nicht reichte, diese durch Ziehen erst strecken. Bei den Inselfriesen auf Sylt gilt statt unseres Eulenspiegels der Schalksnarr Pua Modders. Als einst am Strande von Sylt ein mit Holländerkäsen geladenes Schiff gestrandet war und Pua schon alle aufgefischt hatte, kamen auch noch die einfältigen Bewohner von Föhr herbei und fragten nach der Meeresströmung, wo man Holländerkäse fange. Seht, sprach Pua und deutete nach dem aufgehenden Vollmond, im Nordost taucht eben ein schöner aus dem Wasser. Daher stammt das dortige Sprichwort: Hi röd eeder de Muun üs de Förring, en meent, dat et en hollönds Aast (Essen) wiar (C. P. Hansen, Friesl. Sagen 1858. 128). Trotz dieser Märchen, in denen der Mondkäse eine so lächerliche Rolle spielt, bleibt derselbe als eine Himmelsgabe in unsern Bräuchen noch immer geheiligt. Das Glück der Ehefrau und des Kindes Wachsthum knüpft sich an ihn. Mit Butterbrod und Käse beginnt die wendische Hochzeit, beides wird den vor dem Fenster stehenden Zuschauern mit ausgetheilt (Haupt-Schmaler, Volksl. 2, 235). Bei der dietmarschen Hochzeit waren dem Brautwagen mannslange Brautbrode und Brautkäse aufgeladen (Reocorus). Im Emmenthal wird dem Täufling zum Kirchgange Brod und Käse ins Taufzeug miteingebunden, dann hat er dereinst nicht Mangel zu leiden (Wolf,

Ztschr. 4, 2. Nr. 23). Beim Taufmahl der Oberpfälzer müssen die Gäste, wenn das Kind ein Knabe ist, brav Käse essen, und vor der Thüre theilt die Pathin den herbeigekommenen fremden Kindern Butter und Käsebrod aus, das Dämerlbrod, damit dem Buben seiner Zeit der Bart wächst (Schönwerth 1, 171). Zu Türkheim in der bairischen Pfalz hat bis zur französischen Revolutionszeit das Käsekönigreich gegolten, und alljährlich wurde ein Bürgerssohn zum Käskönig erwählt. Mit großem berittenen Gefolge sammelte er am Pfingstmontag bei allen Almendberechtigten in den Gehöften um die Stadt den Zins in Käsen ein. Bei der Rückkehr empfieng ihn die bewaffnete Bürgerschaft, und eine Jungfrauendeputation tanzte mit den Reitern. Dies setzte sich nachher im Königreich weiter fort, denn so hieß das Wirthshaus, das dann drei Tage lang von allen Abgaben befreit war (Schöppner, Bair. Sagenb. Nr. 325). Die Bürgersfrau, welcher ihr geiziger Ehemann Wein und Brod im Hause verschlossen hält, hat einem bei ihr anklopfenden Bettler nichts zu geben als sich selbst, und da er nun mit dem Morgen ihr Lager verläßt, heißt es im Volkslied bei Uhland (S. 738, 7):

Er zog herfür sein Bettelsack,
Die Stücklein waren wohl geschmack.
„Se hin, mein Lieb, iß Käs und Brot,
Bis daß der Hunger dir vergat.

Auch die Kirchenlegende weiß von diesem Liebeszauber im Käse, sie ist in den „Ritterburgen der Schweiz" erzählt. Während die Gräfin Margarethe von Greyerz in der Kirche Thränen vergießt über ihre kinderlose Ehe, sieht ein armer Bettelmann ihren Kummer für den der Nothdurft an und giebt ihr ein Stück Käse und Brod für ihre hungernden Kinder. Margaretha verwahrt die beiden Stücklein daheim in zwei verdeckten Silberschüsseln und kann sie schon nach Jahresfrist bei ihrem Taufschmause den Gästen auf die Tafel stellen. So also hängt der Mond mit der Nahrung, mit der Erzeugung der Früchte zusammen, so wirkt er auf Zeugung und Geburt, und das Sinnbild für beides sind Käse und Brod.

Ueber die heilige Jungfrau Brigida aus Schottland, deren Tod um 521 angesetzt wird, erzählt die Kirchenlegende bei Canisius Thesaur. Eccles. I. 414 sq. eine lange Reihe solcher Mirakel und Erfolge, wie sie sonst dem Mondeinflusse zugeschrieben werden. Die prächtigen Rinderweiden zu Kyldare in Schottland waren die Brigidenweiden genannt und jener Jungfrau geweiht;

kein Pflug durfte dorten gehen. Dort weidet selbst der Wildeber zahm mit ihrer Heerde. Einst sitzt ein Mann auf den Hals gefangen, weil er unvorsichtig den zahmen abgerichteten Fuchs erschlagen hat, den sich der König hielt; da lockt Brigida ein Waldfüchslein an, trägt es in ihrem Kleide zu Hofe und läßt es alle die Kunststücke des getödteten nachmachen, so daß jener Gefangene frei ausgeht. Wildenten ruft sie aus dem Gewässer heraus und aus der Luft herab, streichelt und liebkost sie und läßt sie wieder entfliegen. So konnte man schon aus diesen Zeichen entnehmen, sagt die Legende: quod omnis natura bestiarum et pecorum et volucrum subjecta ejus fuit imperio. Nur auf ihre Hülfe kann ein ungemeiner Waldbaum von der Art der Zimmerleute bewältigt und dann vom Platze geschafft werden, nachdem an seiner Last bereits alle Zugthiere zu Schanden geworden sind. Sümpfe werden auf ihren Beistand ausgetrocknet, wegbar gemacht, überbrückt; Mühlsteine werden auf der First des Gebirges ausgehauen und springen, wenn man keine Zugthiere hinauf bringen und vorspannen kann, auf der Jungfrau Wink unversehrt in das ihnen bestimmte Mühlethal hinab. Ein solcher Mühlstein ist auch an der innern Klosterpforte neben der Kirche der heilige Brigida zu Kyldare aufgestellt und wird von den Gläubigen bei Krankheitsfällen als wunderthätiger Heilstein berührt. Den bei ihr übernachtenden Reisenden zu Liebe schlachtet sie das eine Lieblingskälblein, und weil es eben an Brennholz fehlt, nimmt sie das Gerüste ihres Webstuhles und kocht das Fleisch damit. Des Morgens springt ihr Kälblein heil herum, der Webstuhl steht in voriger Form da. Der von Körperbau große Luguidina hatte zu seiner Zwölfmännerstärke auch einen Zwölfmännermagen und verschlang an jedem Tage die Speise allein, die für zwölf Knechte hingereicht hätte. Ein Segensspruch der Jungfrau beließ ihm seine Stärke, heilte aber seinen Heißhunger. Ein Hund frißt ihr den Speck aus dem Kessel, den sie für die kommenden Gäste siedet, doch das Stück wird auf Gottes Wink wieder ganz. Sie wird von ihrer Mutter zur Heerde hinaus geschickt, um zu buttern. Obschon sie da alle Butter an die Armen verschenkt, hat sie dann am Abrechnungstage ebenso viel Anken als die anderen Almerinnen aufzuweisen. Kommt sie des Abends mit nassem Kleide von der Schafweide heim gegangen, so hängt sie das Gewand noch an einen Sonnenstrahl zum Trocknen. Ihre eine Kuh kann sie des Tages dreimal und mit solchem Erfolge melken, als ob sie drei

beſäße. Blindgebornen giebt ſie das Augenlicht wieder, das Badewaſſer bereitet ſie den Ausſätzigen und verwandelt es ihnen in nahrhaftes Bier. Die von ihr gedungenen Schnitterknechte haben ſtets einen regenloſen Erntetag, mag es auch in der Nachbargegend gleichzeitig ſo heftige Regengüſſe geben, daß die Bäche austreten. Sie ſoll auch zur Ehe mit einem vornehmen Manne gezwungen werden; doch ſie ſteht zu Gott, ſie an Geſicht und Geſtalt ins Abſcheuliche zu wandeln: **Mox audita est, et oculos ejus crepuit et instar aquae liquefactus est.** Sie nimmt hierauf den Nonnenſchleier und als ſie Gott dankend an den hölzernen Stufen des Altares ſich niederwirft, fängt dieſer an in Aeſte, Rinde und Laub auszuſchlagen: **et mox lignum viruit, et oculus ejus restitutus est sanitati, cum velum accepisset.**

Hier haben wir alſo alle die ſchon in der Sage vom Mond vorgefundenen Gleichniſſe wieder, und ſchließlich treffen wir neben der Holz fällenden, Thiere weidenden, Butter und Milchgewinn beſorgenden Heiligen, welche Sümpfe trocknet und Mühlſteine bewegt, eine Spinnerin, deren Wohlgeſtalt ſich plötzlich zur bärtigen Jungfrau umwandelt. Ganz entſchieden das kirchliche Abbild jener vom Volksliede beſungenen Frau Breide (d. i. Brigitte), zu welcher Orendel über den Strom brautwerbend gefahren kommt. Brigida hängt ihr naſſes Gewand zum Trocknen an dem Sonnenſtrahl auf. Daſſelbe thut mit ihrer Wäſche die Bleicherin (Wolf, Heſſ. Sag. Nr. 57), die eine heilige Frau im Kloſter Nadelkiſſen war. Wenn die Leute um den Badeort Soden bei Frankfurt dies Wunder mit anſahen, liefen ſie Alle vor die Thüren, konnten ſich nicht ſatt ſchauen und hielten es für ein Vorzeichen von ſchönem Wetter. Aehnliches bei Panzer (Bair. Sag. Nr. 9. 14. 157. 205). So erfüllt ſich in der Kirchenlegende das Sprichwort über den Mond, welches bei Auguſtinus (de discipl. christ. 8) heißt: **frange lunam et fac fortunam.**

13.

Die Hasenfrauen.

Der Hase backt, sagt man am Zurzacher Rhein, wenn kleines Gewölk Morgens an den Waldbergen in Jura und Schwarzwald hängen bleibt, das Nachmittags im Regen niedergehen wird. Denselben sommerlichen Vorgang schiebt man zu Gansingen im Frickthal auf die Zwerge: Die Erdmännchen backen im Eisengraben. Gegenüber am badischen Rheinufer heißt es: Die Hexen am Feldberg spinnen, sie backen Wähen (Pfannen- und Brodkuchen), gleichwie man dafür am Harze sagt: Die Bergmutter braut oder kocht (Kuhn, Feuerraub 161). Der Hase gehört also zur alten Bergfrau, und die Hexe oder er selbst stehen im Dienste dieser Göttermutter, sie haben gleich einer Tempelpriesterin Kuchen zu backen, Fleisch zu kochen und Bier zu sieden für alles Volk, das an den großen Mai- und Herbstfesten zusammen strömt. Wer nun dieser Hase und seine Hasenfrau im Glauben der Vorzeit gewesen ist und welcherlei Einflüsse man beiden zuschrieb, dies geben die nachfolgenden Erzählungen zu erkennen.

Noch ist zu Bremgarten ein Weib in Erinnerung, das man dorten unter dem Namen der alten Siegristin kannte und das zugleich eine Hasenfrau gewesen ist. Sie wußte die schmackhaftesten Brodkuchen und Zwiebelwähen zu backen. Während sie die Eier dazu schon in die Pfanne geschlagen, den Teig zum Einschießen in den Ofen schon fertig hatte, fuhr sie in ihrer Backmulde auf dem Reußfluße erst noch bis ins Nachbarstädtlein Mellingen, andere sagen, bis nach Basel hinab, um da die größten Zwiebeln einzukaufen und auf ihre Schmalzkuchen zu streuen. Während man sie aber zu Mellingen entfernt vermuthete, konnte man sie doch gleichzeitig in ihrer Wohnstube wirthschaften und schelten hören, und ihrem Manne, der ein schlimmer Wirthshauslüfer war, geschah es dann öfters, daß sie ihn unvermuthet in der Schenke überraschte und mit dem brennenden Ofenscheit heim trieb. In Gestalt eines stets an gleichen Waldstellen gaukelnden Hasen neckte sie den herrschaftlichen Jäger und besonders den Ehrenkaplan (Argau. Sag. Nr. 290); allein statt des wohlgetroffenen Hasen vermochten die Schützen nichts anderes am Platze zu finden,

als eines Weibes Haarschnur. Die Hasenfrau hatte sich also mittelst der Schnur in die Gestalt jenes Hasen gebunden gehabt, wie man sich mittelst eines Wolfsriemen Währwolfsgestalt anzaubert; beides aber weist auf den Gürtel der Priesterinnen zurück.

Einst wiederholte die Siegristin auch jenen Wettlauf, den das Märchen vom Schweinigel und Hasen erzählt. Zwei Bremgartner Bürger waren auf dem Marsche nach Luzern begriffen, als sie in den Waldungen des Frauenklosters Hermetschwil auf die Alte trafen. Auch sie sei gerade auf der Reise nach Luzern, äußerte sie, aber einer Vergeßlichkeit wegen müsse sie noch einmal in ihr Haus zurück, hoffe jedoch, gleichzeitig mit den beiden am Orte eintreffen zu können. Der Weg nach Luzern beträgt einen Tagmarsch und dazu der Umweg der Frau ein paar Stunden. Als nun die beiden Männer gegen Abend zum Stadtthor hineinschritten, kam ihnen wirklich die Alte bereits vom Seeufer her entgegen, wie einer, der seine Geschäfte am Orte zu Ende gebracht hat, grüßte höhnisch und schritt durchs Thor hinaus auf Bremgarten zu. So war sie also im Stande, mittelst des Wunschgürtels sich in Thiergestalt zu verzaubern, und fuhr im Backtrog bis Basel, oder lief in die Wette bis Luzern, ohne daß mittlerweile daheim ihr Brod im Ofen kalt wurde. Es läßt sich daher die Hasenfrau, in Thiergestalt spukend, gewöhnlich bei alten Kapellen, bei Frauenklöstern, und wenn diese Beziehungen schon geschwunden sind, bei Metzelsuppen und besondern Gastereien betreffen.

Der Abt von Einsiedeln war im aargauischen Frauenkloster Fahr erschienen, das noch unlängst unter seiner Inspection stand. Ueber Tisch erzählte ihm der Klosterbeichtvater von einem Hasen, der allen Jägern der Umgegend in den Schuß laufe und gleichwohl noch nie habe getroffen werden können. Der Abt entschloß sich alsbald zu einem Jagdgang, aber als ein gelehrter Herr lud er die Flinte vorher mit etwas Gesegnetem. Denn wenn der Jäger Osterkohlen vom Osterfeuer, am Charfreitag am Kirchhof angezündet, im Flintenkolben mit sich trägt, so kann ihm die Begegnung der Hasenfrau keinen Schaden thun. Draußen am Stand erschien ein übergroßer Hase, neckte und häuselte; ein Schuß, und er lag todt. Da sie heimkamen, war im ersten Hause beim Kloster großer Lärmen; denn in dem Augenblicke, da der Schuß gefallen war, war hier ein Weib todt umgesunken, das bei den Leuten die Hasenfrau geheißen hatte. Man hatte große Rübe,

dem Abt diesen Unfall zu verbergen. (Weißenbach von Bremgarten.)

Daß im Frauenkloster die Göttin und der ihr geheiligte Hase ursprünglich verehrt waren, daß beide entweder in Stein gehauen oder abgemalt dorten zu sehen waren, wird sich nachher erweisen; hier schon zeigt sich die Hasenfrau als Priesterin der Heidengöttin und erliegt unter der noch stärkeren Zaubergewalt des gegen sie auftretenden Christenpriesters.

Von der Winterhalde hin gegen Meienberg liegt der Brandwald. Dieser war ehedem durch die Räubereien vieler Landesverwiesener verrufen, welche man nach älterer Ausdrucksweise Banditen nennt. Die Landstraße führt eine Stunde weit hindurch bis zur Wegscheide, wo man von Aettenschwil nach Sins hinabgeht. Hier in Waldesmitte liegt ein Weiher, dicht mit Röhricht überwachsen, von schreienden Fröschen voll und voll großer Schlangen, die im Herbste jeden Schilfmäher verscheuchen. Man nennt ihn Sadhöniweiher, denn das Bild des Sankt Antonius ist auf einem dabei stehenden Feldkreuze zu sehen, er selbst hat als kräuterkundiger Einsiedler hier lange gelebt und den Bauern jedes erkrankte Stück Vieh geheilt. Schließlich erbaute er hier Kloster und Kirche, doch die Banditen verbrannten es und erschlugen den Einsiedler. Auf diese Freveltat entlud der Himmel alle seine Regenströme, der Waldboden spaltete sich und verschlang die Banditen mit Weib und Kind. An die Stelle trat dieser schlammige Teich, der von unermeßlicher Tiefe sein soll. Seitdem lebt hier ein alter Hase, jedem Jäger wohlbekannt. Wer ihn einmal erblickt hat, der will gewiß nicht mehr in dieser Gegend jagen. Die Flinte versagt, so oft man auf ihn anlegt, holzgerade bleibt er vor dem Schützen stehen. (Seminarist J. Villinger von Aettenschwil.)

Die Sage kennt solcher Thiere bei Klöstern manche. Wo Hohensem untergegangen ist, hört man noch die Kirchenglocken unter der Erde läuten, aber ein gefürchteter dreibeiniger Hase verscheucht die Neugierigen (Seifart, Hildesheim. Sag. 2, Nr. 38).

König Wittekind wurde von einem Hasen, der ihm wie ein Hündchen voransprang, des Weges von Enger nach Schildesche gewiesen. Hier baute er eine Kirche und seine Schwester wohnte da als Klosterfrau. Von diesem dahinführenden Hasenpfad lebt heute noch das Reimwort:

Dat is de Hasenpad,
den könig Weking tratt.

(Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 288, 304.)

Daß der Hase ein Weib ist, die in dieser Gestalt unter dem besondern Schutze Gottes steht, darüber giebt Walter Scott eine eigne gerichtliche Erzählung im 9. Brief über Dämonologie und Hexerei. Isabella Sedwin nämlich bekannte vor den schottischen [illegible]richtern, sie sei in Gestalt eines Hasen auf dem Wege zu ihrer Freundin gewesen, und habe den sie verfolgenden Jagdhunden dadurch entkommen können, daß sie den Gutzauberungsspruch hersagte:

Hase, Hase, Gott steh' dir bei!
Ich bin jetzt in Hasengestalt,
Wandle mich aber zum Weibe bald.

Der gespenstische Hase in Beinwil am Hallwylersee führt einen so abenteuerlich lautenden Namen, daß die Leute daselbst, die von ihm erzählen, noch nicht vermocht werden konnten, ihn in ihrer Mittheilung auszusprechen. Er ist ein Weib aus dem Lenzburger Amte gewesen, die zu Beinwil in unglücklicher Ehe lebte und schließlich in einem seichten Wässerchen todt gefunden wurde. Von ihrem ehemaligen Wohnhause aus geht der Hase am frühen Morgen durchs Dorf, immer den gleichen Weg, immer die Begegnenden foppend. Am öftesten zeigt er sich mit Eintritt schlechter Witterung. Der Ehemann hat wieder geheiratet, lebt aber wiederum in unglücklicher Ehe und alle Welt weiß, daß dies in Folge jener ersten Frau geschieht, deren Geist nicht zur Ruhe kommen kann. (Pfarrer Hemmann.) Eine Versündigung gegen die Ehegöttin Hulda hat hier den Tod der Ehefrau zur Folge, und die mißhandelte Frau wird von der rettenden Göttin in Gestalt eines Hasen hinweggenommen. Die Beziehung dieses Thieres zur Göttin sprechen nordische Erzählungen noch deutlicher aus.

Asbjörnsen (Huldre Eventyr 2, 128) erzählt die Sage von einem gespenstischen Trollhasen, den man in Norwegen immer vergebens gejagt hatte, bis man ihn endlich unter Anwendung folgenden Zaubermittels erlegen konnte. Nur mit einem Spürhund von ganz rother Farbe, der rothe Rapp genannt, konnte man ihn aufzujagen beginnen. Dann legte man auf die Schwanzschraube Rinde vom Vogelbeerbaum; auf die Patrone aber that man drei Gerstenkörner, Abschabsel vom kleinen Fingernagel und drei Späne von einem silbernen Erbgroschen, der schon mit im

Kriege gewesen war. Nachdem man damit den Schuß gethan, blieb der Hase todt. Auf derselben Jagd war auch ein Jäger, der sich zu rühmen pflegte, er kenne dieses Revier so gut wie seine eigene Hausdiele. Gerade damals nun verirrte er sich, und lief zuletzt der Altmutter in die Hand, der Huldre. Die trug einen schwarzen Rock, eine lederne Pekesche, und hatte ein Tuch über den Kopf. Sie stützte sich auf ihren Krückenstock und sprach zu ihm: Höre, Lars, du hast viele Hasen von mir in dieser Mark bekommen und ich habe dir immer nur Gutes gewünscht und erwiesen, da hättest du wohl auch meinen Sennhasen geben lassen können; du hättest ihn auch nicht bekommen, hättest du nicht deinen rothen Rapp gehabt. — Als nun der Hase, der ungewöhnlich klein und von Farbe sehr dunkel war, zerwirkt ward, blutete er ganz außerordentlich wie eine kleine Kuh*), die noch nicht geworfen hat, und so blutete er drei ganze Tage lang im Keller, wo er aufgehangen worden war, in einem fort. —

Die Opfer, welche früherhin der Göttin fielen, verlangt der Hase noch immer; er erscheint daher zur Zeit der Einschlachtung oder wird bei geizigen Leuten die Ursache von Viehseuchen.

Im aargauischen Dorfe Aettenschwil waren einem Bauern die Schweine öfters erkrankt, ohne daß sich ein Grund dafür entdecken ließ, doch geschah es wiederholt, daß wenn der Bauer Nachts noch nach den Ställen sah, dann ein Hase davon wegsprang. Letzteres beachtete er nicht, doch ließ er alle Schweine auf einmal abschlachten. Dies geschah im Winter, da eben die Berggegend tief eingeschneit war. Während der Metzger an seiner Arbeit stand, kam ein Weib, das man in der Umgegend für eine Hexe hielt, vom Dorfe Leuggern her, scheinbar aus der Frühmesse, und mußte, um in ihren Berghof zu gehen, gerade hier am Hause vorüber. Sobald sie aber aus der Ferne sah, was hier vorgieng, schlug sie einen unbegreiflichen Weg ein; sie stieg

*) Dieser Troll- und Sennhase der Altmutter Huldra blutet beim Abschlachten wie eine Kuh. Dies erinnert an die Sagen vom Fang des Ebers oder Dachses aus der Heerde des Wilden Heeres heraus, oder des Fisches aus dem Geisterfee, lauter Thiere, die meistens einäugig sind und mit einem ihrer Art entgegen gesetzten Namen genannt werden. Als der Fischer im Wesenderfee den einäugigen Hecht gefangen hat, kommt der Stier und fragt wüthend: Wo ist meine Kuh? Bei Kuhn, Westf. Sag. (I, S. [illegible] Ebenda, v. S. 322 an) sind solcherlei Erzählungen reichlich zusammengestellt, in denen Frau Harke, Frau Holle oder die den Beiden entsprechende Göttin Freyja das ihr gehörende Weibthier sucht und lockt. — Vgl. Das Perlenthier, S. 91.

die steilen Halden, die ohnedies Jedem unwegsam sind und damals manneshoch verschneit lagen, schnurgerade hinan und verschwand droben vor Aller Augen. Wenn der Eber, als Symbol der Fruchtbarkeit, der Liebesgöttin Freyja geschlachtet wird, so giebt hier die Hasenfrau den Anlaß, dieses Opfer gleichfalls darbringen zu lassen, mag dasselbe nun im Mittwinter geschehen, oder für die Göttin Ostara und Frouwa erst mit Frühlingsbeginn. Beide Göttinnen treten dadurch in eine für uns neue Beziehung und Verwandtschaft. Freyja's jagender Gemahl ist der Sonnengott Odhin und stirbt, von den Hauern des erlegten Wildebers getroffen, zur Zeit der sinkenden Sonnenwende. Ostara aber läßt den Osterhasen jagen, bis er die rothen Wunscheier legt, deren rother Schimmer die steigende Sonnenwende versinnlicht, und damit entzündet sie in den Herzen das Feuer der Liebe und im Boden die Fruchtwärme. Wenn daher der Nordriesen Wunsch einmal verlangt, die Freyja nebst Sonne und Mond zugleich in ihren Besitz zu bekommen, so verlangen sie damit nichts anderes, als alle drei Schönheitsgöttinnen, die Freyja nebst der Ostara und Holda, das Jahr sammt Tag und Nacht.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Kirche im Mittelalter dem Hasen eine religiöse Heiligung eingeräumt hatte. Unter den freilich sehr selten gewordenen Bildwerken, aus denen sich dieses wirklich verräth, seien hier einige angeführt. Im Nonnenkloster St. Joseph im schwyzerischen Muotathale zeigt die Grabkapelle ein zirkelrundes Deckenbild aus sehr alter Zeit, des Klosters Entstehung selber fällt ums Jahr 1280. Ringsumher sind Gebirge gemalt; größer als diese erscheinen drei Hasen, die sich im Kreise jagen. Jeder hat zwei ziemlich große Ohren, doch sind sie so angebracht, daß die Hasen zusammen nur deren drei haben und ein Dreieck bilden, aus welchem heraus das Auge der Vorsehung blickt. Und daher gilt dorten die Meinung, diese drei Hasen seien ein Symbol der Dreieinigkeit (Meyer-Knonau, der Kanton Schwyz 288). Wer sich eine theilweise Anschauung dieses Bildwerks verschaffen will, findet etwas Aehnliches als Holzschnitt in „Herrn Petermanns Jagdbuch" 2, 44. (München bei Braun und Schneider) mit dem darunterstehenden Reim:

Drei Hasen und der Löffel drei,
Und hat doch jeder seine zwei.

Ein solches Bild in einem Nonnenkloster, noch dazu in den Ehren St. Josephs geweiht, also des Gemahls Unserer Lieben

Frauen, hängt sicherlich zusammen mit dem Bilde in der Dorfkirche von Thüngenthal. Diese ist eine Wallfahrtskirche, genannt Unsere Liebe Frau zum Hasen, und zeigt ein steinernes Marienbild, an welchem die Figur eines Häsleins emporstrebt. Man sagt, ein solches von Jäger und Hund verfolgte Thier habe hier einmal am Altare Mariens Zuflucht gesucht (Bechstein, DSagb. Nr. 881). Es giebt aber heidnische Denkmale solcher Art, und schon auf einem Steinbilde der niederrheinischen Göttin Nehalennia wird dieser ein Hase dargebracht (Wolf, Beitr. 1, 151). Unwillkürlich gedenkt man dabei jener antiken Eroten- und Dianenstatuen, denen in gleicher Weise ein aufrecht stehendes Häslein als Attribut beigegeben ist. In einem von Philostratus beschriebenen Bilde jagen Eroten nach Hasen, die unter Bäumen an den abgefallenen Aepfeln nagen. Auf einem Gemälde von Cosimo, in der königlichen Sammlung zu Berlin, deutet der an die Venus geschmiegte Amor hinüber auf den schlafenden Mars, zwischen beiden sitzt ein Kaninchen, das Sinnbild der Buhlerei (Friedreich, Symbolik 137).

Abbildungen gebrüsteter deutscher Göttinnen ohne das Attribut des Hasen gab es früherhin gleichfalls einige. Eine gebrüstete Göttermutter war auf dem Quader eines Tempelsteines ausgehauen, der im fränkischen Dorfe Ymenzheim in einem Wirthsgarten aufgestellt war. Eine Zeichnung davon in Wolfs Beitr. (1, Tafel II). Bei Tuttlingen a. Tuttenthal herrscht die Sage von der Tutt und Tuttfee, einer Göttin, deren Bild aus Sandstein mit einer Doppelbrust von ungewöhnlichem Umfange auf dem Stadtbrunnen stand, dann aber zerschlagen wurde. Man kennt noch Stücke davon, in Mauern eingeflickt. So liegt auch zu Schwäbisch-Gmünd unter dem Dache des Thurmes noch ein hölzernes Weibsbild mit ausgebreitetem Mantel, auf deren beiden Seiten je eine Reihe von hölzernen Kinderköpfen angebracht ist; es sei das Wahrzeichen, daß hier eine Frau einst mit vierzehn Knaben zugleich niedergekommen (Birlinger, Schwäb. Sag. 1, Nr. 2. 341).

Aus einem helvetischen Heidengrabe zu Grächwil bei Bern wurde die berühmte Bronce erhoben, die abgebildet ist in den Zürich. antiq. Mittheil. „Etrusk. Alterthüm. v. Jahn." Es ist darauf dargestellt die gebrüstete Göttermutter unter ihrer Schaar von Thieren. An ihrer rechten Seite hat sie ein aufrechtstehendes Häslein, in ihrer linken Hand ein todt hinabhängendes; das

eine deutet auf den in starrer Wintererde schlummernd liegenden Samen, das andere ist das wieder erwachte Frühlingsleben. Damit hängt der altrömische Glaube zusammen, man komme durch Genuß von Hasenfleisch zu körperlicher Schönheit. Freilich, sagt Plinius (H. N. XXVIII, 79) ist es wohl nur ein läppischer Scherz, wenn der gemeine Mann, um körperliche Schönheit zu erhalten, glaubt, er müsse neun Tage Hasenfleisch essen, indessen muß ein so allgemeiner Glaube doch wohl irgend einen Grund haben. Martial witzelt über die häßliche Gellia, sie wolle ihn durch einen überschickten Hasen auf sieben Tage verschönern und habe doch ihr Leben lang selbst noch keinen gegessen.

Dieser römische Glaube verbreitete sich mit dem Schulwissen in Deutschland. Von einem italienischen Kurtisanen sagt Hutten im Gesprächbüchlein vom Fieber (Münch 5, 172): „Wenn er einen Hasen isset, meinet er bald hübscher davon zu werden." Troll in seiner Gesch. v. Winterthur 3, 221 erinnert sich, wie bei den öffentlichen Aufzügen in seiner Vaterstadt früherhin keine andere Kopftracht üblich gewesen sei, als eine mit Hasenpelz verbrämte. Studentenfreundschaften wurden zu Jena und Leipzig gleichfalls auf den Hasen hin geschlossen. Bei Gleditsch (Monatliche Unterredungen, 1692, Monat Mai) wird erzählt, man sei dabei niedergekniet, habe Blut aus dem Finger der rechten Hand geritzt und es, mit Hasenblut und Wein vermischt, einander zugetrunken. Aber auch schon ein Rezept des 12. Jahrhunderts (Mone, Anz. 1838, 609) verweist darauf: „Brenne daz **bluot** unde die hut des hasen unde gibiz demo siechen in vino". Hasenschmalz streicht man auf den eiternden Finger, doch auf der heilen Seite des Gliedes und ohne Zeugen. Aargau. Abgl. Die Folge dieses Glaubens war, daß die Hexen mit Hasenfett gesalbt, sich in Hasen verwandeln konnten, und der Ketzerrichter Bognet berühmte sich, er habe 600 Juraſſier während seiner richterlichen Thätigkeit erdrosseln oder verbrennen lassen, nachdem sie im Kerker sich nicht mehr in Hasen hatten verwandeln können, eben weil sie hier keine Zaubersalbe mehr bekamen. So wurde die Priesterin der Liebesgöttin bei verändertem Glauben zur Hasenfrau und zur Hexe erniedrigt, gleichwie diejenigen Volksstämme, die einem verkommenden Glauben allzulange oder zu ausschließlich ergeben blieben, mit dem Dümmlings-Spitznamen der Hasen verspottet wurden. Alle schwäbischen Anwohner des Bodensees heißt man Seehasen (Eiselein, Sprichwört. 564). Der Spitzname kann äußerst alt

sein, denn schon in der Notitia dignitat. imper. (Lugd. 1608, 26b) werden die Schwaben vorgestellt mit einem laufenden Hasen im Schilde. Das gegen die Feinde gewendete Thier sollte für diese ein übler Angang sein, wie es noch Aarganer Glauben ist, daß ein Hase, der in die Nähe eines Heeres komme, selbiges sieglos mache. Begegnet ein Hase dem zu Markt fahrenden Bauern, so verliert dieser im Handel. Wem er auf dem Marsche begegnet, der kehre sich dreimal um, so widerfährt ihm kein Unheil. Kommt der Hase links her, so darf man nicht nachblicken und muß rechter Hand fortgehen, sonst geräth man in des Thieres Lauf und bekommt ein geschwollnes Gesicht. „Inauspicatum dat iter oblatus lepus.“ Brown, Essai sur les Erreurs populaires. 2, 192. Nach der Richtung aber, in der er seinen Angang nimmt, ist er ebenso siegbringend, und daher dann die weiteren Anwendungen des Thieres auf die Namen kampffähiger Völker, tapferer Geschlechter und günstiger Herbergen.

Der Schwank von dem bewaffneten Auszuge der sieben Schwaben gegen einen Hasen ist längst ohne Sinn. In Verfolgung des Thieres begriffen, steht ihnen plötzlich der Bodensee im Wege. Als den Verfolgern ein Frosch aus dem Wasser entgegenquakte: Wad Wad! meinten sie den See durchwaten zu können, und ertranken alle bis auf ihre schwäbischen Strohhüte (Simrock, Volksl. Nr. 343). So gerathen zwar hasenjagende Dänen gleichfalls in die Flucht (Neocor. 1, 353), aber da die Deutschen unter König Arnulph einen aufgeschreckten Hasen verfolgen, erobern sie darüber Rom (Liutpr. 1, 8).

Dem Bodensee benachbart liegt beim Schlosse Steineck im Thurgau ein besonderer Hasensee, und das älteste Wirthshaus der althabsburgischen Stadt Laufenburg am Oberrhein ist zu den drei Hasen geschildet. Das Zugerdorf Risch führt im Wappen einen Baum, an dem ein Hase aufsteigt. Der Spitzname des Dorfes Helikon im Frickthale ist Hasen, ohne daß man dorten einen Grund dafür kennt. Unter den in der Schlacht bei Tätwil Gefallenen nennt das Anniversarium der Badener Stadtkirche einen Badener Bürger Berchtold Haso (Hdf. Birmenstorfer-Dorfchronik von Pfarrer Stamm, fol.

Daß das Thier der Frühlingsgöttin geweiht war, zeigt der auf Ostern in Kuchenform gebackene, eierlegende Osterhase; und daß sie zugleich bald die schöne Freyja, bald die gnädig bescheerende Hulda genannt werden ist, beweist der Volksglaube (Schönwerth,

Oberpfalz 3, 240), ein Hase am ersten Märzenfreitag geschossen, sei für Alles gut, sein Auge müsse gegen Erblindung angehängt werden, während es medicinischer Glaube in der Schweiz war, Hasenaugen zu essen, beförderte den Frauen die leichtere Geburt.

Der Osterhase hat im Dorf Osterhagen seine eigene Lokalsage, sie steht in Pröhle's Harzsag. 1, 204. Ein Hirte entschläft im Harz am Weingartenloch und erwacht in einer großen Kaufmannsstadt, Venedig. Die Namen Weingarten und Venedig erinnern an die deutschen Himmelsnamen: Vineta, Winsele und Wingolf. Hier darf er sich wünschen, was er will, entweder einen Goldhirschen, oder einen goldenen Hasen. Den letzteren hat er bekommen und mit heimgebracht nach Osterhagen.

Frau Holda läßt sich bei ihrer nächtlichen Wanderung durchs Land von Hasen die Lichter voraustragen (Wolf, Zeitschr. für Mythol. 3, 84), Frau Harkes Heerde besteht aus lauter Hasen (Kuhn, Nordd. Sag. 113). Im Hasenteiche bei Altenbrak sitzen die ungeborenen Kinder (Pröhle, Unterharzsag. Nr. 35. Nr. 37). Der Bensheimer Kinderbrunnen liegt in der Hasengasse. In Schwäbisch-Rißleck und Wurmlingen holt man die Neugeborenen aus dem Hasenneste, gleichwie man die Ostereier in künstlich gemachte Buchsnester versteckt und den gebackenen Hasen zum Legen daraufsetzt (Birlinger, Schwäb. Sag. Nr. 219). Selbst am Nikolausenbäumchen, das man beim Unterwaldner Sennenumzug getragen bringt, hängen neben buntfarbenen Bänoern und Goldnüssen ausgeblasene Eier. Findet sich in der Gupfe eines geschälten Ostereies ein kleines Grübchen, so heißt es, die Mutter Gottes habe sich ein Löffelchen voll davon herausgenommen, um ihrem Kinde das Mus damit zu kochen. Die Kleinen freuen sich dann darüber, wenn die Narbe in der Fleischspitze des Eies recht tief geht und also recht viel davon durch die Mutter Gottes verbraucht worden ist (Meier, Schwäb. Sag. 2, S. 392). Wenn so das Jesuskind vom Hasenei bekommt, damit es selber wachse und stark werde, so erklärt sichs, daß ein am Charfreitag gelegtes Ei dem Essenden riesige Stärke verleihe zum Heben von Lasten, und ihn gegen Leibschaden schütze. Ein Ei, sagt man erklärend, ist eine ganze Gabe, so viel werth, als ein Laib Brod; denn beide sind umschlossen und ohne Zuthat genießbar (Schönwerth, Sag. 3, 281). Das Ei ist also hier schon das Hasenbrod, das honigsüße, und daß die heilige Maria unsere Göttin Ostara gewesen ist, erweist das altdeutsche Schlummerlied (herausgegeben v. W. Zappert, Wien 1859)

worin die Göttin dem Kinde statt des Wolfs weiße Schäfchen bringt, dazu Honigseim und Eier:

Ostara stellit chinde
honak egir suozzin.

Das Osterei, welches ein Mädchen dem Burschen schenkt, dient ihm zum Zeichen ihrer Gunst, denn Ei und Hase ist ein Symbol der Liebe. Hierüber wird im Jägerhörnlein (des Jägerbreviers anderer Theil, 1861) aus dem Angenehmen Nachtisch eine Jägerlüge erzählt, die nun erst zu ihrem Sinne gelangen kann. Auf der Pfingstweide zu Frankfurt, da eben die Bäcker ihren Pfingsttanz abhielten, gieng ein Schustersgeselle mit seiner Jungfer spazieren und stieß auf einen schlafenden Hasen. Da er weder Stock noch Degen bei sich hatte, griff er rasch nach einer Erdscholle und warf damit den Hasen todt. Doch sowie er ihn aufnehmen wollte, lag zugleich ein Rebhuhn dabei, eben noch einmal flatternd und dann gleichfalls todt. Demnach sah er, daß er in der Hitze statt einer Erdscholle ein Rebhuhn aufgegriffen und sich nun einen doppelten Braten erworfen hatte, zu dem er alle seine Gesellen zu Gaste laden konnte. Aber noch mehr. „Durch dieses künstliche Hasenwerfen hatte er seine Begleiterin, die Jungfer, also verliebt in sich gemacht, daß er noch selbigen Abends das Ja von ihr empfangen." Mit dieser Erzählung stimmen die Gedankensprünge zusammen, die im Volksliede immer wechselnd zwischen dem Hasen und einem geliebten Mädchen gemacht werden, z. B. im Jäger aus Churpfalz:

Hubertus auf der Jagd,
Der schoß ein Hirsch und Has,
Er traf ein Mägdlein an
Und das von achtzehn Jahr.
Jetzt geh ich nicht mehr heim,
Bis daß der Guguck schreit,
Er schreit die ganze Nacht:
Ich hab dich zu meinem Schatz gemacht'

Eheglück und Anwachs des Besitzes verknüpfen sich daher gleichfalls unter dem Bilde des Hasen:

Bescheert mir Gott ein Hasen,
So giebt er auch den Wasen.
Giebt Gott Häschen,
Giebt er auch Gräschen.
Giebt Gott Kinder,
Giebt er auch Rinder.

Hat jemand überaus Glück im Kartenspiele, so sagt man an unserm Oberrhein: Der hat einen Hasenfuß im Sack. Aus dem Hasardspiele machte die ältere Sprache ein Hasehard, und weil französisch hasard der verlierende Wurf ist, so glaubt man, der Würfelspieler gerathe, einem Hasen nachlaufend, in des Teufels Hand. Die bezügliche Stelle im Renner citirt Wackernagel in Pfeiffer's Germania 5, 306:

Swer disem hasen jaget nâch,
Dem ist gên himelrîch nicht gâch.

Es gründet sich darauf der Glaube, man müsse dem Teufel Hasen opfern, um von ihm dafür den Wechselthaler oder Brutpfennig zu erlangen, nämlich Geld, das, vom Besitzer ausgegeben, stets wieder in seinen Beutel zurückkehrt. Die Erzählung hievon steht Nr. 388 der Aargau. Sag.

Auch versündigen kann man sich am Hasen. Wer seiner lacht, weil er im Bergablaufen soviel Männchen zur Unzeit macht, der wird alsbald selbst gefährlich hinstürzen. Wer dagegen eine Hasenbohne (Thierlosung) findet und verschluckt, kriegt auch ein Theil von selbigem Hasen. Hasenbohnen giebt man auch den Kühen ein, wenn sie nicht trächtig werden wollen. Ein bekanntes Stubenspiel heißt Häschen an der Wand. Man läßt ein um die Hand gewickeltes Tuch in zwei Zipfeln emporstehen, die Ohren des Hasen, hält die Hände zwischen Wand und Licht, mit den Fingerspitzen der einen die Bewegung der Kiefer darstellend, mit den zwei Fingern der darunter gehaltenen andern Hand die Vorderbeine, und läßt so Männchen machend das Häslein an der Wand herumspazieren. Man warnt aber, es ja nicht zu übertreiben, denn wenn man den Schatten erzürne, so schlage er von der Wand nach dem Spielenden. Die Hasenfrau hat auf diese Weise den Knaben geholt und ihn bei sich in eines der Kaninchen verwandelt, deren sie eine ganze Heerde bei sich hat, die ihr die Stube fegen, die Schuhe putzen, Kräuter suchen und Suppe kochen müssen. So wird im Hauffischen Märchen „Zwerg-Nase" erzählt. Sie wohnt im Feenschloß mit gläsernem Boden und goldenem Dach, sie giebt den Ihrigen eine aus tausend Kräutern gekochte Suppe zu essen, lebt aber selbst nur von Sonnenbrod und Rosenthau. Dies ist Gras und Kraut des Frühlings, woraus sich die Zeugungen gleich den Häschen unausrottbar und bis ins zahllose vermehren. Oder es ist gleich jenem Sonnenbrod, das Hasenbrod in der Kindersprache, das, wie alles unerwartet Neue, am allerbesten schmeckt,

es sind die in der Bremgartner Ortssage erwähnten Zwiebelwähen, welche die Siegristin so unübertrefflich gut zu backen verstand. Es sind die landschaftlichen Redensarten, welche den Stand der Witterung und den befruchtenden Frühlingsregen an das Erscheinen des Hasen anknüpfen. Das hab' ich dem Hasen abgejagt, sagt der Bauer in der Magdeburger Börde, der seinem Kinde Gebäcke aus der Stadt mitbringt (Mannhardt, Mythen 410), während in gleichem Falle unsere Redensart heißt: Das hab' ich dem Nikolaus und seinem Esel abgejagt.

Ueber J. W. Wolf wird in seinen Beiträgen 2. Theil erzählt, wie er in seinen Kinderjahren zu Köln an einen alten Taglöhner gerathen war, der ihm von Legenden berichtete, und ihm dazu ein Stückchen Hasenbrod unter geheimnißvoller Miene mitzubringen pflegte; denn fremder Leute Brod ist den Kindern Kuchen, sagt das Sprichwort. Allein die specifische Benennungsweise ist sehr alt, lebt schon in unsern frühesten Kochbüchern und reicht von der Schweiz bis Westfalen. Hasenöhrli, Eieröhrli, Hüllweck und Heidenhüllen nennt man in oberdeutschen und schweizerischen Landstrichen katholischer Confession solcherlei mit dem Zackenrädlein gerändert ausgeschnittene kleine Schmalzküchlein und Nudeln, wie man sie auf Fastnacht und Hirsmontag überhaupt backt (Stalder 2, 150). Es sind länglich verschobene Rechtecke, gebunsen und zähe, in Baiern dagegen von dreieckiger Form (Bair. Köchin, Salzburg 1832, 324). Das älteste deutsche Kochbüchlein Kuchimaistrey Bl. 14 — eine Incunabel o. O. und J. — kennt sie bereits „die haszenor nit zu dick noch zu dünn." Hasenschwänzlein werden in Form einer häuserlosen Waldschnecke gebacken und auf unsern oberdeutschen Jahrmärkten feilgeboten (Landolt, Schweiz. Kochb. 514). Zuckerhasen nennt man ein macaronenartiges Kleingebäcke; man setzt Mandelteig mit gesüßtem Eierschaum häufchenweise auf Oblaten „gleich als ob es der Hase gelegt hätte." (Konstanz. Kochb. 1, 298). Das Luzerner Hasenbrod ist ein Eierbrod und heißt auch Hüllweck und Heidenhüllen. Dasselbe ist deswegen bemerkenswerth, weil in Schwäbisch-Denkendorf jede Hausfrau, so oft sie ein Kind bekam, acht weiße Haiden aus dem dortigen Kloster erhielt (Schmid, Schwäbisch. Wörth. 269), und weil mit der jährlichen Vertheilung des Hüllweckes, als eines gesetzlichen Pflichtbrodes, noch im vorigen Jahrhundert eigenthümliche Rechtssitten verbunden waren, von denen Bibra berichtet (Jour. v. u. f. Deutschl. 1787. 2, 20).

So weit es in der Schweiz noch Neujahrs-Brauch ist, Zirgelein zu backen, Eisenkuchen mit einer vom Backeisen aufgepreßten Figur, findet sich auch der Hase auf ihnen, bald vor einem frisch ausschlagenden Bäumchen ein Männchen machend, bald an den Hinterläufen vom Bauern heimgetragen. Auch in Hasenform gebackene Marktbrödchen sind im Aargau noch üblich.

Woher kommt nun das Hasenbrod und wer bringt es denn? Aus dem Hasenteiche kommt's und die Neugeborenen bringen's vom Hasen mit. Wenn man das Neugeborene seinen Geschwistern zum ersten male zeigt, hat es ein Säckchen anhängen, drinnen ist Zucker, Weck, Kuchen, Gut's (Wolf, Hess. Sagen Nr. 18, Anmerk. Nr. 211). In Holstein trägt es sein Söcklein an den Füßen, und das mitgebrachte Zuckerbrod heißt davon Kindsfuß (Wolf, Beitr. 1, 206).

Das dem Gott geweihte Thier scheint bei allen Völkern der alten Welt als uneßbar gegolten zu haben, und als ein geheiligtes wurde es daher frühzeitig unter die Sterne versetzt. Der indische Name des Mondes, zugleich auch seines Lichtbildes, das wir den Mann nennen, ist Çaçin, d. h. der mit dem Hasen versehene. In der indischen Legende ist es Gott Indra, in der buddhistischen ist es Gott Buddha selbst, der als hungernder Wanderer zu Sakyamuni hintritt, welcher in einer früheren Existenz ein Hase war, und ihn um Nahrung bittet. Da das Thier nichts aufzubringen weiß, will es ein Feuer anzünden und sich selbst zur Nahrung hineinwerfen, wird aber vom dankbaren Gott in die Gestirne versetzt. Diese Ansicht über den Hasen im Mond hat sich bis nach Aethiopien (Bohlen, Alt. Ind. 1, 243) zu den Buddhisten auf Ceylon und zu den Chinesen verbreitet (Julien, Mémoires 1, 275), und die Märchenerzählung sammt der Literatur der indischen Legende hat Benfey in der indischen Märchensammlung (Pantschatantra 1, 318) neuerlich uns vorgelegt. Allein diese Heiligung des Thieres scheint überhaupt der vorgeschichtlichen Periode eigen gewesen zu sein und reicht wie in unsern Hochnorden hinauf, so zu den Indianerstämmen der Neuen Welt hinüber. Dahin gehört schon Cäsars Meldung (B. G. V, 12), daß die Britannier den Hasen, statt ihn zu verzehren, züchteten und zu allgemeinen Volksvergnügungen hielten, und noch gegenwärtig ist es englische Volkssitte, bei den Osterwettläufen Stallhäschen mitlaufen zu lassen, die dann der mitspringende Knabenhaufe wieder einzufangen sucht (Kuhn, Nordd. Sagen S. 516). Ein religiöses Spiel zu Rom

war es, am Frühlingsfeste der Göttin Flora von Mädchen junge Hasen verfolgen zu lassen. Unter den Knochenresten fast aller möglichen zahmen und wilden Thiere, die im Moder und Küchenabfall der schweizerischen Pfahlbauten erhoben werden und nun wissenschaftlich bestimmt sind durch Rütimeyer (Thierreste aus Pfahlbauten. Zürich 1860, 34) vermißt man in allen bisher untersuchten Lokalitäten sehr unerwartet nur die Ueberreste vom Hasen. Ebenso ist in dem Küchenmoder der altnordischen Wohnstätten bis jetzt nicht ein einziger Hasenknochen erkannt worden. Man hat es als etwas Charakteristisches wahrgenommen, daß die Lappen und andere Völker des Hochnordens eine abergläubische Scheu vor dem Hasen haben. In Grönland z. B. ist der Schneehase so furchtlos, daß er leicht mit Steinwürfen erlegt werden kann. Trotzdem aber, und obschon die Eingeborenen mit nie endigenden Hungersnöthen zu ringen haben, wählt ihn die Bevölkerung doch nicht zum Nahrungsmittel, so daß er dorten nur den Dänen der Colonie zu gute kommt. Am auffallendsten ist, daß sogar die glänzendweißen langhaarigen und feinen Hasenpelze dorten keine sonderliche Anwendung gewinnen können (Egel, Grönland aus dän. Quellenschriften 204. 206). Die Esthen sprechen nicht einmal den Namen des Hasen aus, damit ihnen der junge Roggen nicht abgefressen wird (Myth. Abgl. Nr. 76). Loskiel (Missionsgesch. der evangel. Brüder in Nordamerika 1789, 53) berichtet von den Indianern der Delawaren- und Irokesenstämme, daß sie dem Hasen opfern, weil ihr Stammvater den Namen dieses Thieres gehabt habe. Sie nennen den Großen Geist auch den Großen Hasen, der im Frühlingswinde über die Felder laufe (J. G. Müller, Amerikan. Urreligion 1855). Selbst bei den afrikanischen Negern findet sich ähnliches. Die abyssinischen Bogos hatten vor ihrer Auswanderung etwas vom Christenthum kennen gelernt und führen daher jetzt noch Namen wie Jesus und Maria im Munde; allein beim Namen des Hasen befürchten sie Zauber, und Hasenfleisch essen sie nicht. So berichtet Werner Munzinger, der unter ihnen gelebt und ihre Rechtssitten 1860 beschrieben hat. Mannhardt (Mythen 413) zeigt deutliche Spuren, daß auch der Germane den Hasen zu essen verschmähte und Sittengesetze darüber aufgestellt hatte. Nur hat dabei die Sage den Namen des Hasen in den des Esels verdreht. Die den Hasen essenden Schlesier (Slaven) und Göttinger (Wenden) tragen den Spitznamen Eselsfresser. Die gegen den Festbrauch sich Vergehenden werden in Esel verwandelt, denn wer die vor-

geschriebene Honigspeise am Gründonnerstag, oder zu Weihnacht Bohnen zu essen unterläßt, wer die Fastnachtbrezeln verachtet, wird zum Esel, bekommt Eselsohren. Auch hier also wäre das Ergebniß, daß der Hase unter die uneßbaren Thiere gehört.

Dieser alle vorgeschichtlichen Völker so überraschend einigende Glaube ist auf die Orientalen übergegangen. Das Gesetz der Juden verbietet den Genuß des Hasenfleisches, eben so Mahomeds Gesetz; das Thier erscheint also unrein (Büssen, Sämmtl. Werke 1836. 5, 303). Allein dies Verbot wird auf dem Glauben beruhen, wornach das Leben des Hasen unvertilgbar ist. Lied und Märchen erzählt davon. In Curtze's Waldecker Volksüberlieferungen 1860 bekommt der Hasenhirte, der die Grafentochter heiraten will (Märchen Nr. 4 und 18), die Aufgabe zu lösen, sieben Hasen zu hüten, bis sie fett geworden. Mit der Querpfeife, die ihm ein altes Weib geschenkt hat, kann er jeden entspringenden Hasen wieder herbeilocken. Der Graf und die Seinen wollen ihm ein Stück wegfangen, wegschießen, abkaufen, alles mißlingt. Zuletzt kommt der König selbst und bietet tausend Thaler; abermals vergebens. Endlich läßt er sich fünfundzwanzig aufmessen, da fängt der Hirte einen Hasen, schlägt ihn todt und bringt ihn im Sacke dem König an den Sattel. Doch als er denkt, nun möchte der Reuter mit ans Schloß gekommen sein, bläst er auf der Pfeife, da reißt der Hase den König sammt Sattel und Roß um und kehrt heil zum Hirten zurück. Derselbe Glaube wiederholt sich in dem bis heute noch nicht erklärten Volksliede (Simrock Nr. 173): „Wenn ich schon kein Schatz mehr hab" und ist da abermals in Verbindung gebracht mit der Göttin des Liebesglückes:

Zwischen Berg und tiefem Thal saßen einst zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne Gras bis auf den Rasen.
Als sie satt gefressen waren, setzten sie sich nieder,
Bis daß der Jäger kam und schoß sie nieder.
Als sie sich nun aufgesammelt hatten und sich besannen,
Daß sie noch Leben hatten, liefen sie von dannen.

Mannhardt hat in seinen Germanischen Mythen von S. 404 an mehrere westfälische Kinderreime über den Hasen mitgetheilt. Sie wiederholen wortgetreu immer folgenden Gedankengang: „Hinter dem Kirchhof stob der Sand auf, von Engelland bis Brabant wehend; da kam die Jungfrau mit den Todten und will die Welt aufschließen; da kamen auch zwei Häschen heran, liefen über das Sommerkorn, sprangen mit bis nach Spanien, von Spanien nach

Oranien, von Brabant bis nach Engelland." Den Inhalt erkläre ich mir so. Ein Sturmwind deckt auf einem sandigen Kirchhof die Gräber ab und weht die Leichen bloß; der Wind macht also Hasennester, wie man fehlerhaft gepflügte Stellen des Ackers nennt (Sanders, Wörtb. Hase); und wie nun die Todten erstehen, da ihr Grab aufgeschlossen ist, und nach Engelland gehen, geführt von der Seelenjungfrau, so gehen auch die zwei Hasen, die zu ihr gehören, mit in das Seelenland nach Brabant, Spanien, Oranien und Engelland hinüber. Ist dies geschehen, so ist das Wunder vorüber, und der Spruch schließt daher mit dem stehenden Reim: Engelland ist zugeschlossen und der Schlüssel abgebrochen. Hier haben wir die Naturerscheinung einer Windhose, die den Sand der Ebene aufwühlend erst eine Sandhose, dann über das Meer hinziehend bis Engelland zur Wasserhose wird. Statt der Sand-, Wind- und Wasserhose erlaubt unsre Sprache und Sage je den Namen Sand-, Wind- und Wasserhase zu unterlegen, denn der Gewitter brauende Hase bringt eben alle drei. Wohin fährt nun Hase und Wind mit den Kirchhofstoden? Unser schweizer. Kinderspruch sagt, ins Oberland und nach Engelland. Engelland und Britannien gelten aber schon in einem altdeutschen Schwank (mitgetheilt von Wackernagel in Haupts Zschr. 6, 192) als das Land der Seelen, und erschöpfend ist es als solches nachgewiesen durch Mannhardts German. Mythen. Die Seelen der Ungeborenen kommen aus Brunnen und Teich; die Seelen der Abgeschiedenen fahren über das Meer; der Hase bringt sie und führt sie fort. Als Götterherrin dieses Hasen nennt der Reim öfters die heilige Maria oder unsre L. Frau. Um dies Verhältniß zu erläutern, hat Wolf (Beitr. 1, 131) daran erinnert, daß die Muttergottes im Fahrzeug dargestellt und Maris Stella genannt wird. Auf diesen Ehrennamen ist das Kloster Wettingen zum Meerstern gegründet. Marias Stellvertreterin ist die heilige Gertrud, Patronin der Schiffer. Wie wir nun die heilige Maria zum Hasen kennen, so hat das Heidenthum theils eine Frau Holla mit dem Hasen, die im Teiche wohnt, theils eine Schiffergöttin Nehalennia, die auf niederrheinischen Steindenkmalen die Attribute des Schiffes, des Hundes und des ihr dargebrachten Opferhasens führt. Es läßt sich von dieser, dem Wind und Wasser gebietenden niederrheinischen Schiffsgöttin ungezwungen zurückfolgern auf die von Tacitus genannte Germanengöttin Isis, die zu Schiff thronend, über Flüsse und Festland Deutschland festlich durchfuhr. Weil sie noch im Jahre 1193

eine öffentliche Venus und ihr Schiff ein „Teufelsschiff" gescholten wurde, so wird sie wohl das gleiche Aussehen der Mater mammata gehabt haben, wie jene vorhin erwähnte schwäbische Duttsee. Diese Göttinnen zusammen sind verschiedene Namen eines Wesens und Cultus, mütterliche Beschützerinnen der Zeugungen, der Fruchtsaaten, der Rinderzucht und des Milchgewinns, speciell dann des Flachsbaues und der Webekunst. Ihr im Schwange gewesenes Frühlingsfest, die Umfahrt in dem auf Rädern laufenden Segelschiffe, ist bei uns geschichtlich nachgewiesen von der Insel Walchern an bis in die Schwabenstadt Ulm. Weil sie als Schiffsgöttin Fahrwind verleiht, so kommen in Cortryk und einigen andern niederdeutschen Städten die Neugebornen zu Schiffe (Wolf, Beitr. 1, 164). Weil sie im Binnenlande Flachs und Roggen zeitigt, dient ihr hier der Hase, wie dorten der Windhund. Man holt die Kinder in Schwaben im Hasenteiche, und Springsteine schief über das Wasser tanzen lassen, nennen die Kinder Häschen machen. Weil sie flachszeitigend ist, so wird der Spinnfaden der unter ihr stehenden Nornen zugleich der Lebensfaden der Menschen. Weil sie zu See und Land zugleich waltet, so verwickeln sich zuweilen die Symbole, unter denen sie erkannt sein will. So muß der Schloßjunge in Herrleins Spessharts-Sagen 179 drei Jahre lang bei der Frau Holle das Flachsfeld bauen, aber auch Schiffsstangen für die Mainschiffer und Rebpfähle für die Mainwinzer hauen. So müssen auch die schwäbischen Roß- und Kornbauern, in langen Reiterstiefeln und mit der Reiterlanze bewaffnet, zu Siebent auf den Hasen los; da lockt er den Wind und läßt den Grund des Bodensees aufwühlen, ohne Schalte ertrinken sie und geben damit allen Anwohnern den Namen der Sechasen. Nichts als ihre Strohhüte schwimmen oben auf, ein Zeichen, daß Frau Holle, die Hasenfrau, ihnen auch ferner die Kornsaat gedeihen lassen will. Dies ist der Inhalt des bekannten Märchens, vielleicht daß es nebenher noch auf eine uns unbekannte große Wasserfluth mit hindeuten will. Denn in ähnlicher Weise verzeichnet Neocorus in seiner Dithmarschen Chronik (2, 478) ausdrücklich: als im Sommer 1634 ein Hase durch die Melldorfer Kirche hindurch gesprungen, sei bald darauf die große Ueberschwemmung in Friesland erfolgt. Auch die Indianer nennen den Großen Geist den Großen Hasen, er schwebt als Weltschöpfer über den Wassern (Müller, Amerikan. Urreligion. bei Schwartz, Ursprung der Myth. 229). Wolf (DMS. Nr. 55) hat bemerkt, daß der in Flandern und Brabant so äußerst

vielfach erwähnte Gespensterhase, das Karnickel, seinen Lauf gegen Kirchhöfe und Liebfrauenkirchen zu nehmen pflegt, deren Brunnen zugleich als Kleinkinderbrunnen gelten. So hat auch beim bairischen Dosbrunnen und Dosweiher ein Nonnenkloster gestanden, nun spukt der dreibeinige Hase dorten, und eine Redensart sagt, wenn man den Dümmling in diesen Dosbrunnen werfe, so könne man ihn gescheidt wieder heraus ziehen (Panzer, Bair. Sagen 2, Nr. 202). Der Hase haust also an solcherlei Brunnen und Wassern, an die sich der Glaube von Geburt und Wiedergeburt anknüpft.

Das Neugeborene muß aufgesäugt werden, die Kindergöttin Holda behütet die Milchthiere, ihre Priesterinnen besorgen den Milch- und Buttergewinn. Daher denkt man sich die Hexen in Gestalt des dreibeinigen Hasen, der dem einen Hause den Nutzen der Milchthiere entzieht, um ihn einem andern zuzuwenden (Seifart, Hildesheim. Sagen 2, 165. Pröhle, Harzsagen 1, 273. 288), oder man sieht in ihm den Geist einer unglücklich liebenden Nonne, eines betrügerischen Milchmädchens; und doch verbreitet er zugleich nächtlich solchen Glanz, daß der Schimmer seines Balges von der Gasse aus durch die verstopften Schlüssellöcher herein strahlt (Wolf, DMS. Nr. 55). Diese Verwandlung der Milchzauberin in Hasen findet eine uralte Beurkundung in einer Stelle aus Giraldus Cambrensis, welche Liebrecht in seinem Gervasius von Tilbury (Otia Imper. S. 63) anführt: Vetulas quasdam tam in Cwallia quam in Hibernia et in Scotia se in leporinam transmutare formam, ut lac alienum occultius surripiant, vetus quidem et adhuc recens frequensque querela est. Damit erklärt sich die Buße, die Karl der Große festsetzte gegen den, der einen andern einen Hasen schalt; er wurde um sechs Goldgulden gebüßt, einer aber, der in der Schlacht den Schild wegwarf, nur um drei (Schlosser, Weltgesch. 5, 405). Der Vorwurf des Zauberschadens, der in dieser Schelte lag, gieng also doppelt über den der Feigheit. Die Zauberer heißen demgemäß Hasengreifer und Nachthasen bei Ioan. Scultetus cap. 7, in Hildebrands Zauberey (Frkft. 1631, 26). Und ebenso hat der urkundliche Schloßname Hasinacker in der Oberpfalz jetzt den Namen Altherenacker (Panzer, P. S. 1, Nr. 147). Das erscheinende Götterthier muß sich in der Gestalt schon von seinesgleichen unterscheiden; dazu dient die Einzahl oder die Dreizahl seiner Glieder. Wie Odhinn einäugig ist, so läuft der gespenstische Hase einäugig (Aargau. Sagen 2, Nr. 291) mit in der Heerde der Wilden Jagd, und wer ihn da

aufhalten will, an den ergeht die Geisterfrage: wo ist die einäugete Häsin? (Panzer, B. S. 2, Nr. 97). Wie Odinns Jagdroß achtfüßig ist, so läuft der dreibeinige Hase mit dem krummen Jäger Hopperli daher (Aargau. Sagen 1, 69) und heißt davon Luntschebein und Klumpfuß (Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 101, 126). Gleichwie Frau Holla sich durch die Tracht einer altmodischen weißen Weiberhaube kenntlich macht, so trägt der dreibeinige Hase einen Dreiröhrenhut, einen Nebelspalter auf dem Kopfe, einen dreitimpigen hôt (Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 30). Diese Nebelkappe der wetterbrauenden Zwerge und Hasen, ihre Tarnkappe, vergleicht sich als Timphut dem schweizerischen Windnamen Timmerföhn, der die Gegend einschleiert. So sitzt die Hasenfrau in Spinnweben verschleiert auf einem Baumstock im Walde (Panzer, B. S. 2, Nr. 157). Man sagt im Aargau: Wo drei Hasen beisammen sitzen, ist es nicht geheuer; gleichwie ein schlimmer Mensch ein dreihaariger Kerl heißt (Grimm, Wb.). Dem Teufel im Märchen werden drei goldne Haare ausgerauft; von drei Blutstropfen hängt des Menschen Lebensdauer ab; dreimaliges Erniesen deutet auf Glück, ein dreimal sich wiederholender Traum auf Erfüllung; wir haben eine Dreiheit der Götterbrüder und Runen: impari numero Deus gaudet. Der Zaunhase in Bösinghausen bei Göttingen ist so groß wie ein Hund. Sein Erscheinen gilt nur den Leuten am Rumannschen Bauernhofe, so oft jemand aus diesem Hause sterben soll. Das ist noch jedesmal eingetroffen (Harry, Nsächs. Sagen Nr. 15).

Bringt der Hase die Neugebornen, so kann er zugleich auch der Todesbote sein. Dies führt hier am Schlusse noch auf die Mythen von Hinrichtungen, deren Ursache der Hase wird. Sie sind in ihrem hohen Alter bereits in den Aargau. Sagen (2, Nr. 271, 287) nachgewiesen. Hier werden sie mit neugefundenen Erzählungen vermehrt und finden dadurch eine weiter reichende Erklärung.

Wenn eine Gesellschaft in ein verfängliches Gespräch geräth und demselben dann eine andere Wendung zu geben sucht, so sagt man, sie lassen einen Hasen nach dem andern laufen, sie lassen schon wieder einen Hasen aufstehen. Auf neugierige Fragen des Wunderfitz antwortet man ihm dann:

Was? En alte Has
Mit langen Ohre,
Het s' Züdli verlore.

Dies Sprichwort hat sich zu folgenden Sagen verkörpert.

Ein Eichbaum, der noch vor zwanzig Jahren an der Straße zwischen Muri und Sins im Freienamte gestanden hat, hieß die Galgeneiche und war für die Dörfer Muri und Merenschwanden der gemeinsame Galgen. Daran stößt das Galgenholz, das früherhin dem Weidgang offen gestanden hat. Indessen die Weidbuben, die hier zu hüten hatten, das Vieh Futter suchen ließen, machten sie zusammen das Räuberspiel. Der Dieb wurde eingefangen, verurtheilt und zum Schein mit einer Weidenruthe an den Baum aufgeknüpft. Indessen nun der Henker mit dem Schelm beschäftigt war, hüpfte in kurzen Sätzen ein Hase über den Spielplatz, Henker und Richter zugleich ihm nach. Allein der Hase war nicht zu erwischen, dagegen war bei ihrer Rückkehr der im Stich Gelassene an seinem Baume wirklich erhängt. Daher soll der Wald seinen Namen haben (R. Moos von Merenschwand). Beim Frickthalerdorfe Magden liegen auf der linken Bergebene des Gemeindebannes zwei zusammenstoßende Gelände, S'Galgen und Im Strite genannt. Ihr Name bezieht sich gleichfalls auf die Geschichte von jenen Weidbuben, die hier das Henkergericht spielten, darin durch ein Wildschwein fortgeschreckt wurden und so ihren bereits aufgeknüpften Spielkameraden zu todt zappeln ließen (Fürsprech P. Stäuble von Magden). Dieselbe Begebenheit spielt in den Dörfern Würenlos und Rieden (Aargau. Sagen Nr. 271).

Joh. Haller und Abrah. Müslin, in ihrer Chronik vom Jahre 1550 bis 1580 erzählen nachfolgende Geschichte als einen Rechtsfall, welcher im Jahre 1579 das Berner Gericht beschäftigt hatte.

Mehrere Roßbuben, die in der Nähe von Mülen bei einem Walde ihre Thiere weideten, stellten, von Kurzweil wegen, einen bösen Buben, den sie unter sich hatten, vor ein peinliches Gericht, weil er übel geschworen und darzu einem unter ihnen etwas gestohlen hatte. Er wurde zum Tode verdammt, daß man ihn sollte henken. Sie machten ihm ein Seil unter die Arme und henkten ihn daran an einen Baum auf, desgleichen auch eines um den Hals, das aber nicht hart zusammen gezogen war und nur als ein Zeichen dienen sollte. Als sie ihn gehenkt hatten, fragten sie ihn, wie es ihm thäte. Er lachte und sprach: „er reite wohl." Indessen lief ein Hase neben ihnen vorbei mit drei Beinen, dem liefen sie nach und ließen den Buben hängen. Der Hase führte sie je länger je weiter. Dem am Baume ward die Zeit lang, das

Seil drückte ihn über das Herz und ward immer enger; deshalb reckte er sich hin und her am Seile, also daß es brach. Da hieng er nun an dem Seile, das ihm um den Hals gelegt war, und wurde erwürgt. Die von der Hasenjagd zurückkehrenden Gesellen fanden ihn todt. Darob erschraken sie sehr übel und wußten anfangs nicht, was sie mit ihm thun sollten, wurden jedoch eins, sie wollten ihn nicht vergraben, sondern ihn im Holz verbrennen, damit ihn niemand finde. Als nun der Leichnam in einem großen Feuer fast verbrunnen war, bis an wenig Bein, kam der Bannwart dazu und fragte, was sie machten. Da sprachen sie, sie hätten einen alten Rock verbrannt. Als aber der Bannwart mit einem Stecken in der Asche rührte, fand er die Bein, die noch nicht verbrannt waren, gieng deshalb ins Dorf und stürmte. Da liefen die Bauern hinaus und fiengen der Buben bei vierzehn, die übrigen entrannen. Die Ergriffenen wurden ins Gefängniß gelegt, und in nachgehendes Dr. Amerbach (nemlich Basilius, der Sohn des 1562 verstorbenen oraculum juris prudentiae Bonifacius Amerbach von Basel) als ein vortrefflicher Jurist beschickt worden, zu rathen, wie sie zu strafen seien. Endlich sind sie doch wieder ausgelassen worden, weil ihrer so viele waren, die man nicht um eines willen todten konnte, besonders weil es nicht ihr Wille gewesen war, ihn ums Leben zu bringen, und vielleicht die ärgsten unter ihnen entronnen waren.

Im Aargau. Dorfe Reitnau drischt der Bauer mit den Knechten in der offnen Scheune; da springt ein schwarzer Hase an ihnen vorüber durch die Tenne und dem nahen Walde zu. Man eilt ihm nach, ohne ihn erwischen zu können, am folgenden Morgen aber findet man in demselben Walde einen Mann erhängt. Und so verbreitet ist im Oberaargau hierüber der Glaube, daß man ringsum im Lande in einem durch die Tenne springenden Hasen die Vormelonng sieht, es werde sich in Kürze Jemand aus der Nachbarschaft erhängen. (Hunziker von Reitnau.)

Um nicht im Zusammenhange des Stoffes zu unterbrechen, folgen die verwandten Sagen sogleich hier, die Erklärungen dann zum Schlusse.

Während Belisar, Justinians Feldherr, Rom den Gothen entrissen hatte und diese unter ihrem König Vitiges (im Jahre 536) die Stadt wieder belagerten, ereignete sich ein Vorfall, welchen das römische Landvolk als eine Vorbedeutung über den Ausgang dieses ganzen Kampfes ansah. Es waren mehrere Samnitenknaben

auf dem Felde, die Schafe weidend. Sie spielten allerlei, darunter auch das Kriegsspiel. Die zwei stärksten unter ihnen mußten mit einander ringen, den einen nannten sie Belisar, den andern Vitiges. Es dauerte nicht lange, so fiel Vitiges. Da knüpften ihn seine Spielgenossen zur Strafe an einem Baum auf. Während sie damit beschäftigt waren, zeigte sich nicht weit von ihnen ein Wolf. Da machten sie sich schnell auf, entliefen alle, der verlassene Vitiges aber zappelte noch eine Weile und starb. Als die Samniten dies vernahmen, straften sie die Knaben nicht, sondern sahen dies als ein Orakel an und sagten, daß Belisar zuletzt als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen würde (Procopius de bello Gothico 1, 13 ꝛc.). Zur einschlägigen Sagenliteratur ist hier noch folgendes anzumerken:

Zu Arfeld versucht man in der Spinnstube, ob sich eins am Zwirnfaden erhängen könne. Ein solcher wird an den Nagel in der Decke festgemacht und einem Burschen, der sich dazu auf den Stuhl stellt, um den Hals gebunden. Da entsteht draußen Musik und man springt vors Haus. Als man wieder zurück kommt, ist der Stuhl umgestürzt und der Bursche todt (Kuhn, Westfäl. Sagen Nr. 184). Bei Birlinger (Schwäb. Sagen 1, Nr. 154) ist es der hinkende Hase zu Wolfenhausen. J. P. Hebel erzählt es im Schatzkästlein als angeblich im Spessart geschehen (S. 200); Meier (Schwäb. Sagen Nr. 45) nennt dafür die Bubeneiche bei Tannenburg; Leoprechting (Lechrain 102) den sausenden Birnbaum in Scheuring; Panzer (Bair. Sagen 2, Nr. 244) die Ruine Windeck, wo noch alljährlich am 1. Mai ein Fest gefeiert wird. Die Namen dieser Bäume und Henkersplätze reden häufig vom sausenden Baume, von Wolfshausen und Windeck. Damit deuten sie auf Odhinn, den Herrn der Wölfe und Galgenhunde, der sich selbst den Galgentod gab und deswegen von sich sagt: Neun Tage hieng ich am windigen Baum. Er heißt daher der Gott der Gehängten, Hängagoth, Hängatyr, und wahrscheinlich ists, daß die ihm dargebrachten Menschenopfer gehängt wurden. Der Landgraf zu Leuchtenberg ließ den Buhlen seiner Tochter an derjenigen Schloßstelle aufhängen, wo jetzt der Kalte Baum steht: Seitdem geht dorten der Wind bei Tag und Nacht (Schönwerth, Oberpfalz 2, 413). Dies führt uns auf den Sturmwind der Gehenkten, mit welchem sich die Erklärung vom dreibeinigen Hasen ergiebt und abschließt.

Der gespenstische Hase springt in den eben mitgetheilten Er-

zählungen entweder an Dreschern oder an Weidbuben vorüber, d. h. er erscheint entweder im Spätherbste oder im Frühjahr. Dann, fügt die Oberaargauer Volksmeinung hinzu, muß sich jeden Falls ein Mensch aus der Nachbarschaft erhängen. Unter dem Bilde des Hasen ist also vorerst der Wechsel der Jahreszeit ausgedrückt, aber auch die alsdann wachsende Schwermuth der Gemüthskranken, worauf sich ja die durch alle Medicinalstatistik begründete Thatsache stützt, daß im Frühjahr und Spätherbste die Selbstmorde am häufigsten sind. Wenn mit den Aequinoctialstürmen die Gottheiten des Gewitters und der Winde erscheinen, opfert sich ihnen der Mensch. Der windige November heißt in England the month of suicide. Folgt auf trübe stürmische Zeit plötzlich schönes Wetter, so sagt man in Schwaben: Hätte sich gestern einer gehenkt, so reuete es ihn heute ganz gewiß (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 306). Beide, Süd- und Nordwind sind menschenfresserisch. Im Märchen Ohneseele (Welf, DMS. Nr. 20) kommt der müde Wanderer zum Schlosse, wo die vier Winde wohnen, und wird da von der gütigen Windmutter ins Bette gelegt. Allein ihr Sohn, der Südwind, tritt herein und schreit: Mutter, ich rieche Menschenfleisch! So sitzen auch bei Homer (Il. 23, 195) die Winde zusammen eben beim Schmause, da tritt die Iris herein und meldet ihnen des Achilleus Gebet: es möchten die Winde Boreas und Zephyr den Leichenbrand seines Freundes Patroklos in Flamme setzen. In unsern Schweizerchroniken wiederholt sich dieser Glaubenszug. Barthol. Anhorn (Zornzeichen Gottes. Basel 1665, 188) verzeichnet es, daß am 9. Juli 1620 ein erschrecklicher Sturmwind durch die ganze Eidgenossenschaft gegangen, daß aber an eben dem Tage desselben Jahres der sogenannte Veltlinermord verübt worden sei, da man im Veltlin die Reformirten in den Kirchen zusammen überfiel und nieder metzelte. Als in Folge des Wigoldinger Handels, der 1664 schon die ganze Schweiz unter die Waffen gerufen hatte, zwei Wigoldinger Reformirte als angebliche Empörer vor versammeltem Landgerichte enthauptet wurden — da, erzählt ein St. Galler Chronist, verdeckte sich in währender Hinrichtung der Himmel mit dicken Wolken und solch ein Sturmwind erzieng, daß zu St. Gallen die Leute aus den Häusern liefen und sprachen, das müßte seine Bedeutung haben (Krapf, Wigoldingerhandel. Weinfelden 1855, 92). Wie man im Aargau sagt, wenn der Wind mehrere Tage heftig weht, es hat sich sicher wieder einer erhängt, so pflegten die Einwohner auf einer der Sporaden bei großem

Windsbrausen zu sagen, jetzt sei ein Mächtiger gestorben. Diese Stelle aus Plutarch ist ausgewoben in Mannhardts Mythen 270. Als sich plötzlich der Föhn erhub, sagte einst mein Fährmann am Wallenstatterſee: die Oesterreicher geistern. Er dachte dabei an die in der Schlacht bei Näfels Gefallenen, einen histor. Vorgang, von dem man dorten in allen Kinderschulen lehrt. Aber französ. Aberglaube besagt: der Sturm legt sich nicht, wenn Leichen vom Meere ausgeworfen unbeerdigt bleiben (Wolf, Beitr. 1, 253). Seitdem der krumme Jäger Hoperli zu Lupfig sich am Holzbirnbaum erhängt hat, schüttelt ein Brausen die Aeste dieses Baumes, wenn ringsum die Büsche unbewegt in ruhiger Luft stehen, und stets zeigt sich dorten ein Hase auf drei Beinen (Aargau. Sagen Nr. 56).

Dies führt uns endlich auf den Hasen zurück. Er gehört, wie gezeigt wurde, der Frau Holda an, und ist zugleich von schlimmem und von gutem Angange; wie die Göttin eine freundlich bescheerende Frühlingsgottheit ist und dann eine mit dem Wilden Heere fahrende Windsbraut, die Hollehob in allen Lüften, die haarzerzauste Heuel. Deshalb schimmert das weiße Kaninchen Nachts durch alle Schlüssellöcher herein, und deshalb wieder kehrt der dreibeinige Hase den Schnittern ihre Kornwagen um, daß die Räder gen Himmel stehen (Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 119). Der Amerikanische Indianer hält den Nordwest für den Großen Hasen, der im Frühling über die Felder lauft (J. G. Müller, Amerik. Urreligion. Basel 1855), und der Niederdeutsche läßt ihn als dreibeinigen Hasen am Todtenberge herumspringen, wo manche Missethäter gerichtet worden (Harry, Nddsächs. Sagen 1, Nr. 29).

Beide Sagen zielen auf den Zeitraum, in welchem der Hase weidmännisch gejagt wird, vom September bis zum Februar. Während dieser Frist wirft die Häsin viermal, das Kaninkel aber so oft, daß die Kaninchenzüchter in Ostende wöchentlich 50,000 bis 100,000 Stück auf den Londoner Markt liefern (Lennis, Synopsis 1, 140). Dieses in einem Halbjahre viermal rammelnde Thier, das zudem, mit Ausnahme von Neuholland, über die ganze Erde verbreitet ist, wird zum Gleichnisse für den buhlerischen Wind. „Der Wind hat die Weibsbilder auf'm Strich, er hebt ihnen die Röcke auf" (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 304). Der Hase vermag also dem Naturmenschen beides auszudrücken, die frühe und späte Jahreszeit, Geburt und Tod, offene Schiffahrt auf den Flüssen und losbrechenden Wintersturm im Hochlande, Wuchs der Roggen-

und Leinsaaten, und zugleich den mitreißenden Henkerstrick; Gedeihen der Weidethiere, Milch- und Buttergewinn, die ganze Fructuation; aber auch Zauberschaden, verübt von der in Gestalt eines dreibeinigen Hasen die Kühe vormelkenden Hexe. Sein Erscheinen ist ein vielförmiges, vielgestaltiges, sich scheinbar aufhebendes, wie ja die zwei Jahreszeiten, denen er angehört, ihr eigner Contrast sind. Als schön singender Vogel unter rauschender Musik kommt er geflogen; oder als heulender Wolf kommt er zur Stelle gerannt; er lockt die Spielenden auf seine Fährte, oder scheucht sie erschreckt auseinander, und sie verlassen den da hängenden Spielkameraden. Da bricht mit dessen Sterben ein furchtbares Windestosen los und meldet seinen Tod ins Dorf hinein, während zugleich die andere Meinung, allbekannt ist, daß sich Erhängende im Anhören einer entzückenden Musik den glücklichsten Tod stürben. Auch auf die Frühlingsgewitter darf man mit den Einzelheiten und dem Bildwerke in diesen Henkersagen eingehen, ohne daß man die sich ergebenden Gleichnisse selbst wie einen Hasen müde zu hetzen braucht. Das blitzende Henkerschwert und das Rasseln mit der Galgenkette entspricht dem Blitz und dem Donnerschlag. Mit einem Bindfaden, Strohhalm, mit einer Weidenruthe und Geißelschnur wird der Knabe aufgeknüpft — auch dies mögen theilweise Sinnbilder sein für den im Zickzack sich schwingenden und fuchtenden Blitz, wie man ja ganz positiv vom Peitschenknall des Wilden Jägers und von dem Klatschen der Fangschnur und der Lederriemen spricht, mit denen er seine Jagdhunde schlägt. Der Strohhalm, an dem der Wettende sich erhängt (Aargau. Sagen Nr. 287), scheint allein in diese bildlichen Anschauungen sich nicht zu fügen. Doch muß man dabei wissen, daß unser Landvolk eine aus der Wetterwolke büschelweise hervorbrechende Blitzentladung Garbe nennt: „sie schießet Garbe, es schüßt Aehre." Gegen die das Wickelkind anscheinende Sonne sagt die Mutter den Segensspruch:

Ha g'meint, es sig e Burdi Strau;
'ö isch numnen eusi Liebi Frau!

Verschiedene Thiere sind in der Mythe die Stellvertreter des Hasen, dessen Erscheinen den Tod des im Spiele Gehenkten veranlaßt, stets aber sind es Gewitter- und Sturmkündende Thiere. Ist es ein herbeirauschender Vogel mit Rollaugen, rothschimmerndem Gefieder und prächtigem Gesang, so gleicht dies dem die Nachtwolke unter Donnerdröhnen zerreißendem Wetterleuchten, wie

ja das Wigalt und die Tutrischel als Eulen des Wilden Heeres gelten. Auch nimmt die nordische Fabel an, daß der Wind von den Schwingen eines Adlers herkomme (Grimm, RA. 39); aquilo stimmt zu aquila. Weil der Wind pfeift, so wird auch dem günstigen Fahrwinde gepfiffen auf der Bootmannspfeife. Wenn der Pfarrer Sera Halfdan nach den vier Himmelsgegenden pfiff, kenterten die Schiffe (Maurer, Isländ. Sag. 133). Der naturgeschichtliche Pfeifhase ist der wegen seiner pfeifenden Stimme sogenannte Lagomys. Veranlaßt ein dazwischen kommendes Wildschwein das Unglück, so läuft bekanntlich der fauchende Eber mit seinen zwanzig Jungen mit in der Heerde des wilden Heeres, und um die Saaten gegen den fressenden Wind zu schützen, muß man bei uns Schweinemist auf die Aecker breiten. Sänzagel! Sändreck! ruft der Schnitter dem Wirbelwind entgegen (Aargau. Sag. 2, 187). Fällt die Rolle dem Wolf zu, so unterstützen drei Gründe gerade die Wahl dieses Thieres. Gott Loke, der feuerschnaubende Gluthwind und Gotteslästerer, hat einen noch schlimmeren Sohn, den Allen verhaßten Fenriswolf. Als man ihn durch List unschädlich zu machen suchte, mußte man erst das Maß seiner Stärke erproben. Die Götter banden ihn erst mit der Fessel Leding und dann mit dem noch stärkeren Bande Droma, doch er zerriß beide. Die dritte Fessel Gleipnir war weich wie ein Seidenband und hielt. So liegt er nun gebunden mit weit geöffnetem Rachen bis zum Weltende; doch dann ist der Höllenwolf wieder los, entzündet die Erde und verschlingt Sonne und Mond. An ihm wird also die Henkerscene selbst vollzogen, die sein Erscheinen in unsern Sagen theilweise veranlaßt. Aber auch sein Name spricht die durch diese Sage spielenden Begriffe von Wind und Feuer aus. Der Gluthwind Fönn führt zu goth. fön, altnord. funi, Feuer, abd. fun-chn. Im Schlesischen ist Funze, im Fränkischen Fonse die Lampe (Weinhold, Schles. Wörth. 24, zugleich in Kuhns Ztschr. f. Sprachf. 1, 218). Die Hinrichtungsformel beim Henken befiehlt ausdrücklich: Den Verurtheilten dem Erdreich zu entfremden und ihn der Luft zu befehlen (Satzung der Stadt Brugg v. J. 1620). Des Menschen Seele ist ihr Athem. Des Sterbenden letzter Hauch kehrt in die Lüfte als in ihr ursprüngliches Bereich zurück, um hier als Geist im Windhauche oder beim Seelenherrn fortzuleben.

Sachregiſter.

Die Zahl bezeichnet die Blattſeite.

Ameiſen, die drei weißen 21.
Aufenbrut, Butterſchnitte beim Prozeſſionsritt 19. — Verwendung derſelben 20.
Balken, in ihn gebannt 73.
Bärtige Jungfrau 249. 257.
Bauchſchlange 186.
Bauernregel, ihr Anegriff 2. — ihre Heiligung 6.
Baum der Erlöſung 151. 161.
Berchtentag 31.
Berapotter als Bilder Jäger 13.
Berta zu Kreuzburg 31. — zu Seleiburn 150.
Beſchwörer von Amtswegen 78. 90.
Bilmeſchnitt als Heidenzeichen 30 — 32. 231. — durch die Zwerge geübt 132. — mittelſt der Schwendel 29.
Birnbaum der Erlöſung 161.
Blechtag 6.
Blogen legen, Abwehr des Zaubers 65.
Blutender Knochen 57.
Bohnen zu Gold geworden 167.
Braide und Brigitte 238. 245 — 257.
Brodopfer 25. 125.
Brunnen der Erdmännchen 127. — der Heiligen 199. — des heiligen Martin 101. — der Holle 130. — der Jungfrauen 143. — des Roosweibes 141.
Brunnenopferkiſtlein 130. 139. 140. 142.
Burgmutter, ihr Jahresfeſt 99.
Burg, der gehügelte Hund 90.
Butter- und Honigopfer 105.
Charfreitagsei 267.
Charfreitagsnacht 155. 160.
Clemensdrache 192.
Dachſe der Wilden Jagd 96.
Dachtraufe, den Zauber brechend 150.
Deſenſer 169.
Dietrich, Bilder Jäger 58. 59. — Mann im Mond 211.
Donnerlag 11. 54. 55.
Donnerstier und Donnerskuh 218 — 220.
Dorfhund mit einem Auge 85. 98. — geflügelt 90.
Dorfkalb, Todesbote 77.
Drache als Donnerwetter 190. 191. — als Geſchlechtsnamen 188. — kirchlich gefeiert 192. — Mauerknechten nachahmend 192. — als Feldwächter 190. 191. — Drachenmuſik 204.
Dreibeiniger Fuchs 44. — Haſe 276.
Dreizahl und Vierzahl der Gliedmaße 130. 276. 277.
Dreizahl, ſymboliſche 45. 119. 136. 153. 155. 156. 161. 165. 277.
Fürſt als Graf von Fürſten 43. 47. — als bürgerlicher Name 48. — Fürſtenjagd 100.
Ofen mit dem Schatzſchlüſſel 171. — als Kochkeſſel 61. — des Gewitters 199. — Oberreiter 29. 61.
Offenſtab der Geiſter 135. 144.
Ohrſchwerter 171. 172.
Ohrenſpeiſe, kirchlich 22
Ohrfeigen 110. 111.
Erdmännchen ausgelehnt 118. — auswandernd bei Errichtung der Dorfſchule 113. — aus Ahen einwandernd 107. — Backöfen bauend 133. 128. 134. — Bäder bauend 140. — geſiedert 107. 108. — Hahnenkämpfe 106. 109. 110. 126. 129. — Hagelmeſſer führend 132. — das Korn ſchneidend 140. 132. — Mühlen bauend 121. — kirchlich und mönchiſch lebend 110. 115. — Recht mahlend 126. 133. — mehrlich von Gespalt 107. 108. 120. 133. — Salz grabend 110. 125. — Zeichen einſalzend 121. — ſchnappchrig 106. — ſchmiedend 113. 120. — Schwerter ſchmiedend 116. — Schwimm-

Hunde klagend 115. 116. — Stein tehlen verdeutend 118. 119. 121. 125. — geweiht 134. — Zug fuchtend 206. 208. — Wein kochend 112. — als Waldbrüder lebend 128. — von der Wunschkuh gehütet 123. — Wachtfügig 103. 104. — Hexengespräch 111. 119. 127.
Hexenkräuter 111.
Hexenritt 161.
Hexenstein 161.
Hexenstrafen 161.
Hildegrin, feuriger 174. 181. 182.
Hirschkäfer als Schlangen 154.
Hirt Hulda 262.
Hrodrun als Wendelberg 35.
Hudo, Hund des Wilden Jägers 11.
Hufförmiges Backwerk 33. 271.
Hut und Hutten, als Symbol des Adelstandes 25.
Hexe, in Gestalt eines Schneeberges 186.
Hexenflammiger Stein 141.
Hexer als Wilder Jäger 21. — als Zauberkreis 148.
Hexenstein 93.
Heuernte 103. 105. 123.
Heuhüpfen gegen Hunden gelen 14.
Himbeere 62.
Hirten, gebräuche 261.
Hirsch durch Haus und Herd 23. 25.
Hirschruhe, des Wilden Jägers Strafrecht 61.
Hirtner Junker 28. — Hirtnes Männchen 70. — Schlotzgrün 63. 72. 73. 136.
Hutz- 101. — Hutzgeiß'beer 62.
Hagenmann im Tee 149.
Hahn, drei Jagdliche erschreitend 156.
Hain Hadt 256. — Haienbree 270. 271. — Haienei 267. — Hainkleid und Haienkalg als Liebesmittel 265. 267. 268. — und daher genommen 272. — Haienkraut, Kuchen backend 268. — Hain gleich Hexe 276. 283. — Hain auf kirchlichen Denkmälern 263. 264. — Hainkäfer 253. — Hainechel, Hexhäse 270. — Hain als Seelenthier 271. — als Liebesthier 278. — den Hexenritt tragend 277. — Hain als Spitzname 266. 274.
Heidenburg 161.
Heidenbaus 127.
Heidenmädchen: Venus 130. 137. — Baumgarten 131. — Walhallen 62.
Heidentanzplatz 173.
Heidenweg im Tee 149.
Heidenweibchen 102.
Heimgarten geben 261.
Heidenmühle 71.
Herrenkutsche 60.
Hexel- und Hexmütterli 146.
Himmelfahrt, kirchlich vorgefeiert 20.
Hirtmontags Umzug 101.
Hörner des Gewitters 1. 52.
hüten, schreien 19.
Hulberge als Wetterkünder 206—208.
Jakobus, als Kornpatron behütet 209.
Irrlicht, Feldgeräthe hütend 177. — Fenkuchen mitessend 176. 183. — Mehlsperber begehrend 179. 184.
Käse als Liebeszauber 255. — vom Mond beschert 252. — Käsepfer 253.
Katze Mutter des Rübezahl 169. 171. — als Sturmthier 171.
Kegelbahn des Gewitters 58. — des Zwergherrn 70. XII.
Kessel des Gewitters 54.
Kein- und Krüllhunderkanz 50. 51.
Kindesfug, Backwerk 33. 271.
Kindeskleider 138.
Kleinkinderbrunnen 143. 267. 276.
Kleinkinderfeste 50. 169.
Knochen der Leiche, auf Pferd klagend 57.
Kochende und bäckende Wettergeister 184.
Kohlen in Gold verwandelt 169.
Kornwagen der Feldgeister 28. 29.
Kornweg des Gottes 26. 30. 260.
Krötten- und Liebesstein 201.
Kuchen der Erdmännchen 101. 103. — Kuchenopfer an Irrlichter 183. 184. 234. — fuß- und hufförmig gebackene 33. Kuchenritte, kirchliche 17—23.
Kuh, Sinnbild des Sturmes und Regenbogens 52. 54. 75. — die Weltschlacht durch Brüllen ankündend 53. — Wunschkuh der Zwerge 123.
Kühertracht des Wilden Jägers 69.
Lederne Brücke 60. 154.
Lederne Axan 262.
Linde, ein Schatz- und Schlangenbaum 197.
Links und rechts 67.
Lecht und Lucrez'beer 242.
Mehlopfer an die Erdmännchen 107. 126. — an das Irrlicht 179. — an die Winde 11.
Mehlopfer an die Zwerge 149.
Meinungen im Allgäu 35.
Mittagsflamm 91.
Mittelpunkt der Welt 164.
Mondanbetung 232. — Mond, Obenstehend 239. 240. 242. 245. — Mondhase 234. 238. 239. 264. 271. — Mond als kinderbringender Storch 243. 246. — Milch, Käse und Kuchen bescheerend 249—255. — Mann im Mond, nach Emblemen und

Namen 245. 248. 249. — Rene als Schäfer und Schaf 236. 250. Renedichelbilder 229. 248. Rendwolf 234. 237. — Rendvieh als Grenzzeichen 234.
nönig, irrsinnig 247.
Roosfräulein 131.
Rübleine in Kirchen 256.
Rusterung, Revue, der Geister am Seefele 13. 15.
Rebelfräulein, singendes 12.
Rörggel 97.
Serken und Orco 96.
Sion, der Jerlichter Wohnitz 178.
Simeonibel 29.
Trendel und Breide 238.
Tscherei 268.
Tscherhase als Kuchen 263. 266. 267.
Tschtreicher geistern 282.
Pfaffe rührt sich 11.
Pfannenkuchenritt, kirchlicher 22.
Pfingstritt 21.
Pilatus Grab 176.
Priester auf Reisen 7—10.
Prozessionen zu Roß und Schuß 20.
Rappe und Schimmel des Jung 11.
Rechts und links 67.
Regenbogen 52.
Regen- und Schneefall bei Priesterreisen 7—10.
Reutläuten 5.
Reiterbittfahrt 17.
Rinderopfer 76. 77. 79. 80.
Ritt durch die Saat, sie befruchtend 28.
Rois, les petits 3.
Rosenkranzjungfern 135.
Roß Gottes 17. — mit glühenden Hufeisen 91. 175. — Roßopfer 79. — in ein Roß verwünscht 93. 135. 175. — Roßweide des Wilden Jägers 15.
Rothenburger 69. — Rothenburger Schützen 67. 18.
Rothenfinder, Wilder Jäger 62. — rother Jäger 65.
rother Federbusch 65.
rothes Ei 263.
rothes Tüchlein 66. 67.
rothe Thüre 156.
rothglühende Rockknöpfe 69.
roth- und weißgefleckte Jagdhunde 72.

S.

Sattbal, Geisterhölle 12.
Satthaler Jungfrauen 216.
Saumpferd des Gewitters 75.
Schatzeiche 168.
Schatzschlüssel 199.
Schellenbuben des Wilden Heeres 101. 111.
Schimmelreiter 28. 45. 46.
Schinden, lebend aus der Haut 81. 82. 84.
Schlange und Frosch als Quellen- und Bilgewasser 191. 201. — Schlangenfleisch essen macht weissagend 198. — Schlangenhaut wird als Schwanenhemde abgestreift 205. — Schlangenköpfchen auf den Jahrmannsgürteln 201. — Schlange, die Kaswage lenkend 197. — Schlangenkrönlein 194. 203. — Schlangen Milch gesprochen 194. — Schlangen Recht gesprochen 198. — Schlangen tödten bringt Hunger und Pest 196. 203. — Weihnachtsschlange 159.
Schloßgrün 63. 72. 73.
Schnitterwagen im Heidenbügel gesunden 32.
Schratt und Schrättlein 108.
Schuh, als Grenzzeichen 15. 26.
Schutzende Erdmännchen 113. 129.
Schwabenstiefel des Geistes 175.
Schwarze Wilden 107. 108. 133.
Schwarze Hunde des Wilden Jägers 66.
Schwein als Kochkessel 61. — in einen schlappbutigen Raum sich wandelnde 73. — als Torfloos stimmt ihren Ferkeln 72. 98. — des Wilden Jägers 100. — der Zwerge 121.
Schwerter und Messer der Zwerge 117. 127.
Schwimmschuhe der Zwerge 115.
See, entheiligt 189. 193.
Seehasen 265. 266. 275.
Sennenparadies 224.
Speckbuben 98.
Stellung, erschwerte 67.
Stierenbrüllen, ein Hirtenspiel 52.
Stierhäupter, Leuchen abwehrend 79.
Stinkähni, Uraha 157.
Sturmwind der Schenken 280. 284. — Sturmwinde als brüllende Thiere 76. 77. 218.
Symbol des Ackermaßes und Furchlegens 25.

T.

Tabakraubender Wettergeist 28. 184. 185. 186.
Tanz- und Brautsäle 251.
Teufelsloch 111. 130.
Teufels Kegelbahn 76.
Teufel tabakraubend 187.
Thalherren im Entlebuch 13.
Thalvogt in Ilz 4.
Thierherren 200.
Thüren und Thore unverschließbar 74. 189.
Titisee 109.
Tuilerie, Hundert römischer Kegelscherben 171.

Jungenjäg 109.
Unverſchließbare Thüren, als Weidbahn des Wilden Jägers 71. 90. 101.
Vogelbeerbaum 261.
Vogelgeſtalt der Zwerge 107. 109. 110. 126. 129. — des Windes 283. 284. — des Vorbundes 99.
Wagen des Wilden Jägers 28. 55. 72. Herrenkutſche 60. — Wittenbachs goldner Wagen 73. 74. — mit Schimmelbespannung und von zwei weißen Pudeln begleitet 93.
Waldhammer, als amtliche Schutzwaffe 65.
Waſſerfälle als Mädchenzöpfe 216.
Waſſerjungfern, waſchende und Linnen bleichende 130—141. 143.
Weihnachtsſchlange 159.
Weiße Hündchen des Wilden Jägers 15. 61.
Werwolf, Bergname 93.
Wetter anſchießen 11. 69.
Wetterdachſen 10.
Wetterhexen 3. 17.
Wetterkochende Landgeiſter 181.
Wilde Männer, als Aelpler 15. — ihre Tracht 16. — in Thiergeſtalt 95.
Wilder Jäger, zum Reiſeltanz aufſpielend 50. — ſeine Aelplertracht 49. geharniſcht 11. 15. — ſein Weidſpruch 45. 59. 62. 66. 101. — rothhaarig, vgl. unter roth.
Windmonat 281.
Winterhelden 6.
Winterriefe, Perſonificationen deſſelben 4. 5.
Wirbelwind Feenllaton 66. — als Stier brüllend 70. — menſchenfreſſeriſch 281. 282.
Witterung ausrufen 10. 78.
Wolke als Feder 211. — als Kuh 220. — als Segel und Schiff 200. — als Schwein mit Ferkeln 109. — als Stier 218. — als Wäldermädchen 216. — als Wollenwidder 212. 214. 215.
Wunderblume 135.
Wütigs- und Wutigsheer 62.

Erklärung etlicher in dieſem Buche gebrauchten Abkürzungen.

Die Schriften der Gebrüder Grimm ſind nach der von ihnen ſelbſt eingeführten Abkürzungsart folgendermaßen citirt: Ir. Elfenm.: Iriſche Elfenmärchen. KM.: Kindermärchen. DS.: Deutſche Sagen. Myth.: Die Deutſche Mythologie, in erſter und zweiter Auflage. RA.: Rechtsalterthümer. Weisth.: Weisthümer.

Die Werke von J. W. Wolf heißen hier: Beitr.: Beiträge zur deutſchen Mythologie, 1. und 2. Band. DMZ.: Deutſche Märchen und Sagen. Ndl. Sag.: Niederländiſche Sagen. Hſm.: Deutſche Hausmärchen. Dazu deſſelben Verfaſſers Zeitſchr. f. Mythologie. — Die niederſächſiſchen Sagenſammlungen von Harry und die von Müller Schambach werden bezeichnet mit Ndſächſ. S. — Bechſteins Deutſches Sagenbuch, und Schöppners Bairiſches Sagenbuch ſind verkürzt in DSagb. und BSagb. — Zingerle's Sagen und Märchen aus Tirol, ſowie deſſelben Sitten ꝛc. des Tiroler Volkes erſcheinen als Tir. SM. und als Tir. Sitt. — Simrocks Kinderbuch in Kinderb., Meier's Schwäb. Kindereime, Zeidler's Anhalt. Volksreime und hier mit Kindерl. und Volksr. angegeben; Elſaß. Volksb. bezeichnet Stöber's Volksbüchlein in Elſäſſiſcher Mundart u. ſ. w.

ihm zugeschriebene **Gespräche**. Originalien und gleichzeitige Uebersetzungen, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Eduard Bocking. Mit einer lithogr. Ansicht vom Steckelberg. 1859. n. 6 Thlr.

Vol. V. A. u. d. T.: Ulrichi Hutteni equitis **orationes** et scripta didascalica cum corollariis. Collegit recensuit adnotavit Eduardus Bocking. Ulrichs von Hutten **Reden und Lehrschriften** mit erläuternden Zugaben. Originalien und gleichzeitige Uebersetzungen, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Eduard Böcking. 1861. n. 5 Thlr. 10 Ngr.

Kurz, Heinrich, Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Dritte Auflage. 3 Bände. gr. Royal-8. 1861. Geh. 12 Thlr.

Einzeln:

I. Band. Von den ältesten Zeiten bis zum ersten Viertel des 18. Jahrh. 1860. 4 Thlr. 7½ Ngr.
II. Band. Vom ersten Viertel des 18. Jahrhunderts bis ungefähr 1770. 1861. 3 Thlr. 22½ Ngr.
III. Band. Von ungefähr 1770 bis zu Göthe's Tode (1832). 1861. 4 Thlr.

—— —— **Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur.** gr. 8. 1860. Geh. n. 28 Ngr.

Neumann, Carl Friedrich, Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1855. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— —— **die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung.** Eine von dem königl. Institut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Zweite Auflage. gr. 8. 1855. Geh. 1 Thlr.

Nitzsch, K. W., Professor in Kiel, **Vorarbeiten zur Geschichte der Staufischen Periode.** Erster Band. A. u. d. T.: **Ministerialität und Bürgerthum** im 11. und 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. gr. 8. 1859. Geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Paldamus, Dr. Friedrich, deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Mit Portraits und Facsimile's. Zweite Abtheilung. [Von Klopstock bis Schiller.] Erster und zweiter Band. 8. 1858. 1861. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Fortsetzung, von Dr. Heinrich Kurz bearbeitet, befindet sich unter der Presse.

Polo, Marco, des Venezianers, **Reisen im dreizehnten Jahrhundert.** Zum ersten Male vollständig nach den besten Ausgaben deutsch mit einem Commentar von August Bürck. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von Karl Friedrich Neumann. Zweite Auflage. gr. 8. 1855. Geh. 2 Thlr.

Pückert, Wilhelm, die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. gr. 8. 1858. Geh. n. 2 Thlr.

Reuter, Hermann, Geschichte Alexanders des Dritten und der Kirche seiner Zeit. Erster und zweiter Band. gr. 8. 1860. Geh. n. 7 Thlr.